No.	Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2Jahren	Durchschn. 1 incl. Kl.
1.	**Amberg**	35*	28	40	41	39§	25	25	23°	21	396	+11	30
		40*	28†	27			24						
2.	**Ansbach**	40	30	36†	35	23	33	26	30	18	271	+30	30
3.	**Aschaffenburg**	35	32*	36	32	27	29	32°	20	19	449	+24	30
		38*	32*	33†	30	25	29						
4.	**Augsburg** . . . St. Anna	38†	22§	41	32	25	24	22	23	25	295	—62	27
			21					22					
5.	**Augsburg** . . . O.S.B.St.Steph.	50	37*	46*	33	46	28	36	41	25	536	+ 1	38
		50*	37*	47	31		29						
6.	**Bamberg** . . . Altes G.	49	37§	29	47	39	42	26	19	21	367	+10	33
			29†	29									
7.	**Bamberg** . . . Neues G.	36	42	42	35§	26§	26	31	26°	26	502	+ 9	34
		37†	44	41	35	30§	25						
8.	**Bayreuth** . . .	37§	27	26†	20§	44	43	29°	26	21	388	+ 4	30
		28*	27*	30*	30§								
9.	**Burghausen** . .	45*	47	46§	36	39	23	28	18	19	323	+ 1	32
							22†						
10.	**Dillingen**	45*	34	37	32	31§	28	20	41°	31	485	— 9	32
			35†	33	37	34	27	20					
11.	**Eichstätt** . . .	48†	51	42	42	28§	38	26	26	20	321	+11	36
12.	**Erlangen** . . .	35	31	35	28	26	28	34	27	21	265	—	30
13.	**Freising**	33	36	52§	38§	39§	33	24	31	23	418	+ 5	32
							32	24	30	23°			
14.	**Fürth**	40	41*	26§	41	38§	23	19	18	21	295	+ 5	30
				28†									
15.	**Günzburg** a. D.	30	21	29*	35†	26	31	39	38	27	276	+69	28
16.	**Hof**	39	34†	43	30	32	23	20	20	16	257	+44	29
17.	**Ingolstadt**	28	47	42§	33§	24§	22†	20	14	15	272	+13	27
											360	+24	30
											310	+15	31
											339	+19	31
			26*	25†									

Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen

Verein Bayerischer Philologen

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDVIERZIGSTER BAND

MÜNCHEN, 1905.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)
KAUFINGERSTRASSE 29.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.[1])

---

[1]) Hier werden auch die unter der Rubrik „Neue, der Redaktion zugegangene Bücher" aufgeführten Erscheinungen verzeichnet (N. B. = Neue Bücher).

Seite

Seite

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDVIERZIGSTER BAND.

I. & II. HEFT.

JANUAR-FEBRUAR.

(AUSGEGEBEN AM [illegible] FEBRUAR [illegible])

MÜNCHEN, 1905.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)
KAUFINGERSTRASSE 29.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des I. & II. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

M. Phil. Jac. Crophius, Rektor des St. Annagymnasiums in Augsburg 1704—1742.

Im Jahre 1704 wurde Phil. Jac. Crophius Rektor des St. Annagymnasiums. Er bekleidete dies Amt fast bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, nämlich bis 1742. Man pflegt das 18. Jahrhundert als das Zeitalter der Aufklärung zu bezeichnen. Diese geistige Bewegung kam natürlich auch auf dem Gebiet der Schule zum Ausdruck, aber es ging langsam, namentlich am St. Annagymnasium, bis man den Forderungen des Zeitgeistes und der Aufklärung Rechnung trug, ja der Rektor selbst, der dazu bestimmt war die Schulreform im Sinne der Aufklärung durchzuführen, Mertens 1773—1799, liefs sich nur mit Widerstreben, gedrängt durch die Macht der Verhältnisse, von dem alten Bildungsideal, das auf den alten Sprachen beruhte, abbringen.

Crophius vertritt noch vollständig die alten Grundsätze der humanistischen Bildung. Anders steht es schon mit seinem Nachfolger Hecking 1743—1773. Dieser hat nicht umsonst in Halle studiert und Aug. H. Francke, den grofsen Pädagogen des Pietismus, gehört. Unter Heckings Rektorat werden Geschichte, Geographie und Mathematik unter die Lehrgegenstände aufgenommen, die von den Pietisten betonten Realien treten zu den alten Sprachen hinzu. Unter Mertens endlich halten die modernen Sprachen ihren Einzug am St. Annagymnasium: Französisch und Italienisch, das für Augsburg wegen seiner Handelsbeziehungen wichtig war. Mit der englischen und spanischen Sprache wurde nur ein kurzer Versuch gemacht. Dem Utilitätsprinzip: Der Schüler soll nur das lernen, was er einmal im praktischen Leben verwerten kann, wurden grofse Zugeständnisse gemacht, alles Mögliche wurde am Gymnasium gelehrt und die alten Sprachen, namentlich das Griechische, trotz des Widerstrebens des Rektors Mertens immer mehr beschränkt.

Nach dieser kurzen Übersicht sollen sich nun die folgenden Zeilen mit dem ersten der genannten drei Rektoren beschäftigen, Crophius, dem Repräsentanten des althumanistischen Bildungsideals. Gehört er auch nicht zu den grofsen Rektoren des St. Annagymnasiums wie der gelehrte Hier. Wolf, so verdient er doch Beachtung als Chronist seiner Vaterstadt und seines Gymnasiums. Geboren ist er am 3. Sept. 1666 zu Augsburg. Von den 15 reichsstädtischen Rektoren des St. Annagymnasiums sind aufser Crophius noch fünf, nämlich Birck, Höschel,

Wilhelm, Reiser und Mertens Augsburger, einige von ihnen wie Wolf und Ehinger stammen aus benachbarten Gebieten, während drei aus weiter Ferne berufen wurden, nämlich Geldenhauer, der erste Rektor, aus Nymwegen, Henisch und Magnus aus Ungarn. Crophius stammt aus einer Schulmeisterfamilie. Sein Grofsvater, sein Vater und sein Bruder waren praeceptores gymnasii Annaeani. Der Vater war auch 20 Jahre lang Ephorus des St. Annakollegiums. Mit Sorgfalt leitete er die Studien seines Sohnes, der nach Absolvierung des Gymnasiums 1686 die Universität Jena bezog, wo er sich den philosoph. Studien besonders unter Anleitung seines Landsmanns, des späteren Professors und Abts zu Helmstedt, Joh. Schmid, widmete. Nach Erwerbung der Magisterwürde durch seine dissertatio de gymnasiis Atheniensium begab er sich an die Universität Leipzig, um hier besonders Theologie zu studieren, worauf er 1689 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Sechs Jahre lang bekleidete er nun das Amt eines Hauslehrers bei dem Grafen Hannibal von Egk in Regensburg, bis ihn das Augsburger Scholarchat 1695 als Lehrer der 4. Klasse an das St. Annagymnasium berief. Als 1704 Rektor Magnus auf seine Stelle verzichtete, wurde dem 38jährigen Crophius das Amt des Rektors und Stadtbibliothekars übertragen, das er bis zu seinem Tode 1742 bekleidete.

Der neue Rektor hatte sogleich schwere Zeiten durchzumachen in seinem Amte, die des spanischen Erbfolgekriegs, durch den Augsburg sehr geschädigt wurde. Es waren schlimme Tage für den Rektor, denn durch die lange französische Einquartierung nach Abzug der österreichischen Besatzung wurde der Unterricht sehr gestört. Auch das Amt des Bibliothekars machte ihm damals viel zu schaffen, denn durch das Bombardement und die Belagerung der Stadt wurde die Bibliothek, deren Bücher an verschiedenen vor den Bomben sicheren Orten untergebracht wurden, in Unordnung gebracht. Aber nicht blofs Unangenehmes war ihm beschieden, sondern auch Freuden und Ehren wurden ihm zu teil. Schon in Regensburg war ihm durch seinen Zögling, den jungen Grafen Friedr. Jul. v. Egk der Dichterlorbeer überreicht worden. Als er später dem Kaiser Joseph I. zwei Glückwunschgedichte widmete, liefs dieser ihm eine kaiserliche Gnadenmedaille überreichen. Ferner war es Crophius, unter dessen Amtsführung viele lateinische Komödien aufgeführt und Redeakte abgehalten wurden, vergönnt fünf Jubelfeste in der Schule zu feiern und zwar 1) 1715 wegen des 100 Jahre zuvor erfolgten Neubaues des Gymnasiums durch Holl. 2) 1717 feierte die Schule unter ihm das 200jährige Jubelfest der Reformation. 3) 1722 nahm das Gymnasium teil an dem Senatorenjubiläum des Stadtpflegers Paul v. Stetten und 4) 1730 an dem Jubelfeste der vor 200 Jahren erfolgten Übergabe der confessio Augustana. Endlich feierte Crophius noch 5) 1731 das 200jährige Bestehen des St. Annagymnasiums. Kein Rektor hat soviele Schul- nnd Jubelfeste gefeiert wie Crophius. Auch in seiner Familie war ihm viel Freude beschieden. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des Seniors und Pfarrers von St. Anna Harder hatte er dreizehn Kinder, von denen nur die Hälfte den Vater überlebte. Sein ältester Sohn, der des Vaters

Namen trug, Phil. Jak. Crophius, wurde Pfarrer in Augsburg, die älteste Tochter verheiratete sich an Pfarrer Jakob Brucker in Kaufbeuren, der später Pfarrer bei hl. Kreuz in Augsburg wurde. Brucker galt als ein gelehrter Mann und ist bekannt als der Verfasser einer Geschichte der Philosophie.

Was die literarische Tätigkeit des Crophius betrifft, so beschränkte sich dieselbe in der Hauptsache auf Gelegenheitsschriften d. h. Schulprogramme, die wohl Reden zu den Festakten enthielten. Er sagt selbst: „Geschrieben habe ich wenig, was der gelehrten Welt Aufmercksamkeit verdiente.“ Wir können ihn also nicht seinen grofsen Vorgängern im Amte, den Gräcisten Hier. Wolf, dem Herausgeber der griechischen Redner, und David Höschel, dem Herausgeber des Philo, an die Seite stellen in seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Erhalten sind seine beiden geschichtlichen Werke, nämlich die Beschreibung der Belagerung Augsburgs im spanischen Erbfolgekrieg und die Geschichte des St. Annagymnasiums bis auf seine Zeit. Das erstere Buch führt den Titel „Das mit Kriegslast gedrückte und durch Wunder-Hülff erquickte Augspurg“ und gibt ein sehr anschauliches Bild von den Leiden, die Augsburg damals auszustehen hatte. Einiges davon, namentlich über die eigentliche Beschiefsung der Stadt, sei im folgenden mitgeteilt. Die Stadt wäre natürlich am liebsten neutral geblieben, aber als die beiden feindlichen Heere, das kaiserliche und das verbündete französisch-bayerische, sich Augsburg näherten, sah sich dasselbe gezwungen eine kaiserliche Besatzung von 7000 Mann unter dem Kommando des Herrn von Bibra aufzunehmen, die Bürger selbst stellten 3000 Verteidiger. Das feindliche Heer zählte etwa 12000 Mann und stand unter dem Kommando des Kurfürsten Max Emanuel. Es rückte von der Wertach und von Göggingen her gegen die Stadt, um sie für ihren Anschlufs an den Kaiser zu züchtigen. Die eigentliche Belagerung der Stadt dauerte vom 6.—15. Dezbr. 1703. Nachdem die Feindseligkeiten am 6. Dezbr. begonnen hatten, liefs der Kurfürst am 7. die Stadt zur Übergabe auffordern, aber der kaiserliche General wies die Aufforderung zurück. Daher machte der Kurfürst am 8. Dezbr. Ernst und begann die Beschiefsung am Klinkertor und der blauen Kappe. Der Torturm geriet in Brand und brannte ganz aus. Auch viele Häuser am Tor und hinter der blauen Kappe (die Abbildungen dieser Befestigungen, deren letztere ihren Namen von der Farbe des Daches führt, sind in dem Buche enthalten) gerieten in Brand, darunter z. B. das Armenkinderhaus, weshalb dieser Stadtteil geräumt werden mufste. An den folgenden Tagen ging es aber der Stadt noch schlechter. Crophius berichtet: „Sonntag, den 9. Dezbr., gieng das Canoniren, Bresscheschiefsen, Bomben- und Feuerkugelwerfen auf das heftigste an, dabey, wie auch den vorigen Tag, ein sehr heftiger Wind gegen die Stadt ginge, welcher durch sein Stürmen die Feuersbrünsten noch gefährlich- und unlöschlicher machte und auch die Belägerten sehr incommodirte und an dem Hinausschiefsen merklich hinderte. Wo die Feind Feuer aufgehen sahen, da spielten sie immer stärker darauf zu und schröckten also die Leute vom Löschen ab und wurden diesen Sonntag viel schöne Häuser in der hl. Kreuz

1*

Gassen ruinirt. Diesen Tag wurde auch alles Glocken Läuten und Schlagen der Uhren abgeschafft; war wohl was Klägliches, daſs man den Anfang des Tages durch das Donnern der Kartaunen und den Anfang der Nacht nach dem grausamen Krachen der Feuer speyenden Carcassen unterscheiden muſste, sonst aber nicht wuſste, wie man in der Zeit lebte. Montag, den 10., ging unter anderen in dem bischöflichen neu erbauten Reithauſs, in welchem sehr viel Getreide war, Feuer auf und entstund eine erschröckliche Brunst und fuhren die Feind mit bombardiren grausam fort. Sobald es helle worden, nahm man wahr, daſs die Approche gar nahe gegen die Stadt geführet und eine neue Batterie verfertigt worden, von welcher sie mit 14 halben Carthaunen anfingen auf die Mauer und Thurn zu donnern, davon die halbe Stadt erzitterte, in Meynung eine Bresche zu legen, so aber noch lang gefehlet, indem sie nur den Krantz der Mauer fassen können und die blaue Kappen zur Defension unbrauchbar gemacht. Diesen Tag haben auch die Feind das Wasser völlig von der Stadt abgeleitet und gesperrt, daſs also die Noth und Gefahr wegen Feuersbrünsten immer gröſser wurde. Sobald Dienstag, den 11., das Licht ein wenig angebrochen, nahm das Brescheschieſsen wieder seinen Anfang und ist keinen Tag heftiger und schneller auf einander canonirt worden als diesen, daſs man meynte, es müsse alles zusammenfallen und brannten diesen Tag an dem sogen. Katzenstadel viel Häuser ab. Gegen Abend kam eine Sag aus, der Feind werde auch von der Lechhauser Seiten her anfangen die Jakober Vorstadt bombardiren, deſswegen unter denen, so hinausgeflohen, eine groſse Bestürtzung und lamentiren entstund und würklich viele anfingen wieder in die Stadt und zu ihren Wohnungen zu fliehen, darüber ein solcher tumult und Gedräng mit hin und herlauffen und fahren sich erhube, daſs man einander fast erdruckte. Weil auch die zur Garnison hereingelegten Soldaten und vornehmlich die Hussaren in den Häusern, wo Feuer auskommen, oder welche gesperrt und von ihren Besitzern wegen Unsicherheit verlassen waren, durch Eindringen und frevelhaftes Aufschlagen groſsen Gewalt übten und nach eignem Gefallen raubten und plünderten (wodurch mancher ehrliche Burger, der vor dem Feind das Seinige salvirt hätte, zu einem armen Mann worden) wurde diesen Tag ausgeruffen, daſs niemand nichts Geraubtes von den Soldaten, die solches ungescheut in der Stadt ausschrien, kaufen sollte. Mittwoch, den 12., ging das bombardiren wieder so entsetzlich und furios fort, daſs diesen Morgen das alte Zeughauſs, der sogen. KönigsStadel oder das schöne Proviant-Hauſs, Armen-Hauſs, das Klösterlein und mehr ansehnliche Gebäu in Aschen und Ruin gelegt wurden. Weil der Brunsten so viel zugleich entstunden und das Lech-Wasser gesperret war, ruffte man durch die Stadt aus, es solle ein jeglicher Burger in groſsen Gefäſsen Wasser vor sein Haus setzen, daſs man die Feuer-Kessel daraus füllen könne. Nachmittags kam ein Geschrey aus, der Succurs seye im Anzug und man könne von Thürnen und hohen Häusern schon die Vortruppen sehen; wordurch die Bürgerschafft sehr getröstet wurde, zumal der Commandant solches nicht begehrte zu

widersprechen. Aber so grofs die Freude gewesen, so schmerzlich war die Betrübnus, als die Hoffnung auf einmal zu Wasser ja Feuer war, sintemal der Feind die ganze Nacht hindurch gar unbeschreiblich viel Bomben einwarff, auch die Belagerte hefftig hinausschossen, dafs man wegen des unablässigen Krachen und Zerspringens meynte, der jüngste Tag breche gar herein und hat die helle Lohe von den vielen Feuersbrünsten weit und breit in die Nachbarschaft geleuchtet und von dem entbrandten Zorn Gottes über diese Stadt gezeigt. So entsetzlich aber theils die Feuerflammen gewüthet und um sich gefressen, theils die sich über den grofsen Schaden freuende Soldaten durch plündern und entwenden gehauset, so wird doch mit Bestand der Wahrheit niemand sagen können, dafs die Burgerschaft des Jammers müd und wankelbar worden, sondern es blieb jedermann entschlossen vor die Freyheit und der Kaiserl. Majestät geschworne Treu alles auszustehen." Soweit der Bericht über einige der schlimmsten Tage der Belagerung. Am 15. Dezbr. verstummte plötzlich nachmittags der Donner der Geschütze. Der kaiserl. General Bibra verhandelte mit den Belagerern, denn er hatte Befehl erhalten, dafs er, wie Crophius bemerkt „die Extremitäten nicht abwarten, sondern die starke und auserlesene Garnison durch einen raisonablen Accord zu erhalten beflissen seyn sollte". Der Stadt wurde ihre Treue gegen den Kaiser schlecht gelohnt; denn sie wurde schnöde im Stich gelassen von dem kaiserlichen General, der nur für sich mit dem Feinde verhandelte. Es wird allerdings behauptet, Bibra habe auch die Stadt in die Kapitulation miteinschliefsen wollen, aber der bayerische Kurfürst, welcher der Stadt grollte, habe davon nichts wissen wollen. Am 16. Dezbr. zogen die Kaiserlichen ab und an ihrer Stelle rückten die französisch-bayerischen Truppen ein in die Stadt, welche nun die ungebetenen Gäste 8 Monate lang bis 16. August 1704 behalten mufste. Die Stadt wurde dadurch finanziell furchtbar geschädigt. Crophius berechnet, dafs Augsburg damals durch Einquartierung, Kontribution, Schäden durch Beschiefsung u. dgl. einen Verlust von 4—5 Millionen Gulden erlitt.

Das andere geschichtliche Werk des Crophius, das wir besitzen, ist seine Geschichte des St. Annagymnasiums. Sie führt den Titel „Kurtze und gründliche Historische Erzehlung von dem Ursprung, Einrichtung und Schicksaalen defs Gymnasii zu St. Anna in defs H. Röm. Reichs freyen Stadt Augspurg, und dem Leben und Schrifften der darinnen ehemals lehrenden Professorum und Rectorum, aus glaubwürdigen Original- und andern sichern Documenten gezogen". In der Vorrede vom 21. März 1740 erklärt der Verfasser: „Es ist nichts darinnen erzehlet, wovon ich nicht einen zuverläfsigen Grund vor mir gehabt; ein guter Theil ist aus eigenhändigen Schrifften unserer ehemahligen Rectorum und Professorum verfertiget, die alte Schul-Ordnungen darzu genommen und was nur sonst aus der gelehrten Historie ein Liecht geben können, sorgfältig zu rath gezogen worden." Er bemerkt auch in der Vorrede, er habe viel mehr Stoff gesammelt für eine ausführliche Schulgeschichte, aber aus Mangel an Zeit müsse er sich in der Darstellung kurz fassen. Im 1. Teil ist die Geschichte

des Gymnasiums, im 2. das Leben und die schriftstellerische Tätigkeit der Rektoren dargestellt. Das Buch ist veraltet, die Darstellung beschränkt sich auf äufserliche Dinge und läfst pädagogische Gesichtspunkte vermissen. Aber trotzdem ist das Buch für uns immer noch unentbehrlich, weil wir eben keine andere Geschichte des Gymnasiums besitzen; denn Rektor Beyschlag, der zur 3. Säkularfeier 1831 „Kurze Nachrichten von dem Gymnasium zu St. Anna" herausgab, konnte sein Vorhaben das Werk des Crophius umzuarbeiten und fortzusetzen nicht ausführen.

Aufserdem ist von Crophius erhalten eine Festschrift, Hilaria scholastica betitelt, in der die Reden von zwei Jubelfeiern mitgeteilt sind, nämlich der Feier von 1715 zur Erinnerung an das 100-jährige Bestehen des Hollbaues und der Feier von 1731 zur Erinnerung an das 200jährige Bestehen des Gymnasiums. Die von Crophius 1715 gehaltene lateinische Rede sei hier übergangen und nur aus dem deutschen Jubelgedicht einiges mitgeteilt. Crophius scheint ein sehr eifriger Dichter gewesen zu sein, doch waren es meist nur Gelegenheitsgedichte wie Hochzeitscarmina u. dgl., die den praktischen Zweck hatten sein geringes Einkommen zu erhöhen. Unserem Geschmack entsprechen diese poetischen Leistungen nicht sehr. Das Jubelgedicht von 1715 beginnt:

„Darff das Gymnasium wohl heut sein Haupt erhöhen
Das in Verachtungs Staub sonst nieder ist gebückt?
Ja, ja; dann Ihm ist heut vom Herrn grofs Heyl geschehen,
Der es aus sondrer Gnad mit Jubel-Lust erquickt.
Die Zung soll voller Ruhm, der Mund seyn voller Lachen
Dann seiner Freyd ist heut kein Ziel noch Maas gesteckt,
Es heifst die Bürgerschaft mit Ihme Feyrtag machen,
Das sonst zu strengem Fleifs die Jugend Schaar erweckt."

Dann besingt Crophius seine Vorgänger und den Neubau folgendermafsen:

„Gott liefs es selbem nie an tapffern Männern fehlen,
Die als primarii dasselbige regiert.
Da kan man vorne an den Betulejum zählen,
Nach welchem Wolffius höchst rühmlich profitiert;
Schenck und Henischius mit ihren grofsen Gaben
Sind der gelehrten Welt sowohl als uns bekannt;
Nachdem ward zu der Stell Henischius erhaben,
Dann kam Hoeschelius zu diesem Ehren Stand.
Was difs vor grosse Leut an Wissenschaft gewesen,
Wie unter ihnen auch die Schul in Aufnahm stund
Kan man zum Wunder noch in ihren Schrifften lesen
Und ist nicht noth, dafs es der schwache Kiel mach kund.
Als aber das Gebäu durch Alter wolt zergehen
Nahm nicht zugleich zur Schul die Lieb und Vorsorg ab.
Es wurde dieser Platz von neuem ausersehen
Da dann Elias Holl den klugen Meister gab.
Der difs Gebäu so schön als nutzlich aufgeführet

Wie es noch jetzt zur Prob von seiner Bau-Kunst steht
Und nebst viel anderen das werthe Augspurg zieret.
Als nun der Bau vollbracht, wurd mit Solennitaet
Er christlich eingeweyht und fieng man an zu lehren
Vor jetzo 100 Jahr, und dieses ist der Grund,
Warum heut unsre Schul läfst Jubel-Stimmen hören,
Da aus dem Überflufs des Herzens redt der Mund."

Den Schlufs des Gedichts bilden namentlich Danksagungen und Wünsche. Hier heifst es unter anderem:

„Die Eltern insgesamt ersuchen wir geflissen,
Dafs mit den Lehrerern sie öffters halten Sprach,
Dafs würde selbigen das saure Amt versüssen
Und blieb manch böfs Concept und falscher Argwohn nach.
Gott aber, welcher uns die hohe Gnad erwiesen,
Und difs Gymnasium nun 100 Jahr geschützt,
Sey vor die grofse Treu mit tiefstem Dank gepriesen
Von dem Lob-Opffer soll seyn Heerd heut seyn erhitzt."

In derselben Festschrift ist enthalten „die den 5. Dezbr. 1731 wegen glücklicher Zurücklegung des Andern Seculi mit feyerlichster Solennität celebrirte Jubel-Freude, Gott zu Ehren und der Nachkommenschafft zu ergötzlichem Angedencken nach ihren merkwürdigsten Umständen beschrieben". Die Feier fand am 5. Dezbr. deshalb statt, weil die Eröffnung des Gymnasiums erst am Ende des Jahres 1531 erfolgt war. Am Sonntag den 2. Dezbr. wurde die Bürgerschaft in der Predigt durch Senior Samuel Urlsperger auf die Festfeier aufmerksam gemacht. Am 3. wurden Magistrat und Bürger durch ein Festprogramm und carmen des Rektors eingeladen. Das Programm, das am Hoftor des Gymnasiums angeheftet wurde, enthält eine kurze Geschichte des Gymnasiums vom ersten Rektor Geldenhauer an. Seine Absicht eine ausführlichere Geschichte zu schreiben deutet Crophius hier schon an. In dem carmen behandelt er das Thema: flos scholarum incrementum rerum publicarum. Der in der Bibliothek befindliche Festsaal des Gymnasiums war schön geschmückt mit „kostbaren Tapeten, Wappen, Sinnbildern, Contrefeyen derer alten Rectorum und Abzeichnung des alten und neuen Schulgebäues". Ferner waren Portal und Fenster an den untern Klassen mit sechs Pyramiden geziert „deren 4 das Wort Jubilaeum mit grofsen verguldeten Buchstaben vorstelleten und mit grünen Behängen". Der Festakt selbst ging nach Crophius in folgender Weise vor sich: „Auf den Jubeltag wurde die gesammte das Gymnasium frequentirende Jugend in den Classen in saubern Kleidern zu erscheinen beschieden und mit halb 7 Uhr morgens mit dem Schulglöcklein zu läuten angefangen; sobald man zu läuten aufgehört, fing man oben an zwischen der 4. und 5. Clafs in dem Thennen mit Trompeten und Paucken Schall zum Fenster heraus das Fest zu intimiren, und unter solchen Aufzügen wurde die gesammte Schuljugend nach ihren Classen Paar-weifs in schöner Ordnung in die nächst gelegene St. Anna Kirchen geführt, allwo von Ihro Hoch-Ehrwürden Herrn Senior Weidner eine höchst-erbauliche Schul-Predigt gehalten, nach

deren Vollendung das Te Deum Laudamus mit Trompeten und Paucken und einer schönen Figural-Music angestimmt, und bei Schlufs derselben die Schul-Jugend bey den Stühlen Eines Hoch-Edlen und Hoch-Weisen Magistrats vorbey und unter Trompeten- und Paucken-Schall wieder in das Gymnasium gebracht worden. Bald darauf verfügte sich Ihro Wohlgeboren Gnaden Herr Stadtpfleger und gesamt Hochansehnlich Raths Collegium und Ein Hoch- und Wohl-Ehrwürdig Ministerium (= die evangel. Geistlichen) in corpore in das Oratorium, war auch sonst von vornehmen und mittleren Standes Bürgern ein zahlreicher Zugang, so dafs man zur Verhütung aller Unordnung einige Soldaten von der Stadt Garde bei denen Thüren bestellen mufste. Als der Actus Oratorius angehen solte, wurde eine von dem Herrn Musik Director besonders hierzu componirte Music aufgeführet und nach deren Endigung vom Rectore und einigen seiner Auditorum (= Schüler der obersten Klasse) die Orationes abgeleget. Dieser Actus verzog sich bis um 12. Uhr Mittags, da dann wieder eine schöne Figural-Music den Schlufs machte, unterdessen aber wurde die Schul-Jugend samt ihren Praeceptoribus Classen-weifs von dem vordern Hof-Thor bis an die Bibliothec zu beyden Seiten rangirt, so dafs die Regiments-Personen, unter Trompeten- und Paucken-Schall, ingleichen die Herrn Geistlichen, und andern vornehmen Auditores zwischen denenselben herausfahren und gehen konnten, welches nicht ohne Bewegung anzusehen gewesen. Nachdem sie nun also paradirt, wurden sie wieder in ihre Schulen geführt und daselbst aus den Händen des Rectoris einem jeglichen Scholaren eine Jubel-Müntze zum Andencken zugestellet und also unter göttlichem Beystand und Gnade diese Festivität glücklich beschlossen."

Crophius, der genau nach Chronistenart zu berichten pflegt, meldet nichts von Ohnmachtsanfällen u. dgl. bei der Festfeier. Offenbar waren die Leute jener Zeit leistungsfähiger als die der Gegenwart. Aus der Darstellung des Rektors geht nämlich hervor, dafs die Schüler mindestens von 8—1 Uhr feiern mufsten. Zunächst kam die kirchliche Feier, bei der Senior Weidner die Predigt hielt. Sie ist keineswegs kurz, sondern nimmt gedruckt 14 Folioseiten ein. Auf Grund des Textes Ps. 34, 12—17: „Kommet her, Kinder, höret mir zu; ich will euch die Furcht des Herrn lehren" usw. stellt der Prediger das Thema auf „Ein wohlbestelltes Gymnasium". Teile sind: I. „Wie ein praeceptor und Lehrer in einem wohlbestellten Gymnasium müsse beschaffen seyn?" Hier wird auf das Vorbild des Psalmisten David verwiesen. II. „Die Lection in einem wohlbestellten Gymnasio". Der Prediger entnimmt sie den Texteswortcn „Ich will euch die Furcht des Herrn lehren". III. „Die Methode einer wohlbestellten Schule." Sie bestehe hauptsächlich in Frage und Antwort. Im III. Teil werden auch die Fragen beantwortet, ob eine Privat- oder öffentliche Schule besser sei und ob das St. Annagymnasium eine solch wohlbestellte Schule sei. Wünsche und Bitten an die Obrigkeit, Eltern und Schüler bilden den Schlufs der Predigt, die weit hinausgeht über das Mafs einer Predigt der Gegenwart. Die eigentliche Schulfeier wurde eröffnet und auch geschlossen mit einem vom Musikdirektor Kräuter kompo-

nierten Gesang. Dem Anfangsgesang folgte die lateinische Rede des Rektors über flos scholarum incrementum rerum publicarum. Hierauf traten 8 Schüler als Redner auf, die das Thema behandelten „Seculi Felicitas sive Spes Meliorum Temporum In Proba Institutione Juventutis Scholasticae Fundata“. Die Reden waren in folgender Weise verteilt nach Crophius: „Die erste kurtze Red wird in Carmine elegiaco halten I. Paul Chr. v. Stetten, P. A. (= patricius Augustanus) De Felicitate Hujus Seculi In Statu Politico Et Ecclesiastico. II. Philipp David Kräuter, Coll. Evang. Alumn. De Fel. Sec. Quoad Statum Scholasticum. III. Andreas Mayr, Coll. Evang. Al. wird reden von der Glückseeligkeit des Schul-Standes wegen liebreich- und freygebiger Gemeinschafft der Gelehrten und ihrer Wissenschafften. IV. Georg Paulus Sedelmayr, Chori Musici Membrum, von dem glückseeligen Zustand eines getreuen Schul-Praeceptoris, carm. elegiac. V. Andreas Harder, itidem Chori Mus. M., von dem Glück und Vorzug der Kinder, so in die Schulen geschickt werden, carm. elegiaco. VI. Paulus Amman, P. A. e Class. V. von der leicht gemachten Lehr-Art, carminice. VII. Georg Josua Wegelin, Membr. Chori Mus. von den Mitteln, wodurch diese Glückseeligkeit zu erhalten, nemlich von guter Aufführung der Schuljugend. VIII. Joh. Elias Leopold Hörwart, P. A. et C. E. A. (= coll. evang. alumnus) die Schlufs-Rede worinnen er nebst einer kurtzen Vermahnung gegen Gott und das Auditorium die schuldige Danksagung ableget.“

Um nicht länger bei dem Feste zu verweilen, seien diese Leistungen der Schüler übergangen. Dagegen will ich im folgenden zwei Schülergedichte anführen, die einen anderen Anlafs hatten, nämlich den Namenstag des Rektors. Das erste ist vom 1. Mai 1733.

1. „Auf geliebte Musen-Schaar!
Lafs so Stimm als Saiten hören,
Bring die Freuden-Opffer dar
Deinen Lehrer zu beehren;
Lafs bey diesem Frühlingsschein
Dein Gemüthe fröhlich seyn.

2. Sieh der angenehme May
Will uns wiederum ergötzen
Und die Flora naht herbey
Uns zur Lust mit ihren Schätzen;
Alles lobet jetzt u. lacht
Bey des Frühlings schönem Pracht.

3. Werthe, diese Lust ist grofs
So wir bei der Flora finden,
Da wir in derselben Schoofs
Blumen-Kräntze können binden;
Doch Geliebte, unsre Brust
Spührt heut eine grössre Lust.

4. Denn wir können höchst vergnügt
In erwünschtem Wohlergehen,
Da es so der Himmel fügt,
Unsern theuren Lehrer sehen;
Er wird in der Frühlings-Zeit
Wiederum erquickt, erfreut.

5. Seines Namens frohes Fest,
Das ihn Gott in Lust u. Wonne
Heute wieder feyren läfst,
Wird Ihm eine Freuden-Sonne;
Er, ja selbst sein ganzes Haufs
Bricht in Freuden-Worte aus.

6. Da nun unsres Lehrers Wohl
Unser Hertz auch will erfreuen,
Ey so lafst uns Freuden-voll
Ihm die Freuden-Palmen streuen,
Machet nun mit Hertz u. Mund
Singend eure Freude kund.

7. Philipp Jacob lebe froh,
Leb in Wohlsein u. Vergnügen,
Denn es will sich heute so
Nach des Höchsten Willen fügen;
Leb, doch lebe sonder Leid,
Philipp Jacob leb erfreut.

8. Blühe, theurer Schulen-Mann,
Blüh in deinen alten Jahren,
Dafs man deine Treue kan
In der Schul noch offt erfahren,
Grün u. blüh den Palmen gleich,
Werd an hohen Jahren reich.

9. Deines Hauses Pracht u. Flor
Müsse dir Vergnügen geben,
Wenn als wie in einem Chor
Deine Kinder, Enckeln leben;
Deiner Treue Ehren-Lohn
Trage hier und dort davon.

10. Gott lafs diesen frohen Tag
Unserm Lehrer offt erscheinen,
Dafs Er sich ergötzen mag
Mit uns u. auch mit den Seinen.
Nun so rufft, da er noch wacht:
Theurer Lehrer! gute Nacht.

Den gleichen Anlafs hatte die „Gratulations-Ode zur Nacht-Music, welche S. T. Herrn M. Philipp Jacob Crophio, best-meritirten Rectori des Gymnasii bey St. Anna, auch Bibliothecario allda, an seinem im 74. Jahre glücklich erlebten Nahmens-Tage, nämlich den I. Maji Ann. 1740. aus verbundenster Ehrerbietung praesentirten dessen sämtl. Auditores. Der orator war Joh. Thomas Amman.“ Von dieser Ode, die unserem Geschmacke wohl ebensowenig entspricht wie die vorige, seien die drei ersten Strophen mitgeteilt:

1. „So zeigt der Herr bey dieser Nacht
wie treu sein Vaterauge wacht
vor die, so in der Schule lehren.
Denn, theurer Lehrer, dafs die Zahl
der Untergebnen abermahl
Dich kan mit einem Glückwunsch ehren,
das kömmt von Gottes Gütigkeit,
die Dich in Deinem Amt erfreut.

2. Gott machet durch besondern Trieb
den Hertzen diese Arbeit lieb,
die sie im Schul-Stand auf sich nehmen;
Zu der sich, eben wie ein Pferd
den Pflug nicht selbst zu ziehn begehrt,
auch vor sich selbst nicht viel bequemen:
Was Wunder? wenn er wieder sieht
dafs auch im Staub ihr Glücke blüht?

3. Da segnet er von Tag zu Tag,
dafs man die Last ertragen mag,
mit Leibes- und Gemüthes-Kräfften.
Sein Segen, der vom Himmel fliefst,
wo man treu pflantzet und begiefst,
bringt Labsal in den Amts-Geschäfften:
Nichts ist, das Lehrer mehr erfreut,
als ihrer Pflantzen Fruchtbarkeit.“

Wenn ich nun übergehe zu der Tätigkeit des Crophius als Rektor und Schulmann, so ist schon bemerkt worden, dafs er die Grundsätze der alten humanistischen Bildung vertritt. 1649 war das Gymnasium nach dem westfälischen Frieden aus den Händen der

Jesuiten wieder in den Besitz des protestantischen Scholarchats übergegangen. Am 12. April 1649 hielten 243 Schüler mit ihren Lehrern Einzug im Gymnasium, das den Protestanten durch das Restitutionsedikt entrissen worden war, so dafs sie in den Räumen des Kollegiums hatten Aufnahme suchen müssen. An Stelle Ehingers, der 1629 das Rektorat verloren hatte und zuerst nach Schulpforta, später nach Regensburg übergesiedelt war, übernahm Matth. Wilhelm das Rektorat. Im Unterrichtsplan traten keine Änderungen ein, denn man mufste sich auch auf dem Gebiete der Schule erst wieder erholen nach den Stürmen des furchtbaren Kriegs. Erst von 1670 an wurden Vorschläge gemacht zur Verbesserung des Unterrichts am Gymnasium und 1683 kam eine neue Schulordnung zustande unter Magnus, der von 1676—1704 das Rektorat verwaltete. Der Hauptgewinn war, dafs bessere Lehrbücher eingeführt wurden. Die Lehrgegenstände blieben die alten, im wesentlichen die alten Sprachen, besonders Lateinisch und immer noch wurde sehr viel Zeit auf blofses Memorieren verwendet. In der neu eingeführten Mathematik blieb es bei einem Versuch von 1684—1702, da in diesem Jahre der betreffende Lehrer starb. Die Lehrer waren von dem 1683 eingeführten Lehrplan nicht befriedigt und Rektor Magnus und seine Kollegen äufserten der Schulbehörde gegenüber ihre Bedenken, erreichten aber nichts. Auch das merkwürdige Schriftchen des magister Thom. Resch, betitelt „Wohlgemeyntes Bedenken“ und erschienen 1693, hatte keinen Erfolg.[1]) Als Crophius das Rektorat übernommen hatte, bat er wiederholt um Abhilfe von Mängeln im Lehrplan. 1718, 1719 und 1721 erstattete er an das Scholarchat Bericht über eine Schulreform und bemerkt darüber: „dafs es aber schwerer seye Mittel zur Verbesserung auszufinden als die Fehler und Gebrechen zu zeigen, erweiset der Verfolg, da man an diesem Stein so lange gehoben hat“. Auch an mündlichen Vorstellungen bei den Scholarchatsberatungen liefs es Crophius nicht fehlen, aber man wollte nicht schon wieder einen neuen methodus docendi. Trotzdem, bemerkt der Rektor, hätte er mit den Lehrern das Möglichste getan, um bestehende Mängel zu beseitigen. „Man hat die Lectionen leichter einzurichten, dem vielen und beschwerlichen memoriren abzuhelffen, und durch mündliche catechetische Unterweisung die Jugend näher anzuführen, nicht ermangelt. Zumahl hat man sich in den obern Schulen beflissen, so viel möglich nach der heutigen Gestalt der Gelehrsamkeit die Jugend zu bilden, anstatt der Aristotelischen Logic, die neuere Philosophie nach des seel. Herr D. Buddei und Hilligers Inst. Logicae Eclecticae Anleitung zu betreiben. Es ist, wider die von den Vorfahren beobachtete Gewohnheit, die teutsche Beredsamkeit in gebundener und ungebundener Rede excolirt und zumahl die Reinigkeit der teutschen Poesie gar merklich bey der Jugend befördert worden.“ Geschichte und Geographie wurde wenigstens als Wahlfach gelehrt. Trotzdem liefs der Unterricht immer noch sehr viel zu wünschen übrig. Wir sehen dies aus einem uns in den Akten erhaltenen Berichte des

[1]) Ausführlich habe ich dieses Schriftchen besprochen in den Blättern für das Gymnasialschulwesen, 39. Band 1903, S. 513—531.

Joh. v. Stetten von 1735, der wegen seines allgemeinen Interesses ausführlicher besprochen werden soll.[1]) Dieser junge Augsburger Patrizier machte seine Studien an der Universität Halle, wo er mit den Schuleinrichtungen des grofsen pietistischen Pädagogen Francke bekannt wurde. Für dessen Bestrebungen ist Stetten sehr eingenommen und seine Vorliebe für die pietistische Schulreform kommt zum Ausdruck in dem erwähnten Schriftstück von 30 Quartseiten, betitelt „Ohnmafsgebliche Gedanken und Vorschläge, wie das gymnasium Annaeanum in einen besseren Stand zu setzen“.

Auf Grund seiner eigenen Erfahrungen und der von seinem Vater erhaltenen Berichte entwirft Stetten ein ziemlich düsteres Bild von dem damaligen Zustande des St. Annagymnasiums. Er bemerkt über praesens gymnasii status „Ein Gymnas. ist gewifslich sehr schlecht bestellt, wenn man darinnen weder Geogr. noch Genealogie, weder Civil- noch Kirchen-Historie tractirt, wenn man die Logique so docirt, dafs die Auditores kaum einen Syllogismum machen lernen, wenn die Oratorie so getrieben wird, dafs die wenigsten discipuli capable sind, einen rechten Periodum, geschweige eine kurze Rede zu machen, wenn man in der Griech. Sprache nicht so weit kommt, dafs der Zehente nicht zwey Wörter zusammensetzen, ja wenn man von der Hebr. Sprach und der andern partium Philosophiae zu geschweigen 12 bifs 14 Jahr in einer solchen Schule sitzen und schwitzen mufs und nicht einmal die Lat. Sprach recht lernen kann.“ Stetten verlangt also vor allem eine Erweiterung des Lehrpensums, das auf Lateinisch, etwas Griechisch und Logik mit Rhetorik beschränkt war. Er greift aber auch die Methode des Unterrichts heftig an. Im Gymnasium herrsche die Methode, alles durch Memorieren zu lernen, ingenium und iudicium lasse man verrosten, „da man die arme Jugend martert und zwingt einen Haufen Bücher und meistentheils lateinische, die sie nicht verstehen, auswendig zu lernen, damit sie nur solche im examine ad unguem hersagen mögen, eben als wie die Nonnen den Latein. Psalter singen“. Er habe in der 4. und 5. Klasse als der fleifsigste Schüler gegolten, weil er einige Wochen vor dem Examen seine lectiones so gelernt habe, dafs er sie ganz geläufig habe hersagen können. Man habe aber gar keinen Vorteil von diesem Lernen, denn man müsse doch 1½ oder 2 Jahre in der gleichen Klasse sitzen und dann rücken Tüchtige und Untüchtige vor. Dadurch würden die guten Schüler aufgehalten „die andern auf ihr Lebtag verdorben, weil sie fliegen sollen, ehe sie Federn haben“. Ganz besonders klagt Stetten über den Unterricht im auditorium (6. oder oberste Kl.). Crophius scheint kein geistreicher Mann und anregender Lehrer gewesen zu sein und er stand auch schon in ziemlich hohem Alter, als Stetten sein Schüler war, aber Stetten berichtet doch Dinge über den Unterricht im auditorium, die ziemlich stark sind. „Je höher man geht“, schreibt er, „je miserabler wird es und kommt einer endlich in das auditorium, so ist man seinem Ruin nahe. Zu meiner Zeit sind wol 2 Tage in

[1]) Kurz habe ich ihn besprochen in dem Programm des St. Annagymnasiums Augsburg 1902 S. 28 und 29.

der Woche hingegangen, da man gar nicht das bitterste gethan hat und 2 bifs 3 sind verstrichen, da man nichts anderes vorgenommen, als vor und nach der Schul gebetet, und etwa 1 Stunde, oder nicht so lange, aus dem Buch fraudulenter das hergelesen, was man memoriter hätte recitiren sollen. Ist man recht fleifsig gewesen, dafs es etwas geheifsen hat, so hat der Herr Rector aus des Quenstet Systemate Theol. Polem. oder aus einem alten Collegio ad Logicam alt abgedroschen Zeug in die Feder dictirt, das haben aus dem ganzen Haufen 6 oder 8 nachgeschrieben, um den äufserlichen Frieden zu erhalten, die andern aber haben den Nutzen gehabt, dafs sie Papier und Dinte erspahret. Nachmittags ist der Curtius von Wort zu Wort deutsch gegeben, und dann eine Imitation einmal so wie das anderemal gemacht worden. Zuweilen hat man sollen Chrias, deutsche, lat. und griech. Verse machen, auch wol gar disputiren, da man gar nicht lat. reden, auch nicht die geringste Anweisung dazu erhalten können. Hat der Herr Rector Personalia, Hochzeit- oder andere Carmina zu machen gehabt, welches, wie bekannt, nicht selten sich zugetragen, so ist entweder die Schule gar hintenangesetzt worden, oder man hat dem primo befohlen aus der Acerra Philol. oder aus einem andern Buch etwas zu dictiren. Und o wie viel Zeit ist nicht hingegangen mit blofsem Zanken, da ihn, den Herrn Rectorem, leicht ein Wort oder nur die suspicion in einen solchen affect bringen können, dafs er manchmal wie unsinnig getobt hat." Aus dieser Schilderung sehen wir, dafs auch auf dem Gebiete des Unterrichts in der sogen. „guten" alten Zeit nicht alles gut war. Mag auch der junge Stetten für seine Darstellung etwas grelle Farben gewählt haben, so sind seine Klagen doch nicht ohne Berechtigung, wie aus dem Berichte der sechs visitatores gymnasii 1738 hervorgeht. Stetten bleibt aber nicht bei den Klagen stehen, sondern macht sehr ausführliche Reformvorschläge, die eine Ausdehnung der Lehrgegenstände und Verbesserung der Methode bezweckten und entschieden den Einflufs Franckes verrieten. Es solle in Augsburg gelehrt werden „was z. B. im paedagogio zu Halle gelehrt werde". So schlägt er nach dem Vorgang Franckes, der auf die Realien viel Gewicht legte, als Lehrgegenstände vor: „Religion, Lat., Griech., Hebräisch, Französisch, Logik, Rhetorik, deutsche und lat. Poësie, Geographie, Genealogie, Historie, Kalligraphie, Arithmetik, Astronomie, Geometrie, Mechanik, Botanik, Experimentalphysik, Anatomie, Optik." Das waren sehr weitgehende Forderungen und es dauerte fast noch 40 Jahre, bis unter Rektor Mertens diese realistische Richtung bei St. Anna durchdrang. Lehrbücher und Methode sollen nach Stettens vernünftiger Forderung dem Verständnis der Schüler angepafst sein. Daher empfiehlt er die in Halle benützte lat. Grammatik von Lange, weil sie „in allem ad captum puerilem accommodirt, nicht zu weitläufig und nicht zu kurz sei". Auch gibt er Mittel an, um den Schülern das Lernen zu erleichtern. Man solle z. B. für die Schüler der 1. Kl. Wörter, die sich reimen zusammenstellen, damit sie die Vokabeln leichter sich einprägten „z. E. panis das Brot, mors der Tod. Mus die Maufs, domus das Haufs. Felis die Katz, glis die Ratz." Für

jede der 6 Klassen entwirft er einen genauen Stundenplan mit Angabe der einzelnen Lehrgegenstände.

Lectiones publicae (= Pflichtfächer) I. Kl. Lat. Deklination, Konjugation, Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen, genera nominum und Vokabeln. Das Lernen solle man den Schülern möglichst erleichtern. „Der praec. mufs mit lauter Stimme einige Vokabula herlesen, damit die Kinder die rechte pronuntiation fassen, darnach mufs man sie selbst lassen so lange herlesen, bis man meynet, dafs sie es ein wenig gefafset, alsdann kann man bald difs bald jenes aus dem Haufen fragen und zwar erstlich das Deutsche, weil sie das Lateinische nicht so leicht behalten können z. E. was heifst pater?"

II. Kl. Repetition des Pensums der I. Kl., Syntax, colloquia und Vokabeln.

III. Kl. Repet. der Grammatik, besonders Syntax, colloquia der latein. Grammatik, Anfänge der latein. Konversation, Fabeln des Phädrus, Cornelius Nepos und zwar soll zuerst gelesen und konstruiert, dann wörtlich und zuletzt gut deutsch übersetzt werden. Auch soll der praec. den Schülern seine eigene Version diktieren, welche sie dann vorzulesen haben.

IV. Kl. Briefe Ciceros, Fertigung lateinischer Briefe und Erzählungen. Anfang der lat. und deutschen Poësie, Ordnen versetzter Verse. Wer für diese poët. Übungen kein Geschick hat, kann davon wegbleiben.

V. Kl. Cic. orationes, de officiis, de senect. etc. Ferner praecepta logica et oratoria. Beim letzteren soll man nicht viel Zeit verwenden auf das Lernen der Tropen und Figuren. Überhaupt solle man die Jugend erst recht denken lehren, bevor man sie reden lehre. Zuweilen könne man sie dann Reden fertigen und frei vortragen lassen.

VI. Kl. Hier solle die Selecta in Halle zum Muster genommen werden. Man solle Nepos, Curtius, Sallust, Caesar, Velleius Paterculus, Pomponius Mela, Livius, Seneca, Tacitus, Valerius Maximus, Lactantius und andere Schriftsteller lesen, aber rascher als in den andern Klassen. Nach Versicherung der Lehrer des Pädagogiums entstehe dadurch nicht eine „confusion in stylo, sondern es trage vielmehr bei ad copiam phrasium et verborum". Die Schüler sollen Reden halten und sich im deutschen und lat. Stil üben. Ferner sei nötig: Logik, Geschichte der Philosophie, Literaturgeschichte und Buddei Politica et Physica. Bezüglich der Ethik glaube er, dafs uns Gott in der Bibel die beste Ethik gegeben. Man solle also aus ihr die Moral lernen, die Bücher Salomos empfehlen und die jungen Leute auch im decoro unterweisen, damit sie sich anständig benehmen.

Lectiones privatae (= Wahlfächer) I. und II. Kl: Schreiben, Rechnen, französ. Grammatik, Briefschreiben und Lektüre von Molière.

III. Kl.: Griech. Grammatik und Universalgeschichte. Bei letzterer soll man „von einem kleinen Cirkel ausgehen", den man erweitert. Man solle nicht etwa mit der syrischen Geschichte die Schüler verwirren, sondern grofse Personen und die wichtigsten Begebenheiten ihnen vorführen und damit immer Geographie und Genealogie verbinden.

IV. Kl. Französ. Syntax, Molière, Fertigen von Briefen, Konversation. In der Geschichte besonders die neuere „sowol Civil als Kirchen Historie, item die Genealogie der jetzt regirenden Häufser. In dieser Stunde sollen auch die Zeitungen gelesen werden und was junge Leuthe von der französ. Sprach, Historie, Genealogie und Geographie noch nicht verstehen, mufs ihnen der praec. erklären".

V. Kl. Griechisch und Hebräisch.

VI. Kl. Im 1. Jahr: Mathematik: 1) Geographie, 2) Geometrie, 3) Mechanik, 4) Astronomie („denn wozu dient sonst das Observatorium auf dem BibliotheksThurn?") Im 2. Jahr: 1) Botanik, 2) Experimentalphysik, 3) Anatomie (mit Anweisung zur Erhaltung der Gesundheit), 4) Optik. Die Schüler der Oberklasse sollen auch eine spezielle Vorbereitung für die Universität erhalten („prudentia academica"). Stetten zeigt sich auch hier als Anhänger Franckes, der das Praktische begünstigt. Der Schüler der VI. Kl. soll belehrt werden über den Lehrkörper der Universität, ferner darüber, was man in den Kollegien zu tun habe, wie man sich verhalten müsse gegen liederliche Studenten und wie man seine Studien einrichten solle. Ganz an Francke erinnert es auch, wenn Stetten für die Schüler Gelegenheit wünscht zum Erlernen des Glasschleifens, des Fertigens von Papparbeiten u. dgl., denn nach Francke sollte „dulce cum utili miscirt" werden.

Auch den theolog. Lectionen, dem Religigionsunterricht, wendet Stetten seine Aufmerksamkeit zu. Man solle dieselben am Mittwoch und Samstag nachmittags von 1—$^1/_2$3 Uhr, ehe man zur Kirche geht, abhalten und besonders gute Anleitung geben zum Lesen der hl. Schrift.

Auf das Vorrücken der Schüler, Schulfeiern und Schulzucht kommt Stetten schliefslich noch zu sprechen. Die Schüler sollen lediglich nach dem Stand ihrer Kenntnisse vorrücken, nicht nach dem Alter, Unfähige sollen sitzen bleiben. „Auf diese Weise werden auch die jungen Patricii gereizet fleifsig zu studiren, wenn sie nicht wollen in den unteren Klassen immer sitzen bleiben, da sie bifsher mit den andern ohne Unterschied versetzt und in gröfster Unwissenheit auf die Universität geschickt worden." Bezüglich der orationes valedictoriae tadelt er es, „dafs der Herr Rector seine auditores durch die ganze Stadt schicke und allerhand Schneider, Metzger etc. einlade". Die Zucht will er den Eltern überlassen. Wenn die Kinder nichts lernen, solle man es den Eltern klagen. „Es wäre dannenhero nach meinem Urtheil die Ruthe gar aus der Schul zu schaffen, nur etwan ein bacul beyzubehalten, denn ich weifs aus Erfahrung, was difs in einer Schul für Hindernifs gibt, wenn die praeceptores über ihre Arbeit noch mit der Zucht sollen beschwehret werden und was für Furcht und Entsetzen, auch Abscheu vor der Schul zarten Gemüthern eingejagt wird, wenn sie die Castigationes an andern ansehen müssen. Wenn auch die praec. in den höhern Classen, sonderlich der Herr Rector wollten unterlafsen ihre Untergebene zu duzen, so würden sie weit anständiger und dem heutigen decoro gemäfser handeln."

Schliefslich sei noch erwähnt, dafs Stetten für alle Klassen die katechetische Methode verlangt. Auch solle der Lehrer nie weiter-

gehen, ehe er glaube, alle Schüler hätten das Behandelte verstanden. Das Scholarchat möge examina zu beliebiger Zeit halten und jeden Samstag nach der Abendpredigt solle der Rektor mit den Lehrern eine Konferenz halten.

Die Klagen und Vorschläge Stettens scheinen nicht fruchtlos geblieben zu sein, denn gleich darauf wurden vom Scholarchat 6 visitatores gymnasii aufgestellt, die 1737 und 1738 eine gründliche Prüfung vornahmen. Ihr Bericht enthält wie der des Stetten teils Klagen, teils Reformvorschläge. Die Prüfungskommission klagt darüber, dafs die Lehrer nicht recht vorbereitet seien für den Unterricht. Sie seien mit Nahrungssorgen beschwert und deshalb gezwungen, die Zeit auf Nebenverdienst statt auf die Vorbereitung für den Unterricht zu verwenden. Die Methode sei mechanisch, man sehe bei Erklärung der Klassiker nicht genug auf den Inhalt und die Realien, daher sei die Lektüre langweilig. Die Schüler seien unaufmerksam, träge, ungehorsam. Als neue Lehrgegenstände werden verlangt: Geschichte, Geographie, Mathematik, Französisch und Italienisch. Die Visitatoren gehen also nicht so weit wie Stetten, doch kommt das Utilitätsprinzip schon sehr zum Vorschein, wenn sie z. B. verlangen, dafs die künftigen Juristen als Schüler „mit der Einrichtung der Registraturen“ bekannt gemacht werden. Das Scholarchat beriet zwar über die Vorschläge, aber ein Beschlufs wurde nicht gefafst. Man wollte wohl dem alten Crophius, der am 23. September 1742 starb, keine Neuerungen mehr zumuten. Sein Nachfolger Hecking übernahm die Aufgabe der Schulreform.

Augsburg. K. Köberlin.

Zur Konzentration des Unterrichtes.

Es ist wohl eine allgemein anerkannte Forderung, dafs man beim Unterrichte sich davor hüte, loses Einzelwissen dem Schüler beizubringen, sondern soviel wie möglich nach Konzentration strebe. Das beste Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist sicherlich das Klasslehrersystem;[1]) und wir in Bayern hoffen um dieses wie um gar manchen anderen Vor-

[1]) So sagt auch A. Matthias in Baumeisters Handb. der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, II. 2. 1, 2. Aufl., München 1903, S. 32: „Zu leicht denkt der einzelne Lehrer in sorgfältigster, aber einseitiger Fachausbildung nur an sein Fach und an sein Ziel. Anstatt die Gesamtaufgabe der Schule zu erleichtern, wie es rechte Meisterschaft verlangt, erschwert er dieselbe und überbürdet in falscher Wissenschaftlichkeit seine Schüler, ohne in pädagogischer Einsicht sich zu bescheiden. Je gröfser die fachwissenschaftliche Tüchtigkeit, um so geringer ist vielfach die Neigung für methodische Rücksichtnahme auf den Gesamtorganismus. Die Versuche, die gemacht sind, um sachliche Konzentration in den einzelnen Fächern und in Berührung zu anderen Fächern durch beständige Ausblicke und Hin- und Widerblicke von einem zum anderen Lehrgegenstand (z. B. vom deutschen in alle übrigen Fächer) sind vielfach in bedenkliche Künstelei ausgeartet. Weit nützlicher erweist sich im Schulorganismus die persönliche Konzentration, für welche die Leitung und der Stundenplan zu sorgen hat.“ Vgl. S. 17, und ähnlich Biese, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. etc. 4, 1899, S. 41; H v. Treitschke, Politik, Leipzig 1897, S. 367; F. Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand, Braunschweig 1904, S. 11 f.

teiles willen, dafs es uns trotz gelegentlicher Anstürme dagegen erhalten bleibe.

Einen Beitrag dazu, wie die verschiedenen in einer Hand liegenden Fächer in gegenseitige Beziehungen gesetzt werden können, suchte ich im Programme des Alten Gymnasiums Regensburg für 1904 (Sagenvergleichungen und ihre Verwertung im Gymnasialunterrichte) zu liefern; von dem Materiale, das ich Raummangels halber dort nicht mehr unterbringen konnte, möchte ich einiges im folgenden mitteilen.[1])

Die Entwickelung des griechischen und des germanischen Heldenepos zeigt vielfache Berührungspunkte, die B. Symons in Pauls Grundr. d. germ. Phil., 2. Aufl., Strafsburg 1900, III, S. 624 f. anführt; vgl. E. Drerup, Homer, München 1903, S. 144. 22; letzterer weist auch S. 26 ff. auf die Analogien hin, welche in den Heldenliedern der Serben, Russen u. a. uns entgegentreten und Rückschlüsse auf die uns unbekannte Vorgeschichte der griechischen und germanischen Volksepik gestatten. Wie Achill bei Hom. Il. 9. 189 *κλέα ἀνδρῶν* singt, so berichtet Beowulf im angelsächsischen Epos V. 2105 ff., dafs im Saale beim Schmause Sang und Klang geherrscht (gidd and gleó), dafs der alte Scylding in wechselseitigem Gespräch aus alten Zeiten erzählt und bisweilen ein Kampfesheld auf der Harfe gespielt und einen Spruch getan habe. Entsprechend sind die carmina antiqua bei Tac. Germ. 2 und die Sänger an Attilas Hof, denen W. Scherer[2]) den Demodokos der Odyssee vergleicht; der Bezeichnung *Ἀργὼ πᾶσι μέλουσα* bei Hom. Od. 12. 70 läfst sich an die Seite stellen, dafs der Inhalt eines Liedes vom Verrate Kriemhilds „notissima" heifst. Vermutet E. Bethe, Neue Jahrb. 13, 1904, S. 1—11 richtig, dafs die Kämpfe, welche in den für die Ilias vorauszusetzenden Liedern besungen wurden, im Mutterlande selbst stattgefunden haben und für die schliefsliche Verknüpfung derselben mit Troja die zunächst im Mittelpunkte stehenden Kämpfe des in Rhoiteion lokalisierten Aias mit Hektor mafsgebend geworden sind, so kann man in ähnlicher Weise den Mord Attilas durch Hildiko als Anlafs zur Verknüpfung der Kriemhildsage mit dem hunnischen Sagenkreise betrachten; vgl. L. Jiriczek, Die deutsche Heldensage, Stuttgart

[1]) Vgl. den Vortrag von Dr. Wolf „Behandlung der griech. u. röm. Religion auf dem Gymnasium" in den „Lehrgängen und Lehrproben" 81, 1904; Neue Jahrb. 14, 1904, S. 415. Einschlägiges bietet auch R. Fritzsche, Neue Jahrb. 13, 1904, S. 556 ff. und das Buch von R. Zenker, Boeve-Amlethus, Berl.-Leipz. 1905, das mir erst nach der Drucklegung obiger Zeilen zugegangen ist; darin wird nachgewiesen, dafs die Hamletsage entstanden ist aus der Verschmelzung der Bellerophonsage, welche wieder die Quelle des Goldener-Märchens und damit der Hildesage ist, und der römischen Sage von Brutus und Servius Tullius, später noch ausgeschmückt durch Züge aus der Heraklessage.

[2]) Deutsche Literaturgeschichte, Berlin 1884, S. 28. Dafs die Kitharöden in Demodokos ihren eigenen Stand verherrlichten, hebt U. v. Wilamowitz-Möllendorff hervor in seiner Ausgabe der Perser des Timotheos, Leipzig 1903, S. 84 f.; derselbe, Hom. Unters. S. 111 zieht auch Orpheus heran. Über die vorhomerischen Sänger vgl. E. Behringer, Progr. Aschaffenburg 1891, S. 81. 35; über die wandernden Sänger bei Attila G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenh. 1, S. 140 und R. Kögel in Pauls Grundr. II. 1, S. 173; im deutschen Epos entsprechen Volker und Horant, Kögel S. 186 f., vgl. P. Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst und Dichtung, I, Berlin 1891, S. 32 f.

1894, S. 60 f. und W. Golther, Deutsche Heldensage, Dresden 1894, S. 23. Endlich sei noch einer Bemerkung E. Rohdes gedacht (Griech. Roman, Leipzig 1876, S. 142. 1), nach der die Erzählungsweise der eddischen Lieder innerlich verwandt ist mit der Manier der hellenistischen Dichter, die als Erben eines unergründlichen Schatzes kunstreichster Sagendichtung der älteren Zeit nur auf einzelne poëtische Höhenpunkte das reichste Licht ihrer Kunst versammelten ohne den Inhalt der Sage breit und vollständig darzulegen; die alexandrinische Art der Sagenbehandlung wird aber auch dem Schüler einigermafsen bekannt durch Ovid.

Märchenmotive, die sich immer wieder in den sagenhaften Erzählungen der verschiedenen Völker finden,[1]) hat gesammelt aus Homer F. Bender im Progr. des Gymn. Darmstadt 1878, aus Herodot W. Klinger (vgl. Th. Zielinski in der Berl. phil. Wochenschr. 1903, Sp. 1509); einzelnes aus Vergil behandelt E. Norden in seinem wissenschaftlichen Kommentar zum 6. Buch von Vergils Äneis (vgl. R. Helm in der Berl. phil. Wochenschr. 1904, Sp. 393), das Märchen in den Göttersagen der Edda F. v. d. Leyen in seiner Habilitationsschrift, Berlin 1899, das Märchen im höfischen Epos G. Ehrismann (vgl. Zeitschr. f. d. Gymn.W. 58, 1904, S. 256 ff.).

An die Berauschung des Polyphem durch Odysseus, des Silen durch Midas, Xen. An. 1. 2. 13, Ov. Met. 11. 90 (vgl. dazu Rohde, Gr. Rom. S. 204. 3) erinnert O. Henne-Am Rhyn, Die Deutsche Volkssage etc., Wien 1879, S. 390 bei den Sagen von der Übertölpelung der zwergenhaften Fenken und des „Tursewang“, die er unter N. 420, 465 und 620 mitteilt; Rohde, Gr. Rom. S. 173. 2 verweist auf die orientalische Version der Polyphem-Sage im Märchen von Seyf-el-Muluk in „1001 Nacht“; Übertölpelung von Riesen findet sich vielfach in der deutschen Götter- und Heldensage, so Havamal V, Thrymsquida, Bragarödur 56, Gylfag 42 u. a., vgl. F. Kauffmann, Deutsche Myth., Leipz. 1898, S. 24, 91, 99, W. Golther, Göttergl., Dresd. 1894, S. 13.

Kirke als Zauberin[2]) verwandelt Menschen und Tiere in der Odyssee, wie bei Verg. Aen. 7. 190 und Ov. Met. 14. 320; dadurch steht sie auf einer Stufe mit der Stiefmutter im Märchen „Brüderchen und Schwesterchen“ bei Grimm Nr. 11 und vielen anderen. Es tritt aber auch statt der Verwandlung nur Erstarrung ein;[3]) damit sind Beziehungen gegeben

[1]) E. Rohde, Psyche, II, Tübingen und Leipzig 1903, S. 95/96. 1 spricht davon, dafs die gleichen Voraussetzungen bei verschiedenen Völkern zu gleichen Ausspinnungen eines Märchens geführt haben; derselbe hat auch in seinem Werke „Der griechische Roman“ an vielen Stellen Beiträge zur vergleichenden Märchen- und Sagenkunde geliefert, die zusammengestellt sind im Index S. 549. Vgl. ferner Brüder Grimm, Vorrede zum 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen; P. Arfert in Westermanns Monatsheften 83, 1897/98, S. 250 ff.; K. Reuschel, Volkskundliche Streifzüge, Dresden u. Leipzig 1903, S. 215 ff.; Literaturbl. f. german. u. roman. Phil. 1904, S. 5.

[2]) Vgl. Bender a. a. O. S. 20 ff.; ihm erscheint es als ein echt griechischer Zug, dafs Kirke schön ist, während verwandte Gestalten bei anderen Völkern grofsenteils als häfsliche alte Weiber geschildert werden.

[3]) Vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 173. 2; H. Usener, Sintflutsagen, Bonn 1899, S. 245.

zu der Versteinerung durch den Anblick der Medusa, den Sagen von Niobe, Frau Hitt, Hans Heiling u. a., vgl. auch Henne-Am Rhyn S. 74. Nach Gruppe bei Müller, Handb. der klass. Altertumswissensch. V. 2, S. 708. 2 gehört Kirke zusammen mit Agamede, Medea und Mestra, die alle Abkömmlinge des Helios und Zauberinnen sind. Als Heliossprosse wird Medea von Kirke erkannt an ihren strahlenden Augen, Ap. Rh. Arg. 4, 727; ebenso sind die blitzenden Augen ein Zeichen des Völsungengeschlechtes, das auf Wodan zurückgeht, bei Sunihildens Tötung mufs der sonnenhelle Blick ihrer Augen durch ein Tuch verhüllt werden.[1])

Den Plankten und Symplegaden, die den Weg nach Kolchis versperren, entspricht die Waberlohe der germanischen Sage, die Dornhecke bei „Dornröschen" und, humoristisch gewendet, der Hirsebreiberg, durch den man sich hindurchessen, oder der Darm, durch den man hindurchschlüpfen mufs, um ins Schlaraffenland zu kommen;[2]) eine gewisse Ähnlichkeit bietet die Erzählung von den Skorpionmenschen im Izdubar-Epos.[3])

Zu den Jungfrauen, die in der Einsamkeit an schwer zugänglichen Orten wohnen, gehören neben Brunhild und Märchengestalten wie Rapunzel[4]) Danae und Hero, welcher Rohde, Gr. Rom. S. 134. 1 und S. 137 die nach Tac. hist. 4. 65 auf einem Turme hausende Veleda an die Seite stellt.

Die wunderbaren Mittel, sich stets frei von Hunger zu halten, wie sie im „Tischleindeckdich" und anderen Märchengebilden sich zeigen, erkennt Bender a. a. O. S. 17 f. wieder in den Mahlzeiten der Äthiopen (Hom. Il. 1. 423 ff., Od. 1. 22 ff.) und dem bei Herod. 3. 17 erwähnten Sonnentische einerseits, wie in dem heiligen Gral andrerseits. Zaubertränke, insbesondere Liebeszauber, spielen nicht nur in Märchen, sondern auch in allen Arten von Sagen eine grofse Rolle. Scherer a. a. O. S. 167 weist auf den Zaubertrank der alten Überlieferung hin, durch den Siegfried von Brunhild abtrünnig gemacht und für Kriemhild gewonnen wird (Gripis-Spá Str. 33), während in der keltischen Sage ein solcher Trank Liebe bewirkt und durch ihn Tristan an Isolde gefesselt wird. Ähnlich wird bei Medea und Helena der Liebesrausch in wunderbarer Weise erregt.[5]) Der Zaubertrank, durch den Medea ihren Stiefsohn Theseus zu vergiften sucht, Ov. Met. 7. 404, Plut. Thes. 12, erinnert an denjenigen, den Borghild dem Sinfjotle bereitet,

[1]) Volsunga-S. Kap. 40; vgl. Fafnismal Str. 5; P. Hermann, Deutsche Mythologie, Leipzig 1898, S. 267 u. 333; L. Jiriczek, Deutsche Heldens. S. 109.

[2]) Grimm, Anm. zu Märchen N. 158; vgl. Bender a. a. O. S. 32; Rohde, Gr. Rom. S. 31; E. H. Meyer, Mythologie der Germanen, Strafsburg 1903, S. 273.

[3]) A. Jeremias, Izdubar-Nimrod, Leipzig 1891, S. 29; vgl. Roscher, Mythol. Lexikon II, Sp. 793.

[4]) Grimm N. 12; vgl. E. Knoll in diesen Bl. 29, 1893, S. 357 ff. Dem Vorbild solcher Sagen folgte Grillparzer am Anfange der „Argonauten", wo Medea in einem halbverfallenen Turme in wilder Gegend haust.

[5]) Ap. Rh. 3. 280, Orph. Arg. 867, Pind. Pyth. 4. 380, bzw. Hom. Od. 4. 261; vgl. Gruppe bei Müller, Handb. V. 2, S. 667 u. 851; F. Decker im Progr. Magdeburg 1894, S. 22 f.; K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, Wien 1882, I, S. 236.

Vols.-S. Kap. 10. Andere Zaubermittel, wie wunderkräftige Kräuter, Anspucken, Ausspeien, Niesen, und ihr Vorkommen in Sagen erwähnen Rohde, Gr. Rom. S. 124. 2, 126, 266. 4, Psyche I, S. 326, Gruppe bei Müller, Handb. V. 2, S. 887 und Meyer. Myth. der Germ. S. 31.

Mit wunderbaren Zügen werden endlich in den verschiedenen Sagen gerne Pflanzen, Tiere oder leblose Gegenstände ausgestattet.[1]) So die Pflanzenwelt auf Ogygia, Hom. Od. 5. 63 ff., der Garten des Alkinoos, Hom. Od. 7. 112 ff. und die Gärten des Midas, Herod. 8. 138, die Esche Yggdrasill, Völu-Spâ Str. 18, der Rosengarten Kriemhilds und König Laurins, ferner die Hesperidenäpfel und die unzähligen zauberkräftigen Früchte und Blumen in deutschen Sagen, wie sie Henne-Am Rhyn a. a. O. S. 78 ff. gesammelt hat. Ebendort S. 102 ff. finden wir Sagen über die Tierwelt. Menschliche Gefühle und Sprache besitzen die Rosse des Achilles, Bender a. a. O. S. 15 f. Das Motiv von den dankbaren Tieren (vgl. Rohde, Psyche II, S. 87. 1; Hartmanns Iwein u. a.!) soll in der Arionsage stecken, wogegen sich allerdings Th. Zielinski wendet in der Berl. phil. Wochenschrift 1903, Sp. 1509; derselbe erinnert im Anschlufs an den Fisch, durch den der Ring zurückkommt (Herod. 3. 42), an die deutsche Sage bei Grimm N. 240. Eine Luftfahrt mit Zuhilfenahme eines Vogels enthält die Erzählung von der Kinnamomons-Ernte, Herod. 3. 111, und die anderen bei Rohde, Gr. Rom. S. 180. 1 mitgeteilten Sagen; ähnliches bietet die Entführung Hagens und der drei Königstöchter durch den Greifen, Kudr. 55, 73, ferner die Entführung der Idun durch Thiassi in Gestalt eines Adlers, des Ganymedes, der Asteria, Ov. Met. 6. 108, der Ägina etc.[2]) Die Vögel, welche Siegfried im Fafnismal Ratschläge geben (vgl. auch Vols.-S. Kap. 19), haben ihr Analogon in den Tauben, die dem Äneas den Weg weisen, Verg. Aen. 6. 190 ff.

Den Fluch des Goldes deutet Völu-Spâ 20 an (ein unbewufster Anklang bei Tac. Germ. 5. 7), vgl. Saxo Gramm. 3. 92, 5. 95; bei den Griechen spielt nicht nur in der Argonautensage der goldene Widder eine Rolle, sondern auch, gewissermafsen als Urquell alles Unheils, das goldene Lamm in der Atridensage.[3]) Der Gürtel ist verhängnisvoll bei der Kampfesmaid Brunhild, wie bei der Amazone Hippolyte.[4])

---

[1]) Vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 158. 2; Psyche II, S. 177 u. 277; Meyer, Myth. d. Germ. S. 76 ff., 90 f., auch 191 ff.; G. Siefert, Die Mythologie des Waldes, Neue Jahrb. 14, 1904, S. 13—38.

[2]) Gruppe bei Müller, Handb. V. 2, S. 841 f.

[3]) Eur. Iph. Taur. 196, 813; vgl Gruppe a. a. O. S. 659; Usener a. a. O. S. 183 u. 187; Henne-Am Rhyn a. a. O. S. 48 ff., 660 ff. Nibelungenhort und goldenes Vliefs, die schon von Hahn, Sagwissensch. Studien, Jena 1876, S. 260 ff. einander gegenübergestellt hat, treten noch mehr als in den alten Sagen in den Mittelpunkt der gesamten Handlung bei Rich. Wagner und Grillparzer; vgl. A. Lichtenheld in der Schulausg. v. Grillparzers Drama, Stuttgart 1890, S. 6 ff.; E. Meinck, Die sagenwissensch. Grundlage der Nibelungendichtung R. Wagners, Berlin 1892, S. 22; J. Nover, Progr. Mainz 1902, S. 39 ff.

[4]) K. Weinhold a. a. O. II, S. 283; Gruppe a. a. O. S. 467 f., wo auf die erotische Bedeutung des Gürtellösens aufmerksam gemacht wird; vgl. den Kult der Athene Apaturia, Paus. 2. 33. 1, W. Lermann im Progr. des Max-Gymn. München 1903, S. 34.

Fluchbeladen ist auch das Halsband der Eriphyle wie das Brisingamen der Freyja.[1])

Weit verbreitet sind die Aussetzungsmythen:[2]) neben Perseus, Ödipus, Kyros und Romulus kommen hier in Betracht Asklepios nach der Epidaurischen Tempellegende, Paris, Telephos u. a., namentlich die Gründer vieler Städte, ferner Siegfried nach der Thidreksaga, wo er ein Findling ist, von einer Hirschkuh aufgesäugt, und Kaiser Heinrich III. nach der Sage bei Grimm N. 486.

Das Leben ist an brennendes Feuer gebunden bei Meleager wie bei Gest in der altnordischen Norna-Gests-Saga, vgl. Gruppe a. a. O. S. 881. 3. Die Dienstschaft eines Helden finden wir bei Herakles (ähnlich bei Apollo) und scheinbar wenigstens bei Siegfried, womit wohl Fafnismal 7 zusammenhängt; auch Orestes hat ursprünglich um das Bild der Artemis dienen müssen nach Zielinski, Neue Jahrb., 1899, S. 86. Die Liebe wird Anlafs zum Vaterlandsverrat bei Skylla, Apollod. 3. 15. 8, und Peisidike, Parthen. 21, wie bei Tarpeja, Liv. 1. 11. 6, und bei der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius.[3])

Dafs der Besitz einer Jungfrau durch einen Kampf errungen wird, kommt in den mannigfaltigsten Variationen vor. Perseus gewinnt die Andromeda durch Erlegung des Ungeheuers, Ov. Met. 4. 670 ff., Hagen die Hand Hildes durch Erschlagen der Greifen, Kudr. 93 ff., so vielfach bei den mittelalterlichen Ritterabenteuern und in den Sagen bei Henne-Am Rhyn S. 653 ff., vgl. auch v. Wilamowitz-Möllendorff, Griech. Tragödien 1, Berlin 1899, S. 7. 1. Der Bewerber hat einen Wettkampf mit der Braut zu bestehen, so Peleus mit Thetis, Gunther-Siegfried mit Brunhild; der Sage von Atalante und Hippomenes entspricht die bei Henne-Am Rhyn S. 509 mitgeteilte. In anderen Fällen[4]) hat er mit dem Vater der Braut zu kämpfen, wie Pelops mit Oinomaos, Eur. Iph. Taur. 1—2, Odysseus mit Ikarios, Paus. 3. 12. 2—4, oder er hat Rätsel zu lösen, wie bei Turandot und in den Märchen bei Grimm N. 22 u. 114. Der Bogenwettkampf der Bewerber, wie ihn Hom. Od. 21. 136 ff. vorführt,[5]) gibt uns zugleich einen weiteren überall verbreiteten Zug zu erkennen, dafs nämlich nur der rechtmäfsige Besitzer einen Gegenstand richtig zu gebrauchen versteht. Das Schwert, das Wodan in den Baumstamm gestofsen, kann niemand herausziehen als Siegmund, für den es bestimmt ist, Völs.-S. Kap. 3; ähnliches wird von Theseus berichtet, Apollod. 3. 16. 1, Plut. Thes. 3 u. 6. Im Nibelungenliede 894 L. heifst es, dafs die Sehne an Siegfrieds Bogen mit einer Winde zurückgezogen werden mufste, wenn nicht er selbst ihn spannte; den Speer des Achill vermag kein anderer zu schwingen,

---

[1]) Gruppe a. a. O. S. 530 f., Meyer a. a. O. S. 419.

[2]) Usener a. a. O. S. 88 u. 101 f., Gruppe a. a. O. S. 520 u. 665; O. Rofsbach, Neue Jahrb. 7, 1901, S. 393 f.

[3]) Grimm N. 448; vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 82; v. Wilamowitz, Hom. Unters. S. 412.

[4]) Vgl. Rohde, Psyche I, S. 19. 2, Gr. Rom. S. 420. 1. Die Werbung um die Hand einer freierfeindlichen Frau bespricht Zenker a. a. O. S. 26, 53, 72.

[5]) Gruppe a. a. O. S. 713. 9 weist auf Parallelen in der indischen Heldensage hin.

Hom. Il. 16. 140, 19. 380, Nestors Becher niemand aufser ihm leicht emporzuheben,[1]) Hom. Il. 11. 636.

Das sog. Schicksalsmotiv, dafs nämlich derjenige, der einem Geschicke entgehen will, dasselbe erst recht heraufbeschwört, tritt uns in der Ödipussage entgegen und in der Erzählung von Krösus und Atys bei Herod. 1. 36 ff.; ähnlich in „Dornröschen", in der Baldrsage, bei Herzeloide und dem jungen Parzival.[2]) Andrerseits weifs oder ahnt jemand ein tragisches Geschick voraus, kann oder will es aber nicht meiden; so ist's bei den Söhnen des Merops, Hom. Il. 11. 329, und Polydoros, dem jüngsten Sohne des Priamos, Hom. Il. 20. 407, bei Amphiaraos, Apollod. 3. 6. 2 (vgl. Hom. Od. 15. 247), bei Hagen im Nibelungenliede Str. 1482 L. und bei den Söhnen der Königin Helche im „Strît vor Rabene".

Die Vorstellung von einem seligen Wunschlande zieht sich durch die Sagen aller Völker hindurch.[3]) Äthiopien, Indien und Arabien, das Phäakenland, Ortygia und die Insel der Atlantiden werden neben anderen von den Griechen mit paradiesischen Zügen ausgestattet und dem Elysium an die Seite gestellt; bei den Deutschen spielt Walhall eine ähnliche Rolle nach der glänzenden Schilderung in der eddischen Grimnismal, während die Völu-Spâ von einer nach christlichem Muster entworfenen Friedenswelt auf dem Edelsteinberge Gimlé berichtet und Saxo ein jenseits des Ozeans gelegenes gartenartiges Paradies kennt. Bei Grimm in der Anm. zu Märchen N. 158 wird das Schlaraffenland herangezogen und von Humboldt auf den Mythus vom Dorado verwiesen.

Für umfassendere Konzentrationsaufgaben, wie sie Matthias und Dettweiler fordern,[4]) bieten die Sagenvergleichungen reichen Stoff; namentlich lassen sich im Anschlufs an dieselben ethische Begriffe u. ähnl. in ihrer Fortentwicklung verfolgen. Der griechischen Sage liegen ja, wie v. Wilamowitz, Gr. Trag. 2, S. 17 bemerkt, menschliche Motive von allgemeiner Gültigkeit zugrunde; schon in den

[1]) Auch wenn die beiden Homerstellen nicht echt sind, zeigen sie doch, dafs wenigstens dem Nachdichter das Motiv ein geläufiges war. Nebenbei dient die Hervorhebung solcher Züge natürlich auch zur Charakterisierung der besonderen Stärke des einzelnen, wie ja gerade Nestor gern den schwächlicheren späteren Geschlechtern gegenübergestellt wird; vgl. Rohde, Psyche I, S. 93. Ähnliches bei Zenker a. a. O. S. 238.

[2]) Vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 484. 1; v. Wilamowitz, Griech. Trag. 1, S. 11; Zielinski, Phil. Wochenschr. 1903 Sp. 1508; Nebe, Preufs. Jahrb. 113, 1903, S. 474; mit Beziehung auf Schillers „Braut von Messina" Gaudig, Aus deutschen Lesebüchern, Leipz.-Berl. 1904, V. 3, S. 234. Vgl. auch Zenker a. a. O. S. 46.

[3]) Vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 192. 4 u. 196, Psyche I, S. 69, 76 f., 80 ff.; Gruppe a. a. O. S. 863; Nebe, Preufs. Jahrb. 113, 1903, S. 467; Polack, Aus deutschen Lesebüchern IV. 1, S. 133 ff.; Meyer, Myth. d. Germ. S. 56, 127, 292 ff.; Herrmanowski a. a. O. 1, S. 71 ff.; Golther, Götterglaube S. 34. Eingehend beschäftigt sich mit den einschlägigen Mythen L. Radermacher, Das Jenseits im Mythos der Hellenen, Bonn 1903; vgl. dazu Berl. phil. Wochenschr. 1904, 946 u. Liter. Zentralbl. 1904, 1041.

[4]) Bei Baumeister, Handb. II. 2. 1, 1903 (2. Aufl.), S. 66. 119 f., 127, bzw. III. 3, 1895, S. 248 u. III. 4, S. 87. Die einzelnen hier angeführten Beispiele sind zum Teil im folgenden mitverwertet.

ältesten Sagenbehandlungen wurden vielfach sittliche Probleme angeregt, die sich dann weiter bei den späteren Darstellern, besonders bei den Tragikern, wirksam erweisen und, allmählich von den Sagen losgelöst, auch in den folgenden Perioden noch entsprechend der Verschiedenheit der Nationalitäten, der persönlichen und der Zeit-Anschauungen eine verschiedene Durchführung erfahren.

Das Reckentum der homerischen Helden ist ein anderes wie das der Germanen, ein anderes bei dem Orestes der dorischen Version, der mit dem Bogen nach den Erinyen schiefst, und der leidenden Heldengestalt der landläufigen Überlieferung, bei den Personen des Hildebrands- und Walthariliedes und bei denen der mittelalterlichen Epen;[1]) unter dem Einflusse der für letztere mafsgebenden Sitten mufste z. B. die Überlieferung von der Geburt Siegfrieds und seiner Erziehung durch Mime umgeändert werden zu der Erzählung in Avent. 2 des Nibelungenliedes, nach welcher er am Königshofe in voller höfischer Zucht aufwächst, als deren Vertreter er auch Str. 919 L. u. ö. erscheint.

Das Problem der Heldenehre tritt uns eigenartig gefafst entgegen bei Achill und Aias, bei Hildebrand und Hagen, wie bei Ortwin, Kudr. 1256, in Shakespears Coriolan, in Lessings Philotas und Minna von Barnhelm, in Goethes Götz und in Schillers Wallenstein; in gewissem Sinne gehört auch Tasso hierher, in dem die Trauer um die Vernichtung der Ehre vorgeführt wird wie im Sophokleischen Aias.[2])

Wie man kämpfend sich läutert, wird gezeigt an Achill im 9. Gesange der Ilias, an Parzival, an der Iphigenie Goethes, am jungen Ritter in Schillers „Kampf mit dem Drachen“, an der Jungfrau von Orleans und am Prinzen von Homburg; hierbei spielt zum Teil auch die Anschauung mit herein, dafs zur Sühne schon der blofse feste Wille als genügend erachtet wird wie bei Iphigeniens Opferung und beim Goetheschen Orestes.[3]) Einzelne der hier erwähnten Gestalten verkörpern auch eine Auflehnung gegen eine höhere Autorität und berühren sich darin mit Antigone und Don Karlos („Gegensatz zwischen Despotismus und Menschenrecht“!).

Die Arglosigkeit des Helden tritt hervor bei Achill dem Skamander gegenüber, Hom. Il. 21. 214 (vgl. Kammer a. a. O. S. 312),

[1]) Vgl. W. Helbig, Das homerische Epos, aus den Denkmälern erläutert; Leipzig 1887, S. 398; Radermacher, Neue Jahrb. 12, 1903, S. 570, a. a. O. S. 131, G. Freytag, Bilder a. d. d. Verg. 1, S. 202 f.; Vogt, Deutsche Literaturgesch. S. 108 f.; R. Laube, Schilderung der Hoffeste im Nibelungenlied, Lyons Zeitschr. f. d. d. Unterr. 18, 1904, bes. S. 465 f.

[2]) So nach O. Frick, Aus deutschen Lesebüchern V. 1, 1889, S. 472; vgl. überhaupt die einschlägigen Bemerkungen in diesem Buche, ferner Bulthaupt, Dramat. des Schauspiels 2, Oldenb. 1894, S. 180 f. u. S. 185, wo Coriolan eine „Aiaxnatur“ genannt wird; Büttner, Progr. Gera 1902; M. Wohlrab, Neue Jahrb. 12. 1903, S. 50; Ch. Muff, Neue Jahrb. 14, 1904, S. 66.

[3]) Vgl. N. Wecklein, Schulausg. v. Eur. Iph. Taur., München 1900, S. 3; Polack, Aus deutsch. Leseb. IV. 1, S. 137; Frick a. a. O. S. 383 u. 397; E. Kammer, Ästh. Komment. S. 214. Von Iphigenis Opferung lassen sich Beziehungen herstellen nicht nur zur Opferung Isaaks sondern auch zu Schillers „Eleus. Fest“ und zu Uhlands „Ver sacrum“, worauf ich von geschätzter Seite aufmerksam gemacht werde.

wie bei Siegfried Nib.-L. 827, 914 (vgl. jedoch auch F. Weidling in der Zeitschr. f. d. d. Unterr. 18, 1904, S. 273). Dafs solche Arglosigkeit ein spezifisch deutscher Charakterzug sei, wird im Anschlufs an Tac. Germ. 22 bemerkt von O. Altenburg,[1]) der darin das Urbild des „deutschen Michel" und des „reinen Toren" erblickt, wie er im Märchen, im Parzival, in Goethes „Hermann und Dorothea" und in Frenssens „Jörn Uhl" gezeichnet ist; auch Goethes Egmont gehört hierher.

Die Lüge wird als etwas Unehrenhaftes und eines Helden Unwürdiges betrachtet von Neoptolemos im Sophokleischen Philoktet (vgl. Achill, Jl. 9. 312), allerdings im Gegensatze zu der sonstigen griechischen Anschauung.[2]) Dagegen ist wieder deutsche Eigentümlichkeit der stark ausgeprägte Sinn für Wahrhaftigkeit, wie er von Siegfried an (Gripis-Spâ 40) bis zu Goethes Iphigenie immer wieder an den Gestalten der Sage und Dichtung zutage tritt.

Die kameradschaftliche Treue, die in den Kämpfen bei Hom. Il. 17 und in der Marmorgruppe des Menelaos mit dem toten Patroklos (vgl. Neue Jahrb. 12, 1903, S. 574 u. Lehrpr. 81, 1904, S. 8), aber auch zum Teil in der Neigung des Meleager zu Atalante (vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 32 f.) ihren Ausdruck findet, wird bei den Germanen besonders fest in der Mannentreue, welche einen der Grundpfeiler für das Nibelungenlied und für andere sagenhafte Dichtungen bildet,[3]) aber auch in Schillers Wallenstein anklingt. Einen ähnlichen Konflikt wie hier Max Piccolomini hat Rüdiger durchzumachen und Hagen im Walthariliede; aber bei den altgermanischen Recken siegt die Mannentreue.

Während bei Siegfried, Walthari und anderen Helden der deutschen Sage die Liebesempfindung von wesentlicher Bedeutung ist, im ritterlichen Zeitalter sogar den ersten Rang einnimmt, tritt diese bei den Griechen ursprünglich sehr zurück;[4]) ganz fehlt sie aber auch hier nicht, wie des Achilles Klage um Briseis bei Hom. Il. 9. 342 und das Verhältnis des Sophokleischen Aias zu Tekmessa beweist. Dies leitet uns in Zusammenschlufs mit Hom. Il. 6 über zu „Hektors Abschied" von Schiller und den unzähligen hier einschlägigen Stellen der neueren Literatur.[5])

Über die Frauenfrage und die verschiedene Stellung, welche zu ihr die einzelnen griechischen Dichter in der Mythenbehandlung einnehmen, handelt Bloch in den Neuen Jahrb. 7, 1901, S. 23 ff. Das Heraustreten des Weibes über die ihm von der Natur gezogenen Schranken ist ein Grundzug im Wesen der Amazonen und ähnlicher Gestalten;[6]) nach besonderen Seiten hin ist dies wahrzunehmen bei Medea,

[1]) Erklärungen zur Germania, Leipz. 1903, S. 4 u. 12.

[2]) Vgl. E. Bruhn, Schulausg. v. Eur. Iph. Taur., Berlin 1894, S. 10.

[3]) Altenburg a. a. O. S. 11; vgl. Tac. Germ. 14 u. Polack, A. d. Leseb. IV. 1, S. 195; über die Treue als Motiv der Weltliteratur auch W. Schmid, Neue Jahrb. 13, 1904, S. 483.

[4]) Vgl. Rohde, Gr. Rom. S. 42 f., 102 f.; Gruppe a. a. O. S. 617, 669, 905.

[5]) Vgl. Blume, Das Ideal der Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Altertum, Wien 1874; K. Ameis im Anh. z. Hom. Jl. 7. 289.

[6]) Vgl. Weinhold a. a. O. 1, S. 55 ff.; Löwy in Westermanns Monatsh. 1903, S. 841; bezüglich der Kunstdarstellungen A. Furtwängler, Meisterwerke d. griech. Plast., Leipz.-Berl. 1893, S. 290; Roscher, Myth. Lex. 3, Sp. 1924. 8.

Klytämestra, Elektra (vgl. Kaibel, S. 50 ff.), bei Brunhild und in den modernen Dramen bei Volumnia in Shakespeares Coriolan (vgl. Bulthaupt a. a. O. S. 188 f.), bei der Jungfrau von Orleans und bei Königin Elisabeth (vgl. A. Strack in Lyons Zeitschr. 15, 1901, S. 754). Hiermit steht vielfach in Zusammenhang die eheliche Untreue, wie sie aufser bei Medea und Klytämestra bei Helena sich zeigt; verwandter Art sind Stheneböa, Astydamia, Phädra, Isolde, Mifs Sara Sampson, Stella, Nora; vgl. Rauber, Die Medea des Eur. im Lichte der biolog. Forschung, Leipz. 1899; Rohde, Gr. Rom. S. 34; Vogt, D. Literaturgesch. S. 124. Dem gegenüber steht die weibliche Treue, wie sie ihre Vertreterinnen findet in Penelope, Euadne, Nanna, Sigyn (vgl. J. Nover a. a. O. S. 30; Weinhold a. a. O. 1 S. 36 u. 251), Kriemhild, Kudrun, Sigune (vgl. Polack, A. d. Leseb. IV. 1, S. 235), Thekla in Schillers „Wallenstein“ u. a.

Vom Neid der Götter finden sich Andeutungen bei Hom. Od. 2. 134, 5. 119, weiteres bei Soph. Ant. 1350, Ai. 127, Herod. 3. 40, 7. 10, 8. 109; dafs derselbe auch der Vorstellung des deutschen Volkes nicht ganz und gar fremd ist, wird nachgewiesen von Th. Becker in Lyons Zeitschr. 7, 1893, S. 589; über die besondere Auffassung Schillers vgl. Cl. Nonn ebendort 17, 1903, S. 781. Den Glauben an Vergeltung kennt die griechische Sage im Gegensatz zur deutschen zunächst noch nicht; vgl. Rohde, Psyche 1, S. 80 ff., 309, 817 ff.; Nover a. a. O. S. 8; Radermacher a. a. O. S. 105. Wie aber die Menschheit den wankenden Glauben an die allwaltende göttliche Gerechtigkeit allen dunklen Erfahrungen zum Trotz wieder aufzurichten und einen inneren Zusammenhang herzustellen sucht zwischen Menschenschuld und Menschenschicksal, veranschaulicht der Prometheus-Mythus, die Krösussage und der Faust; vgl. v. Wilamowitz, Hom. Unters. S. 206 f., Griech. Trag. 5, S. 22 f.; Nebe, Preufs. Jahrb. 113, 1903, S. 460 f.; K. Kemmer, Der Faustgedanke im Altertum, in Lyons Zeitschr. f. d. d. Unterr. 15, 1901, S. 500 ff.

Regensburg. K. Hoffmann.

Zur Kritik des Euripides und zu Bakchylides V 30, XVI 68.

Orest. 34 *Ἐντεῦθεν ἀγρίᾳ συντακεὶς νόσῳ νοσεῖ*
τλήμων Ὀρέστης ὅδε πεσὼν ἐν δεμνίοις | κεῖται.

Die einfache Änderung *πεσών τ'* hat man wohl mit Recht abgewiesen und *νοσεῖ* gestrichen. Es handelt sich also um eine Ergänzung für 34. Man könnte *ἀγρίας συντακεὶς* <*ἄσῃ*> oder <*σίνει*>, auch <*λώβαις*> *νόσου* vermuten, aber ich meine, dafs nach *τακεὶς* ein einigermafsen ähnlich aussehendes Adverbium ausfiel, nämlich:

Ἐντεῦθεν ἀγρίᾳ συντακεὶς <*αἰκῶς*> *νόσῳ*, wenn man nicht lieber *συντακεὶς* <*οἰκτρῶς*> schreiben will.

Orest. 37 *ὀνομάζειν γὰρ αἰδοῦμαι θεὰς*
Εὐμενίδας, αἳ τόνδ' ἐξαμιλλῶνται φόβῳ.

Εὐμενίδας ist nach den vorhergehenden Worten unmöglich; da es als

Erklärung zu *θεάς* in den Vers eingedrungen ist, so hat man in seinen Buchstaben für den Anfang von 38 keinen Anhaltspunkt; Weil hat *δεινοῖσιν — φόβοις* vorgeschlagen, ich kam früher auf *κέντροισιν αἳ — φόβον*, passender erschien mir dann *ἐφόδοισιν αἳ τόνδ' ἐξαμιλλῶνται φόβῳ* nach Aesch. Eum. 370 *ἁμετέραις ἐφόδοις μελανείμοσιν*; doch ist an dieser Stelle, die mehr als eine Art der Verbesserung gestattet, das sicherste ein Epitheton zu *θεάς* einzufügen:

θεὰς | ποτνιάδας, αἳ τόνδ' ἐξαμιλλῶνται φόβῳ,

vgl. Or. 318 *ποτνιάδες θεαί, ἀβάκχευτον αἳ θίασον ἐλάχετε* (*τὰς δρομάδας* wird kaum jemand vorziehen).

Orest. 100 *ὀρθῶς ἔλεξας, οὐ φίλως δέ μοι λέγεις*

erwidert Helena, da Electra (*ὀψέ γε φρονεῖς εὖ τότε λιποῦσ' αἰσχρῶς δόμους*) die Tat jener unverhohlen mifsbilligt. Durch Änderungen wie *ὀρθῶς γε λέξασ'* (oder *σὺ δ' εὖ γε λέξασ'*) *οὐ φίλως ἐμοὶ λέγεις* ist nichts gewonnen; zur Stütze meiner Konjektur

ὀρθῶς ἔλεξας, οὐ φίλως δέ μοι κλύειν

brauche ich wohl kaum zu verweisen auf Or. 641 *σαφῆ μᾶλλον κλύειν* (wo der Inf. ebenfalls das Schlufswort des Verses bildet) od. El. 1327 *δεινὸν τόδ' ἐγηρύσω καὶ θεοῖσι κλύειν.*

Or. 236 *κρεῖσσον δὲ τὸ δοκεῖν, κἂν ἀληθείας ἀπῇ.*

Man kann freilich den Komparativ erklären nach der Schablone: '*κρεῖσσον τὸ δοκεῖν*, complétez: *τοῦ μὴ δοκεῖν*' (Weil): Der treffende Ausdruck ist m. E. nicht *χρηστόν τι τὸ δοκεῖν* oder *χαρτὸν δὲ*, woran ich früher dachte, sondern:

κέρδος δὲ τὸ δοκεῖν, κἂν ἀληθείας ἀπῇ.

Or. 280—87 *Σύγγονε, τί κλαίεις κρᾶτα θεῖσ' εἴσω πέπλων;*
αἰσχύνομαί σοι μεταδιδοὺς πόνων ἐμῶν
ὄχλον τε παρέχων παρθένῳ νόσοις ἐμαῖς·
μὴ τῶν ἐμῶν ἕκατι συντήκου κακῶν·
σὺ μὲν γὰρ ἐπένευσας τάδ', εἴργασται δ' ἐμοὶ
μητρῷον αἷμα· Λοξίᾳ δὲ μέμφομαι
ὅστις μ' ἐπάρας ἔργον ἀνοσιώτατον
τοῖς μὲν λόγοις ηὔφρανε, τοῖς δ' ἔργοισιν οὔ.

Es ist in diesem Zusammenhang ganz zwecklos, dafs Orest sich als Mörder bekennt, geradezu störend, dafs er auf Elektras Anteil an der Tat hinweist; die Schlufsworte von 282 *παρθένῳ νόσοις ἐμαῖς* erscheinen wohl jedem ungeschickt; ich denke nicht, dafs nach 286 ein Vers ausgefallen ist, vielmehr wird den von *ἐπάρας* abhängigen Infinitiv das überflüssige und teilweise durch *τοῖς δ'* veranlafste *τοῖς μέν* verdrängt haben, darnach lautet m. E. die Stelle:

280 *σύγγονε, τί κλαίεις κρᾶτα θεῖσ' εἴσω πέπλων;*
283 *μὴ τῶν ἐμῶν ἕκατι συντήκου κακῶν·*
281 *αἰσχύνομαί σοι μεταδιδοὺς πόνων ἐμῶν*
282 u. 285 *ὄχλον τε παρέχων, Λοξίᾳ δὲ μέμφομαι,*
286 *ὅστις μ' ἐπάρας ἔργον ἀνοσιώτατον*
287 *τολμᾶν λόγοις ηὔφρανε, τοῖς δ' ἔργοισιν οὔ.*

Or. 368 *Δακρύων δ' ἔπλησεν ἐμέ τε καὶ ναύτας ἐμοὺς | πολλῶν.* Das ganz müfsige *πολλῶν* wird auch noch hervorgehoben durch seine

Stelle zu Anfang des Trimeters bei Wechsel des Verses. Die Tränen werden vergossen, nachdem Glaukos den Menelaos über das Geschick Agamemnons unterrichtet hat: das Subjekt zu *ἔπλησε* ist weder Agamemnon noch Glaukos, sondern die Kunde, die man von diesem empfing, also:

δακρύων δ' ἔπλησεν ἐμέ τε καὶ ναύτας ἐμοὺς | κληδών.

Man vgl. z. B. Troad. 657 *καὶ τῶνδε κληδὼν — ἀπώλεσέν με.* In erster Linie geht hier *κληδών* auf *ναύτας ἐμούς*, da im vorhergehenden nur von einer dem Menelaos gemachten Mitteilung (*ἐξήγγειλέ μοι* 363, *ὅς μοι τάδ' εἶπεν* 365) die Rede ist.

Als seine Krankheit (*νόσος* 395) bezeichnet Orest das Bewufstsein der vollbrachten Tat: *ἡ σύνεσις* 396 — *λύπη μάλιστά γ' ἡ διαφθείρουσά με* 398, darauf erwidert Menelaos

Or. 399 *δεινὴ γὰρ ἡ θεός, ἀλλ' ὅμως ἰάσιμος.*

Bei Wecklein stehen unter dem Text die Vermutungen: *δεινή γε νοῦσος, δεινὴ νόσος γάρ* und *δεινὴ γὰρ ἡ κήρ.* Die Antwort, meine ich, bestätigt (*δῆτα*) das mit *διαφθείρουσα* Gesagte:

δεινὴ φθορὰ δῆτ', ἀλλ' ὅμως ἰάσιμος,

die Überlieferung würde vielleicht noch eher zu erklären sein bei der Fassung: *δεινὴ φθορά 'σθ' ἥδ', ἀλλ' ὅμ. ἰάσιμος.* Des Nomens wegen vgl. Eur. fr. 813, 2 *πόνοι δὲ κἂν σοὶ καὶ φθοραὶ πολλαὶ βίου.*[1])

Menelaos will wissen, was man in Argos über Orests Geschick zu beschliefsen gedenke.

Or. 441 *φεύγειν πόλιν τήνδ', ἢ θανεῖν ἢ μὴ θανεῖν;*

Weil möchte den Vers tilgen, vielmehr ist das verkehrte *ἢ μὴ θανεῖν* zu korrigieren. ‚Ist dir Verbannung bestimmt oder der Tod für den Fall, dafs du dich diesem Geschick nicht durch Landesflucht entziehen, ihm durch Verlassen der Heimat zuvorkommen willst?‘ Also:

φεύγειν πόλιν τήνδ', ἢ θανεῖν, ἢν μὴ φθάνῃς.

Natürlich ist bei *φθάνῃς* (oder *φθάσῃς*) das participium *φεύγων* zu ergänzen. Die Verbesserung wird wohl zur Genüge bestätigt durch die zwei Euripidesstellen, Phoen. 972 *φεῦγ' ὡς τάχιστα τῆσδ' ἀπαλλαχθεὶς χθονός — κἂν μὲν φθάσωμεν, ἔστι σοι σωτηρία, ἢν δ' ὑστερήσῃς, οἰχόμεσθα, κατθανεῖ* (mit absolut gebrauchtem *φθάνειν* und mit Zusammentreffen der nämlichen drei Verba: *φεύγειν, φθάνειν, θανεῖν*) und Phoen. 1280 *ἔπειγ' ἔπειγε, θύγατερ· ὡς ἢν μὲν φθάσω — οὑμὸς ἐν φάει βίος, θανοῦσι δ' αὐτοῖς συνθανοῦσα κείσομαι.*

Orestes kennt eine Rechtfertigung seiner Tat, weifs worauf er sich berufen kann; darauf erwidert Menelaos:

Or. 415 *μὴ θάνατον εἴπῃς, τοῦτο μὲν γὰρ οὐ σοφόν.*

Weil setzt in den Text: *μὴ ἀθάνατον εἴπῃς* ‚einen Gott darfst

---

[1]) Die Bedeutung einer völlig sicheren Korrektur beansprucht obiger Vorschlag natürlich nicht; mir selbst ergaben sich noch andere Möglichkeiten; eine, die ihrer Einfachheit wegen vielleicht den Vorzug verdient, sei hier noch angeführt: *δεινὴ γὰρ ὠδίς, ἀλλ' ὅμως ἰάσιμος* (vgl. Aesch. Choeph. 211 *πάρεστι δ' ὠδὶς καὶ φρενῶν καταφθορά*). Auch ‚*δεινὴ γὰρ ἥδ', οἶδ', ἀλλ' ὅμ. ἰάσιμος*‘ könnte man vermuten nach Stellen wie Aesch. Pers. 824 *μόνης γάρ, οἶδα, σοῦ κλύων ἀνέξεται*, Soph. fr. 237 *ἔχει μὲν ἀλγεῖν', οἶδα — χρὴ τιν' ἴασιν λαβεῖν.*

du nicht nennen': ganz unmöglich, denn was Menelaos zurückweist, darf nicht identisch sein mit dem, was unmittelbar darauf Orest geltend macht (416 *Φοῖβος κελεύσας μητρὸς ἐκπρᾶξαι φόνον*). Auch hat man das Gegenteil von *ἀθάνατον* vermutet: *μὴ θνητὸν εἴπῃς*, das eine bestimmte Interpretation kaum zuläſst. Dreierlei könnte sich wohl Menelaos unter der von Orest bezeichneten *ἀναφορά* denken, die Berufung auf ein Recht, Mord durch Mord zu sühnen oder auf die Pflicht, den Vater zu rächen oder endlich den Hinweis auf eine Ehe, welche den am Gatten begangenen Mord zu einem gemeinen Verbrechen werden läſst. So kam ich auf die Änderungen: *μὴ θεμιτὸν* oder *μὴ τὸ δέον εἴπῃς* (‚sprich nicht von einem Recht, einer Pflicht'), dann *μὴ γενέτορ' εἴπῃς* (‚nenne nicht den Vater, daſs ihm Rache durch dich geworden'), und wofür ich mich jetzt entscheiden möchte:

μὴ θάλαμον εἴπῃς, τοῦτο μὲν γὰρ οὐ σοφόν.

Mit *θάλαμος* ist sowohl die Sünde am ersten Gemahl als die Schmach der zweiten Ehe bezeichnet (man vgl. auch 591 *ἐπεγάμει πόσει πόσιν*).

Or. 505 *κακὴν γὰρ αὐτὴν ἐνδίκως ἡγούμενος*
αὐτὸς κακίων ἐγένετο μητέρα κτανών

behauptet Tyndareos in seiner Anklage gegen Orest. Man ändert im zweiten Vers Tempus (*γέγονε*) oder Stellung (*μητέρ' ἐγένετο κτανών*, so Porson und auch Weil); vielmehr ist *μητέρα* Erklärung für den umschreibenden Ausdruck, den hier Tynd. als den nachdrucks- und wirkungsvolleren gewählt hat, man vgl. Oed. C. 911 *δέδρακας οὔτε σοῦ καταξίως οὔθ' ὧν πέφυκας* (und die entsprechende Bezeichnung für Sohn: *οὐδὲ γὰρ κακῶς πάσχοντι μῖσος ὧν τέκῃ προσγίγνεται* El. 771). Bei Euripides hieſs es also m. E.:

αὐτὸς κακίων ἐγένεθ' ἧς ἔφυ κτανών

(oder, was der Überlieferung noch etwas näher kommt, *αὐτὸς κακίων ἐγένεθ', ἣ 'τεκεν κτανών*).

Stellen, wie Androm. 261 *αἱμάτου θεᾶς βωμόν, ἥ μέτεισί σε*, Bacch. 346 *μέτειμι*, 517 *μέτεισι Διόνυσός σε*, Agam. 1666 *ἀλλ' ἐγώ σ' ἐν ὑστέραισιν ἡμέραις μέτειμ' ἔτι*, Eum. 230 *ἐγὼ δ', ἄγει γὰρ αἷμα μητρῷον, δίκας μέτειμι τόνδε φῶτα κἀκκυνηγετῶ* lassen vermuten, daſs in V. 582 (*οὐκ ἄν με μισῶν ἀνεχόρευ' Ἐρινύσιν*) ein Versehen vorliegt und zu schreiben ist:

οὐκ ἄν με μετιὼν ἀνεχόρευ' Ἐρινύσιν;

das doppelte *με* hat den Irrtum veranlaſst. (Übrigens scheint in dieser Rechtfertigung Orests die Anapher *ὁρᾷς, Ὀδυσσέως* 588 und *ὁρᾷς, Ἀπόλλων ὃς-νέμει* wenig angemessen; ich würde *ὥρμα δ' Ἀπόλλων* oder präsentisches *ὁρμᾷ δ' Ἀπόλλ.* vorziehen, vgl. Ai. 172 *ἦ ῥά σε Ταυροπόλα Διὸς Ἄρτεμις — ὥρμασε;* was der Überlieferung näher käme *ἔδρασ' Ἀπόλλων*, würde bei später folgendem *ἡμῖν δὲ τοῖς δράσασιν οὐκ εὐδαιμόνως* die Bedeutung des göttlichen Gebotes in ungehöriger Weise bezeichnen.)

Die Gesinnungslosen schlieſsen sich immer denen an, welche die maſsgebenden, leitenden Persönlichkeiten in dem Staate sind,

Or. 896 *ὅδε δ' αὐτοῖς φίλος*
ὃς ἂν δύνηται πόλεος ἔν τ' ἀρχαῖσιν ᾖ.

„Der Genetiv hängt von *ἀρχαῖσιν* ab und bei *δύνηται* hat man *ἐν πόλει* zu denken", vielmehr das fehlerhafte *δύνηται* zu korrigieren. Das bezeichnende Verbum findet sich Pind. Pyth. IV 261 *ἔνθεν δ' ὔμμι Λατοίδας ἔπορεν — ἄστυ χρυσοθρόνον διανέμειν θεῖον Κυράνας.* Zur Entstellung des Textes mochte dies beitragen, dafs die im hypothetischen Relativsatz von Euripides wie von andern Dichtern häufig weggelassene Partikel, dem prosaischen Sprachgebrauch entsprechend, eingefügt wurde; m. E. schrieb Euripides:

ὅδε δ' αὐτοῖς φίλος
ὃς διανέμῃ τὰ πόλεος ἔν τ' ἀρχαῖσιν ᾖ.

Or. 1015 (*ἕρπει*) *ἰσάδελφος ἀνὴρ ἐξιθύνων νοσερὸν κῶλον.*

Die Worte des Chores bezeichnen den Pylades, der den kranken Freund stützt und aus der Versammlung der Argiver zum Palaste geleitet. Mit Elmsley setzt man *ἐξιθύνων* (oder *ἐξευθύνων*) ein in dem anapästischen Dimeter für überliefertes *ἰθύνων*. Das Kompositum findet sich, vielleicht zufällig, bei keinem der Tragiker, der Wegfall von *ἐξ* ist hier paläographisch nicht ohne weiteres erklärlich. Der Chor befindet sich vor dem Palast; er sieht die beiden Männer auf diesen zukommen, dem Platze sich nähern, auf dem er steht. Man kommt unwillkürlich, meine ich, auf das Wörtchen, dessen Buchstaben nach *ἀνὴρ* leicht übersehen werden konnten:

ἰσάδελφος ἀνὴρ <*δεῦρ'*> *ἰθύνων νοσερὸν κῶλον.*

Orest mahnt die Schwester, das Unvermeidliche mit Fassung zu tragen,

1022 *οὐ σῖγ' ἀφεῖσα τοὺς γυναικείους γόους*
στέρξεις τὰ κρανθέντ'; οἰκτρὰ μὲν τάδ', ἀλλ' ὅμως
[*φέρειν ἀνάγκη τὰς παρεστώσας τύχας*].

Der dritte Vers ist nach dem Zeugnis des Scholiasten unecht und mit Recht von allen gestrichen. Man erklärt dann die Ellipse des zweiten Verses mit Ergänzung von *στέρξον* nach *ὅμως*. Mir scheint *τάδ'* bei vorhergehendem *τὰ κρανθέντ'* recht müfsig, dagegen ein Verbum in dem Sinne von *ἀνέχου, στέρξον, τλῆθι* unentbehrlich, also:

στέρξεις τὰ κρανθέντ'; οἰκτρὰ μέν, τόλμα δ' ὅμως

(dem kaum jemand *οἰκτρὰ μέν, σίγα δ' ὅμως* oder *τολμήθ' ὅμως* oder *τλήσει δ' ὅμως* vorziehen wird). Vielleicht dachte der Dichter bei diesem Vers an das Wort des Theognis (1029): *Τόλμα, Κύρνε, κακοῖσιν ὅμως ἄτλητα πεπονθώς.*

Elektra wird zeigen, dafs es ihr an Mut zu sterben nicht fehlt:

Or. 1041 *ἔσται τάδ', οὐδὲν σοῦ ξίφους λελείψομαι.*

Man möchte sich wundern, dafs die Herausgeber eine Wendung, die sich mit dem Griechischen, mit Sprachgefühl überhaupt und Logik so wenig vereinigen läfst wie *ξίφους λείπεσθαι* oder gar *σοῦ ξίφους λείπεσθαι*, unbeanstandet im Texte dulden; und doch zeigte Herwerden den richtigen Weg, indem er *σοῦ θράσους* vorschlug. Mir mifsfällt hier nur die Verbindung des Nomens mit dem possessivum, Elektra darf recht wohl behaupten, dafs sie des Mutes, der Stärke der Seele

nicht ermangele; Gleichstellung mit dem Bruder ist am Platze, wenn Orest selbst oder Pylades spricht: hört man die Worte aus Elektras Mund, so erhalten sie etwas Verletzendes. Medea sagt 403 *ἕρπ' ἐς τὸ δεινόν, νῦν ἀγὼν εὐψυχίας*, und Elektra m. E.:

ἔσται τάδ'· οὐδ' εὐψυχίας λελείψομαι.

Orest. 1563 (*παῖδ' ἐμὴν*) *ῥυσώμεθ' ἀνδρῶν ἐκ χερῶν μιαιφόνων.*

Die Worte richtet Menelaos an sein Gefolge, unterrichtet von der Gefahr, in der das Leben Hermiones schwebt. Es ist wohl anzunehmen, dafs vor *ἐκ χερῶν* ein Genetiv mit ähnlichen Buchstaben ausfiel und dafs *ἀνδρῶν* an dessen Stelle trat. Denn so passend *ἀνδρῶν* an sich ist, hier scheint es doch unzulässig; da Menelaos kurz zuvor erklärte „*δισσοῖν λεόντοιν· οὐ γὰρ ἄνδρ' αὐτὼ καλῶ*“, kann er wohl kaum in fast unmittelbarem Anschlufs von denselben Personen *ἀνδρῶν* sagen. Vielleicht hiefs es:

ῥυσώμεθ' ⟨ἐχθρῶν⟩ ἐκ χερῶν μιαιφόνων,

doch läfst sich ein Ausdruck finden, der, meine ich, bezeichnender ist. Die beiden Freunde haben das Schwert gezückt, stehen auf der Lauer, um bei feindseligem Auftreten des Menelaos seiner Tochter das Schwert in die Kehle zu stofsen (vgl. 1193 *ξίφος δὲ χρὴ δέρῃ πρὸς αὐτῇ παρθένου σπάσαντ' ἔχειν* und die folgenden Verse). Dementsprechend lautet Apollos Anrede an Orest: *σύ θ', ὃς ξιφήρης τῇδ' ἐφεδρεύεις κόρῃ*; Euripides wird darnach geschrieben haben:

ῥυσώμεθ' ⟨ἐφέδρων⟩ ἐκ χερῶν μιαιφόνων,

ähnlich ist *ἔφεδρος* Rhes. 954 gebraucht *γῆς ἔφεδρον Ἑλλήνων στρατόν*; mit kurzem Vokal vor *δρ* findet es sich Choeph. 866 *τοιάνδε πάλην μόνος ὢν ἔφεδρος δισσοῖς μέλλει θεῖος Ὀρέστης ἅψειν* (vgl. Or. 83 *ἐγὼ μὲν ἄυπνος πάρεδρος ἀθλίῳ νεκρῷ*).

Elektra sollte nichts erfahren von Orests Absicht, in der Versammlung der Argiver zu seiner Rechtfertigung aufzutreten: *δάκρυα γοῖν γένοιτ' ἄν* meint Orest, da El. des kranken Bruders wegen um den Ausgang des Wagnisses bekümmert wäre, darauf Pylades:

788 *οὐκοῦν οὗτος οἰωνὸς μέγας.*

Das naheliegende, zuerst von Reiske vorgeschlagene *μέλας* für *μέγας* blieb in den Ausgaben, wohl mit Recht, unbeachtet, und doch ist *οἰωνὸς μέγας* in diesem Zusammenhang ein verkehrter Ausdruck, für den ich früher *οἰωνὸς λυγρός* einsetzen wollte. Mit *οἰωνός* kann in diesem Sätzchen natürlich ebensowohl der Dativ als der Genetiv verbunden sein zur Bezeichnung der Sache, welcher das Omen gilt, für deren Ankündigung es eintritt, möglicherweise also lauteten die Worte:

οὐκοῦν οὗτος οἰωνὸς μόγοις oder *ματαις,*

„die Tränen bedeuten Sorge und Mühe“ oder „ein eitles, vergebliches Unternehmen“, vielleicht aber enthält schon *οὗτος* ein Versehen, dann könnte man auf

οὐκοῦν οἶκτος οἰωνὸς τάλας

kommen; doch möchte ich das seltener vorkommende und darum eher falsch gelesene *ματαις* vorziehen. — Ich will bei dieser Gelegenheit eine viel behandelte Bakchylidesstelle kurz berühren, in der Weil *οἰωνοῖς* für *ἀνθρώποις* vorschlägt. In dem Eingang der Meleagrosode

ist der Flug des Adlers geschildert, vor dem die andern Vögel scheu entweichen:

Bakch. V 29 *ἀρίγνω-τος μετ' ἀνθρώποις ἰδεῖν·*

Beim erstmaligen Lesen des Gedichtes vermutete ich:

ἀρίγνω-τος μετὰ πτανοῖς ἰδεῖν,

das also mit Weils *μετ' οἰωνοῖς* sachlich zusammentrifft, dann

ἀρίγνω-τος μετ' ἀγνάστοις (oder *ἀγνώτοις*) *ἰδεῖν,*

„er der wohl bekannte unter nicht gekannten, der herrliche in der Schar der Niedrigen". Aber weder Weils Korrektur noch diese beiden von mir versuchten sind genügend; Bakchylides kann nicht einfach sagen, daſs der Adler von den Menschen erblickt wird als der unter den andern Vögeln hervorragende: er hat ihn zu Anfang den ‚Boten des weithingebietenden Zeus' genannt und hier sagt er, daſs der Adler den Menschen ein Zeichen sei, von Zeus gesandt, also

ἀρίγνω-τος, τέρας θνατοῖς (oder *τέκμαρ θνατοῖς*) *ἰδεῖν.*

Von dem Blitzstrahl, der die göttliche Abkunft des Kreterkönigs bestätigt, heiſst es Bakch. 16, 71 *ὁ δὲ θυμάρμενον ἰδὼν τέρας*[1]). Auſser verwandten Homerstellen vgl. Pind. P. I 26 *τέρας μὲν θαυμάσιον προσιδέσθαι.* Die Änderung von *ἀρίγνωτος* in *ἀρίγνωτον* scheint zulässig (*σᾶμ' ἀρίγνωτον* 16, 57), aber nicht nötig.

In der Annahme von Interpolationen ist man für die Oresttragödie wohl einmal auch zu weit gegangen. Orest mahnt die Schwester, über der Pflege des Kranken nicht zu vergessen, was ihr selbst not tut: *ἀλλὰ βᾶσα δωμάτων ἔσω — σίτων τ' ὄρεξαι λουτρά τ' ἐπιβαλοῦ χροΐ;* Elektra müsse ihm erhalten bleiben, die einzige Stütze, die ihm, dem von allen Verlassenen noch übrig sei *σὲ γὰρ ἔχω μόνην ἐπίκουρον, ἄλλων, ὡς ὁρᾷς, ἔρημος ὤν.* Darauf erwidert Elektra:

Or. 307 *οὐκ ἔστι· σὺν σοὶ καὶ θανεῖν αἱρήσομαι*
καὶ ζῆν· ἔχει γὰρ ταὐτόν· ἢν σὺ κατθάνῃς,
γυνὴ τί δράσω; πῶς μόνη σωθήσομαι
ἀνάδελφος ἀπάτωρ ἄφιλος; εἰ δὲ σοὶ δοκεῖ,
δρᾶν χρὴ τάδ'.

In der neuesten Auflage ist auch Weil geneigt, die vier ersten Verse zu streichen, so daſs als Elektras Antwort nur *δρᾶν χρὴ τάδ'* bleibt. Aber die Worte *σὺν σοὶ — ἄφιλος* sind an sich bedeutungsvoll und

---

[1]) Vor den oben angeführten Worten liest man (Bakch. 16, 67):

κλύε δ' ἄμεμπτον εὐχὰν μεγασθενὴς
Ζεὺς ὑπέροχόν τε Μίνωι φύτευσε | τιμάν.

In der zweiten Zeile ist der Name des Königs störend, mag man das Wort zwei- oder dreisilbig lesen. Ludwich gewinnt die erforderlichen Rhythmen, aber mit ziemlich gewaltsamer Änderung: *ὑπέροχόν τέ τοι φύτευσε Μίνῳ.* Der sehr entbehrliche Eigenname ist, gleichviel ob aus Versehen oder durch Interpretation, in den Text geraten: *Μίνῳ* hat ein durch den Zusammenhang gebotenes Partizipium auf *-μένῳ* verdrängt, Bakch. schrieb m. E.:

κλύε δ' ἄμεμπτον εὐχὰν μεγασθενὴς
Ζεὺς ὑπέροχόν τ' ἀρωμένῳ φύτευσε | τιμάν.

Man vergleiche z. B. Oed. Col. 1406: *πατρὸς κλύετε ταῦτ' ἀρωμένου.* Das göttliche Zeichen, das den König hoch über die Sterblichen erhebt, erfolgt auf Grund der **Bitte**, die der Sohn an den Vater richtet (*εἴσεαι δ' αἴκ' ἐμᾶς κλύῃ Κρόνιος εὐχᾶς* sind die unmittelbar zuvor von Minos an Theseus gerichteten Worte).

stehen im Einklang mit Stimmung und Rede Elektras in der Szene, in der sie das Geschick des Bruders entschlossenen Mutes teilen will; sie sind aber, und dies ist entscheidend, im Zusammenhang der Stelle unentbehrlich: wie kann die Versicherung Orests, er sei verloren ohne die Schwester (*οἰχόμεσθα* 305), sie sei seine einzige Helferin, Retterin, in Elektras Antwort unbeachtet bleiben? Würden die Sätze *σὺν σοὶ καὶ θανεῖν αἱρήσομαι — ἀνάδελφος ἀπάτωρ ἄφιλος* (310) fehlen, so müfste man nach V. 306 eine Lücke annehmen und würde Worte ungefähr in dem Sinne der überlieferten vermissen. Und ferner: wenn Elektra auf Orests Bitte, dafs sie sich nicht dem Bruder opfere, sondern auf ihr Wohlergehen bedacht sei, einfach *δρᾶν χρὴ τάδ'* erwidert, so hat diese Antwort etwas Schroffes, geradezu Verletzendes. Der Zusatz *εἰ δὲ σοὶ δοκεῖ* gibt ihr eine natürliche und durchaus angemessene Form. In der ganzen Stelle ist nur der Anfang störend und verkehrt; die Worte können nicht auf die fürsorgliche Mahnung des Bruders bezogen werden und passen ebensowenig zu Orests Erklärung, dafs seine trostlose Lage in der Sorge und Liebe der Schwester einen Halt empfange. Die Anrede des Bruders vermifst man: ich meine nicht, dafs *ὅμαιμε* verdrängt worden ist durch *οὐκ ἔστι*, sondern dafs man zu schreiben hat:

Ὀρέστα, σὺν σοὶ καὶ θανεῖν αἱρήσομαι καὶ ζῆν.[1])

Heidelberg. H. Stadtmüller.

---

[1]) Dafs Orestes zu den Euripideischen Dramen gehört, für die der Emendation noch manches zu tun bleibt, habe ich in meiner Besprechung der neuesten Orestausgabe (Weil, troisième édition remaniée) gezeigt; es sind dort zu dieser Tragödie andere meiner Konjekturen angeführt und kurz begründet, so lese ich:

Or. 737 *εἰκότως κακῆς νομίζεις ἄνδρα γίγνεσθαι κακόν,*
773 *ἀλλ' ὅταν χρηστοὺς λάβωσι, χρηστὰ βουλεύουσιν αὖ,*
848 *ψυχῆς ἀγῶνα τὸν προκείμενον πέρι*
θαρσῶν, ἐν ᾧ ζῆν ἢ θανεῖν ὑμᾶς χρεών,
913 *ὅμοιον γὰρ τὸ χρῆμα γίγνεται*
τῷ τοὺς λόγους λέγοντι καί τι μωμένῳ,
1046 *ὦ φίλτατ', ὦ ποθεινὸν ἥδιστόν τ' ἔχων*
σχῆμ' ἕν τ' ἀδελφῇ λῆμα καὶ ψυχὴν μίαν,
1182 *λέγ', ὡς μετελθεῖν ἀγάθ' ἔχει τιν' ἡδονήν,*
1200 *καί νιν δοκῶ, τὸ πρῶτον ἢν τραχὺς παρῇ,*
χρόνῳ μαλάξειν σπλάγχνον (oder *ὀξὺς φανῇ*),
1518 *ὧδε κἀν Τροίᾳ σίδηρος ἆρα Φρυξὶν ἦν φόβος;*

Diesen Vermutungen möge hier noch eine weitere beigefügt werden. Orest will sich des Vaters würdig zeigen:

Or. 1167 *Ἀγαμέμνονός τοι παῖς πέφυχ', ὃς Ἑλλάδος*
ἦρξ' ἀξιωθείς, οὐ τύραννος, ἀλλ' ὅμως
ῥώμην θεοῦ τιν' ἔσχ', ὃν οὐ καταισχυνῶ.

Es werden wenige diese Verse gelesen haben, ohne dafs ihnen die übertreibende Machtschätzung *ῥώμην θεοῦ* aufgefallen wäre. Der Ausdruck ist an sich befremdend und scheint hier völlig unpassend im Mund des Orest, wo ihm das beklagenswerte Ende des Vaters zugleich vorschweben mufs und er selbst der Erfüllung des Geschickes nahe zu sein glaubt. Es ist m. E. hier im Gegensatz zu einer Macht, welche durch Rang, Stellung gewonnen und geübt wird (*τύραννος*), die Stärke persönlicher Vorzüge in ihrem Wesen und Wirken betont; zwei Buchstaben sind, meine ich, nicht beachtet worden und zwei falsche in den Text gekommen, so ist aus dem schlichten, einfachen Ausdruck:

ἀλλ' ὅμως ῥώμην σθένουσαν ἔσχ'

jene störende Hyperbel entstanden.

Zu Plutarch, Perikles XXVI, 2.

Οἱ δὲ Σάμιοι τοὺς αἰχμαλώτους τῶν Ἀθηναίων ἀνθυβρίζοντες ἔστιζον εἰς τὸ μέτωπον γλαῦκας· καὶ γὰρ ἐκείνους οἱ Ἀθηναῖοι σάμαιναν.... Πρὸς ταῦτα τὰ στίγματα λέγουσι καὶ τὸ Ἀριστοφάνειον ᾐνίχθαι.

Σαμίων ὁ δῆμός ἐστιν ὡς πολυγράμματος.

Also nach Plutarch wurden während des samischen Krieges die gefangenen Athener von den Samiern auf der Stirn mit einer Eule gebrandmarkt zur Vergeltung dafür, dafs sie selbst den Samiern eine *σάμαινα* eingebrannt hatten. Die *σάμαινα,* ein hinten bauchiges und vorn schweinsrüsselförmiges Schiff, bildete das Wappen der Samier wie die Eule das der Athener. Zu unserer Stelle bemerkt Blass in seiner bei Teubner erschienenen Schulausg. d. Them. u. Perikl.: „*γλαῦκας,* das Wappen von Athen, auch auf allen attischen Münzen. Richtiger vielleicht referiert Suidas (*Σαμίων ὁ δῆμος*) umgekehrt, dafs die Athener die Eule, die Samier die *σάμαινα* einbrannten.“ Eine ähnliche Bemerkung findet sich bei Sintenis, Ausgew. Biogr. d. Plut., 3. B.: Themistokl. u. Perikl., der aufser auf Suidas auch noch auf Aelian v. G. 2, 9 hinweist, wo es heifst: „*Τούς γε μὴν ἁλισκομένους αἰχμαλώτους Σαμίων στίζειν κατὰ τοῦ προσώπου, καὶ εἶναι τὸ στίγμα γλαῦκα, καὶ τοῦτο Ἀττικὸν ψήφισμα.*“ Das „vielleicht“ hätte Blass weglassen können und auch Sintenis, er spricht nämlich von „einer andern glaublichern Nachricht“, hätte sich bestimmter ausdrücken dürfen. Denn auch ohne das Zeugnis des Aelian und Suidas unterliegt es doch keinem Zweifel, dafs Plutarch hier wieder einmal ein Versehen passiert ist. Man brennt dem Gefangenen doch das eigene Wappen ein und nicht das seines Volkes, ebenso wie man in einer eroberten Stadt die eigene Flagge aufzieht und nicht die des Feindes. Übrigens berichteten während des Burenkrieges die Zeitungen von ähnlichen Brandmarkungen, wie sie gefangenen Engländern passiert sein sollen.

Nur unter dieser zweifellos richtigen Voraussetzung läfst sich in dem folgenden Zitat aus den *Βαβυλώνιοι* des Aristophanes das „*πολυγράμματος*“ richtig interpretieren. Bei Hesychius, Photius und Suidas finden sich dafür folgende zwei Erklärungen: die eine ist die, *πολυγρ.* bedeute „buchstabenreich“, und die Samier würden deswegen so genannt, weil sie zuerst die 24 Buchstaben erfunden hätten; nach der andern, *πολυγρ.* = gebrandmarkt, gezeichnet, wäre damit angespielt auf die nach der Tyrannenzeit massenhaft zum Bürgerrecht zugelassenen Sklaven. Sintenis und Blass erwähnen die beiden Erklärungen, halten sie aber für nicht recht wahrscheinlich, und Kock, der Herausgeber der Aristophanesfragmente, auf den sich Blass beruft, bemerkt zu unserm Zitat unter anderm: „addere poterat servum noctua notatum dici vix posse *πολυγράμματον,* itaque non liquet.“ Alle drei sind also von den genannten Erklärungsversuchen zwar nicht befriedigt, getrauen sich aber nicht sie direkt für falsch zu erklären, offenbar weil sie selbst keine andere Deutung zu geben wissen. Ich behaupte nun, dafs die beiden Erklärungen nicht nur unwahrscheinlich, sondern entschieden unrichtig sind. Denn wie soll man beim Anblick einer Eule

auf den Gedanken „buchstabenreich“ kommen? Eine Eule hat doch nicht die Gestalt eines Buchstabens. Kann ferner πολυγρ. überhaupt so viel wie „gebrandmarkt, gezeichnet“ heifsen? Und welcher Witz läge in dem Worte, wenn es wirklich diese Bedeutung hätte? Die Erklärung ist vielmehr eine ganz andere. πολυγρ. heifst der Etymologie nach nicht nur „buchstabenreich“, sondern auch „bildungsreich, gelehrt“. Nur letztere Bedeutung gibt hier einen guten Sinn. „Wie hochgebildet ist das Volk der Samier!“ Tragen sie doch das Symbol gelehrter Bildung, die Eule, auf der Stirne. Dafs bereits im Altertum die Eule als Symbol der Wissenschaft galt, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Straubing. Dr. Hauck.

Ce n'est donc rien que cela?

Ein Beitrag zur Frage der Her-Übersetzung und zum Grammatikunterricht.

Dieser Satz findet sich in Sarcey, Siège de Paris, Rengersche Ausgabe S. 8 Z. 29. Es ist vorher davon die Rede, wie einzelne Pariser, wie besonders die Zeitungen, um die Bevölkerung in guter Stimmung zu erhalten, nach der Schlacht bei Wörth, die man in derselben Absicht ‚un revers triomphant‘ nannte, eine Menge Lügen und Märchen über angebliche Niederlagen und Unglücksfälle der Preufsen erzählten. Sarcey fragte einen Freund, der mit der ernstesten Miene eben eine solche Erfindung zum besten gegeben hatte, was er für ein Vergnügen daran finde, und erhielt die Antwort: ‚Moi! aucun, c'est par philanthropie. Voilà des gens qui vont s'aller coucher sur des pensées riantes; ils feront les rêves les plus agréables du monde; ils seront heureux jusques à demain.‘ Und hier folgt das Sätzchen der Überschrift: ‚Ce n'est donc rien que cela?‘

Dieser Satz ist trotz seiner Kürze in vielen Beziehungen sehr lehrreich. Die Vertreter der Hinübersetzung werfen uns Herübersetzern — bekanntlich bin ich schon seit Jahren dafür eingetreten, beim Absolutorium die Übersetzung in die fremden Sprachen, ebenso wie im Griechischen, abzuschaffen — immer wieder vor, die Erfüllung unseres Verlangens führe zur Oberflächlichkeit, zum blofsen Raten, zur Vernachlässigung gründlichen Grammatikstudiums. Dieser Einwand wurde auch jüngst in München bei der III. Hauptversammlung des Bayer. Neuphilologen-Verbandes wieder gemacht, wo Kollege Dr. Uhlemayr in einem vortrefflichen Vortrage, der ebensosehr die praktische Erfahrung wie die theoretischen Ergebnisse der Logik und Psychologie berücksichtigte, die vorwiegend „rezeptive“ Sprachbetätigung als ein für die Schule völlig ausreichendes Lehrziel nachwies. Bei der Abstimmung über die These, die Hinübersetzung als Z i e l l e i s t u n g aufzugeben, war, nebenbei bemerkt, gegen früher für die Gegner der Hinübersetzung immerhin ein Fortschritt zu verzeichnen. Sie brachten für ihre Ansicht diesmal schon ebensoviele Stimmen auf wie die Hinübersetzer, indem die These mit Stimmengleichheit abgelehnt wurde. Bei der

Verhandlung über diese Frage hob ich hervor, es sei ebenso irrig anzunehmen, dafs die Hinübersetzungsmethode notwendigerweise zu sicherer Grammatikkenntnis führe — denn tatsächlich steht es damit gegenwärtig z. B. im Lateinischen trotz der vielen Stunden bei der Mehrzahl der Schüler nicht zum besten — wie es eine ganz unerwiesene Behauptung sei, die Herübersetzungsmethode müsse ihrem Wesen nach mit Oberflächlichkeit und Geringschätzung der Grammatik verbunden sein. Die Vorgänge in Preufsen, die man gern als Beweis ins Feld führe, würden in der Regel ganz falsch aufgefafst. Die Grammatikkenntnisse der Schüler seien dort nach der Lehrordnung von 1892 zurückgegangen, nicht weil man weniger Hinübersetzungen machte als früher, sondern weil man die Grammatik überhaupt beiseite setzte. Wir müssen, um über diese wichtige Frage urteilen zu können, nicht immer im überlieferten, ausgefahrenen Geleise bleiben, sondern uns vor allem über den grundlegenden Satz klar werden, dafs gründlicher Betrieb der Grammatik auch am fremden Texte, auch bei der Herübersetzung möglich ist. Das möchte ich nun hier mittels obiger Stelle an einem praktischen Beispiele beweisen.

Ich bin überzeugt, die meisten unserer Schüler und selbst viele andere Leute, die vielleicht sonst recht gute Kenntnisse im Französichen haben, werden den Satz der Überschrift zunächst falsch verstehen, indem sie ihn auffassen: Das ist also nichts als das; und an und für sich könnten die Worte ja gewifs diesen Sinn haben. Es könnte einer zur Begründung dieser Auffassung mit Berücksichtigung des Vorhergehenden den Freund Sarceys sagen lassen: Ich für meinen Teil finde kein Vergnügen an solchen Märchen, ich erzähle sie nur aus reiner Nächstenliebe, damit die Leute wieder eine Nacht beruhigt schlafen können; es ist also nichts als das, d. h. was mich dazu veranlafst, ist nichts als dieser Wunsch, ihnen eine angenehme Nachtruhe zu verschaffen. Allein zum richtigen Verständnis der Rede gehört bekanntlich aufser dem genauen Erfassen des Zusammenhangs vor allem auch die Beachtung des Tones, in dem gewisse Worte gesprochen werden, und in der geschriebenen Sprache das Merken auf die Zeichen, die man hat, um diesen Ton auszudrücken. So darf hier das Fragezeichen nicht übersehen werden. Die ganze eben erwähnte Auffassung der Stelle wird hinfällig, wenn die Worte ce n'est donc rien que cela, wie es tatsächlich der Fall ist, einen Fragesatz bilden. Wie kann man nun uns Herübersetzern im allgemeinen vorwerfen, dafs wir uns mit einer so oberflächlichen Auffassung von seiten der Schüler begnügen? Ich selbst habe doch bei jeder Gelegenheit vor Vernachlässigung der Grammatik gewarnt, so auch wiederholt in diesen Blättern, z. B. mit den Worten: „Grammatische Sicherheit ist der starke Grundpfeiler für jeden ernsten Sprachbetrieb, die feste Gewähr für klares, gründliches Verständnis gegenüber blofsem Raten und unbestimmtem Herumtappen, sie ist ein Bollwerk gegen die Oberflächlichkeit, die eines Gymnasiums unwürdig ist" (XXXII. Jahrgang, S. 419) oder: „Als grofsen Vorzug vor der preufsischen Fassung betrachte ich es, dafs bei uns auch beim allgemeinen Lehrziele ge-

nügende Kenntnis der Grammatik ausdrücklich hervorgehoben wird; denn damit vor allem wird oberflächlichem Betrieb ein Riegel vorgeschoben" (XXXIX. Jahrg., S. 242) und in meinem Vortrage: „Zum neusprachlichen Unterricht an deutschen Mittelschulen" bei der zweiten Hauptversammlung des Bayer. Neuphilologen-Verbandes in Nürnberg habe ich gesagt: „Unter gründlichem Lesen verstehe ich natürlich, dafs es tüchtige sprachliche Ausbildung, gediegene Kenntnis der wirklich wichtigen Teile der Grammatik zur Grundlage haben soll."

Um nun die fragliche Stelle richtig zu verstehen, müssen nach den Worten Neudeckers[1]) „im wesentlichen dieselben geistigen Tätigkeiten wie beim Hinübersetzen, nur in umgekehrter Richtung, wirksam sein, ein Vergleichen und Unterscheiden, ein mannigfaches Prüfen des Verhältnisses der Wörter und Sätze, ein abwägendes Untersuchen der Sprachäquivalente", kurz „die genaue Beobachtung der sprachlichen Erscheinung und die bewufste Erkenntnis aller grammatischen Kategorien". Der Schüler mufs, allein, sofern ihm die Spracherscheinung schon bekannt ist, oder unter Anleitung des Lehrers das Verhältnis des Sätzchens zum Vorhergehenden, den ganzen Zusammenhang der Stelle, die Beziehung der Worte ‚que cela' zu den übrigen genau prüfen, mufs besonders die richtige grammatische Kategorie des Wörtchens ‚que' erkennen, dann wird ihm klar werden, dafs er hier die dem Französischen eigentümliche Wendung vor sich hat, die ich beim Unterrichte durch den Mustersatz „C'est une belle chose qu'une bonne conscience" veranschauliche, darauf mufs er sich fragen, wie wir den Gedanken im Deutschen ausdrücken, mufs also „das Sprachäquivalent" in seiner Muttersprache suchen und so wird er schliefslich zu der sicheren Erkenntnis kommen, dafs der Satz nicht heifst und nicht heifsen kann: „Das ist also nichts als das", sondern nur: „Das ist also nichts?" oder „ist das denn nichts?" d. h. wenn ich die ängstlichen, aufgeregten Leute beruhige und ihnen durch meine Erzählungen einen angenehmen Schlaf verschaffe, ist das unter den jetzigen Umständen so wertlos, ist das denn nichts? Der Satz drückt also in der Form der rhetorischen Frage das nämliche aus wie: ‚C'est quelque chose que cela', was sich z. B. im Avare II, 2 findet.

Die Wendung in dem Satze „C'est une belle chose qu'une bonne conscience" ist eine der beachtenswertesten Spracherscheinungen des Französischen, sowohl was ihre Entstehung als ihre häufige Anwendung, auch im alltäglichen Leben betrifft. Ich bin nun, obwohl ein Vertreter der „oberflächlichen" Herübersetzung, der Ansicht, wir sollten uns bemühen, bei einer solchen Wendung, die, wenn man auf den Grund zurückgeht, gar nicht schwierig zu verstehen ist, die Schüler der oberen Klassen von einem nur ungefähren, dunkeln Gefühle zur genauen, klaren Erkenntnis zu bringen und so zu ihrer sprachlich-logischen Schulung beizutragen. Das ist von wirklichem Werte für

[1]) S. seine vorzügliche, logisch unanfechtbare Abhandlung in diesen Blättern (XXXVII, S. 525 ff.) v. J. 1901. Seine Ausführungen sind, trotz der ausdrücklichen Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter, einen anderen Standpunkt darin zu vertreten, bis jetzt ohne Erwiderung geblieben.

die Schüler und gehört nicht etwa zu den überflüssigen grammatischen Spitzfindigkeiten, die wir vermeiden sollen. Bevor ich zeige, wie man dabei verfahren kann, mufs ich aber noch einen Einwand beseitigen, der schon oft gemacht wurde. Man hat gesagt, durch solch ausführliche grammatische Erklärungen im Anschlufs an die Lektüre werde diese aufgehalten und geschädigt, man verfalle damit wieder in den früheren Fehler, die Form zu sehr zu betonen und den Inhalt zu vernachlässigen, man behandle die Lektüre nur als Beleg, nur als Beispiel für die Regeln der Grammatik. Das ist einer jener gezwungenen Einwände, denen man sofort ansieht, dafs sie gemacht werden, weil man eben keine besseren, wirklich überzeugenden hat. Als ob sich der Übelstand nicht sehr leicht und einfach vermeiden liefse! Man vergifst, dafs derartige grammatische Erläuterungen und Übungen sich zunächst und vorwiegend an die fremdsprachlichen Texte des Lehrbuches anschliefsen, die ja dazu bestimmt sind. Gibt aber einmal, wie in diesem Falle der Satz aus Sarcey, eine Stelle aus der Autorenlektüre den Anlafs zu solchen Erklärungen, so ist es natürlich, dafs diese nicht in der eigentlichen Lektürestunde ausführlich gegeben werden. Hier genügt es, ganz kurz den richtigen Sinn der Stelle zu bestimmen, entweder, wenn die Wendung schon früher besprochen wurde, mit einfachem Hinweis auf den betreffenden Mustersatz, oder mit der Bemerkung, man werde später darauf genauer zurückkommen. So wird das zusammenhängende Fortschreiten in der Lektüre durchaus nicht gestört. Nun ist aber — denn Pflege der Herübersetzung ist eben nicht gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit gegen die Grammatik — so oft es nötig erscheint, eine halbe Stunde oder je nach Umständen auch mehr — das alles darf überhaupt nicht nach einer bestimmten Schablone gemacht werden — besonders für grammatische Unterweisung und Übung anzusetzen und hier mufs dann eine solche Spracherscheinung genauer vorgenommen werden.

Man geht, wenn die Wendung zum erstenmal erklärt werden soll, am besten von dem erwähnten Mustersatze aus: ‚C'est une belle chose qu'une bonne conscience', neben den man die einfache, ursprüngliche Form stellt: ‚Une bonne conscience est une belle chose'. Man läfst die Schüler diese beiden Sätze aufmerksam vergleichen und so finden, dafs sie den nämlichen Sinn ausdrücken und dafs auch in dem ersten Satz das mit ‚que' eingeleitete ‚une bonne conscience' das logische Subjekt bildet, das der starken Betonung wegen an den Schlufs, wo im Französischen der Hauptton liegt, gestellt ist, während das Prädikat ‚une belle chose' mit ‚c'est' am Anfang des Satzes hervorgehoben wird. Was ist nun jenes ‚que'? Darüber liest man in manchen Grammatiken überhaupt keine Erklärung, in anderen eine gänzlich falsche. Französische Grammatiker wie z. B. Girault-Duvivier in seiner Grammaire des Grammaires, Borel und seltsamerweise sogar Littré in seinem grofsen Dictionnaire fassen es ganz unrichtig als die Konjunktion ‚que' auf, die doch hier gar keinen Sinn hätte. Ihnen folgen z. B. Plötz und Wohlfahrt, die diese Wendung ebenfalls unter den Konjunktionen bringen und von einem pleonastischen Gebrauch

der Konjunktion ‚que' sprechen. Benecke, der die Spracherscheinung zunächst an der richtigen Stelle, nämlich bei der Hervorhebung durch doppeltes Subjekt bespricht, ohne allerdings die Art des ‚que' zu erläutern, vermengt es auch wieder mit der Konjunktion, indem er unter anderen richtigen Beispielen den Satz erwähnt: ‚C'est dommage que vous n'ayez point appris cela plus tôt', wo doch ‚que' einfach „dafs" heifst. Eine ähnliche Verwirrung sehen wir bei Beck, der, ebenso wie Plötz durch einen Hinweis in seiner Syntax und Formenlehre, die vorliegende Redensart ohne Erklärung und Unterscheidung mit der bekannten Hervorhebungsformel c'est — qui oder que zusammenstellt, während doch diese sich wesentlich davon unterscheidet, weil sie nur den unmittelbar nach c'est stehenden Satzteil und nicht den nach qui oder que hervorhebt, wobei übrigens, wie folgende Sätze zeigen: C'est ce livre que nons leur avons donné und c'est à eux que nons avons donné ce livre oder c'est aujourd'hui que nous leur avons donné ce livre, wiederum scharf zwischen dem Relativpronomen ‚que' und der Konjunktion ‚que' zu unterscheiden ist.[1])

Die richtige Auffassung des ‚que' finden wir z. B. bei Breymann (allerdings ohne genauere Erklärung), ferner bei Mätzner, Schmitz, Plattner und, wohl am eingehendsten und alle in Betracht kommenden Erscheinungen berührend und deutlich unterscheidend, in Toblers Vermischten Beiträgen zur Französischen Grammatik (S. 11 ff.). Danach teile man den Schülern mit — die bisherigen Ausführungen über die verschiedenen, z. T. irrigen Aufstellungen der Grammatiken sind natürlich nicht für sie bestimmt — dafs hier ‚que' Relativpronomen ist und der damit eingeleitete Satzteil sich als ein verkürzter Satz erklärt, bei dem das Hilfsverb être zu ergänzen ist. Die volle Form wäre ‚C'est une belle chose (ce) qu'une bonne conscience (est)'. Der Wegfall des nach dem jetzigen Sprachgebrauche vor ‚que' notwendigen ‚ce' erklärt sich aus dem Altfranzösischen, in dem nach Tobler das relative (sowie das indirekt fragende) Neutrum angewendet wurde, auch ohne ihm, wie das im Neufranzösischen geschieht, ein determinatives ‚ce' vorzusetzen. Reste dieses Gebrauches finden sich noch in den Redensarten qui plus est, qui pis est, je n'ai que faire de, ferner que je pense, que je crois, bei denen man jetzt gewöhnlich ohne que nur je pense, je crois sagt. Wir haben also bei der betreffenden Spracherscheinung eine in Form eines verkürzten Relativsatzes gegebene Umschreibung des logischen Subjekts. Bei Schmitz lesen wir

[1]) Eine Verwechslung dieser beiden Wörter findet sich meiner Ansicht nach an einer anderen Stelle sogar bei Diez in seiner Grammatik der romanischen Sprachen, wenn er S. 1041 in der Anmerkung sagt: „So steht auch die Konjunktion que, nicht das Pronomen in ‚malheureux que (nicht qui) je suis', wörtlich: unglücklich, dafs ich bin". Auch Mätzner scheint mir dieses ‚que' nicht richtig aufzufassen, wenn er es (S. 353) wie in dem Konzessivsatze tout grand qu'il est als dem lateinischen ‚quam' entsprechend ansieht. Ich bin entschieden der Meinung, dafs hier vielmehr ‚que' das neutrale Relativpronomen ist und dafs wir die Wendung ebenso zu verstehen haben wie in je suis malheureux, je le suis. Wörtlich heifst also der Ausdruck weder: unglücklich dafs, noch: unglücklich wie ich bin, sondern: unglücklich das oder was ich bin.

einen vortrefflichen Hinweis, der sich beim Unterricht sehr nutzbringend verwerten läfst. Er vergleicht nämlich die französische Wendung mit folgender Umschreibung unserer Volkssprache: „Was die reichen Leute sind, die machen sich (das macht sich) das Leben schon angenehm". Ich habe schon oft die Erfahrung gemacht, wie man eine Ausdrucksweise der fremden Sprache dem Verständnis der Schüler sofort näher bringt, wenn man zur Vergleichung ähnliche Wendungen der Muttersprache, sei es der volkstümlichen Rede oder der Schriftsprache, beizieht. So pflege ich den Schülern aufser obigem Beispiele bei Schmitz noch folgende zu geben, aus der Bibel, Jesaia 2, 11: „Was hohe Leute sind, wird sich bücken müssen" und aus Schillers Tell:

„Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' sie den Rücken beugten vor dem Hut".

Ist nun der Mustersatz C'est une belle chose qu'une bonne conscience richtig verstanden, so diktiere man zur weiteren Anschauung noch einige Sätze, z. B. ‚Les régiments établirent leurs bivacs le long de la rive, et c'était quelque chose de magnifique que ces traînées de feu tremblotant sur l'eau'. ‚Orléans ne pouvait plus être sauvé que par un miracle: c'en est un dans l'histoire que l'apparition merveilleuse de cette inspirée de patriotisme, Jeanne Darc.' ‚L'on peut s'imaginer quel triomphe ce fut que la rentrée de Jeanne dans Orléans.' Dann zeige man, wie das logische Subjekt nach que statt eines Substantivs auch in der Form des Pronomens celui auftreten kann, z. B. ‚C'est une masse énorme que celle de 8000 cavaliers galopant à la fois dans une plaine' (aus Thiers, Expédition en Égypte, Schlacht bei den Pyramiden), ferner wie die Wendung auch als verkürzter Ausruf gebraucht wird in der Form: ‚La belle chose qu'une bonne conscience!' oder ‚Quelle belle chose qu'une bonne conscience!' z. B. aus Sarcey: ‚Quel spectacle que celui qu'étalaient aux yeux toutes ces ruines!' Daran schliefst sich der Hinweis auf die Frageform, wo das Prädikat nicht genannt, sondern danach erst gefragt wird: ‚Qu'est-ce qu'une bonne conscience?' oder erweitert (wie Tobler sagt „mit mafsloser Breite"): Qu'est-ce que c'est qu'une bonne conscience?' Vgl. den Ausdruck der Umgangssprache: ‚Qu'est-ce que c'est que cela?', der ursprünglich ganz wörtlich hiefse: „Was ist das, was das ist, was das (ist)?" Dann die indirekte Frage: ‚Il ignore ce que c'est qu'une bonne conscience'.

Bei der Lehre vom Infinitiv mufs erwähnt werden, dafs sowohl im zweiten Gliede des Mustersatzes beim Subjekte, wie auch im ersten beim Prädikate Infinitive stehen können, also: ‚C'est une belle chose que de jouir d'une bonne conscience' oder: ‚C'est se sentir heureux que de jouir d'une bonne conscience'.[1]) Manche Grammatiken erwähnen

[1]) Das ‚que' kann hier, wenn auch seltener, ausfallen, s. bei Mätzner, S. 344: ‚C'est un pesant fardeau d'avoir un grand mérite (Regnard). C'est faiblesse de craindre la philosophie des païens (Chateaubriand)'. Zu erwähnen ist die freiere Gestaltung des ersten Satzgliedes in dem Satze aus dem Avare IV, 1: ‚Où me réduisez-vous (= où est-ce me réduire), que de me renvoyer à ce que voudront me permettre les fâcheux sentiments d'un rigoureux honneur?' — Bei dieser Gelegenheit pflege

zwar den Gebrauch des ‚que' vor dem Infinitiv mit de, sagen aber nicht deutlich, dafs dies das nämliche ‚que' ist wie in dem Mustersatze, von dem wir ausgegangen sind. Allein wir müssen stets bestrebt sein, statt einzelner Bruchstücke, von denen jedes für sich gleichsam in der Luft hängt, dem Schüler das logisch Zusammengehörige, unter einen Gesichtspunkt Fallende wirklich als solches darzustellen und auf diese Weise Ordnung in die vielfachen Einzelheiten der Grammatik zu bringen. Er soll bei der vorliegenden Spracherscheinung, die an drei verschiedenen Stellen der Grammatik zur Sprache kommt, bei der Konstruktion der Satzteile, beim Pronomen und beim Infinitiv, einen klaren Begriff davon bekommen, dafs diese drei Fälle auf demselben Grunde, auf der gleichen Anschauung beruhen.

Tobler erwähnt nun mit Recht, dafs ‚que de' vor dem Infinitiv sich noch unter anderen Umständen findet, „so nämlich, dafs ‚de' mit dem Infinitiv zwar ebenfalls logisches Subjekt eines verkürzten Satzes, ‚que' dagegen nicht relatives Pronomen, sondern relatives Adverbium (= quam, ut) ist; in diesen Fällen geht dem ‚que' ein Komparativ oder ein demonstratives Adjektiv oder Adverb des Grades voran". Auch hier hat man wieder ein vortreffliches Mittel, die Schüler im Unterscheiden und klaren Denken zu üben. Zu diesem Zwecke stelle ich ihnen neben den Satz: ‚Quelle belle chose qu'une bonne conscience' den anderen: ‚Quoi de plus beau qu'une bonne conscience' und lasse sie erkennen, dafs das ‚que' in dem zweiten Satze ein ganz anderes Wort ist, nämlich die Vergleichungspartikel.[1])

ich den Schülern folgenden Satz vorzulegen, den ich einmal im ‚Temps' las: ‚C'est reconnaître en effet qu'on peut céder la ville, que d'y mettre des conditions'. Dieser Satz stand damals in einem Artikel, der die Frage behandelte, ob es möglich sei, den Montenegrinern, die Zugang zum Meere forderten, die Stadt Dulcigno zu überlassen. Die einen hatten erklärt, dies sei unmöglich, die anderen, man müsse vor allem gewisse Bedingungen stellen. In diesem Zusammenhange folgte obiger Satz, der zur Übung im klaren Erkennen gegenüber flüchtigem Raten, im scharfen Unterscheiden der „grammatischen Kategorien" sehr gut zu verwenden ist. Zugleich dient er als Beweis dafür, dafs solche Wendungen auch im alltäglichen Leben, beim Lesen der Zeitung vorkommen können und deren genaue Kenntnis deshalb notwendig ist.

[1]) In dieser Beziehung kann auch die sonst so gute Darstellung bei Schmitz irre führen, indem er beim Infinitiv (S. 241) ohne Unterscheidung nach zwei Beispielen mit ‚que de' im gewöhnlichen Sinne den Satz bringt: ‚Il est plus beau de pardonner que de punir'. — Als sehr auffallend sei hier noch erwähnt, dafs Littré nicht nur, wie oben schon gesagt wurde, das ‚que' in ‚Quel grand homme que ce Guillaume prince d'Orange!' sondern auch das komparative que in dem bekannten Satz aus dem Cid: ‚Tout autre que mon père L'éprouverait sur l'heure' oder in ‚Il est plus heureux que sage' unter der Konjunktion que aufführt und bei der Etymologie sagt: ‚du latin quod'. Diez leitet die Konjunktion ‚que dafs' nicht von ‚quod', sondern von ‚quid' ab wegen der ältesten Formen quid (in den Bundeseiden) und qued (im Gedicht auf Eulalia). Er sagt S. 999: „Quid, schon ursprünglich in abstrakte relative Bedeutung übergehend, wäre hiernach zum eigentlichen geschlechtslosen Relativpronomen und demnächst zur Konjunktion geworden." Über die Etymologie des komparativen ‚que' spricht er sich nicht bestimmt aus, s. S. 1000: „Das komparative que vertritt das lateinische quam. Ist es hier etwa aus quam entstellt? Kaum scheint es so, wenigstens widerspricht das italienische Lautgesetz, das der lateinischen Silbe qua überall hörbares u zugesteht (quale etc.), nicht das altfranzösische, welches onques aus unquam zu bilden erlaubt." Dagegen führt Mätzner S. 259 das vergleichende que deutlich auf quam zurück.

Nachdem im Anschlusse an diese Erläuterungen noch darauf hingewiesen worden ist, dafs wir die betr. französische Wendung im Deutschen auf verschiedene Weise wiedergeben können, ist es zur sicheren Einprägung ganz empfehlenswert, dem Schüler deutsche Sätze teils zu mündlicher, teils zu schriftlicher Übersetzung ins Französische vorzulegen. Wir gehören ja nicht zu den radikalen, sondern zu den gemäfsigten Vertretern der Herübersetzungsmethode und es ist immer wieder zu betonen, dafs wir die Hinübersetzung nur als Zielleistung gänzlich verwerfen, als Unterrichtsmittel dagegen zwar etwas einschränken, aber keineswegs völlig aufgeben wollen. Das ist etwas, das unsere Gegner allzu leicht übersehen. Um nun aber die Nachteile, die beim Hinübersetzen der alten Art sich zeigen, möglichst zu vermeiden — das Gefühl der Unsicherheit des Übersetzenden, nicht etwa blofs in Betreff irgend einer grammatischen Wendung, sondern vor allem bezüglich des idiomatischen Ausdruckes in der fremden Sprache überhaupt, die Unmöglichkeit, selbst in der fremden Sprache zu schaffen, die Qual, die das Herumtappen im Dunkel der Ungewifsheit jedem nicht gleichgültigen Schüler bereiten mufs — um diesen Nachteilen abzuhelfen, sage ich, müssen die zum Hinübersetzen gegebenen Sätze und Stücke stets sich an vorher gelesene und erklärte Texte der Fremdsprache anschliefsen. Dadurch wird wenigstens einigermafsen, soweit dies eben überhaupt möglich ist, für die Schule ein Ersatz geschaffen für das, was bekanntlich dem Aufmerksamen das Erlernen der Sprache im Ausland so sehr erleichtert, die ganze fremde Umgebung. Was jenen Anschlufs an bekannte Texte betrifft, so wende man nicht ein, dafs dadurch die Aufgaben zu leicht werden. Das zu vermeiden liegt ganz in der Hand des Lehrers. Blofse Rückübersetzungen meine ich hier natürlich nicht. Der fremde Text läfst sich mit Verwendung der einzelnen Wörter und Redensarten — natürlich stets auch solcher, die schon früher an anderen Stellen vorgekommen sind — so umformen, dafs er vom Schüler eine wirkliche Leistung verlangt, und dabei bewegt sich dieser bezüglich des Sprachstoffes auf einem ihm vertrauten Gebiet und es wird ihm so jenes oben erwähnte Gefühl des Unbehagens erspart. Beispielsweise können im Anschlufs an das hier besprochene Sätzchen etwa folgende Sätze zum Übersetzen ins Französische gegeben werden: Solche Erzählungen sind gegenwärtig etwas sehr Wichtiges. Was Sie mich tun sehen, ist Menschenfreundlichkeit. Ist es eine Sache von geringem Wert, die ängstlichen Pariser zu beruhigen? Es ist ein grofser Vorteil, sie die Gefahren der Lage vergessen zu lassen. Es heifst ihnen einen wichtigen Dienst erweisen, wenn man ihnen jetzt angenehme Träume verschafft.

Aus meinen Ausführungen ergibt sich nun, meine ich, für jeden, der sehen will, dafs man sehr gut ein Freund der Herübersetzung sein und trotzdem die Schüler zu gründlicher Beachtung der Grammatik anhalten kann, so wie ich es schon oben für notwendig erklärt habe. Was Tobler in der erwähnten Abhandlung von dem wissenschaftlichen Studium der Syntax sagt, läfst sich meines Erachtens sehr gut auf

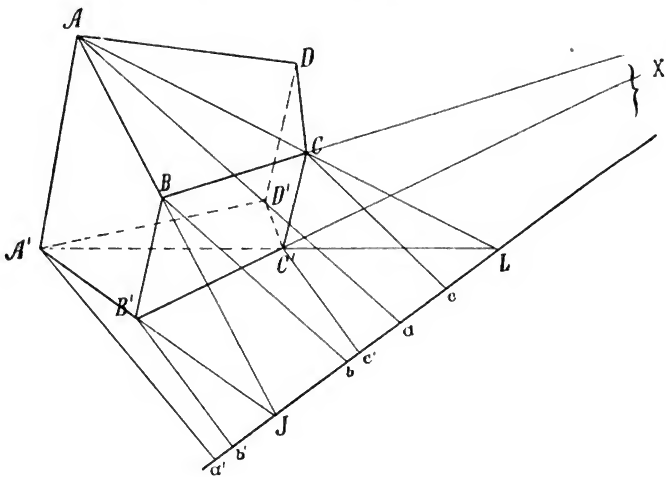
unseren Unterricht an den oberen Klassen der Mittelschulen und vor allem der Gymnasien anwenden; er „darf sich doch nicht mit dem Konstatieren gewisser Weisen der Wortverbindung und mit der Ermittlung ihrer oft vielleicht weit von der ursprünglichen abliegenden Bedeutung begnügen, sondern hat wie die Onomatik nach der Grundbedeutung zu fragen, die, auch wo es sich um Konstruktionen handelt, nicht immer dem ersten Blicke kenntlich sind".

Wenn ich gezeigt habe, wie man auch beim Ausgehen vom fremden Texte, auch bei der Herübersetzungsmethode die Schüler von der Oberflächlichkeit, vom blofsen Raten abbringen und zu sicherer Erkenntnis und vollständig ausreichender Übung führen kann, ist das gegenüber den gerühmten Vorzügen der Hinübersetzungsmethode wirklich von so geringer Bedeutung? Ce n'est donc rien que cela?

Nürnberg. Chr. Eidam.

Über das schief abgekürzte Prisma.

Während in der elementaren Stereometrie bei der parallel zur Grundfläche abgekürzten Pyramide sowohl Form und Gröfse der Schnittfigur als auch der Rauminhalt bestimmt wird, findet man bei dem schief abgekürzten Prisma blofs den Inhalt des dreiseitigen behandelt. Ich darf mir daher wohl erlauben, im folgenden von einem beliebig schief abgekürzten Prisma Gestalt und Gröfse des schiefen Schnittes sowie den Inhalt des Prismas selbst, dessen Bestimmung an Guldins Regel erinnert, in Kürze zu behandeln.



I. Da zwei entsprechende, d. h. zwischen denselben zwei parallelen Seitenkanten, also in einer Ebene liegende Seiten, wie AB und $A'B'$ oder Diagonalen der Schnittfigur und der Grundfläche sich schneiden und der Schnittpunkt, weil in der einen Linie, in der einen und, weil in der andern Linie, auch in der andern Ebene der beiden Figuren, mithin in beiden Ebenen zugleich und damit in deren Schnittlinie oder Spur liegt, so liegen die Schnittpunkte aller Paare entsprechender Seiten oder Diagonalen in einer Geraden, nämlich der Spur der Ebenen beider Figuren.

Diese Beziehung der Schnittfigur zur Grundfläche begründet die Zeichnung ersterer in ihre auf die Ebene der Grundfläche um die Spur herabgeschlagene Ebene, sobald die Herabschlagung eines ihrer Punkte gegeben ist.

II. Zieht man von je zwei entsprechenden, die an derselben Seitenkante liegenden Ecken $A, A'; B, B'; \ldots$ der Schnittfigur und der Grundfläche die Geraden $Aa, A'a'; Bb, B'b'; \ldots$ senkrecht zur Ebenenspur, so hat man

$$Aa : Bb = AI : BI \text{ und } A'a' : B'b' = A'I : B'I,$$

zugleich aber

$$AI : BI = A'I : B'I,$$

daher auch

$$Aa : Bb = A'a' : B'b' \text{ oder } Aa : A'a' = Bb : B'b';$$

ebenso

$$Bb : B'b' = Cc : C'c', \ldots$$

Es sind also die Senkrechten von je entsprechenden Punkten von Schnittfigur und Grundfläche zur Spur der Ebenen alle in gleichem Verhältnis oder proportional.

Dieses Verhältnis ist gleich dem Verhältnis der sinus der Neigungswinkel einer Kante gegen die beiden Ebenen, wenn die Kante senkrecht zur Ebenenspur ist und ist gleich dem cosinus des Neigungswinkels der Ebenen selbst oder gleich dessen reziprokem Werte, wenn die Kanten senkrecht zu einer der Ebenen sind.

III. Es ist

$$\triangle AIL : \triangle A'IL = Aa : A'a'$$
$$\triangle BIX : B'IX = Bb : B'b' = Aa : A'a'$$
$$\triangle CLX : C'LX = Cc : C'c' = Aa : A'a'$$

daher auch nach Addition und Subtraktion der Gleichungen 3 und 2.

$$\triangle ABC : A'B'C' = Aa : A'a'$$

ebenso

$$\triangle ACD : A'C'D' = Aa : A'a'$$
$$ABCD : A'B'C'D' = Aa : A'a'.$$

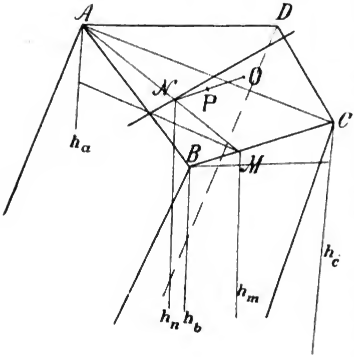
Es ist darnach das Verhältnis der Inhalte der Schnittfigur zur Grundfläche gleich dem Verhältnis der senkrechten Abstände zweier entsprechender Punkte beider Figuren von dem Schnitt ihrer Ebenen.

IV. Durch dieselbe Teilung mittels Diagonalebenen, welche das dreiseitige Vollprisma als das dreifache einer Pyramide von derselben Grundfläche und Höhe ergibt, erhält man das schief abgekürzte Prisma gleich der Summe dreier Pyramiden von derselben Grundfläche und

den Höhen der drei Ecken der Schnittfigur ABC als Höhen, so dafs, wenn man die Grundfläche mit G bezeichnet, der Inhalt des abgekürzten dreiseitigen Prismas

$$Pr. = \frac{1}{3}(G \cdot h_a + G \cdot h_b + G \cdot h_c)$$
$$= G \cdot \frac{1}{3}(h_a + h_b + h_c)$$

wird, oder es ist das schief abgekürzte Prisma im Inhalt gleich einem Vollprisma mit derselben Grundfläche und dem arithmetischen Mittel der Höhen der Ecken der Schnittfigur oder der mittleren Höhe derselben als Höhe.



Die obere oder Deckfläche des inhaltsgleichen Vollprismas schneidet die schiefe Deckfläche des abgekürzten nach einer Geraden, welche je nach dem Verhältnis der Höhen der Ecken ersterer verschiedene Lagen haben kann. Um diese festzustellen, sei AM beliebig von A nach BC gezogen und N der Schnittpunkt von AM mit der zu bestimmenden Geraden, dann von B nach der Höhe von C, von M nach der Höhe von A herab Parallele zur Ebene der Grundfläche gezogen. Man hat alsdann

$$h_m = h_b + \frac{BM}{BC}(h_c - h_b) = h_b + \beta(h_c - h_b)$$
$$= h_b(1-\beta) + \beta h_c$$

und

$$h_n = h_m + \frac{MN}{MA}(h_a - h_m) = h_m + \mu(h_a - h_m)$$
$$= h_m(1-\mu) + \mu h_a = \mu h_a + h_b(1-\beta)(1-\mu) + \beta(1-\mu)h_c.$$

Da aber N ein Punkt der Deckfläche des Vollprismas ist, so hat man auch

$$h_n = \frac{1}{3}(h_a + h_b + h_c),$$

also $\mu h_a + (1-\beta)(1-\mu)h + \beta(1-\mu)h_c = \frac{1}{3}(h_a + h_b + h_c).$

Hieraus ergibt sich dann durch Auflösung nach μ

$$\mu = \frac{h_a + (3\beta - 2)h_b - (3\beta - 1)h_c}{3(h_a + (\beta-1)h_b - \beta h_c)}$$
$$= \frac{1}{3}\left(1 + \frac{(2\beta - 1)(h_b - h_c)}{h_a + (\beta-1)h_b - \beta h_c}\right).$$

Der Wert von $\mu = \frac{MN}{MA}$ hängt einerseits von $\beta = \frac{BM}{BC}$, andererseits von den Höhen h_a, h_b und h_c, bzw. von deren Differenzen ab. Für $\beta = 0$ und $\beta = 1$ erhält man die Schnitte der zu bestimmenden Geraden mit BA und CA, nämlich dort und hier

$$\mu = \tfrac{1}{3}\left(1 - \frac{h_b - h_c}{h_a - h_b}\right) \text{ und } \mu = \tfrac{1}{3}\left(1 + \frac{h_b - h_c}{h_a - h_c}\right),$$

während für den Schnittpunkt dieser Geraden mit BC wegen $\mu = 0$

$$\beta = \tfrac{1}{3}\left(1 - \frac{h_a - h_b}{h_b - h_c}\right)$$

wird. Nur für $2\beta - 1 = 0$ also

$$\beta = \tfrac{1}{2} \text{ oder } BM = \tfrac{1}{2}\,BC$$

wird μ von den Höhen unabhängig, nämlich

$$\mu = \tfrac{1}{3} \text{ oder } MN = \tfrac{1}{3}\,MA.$$

Dies zeigt N als den Schnittpunkt der Verbindungslinien der Seitenmitten mit den gegenüberliegenden Ecken, mit welchem bei gleichmäßiger Belegung mit schwerer Masse der Schwerpunkt des Dreiecks zusammenfällt. Es geht also die Deckfläche des Vollprismas stets durch den Schwerpunkt der Deckfläche des schief abgekürzten oder es hat dieser mit jenem stets gleiche Höhe.

V. Hat man nun ein vierseitiges schief abgeschnittenes Prisma und dieses durch eine Diagonalebene in zwei dreiseitige Prisma geteilt, deren Grundflächen G_1 und G_2 und Deckflächen $ABC = F_1$ und $ACD = F_2$ mit den Schwerpunkthöhen h_1 und h_2 seien. Man hat dann für das gleich grofse Vollprisma mit der ganzen Grundfläche G:

$$Gh = G_1 h_1 + G_2 h_2,$$

und hieraus

$$h = \frac{G_1}{G} h_1 + \frac{G_2}{G} \cdot h_2.$$

Ist sodann P der Schnittpunkt der Deckfläche dieses Vollprismas mit der Verbindungslinie NO der Schwerpunkte der Flächen F_1 und F_2, so hat man auch

$$h = h_1 + \frac{NP}{NO} \cdot (h_2 - h_1) = \frac{OP}{NO} h_1 + \frac{NP}{NO} \cdot h_2.$$

Daher ist

$$\frac{OP}{NO} \cdot h_1 + \frac{NP}{NO} \cdot h_2 = \frac{G_1}{G} \cdot h_1 + \frac{G_2}{G} \cdot h_2$$

und da dieses unabhängig von den Werten h_1 und h_2 gilt,

$$\frac{OP}{NO} = \frac{G_1}{G} \text{ und } \frac{NP}{NO} = \frac{G_2}{G}$$

oder auch wegen III

$$\frac{OP}{NO} = \frac{F_1}{F} \text{ und } \frac{NP}{NO} = \frac{F_2}{F}$$

Hieraus folgt dann weiter

$$\frac{OP}{NP} = \frac{F_1}{F_2} \text{ oder } OP : NP = F_1 : F_2,$$

d. h. die Abstände des Punktes P von den Schwerpunkten O und N verhalten sich verkehrt wie die zugehörigen Flächen, welche Eigenschaft nach dem Hebelgesetz dem Schwerpunkt des ganzen Vierecks zukommt. Es liegt also auch hier wieder der Schwerpunkt der schiefen Deckfläche auf der Deckfläche des Vollprismas und hat mit diesem gleiche Höhe. Auf gleichem Wege findet man dasselbe Ergebnis für ein fünf-, sechs- oder mehrseitiges Prisma, so dafs nun, wenn G die Grundfläche und S der Schwerpunkt der Deckfläche eines beliebigen schief abgekürzten Prismas ist, der Inhalt desselben durch die Gleichung

$$Pr. = G \cdot h_s$$

bestimmt ist.

Da die Deckfläche eines schief abgekürzten Parallelepipedons ein Parallelogramm und die eines Kreiszylinders eine Ellipse ist und die Schwerpunkte dieser Flächen mit deren Mittelpunkten zusammenfallen, so hat man als Höhen das arithmetische Mittel der Höhen von zwei gegenüberliegenden Ecken oder der Endpunkte eines Durchmessers zu nehmen.

Wollte man die Statik aufser der Entlehnung des Namens Schwerpunkt zur kurzen Bezeichnung einer geometrisch bestimmten Punktlage noch weiter benützen, so liefse sich vorstehender Satz folgendermafsen herleiten:

Teilt man ein mehrseitiges schief abgekürztes Prisma mit der Grundfläche G durch Diagonalebenen in dreiseitige Prismen mit den Grundflächen G_1, G_2 . . ., den Deckflächen F_1, F_2 . . . und den Höhen h_1, h_2 . . . der Schwerpunkte letzterer, so hat man für den Inhalt des ganzen Prismas:

$$Pr. = G_1\, h_1 + G_2\, h_2 + G_3\, h_3 + \ldots$$

oder danach III

$$G_1 : G = F_1 : F,\ G_2 : G = F_2 : F_1 \ldots$$

also

$$G_1 = \frac{G}{F} \cdot F_1,\ G_2 = \frac{G}{F} \cdot F_2$$

ist,

$$Pr. = \frac{G}{F} \cdot (F_1 h_1 + F_2 h_2 + F_3 h_3 + \ldots).$$

Nun sind aber $F_1 h_1$, $F_2 h_2$, . . die statischen Momente der gleichmäfsig beschwerten Flächen F_1, F_2, . . . in bezug auf die Ebene der Grundfläche und ihre Summe gleich dem statischen Momente der ganzen Deckfläche mit dem Schwerpunkte S, daher hat man nun wieder

$$Pr. = \frac{G}{F} \cdot F h_s = G h_s,$$

also der Inhalt des schief abgekürzten Prismas gleich dem eines Vollprismas, das mit jenem gleiche Grundfläche und die Höhe des Schwerpunktes von des ersteren Deckfläche zur Höhe hat.

Regensburg. Dietrich.

Anschauungsmittel für den geographischen Unterricht.

Geologisches Relief. Ideales Stück der Erdkruste, nach Motiven aus der geologischen Lehrsammlung in München hergestellt von V. Loos, Präparator an der paläontologischen Sammlung (Alte Akademie). Privatadresse: Augustenstrasse 87/IV. Das Modell ist aus Hartmasse (Gips und Dextrin) gegossen und mit Holzrahmen versehen (61 × 73 cm). Preis 62 M.

Dieses Modell veranschaulicht nicht blofs die Oberfläche der Erde, wie sie sich durch eigene Zusammenziehung, durch die Einwirkung der Atmosphärilien und durch vulkanische Tätigkeit herausgebildet hat, sondern es gewährt durch seine seitlichen Profile auch einen Einblick in den architektonischen Aufbau der Kruste aus Urgesteinen und Sedimenten mit ihrer ursprünglichen oder gestörten Lagerung der Schichten und erweist sich dadurch als vorzügliches Lehrmittel zur Veranschaulichung eines schwierigen und notwendigen Bestandteiles des geographischen Unterrichtes. Um von den Teilen des Reliefs eine Anschauung zu bekommen, denke man sich dasselbe nach den Himmelsrichtungen orientiert, so dafs *A* die Nordostecke, *B* die Nordwest-, *C* die Südost- und *D* die Südwestecke bezeichnet.

B *A.*
D *C*

a) **Relief** (auf der oberen Fläche):

Westlich von *A* erhebt sich ein in der Mitte durchschnittener, gröfserer Vulkan (nach dem Typus des Vesuv), teilweise von einem ringförmigen Wall (einem älteren Kraterrand) umgeben, auf dessen äufserem, sanfterem Abfall sich bereits wieder Vegetation angesetzt hat. In der Mitte des alten Kraters hat sich ein neuer Auswurfskegel (Strato-Vulkan) gebildet, von dessen Gipfel eine Anzahl Erosionsfurchen radial herablaufen. Verschiedene Arten von Ausbrüchen sind dargestellt: Lavaströme, welche über den Gipfel des Kraters gequollen sind, und Lavaströme, welche aus seitlichen Spalten des Kraters dringen und an verschiedenen Punkten wieder kleine Eruptivkegel bilden. Die eine Lava ist an der Oberfläche rauh und glanzlos, die andere, rundlich geschmolzen, zeigt metallischen Glanz (Gekröselava). Die frischen Laven und Schlacken sowie die Innenwände des Kraters weisen teilweise lebhafte Farben auf, die von den durch Sublimation ausgeschiedenen Salzen herrühren (Weifs: hauptsächlich Kochsalz und Salmiak. Gelb: Eisenchlorid, von Reisenden fälschlich für Schwefel gehalten. Rot: Kaliumeisenchlorid und Ammoniumkaliumeisenchlorid).

Zwischen diesem Vulkan und der Ecke *A* findet sich noch ein kleinerer Vulkan. Derselbe ist fast ganz aus Aschenschichten aufgebaut und hat einen ebenen Kraterboden, aus dem sich ein Schlackenkegel erhebt.

Südlich von *A* bemerkt man eine Basaltkuppe (Dom-Vulkan), teils mit Vegetation, teils mit nacktem Gestein bedeckt, welches die charakteristische, säulenförmige Absonderung zeigt.

In der Mitte zwischen *A* und *C* erhebt sich ein Terrassenaufbau, welcher der Tätigkeit heifser Quellen durch Ausscheidung von Kieselsinter sein Dasein verdankt und eine grofse Anzahl von Wasserbecken enthält, die in schönstem Blau erglänzen (Neuseeland, Yellowstonepark).

Die Ecke *C* ist von einem Gebirgsstock ausgefüllt, der die Wirkungen der Erosion (Auswaschung) vor Augen führt, nämlich die Talbildung durch einen Wildbach. Es zeigen sich drei charakteristische Stadien: 1. Der erodierende und transportierende Oberlauf mit seinem vielfach verzweigten Sammelgebiet (der Bach hat infolge seines grofsen Gefälles starke Stofskraft und schneidet tiefe Furchen und Schluchten ein, an den Abhängen entstehen Abrutschungen und kahle Talwände). 2. Der transportierende, nur mehr an den Uferwänden erodierende Mittellauf (der Bach schleppt infolge verminderten Gefälles nur mehr Geschiebe fort, ohne jedoch sein Bett weiter auszutiefen, zwängt sich in schlangenförmigen Krümmungen hindurch und unterspült bald rechts bald links die Talwände). 3. Der Sediment ablagernde Unterlauf (der Bach tritt mit geringem Gefälle in das Haupttal, lagert seinen Schutt ab, erhöht dadurch seinen Boden und wechselt beständig seinen Lauf.

In der Ecke *D* erhebt sich ein Gebirgsstock mit Gletschern. Das Sammelgebiet besteht aus zwei Firnmulden. Die Gipfel sind gröfstenteils mit Firnschnee bedeckt; nur wenige dunkle Felsen ragen aus dem weifsen Mantel hervor. Weiter abwärts bildet sich die eigentliche Gletscherzunge, welche durch Auftauen, Gefrieren und Druck aus der Firnmulde herauswächst. Der Gletscher zeigt sich schon deutlich als Eisstrom, die Bewegung wird schneller und die Oberfläche konvex gewölbt und beiderseits beginnen am Rande die gegen die Mitte des Gletschers verlaufenden Klüfte. Sobald dann der Gletscher an eine Terrasse des Tales kommt, bilden sich Querrisse, welche sich mit den Randspalten zu einem Systeme bogenförmig nach oben gekrümmter Spalten vereinigen. Am Rande entstehen weiterhin neue Spalten in der stets gleichen Richtung und am ausgebreiteten Ende, der Stirne des Gletschers, bildet sich ein Fächersystem von Spalten. An einer Stelle nahe der Mitte bricht aus einem weiten, blauen, aus dem Eis geschmolzenen Gewölbe der Gletscherbach hervor. Der Schutt, welcher von den Abhängen auf den Gletscher gestürzt ist, hat sich in der Form von Seitenmoränen angehäuft und wird vom Eisstrom abwärts getragen. Wo die zwei Gletscher sich vereinigen, ent-

steht auch eine Mittelmoräne. Alles Material, welches der Gletscher auf seinem Rücken hinträgt, häuft er an seinem zungenförmigen Ende als Wall auf und bildet dadurch die Endmoräne. Aus den weiter vorgeschobenen Teilen derselben erkennt man, dafs der Gletscher im Zurückweichen begriffen ist. Getrennt vom Hauptgletscher liegt in einer östlichen Seitenschlucht ein sogenannter Hängegletscher. — An die Gletschergruppe schliefst sich nördlich ein gegen NO. verlaufendes Tal mit einem See an, der seine Entstehung einem Bergsturz verdankt (Abdämmungssee).

Zwischen dem Stratovulkan und der Ecke *B* erstreckt sich ein Meerufer mit Steilküste und Düne, welche veranschaulichen, wie die Meereswogen zerstören und aufbauen (Wirkungen von Ebbe und Flut, Wind und Sturm). Das hoch über dem Meere gelegene Land läfst die Folgen der Unterwaschung durch die Bewegungen des Meeres erkennen. Das Gerölle, durch abgestürzte Trümmer der Küste gebildet, wird durch die Brandung gegen die Uferwand geworfen, weichere Teile werden ausgehöhlt und durch weitere Nachstürze entstehen Schuttkegel und Nischen. Wirkt die Brandung von zwei Seiten, so bleiben von der Küste Vorsprünge, Riffe und Klippen stehen, welche aber auch wieder eine stete Veränderung erleiden. — Vor dem Meeresufer breitet sich eine flache Böschung von Meeressand (Düne) aus, hinter dieser findet sich eine etwas höhere Stufe, die in einen Sandwall übergeht, den Wellen und Wind aufgeworfen haben. Diese Sandhügelketten stauen das Binnenwasser zurück, deshalb entsteht eine Lagune, deren Ausflufs von Zeit zu Zeit verstopft, mühsam neue Wege suchen mufs.

---

b) Profile (auf den Seiten).

Nordseite *AB*: Horizontal gelagerte Schichten des Karbon (mit Steinkohlenflötzen) und der Kreideformation. Der Vulkankegel baut sich über einer Verwerfungsspalte auf, aus dieser entspringt der Hauptkanal und sendet Seitenäste aus. Der Aufbau zeigt die Aufeinanderfolge von Lavaströmen und Tuffmassen, die beim Ringwall aus einer anderen Gesteinsart bestehen als beim neuen Vulkan (was auch beim Vesuv der Fall ist, indem die Somma trachytisches, der Vesuvkegel basaltisches Gestein aufweist).

Westseite *BD*: Auf einem Granitstock, der mit Gängen von Serpentin durchsetzt ist, ruhen Gneis und Glimmerschiefer mit Gängen von Hornblendeschiefer, welchen sich gegen Norden die Formationen von Trias, Jura, Kreide und Tertiär anreihen. Die letzteren Schichten sind durch seitlichen Druck so stark gebogen, dafs man bei einer Wanderung über solche Höhen die Schichtköpfe überschreiten müfste und auf desto tiefere Formationen stiefse, je höher man stiege.

Südseite *CD*: Diese zeigt im Anschlufs an die vorige Seite die nämlichen Schichten, nur sind sie in der Mitte durch einen starken Einbruch gestört, wobei der östliche Teil mit unveränderter, horizontaler Lage der Schichten tiefer gesunken und zugleich ein Keil der Erdrinde zwischen den Bruchflächen in die Höhe geschoben worden ist.

Ostseite AC: Eine Reihe von Trias-, Jura-, Kreide- und Tertiärschichten sind durch einen Staffelbruch verworfen sowie durch den Durchbruch des Basaltes gestört.

Aus dieser Beschreibung dürfte zur Genüge hervorgehen, welch reichliches Anschauungsmaterial dieses Modell bietet. Da dasselbe überdies noch aus solider Masse gefertigt und mit haltbaren Farben bemalt ist und deshalb bei einigermafsen sorgfältiger Behandlung auch die nötige Dauerhaftigkeit verbürgt, kann es in jeder Hinsicht als vorzügliches Anschauungsmittel für den geographischen Unterricht empfohlen werden.

Ingolstadt. Bleicher.

Die Gymnasialmathematik in der Beleuchtung des Herrn Prof. Dr. Lindemann.

(Eine Entgegnung.)

Seine Magnifizenz der Rektor der Universität München, Professor der Mathematik Dr. Lindemann, hat in feierlicher Antrittsrede vor einer hochangesehenen Korona, in welcher sich ein Prinz des Kgl. Hauses, S. Exzellenz der Kultusminister, dessen Referenten, mehrere Mitglieder des Obersten Schulrates, die Professoren und Studierenden der Universität befanden, den ganzen Stand der bayerischen Mittelschulmathematiker schwer angegriffen. Die Tagesblätter berichteten sofort über diese geradezu herausfordernde Rektoratsrede unter Hervorhebung der auffallendsten Stellen in Sperrdruck, wonach der Betrieb der Mathematik an unseren Gymnasien ein so rückständiger sei, dafs man ruhig sagen könne: die Absolventen der bayerischen Gymnasien haben nicht die geringste Ahnung, was Mathematik eigentlich ist. Wir hielten eine solche Herabwürdigung von einem solchen Platze aus für unmöglich und redeten uns ein, vielleicht erscheine dieser Satz im Zusammenhange doch nicht so schlimm. Seit einigen Tagen liegt die Rede im Drucke vor und man ersieht daraus, dafs der Zusammenhang den bösen Eindruck obiger Worte nicht mildert.

Dr. Lindemann sagt nämlich pag. 14 wörtlich: — „wie wenige lernen heute etwas vom eigentlichen Wesen unserer Mathematik (d. h. der heutigen)! Das letztere besteht nicht im Konstruieren von Dreiecken aus möglichst unpassend gewählten Stücken, nicht im Wälzen von Logarithmentafeln (schöner burschikoser Kneipausdruck, der schon wegen des kleinen Formates der heutigen Logarithmentafeln deplaziert ist!) oder im Hersagen von trigonometrischen Formeln (ganz unsere Ansicht), so nützlich derartige Vorübungen auch sind (wie können doch solche unpassende und gedankenlose Beschäftigungen nützlich sein!); man kann (deshalb, weil nach Ansicht Lindemanns nur solche Dinge an den Gymnasien betrieben werden) ruhig sagen: wer heute unsere (d. h. die bayerischen; Dr. Lindemann spricht ja als Rektor

und Professor einer bayerischen Universität) Gymnasien als Abiturient verläfst, hat nicht die geringste Ahnung davon, was Mathematik eigentlich (uneigentliche Mathematik wäre Wälzen von Logarithmentafeln etc.) ist, was sie leisten kann und was wir ihr verdanken."

Zunächst ist zu konstatieren, welche Art von Mathematik hier allein gemeint sein kann. Die Mathematik zerfällt bekanntlich in die höhere, welche nur an der Universität betrieben wird und welche also die Mathematik nicht sein kann, bezüglich deren den Absolventen der Vorwurf gemacht wird, dafs sie nicht einmal eine „Ahnung" von derselben haben, und die elementare Mathematik. Bei dieser mufs wieder unterschieden werden zwischen der antiken Mathematik im Sinne der philosophischen Schule Platons, welche ebenfalls schon wegen ihrer Ausdehnung nicht blofs auf die Euklidische reine Geometrie, sondern auf die ganze antike Philosophie nicht Gegenstand des Mathematikunterrichtes an unseren Gymnasien ist und bezüglich welcher daher der genannte Vorwurf auch nicht Geltung haben kann, ferner der Lindemannschen Zukunfts- und Idealmathematik, einer „Verknüpfung antiker Philosophie mit moderner induktiver Wissenschaft" (pag. 11), von der, weil zurzeit nicht Lehrgegenstand des Gymnasiums, ebenfalls keine Ahnung vom Absolventen gefordert werden kann, und endlich der elementaren Mathematik der Gegenwart, deren Inhalt und Wesen in dem offiziellen, von der obersten Schulbehörde festgestellten und tatsächlich nach dem Zeugnis derselben laut den Jahresberichtverbescheidungen durchgeführten Lehrprogramm des Gymnasiums seinen Ausdruck findet. Nur in bezug auf diese Mathematik kann der Vorwurf gemeint sein, was Dr. Lindemann selbst durch sein Verhalten bestätigt hat; denn wohl wissend, dafs sofort allgemein, wie es schon aus den Berichten der Presse sich zeigte, seine Worte in diesem Zusammenhang aufgefafst wurden, sah er sich doch nicht veranlafst in der nach mehreren Wochen erst gedruckten Rede diese Auffassung als eine irrtümliche und mifsverständliche zu bezeichnen und zu rektifizieren.

Diese Konstatierung ist um so notwendiger, als seine Rede eine gewisse Lückenhaftigkeit und Mangel an Klarheit aufweist, Eigenschaften, die er an den bayerischen Absolventen vermifst unter Anlehnung an Helmholtz, obwohl dieser die auf Seite 8 und 9 mitgeteilten Erfahrungen an preufsischen Absolventen gemacht hat.

Nun die Frage: Wenn jemand Dr. Lindemann den Vorwurf machen würde, seine Schüler bekämen aus seinem jahrelangen Unterricht über die höhere Mathematik keine Ahnung von derselben, würde er nicht den Vorwurf der Pflichtvergessenheit oder der Unfähigkeit oder beider darin erblicken und zur Wahrung seiner Ehre dagegen energisch protestieren müssen, es sei denn, dafs ihm die Minderwertigkeit und der geringe Erfolg seiner Vorlesungen durch Kenner und Berufene nachgewiesen und seine Qualifikation als Universitätslehrer bemängelt werden könnte? Nun hat Dr. Lindemann einen

ähnlichen Vorwurf dem ganzen Stand der bayerischen Gymnasialmathematiker hinsichtlich des von ihm vertretenen Lehrfaches gemacht und sie schwer verletzt; diese erheben daher als Angegriffene aus Notwehr und zur Abwehr, zur Wahrung ihrer Ehre und gezwungen durch die Wahrheit des Satzes: qui tacet, consentire videtur energischen Protest dagegen unter Berufung auf einwandfreie Zeugen für die Unwahrheit der erhobenen Anschuldigungen, abgesehen davon, dafs aus den unzutreffenden Bemängelungen Dr. Lindemanns selbst schon die Grundlosigkeit seiner Herabsetzungen und die Nichtberechtigung zu denselben infolge seiner Unkenntnis der gymnasialen Verhältnisse hervorgeht, wie wir später des öfteren sehen werden. Nichtsdestoweniger hält derselbe hierüber eine mit langen Zitaten geschmückte Rede, die nebst einigen guten und schönen Gedanken nicht wenige Widersprüche und Phrasen enthält. Um beispielsweise nur eine solche hervorzuheben, sei auf Seite 18 verwiesen, wo es heifst:

„Die Schule hat den inneren Menschen zu bilden (ist doch selbstverständlich und braucht nicht erst gesagt zu werden), für diesen sollte stets eines der Ideale sein die Menschheit in ihrem Werden aus der Vergangenheit zu verstehen, aber auch die Methoden gegenwärtiger und künftiger exakter Kenntnis abzuwägen (soll wahrscheinlich heifsen: Methoden abzuwägen, die zu künftiger Kenntnis führen können), die **zwar** verschiebbaren **aber** nicht übersteigbaren Grenzen aller menschlichen Erkennnis zu begreifen oder wenigstens zu ahnen (die verschiebbaren d. h. wechselnden, der Erweiterung fähigen Grenzen des menschlichen Wissens können doch unmöglich zugleich auch die unübersteigbaren d. h. die festen, letzten und endgültigen Grenzen desselben im Sinne von Dubois-Reymonds Ignoramus et ignorabimus sein!!); und der einzige Weg dahin geht durch das Tor der höheren Mathematik.“ Welche Übertreibung und Überhebung, und welche Unterschätzung der anderen gelehrten Berufsarten! Nicht die höhere Mathematik allein erweitert die verschiebbaren, variabeln Grenzen der menschlichen Erkenntnis; an dieser Arbeit nehmen alle Wissenschaften Anteil. Freilich, gelingt einem mehr oder weniger gelehrten Forscher eine epochemachende Erfindung oder Entdeckung ohne den geringsten Aufwand von höherer Mathematik und ohne an sie auch nur zu denken, blofs durch Naturbeobachtung, durch Experimente, ja sogar durch reinen Zufall, so ist die höhere Mathematik flugs bei der Hand mit der Erklärung, mit ihrem Kalkul hätte sie auch darauf kommen können. Die wenigsten der grofsen Errungenschaften auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Physiologie, Biologie usw. hat man dem Differenzieren und Integrieren zu verdanken. Archimedes, Galilei, Kepler haben die wichtigsten Naturgesetze entdeckt, obwohl es zu ihren Zeiten noch keine höhere Mathematik gab.

Nur durch das Tor der höheren Mathematik führt nach Dr. Lindemann auch der Weg zu den nicht übersteigbaren letzten Grenzen der menschlichen Erkenntnis, jenseits welcher also das Gebiet des Transzendenten liegt. Was bleibt aber der höheren Mathematik

noch zu tun übrig, wenn sie einmal diese unübersteigbaren Grenzen aller Erkenntnis begriffen hat?

Wahrhaftig eine solche Überhebung stöfst auf den Widerspruch selbst derjenigen, die die grofse Bedeutung und den Wert der höheren Mathematik kennen und bewundern!

Leider hat Dr. Lindemann in einer Versammlung, in der es keine Gegenrede gibt, seine Angriffe gemacht. Bei jeder anderen Gelegenheit würde man ihm sofort bedeutet haben, dafs er ja selbst durch seine grofse Unkenntnis in Sachen der bekritelten Gymnasien das Recht darüber zu reden verwirkt habe, ferner, dafs es ihm in seiner amtlichen Stelle und Würde und als Pädagogen schlecht anstehe, die Lehrer der Gymnasien Bayerns vor dem ganzen In- und Auslande blofszustellen, sie in den Augen der studierenden Jugend zu diskreditieren und die Autorität der Schule zu untergraben; auch würde man seine Legitimation zum Reformator geprüft haben.

Dr. Lindemann kennt und nennt von den Beschäftigungen eines Gymnasialmathematikers nur folgende: Kunststückchen (pag. 24), unnütze Spielereien (pag. 16), Dreieckskonstruktionen aus möglichst unpassend gewählten Stücken, Wälzen von Logarithmentafeln und Hersagen von Formeln (pag. 14), so dafs er ganz natürlich daraus folgern mufs, dafs die Absolventen trotz 5 Jahre langer Studien eine Ahnung von Mathematik nicht bekommen können.

Wir Mathematiker rufen das Staatsministerium und seine Räte, welche das System, das detaillierte Lehrprogramm für die Gymnasien aufgestellt haben, die Durchführung desselben teils selbst teils durch Kommissäre beständig überwachen und die ganze Verwaltung der Mittelschulen in Händen haben, zu Zeugen dafür auf, dafs dieser Vorwurf auf Unwahrheit beruht; desgleichen appellieren wir an das Zeugnis Tausender von ehemaligen Absolventen, die Jahre lang mit Interesse und Fleifs dem mathematischen Unterrichte gefolgt sind, wenn auch manches in der Mathematik, analog wie in den anderen Gegenständen des Gymnasiums, weil es eben nicht mehr weiter betrieben wurde, naturgemäfs in Vergessenheit gekommen sein mag. Freilich wird Dr. Lindemann die zuerst genannten Zeugen ablehnen; sind sie ja doch in die Aula geladen worden, um vor dem hohen Gerichtshof des Herrn Dr. Lindemann indirekt als Angeklagte beschuldigt zu werden, dafs, wenn ihr System und ihre Verwaltung der Gymnasien nicht so zurückgeblieben und mangelhaft wäre, die bösen Mathematiker ihren Fachgegenstand nicht so sehr mifshandeln könnten. Warum wird denn nach dieser Seite die Anklage nicht direkt ausgesprochen?

Auch Dr. Lindemann selbst gibt Zeugnis gegen sich; sagt er ja (pag. 23), dafs die bayerischen Absolventen wie die preufsischen ihre Absolutorialaufgaben (die teilweise gar nicht leicht sind und vom Ministerium für alle Schulen Bayerns zugleich gegeben werden im Gegensatz zu Preufsen, wo der Lehrer für seine eigenen Schüler die Aufgaben stellt!) mit „Routine“ fertigen, das heifst doch nichts anderes, als dafs sie die Arbeiten mit Geschick und Verständnis anfassen, richtig analysieren, in streng logischer Folge die Gesetze der Mathematik zur Be-

gründung des Verfahrens in Anwendung bringen. Haben denn solche Leute tatsächlich „kein wirkliches Können“, blofs mechanischen „Drill“, „keine geistige Reife, ja nicht einmal eine Ahnung von Mathematik“? Fühlt Dr. Lindemann nicht diesen Widerspruch, merkt er nicht, dafs er sich selbst widerlegt? Endlich fragen wir jeden um sein Urteil, der die Gymnasien, ihre Lehraufgabe und die Summe der Arbeit kennt, welcher der ganze Gymnasiallehrerstand nach dem Urteile Berufener mit Fleifs und Pflichttreue obliegt. Natürlich gibt es auch in diesem Stande in bezug auf erfolgreiche und gewissenhafte Pflichterfüllung Ausnahmen, wie in jedem, den der Universitätslehrer nicht ausgenommen. Aber nicht gegen solche, sondern gegen den ganzen Stand der Gymnasialmathematiker richtet Dr. Lindemann seine Angriffe. Welches mag wohl der Grund einer solchen Animosität sein? Oder ist diese etwa gar gegen ganz andere Personen und Dinge gerichtet?

Besehen wir uns die Reformvorschläge von Dr. Lindemann! Sein höchstes Ideal ist das Studium der Euklidischen Geometrie; diese sei, und damit stimmen wir überein, ein grofsartiges Kunstwerk aus reiner Geometrie, ein in sich abgeschlossenes Ganzes mit solidem Unterbau. Deshalb sollte der Philologe mit seinen Schülern Euklids Elemente im Urtexte lesen. Aber für diesen sei der geometrische Inhalt ein Hindernis, denn dieses Buch gehöre zu den schwierigsten Werken (pag. 26). Dem Mathematiker aber könne man diese Aufgabe nicht auferlegen, „weil er sich nicht ganz in die antike Auffassung versenken könne“, deshalb bleibe letzterem nichts anderes übrig als durch das Tor der modernen höheren Mathematik hindurch zu den Elementen Euklids zurückzukehren (pag. 24). Der so ausgestattete Mathematiklehrer solle dann in der Schule die Geometrie in moderner Methode behandeln und später mit Hilfe der höheren mathematischen Grundbegriffe (pag. 22) die Geometrie noch einmal durchnehmen, aber diesmal nach Euklidischer Methode (pag. 25), obschon Euklids Buch in der Tat „kein Schulbuch“ sei (pag. 25).

Die prinzipielle Erörterung der Elemente der Differentialrechnung, also höhere Mathematik, sei aufserdem auch notwendig, um dem Schüler „die Grundbegriffe: Geschwindigkeit, Beschleunigung, Energie klarzumachen“, mittelst welcher der physikalische Unterricht Einsicht in das Wesen und die Fülle der Anwendungen der einfachsten Naturgesetze gebe (pag. 20). Diese Notwendigkeit ist aber nicht im geringsten gegeben, da man die genannten Grundbegriffe sehr wohl ohne höhere Mathematik am Gymnasium ausreichend zum Verständnis bringen kann und selbst an der Hochschule in der Experimentalphysik auf solche Beihilfe verzichtet wird. Da Dr. Lindemann (pag. 20) das selbst zugestehen mufs und da eine zweitmalige Behandlung der Geometrie nach Euklid wohl nie zugegeben wird, warum denn noch höhere Mathematik am Gymnasium? Darauf antwortet Dr. Lindemann: „Aus Konsequenz: Nachdem man im Gymnasium die analytische Theorie der Kegelschnitte, den Koordinaten- und Funktionsbegriff eingeführt hat, soll man gleich auch die Elemente der Differential-

rechnung prinzipiell erörtern" (pag. 20). Welche zwingende Logik! Welche Motivierung!

Die weitere Forderung Lindemanns lautet, man solle „den Schüler direkt mit den mathematischen Schätzen des Altertums bekannt machen" (pag. 27) und die Mathematik lehren „im Sinne Platons, als wesentliche Grundlage der Erkenntnis aller Gebildeten" (pag. 13). Dazu ist zu bemerken: Bekanntlich besafsen die Alten von den Disziplinen der heutigen Mathematik nur die reine Geometrie als wissenschaftliches System. Unter Mathematik verstanden sie nicht diesen Gegenstand allein, sondern sie verbanden mit diesem Worte noch weiterere Begriffe. Sie bezeichneten damit den gesamten Unterrichtsstoff ihrer philosophischen Schule, das heifst alles, was des Lernens wert war, daher der Name μαϑηματικός. Die Forderung der Rückkehr zur antiken Mathematik in unseren Gymnasien ist demnach eine zu allgemeine und unbestimmte und ist wegen der damit notwendig verbundenen radikalen Umwälzungen gar nicht weiter zu diskutieren.

Die dritte Forderung ist: Nur Theorie! Keine Anwendungen der Mathematik auf Aufgaben aus dem Gebiete des praktischen und wirtschaftlichen Lebens, keine Übungen, die dem Gymnasiasten einen kurzen Ausblick in technische Fragen der verschiedenen gelehrten und nicht gelehrten Berufsarten gewähren. Daher auch keine Formeln und kein Abexaminieren derselben, obgleich diese das unentbehrliche und stets parate Handwerkszeug des Mathematikers und besonders des Studierenden sind, der bei seinen Klausur- und Absolutorialarbeiten in Bayern keinerlei Hilfsmittel, also auch keines Formelbuches sich bedienen darf. Man traut kaum seinen Augen, wenn man auf Seite 17 liest: „Durch dieselben (Übungen) wird das selbständige Denken der Studierenden nicht gestärkt; wer die Mathematik nicht ohne Übungen lernen kann, sollte lieber ganz davon bleiben." Weifs denn Dr. Lindemann nicht, wie sehr er sich mit dieser schiefen Ansicht isoliert und wie er fast alle seine Hochschulkollegen desavouiert, die in ihren Seminarien vorzugsweise Übungen veranstalten? Gerade die Übungen, die Aufgaben sind es, die den Schüler zwingen, selbständig zu denken, über mathematische Gesetze klar zu werden, deren richtige Auslegung und Tragweite zu erfassen, ihm Anregung, Interesse und Freude an der Mathematik bieten und zeigen, was die Mathematik zu leisten vermag und was wir ihr verdanken. Man vergleiche doch mit dieser Forderung Dr. Lindemanns dessen damit in Widerspruch stehende Anklage gegen die Mathematiker! (pag. 14).

Nur auf Zweige der reinen Naturwissenschaft gestattet Dr. Lindemann Anwendungen der Mathematik, aber nur solche, „die selbst wieder dem theoretischen und philosophischen Erkennen des Naturganzen dienen", also ja „keine Anwendungen auf die Technik", weil diese angewandte Physik, Chemie und Mathematik ist. So müsse man z. B. (pag. 18) die Fortpflanzung der elektrischen Wellen nach Hertz ohne Drähte im Raume als grundlegende Tatsache im Unterrichte behandeln; dafs man aber diese Tatsache zur Funken-

telegraphie benützen könne, sei von der allergröfsten wirtschaftlichen Bedeutung, könne aber in der Schule nur „beiläufig erwähnt“ werden. Würde nach diesen Rezepten Dr. Lindemanns unterrichtet werden, dann könnte er mit Recht sagen (pag. 14): „Die gröfsten Entdeckungen der letzten drei Jahrhunderte sind“ (dank unseren Gymnasien und trotz der Hochschulen) „dem gröfsten Teil der Gebildeten unserer Zeit verschlossen.“ Ja, im Sinne Dr. Lindemanns reformieren hiefse die Mathematik um 40 Jahre zurückschrauben, wo man nur Theorien, nur Lehrsätze in logischem Zusammenhang entwickelte, aber keine Ahnung hatte, wie und wozu man die Mathematik, welche man lediglich für Selbstzweck hielt, anwenden kann. Aufgaben, Übungen, Anwendungen sind Dr. Lindemann viel zu prosaisch, zu wenig ideal und schmecken zu sehr nach dem Utilitätsprinzip. Wie ehemalige Hörer von ihm versichern, geht er selbst tatsächlich in seinen Vorlesungen den praktischen Anwendungen der Theorien, den Lösungen von Aufgaben möglichst aus dem Wege und vermeidet sie ganz auffallend. Im Falle der Auswechslung von deutschen und amerikanischen Hochschullehrern dürfte Dr. Lindemann jedenfalls einen Ruf nach Amerika, dem Lande der Praxis, nicht annehmen wollen.

Bei der Darlegung seiner Reformpläne mufste Dr. Lindemann auch auf die Geschichte der Reformen an bayerischen Gymnasien zu sprechen kommen und da zeigt sich so recht seine Unkenntnis über diese Anstalten. Für ihn reicht diese Geschichte blofs bis zum Jahre 1857; von da an bleibt für ihn alles beim alten, sodafs wir immer noch blofs vier Stunden wöchentlich für Mathematik und Physik haben, und dafs wir immer noch in der 4. Klasse die eingekleideten Gleichungen behandeln, welche man jetzt ganz gut als Ballast über Bord werfen könne. Zum Beweise beruft er sich (pag. 23 u. 24) auf die allerneueste Literatur, nämlich auf die „Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen“ von **1865.** Unbekannt sind ihm all die einschneidenden Umwälzungen in bezug auf Mathematik und Physik in den letzten anderthalb Dezennien; unbekannt sind ihm all die verschiedenen neueren Reformen des Gymnasialunterrichtes überhaupt; denn er behauptet pag. 5, sie hätten die Mathematik am Gymnasium nur wenig beeinflufst. Wie viele eingreifenden Neuerungen haben aber dieselben in der Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Stereometrie, mathematischen Geographie und Physik gebracht! Woraus kann denn noch, mufs man fragen, Dr. Lindemann bei einer solchen Unkenntnis der gymnasialen Verhältnisse seine Berechtigung mitzureden und zu urteilen herleiten? Denjenigen, welche die tatsächlichen Zustände und Einrichtungen der Gymnasien nicht kennen und die sich vielleicht von der Würde und Stellung eines Rector magnificus die schiefen Ansichten über die bayerischen Gymnasien suggerieren liefsen, sind wir diese Konstatierungen schuldig.

Nur langsam und unter Schwierigkeiten hat sich die Mathematik an den humanistischen Gymnasien die gegenwärtige Stellung und einen Platz an der Sonne neben der Philologie erobert; das war nur unter der auch von einsichtsvollen Philologen anerkannten Parole möglich:

Das humanistische Gymnasium besitzt in seinen philologisch-historischen Fächern Bildungsstoff genug um die idealen Ziele der Schule an ihrem Teil zu erreichen. Um aber dem Vorwurf der Einseitigkeit und Isolierung zu begegnen, dem Geiste der in naturwissenschaftlicher und technischer Hinsicht so weit fortgeschrittenen Zeit Rechnung zu tragen und dem Studierenden einen Einblick in die Errungenschaften derselben zu bieten und ihn über die gegenwärtigen Anforderungen des praktischen Lebens mehr aufzuklären, ist mit der Einführung der Mathematik und Physik eine Ergänzung und ein das Gleichgewicht herstellendes Gegengewicht zu schaffen.

Diese Begründung wird aber hinfällig, wenn nach Dr. Lindemann lediglich die ideale, philosophische und theoretische Seite der Mathematik betont wird und die praktische zurücktreten soll, wenn im Widerspruche mit seinem Lobe auf die Teilung der Arbeit (pag. 3) der Mathematik sogar ein gewisses Übergewicht einzuräumen ist, indem sie künftighin „nicht äufserlich wie jetzt, neben den anderen Disziplinen des Gymnasiums stehen, sondern mit dem ganzen Unterricht organisch verwachsen (pag. 9 u. 10) sein soll". Natürlich müfsten dann, so hätte Dr. Lindeman konsequenterweise fortfahren sollen, wenn die Mathematik gleichsam als Sauerteig alle übrigen Gegenstände zu durchdringen hat und wenn „es nicht auf die Unterrichtsmethode (!) in einer einzelnen Disziplin ankommt, sondern auf die pädagogischen Grundsätze, nach denen die Schulen geleitet werden" (pag. 16), in erster Linie die philologischen Rektoren, die ja „keine hinreichende Vorstellung vom Wesen der Mathematik haben" und daher an dem „Mangel im Schulbetrieb" mitschuldig sind, beseitigt und durch Männer ersetzt werden, die nicht blofs durch die Hallen des klassischen Altertums sondern auch durch das Tor der höheren Mathematik gegangen sind.

Gegen diese alles Bisherige auf den Kopf stellenden Forderungen Dr. Lindemanns würden natürlich die Philologen im Einverständnis der Mehrheit aller Gebildeten energisch Front machen und ein friedliches und erfolgreiches Wirken beider Faktoren, der Philologie und Mathematik, nebeneinander würde unmöglich werden.

Doch haut Dr. Lindemann nur in alte Kerben; seit längerer Zeit halten sich gewisse Hochschullehrer für berufen im Namen der Wissenschaft die Gymnasien zu kritisieren, zu reformieren und in die Verwaltung derselben dareinzureden, als ob nicht schon hervorragende Hochschullehrer in überwiegender Zahl neben einigen Rektoren, den berufensten Kennern der Mittelschulen, von der obersten Schulleitung als Berater herangezogen wären und den gebührenden, ja einen präponderierenden Einflufs auf die Gymnasien ausübten. Bald greifen jene Kritiker die Mathematiker in der Manier Dr. Lindemanns an, bald die Philologen, weil diese „wegen allzu einseitiger zeitlich beschränkter Betrachtung dem Schüler nur ein lückenhaftes Bild von dem Altertum als der Periode der höchsten Blüte von Kunst und Wissenschaft geben" (pag. 8), aber auch im Deutschen keinen guten Stil und keinen richtigen sprachlichen Ausdruck beibringen können (pag. 8). Das Gymnasium soll eben

das Mädchen für alles sein und die Spezialität eines jeden besonders berücksichtigen.

Die Hochschuldozenten sollten doch dessen nicht bedürfen; ist denn nicht jeder seines Faches und seiner Lehraufgabe so mächtig, dafs er keine Entlastung unter weiterer Belastung des Gymnasiums braucht? Während Dr. Lindemann in den gymnasialen Zuständen alles tadelt, ist heutzutage und besonders, seit er selbst an der Universität München wirkt (pag. 29), an den Universitäten alles wohlbestellt, und „es genügt der Betrieb der höheren Mathematik allen Anforderungen vollauf" (pag. 29), unter welchen selbstverständlich auch die Beschäftigung mit „Problemen, die stets die Phantasie der Gebildeten erregt haben", z. B. die Dreiteilung des Winkels und Quadratur des Kreises figurieren mufs. Also auf der Universität gibts vor keiner Türe etwas zu kehren, jede der zahlreichen Spezialitäten ist nicht blofser Wissenssport sondern eine hohe Errungenschaft des menschlichen Geistes und wertvoll für die Menschheit. Infolge dieser idealen Zustände an der Universität ist die Ausbildung der Kandidaten eine tadellose; sie gehen an der Hand weit tüchtigerer Lehrer, als es früher gab, durch das goldene Tor der höheren Mathematik und erhalten dadurch gleichsam als Gratisbeigabe ohne alles weitere Zutun der Universität, gleichsam von selbst, die volle Befähigung zu ihrer künftigen Lehraufgabe am Gymnasium, über welche während der ganzen Universitätsstudienzeit kein Wort gesprochen wurde. „Und doch wenden diese Undankbaren, so klagt Dr. Lindemann, mit der Universität auch der höheren Mathematik den Rücken und betrachten dieselbe als unnützen Ballast, da sie mit dem eigentlichen Schulunterricht nichts gemein zu haben scheint." Dr. Lindemann hätte hinzufügen können: und da es heute selbst für einen begabten und fleifsigen jungen Mann sehr schwer ist mit Erfolg die Universitätskarriere anzustreben, sodafs er lieber das sichere Ziel am Gymnasium im Auge behält als die Voraussetzungen für das unerreichbare an der Hochschule erfüllt. Dr. Lindemann hätte auch etwa folgendes betonen können: die Aufgabe des Mathematikers am Gymnasium, der Umfang des Lehrstoffes, das jugendliche Alter und die Sprödigkeit des Schülermaterials, die mangelhafte Begabung so vieler Elemente, die man nach den organischen Bestimmungen erst nach Jahren abstofsen kann, der Kampf mit der Bequemlichkeit der Schüler und oftmals mit dem Unverstande solcher Eltern, die Lehrer und Schule die Mifserfolge ihrer Söhne zuschieben, dann die Vorbereitung auf den Unterricht und die stete Verantwortlichkeit nicht blofs dem eigenen Gewissen sondern auch den Vorgesetzten gegenüber beanspruchen die Kräfte des Mannes derart, dafs die private Beschäftigung mit höherer Mathematik eine naturgemäfse Einschränkung erleiden mufs und verschiedenes in Vergessenheit kommt, wie es auch manchem Hochschulmathematiker, der sich nur mit dem höheren Kalkul befafst, hinsichtlich der Mathematik des Gymnasiums passieren mag. Doch sprechen die wissenschaftlichen Programme der Gymnasien dafür, dafs viele ihrer Lehrer trotz eines vollgerüttelten Mafses dienstlicher Arbeit auch der höheren Mathematik Beachtung und Studium zuwenden. Diese und ähnliche Umstände

hätten doch auch einer Erwähnung seitens des Universitätslehrers Dr. Lindemann bedurft, wenn er hätte gerecht sein wollen. Doch liegen ihm ja solche Erwägungen ferne, da er die bayerischen Gymnasien weder als Lehrer derselben noch als Ministerialkommissär jemals kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Daher hat er auch keine Ahnung, wie der Lehrer an der Mittelschule mit seinen Schülern sich abmühen, wie lange und wie oft er den Lehrstoff behandeln mufs, stets kontrollierend, mahnend, bald ermunternd, bald strafend, bis derselbe einigermafsen sitzt. Wie ganz anders beim Hochschullehrer! Er hält seine Vorlesung und braucht sich dann nicht mehr darum zu kümmern, ob seine Hörer die Sache auch verstanden haben oder nicht, und wie sie im Examen zurecht kommen. Man sollte meinen, hier gäbe es doch auch etwas zu reformieren ohne der wahren akademischen Freiheit Abbruch zu tun. Fast alle Mathematikkandidaten wollen auf der Universität die Admission nicht zur Hochschule, sondern zur Mittelschule erwerben und sind, wie die ganze Welt, sehr überrascht, dafs für ihre Weiterbildung in den gymnasialen Fächern, für ihre Befähigung zur Erteilung des Unterrichts in diesen seitens ihrer Universitätslehrer gar nichts geschieht. Die Vorbereitung für ihre eigentliche Lebensaufgabe wird lediglich dem Privatstudium überlassen. Motiviert wird diese Gepflogenheit mit dem üblichen Satze: Wenn der Kandidat die höchste Stufe der höheren Mathematik erklommen hat, so kann er auch den Unterricht in der elementaren Mathematik am Gymnasium in befriedigender Weise erteilen. Jeder Mathematiker weifs aber, welcher Arbeit, welcher neuen Studien, welch langer Beobachtungen und Erfahrungen es für den Anfänger bedarf, um sich zu dieser Befähigung durchzukämpfen. Sache der Universität wäre es ihren Absolventen diese Errungenschaft als ein fertiges Gut mit auf den Weg zu geben. In der richtigen Erkenntnis des in dieser Hinsicht unzulänglichen Unterrichtsbetriebes auf der Universität sah sich daher das Staatsministerium gezwungen auch für die geprüften Mathematikkandidaten und Anfänger das praktische Vorbereitungsjahr am Gymnasium, ähnlich wie für die Philologen, versuchsweise einzuführen.

Wenn wir oben gesagt haben, dafs zur Regelung der Angelegenheiten des Gymnasiums, zur Abstellung von Mifsständen und zur Prüfung neuer Forderungen der Wissenschaft an dasselbe die von der obersten Schulleitung aus den Hoch- und Mittelschulkreisen gewählten und mit besonderem Vertrauen ausgestatteten Männer z u n ä c h s t b e r u f e n sind, so ist sicherlich nicht ausgeschlossen, dafs klare und gute, in nicht verletzender Weise im Interesse der Wissenschaft und Schule von anderer Seite gemachte Vorschläge und Winke eine verdiente Beachtung erfahren; denn ein gutes Wort findet stets einen guten Ort. Für die der Sache der Mathematik erwiesenen Dienste des Mathematikers Dr. Lindemann aber danken die Mathematiker der Gymnasien Bayerns.

München. Joh. W a l d v o g e l.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Theodor Gomperz, Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. II. Leipzig 1902, Veit & Comp. VIII. u. 615 S.

Vom Jahre 1895 ist die erste Auflage des ersten Bandes dieser Geschichte der antiken Philosophie datiert. Sieben Jahre später erschien die zweite Auflage. Das heifst: Das Werk des Wiener Philologen, der zeitlebens zur Philosophie enge Beziehungen aufrecht erhalten hat, ist erfolgreich gewesen, trotzdem Zeller, Überweg-Heinze und Windelband ihm vorhergingen. Und wer, nach den Gründen dieses Erfolges forschend, das Werk durchblättert, wird sich bald klar, dafs die individualistische Auffassungsweise neben der bestechenden Darstellungs- und Gestaltungsgabe ihren grofsen Anteil daran hat. Gomperz, der Verehrer der positivistischen Theorie, läfst sich natürlich die Schilderung des Milieus, aus dem der einzelne Denker erwuchs, nicht entgehen. Aber der philologische Takt bewahrt ihn davor, die Persönlichkeit als blofses Zielergebnis sozialer Kräfte zu betrachten. In der Titelwahl ist diese seine Stellung zum Problem der Philosophiegeschichte vielleicht schärfer ausgesprochen, als der Verfasser eigentlich beabsichtigte.

Es liegt aber ein zweiter Gegensatz darin verhüllt. Windelbands allgemeine „Geschichte der Philosophie", die wir vor längerer Zeit in diesen Blättern anzuzeigen hatten, hat deshalb so tiefe Wellen geschlagen, weil wieder einmal die Probleme in den Vordergrund gerückt worden waren und die Persönlichkeiten der Denker zurücktraten. Der Ertrag an wertvollen Durchblicken war grofs. Aber mehr wird uns doch immer die biographische Behandlungsweise anmuten und schon die Überlieferung, die ja trotz mancherlei Mifsgriffen doch im grofsen und ganzen sich als treffliche Kennerin des Besseren erwiesen hat, hat uns davor bewahrt, dafs man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Die historische Wissenschaft sucht diese summarische Wertung zu vertiefen und wohl auch zu berichtigen, und so wird es dem, der das ganze Gebiet beherrscht, nicht schwer fallen, auch bei Voranstellung des persönlich-individuellen Moments eine Schilderung des Werdegangs unserer allgemeinsten Begriffe und Grundsätze zu bieten, die über der Fülle des Denker-Lebens die nicht immer goldenen Früchte seiner abstrakten Denktätigkeit nicht zu kurz kommen läfst. Prophezeien ist nicht mehr „zeitgemäfs." Und doch möchte ich voraussagen

dafs in Zukunft die Jugend, wenn sie zum erstenmale den zwar immer im Glanze der Morgenfrühe prangenden, aber doch uns Kinder des 19. Jahrhunderts mit fremden Augen anblickenden Blütenflor hellenischer Philosophie behaglich mustern will, sich von Gomperz führen lassen wird, um erst dann sich von Windelband das wohlgeordnete und aufserordentlich frisch erhaltene Herbarium der Probleme erklären zu lassen.

Der Name des Autors und der Ruhm des ersten Bandes würden es rechtfertigen, wenn sich der Berichterstatter mit diesen Hinweisen begnügte und nur noch die Notiz hinzusetzte: Von diesem Werke ist der zweite Band erschienen. Er behandelt nicht, wie er ursprünglich sollte, die Zeit von Sokrates bis zu den Nachfolgern des Aristoteles, sondern schliefst, weil der Raum durch eine eingehende Analyse der platonischen Schriften vorweggenommen wurde, den Stagiriten mit seiner Schule aus.

Das Werk verdient das höchste Lob, vor allem wegen der überaus feinsinnigen und taktvollen, dabei aufserordentlich genufs- und lehrreichen Zergliederung der platonischen Gespräche, die durch ihre grofsen Reize vielleicht manchen von der eigenen Lektüre der Dialoge — abhalten wird, sodann wegen der das Verständnis erleichternden und oft auch sachlich förderlichen Parallelen zwischen antiken und modernen Problemen, endlich wegen der liebevollen Beschäftigung mit Denkern, die sonst in Anmerkungen, im „Kleingedruckten" oder in nachhinkenden Sätzen ein kümmerliches historisches Dasein fristen. Doch man pflegt gerade angesichts solcher hervorragender Werke von der Kritik mehr zu erwarten. Das Recht zur freudigen Anerkennung soll dadurch erkauft werden, dafs der Fähigkeitsnachweis für das Tadeln erbracht wird. Indes der logische Zusammenhang zwischen dem einen und dem andern ist nicht sehr enge. Und es wäre diesmal kleinlich den Leser des Berichts und den Verfasser des Buches durch Nadelstiche zu behelligen, wie solche ja immer zur Verfügung sind, also etwa durch folgende „Ausstellungen": Ist wirklich das Autorrecht des Sokrates an den 3 Charitinnen so gesichert, wie dies nach S. 37 erscheint? Warum ist S. 69 nicht die Mitteilung über des Sokrates Versuch einer allegorischen Mythendeutung und S. 197 f. nicht die in mehr als einer Beziehung verwendbare Anekdote über eine Unterredung zwischen dem „Atheisten" Theodoros und der Hipparchia benützt? Ist denn der S. 197 angeführte Satz des Epiphanios, Theodoros habe zu Meineid, Raub und Diebstahl aufgefordert, etwas anderes als eine der bei Kirchenschriftstellern auch sonst vorkommenden apotreptischen Übertreibungen, wie sie durch die S. 197 unten besprochene Theorie des Theodoros von dem hypothetisch erlaubten Diebstahl und Tempelraub und durch die vielleicht doch historisch erworbene Einsicht des Epiphanios in den Zusammenhang zwischen dieser Theorie und dem „Atheismus" des Theodoros nahe gelegt war? Konnte nicht der Zusammenhang der umgekehrte gewesen sein und Theodoros *so* deduziert haben: In gewissen *Fällen* ist Diebstahl, Meineid, Raub und Zurücksetzung des Vaterlands sittlich erlaubt, *darum* können *besondere* Götter,

welche die spezielle Aufgabe haben, den Diebstahl, den Meineid und dergl. zu ahnden (Zeus, Horkios), nicht existieren? Weshalb ist S. 412 f. aus der Kritik, die Aristoteles dem platonischen Musterstaate widmet, neben dem wohl erkannten logischen nicht auch der noch wichtigere psychologische Einwurf, dafs Eigenes das Individuum stets mehr interessieren und zur sorgfältigen Behandlung veranlassen werde als Fremdes, nur der Kommune Eigenes, nicht hervorgehoben worden? Usw. Usw. Geben wir lieber dem Gefühl des Bedauerns Raum, dafs das Buch einen beabsichtigten Mangel hat. Gomperz hält es nach dem Vorwort für untunlich, das platonische System in seiner Totalität mit konzentrierter Kraft auf uns wirken zu lassen und befürchtet, dafs dies Verfahren immer ein unzulängliches Bild erzeugen werde. Letzteres mag zugegeben werden. Aber gewisse Grundlinien des platonischen Systems stehen fest. Konnten nicht die äufserlich sehr dürftigen „Rückblicke" zu einer wenn auch nur wenige Seiten langen Zusammenfassung des Kerns der Ideenlehre und der Hauptfortschritte gegenüber Sokrates verwendet werden? Die „Vorblicke", vor allem auf Aristoteles und Augustinus, würden dadurch nur gewonnen haben. Man hat den Eindruck (s. z. B. die überleitende Bemerkung S. 199 und den einleitenden Satz S. 475: „Ein historischer Roman und ein physikalisches Märchen — so darf man den Inhalt dieser zwei Gespräche bezeichnen, ohne gegen die Platon gebührende Ehrfurcht zu verstofsen"), als ob Gomperz an Platon, sei es aus traditionellen Gründen sei es aus philologisch-ästhetischen Einsichten heraus, der Genius des Platon höher stehe als der Inhalt seiner speziell philosophischen Lehren. Gomperz steht darin ganz sicher nicht allein. Nur ist bei ihm — und das ist ein Vorzug — dieser Standpunkt in einer ihm völlig bewufsten Weise durch den Positivismus unserer Tage bedingt. Aber so begrüfsenswert seine Wertung der platonischen Naturphilosophie und sein Bemühen, die Verdienste Platons um die einzelnen Geisteswissenschaften herauszusondern, sein mag und so starken Schiffbruch andererseits die systematische Konstruktion Schleiermachers (s. S. 566) erlitten hat, so möchten wir doch über all dem die Hervorkehrung der grofsen einheitlichen Gesichtspunkte und die Grundmotive dessen, was geworden ist, nicht missen. Und darum werden wir uns neben diesen „Platon" — obschon ein Meisterstück in seiner Art — gerne den Platon Windelbands und Natorps legen.

Bonn. Adolf Dyroff.

Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäfsig bearbeitet. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. 1.—5. Lieferung. I. Band. Berlin 1904, E. S. Mittler & Sohn. Vollständig in 9—10 Lieferungen à M. 2.50.

Im Jahre 1899 erschien das Werk in einem stattlichen Bande von 956 Seiten. Es hatte keinen ernstlichen Konkurrenten in deutscher Sprache. Kirchners Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe hält sich in erheblich engeren Grenzen; die früheren Werke waren

längst veraltet. Das gilt auch von Francks französischem Dictionnaire des sciences philosophiques. Überlegen ist ihm nur Baldwins Dictionnary of Philosophy and Psychology, und zwar vor allem dadurch, dafs es die einzelnen Begriffe und Probleme in abgeschlossenen Artikeln behandelt, während Eisler das Schwergewicht auf die Zusammenstellung der Ansichten der verschiedenen Autoren legt. Insofern bildet er eine Ergänzung zu Baldwin, verliert aber an Verwendbarkeit für weitere Kreise. Da indes Baldwin nur in englischer Sprache vorliegt, hatte er ihn nicht zu fürchten und kam in der Tat einem Bedürfnis entgegen. So wurde das Buch denn auch sehr wohlwollend aufgenommen und fand so guten Absatz, dafs es schon jetzt in zweiter Auflage erscheinen kann in nahezu doppeltem Umfange. Der erste Band wenigstens, umfassend die Lieferungen 1.—5., A bis N mit, hat nicht weniger wie 746 Seiten gegen 511 des entsprechenden Teiles der ersten Auflage. Manche Buchstaben, wie z. B. M und N, sind nahezu auf das Doppelte angewachsen, die anderen erfuhren fast alle Erweiterungen um ein gutes Drittel. Und das, obwohl manche Artikel verkürzt wurden, einzelne sogar ganz ausfielen. Dieses Wachstum wurde bewirkt teils durch Aufnahme einer grofsen Anzahl von neuen Artikeln, teils durch oft beträchtliche Zusätze zu den bisherigen. Referent hat den Buchstaben A in den beiden Ausgaben etwas genauer verglichen. Fast kein Artikel ist ohne Spuren einer Umarbeitung. Ganz erheblichen Zuwachs erfuhren die Artikel Affekt, Allgemein, Angeboren, Assimilation, Anpassung, Anschauung, Apperzeption, a priori, Aufmerksamkeit, Ausdrucksbewegungen, Ästhetik. Andere Artikel wurden wenigstens übersichtlicher abgeteilt, so dafs Verfasser mit gutem Recht sagen konnte, dafs diese zweite Ausgabe völlig umgearbeitet wurde.

Dafs bei einem Werke, in dem eine so gewaltige Summe von Sammelarbeit steckt, trotz alles Fleifses da und dort Lücken geblieben sind, wird niemand dem Verfasser sehr übel nehmen. Ich gestatte mir hier einiges nachzutragen, was ich beim Durchblättern der ersten Hefte gefunden habe. — Im Artikel Aktivität ist m. E. auch Bonnet als Aktivitätspsychologe anzuführen, vgl. meine Untersuchung über „die Psychologie Ch. Bonnets“ Barth, Lpz. S. 124 ff. — „Appriorismus“ wird gelegentlich auch gebraucht im Sinne von wissenschaftlicher Voreingenommenheit, ablehnendes Verhalten gegenüber neuen Ideen auf Grund früher gewonnener Urteile; so machte ihn Du Prel der seinen Mystizismus ablehnenden Wissenschaft zum Vorwurf. — Beim Artikel Assoziation vermisse ich u. a. die Arbeiten von Ferri, Claparède, Allihn, Ward, Münsterberg. — Was über den Astral- u. Ätherteil gesagt ist, ist sehr wenig; man vgl. dagegen meine oben erwähnte Untersuchung über Ch. Bonnet S. 157—166. — Beim Artikel Ausschaltung fehlen Hartmann, Wundt, Münsterberg, vgl. meine Untersuchung „Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung“ in Anm. 135 (Philos. Monatshefte XXVIII (1892) S. 546), dazu Lazarus: Geist u. Sprache II S. 394 u. James: Principles of Psychology I. 680. — Zwei Formen der Ähnlichkeit unterscheidet Lipps in seinem

Leitfaden d. Psychologie. — Beim Artikel Ästhetik vermisse ich J. Bayer, Ästhetik 1863 (I u. II) und Paul Stern: Einfühlung und Assoziation in der neueren Ästhetik, 1898, sowie M. Deutingers Namen. — Beim Artikel Evolution suchte ich abermals vergeblich nach Bonnet, dessen Système de Germes im XVIII. Jahrhundert keineswegs unbeachtet geblieben (vgl. meine erwähnte Untersuchung S. 160 ff.) und ebenso vergeblich bei „Lebensgeister“ den Namen dieses Denkers (vgl. dazu ebenda S. 29) und diejenigen von Hume und Herbert von Cherbury vgl. Güttler: Herbert von Cherbury S. 37.

Trotz dieser gelegentlichen Ausstellungen trage ich auf Grund der vorgenommenen Probe kein Bedenken das Werk Eislers als ein höchst brauchbares, zuverlässiges Hilfsmittel zu begrüfsen, das geeignet ist, aufserordentlich Zeit zu ersparen und zugleich auf die bequemste Weise mit der Literatur bekannt zu machen. Es ist eines von jenen Büchern, die neben anderen Wörterbüchern in den Handbibliotheken unserer Lehrerzimmer stehen sollten.

Ingolstadt. Dr. M. Offner.

Hille, Prof. Dr. Karl, Zur Pflege des Schönen. Im Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt 1902. (33 S.)

Statt des zu allgemeinen Titels hätte der Verfasser den bestimmteren ‚Zur Pflege des schönen Vortrages‘ setzen sollen, da dies den Hauptinhalt seiner Schrift bildet. Der Vortrag jedes Lesestoffes, auch des fremdsprachlichen, soll sieben Tugenden haben (S. 8): er soll laut sein und fliefsend, langsam (immer?) und deutlich, rein, sinngemäfs und natürlich. Bezüglich der Deutlichkeit wird mit Recht verlangt, dafs besonders die Endsilben — auch die Endkonsonanten hätte Verfasser betonen sollen — zu ihrer Geltung kommen. Falsch ist, wenn der Verfasser, ein Sachse, den Ich-Laut bei der Endsilbe ig verlangt (fertich!); dies verstöfst ebenso gegen das Hochdeutsche wie bayrisch i = ig (firti).

Mit Recht wird bei den alten Sprachen die strenge Beachtung der Quantität gefordert: ist dies doch ein treffliches Mittel gegen zahllose Orthographiefehler, besonders im Griechischen, und zugleich die beste Vorschule zum richtigen Lesen von Versen. Dagegen verurteile ich Kunststückchen, wie die Schaffung von Nebenarsen in Versen (nullaque mortales praeter sùa littora norant), da dies zu metrischen Entgleisungen führt! Verfasser irrt, wenn er meint, dafs nur der Grieche und überhaupt der Südländer das praesens historicum mit bezeichnenden Gesten gebrauche: unsere Gebirgler und Jäger erzählen ihre mehr oder minder lateinischen Abenteuer mit Vorliebe im Präsens und auch die Sanskritdichter am Ganges kennen diese Erzählungsform: das ist ein internationaler Zug. — S. 20 f. werden Regeln für stilistische Schönheit aufgestellt, von denen man manche als einwandfrei unterschreiben wird, während andere, wie die durchgängige Forderung der Knappheit des Stils, auf Widerspruch stofsen dürften. Richtig wird für die Aufsatzlehre betont, dafs die 1. Person auf der Unterstufe in den Vorder-

grund treten soll (‚Was ich von meinem Fenster aus sehe', Warum ich gern in den Wald gehe'). Dagegen ist der Kampf gegen längst eingebürgerte, wenn auch unschöne Fremdwörter im Schulbetrieb meines Erachtens aussichtslos und zwecklos. Eine Ungeheuerlichkeit ist des Verfassers Vorschlag, das cum inversum als ‚das verkehrte Cum' zu bezeichnen. Sein Eifer gegen die bei ihm gebräuchlichen ‚A-Verbo-Fragen' (z. B. Wie heifst credimus a verbo?) ist bei uns Süddeutschen gottlob noch gegenstandslos; wir fragen schlicht und klar: ‚Wie heifsen die Zeiten (Zeitformen) von credere?'

Hilles Eintreten für schönes Lesen und Vortragen, wobei er auf das Auswendiglernen mit Recht weniger Wert legt, ist gewifs beherzigenswert. Nur stellt sich oft ein unübersteigliches Hindernis in den Weg: woher nehmen wir bei der vorwiegenden Betonung des sachlichen Verständnisses und der Forderung, immer mehr anwachsende Stoffe zu bewältigen, die Zeit für die Ausbildung und Aneignung einer schönen Form her? Die ‚Eloquenz' ist eben auf unseren Schulen zum Schemen verblafst. Aber eines können und sollen wir: den Kampf führen gegen alles nachlässige, farblose, geistlose Lesen unserer Autoren seitens der Schüler und diesen selbst mit gutem Beispiel vorangehen!

München. Dr. J. Menrad.

Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Von W. H. Riehl. 6. Auflage. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. XII u. 446 S. kl. 8°. Geheftet M. 4.—.

Riehls „Kulturstudien" noch besonders zu empfehlen ist nicht nötig; es genügt auf die erfreuliche Tatsache hinzuweisen, dafs sie wieder aufgelegt werden mufsten. Verändert ist natürlich nichts daran; hat doch nicht einmal Riehl selbst an dem zuerst 1858 veröffentlichten Buche in den späteren Auflagen etwas geändert. So gehören diese Kulturstudien selbst schon wieder der Kulturgeschichte an. Mögen aber auch Verhältnisse, Betrachtungsweisen und Urteile sich ändern: ein Schriftsteller wie Riehl, dem alle Wissenschaft zum Erlebnis und alles Erlebte zur Wissenschaft wird, der für alles, was er behandelt, mag es auch noch so entlegen scheinen, sofort Interesse zu wecken versteht, wird nicht so leicht veralten.

Übrigens liegt gerade in der Vergleichung der Zeit, aus der heraus Riehl schrieb, mit der Gegenwart nicht der geringste Reiz dieser Studien. In dem Aufsatze über das „landschaftliche Auge", der im Jahre 1850 entstanden ist, wird offenbar die künstlerische Erfassung des Hochgebirges, wie sie am grofsartigsten in Calames Werken vorlag, als die für die damalige Zeit bezeichnendste Äufserung landschaftlichen Sinnes hervorgehoben. Die Anziehungskraft des Hochgebirges auf Touristen aller Art ist seitdem nur noch gewachsen, aber in der Kunst ist es stark zurückgetreten, und das einst obligate Alpenglühen wird selten mehr gemalt. Dagegen ist der Sinn für die Ebene, sei es Hoch- oder Tiefebene, in den Künstlern wieder erwacht und damit aufs neue der Boden betreten, auf dem die Landschaftsmalerei

einst zur höchsten Blüte gediehen ist. R. M. Rilke in seiner Monographie über Worpswede (S. 14) schreibt: „Woran unsere Väter in geschlossenem Reisewagen, ungeduldig und von Langweile geplagt, vorüberfuhren, das brauchen wir. Wo sie den Mund auftaten um zu gähnen, da tun wir die Augen auf um zu schauen . . . Die Ebene ist das Gefühl, an welchem wir wachsen. Wir begreifen sie und sie hat etwas Vorbildliches für uns; da ist uns alles bedeutsam: der grofse Kreis des Horizonts und die wenigen Dinge, die einfach und wichtig vor dem Himmel stehen." Das ist etwas zu ausschliefsend gesprochen, aber der Gegensatz zu 1850 tritt um so mehr hervor. Ich führe noch einige Sätze Naumanns an, in denen das innerste Wesen der modernen Landschaftskunst ebenso unabsichtlich als glücklich in Worte gefafst ist: „Wenn man allein auf der Landstrafse geht, bekommt man Augen für die Dinge. Jeder Baum, an dem man vorüberzieht, hat seine eigenen Knorpel und Schrullen, jedes langweilige Bauernhaus hat seinen eigenen Gesichtsausdruck. Die Einteilung der Felder, die Höhe der kleinen Wintersaat, die sanfte Wellenform des Bodens, der gewundene, müde Lauf des Wassers, alles ist voll von gewissem Inhalt für den, zu dem die Dinge sprechen. Er kann schwer angeben, was er eigentlich Neues gesehen hat, denn die Gegenstände selbst sind nicht neu, nur gelang es ihm diesmal, tiefer als früher ihre Gegenständlichkeit in sich aufzunehmen. Es kann ein Gemüt ungeheuer glücklich machen die einfachsten Sachen neu zu sehen. Darin, dafs sie dieses Glück tiefer erleben als wir anderen, liegt der Vorzug wahrer Künstler." (Friedrich Naumann, Gotteshilfe. S. 354.) Schon hat die Kunst, die in diesem Sinne arbeitet, angefangen die Menschen für die so vielfach übersehenen, ja verachteten Reize der schlichtesten Landschaft zu erziehen; ein Fortschritt gegenüber der einseitigen Bewunderung des „Interessanten" oder durch Masse Imponierenden in der Natur ist mit Freuden zu begrüfsen. — —

Zum Schlusse sei noch ein kleiner Fehler berichtigt, der sich auch in dieser Auflage der „Kulturstudien" erhalten hat. In dem Aufsatze „Alte Malerbücher als Quellen zur Volkskunde" heifst es S. 129: „Gaudenzio Ferrari erhält von der Synode zu Navarra das Prädikat eximie pius." „Synode zu Navarra" klingt auffallend, da Navarra keine Stadt ist; und sollte sich eine Synode im Gebiete von Navarra mit dem piemontesischen Meister befafst haben, der bei allen vortrefflichen Eigenschaften doch nie zu den Berühmtheiten gehört und nie über Oberitalien hinaus gewirkt hat? Offenbar ist für Navarra der Name der piemontesischen Bischofsstadt Novara zu setzen, in deren Kirchen noch jetzt Bilder Ferraris zu sehen sind.

Regensburg. R. Thomas.

Paul Holzhausen: Heinrich Heine und Napoleon I. (Frankfurt a. M. 1903, Diesterweg, 292 S.) mit vier illustrativen Beilagen (Napoleon I. nach einem Aquarell von O. Homlin; Napoleons Absteigequartier in Düsseldorf; Heines Jugendbild von 1827 nach einer Ra-

dierung von L. Grimm; Einzug Napoleons in Düsseldorf nach einem Original von Petersen); gebunden M. 6.—.

Ein Buch von Holzhausen verspricht immer eine zum mindesten anregende Lektüre. Das vorliegende Werk wird insbesondere dem Heineforscher und Literarhistoriker überhaupt eine willkommene Gabe sein. Hatte Holzhausen anderswo (Allg. Z. Beil. 1898 Nr. 34) Immermanns Verhältnis zu Napoleon I. beleuchtet, so bietet er uns hier, ausgerüstet mit umfangreichen Kenntnissen über die Stimmungen jener Zeiten, wie sie uns aus Dichtung, Memoiren, Denkschriften und Zeitungen[1]) widerhallen, eine gründliche Studie über Heines Napoleonkultus, ein Thema, das schon Brandes (Literatur des XIX. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen) aufgegriffen hat. Aber Heines schwankendes Verhalten in den Jahren 1828 und 1837 ist bei Brandes viel zu wenig herausgehoben und erklärt; hierin übertrifft ihn Holzhausen weit. Zunächst wird das „Milieu" umgrenzt. Dieses Kapitel gehört zu dem Fesselndsten, was uns der „passionierte Milieuzeichner", wie er sich selbst nennt (S. 101) vorsetzt. Dann wird gezeigt, wie Heine der typische Napoleondichter Deutschlands geworden ist. Dabei werden nun die einzelnen Phasen seines Napoleonkultus des näheren erörtert, die Periode der unbedingten Bewunderung, die Zeit des Zweifels, die Umkehr, die An- und Ausklänge der letzten Lebensjahre — — — Holzhausen beschränkt sich nicht darauf, das Verhältnis Heines und Napoleons allein zu behandeln; jene grofse Zeit mit ihren grofsen Geistern, Goethe, Varnhagen und Rahel, Victor Hugo und Thiers, Byron, Börne, Walter Scott, Béranger u. a. tritt uns in oft ganz neuer Beleuchtung vor die Augen. Ein Kapitel für sich bildet z. B. die „Rückkehr des Leichnams Napoleons in der internationalen Lyrik", wofür Holzhausens Note 606 umfangreiche Belege gibt; dabei wäre zu ergänzen: Mauviel, J., L'empereur au tombeau; Saint Hélène et retour; chants napoléoniens de 1821—1853 (1853). — Freilich sind wir manchmal nicht einverstanden mit der idealisierenden Verherrlichung Napoleons — aber das ist doch zuletzt Sache des subjektiven Standpunkts. Wenn wir Einzelheiten nachtragen, sei das nur ein Beweis, wie sehr das Buch imstande ist anzuregen. Wie Heine zur Opposition gegen die preufsische Regierung getrieben ward, erörtert auch Lichtenberger (Les théories sociales de H. H. Annales d'Est VII p. 228 ff.) prächtig . . . Vermissen mufsten wir einen Hinweis auf Harrys Kaiserbuch (1837); Haumann, Napoleon in einer Auswahl der denkwürdigsten Urteile (1848); Niemeyer Ed., Die Schwärmerei für Napoleon in der deutschen Dichtung (Archiv. f. Lit. 1875); C. v. Reinhardstöttner, Napoleon I. in der zeitgen. Dichtung (Aufs. u. Abh. 1887); ferner: Eine Betrachtung über die Napoleonsverehrung oder eine Parallele zwischen Napoleon Bonaparte und Friedrich d. Gr. (Berlin 1846). Auffallen mag, dafs einmal Seuberts, ein andermal Gildemeisters Byronübersetzung, bei Börne bald die Hamburger Ausgabe von 1832, bald die Reclam-

[1]) Eine Napoleonbibliographie fehlt noch; Holzhausen bietet viel, aber bei weitem nicht alles.

edition zitiert wird. Auf Seite 203 stört das allerdings häufig gelesene. ‚Epikuräismus'; Immermanns Trauerspiel in Tyrol erschien 1826 nicht 1828 [S. 268]. Von Druckfehlern ist das Buch fast frei.

München. Dr. Stemplinger.

Hermann Oldenberg, Die Literatur des alten Indien. Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. IV und 299 S. Preis 5 M.

Es ist eine alte Klage, dafs wie es von der indischen Literatur noch keine wirklich der Wissenschaft entsprechende Bearbeitung, so andererseits auch kein im besten Sinne populäres Handbuch gibt. Das vorliegende Werk füllt nun diese Lücke auf die denkbar glücklichste Weise aus. Es ist eine Zusammenfassung von Aufsätzen, die in den Jahren 1899—1903 in der Deutschen Rundschau erschienen sind, bereichert durch eine Anzahl von Anmerkungen und ein Register. Es ist klar, dafs Oldenberg, der nun schon ein Vierteljahrhundert in der vordersten Reihe der Indologen steht, hier aus dem Vollen schöpfen konnte; gibt es ja doch kaum ein Gebiet der indischen Philologie, auf dem er noch nichts Hervorragendes geleistet hätte. Zu dieser umfassenden Sachkenntnis gesellt sich eine meisterhafte Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks.

Oldenberg hat den Stoff in vier grofse Kapitel geteilt: 1. Die Poesie des Veda, 2. die Upanischaden und die Literatur des Buddhismus, 3. die beiden Epen (Mahābhārata und Rāmāyaṇa) und Manus Gesetze, 4. die Kunstdichtung. Er gibt immer zuerst eine Übersicht über die Kultur der Periode und bietet hierin eine ausgezeichnete Einführung in die Kenntnis von Land und Leuten in Indien. Dann folgt die Besprechung der wichtigsten Literaturwerke mit eingestreuten Übersetzungsproben. Diese gehören mit zu dem Besten, was die deutsche Literatur an Nachbildungen aus dem Indischen aufzuweisen hat; ich wüfste eigentlich nur Rückerts Übertragungen mit ihnen zu vergleichen.

Sehr dankbar ist zu begrüfsen, dafs Oldenberg auch die buddhistische Literatur gebührend berücksichtigt; seine Vorgänger beschränkten sich gerade hierin immer nur auf kurze Notizen. Und doch ist gerade die Literatur des alten Buddhismus für die Gegenwart vielleicht der interessanteste Teil der indischen Literaturgeschichte. Eine kurze Erwähnung der so weit ausgedehnten und auch zum Teil schon in guten Ausgaben edierten Literatur der Jainas, auf die Oldenberg S. 87 absichtlich verzichtet, wäre allerdings im Anschlufs an den Buddhismus angenehm gewesen. Ebenso hätte unseres Erachtens Verf. nicht ganz auf die Anführung der wissenschaftlichen Literatur Indiens verzichten sollen. Nur die Grammatik des Pāṇini findet im 3. Teil des Buches eine allerdings ganz vorzügliche Besprechung. Und doch bietet auch die Art des wissenschaftlichen Betriebs in Indien so viel Charakteristisches, dafs durch eine kurze Übersicht über dies Gebiet das Buch nur hätte gewinnen können.

Die Anmerkungen sind sehr knapp gehalten; sie verweisen im wesentlichen auf die indischen Quellen, die im Text zitiert oder ins Deutsche übertragen sind, und geben aufserdem eine Auswahl der Literatur über die einzelnen Fragen. Für die Laien haben sie keinen grofsen Wert, zumal sie nicht die Übersetzungen und andere für Nichtindologen in erster Linie wichtige Bücher angeben, wohl aber für die Fachgelehrten und besonders für Sanskritstudierende. In ihnen ist auch die sonst allgemein gültige Transskription durchgeführt, während im Buche selbst die indischen Laute, die dem deutschen Alphabete fehlen, gröfstenteils durch deutsche Laute wiedergegeben sind. Dieser Standpunkt ist gewifs berechtigt; wenn man aber Wortungetüme wie „Satschtschaka" u. a. sieht, sollte man doch meinen, es wäre einfacher gewesen dem Buche eine kurze Transskriptionstabelle vorauszuschicken und die sonst übliche Transskription anzuwenden. Auch eine Bemerkung über die Betonung der indischen Namen wäre manchem erwünscht, zumal die Längenbezeichnung der Vokale weggefallen ist.

Doch das sind unwesentliche Kleinigkeiten. Was Oldenberg mit seinem Werke will, nämlich den nicht fachmännisch gebildeten Leser in die reiche Literatur Indiens einzuführen, das ist aufs glänzendste erreicht.

Druck und Papier sind vortrefflich; schade, dafs in dem Exemplare des Referenten nach S. 224 statt des 15. der 13. Bogen nochmals eingeheftet ist, wodurch eine empfindliche Lücke in dem Buche entstand.

Prof. Dr. Rudolf Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit 4 Tafeln. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1903. 150 S. Preis 0.80 M. (Sammlung Göschen No. 59.)

Das treffliche Werkchen Meringers erscheint nun schon in dritter Auflage. Es verdient auch diese verhältnismäfsig rasche Verbreitung, denn es enthält auf engem Raum und in knappster Form die Hauptergebnisse der vergleichenden Sprachforschung in ihrem heutigen Stande und ist somit besonders für Philologen und Germanisten ein treffliches Hilfsmittel zur raschen und bequemen Orientierung in diesem Wissensgebiet.

Meringer geht zuerst in einem ziemlich ausführlichen Abschnitt (S. 12—56) auf die Lehre von der Sprache im allgemeinen und ihren Veränderungen ein und bespricht hierauf die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Dann gibt er (S. 73—132) eine kurze Übersicht über ihre Laut- und Formenlehre und erörtert zum Schlusse noch die Fragen über Kultur und Urheimat der Indogermanen. Verf. berücksichtigt überall die neuesten Forschungen; nur in dem Beharren bei J. Schmidts Wellentheorie ist er etwas zu konservativ. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn Verf. auch einen ganz knappen Abrifs der Entwicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft gegeben hätte; durch Kürzung des ersten, sehr ausgedehnten Abschnittes über

die psychophysischen Grundlagen der Sprache hätte sich leicht Raum dafür gewinnen lassen. Dies wäre um so wichtiger, als Verf. in seiner Laut- und Formenlehre natürlich nur die Resultate der Wissenschaft bringt ohne sich irgendwie auf Kontroversen einzulassen. Eigentümlich ist es, dafs der palatale Zischlaut immer noch ç geschrieben wird, während man ihn jetzt doch fast allgemein ś oder (z. B. bei Brugmann) š transskribiert. Sehr gut sind die Literaturangaben am Anfang des Büchleins. Ein Register fehlt leider.

Besonders unseren bayerischen Philologen sei das Werkchen zum Schlufs warm empfohlen; denn einerseits haben sie meist während der Universitätsjahre keine Zeit oder auch Gelegenheit eine Vorlesung über vergleichende Sprachforschung zu hören, andererseits aber ist eine Kenntnis wenigstens der wichtigsten Tatsachen der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft für den Gymnasiallehrer einfach unerläfslich.

München. Dutoit.

Die Historien des P. Cornelius Tacitus herausgegeben von Johann Müller. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Th. Christ. Mit 3 Karten und 15 Abbildungen. Leipzig, Freytag, 1903. XII, 304 S. Preis gebunden 2 M.

Die Einleitung (III—XI) schildert anschaulich und treffend den Übergang von Neros Schreckensregiment auf Vespasian, den Grenzstoff zwischen den Annalen und Historien. Ein Anhang S. 288—302 orientiert gut über die Verwaltung des römischen Reiches unter den Kaisern. Das Namenverzeichnis S. 229—287 vermag bei seiner Reichhaltigkeit und Verlässigkeit fast einen sachlichen Kommentar zu ersetzen. Die Stammtafeln des Galba, Piso, Herodes wird man nicht leicht anderswo so genau verzeichnet finden. Nicht unzweckmäfsig sind die 15 Abbildungen, wenn sie auch künstlerisch nicht hoch stehen, Galba und Titus sogar unschön sind. Darf die hier gegebene Rekonstruktion des etruskischen Tempels (S. 239) als einwandfrei gelten? Ein gutes Anschauungsmittel ist die Lohmeyersche „Ansprache Trajans"; eine Nachbildung wäre hier erwünscht. Der Plan von Rom zur Zeit Neros ist übersichtlich und, soweit ich das beurteilen kann, korrekt; ein gleiches gilt von den Karten von Oberitalien und den Rheinlanden.

Der Text ist im wesentlichen der von Joh. Müller, doch veranlafsten die neuesten Untersuchungen, besonders von G. Andresen, manche Abweichungen.

Der Druck ist vorzüglich, die Inhaltsübersichten am Rand orientieren schnell und gut, werden aber vom didaktischen Standpunkte aus nicht unbeanstandet bleiben.

P. Cornelii Taciti opera quae supersunt. Recensuit Joannes Müller. Editio minor. Vol. I. libros ab excessu divi Augusti continens. Editio altera emendata. Additae sunt tres tabulae

geographicae. Lipsiae-Vindobonae, Freytag-Tempsky MDCCCCIII. 8°. 350 S. M. 2.50 = 3 K.

Der Text zeigt auch in der zweiten Ausgabe besonnenes Urteil und genaueste Kenntnis der Eigenart des Schriftstellers. Die neuen textkritischen Forschungen von Andresen u. a. sind verständnisvoll verwertet. Druck und Ausstattung sind vorzüglich. Anstatt 125 mal als Seitenüberschriften drucken zu lassen „P. Cornelii Taciti ab excessu Augusti" wäre praktischer der Inhalt der betreffenden Seite angegeben worden, etwa im Wortlaut der den Büchern vorgedruckten Breviarien mit den Jahresangaben. Auch sollten die Annalen ihren Index nominum haben.

Der Plan von Rom zur Zeit Neros ist übersichtlich und verlässig. Auch die Karten vom römischen Reich und von Germanien erfüllen ihren Zweck.

Die Lehrer, die in den Händen ihrer Schüler nur Textausgaben sehen wollen, seien auf den gesicherten Text und die treffliche Ausstattung der Freytagschen Ausgaben des Tacitus von Johann Müller und Christ noch einmal nachdrücklich hingewiesen.

Publii Cornelii Taciti de Germania libellus. Edidit notisque auxit Lad. Okęcki. Cracoviae typis W. L. Anczyc Sociorumque, 1903, II. 74 S. (In Kommissionsverlag von Simmel & Co. in Leipzig). Ladenpreis 2 M.

Die kleine Ausgabe des aureolus liber will der studierenden Jugend einen knappen Kommentar bieten ohne gelehrtes Beiwerk über ethno- und geographische Einzelheiten, ohne etymologische und antiquarische Spitzfindigkeiten, aber nicht ohne Versuche in der Erklärung selbständig Besseres zu finden. Uns erscheint der Verfasser als ein Mann, der seinen Tacitus kennt, über die Germania manches gelesen und durch eigenes Nachdenken sich zurechtgelegt hat und seine Ansicht auch ungescheut vorträgt, aber noch nicht zur Höhe des jetzigen Standes der Germaniaerklärung gelangt ist.

Eine Einleitung wird nicht gegeben, auch eine Karte fehlt. Der Text, über dessen Gestaltung der Verfasser sich nicht äufsert, scheint sich am meisten an Halm anzulehnen. Den Rückschritt gegenüber anderen Ausgaben zeigen Lesarten wie c. 2 ut nunc Tungri tunc Germani | c. 3 voces illae . . videntur | c. 6 cassis aut galeae; das folgende equi läfst den Plural der Hss. leicht erklären | c. 10 si publice consuletur für consultetur, andere consulitur | c. 14 exigunt enim, (ohne a) principis sui liberalite | c. 38 formae, sed innoxiae | c. 42 quatenus Danuvio peragitur für praecingitur | c. 45 formasque deorum (für equorum) et radios | c. 46 ac torpor procerum: conubiis. Auch die Interpunktion erscheint nicht selten als haltlos, z. B. c. 17 proximi ripae neglegenter, ulteriores exquisitius. ut quibus . . cultus, eligunt.

Der Kommentar, das relativ Wichtigste an dem Buch, bringt passende sprachliche Belege, besonders aus den Schriften des Tacitus

selbst und manche anregende Bemerkung, wie über die Zugehörigkeit der insula Rheni, über das secretum illud (c. 9), über die aedificia (c. 16), über den Flurenwechsel (c. 26 in vices occupantur), über die Abstammung der Osi, über die Beziehung des Satzes neque enim ut ament amenturve. Aber auch da ist nicht alles einwandfrei. Andere Erklärungen sind m. E. geradezu falsch, so wenn c. 3 prout sonuit acies auch auf die feindliche Schlachtreihe bezogen wird oder wenn c. 41 in den Worten obligatumque virtuti oris habitum dieses virtuti in dem Sinne „philosophische Tugend" genommen werden soll. Urgentibus imperii fatis c. 33 kann nach meinem Sprachgefühl nicht Dativ sein, dagegen facilior usui est promiscua ac vilia mercantibus c. 5 nur Dativ. Citra speciem heifst nicht blofs an dieser Stelle c. 16 „ohne Schönheit", sondern dieser Gebrauch des citra ist der silbernen Latinität geläufig. Wenn auch der Kommentar nur für die studierende Jugend berechnet ist, so sollte doch die sprachliche und sachliche Erklärung reicher und tiefer sein: fractum murmur, robora referunt, orbitatis pretia, non ante cuiquam moris, spe metuque versare u. ä. werden von den Schülern nicht leicht erfafst. Über bigati (nummi), serrati, phalerae, torques, limes und viele andere Dinge des antiken Lebens oder der Geschichte wünscht der junge Leser Aufschlufs. Dafür verzichtet er auf Noten wie S. 6 „Caerulei: blaue Augen dürften sanfte Augen sein; dies ist aber mit truces schwer zu vereinbaren. Es sind wohl also hier graue Augen gemeint, die auch truces sein können".

Der sprachliche deutsche Ausdruck ist bisweilen ungenau, z. B. zu c. 29 „Limite: ein Grenzwall, auf welchem Burgen". Dagegen ist der Druck korrekt.

Es soll das Bemühen des Verfassers nicht verkannt werden, aber zur Germania haben wir so viele und so treffliche Kommentare, dafs Okęckis Büchlein bescheiden im Hintergrund zu bleiben hat.

C. Plini Caecili Secundi epistularum libri novem, epistularum ad Traianum liber, panegyricus. Recognovit C. F. W. Müller. Lipsiae, Teubn., 1903. 8°. VI, 384 S. (Bibliotheca Teubneriana).

Der jüngst verstorbene feinsinnige Latinist und Cicerokenner C. F. W. Müller hat uns vor seinem Tode noch eine kleine handliche Ausgabe der Briefe des jüngeren Plinius geschenkt.

Die Fundamente des Textes sind im ganzen die gleichen, die Heinrich Keil in seiner grofsen kritischen Ausgabe 1870 — wiederholt auszugsweise in den kleinen Ausgaben — klargelegt hat. Aber ihre Benützung und der Aufbau des Textes mufste schon unter dem Einflufs der Abhandlungen von Th. Stangl, A. Otto, Schnelle und Burkhard eine andere werden, abgesehen von dem Sprachtakt und dem ausgebreiteten Wissen eines C. F. W. Müller. Das Übergewicht des Mediceus und Vaticanus ist herabgemindert, besonders im Hinblick auf die Bedeutung des Riccardianus, den Th. Stangl genau beschrieben, kollationiert und als einen nahen Verwandten des Florentinus, aber

von selbständigem Wert erwiesen hat (Philol. 45 S. 642—679). Müller konnte auch noch Merrills Kollation (Am. Journ. of Philol. 1895 XVI 468—90) benützen. Für den Briefwechsel mit Trajan, den Müller der Bequemlichkeit halber nach dem Vorgang des Aldus mit Recht als liber X bezeichnet, waren Hilfsmittel von gröfserer Bedeutung nicht vorhanden. Von dem angeblichen Fund einer Hs. in Oxford ist seit Müllers Vorwort nichts mehr verlautet. Für den Panegyrikus konnte das Material von E. Bährens benützt werden. Im ganzen enthält der Apparat unter dem Text eine verständige Auswahl des Wichtigsten; manche Literaturnachweise regen zur weiteren Forschung an, desgleichen die ziemlich zahlreichen Verbesserungsvorschläge des Herausgebers selbst, denen man freilich zum grofsen Teil die Wahrscheinlichkeit absprechen wird, z. B. III 5, 14 intinctionibus für interioribus. Öfter als bei Keil mahnt auch die crux philologica zu weiterem Suchen, z. B. X 98 ne desit, † quoque pecunia, wo kaum zu ändern ist, oder X 121 animi mei † nec dubitandum fuisse, wo m. E. keiner der bisherigen Vorschläge befriedigt. Auch Paneg. 36, 1 nunc templum, nunc vere aedes wäre statt des fraglichen aedes besser deus mit Kreuzchen geschrieben worden (vielleicht thesaurus?).

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sind für die Gestaltung des Textes, besonders des Panegyrikus die rhythmischen Gesetze; mit H. Bornecque (Revue de Philologie 1900) hätte sich Müller kurz auseinandersetzen sollen, selbst wenn er dessen Textesänderungen nicht guthiefs. Ob man z. B. obsequii (von obsequium) oder obsequi (I 1) zu schreiben hat, dafür ist doch die Vorliebe des Plinius für kretische Satzschlüsse mindestens nicht belanglos.

Der Druck ist sehr sauber und korrekt; die Orthographie nicht durchaus konsequent, aber bei weitem nicht so willkürlich wie in den Schriften Ciceros nach der neuen Teubneriana. Vielleicht konnten für die Schreibung der Eigennamen und der Fremdwörter sicherere Anhaltspunkte aus den Inschriften gewonnen werden.

München. G. Ammon.

Jakob Sitzler, Ein ästhetischer Kommentar zu Homers Odyssee. Paderborn, F. Schöningh 1902. 8°. VIII u. 201 S.

Als Seitenstück zu Eduard Kammers ästhetischem Kommentar [1]) zur Ilias verfafste Sitzler vorliegendes Buch über die Odyssee, das nach der Vorrede Lehrer und Schüler fördern und unterstützen, aber auch allen, die sich mit der Odyssee bekannt machen wollen, als Hilfsmittel zur Einführung in das Verständnis dienen soll. In der Einleitung wird ganz kurz die Frage nach der Entstehung des Epos behandelt und dahin beantwortet, dafs ein Dichter die Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt aus drei Teilen, dem *νόστος Ὀδυσσῆος*, der *τίσις Ὀδυσσῆος* und der *ἀποδημία Τηλεμάχου* als einheitliches Ganzes geschaffen habe. Hierauf wird der Inhalt des Epos und der Aufbau der Handlung dar-

[1]) Im Jahre 1901 in zweiter Auflage erschienen.

gestellt und anhangsweise über die Eindichtungen und späteren Zusätze gehandelt (1. Kapitel). Als solche betrachtet Verfasser zunächst ε 1—27. K. L. Kayser erklärte VV. 1—38, Th. Bergk VV. 1—50 für unhomerisch. Warum Sitzler die Zudichtung gerade bis V. 27 reichen läfst und wie man sich die ursprüngliche Form des Anfangs des fünften Gesanges zu denken habe, darüber wird man freilich nicht genügend belehrt. — η 103 bis 131 werden nach Friedländers Vorgang auch vom Verfasser als unecht bezeichnet. — Die Episode von Ares und Aphrodite, ϑ 266—369, ist ihm ebenfalls späteres Einschiebsel. Wenn hier (S. 108) von dem „schon von allen Kritikern verworfenen Liede" gesprochen wird, so ist zu erinnern, dafs weder alle alten noch alle neueren Kritiker das Stück für unecht halten; das auffallend gebrauchte „schon" scheint darauf hinzuweisen, dafs ein Druck- oder Schreibversehen vorliegt und gelesen werden mufs „dies schon von alten Kritikern verworfene Lied". — λ 225—687 hält Verfasser nicht für ursprünglich. Zum Teil ist ihm auch hier K. L. Kayser mit der Athetese der VV. 328—384 vorausgegangen, während VV. 568—627 bereits von Aristarch verworfen wurden. Wie man sieht, läfst Sitzler von der Nekyia wenig als homerisch gelten. — Mit Zenodot und Aristarch betrachtet er ferner π 281—298 als Interpolation, auch nimmt er mit Aristarch und Aristophanes von Byzanz an, dafs die echte und alte Odyssee mit ψ 293 schlofs.

Das zweite Kapitel behandelt den Schauplatz der Handlung. Der wichtigste Punkt ist hier, dafs Sitzler, wie es scheint, in dem heutigen Ithaka das homerische sieht. So wenigstens mufs man wohl die Worte deuten (S. 126): „Ithaka, das als Schauplatz der Haupthandlung eingehender geschildert wird, ohne dafs sich die Schilderung jedoch ängstlich an die Wirklichkeit hält." Das dritte Kapitel ist den Menschen in der Odyssee gewidmet, ein Anhang dazu gibt kurze Charakteristiken der Nausikaa, des Telemachos, der Penelope und des Odysseus, des Eumaios und der Göttin Athene. Im vierten und letzten Kapitel wird Versmafs, Sprache und Darstellung des Gedichtes behandelt; hieran schliefst sich eine ganz kurze Erörterung der Verschiedenheit zwischen Odyssee und Ilias. Verfasser hält an Homer als dem Dichter beider Epen fest. Kann man aber Homer den Dichter der Odyssee nennen, wenn man diese sich so entstanden denkt wie Verfasser?

Das Buch ist eine fleifsige, Urteil und Geschmack bekundende Arbeit. Trotzdem möchte man fast wünschen, es wäre ungeschrieben geblieben, und zwar im Interesse der Lehrer sowohl als der Schüler; jenen wird das Meiste und Beste, was sie im Unterricht sagen sollen und wollen, durch das Buch vorweggenommen, diese können und werden es bei der Fertigung von Aufsätzen aller Art über die Odyssee einfach ausschreiben.

Passau. M. Seibel.

Adolf Müller, Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Mit einem Lichtdruckbild. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1904. 517 S. 8°. Preis 5.60 M.

Die spöttischen Reden von den Aufbauarchitekten und Schuldschnüfflern werden den ernsten Lehrer nicht abhalten die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf die ästhetische, ethische und psychologische Seite der Dramen zu richten und sie für den künstlerischen Gehalt der Dichtung zu interessieren. Gerade hiedurch soll sich jetzt die Lektüre der griechischen Dramen von der Weise der früheren Zeit unterscheiden, wo das hämische Wort von den Textgründlingen eher angebracht gewesen wäre. Natürlich mufs vorausgesetzt werden, dafs der Lehrer aus dem Vollen schöpfe und über die betreffenden, teilweise schwierigen Fragen gründlich unterrichtet sei. Für diesen Zweck wird namentlich demjenigen Lehrer, dem zum ersten Male die Aufgabe zufällt Sophokles in der Schule zu interpretieren, vorliegendes Buch gute Dienste leisten. Dieses bietet weit mehr, als der Titel verspricht. Der erste Abschnitt behandelt Sophokles als Mensch und Künstler, der vierte verbreitet sich über den lyrischen Teil und die Tragödie als Gesamtkunstwerk, der fünfte sucht die Elemente einer Tragödienaufführung im 5. Jahrhundert zu entwickeln, wobei auch die Theaterfrage besprochen wird. Der zweite und dritte bringen das, was man gewöhnlich von einem ästhetischen Kommentar erwartet, die Darlegung des Stoffes und des Baues der Tragödien und die Beschreibung der Charaktere. Bei jedem Stück wird die Sage, dann die „Vorfabel", weiter die Fabel, darauf das „Gerüst der Tragödie", hiernach die „Linie der Handlung" dargelegt, woran sich weitere Bemerkungen über die Dramaturgie schliefsen. Wenn man an die Aristotelischen Teile des Dramas denkt, könnte man noch einen Abschnitt über *διάνοια* erwarten. Für die Schule mag diese Teilung wie die gesonderte Behandlung der Charaktere brauchbar sein, für die wissenschaftliche Einsicht hat sie manche Nachteile. Augenscheinlich will auch das Buch mehr der Schule als der Wissenschaft dienen, indem es weniger neue Gesichtspunkte zu gewinnen als die bereits gewonnenen Ergebnisse zusammenzufassen strebt. Freilich läfst gerade diese Bestimmung eine umfassendere Kenntnis der Literatur vermissen. Eine rühmliche Seite, welche das Buch auch dem gröfseren Kreise der Gebildeten empfiehlt, liegt in der anziehenden Form der Darstellung.

Auf einen gröfseren Leserkreis scheinen auch die Inhaltsangaben der einzelnen Stücke berechnet zu sein. Gröfsere Kürze und Beschränkung auf die ästhetischen Gesichtspunkte würden dem Nutzen des Buches zustatten gekommen sein: *μέγα βιβλίον μέγα κακόν*. Solche Referate sind für den Kenner der Stücke unnütz, für den Nichtkenner teilweise unverständlich. Welchen Wert soll z. B. die Angabe über das fünfte Stasimon der Antigone „Bakchos, vielnamiger, erscheine" haben? Wenigstens sollte es heifsen: „erscheine zur Sühnung der Stadt". Was der Chor im Aias mit „liegen mufs ich, das Haar vom Nachttau benetzt" sagen will, wird sich mancher Leser vergeblich fragen. Und die Angabe „Botenszene: Aias in tödlicher Gefahr" (S. 182) wird man anders auffassen, als es im Stück gemeint ist. S. 178 liest man: „Das Ekkyklema enthüllt das Innere: Aias auf den geschlachteten Tieren sitzend". Ebenda dürfte mit „Der Zwang des

Schicksals ist das schwerste Übel; doch mufs man es ertragen" der Anfang der Rede der Tekmessa Aias 485 nicht genau wiedergegeben sein. „Das Los der Knechtschaft", sagt die Kriegsgefangene, „ist zwar das gröfste Unglück, wenn man vorher die Freiheit kennen gelernt hat. Du hast mich geknechtet, aber auch zu deiner Gattin gemacht: drum bin ich dir von Herzen zugetan."

Wie sich die Handlung aus dem Charakter und den Lebensanschauungen der Personen entwickeln mufs, so läfst sich die Besprechung der Handlung und der Charaktere schwer trennen. Es müssen die Intentionen des Dichters klargelegt werden. Verfasser behandelt z. B. den Charakter des Kreon in der Antigone fast wie den einer geschichtlichen Persönlichkeit und spricht mit sittlicher Entrüstung von dem mifstrauischen, eigensinnigen Despoten, dem der Mut und die Kraft fehle seinem schuldüberhäuften, fluchbeladenen Dasein ein Ende zu machen. Es wäre richtiger gewesen zu zeigen, wie der in guter Absicht einen Fehltritt (ἁμαρτία) begehende König verhindert wird zur Erkenntnis seines Irrtums zu kommen. Mit feiner psychologischer Berechnung läfst der Dichter den Wächter ohne Kenntnis des Täters auftreten, so dafs der neue Herrscher, der auf dem Throne noch nicht festsitzt, an politische Widersacher denkt und sich in die Verbitterung hineinredet, welche sein Urteil trübt. Die dadurch hervorgerufene Befangenheit bildet die Grundlage für die weitere Entwicklung seines Gemütszustandes und erklärt es, dafs die aufeinanderfolgenden Enttäuschungen das Gegenteil von dem bewirken, was sie bei unbefangenem Urteile bewirken könnten. Nicht politische Gegner, sondern eine schwache Jungfrau hat das Verbot des Königs mifsachtet; Antigone senkt nicht in Schuldbewufstsein das Haupt, sondern rühmt sich ihrer Tat; Ismene gibt nicht durch ihr hochrotes Antlitz ihr böses Gewissen kund und will nicht ihre Schuld leugnen, sondern bekennt sich offen zur Tat unter dem Widerspruch der Antigone; Hämon verschmäht nicht seine Braut wegen sträflichen Ungehorsams, sondern preist ihre Tat. Statt den König zur Einsicht und zur Zurücknahme seines Verbotes zu bringen steigern diese Enttäuschungen nur seine Leidenschaft, weil er die Ruhe der Überlegung verloren hat. Eines ähnlichen Mittels bedient sich der Dichter in den Trachinierinnen. Ein Bote, welcher alles mit angehört hat, was Lichas über das Verhältnis des Herakles zur Jole verraten hat, eilt dem Lichas voraus und entlarvt nachher den Lügner. Die Absicht der Verheimlichung bewirkt, dafs das, was Deianira über ihren Gatten erfährt, auf sie einen um so peinlicheren Eindruck macht, und der Schmerz, welcher an die Stelle der Freude tritt, senkt sich um so tiefer in ihr Gemüt. Dadurch wird in Deianira die Befangenheit des Urteils erzeugt, welche sie verhindert über das Geschenk des dem Herakles übelgesinnten Nessos nachzudenken und zu rechter Zeit die Erwägung anzustellen, welche sie anstellt, da es zu spät ist. Nachher (594) läfst der Dichter den Lichas so dazwischen kommen, dafs die warnenden Worte des Chors gerade hinreichen der Tat der Deianira die Schuld der Unüberlegtheit und Unbesonnenheit anzuheften, aus welcher später die zum Selbstmord

führende drückende Empfindung hervorgeht, nicht aber sie zur Erkenntnis ihres Fehlers bringen.

Was heifst Schuld? Diese Frage wird bei der Charakteristik des Ödipus und der Antigone ausführlich besprochen. Was heifst tragisch? Was heifst Peripetie? Der Antwort, welche uns das Buch gibt, können wir nicht beistimmen. Gewifs sind Deianira, Antigone, Ödipus edle Menschen, denen wir keinen moralischen Defekt zum Vorwurf machen können. Aber sie haben eine tragische Schuld, d. h. sie tragen ihren Teil zur Katastrophe bei; in dem Streben nach etwas, was sie für gut halten, führen sie ihren Untergang herbei (vgl. Antigone 622 *τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν τῷδ' ἔμμεν ὅτῳ φρένας θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν*, Trach. 667 *κακὸν μέγ' ἐκπράξασ' ἀπ' ἐλπίδος καλῆς*). Mit *φεῦ φεῦ ὦ πόνοι βροτῶν δύσπονοι* bezeichnet Kreon Ant. 1276 kurz und bündig sein tragisches Geschick und die Tragödie des menschlichen Lebens. Deianira will die Liebe ihres Gatten wiedergewinnen und bewirkt seinen Untergang und ihre Verzweiflung. Dieser Umschlag der Handlung in das Gegenteil dessen, was der Mensch erstrebt, heifst bei Aristoteles *περιπέτεια*. Der Verfasser bezeichnet S. 36 diesen Umschlag als tragische Ironie. Aber diese Bezeichnung pafst nicht für die Handlung, sondern für die Rede und den Gedanken. Wenn Wallenstein die Hoffnung ausspricht einen langen Schlaf zu tun, so wird aus dem langen Schlaf, welcher nach seiner Vorstellung eine Erquickung sein soll, in der Vorstellung der Hörer der lange Schlaf des Todes. Der Widerspruch der Rede und des hineingelegten Gedankens (Ironie) wird tragisch durch den Umschlag von Glück in Unglück, welcher beim Handeln als Peripetie zu bezeichnen ist, die nicht mit der *μετάβασις τῶν πραγμάτων* verwechselt werden sollte. Der Widerspruch im Handeln, welcher auf die menschliche Kurzsichtigkeit hinweist, ist das Moment, welches dem Mitleid um den Helden ein Ferment der Furcht um den eigenen Glückszustand beigibt. In dieser Beziehung ist Ödipus das Musterbild eines tragischen Helden. Er rühmt sich seiner Weisheit, aber seine Weisheit ist Unweisheit, sein Witz ist Aberwitz. Natürlich ist aus der Ermordung des Vaters und der Heirat der Mutter keine Schuld zu konstruieren; aber zur Katastrophe trägt er durch die Heftigkeit seines Wesens bei, ohne welche die Selbstverstümmelung nicht denkbar wäre (vgl. Öd. K. 438 *ἐμάνθανον τὸν θυμὸν ἐκδραμόντα μοι μείζω κολαστὴν τῶν πρὶν ἡμαρτημένων*), und überhaupt führt er durch sein eigenes Tun, durch welches er sich und dem Staate nützen will (*κείνῳ προσαρκῶν οὖν ἐμαυτὸν ὠφελῶ* 141), sein Unglück herbei und das eben ist seine tragische Schuld, die in seinem Charakter begründet ist (*ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*). Ebenso hat Antigone keine moralische Schuld, aber durch die Heftigkeit ihres Wesens und ihr brüskes Auftreten dem neuen Herrscher gegenüber verhindert sie, dafs Kreon zur besseren Einsicht gelangt, und steigert sie die Erbitterung und damit die Befangenheit des Königs. Wie kann man den nachdrücklichen Worten des Chors *σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργά* 875 und *λόγου ἄνοια* 603 gegenüber in Abrede stellen, dafs der Dichter die Sache so aufgefafst haben

will? Freilich möchte Verfasser den Text λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν ἐρινύς mit Nauck nicht gelten lassen. Aber auch nicht der leiseste Schimmer einer Berechtigung liegt für diesen Verdacht vor. Der unglückliche Ausgang des Dramas wird auch dadurch herbeigeführt, dafs Kreon nicht zuerst zur Gruft der Antigone eilt und dann erst die Bestattung des Polynikes vornimmt. Aber an diesem Verhängnis trägt Antigone die Schuld, da sie der Heftigkeit ihres Wesens nachgebend selbst Hand an sich legt. Niemand wird ihr daraus einen moralischen Vorwurf machen, aber die αὐτόγνωτος ὀργή wird man dabei nicht in Abrede stellen können. Auch ist es eine schiefe Auffassung, wenn es von Kreon heifst, er habe die Erfüllung des göttlichen Gebotes zu verhindern gesucht. Damit wird die Folge zum Grund, zur Absicht gemacht. Kreon will weiter nichts als an dem Verräter des Vaterlandes ein Exempel statuieren und dadurch für die Zukunft von Vaterlandsverrat abschrecken. Wir sind mit dem Verfasser ganz einverstanden, wenn er zum Schlusse seiner Ausführung sagt: „So veranlafst der Charakter der Antigone den tragischen Ausgang des Stückes, der mit ihrem Tode einsetzt und mit dessen Folgen, dem Untergange von Kreons Hause, schliefst". Aber den Schlufssatz: „Sie ist wohl schuld an ihrem Tode, aber sie begeht keine Schuld, weder eine sittliche noch eine tragische" werden wir umändern in: „Sie begeht wohl keine sittliche Schuld, aber sie hat eine tragische Schuld".

Eine besonders reizende Aufgabe für eine solche ästhetische Untersuchung ist es zu verfolgen, wie der Dichter bei der Behandlung der Philoktetsage neuen Wein in alte Schläuche giefst, wie er die innere Handlung organisch aus der äufseren entwickelt, wie sich der Philoktet des Sophokles zu dem des Äschylos und Euripides verhält. Z. B. müfste beachtet werden, wie der Dichter im Anfang eine gewisse Unklarheit darüber walten läfst, ob auch die Person des Philoktet oder der Bogen allein für die Eroberung Trojas erforderlich ist, und was er mit dieser Unklarheit erreicht. Der deus ex machina ist nur eine Konzession an den überlieferten Mythus. Von den Erörterungen, welche sich an das Auftreten des ἔμπορος knüpfen, scheint dem Verfasser nichts bekannt geworden zu sein. Dafs er in dem ἔμπορος in Widerspruch mit der ausdrücklichen Angabe des Dichters (128) den Odysseus sieht (S. 217 f.), ist eine unerhörte Willkür. Wenn er wieder die Möglichkeit einer Textverderbnis annimmt, so erinnert das an die unmethodische Methode, die sich allerdings in der Philologie vielfach breitmacht, an das Verfahren einer Hypothese zuliebe offenkundige Tatsachen zu verwerfen. Die Emporosszene wird als Störung für die äufsere Handlung gefühlt, aber man mufs die Absicht des Dichters würdigen gerade durch die List, durch welche Odysseus eine Beschleunigung des Unternehmens herbeiführen will, eine Verzögerung zu bewirken, welche der inneren Handlung, der Umwandlung des Neoptolemos, dient. Man erkennt auch leicht die Entlehnung aus dem Philoktet des Euripides, wo Diomedes als verkleideter Kaufmann auftrat. Über dieses Stück hat der Verfasser eine irrige Vorstellung. Der Raub des Bogens v o r dem Auftreten der Troischen Gesandtschaft ist ganz undenkbar. Doch will ich hier nicht

wiederholen, was anderswo ausgeführt ist. — Von einem einzigen Fall in Ödipus a. K. abgesehen greift nach der Meinung des Verfassers der Chor des Sophokles niemals in die Handlung ein. Aber wenn der Chor im Philoktet die Lüge des Neoptolemos unterstützt, so mufs dies als ein solches Eingreifen betrachtet werden. Richtig heifst es S. 439: „Alles Mitleid hindert ihn nicht den Helden mit seinem Herrn um die Wette zu beschwindeln", nur scheint der Ausdruck nicht gut gewählt. Damit widerlegt sich auch die Bemerkung S. 437, dafs der Chor seine Mitwirkung nur dann ablehne, wenn der Befehl etwas sittlich Verwerfliches in sich schliefse.

Die dramatische Ökonomie hätte bei einigen Stücken eingehender dargelegt werden sollen. Wie gut vermeidet z. B. der Dichter in der Antigone bei der Darlegung der vorausliegenden Begebenheiten das von Aristoteles getadelte *ἄλογον*, das er sich beim Ödipus Tyr., beim Philoktet, auch bei der El. gestattet! Ismene erzählt die schrecklichen Schicksale ihres Hauses um die Schwester von ihrem gefährlichen Vorhaben abzuschrecken. — Die gerade zur rechten Zeit erfolgende Rückkehr des Teukros im Aias ist vom Dichter genügend durch die Klage des Aias motiviert, dafs Teukros ewiglange auf seinem Beutezuge ausbleibe (342 f.). Etwas schief ist die Bemerkung S. 190, dafs für diese Rückkehr notwendig der Dichter der Lenker des glücklichen Zufalles sein müsse. Am Ende mufs dies jeder Dichter sein. Es kommt nur auf die Motivierung an. — Unverständlich ist es, warum der Verfasser dafür, dafs Antigone, Aias, Deianira „auf dem Höhepunkte des Stückes aus der Handlung verschwinden" (S. 99), einen Grund sucht und diesen in der Absicht des Dichters findet „dem Protagonisten selbst auf Kosten poetischer Wünsche eine Erholung von einer anstrengenden Rolle zu gönnen oder auch seine Kräfte für ein folgendes Stück zu schonen". Von einer solchen Absicht kann schon deshalb keine Rede sein, weil z. B. im Aias der Protagonist nachher den Teukros geben mufs.

Überhaupt ist mir eine Reihe von Auffassungen oder Annahmen begegnet, die ich für irrig oder höchst unsicher halten mufs. Hier sollen nur einige angeführt werden. Die Übersetzung von Äsch. Cho. 420 f. „Mein Sinn ist — ein Erbe der Mutter — wie der eines reifsenden, grimmigen Wolfes" (S. 320) kann zeigen, wie weit man vom Richtigen abirren kann. — Die Elektra des Äschylos hat allerdings nicht den männlichen Charakter der Sophokleischen; d e s h a l b aber, weil sie den Chor fragt, wie sie am besten das befohlene Opfer darbringen soll, erscheint sie nicht als zaghaft und unentschlossen. Auch ein sehr entschlossener Charakter kann in manchen Fällen sich Rats erholen. — Der gewöhnlichen Annahme, dafs die Schutzflehenden die älteste unter den erhaltenen Tragödien des Äschylos seien, stehen gewichtige Bedenken entgegen. — Für die Echtheit des Schlusses der Sieben ist ein bedeutsames Wahrzeichen in dem Verse 1038 gefunden worden. — In den Eumeniden sollen fünf Richter von neun den Orestes schuldig sprechen. Dann gilt für ihn nicht der Brauch des Areopag. den Euripides wohl gekannt haben wird: *νικᾶν ἰσήρεις ὅστις ἂν ψήφους*

λάβῃ (Iph. T. 1472). — Was alles hat nicht das „rohe Dorertum“ verschuldet! Sogar für das harte Wort παῖσον εἰ σθένεις διπλῆν (El. 1415) wird es verantwortlich gemacht (S. 322). Doch genug der Ausstellungen, welche dem oben gekennzeichneten Werte keinen Abbruch tun sollen!

München. Wecklein.

Xenophons Memorabilien für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Raphael Kühner. 6. verbesserte Auflage besorgt von Dr. Rudolf Kühner. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1902. 201 S. Preis geh. 1,60 M., geb. 2 M.

Kühners deutscher Kommentar zu den Xenophontischen Memorabilien, der die für ihre Zeit verdienstliche grofse lateinische Ausgabe desselben Verfassers zur Grundlage hat, hat zuletzt in seiner fünften, 1889 erschienenen Auflage in diesen Blättern (Bd. XXVI, 1890, S. 117) eine kurze Besprechung gefunden. Inzwischen ist eine — wenn man der Angabe des Titels Glauben schenken will — verbesserte Neuauflage erschienen, die sich indessen von ihrer Vorgängerin nicht wesentlich unterscheidet. Die Behandlung des Textes hat ihren konservativen Charakter auch in dieser Auflage gewahrt: der griechische Wortlaut ist an etwa zehn Stellen in wenig einschneidender Weise geändert und pafst sich an diesen Stellen fast durchgehends an den in der Ausgabe von Breitenbach-Mücke (6. Aufl.) gegebenen Vorgang an. Einigermafsen einen Fortschritt und zugleich eine Entlastung des doch für Schüler bestimmten Kommentars bedeutet es, wenn eine Reihe von kritischen Bemerkungen — dahin, wohin sie von Anfang an gehört hätten — in den kritischen Anhang versetzt worden ist. Leider ist freilich der Herausgeber in diesem Vorgehen nicht konsequent genug gewesen, um alle kritischen Erörterungen aus dem Kommentar zu verbannen und so wenigstens einer der modernen Forderungen an eine schulmäfsige Gestaltung der Anmerkungen gerecht zu werden. Auch sonst zeigt der Kommentar eine wenig moderne Fassung. Was soll die Unmasse von zitierten, aber nicht ausgeschriebenen Parallelstellen in einem Schulkommentar? Zum Aufschlagen der zahlreichen Parallelen aus den Memorabilien fehlt gerade dem sich gründlich vorbereitenden Schüler die Zeit; die angeführten Parallelen aus anderen, dem Bereich der griechischen Literatur entnommenen Schriften sind ihm mit diesen überhaupt nicht erreichbar. Ferner geht die Sorgfalt für die Erklärung der rein grammatischen Seite unserer Schrift, ein unbestreitbarer Vorzug dieser Ausgabe, wieder zu weit, wenn dem Schüler unter beständigen Verweisen nach vorwärts und rückwärts immer und immer wieder grammatische Erscheinungen erklärt werden, die der Altersstufe, welcher der jugendliche Leserkreis der Memorabilien angehört, geradezu tägliches Brot sein müssen. Wirklich (d. h. in gutem Sinne) zeitgemäfse Kommentare wollen dem Schüler nichts bieten, was er durch eigenes Denken und eigene Tätigkeit sich erarbeiten kann. Gerade

deswegen ist auch die inzwischen als unmethodisch wieder abgekommene Unsitte der Inhaltsangaben, wie sie hier in noch dazu überaus breitspuriger Fassung am Kopf der einzelnen Kapitel stehen, schärfstens zu verwerfen, denn sie unterbinden geradezu die Selbsttätigkeit der Schüler und nehmen etwas vorweg, was diese erst mit Hilfe des Lehrers geistig erfassen sollen. Sonstige Änderungen des Kommentars bestehen darin, dafs eine Anzahl von Parallelstellen, die bisher nur zitiert waren, jetzt ausgeschrieben ist, dafs die schon vorher alles überwuchernde grammatische Erklärung stellenweise noch erweitert und vermehrt ist und dafs zu der stattlichen Reihe von zitierten Grammatiken noch die griechische Schulgrammatik von P. Weifsenfels hinzugekommen ist. Mit anderen Worten: der Herausgeber hat bei der Bearbeitung dieser Neuauflage sein Interesse nur der sprachlichen Seite unserer Schrift zugewendet, während er in übel angebrachter Selbstgenügsamkeit und uneingedenk des Solonischen *γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* die sachlichen Erklärungen ohne jede Änderung und Erweiterung liefs, trotzdem gerade die letzten 15 Jahre uns eine Fülle literarischer Erscheinungen beschert haben, die sich teils mit dem schriftstellerischen Charakter Xenophons und der Gesamtbeurteilung der Memorabilien, teils mit deren Einzelexegese beschäftigt haben. Statt vieler seien hier nur die Namen Döring, Dörwald, Joel, Klett, Lincke, E. Richter und Schacht genannt. Hiezu kommt, dafs diese Schulausgabe auch von Druckversehen durchaus nicht frei ist, von denen hier zu verzeichnen sind: I. 2. 9 *ἁμαρτονόμενα*; 37 Anm.: IV, 4, 57 st. 5—7; 48 *Φαιρεχράτης*; 52 *ἑαυτὸν 'Εγὼ* st. *ἑαυτόν. 'Εγώ*. I, 3, 8 *Ἀλκιβιάδου*. I, 4, 1 *ἱκανὸν σκεψάμενοι* st. *ἱκανόν, σκεψάμενοι*; 4 (diese Paragraphenzahl ist um zwei Zeilen zu tief geraten) *ἀξιοθαυμοστότεροι*. II, 1, 13 Anm.: *αὐ*; 28 Anm.: *τας*. II, 2, 1 Anm.: *Λαμπροκλέα*. II, 4, 1 Anm.: III, 11. 2 st. 14, 2. II, 6, 36 Anm.: II, 3, 4 st. 3, 3; 38 Anm.: *σκέψαι' εἰ* st. *σκέψαι· εἰ*. II, 7, 1 *ἔχονται "Εοικας* st. *ἔχοντα. "Εοικας*. II, 10, 1 Anm.: *τίρ*. III, 1, 5 Anm.: *διδάσκειν*. III, 6, 2 Anm.: Cyrop. III, 3, 32 st. 3, 42; 7 Anm.: *ἀφελεῖν* st. *ὠφελεῖν*; 17 Text (mit Breitenbach) *ὅ τι τε λέγουσι*, dagegen Komm. *ὅ τί τε λέγουσι*. III, 10, 1 Anhang: *ἐσνιν* st. *ἐστιν*. III, 11, 15 *νὴ Δί* st. *νὴ Δί'*. IV, 4, 2 Anm.: II, 1 19 st. 1, 30; 4 Anm.: *ος* st. *ὅς*. IV, 5, 9 *αξίως*. IV, 8, 6 Anm.: *αν* st. *ἄν*. Nimmt man endlich hinzu, dafs auch die neue Orthographie in diese neubesorgte Auflage noch keinen Eingang gefunden hat, so wird man sich dem Urteil nicht verschliefsen können, dafs diese Ausgabe modernen Schulzwecken nicht mehr voll entspricht und auch einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der vorigen Auflage nicht bedeutet, trotzdem dies in dem Titel des Buches etwas selbstgefällig behauptet wird.

Augsburg. Friedrich Beyschlag.

Dr. Eberhard Nestle, Vom Textus Receptus des Griechischen Neuen Testaments. (Salz und Licht Nr. 8.) Barmen 1903, Verlag der Wuppertaler Traktat-Gesellschaft, E. Biermann. 55 S. 80 Pfg.

Die vorliegende Schrift ist aus einem Vortrag entstanden, den der wohlbekannte Herausgeber des Griech. Neuen Testaments im August des Jahres 1903 in Barmen gehalten hat. Sie enthält eine Fülle interessanter Angaben aus der Geschichte und über die Beschaffenheit des Textus Receptus d. h. der Gestalt des griechischen Textes, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart am weitesten verbreitet, lange Zeit sogar allein herrschend war. Die Britische Bibelgesellschaft hat allein mehr als 400000 Exemplare des N. T.s mit diesem Text gedruckt. Nach langen Verhandlungen hat sie aber jetzt beschlossen diesen Text aufzugeben sowohl für ihre griechischen Ausgaben als auch als Grundlage der Übersetzungen in fremde Sprachen. Nestle selbst ist beauftragt die erste Ausgabe der Neubearbeitung, der der Text des Stuttgarter N. T.s zugrunde liegen soll, vorzubereiten.[1]) Somit kann Nestle mit Recht von „dem letzten Jahr des Textus Receptus" reden. Wer sich in irgend welcher Weise mit dem Urtext des N. T.s beschäftigt oder für die Geschichte des gedruckten Textes Interesse hat, wird in dem Schriftchen, das von einer staunenswerten Kenntnis der ganzen umfangreichen Literatur zeugt, reiche Anregung und Belehrung finden. Namentlich möchte ich auch für die Schülerbibliothek höherer Klassen, in denen das N. T. im Urtext gelesen wird, die Anschaffung des Schriftchens warm empfehlen.

München. Otto Stählin.

Griechische Schnadahüpfeln. Proben zwiesprachiger Umdichtung von J. M. Stowasser. Wien und Leipzig, Karl Fromme, 1903. 1 M. 80 Pfg.

Beim Lesen des sonderbaren Titels und des Namens des Verfassers, der kein anderer als der Herausgeber des bekannten lateinisch-deutschen Schulwörterbuches ist, wird jeder zunächst verwundert den Kopf schütteln; nur flüchtige Blicke in die 72 Seiten des Schriftchens mögen vielleicht den Glauben erwecken, man habe es hier mit einem Scherze, etwa einer philologischen Kneipzeitung zu tun, wenn man da deutsch (oder vielmehr in österreichisch-bayerischer Mundart) und griechisch liest vom „Dianderl", dem „flachshaareten", vom „Nanderl" mit seinen „schneeweiſse Zanderl" und „schneeweiſse Knia — aba g'segn hab i's nia" usw., um zunächst nicht mehr zu verraten. Diese Verwunderung wird sich aber zur Bewunderung klären und steigern, wenn der Leser immer mehr entdeckt, daſs hier lachender Humor und ernste Wissenschaft einen Bund geschlossen, dem ein reizendes Kindlein entsprossen ist. Referent kann nur den guten Rat geben, das Büchlein selbst zur Hand zu nehmen und sich an der Gabe des „Wiener Schulfuchser", dem von Griechen stammenden und von ihm daraus geschaffenen und „mundgerecht gemachten" Liedchensträuſse zu erfreuen. Was die wissenschaftliche Arbeit dabei betrifft, so sind die leitenden Gedanken des Verfassers kurz angedeutet diese.

[1]) Die Ausgabe ist inzwischen erschienen.

Was Willamowitz im grofsen für die deutsche Übersetzungskunst neu geschaffen, will St. bei dem Kleinsten versuchen, den niedlichen Sächelchen der Anthologie. Dem Distichon entspricht in der Tektonik die volkstümliche Vierzeile; zu dieser Form führen auch ästhetisch-poetische Erwägungen, desgleichen zum Dialekt, nach dem die Gedichte der Anthologie förmlich „schreien“. All dies wird in feiner Weise begründet. Die Umdichtungen selber gehen zunächst aus vom Deutschen, denen sich Übertragungen aus dem Griechischen anreihen, darunter direkte Nachdichtungen, wenn z. B. das „Marterl“ des Simonides für die Thermopylenkämpfer übertragen wird auf das „Bauerngrab“ von Pinsdorf, wo 1626 viertausend Bauern erschlagen wurden, oder der „Löwe von Marathon“ durch einen Löwen von Aspern ersetzt wird. Letztere Übertragungen sind Beispiele (aber nicht die einzigen) ernsten Inhalts, sonst überwiegt der Humor, wie er sich eben in den Schnadahüpfeln des bayerischen Stammes ausspricht, und der Verfasser zeigt sich als gründlicher Kenner nicht blofs der beiden Sprachformen, sondern auch des Volksgeistes. Die zwiesprachigen G'stanzeln beschränken sich auch nicht etwa auf das Thema vom „Buam“ und „Deanderl“, es kommen im Gegenteil auch die anderen Verhältnisse des Lebens zum Wort — wie? Dies in eine Auswahl von Proben hier darzutun, möchte Referent lieber unterlassen; davon möge sich jeder durch eigene Lektüre überzeugen und keiner wird das originelle Werk unbefriedigt aus der Hand legen, sondern sicherlich zur Erholung nach des Amtes Müh' und Plage noch des öfteren darnach greifen. Dafs das Ganze keine Profanation teurer Reste des Altertums ist, weifs St. gleichfalls bestens zu begründen und unsere Anzeige schliefse mit seinem Epilog an die P. T. Rezesenten:

Seid's meintsweg'n, i gönn's enk,
In da ganzn Welt z'haus;
Netta oans: Macht's es bessa,
Oda schweigt's enk brav aus!

Οὐ φθονέω, τὸν κόσμον ἐμοῦ μᾶλλον συνιεῖτε·
ἓν μόνον — ἢ νικᾶν μ' ἢ πρέπον εὔστομ' ἔχειν.

München. Wismeyer.

L'Écho littéraire. Journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française, fondé par Aug. Reitzel, publié par Aug. Reitzel et Annette Reitzel. XXII^e Année. No. 1—12. Heilbronn, E. Salzer, 1902. Abonnement: M. 4.— jährlich.

XXIII^e Année 1903. No. 1—6.

The Literary Echo. (Unterrichtsschrift für Deutsche). A Fortnightly Newspaper, intended for the Study of the English Language (founded by W. Weber) edit. by Dr. Th. Jaeger. V^th Year. No. 1—12. 1902. VI^th Year, No. 1—6. 1903. Heilbronn, E. Salzer. Bezugspreis: M. 4.— jährlich.

Die vorliegenden Nummern dieser beiden Halbmonatsschriften, die für deutsche Leser zum Studium der beiden Fremdsprachen ge-

schaffen sind, zeichnen sich von anderen ähnlichen Unternehmen durch ihren Inhalt vorteilhaft aus; für ihre praktische Brauchbarkeit mag auch der Umstand Zeugnis geben, dafs die eine schon im 24. Jahre, die andere im 7. ihres Erscheinens sich befindet.

Wenn sie auch naturgemäfs hauptsächlich denen dienen sollen, die bereits in einem Lebensberufe stehen um das in der Schule Gelernte nicht zu vergessen und auf angenehme Weise eine Weiterbildung zu ermöglichen, so stehen wir doch nicht an sie auch für unsere Schüler an Mittelschulen zu empfehlen, da sie durch ihre vielfachen Anregungen den regulären Unterricht zu unterstützen imstande sind. und für Feiertage und Ferien einen geeigneten Lektüre-Stoff bieten; dazu kommt die aufserordentliche Billigkeit der beiden Zeitschriften.

Um ihre Leser anzuziehen, bieten sie neben den Stücken der betreffenden Nummer in dem „Supplément" gediegene Erzählungen moderner Autoren mit deutschen Erklärungen unter dem Text, die dann besonders als Buch gebunden werden können. Die vorliegenden Nummern bringen z. B. „Petite Princesse" par Henry Gréville, von der beliebten Jugendschriftstellerin, und „De toute son âme" par René Bazin; in den englischen Nummern beispielsweise eine Erzählung von Bret Harte: "Dick Spindler's Family Christmas" und von George Eliot: "The Sad History of the Revd. Amos Barton"; oder von Rudyard Kipling: "The Tomb of his Ancestors". Man sieht, es sind die besten modernen Erzähler und die Auswahl ist frei von Anstöfsigem. Aufserdem werden als besondere Beigaben geboten (in kleinerem Formate) Anthologien der Herausgeber wie „Histoire de France au XIX^e siècle" und „Histoire de la littérature française au XIX^e siècle". Im einzelnen finden wir in den Nummern nach kurzen Erzählungen, Skizzen, Biographien literarischer Gröfsen Erörterung sprachlicher, grammatischer, lexikographischer Schwierigkeiten oder interessanter Punkte, die auch für den Fachmann manches Neue oder Auffallendes bieten, Stoff für Sprach- und für schriftliche Übungen, thèmes, exercices de lexicologie u. a. m. Die Artikel der englischen Abteilung nehmen besonders auf das Geschäftsleben und den modernen Verkehr Rücksicht durch Handelsbriefe und Korrespondenz; die „thèmes" und „exercices" finden in der nächsten Nummer eine Übersetzung, so dafs der Autodidakt seine Sprachsicherheit selbst kontrollieren kann. Anweisungen zur erfolgreichen Benützung dieser Übungen sind angefügt.

Wir würden also besonders den Schülern, die bei einer Unterbrechung ihrer Studien sich weiterbilden möchten, diese Hefte in erster Linie empfehlen; aber auch in unseren Schülerbibliotheken der oberen Klassen wären sie am richtigen Platze.

Nürnberg. Ackermann.

Camille Jullian: Vercingétorix. Für die Schule bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Hermann Sieglerschmidt, Professor an der Hauptkadettenanstalt. Mit 11 Karten und Plänen und 5 Illustrationen. Glogau, Karl Flemming, ohne Datum. Preis 2.40 M. 11 und 172 S.

Die von der Akademie mit dem Grand Prix Gobert ausgezeichnete Schrift Jullians wird jedermann mit Interesse lesen. Über ihren wissenschaftlichen Wert maſst sich Referent kein Urteil an, dasselbe einem Historiker von Fach überlassend. Hier steht die Verwendbarkeit des Buches als Klassenlektüre und in zweiter Linie die uns beschäftigende Ausgabe zur Diskussion.

Die Frage nach seiner Verwendbarkeit beim Klassenunterricht ist, abgesehen vielleicht von der Schulgattung, an welcher der Herausgeber tätig ist, zu verneinen. Für lateinlose Anstalten, denen (nach S. V) „dieses Werk wohl nicht besonders empfohlen zu werden braucht", verbietet sich seine Einführung fast unbedingt, da es eine genaue Kenntnis von Caesar zur Voraussetzung hat. Die Gymnasien werden es auch kaum verwenden können, da zu einer vergleichenden Behandlung, Jullian neben Caesar, nirgends die Zeit ausreichen dürfte, ohne eine solche aber kein Grund ersichtlich ist, warum man dem Schüler denselben Stoff, den er in der lateinischen Darstellung kennen gelernt hat, noch einmal im französischen Gewande vorführen sollte. Das vom Herausgeber im Vorwort hierüber Gesagte vermag diese Bedenken nicht zu heben, vielmehr erscheint der Text zu einer Ausschlachtung, wie sie S. V empfohlen wird, entschieden viel zu gut.

Die von Dr. Sieglerschmidt besorgte Ausgabe ist gut gedruckt und hübsch gebunden. Die Illustrationen und Pläne sind meist eine willkommene Beigabe, doch leiden die beiden Karten am Ende des Buches, Gallia antiqua und Frankreich, an zu geringer Übersichtlichkeit; der Plan des modernen Paris (S. 118) ist für diesen Text wertlos.

Der Kommentar (unter dem Text) muſs als verunglückt bezeichnet werden. Hunderte von Stellen und Wörtern, die der Erklärung dringend bedürfen, sind übergangen. Ein Versuch, die etwa mangelnde oder ungenügende Kenntnis des Bellum Gallicum zu ersetzen oder zu ergänzen, ist kaum gemacht. Die wenigen Verweise auf Napoleon und von Goeler füllen diese Lücke nicht aus. Was soll in einem Schulbuche die Aufforderung, die Darstellung des Florus, Dio Cassius und Plutarch zu vergleichen (S. 157)? Der bei weitem gröſsere Teil des Kommentars ist so vollkommen entbehrlich, daſs man sich bei der Durchsicht dieser Ausgabe um 30 Jahre oder mehr zurückversetzt glaubt. Da haben wir z. B. Exkurse über die Aussprache, und zwar keineswegs nur von Eigennamen, diese fehlen vielmehr zuweilen, sondern von ganz alltäglichen Dingen, z. B. plus (12, 5 und 38, 4), ti (16. 1), Sybaris (24, 2) und blocus (88, 2) usw.; dann aber besonders eine Unmenge von Anmerkungen grammatischer, lexikalischer, synonymischer und etymologischer Natur. Von den etwa

330 Anmerkungen sind rund 220 diesen Dingen gewidmet; davon sind reichlich neun Zehntel ohne weiteres entbehrlich, da sie zur Erklärung des Textes nichts beitragen, vielmehr geeignet sind dem Leser die Freude und das Interesse an dem Gegenstande gründlich zu verderben. Dazu kommt eine Anzahl von Verstöfsen verschiedener Art. S. 88, 1 ist z. B. der im Buche noch wiederholt (so S. 99 und 148) vorkommende Ausdruck en contre-bas erklärt durch „Terme d'architecture: de haut en bas"; usw.

Wunderbare Blüten treibt in diesem Buche die Etymologie: fourrage von farrago (63, 2); to drain zum deutschen Trāne (ebenda); danger von damnum gerere (!) (65, 2); risque vom keltischen ricq (ebenda); répit von respirare (70, 1); gravir von graviter ire (77, 3); grimper von χρίμπτειν (ebenda); parapet von παραπέτασμα (88, 7); ra in ravitailler = re (101, 2); carrefour von quadratum forum (113, 2); carrousel von carrus solis (146. 1) (!); usw. Die angegebenen keltischen Etymologieen vermag Referent nicht zu kontrollieren. Nach den eben angeführten Proben wird aber ein Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit nicht unberechtigt erscheinen.

Auch die Anmerkungen erklärender Art sind keineswegs über alle Kritik erhaben. Manche sind wertlos, wie die zu S. 12, 2; oder entbehrlich, wie der letzte Teil von 43, 2, wo es geradezu erheiternd wirkt, den Herausgeber über die Hartnäckigkeit der Franzosen in bezug auf die „elsässische Frage" perorieren zu hören. Zuweilen begegnen Seltsamkeiten, so 21, 3 „Chérou ou Diou" als Kriegsgott der Germanen.

Der Herausgeber erklärt S. V, dafs er als Historiker nicht mit allen Ausführungen Jullians einverstanden sei. Zuweilen legt er seine abweichenden Ansichten in Anmerkungen dar, ein Verfahren, gegen das (unter Vorbehalt der Nachprüfung) kaum etwas einzuwenden ist. Dagegen mufs es als ungehörig bezeichnet werden, wenn diese abweichende Auffassung zu Änderungen am Texte Jullians geführt hat, wie z. B. S. 108 und 109 unumwunden eingeräumt wird. Es ist dies eine Überschreitung der Befugnisse eines Herausgebers, die von keinem Standpunkte aus gebilligt werden kann.

Léon Levrault, La Satire (Evolution du genre). Paris, Paul Delaplane. 130 S. 0.75 Fr.

Das angenehm geschriebene, ohne gelehrte Prätentionen auftretende Bändchen zerlegt den Stoff in drei Kapitel von verschiedenem Umfang. Das erste behandelt auf 40 S. den Esprit satirique au moyen âge, wobei besonders die Fabliaux und der Roman de Renart eingehend besprochen werden. Das zweite Kapitel, überschrieben De la Pléiade à la Révolution, widmet seinem Gegenstand 60 S., auf denen neben du Bellay, Ronsard, der Satire Ménippée, Régnier, Boileau eine sehr grofse Anzahl von Namen

genannt und gewürdigt ist. Das letzte Kapitel La Satire depuis la Révolution handelt vor allem von André Chénier, Béranger, Auguste Barbier und Victor Hugo. Es klingt in die Frage aus „Où sont, depuis les Châtiments, nos satiriques?“

Biographische Notizen und ziemlich reichhaltige Literaturangaben erhöhen den Wert des Bändchens für den Studierenden, dem es bestimmt ist und angelegentlich empfohlen werden kann. Ein Inhaltsverzeichnis oder alphabetisches Register würde seine Brauchbarkeit noch bedeutend vermehren.

Vorliegende Besprechung war geschrieben, als mir unsere Redaktion noch folgende zwei ganz ähnlich ausgestatteten Bändchen aus demselben Verlage zusandte:

Le Positivisme, par Georges Cantecor (144 S. 90 centimes), zur Sammlung Les Philosophes gehörig, und

Herbart et l'Education par l'Instruction von Gabriel Compayré (aus Les Grands Educateurs). 135 S. 90 centimes.

Der Inhalt der beiden Hefte entzieht sich meiner Beurteilung. Doch glaube ich sagen zu können, dafs dieselben ebenso wie die Sammlungen, denen sie angehören, für jüngere Kollegen, die sich auf den zweiten Abschnitt des Staatsexamens vorbereiten, von Interesse sein dürften.

Professor Dr. Karl Markscheffel: Der internationale Schülerbriefwechsel. Seine Geschichte, Bedeutung, Einrichtung und sein gegenwärtiger Stand (fremde und eigene Erfahrungen). Marburg, N. G. Elwert, 1903. 44 S.

Der Inhalt des von einem begeisterten Anhänger dieser modernen pädagogischen Errungenschaft verfafsten Schriftchens ist durch den Titel genügend gekennzeichnet. Es ist für den Fachmann nicht uninteressant, sich persönlich mit demselben bekannt zu machen. Doch ist er keineswegs dazu angetan, denjenigen, der wie der Referent dieser Einrichtung skeptisch gegenübersteht, zu überzeugen. Im Gegenteil! Die bayerische Neuphilologenschaft wird jedenfalls gut daran tun, sich entsprechend ihrem 1902 in Nürnberg gefafsten Beschlusse, aber nicht nur aus dem dort angegebenen Grunde, den Verfasser auf S. 14 als unbedeutend bezeichnet, auch in Zukunft ablehnend zu verhalten.

Misunderstood. By Florence Montgomery. Annotated by L. P. H. Eykman and C. J. Voortman. Groningen, P. Noordhoff, 1904. (The Gruno Series IV.) 204 S. Gebunden 1.50 Gulden.

Die Ausgabe hat für uns nur ein literarisches Interesse: erstens kommt die bekannte anmutige Erzählung für Gymnasien nicht in Be-

tracht und zweitens ist sie in Holland für Holländer kommentiert. Uns interessiert die Ausgabe nur, weil die Gruno Series gewissermafsen ein Gegenstück zur Neusprachlichen Reformbibliothek bildet. Auch hier sind die Anmerkungen in englischer Sprache gehalten, bieten also häufig Umschreibungen. Hier wie dort hat man aber öfters nicht umhin gekonnt, zu der Muttersprache seine Zuflucht zu nehmen. In der holländischen Ausgabe stehen die Anmerkungen unter dem Text (in den Augen des Referenten kein Nachteil). Die äufsere Form der Gruno Series ist eine gleich gefällige und weit weniger unpraktische als die der deutschen Sammlung und so würde ihr Referent trotz des etwas höheren Preises, der durch gröfseren Umfang erklärt wird, unbedingt den Vorzug geben, wenn nicht der Druck weniger gut wäre.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes herausgeg. v. Alois Brandl und Wolfgang Keller. 40. Jahrgang. Mit 2 Vollbildern. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1904. (XXIX und 475 S., Ladenpreis 12 M., Preis für Mitglieder 10 M.)

Eine summarische Inhaltsangabe des prächtigen Bandes stehe an Stelle einer Besprechung, welche die Kräfte des Referenten weit überschreiten würde.

Zuerst der Jahresbericht 1903/04; dann ein Bericht über die Enthüllung des Shakespeare-Denkmals (dessen treffliche Abbildung die Spitze des Buches schmückt) und der dabei gehaltene Festvortrag von E. Koeppel über Konfessionelle Strömungen in der dramatischen Dichtung des Zeitalters der beiden ersten Stuart-Könige. Dann (S. 1—212) acht Abhandlungen (davon hervorzuheben: Die Frau im englischen Drama vor Shakespeare von M. Gothein und Shakespeare auf der modernen Bühne von F. Gregori) und die Ausgabe von All for Money, einem Moralspiel aus der Zeit Shakespeares, durch E. Vogel. Es folgen (S. 213—233) zehn Kleinere Mitteilungen; dann (S. 234—314) eine Bücherschau (47 Artikel). (S. 315—350) eine Zeitschriftenschau, (S. 351—382) eine Theaterschau, (S. 383—458) eine Shakespeare-Bibliographie 1903, woran sich noch eine Zusammenstellung: Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, ein Mitgliederverzeichnis und ein Namens- und Sachverzeichnis zu Bd. 40 anschliefsen.

Dafs das Shakespeare-Jahrbuch eine wahre Fundgrube bildet, weifs jeder Fachgenosse und es bedarf fürwahr keiner Empfehlung desselben. Auffällig ist, dafs unter den Realschulen, Gymnasien und Realgymnasien, welche der Gesellschaft angehören, sich nicht eine einzige bayerische Anstalt befindet. Es wäre höchst verdienstlich, wenn unsere Rektorate sich

entschliefsen wollten durch ihren Beitritt den Lehrern ihrer Anstalten die regelmäfsige Lektüre dieser inhaltreichen Bände zu ermöglichen. Nicht allein die Neusprachler würden ihnen dafür dankbar sein.

Dr. Karl Feyerabend: History of the United States from the Discovery of America to the Year 1900. Für den Schulgebrauch nach amerikanischen Quellen herausgegeben. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. (VI und 100 S., M. 1.40.) — Wörterbuch dazu, nebst einem erklärenden Verzeichnis der geographischen und geschichtlichen Eigennamen. Ebenda. (41 S. M. 0.50.)

Ein interessantes Buch, dessen historischen Wert zu prüfen, nicht Sache des Referenten ist. Für Schulzwecke ist es vielleicht brauchbar. Auf die Karten hätte etwas mehr Mühe verwendet werden können.

Wenige Druckfehler. Im Wörterverzeichnis sind ziemlich viele Wörter ausgelassen. Ich vermisse back lands (S. 56), blood-curling (S. 35), define (S. 23), flourish (S. 17), guilty (S. 23), to hem in (S. 54), hill of corn (S. 25), hornet (S. 63), horse-shoe (S. 44), jury (S. 23), martial law (S. 23), muslin (S. 23), needle (S. 21), omnibus (S. 72), peacock (S. 63), to ply (S. 62), rapacity (S. 23), re-inforcement (S. 48), runner (S. 80), sachem (S. 8), to ship (S. 23), tomahawk (S. 8). — Auch einige Namen sind übersehen. So Cawden (S. 53), Florida (wiederholt), Paget Sound (S. 85), Powhatan (S. 21), Senecas (S. 9), Shepard (S. 42). Diese sollten wenigstens der Aussprache wegen angegeben sein. Zuweilen ist die Aussprachebezeichnung vergessen, so für Matamoras, Pittsburg, Vincennes; einigemale unrichtig, so bei Longfellow, San Jacinto und San Juan d'Ulloa.

---

25 deutsche Dichtungen im Gewande französischer Prosa. Hilfsbuch für den französischen Unterricht in mittleren und höheren Schulen. Bearbeitet von W. Jonas. 44 S. M. 0.75. Leipzig, E. Haberland.

Mit wie vielen Büchern wird dem französischen Unterrichte noch „geholfen" werden?

Ausgehend von dem Gedanken, dafs ein Benützen der fremden Sprache von seiten des Schülers sich nur dann erzielen läfst, wenn der zu besprechende Gegenstand ihm völlig vertraut ist, hat die Verfasserin 25 bekannte deutsche Gedichte in französische Prosa übertragen. War es wirklich nötig, diese Stilübungen, die für niemand als die Verfasserin selbst Wert haben können, drucken zu lassen und in den Buchhandel zu geben?

Dr. W. Viëtor, Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. Dritte, umgearbeitete Auflage. Marburg i. H., N. G. Elwert, 1903. (XII u. 120 S.)

Obwohl jetzt schon in dritter Auflage vorliegend, ist Viëtors Einführung meines Wissens in unseren Blättern noch nicht besprochen worden. Trotzdem darf ich mich kurz fassen. Wird es doch kaum einen im Beruf stehenden Fachgenossen geben, dem das Büchlein nicht schon ganz oder teilweise bekannt und vertraut geworden wäre. Darum wenden sich diese Zeilen auch vor allem an jene, die sich unserem Berufe erst widmen wollen. Ihnen sei das Buch aus ganzer Seele empfohlen! Wenn sie die fünf Kapitel desselben, über englische Philologie und Praxis, Aussprache, Sprachkenntnis und Sprachbeherrschung, historisches Studium der Sprache und Literatur und über die pädagogischen Anforderungen des Lehrerberufes, gelesen, wiederholt gelesen und studiert haben werden, so werden sie hundertfältige Frucht für die aufgewendete Mühe einernten. Sollten sie dabei einmal, an der Hand des erfahrenen Führers selbständig geworden, in dem einen oder anderen Punkte einen anderen Weg einschlagen, ein anderes Ziel anstreben, so wird der Meister ihnen das nicht verargen. Er weifs ja, dafs viele Wege nach Rom führen und dafs der Menschen Sinn verschieden ist.

Für Besitzer der zweiten Auflage sei erwähnt, dafs die dritte nicht durch eine Veränderung in Plan oder Ziel, sondern besonders durch das Erscheinen der neuen (preufsischen) Prüfungsordnung von 1898 und durch die rasche Vermehrung der Fachliteratur veranlafst worden ist. Der Reichtum an Literaturangaben bildet denn auch jetzt wie früher eine der hervorragendsten Eigenschaften des trefflichen Buches.

Oscar Knuth: Matériaux pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français, à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement dans les écoles secondaires de tous les pays. Gotha, F. A. Perthes, 1904. (VI u. 66 S.)

Der Verfasser schreibt nicht für Schüler, sondern, wie der Titel zeigt, für Lehrer. Durchdrungen von der Überzeugung, dafs die mündliche Anwendung der Sprache das einzige praktische Ziel (S. IV) des französischen Unterrichtes ist, einer in allen Kulturstaaten und auch in Frankreich (S. VI) endlich erkannten Wahrheit, hat er sich entschlossen, der geplagten und hilflosen neuphilologischen Lehrerschaft mit diesem epochemachenden Werk unter die Arme zu greifen. Durch fleifsige Lektüre desselben wird sie allmählich, er zweifelt nicht daran. eine gewisse Leichtigkeit, sich französisch auszudrücken, erlangen (S. IV oben). Er bietet ihr hier ein Supplement zu den zahlreichen

bei uns existierenden Kommentaren (S. III), dessen Materialien die meisten der in unseren Schulen gelesenen Werke umfassen sollen (S. V oben).

Sehen wir die Schrift genauer an, so finden wir zuerst einen Abdruck des bekannten Februarerlasses und dann, nachdem wir uns zur Würdigung der erlösenden Tat genügend vorbereitet, — eine Darstellung, wie sich der Verfasser die Durchnahme von 1. Racine, Britannicus, 2. Molière, Le Misanthrope, 3. Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière in der Klasse denkt. Literarische Exkurse und Einleitungen, Inhaltsangaben, Compositions (teilweise nach dem Manuel von Ploetz), besonders aber eine beinahe unübersehbare Reihe von Questionnaires (Referent möchte sie keinem Sekundaner zur Strafe zum Durchlesen geben), das ist es, womit wir beglückt werden. In dem allen kein neuer Gedanke, dabei aber manches, was keineswegs über allen Zweifel erhaben ist, selbst im Ausdruck, trotz der Durchsicht des Buches durch den Erfinder der Langue bleue!

Das Supplement setzt diesem für Lehrer bestimmten Buche die Krone auf. Wir finden da A. Compositions se rattachant à d'autres ouvrages; B. Exemples de devoirs indépendants de la lecture; C. Diction (dabei als Nr. 3 eine Récapitulation des règles du subjonctif!). Referent dankt als unwürdiges Mitglied der neuphilologischen Lehrerschaft dem Verfasser für die ihm gebotene Belehrung, bittet ihn aber, des grausamen Spieles genug sein zu lassen und von der Veröffentlichung etwaiger Fortsetzungen (solche scheinen beabsichtigt zu sein) absehen zu wollen.

Bamberg. Herlet.

L. Herrig, British Classical Authors, edited by Max Förster, 86th ed. G. Westermann, Braunschweig 1905. XX u. 808 S. In einem Bd. geb. 6.60 M., in zwei Bde. geb. je 3.75 M.

Das bekannte grofse englische Lesebuch von Herrig, das zum erstenmale im Jahre 1850 und seitdem mehrfach überarbeitet immer wieder neu herausgegeben wurde, liegt nunmehr in 86ster Auflage als ein völlig neues Werk in einer durchgreifenden Bearbeitung von Max Förster, Professor an der Universität Würzburg, vor. Der Grundcharakter des Herrigschen Buches ist zwar beibehalten, doch finden sich von den 288 Musterstücken, welche der frühere Herrig enthielt, nur mehr 25 in der neuen Auflage wieder und ist jetzt das Hauptgewicht auf das neunzehnte Jahrhundert verlegt, dem drei Fünftel des ganzen Buches gewidmet sind. Dadurch, dafs mehr als ein Drittel der bisher vertretenen Autoren ausgeschieden wurde und der Abdruck vollständiger dramatischer Stücke und längerer Erzählungen, die besser einer Sonderausgabe überlassen werden, unterblieb, wurde Raum für 47 neue Schriftsteller gewonnen, von denen die meisten der neueren Zeit angehören. Die neue Auswahl ist nicht nur reichhaltig sondern auch sehr glücklich. So ist z. B. jetzt Robert Browning mit einigen drama-

tischen Monologen und Romanzen sowie gröfseren Gedichten, Abt Vogler, Pompilia on her Death-Bed und Hervé Riel, im ganzen 11 Leseproben, sehr gut vertreten, ebenso Elisabeth Barret-Browning, Englands gröfste Dichterin, von der das Lesebuch The Cry of the Children und fünf der schönsten Sonnets from the Portuguese aufweist. Von Gabriel Rossetti finden wir jetzt eines seiner frühesten Traumbilder, The Blessed Damozel, die prächtige Ballade Sister Helen und sechs Nummern aus der tiefsinnigen Sonnettensammlung, The House of Life, und von William Morris unter anderem zwei Abschnitte aus Earthly Paradise und je eine Probe aus der grofsartigen poetischen Bearbeitung der skandinavischen Volsunga Saga und The Tale of Beowulf. Tennyson und Swinburne sind, ihrer Bedeutung entsprechend, reich vertreten, ersterer mit acht, letzterer mit neun Nummern.

Neben diesen Dichtern ist aber auch den neueren Prosaikern ein breiter Raum gewährt; so bringt die Sammlung eine Probe aus dem schönen Roman von W. Pater, Marius the Epicurean, ein Kapitel aus The Egoist, dem bekanntesten Roman von George Meredith, einen hübschen Essay des früh verstorbenen R. L. Stevenson, Virginibus Puerisque, und ein Bruchstück aus dem Schottenroman Kidnapped desselben Autors. Ferner kommen zu Wort Darwin, Huxley mit zwei glänzenden Essays, der Philosoph J. Stuart Mill, von dem das III. Kapitel aus dem Buche On Liberty abgedruckt ist, und schliefslich John Ruskin mit zwei längeren Partien aus The Seven Lamps of Architecture und aus Sesame and Lilies. Von den Historikern sind neben Macaulay, dem naturgemäfs ein gröfserer Raum gewidmet ist, John Anthony Froude mit einem Abschnitt aus seiner Geschichte Irlands im 18. Jahrhundert, Freeman und Green vertreten. Proben aus Rudyard Kiplings Plain Tales from the Hills, aus dem Jungle-Book und den Barrack-Room Ballads schliefsen die Reihe der neueren Autoren. Den amerikanischen Dichtern und Denkern von W. Irving bis W. Whitman sind die letzten 40 Seiten des Buches zugewiesen.

Neben dieser grofsen Reichhaltigkeit besitzt das neue Lesebuch noch einen wesentlichen Vorzug gegenüber dem alten Herrig in den korrekten Texten, auf deren Herstellung ganz besondere Sorgfalt verwendet wurde, so dafs die Förstersche Neubearbeitung, so weit es nur immer möglich war, wissenschaftlich kritische Texte bietet. Der verfügbare Raum gestattet mir nicht, die neue zuverlässige Textgestaltung ausführlicher zu besprechen, nur beispielsweise möchte ich auf die jetzigen kritischen Texte der elf Volksballaden aus Percy's Reliques of Ancient English Poetry (S. 76—94) oder Cowpers Ballade von John Gilpin in der Försterschen Fassung und die Dialektdichtungen von Rob. Burns verweisen.

Völlig neu bearbeitet sind auch alle literarhistorischen Einleitungen zu den einzelnen Autoren, in denen die Ergebnisse der Forschungen der letzten Jahrzehnte sorgfältig verwertet wurden, und welche, obwohl tunlichst knapp gehalten, doch auch einer eingehenderen Behandlung des einzelnen Lebensbildes zur Grundlage dienen können. Der Abrifs der englischen Literaturgeschichte, welcher den

letzten Auflagen beigegeben war, fehlt in der Neubearbeitung; dies erscheint bedauerlich, denn von dem Verfasser hätte man auch in dieser Richtung etwas sehr Brauchbares erwarten dürfen, und wenn auch eine systematische Behandlung der Literaturgeschichte in der Schule nicht möglich ist, so ist ein solcher Abrifs in der Hand des Schülers wohl zu verwerten. Dagegen erhöhen noch einige andere neue Beigaben die Brauchbarkeit des Buches für die Schule: ein knappes Glossar gibt Erklärungen und Aussprachebezeichnung nebst etymologischen Bemerkungen für alle in den Texten vorkommenden Wörter, welche in den gröfseren englischen Wörterbüchern, zum Teil auch im Oxford Dictionary, fehlen oder dort nicht genügend erklärt erscheinen. Ein zweites Verzeichnis gibt die Aussprache aller im Buche vorkommenden Eigennamen in phonetischer Transskription, und je eine Karte von England, Schottland und Irland in Buntdruck verzeichnen die Städte und Dörfer zu den biographisch literarischen Bemerkungen, endlich sind noch eine genealogische Königstabelle, eine literarhistorische Zeittafel und ein alphabetischer Index beigegeben.

Die Verlagsbuchhandlung hat dem neuen Herrig eine durchaus entsprechende, sehr gediegene Ausstattung gegeben. Der Druck, der namentlich in den literarischen Einleitungen früher ungenügend war, ist jetzt grofs und deutlich auf gutem Papier, eine Verbesserung, welche die geringe Vergröfserung des Umfangs und Formates vollauf rechtfertigt. Der Preis ist ein sehr mäfsiger.

Ist das Buch auch zunächt für die Oberklassen der Realgymnasien und Mädchenschulen sowie für den Hochschulunterricht bestimmt, so halte ich es doch auch für ein wertvolles Hilfsmittel in der Hand des Lehrers des Englischen am humanistischen Gymnasium und möchte es allen Fachkollegen wärmstens empfehlen.

München. Dr. Christoph.

Dr. Gino Rebajoli, Lehrbuch der italienischen Sprache. Erste Stufe. Zweite verbesserte Auflage. München, Th. Ackermann, 1904. M. 1.50.

Der Verfasser wendet sich mit seinem Büchlein vorzugsweise an Gebildete, welche rasch in die italienische Grammatik und insbesondere in den Gebrauch der lingua parlata eingeführt zu werden wünschen, und läfst deshalb der Selbständigkeit des Lernenden ziemlich weiten Spielraum.

Das Format ist liegendes Quart. Diese zunächst befremdende Anordnung hat eine übersichtliche Einteilung ermöglicht, indem die erste Seite jedes Blattes reichen grammatikalischen Lehrstoff enthält, während die zweite Seite jedesmal etwa 60 zu lernende Wörter, ferner ein italienisch-deutsches und ein deutsch-italienisches Übersetzungsstück umfafst, sodafs der Schüler, welcher den Anweisungen des Lehrers genau folgend die 33 Lektionen durcharbeitet, über einen zweckmäfsig

ausgewählten Vorrat von etwa 2000 Wörtern gebietet; zum Schlusse werden kleine Proben aus Dante, Tasso, Ariosto gegeben. Anerkennung verdient das Bestreben des Verfassers die sogenannten Unregelmäfsigkeiten möglichst auszuscheiden sowie die Geschicklichkeit, mit der insbesondere das schwierige Kapitel der Verba behandelt wird. Begreiflich ist, dafs in dem Bestreben nach der gröfsten Kürze so manche Dunkelheit nicht vermieden wurde; Angaben wie S. 3 über die Aussprache von cc vor e und i sind direkt irreführend.

M. v. Witzleben, Handbuch der regelmäfsigen und unregelmäfsigen Verba der italienischen Sprache. Zweite Auflage des Hilfsbuches zur schnelleren Erlernung der italienischen Sprache. Leipzig, Raimund Gerhard, 1903. M. 1.—.

Der Verfasser gibt auf 78 Seiten Konjugationstabellen der Hilfszeitwörter, der regelmäfsigen Konjugationen und der unregelmäfsigen Zeitwörter; von diesen werden mit Ausnahme des Imperfekts und der zusammengesetzten Zeiten fast alle Formen mitgeteilt. Drei Leiter italienischer und deutscher Schulen empfehlen in dem vorausgesandten Begleitwort das Büchlein als sehr praktisch. Doch vermögen wir schwer einzusehen, welchem Zweck es eigentlich dienen soll, da doch die mitgeteilten Formen leicht jeder Grammatik entnommen werden können. Für den italienischen Unterricht an unseren Schulen kann es jedenfalls nicht in Betracht kommen.

München. J. Praun.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschlufs ihrer Anwendung. B. III$_2$, Heft 2 (Redakteur W. Fr. Meyer); B. IV$_1$, $_{II}$, Heft 1; B. IV$_2$, Heft 2 (Redakteur F. Klein); B. V$_1$, Heft 1 (Redakteur A. Sommerfeld). Leipzig, B. G. Teubner.

B. III$_2$ Algebraische Geometrie, Heft 2: Flächen zweiter Ordnung und ihre Systeme und Durchdringungskurven von Otto Staude in Rostock. Obwohl die Flächen zweiter Ordnung erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, nämlich seit dem Erscheinen von Eulers Introductio in analysin infinitorum 1748, ein selbständiges Kapitel der mathematischen Forschung bilden, hat sich doch bis heute eine solche enorme Literatur über diesen Gegenstand gebildet, dafs sich der Verfasser des vorliegenden Artikels gröfste Beschränkung in bezug auf die Darstellung von Einzelheiten auferlegen mufste. Seine Arbeit legt daher den Schwerpunkt auf eine möglichst vollständige Aufzählung der gewonnenen Resultate unter Anführung der Autoren und weist dabei stets auf die einschlägige Literatur hin, die eine genauere Information über die befolgten Methoden gestattet. Dabei wird durchwegs das historische Moment genügend betont, so dafs der Artikel in der Tat ein sehr schätzenswertes Mittel zur Orien-

tierung in jenem ausgedehnten Gebiete der Geometrie bietet. Im ganzen zerfällt er in 14 das ganze Heft von 96 Seiten umfassende Abschnitte, von denen die 7 ersten die Einteilung der Flächen zweiten Grades und ihre Eigenschaften, der 8. und 9. das Flächenbüschel und die Verwandtschaften der Flächen, der 10. und 11. die Durchdringungskurven und der 13. und 14. die höheren Flächensysteme umfassen.

B. IV 1, II, Heft 1. In dem allgemeinen Plane für die Encyklopädie war zunächst für die Mechanik ein Band (IV) in Aussicht genommen; bald aber zeigte es sich, dafs derselbe wegen des überwältigenden Stoffes, wie die übrigen Bände auch, geteilt werden mufste. Man zerspaltete ihn daher in zwei Teile, und den ersten dieser beiden, allerdings aus mehr äufserlichen Gründen, wieder in zwei weitere, so dafs auf diese Weise aus dem einen Bande IV drei Bände hervorgegangen sind. Dafs solche nachträgliche Teilungen, die im ursprünglichen Plane nicht vorgesehen waren, die Übersichtlichkeit namentlich der in den einzelnen Abschnitten unentbehrlichen Rückweise nicht fördern, ist keine Frage, es gibt aber wohl kaum ein anderes Mittel mehr, nachdem von vornherein ein viel zu enger Rahmen für das Ganze angenommen worden war. Das vorliegende Heft der ersten Hälfte von Band IV Teil 1 enthält drei interessante Artikel. G. Furtwängler berichtet in dem ersten derselben über die Mechanik der einfachsten physikalischen Apparate und Versuchsanordnungen, indem er das Pendel, die Wage und die Versuche zum mechanischen Nachweis der Erdrotation behandelt, wobei „das Hauptgewicht auf die Hervorhebung der Wechselbeziehung zwischen Theorie und Praxis" gelegt wird; deshalb ist auch den einzelnen Fehlerquellen bei Beobachtungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Abschnitt über das Pendel zerfällt in zwei Teile, in denen die Schwingungsdauer und die Methoden zur Bestimmung von g mit Hilfe des Pendels dargestellt werden; desgleichen werden bei der Wage zwei Teile: die Theorie der Wage und die Theorie der Wägung unterschieden, während die Versuche zum Nachweis der Erdrotation in die Versuche über die Beobachtung eines freifallenden Körpers, in die Pendelversuche und in die Versuche mit Gyroskopen eingeteilt werden. Die Darstellung ist gewandt und übersichtlich und gibt ein recht gutes Bild sowohl von der Einrichtung der besprochenen einfachen Apparate, als auch von den mit ihnen vorzunehmenden Beobachtungen und Messungen. Nur dürfte der älteren Literatur etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt sein. So wäre es z. B. wünschenswert, wenn die S. 8 Anmerkung 1 gemachte Bemerkung, dafs die Idee der relativen Schwerkraftsmessungen schon aus dem 18. Jahrhundert stammt, mit Zitaten belegt wäre.

Der zweite Artikel über: Die physiologische Mechanik oder Bewegungsphysiologie von O. Fischer in Leipzig beschränkt sich in der Hauptsache auf die Mechanik der Gliederbewegungen des menschlichen Körpers, weil in dieser noch jungen Wissenschaft bisher nur nach dieser Seite hin mathematisch exakte Resultate erzielt wurden. Jedoch werden in einem Anhange auch die Untersuchungen über das Schwimmen der Fische, über den Vogelflug und über An-

wendung der Mechanik auf die Biologie kurz besprochen. Die Abhandlung gliedert sich naturgemäfs in Kinematik und Kinetik; unter ersterer werden die Gelenke und das Bewegungsgesetz des lebenden Körpers, unter letzterer die Muskelstatik und die Muskeldynamik zusammengefafst. Die einschlägige Literatur ist dem Artikel in 465 Nummern vorausgeschickt, auf welche im Texte, jedoch ohne Seitenzahlen, verwiesen wird, ein in der Encyklopädie bisher nicht gehandhabtes Verfahren, welches bei einer so jungen Wissenschaft, wo von einer historischen Entwicklung kaum die Rede sein kann, vielleicht am Platze ist, sonst aber hoffentlich keine Nachahmung finden wird. Am Schlusse ist ein alphabetisches Autorenregister beigegeben, welches auf die Nummern des Literaturverzeichnisses hinweist.

Der dritte Artikel behandelt Spiel und Sport und rührt von G. T. Walker in Simla (Indien) her. Darin werden das Billardspiel, das Ballspiel, der Bumerang und das Fahrrad von mathematischem Standpunkt besprochen, wozu noch in einem Anhang das bekannte Problem der fallenden Katze und die Schaukel mechanisch behandelt werden. So interessant vom Standpunkte der Mechanik aus diese Probleme sind, so ist doch die über sie vorhandene brauchbare Literatur noch sehr gering, was einerseits in der Schwierigkeit der Beobachtungen, andererseits in der Kompliziertheit der Bewegungsvorgänge seinen Grund hat. Was das Fahrrad anlangt, so konnte auch die allerneueste Literatur, die gerade hier von Wichtigkeit wäre, nicht mehr in Betracht gezogen werden, da der Artikel schon im Sommer 1900 abgeschlossen ist.

B. IV$_2$, Heft 2. Dieses Heft enthält zwei Artikel: Aërodynamik von S. Finsterwalder aus München und Ballistik von C. Cranz in Stuttgart. Da der theoretische Teil der Aërodynamik bereits in dem Artikel über die Hydrodynamik (B. IV$_2$, Heft 1) behandelt wurde, so beschäftigt sich der vorliegende Aufsatz in der Hauptsache nur mit dem auf die Anwendung bezüglichen Teil dieser Wissenschaft, indem er die Theorie des Freiballons und des gesteuerten Ballons, des Drachens, der passiven Flugapparate (Fallschirme), der aktiven Flugmaschinen, der Propeller und Windmotoren und des Vogelfluges bespricht. Da jedoch die Grundlagen der Aërodynamik in mancher Beziehung noch recht schwankend sind, und andererseits das wirklich brauchbare Versuchsmaterial noch sehr der Ergänzung bedarf, so werden diese Theorien im Laufe der Zeit wohl noch verschiedenen Wandlungen ausgesetzt sein.

Das alte Problem der Ballistik, das seit der Erfindung des Pulvers für militärische Zwecke von so grofser Bedeutung ist, hat schon eine ganz ansehnliche Geschichte aufzuweisen, die in dem Artikel von Cranz, namentlich in ihren neueren Phasen recht gut dargestellt ist. Man lernt ferner im ersten Abschnitt über die „äufsere Ballistik", d. h. die Bewegung des Geschofses aufserhab des Geschützlaufes, die verschiedenen in Vorschlag gebrachten Annahmen über die Form der Funktion des Luftwiderstandes, die Methoden zur Integration der Bewegungsgleichungen, die Ursachen der Geschofsabweichungen,

die Messungsapparate und -Verfahren zur Bestimmung der beim Schufs zu beachtenden Gröfsen usw. kennen. Im zweiten Abschnitte, der die „innere Ballistik“, d. h. die Zustände innerhalb des Geschützlaufes behandelt, werden die thermochemischen und thermodynamischen Grundlagen auseinandergesetzt, ferner wird die theoretische und praktische Behandlung des dynamischen Problems und die Beanspruchung des Geschützes besprochen und endlich werden die Apparate und Methoden zur Messung des Gasdruckes geschildert. Man erkennt dabei, dafs die umfangreiche Literatur dem Verfasser, der schon 1896 ein Kompendium der äufseren Ballistik herausgegeben hat, nach Inhalt und Bedeutung im Detail bekannt ist, so dafs der Artikel von jedem, der sich über das interessante Problem informieren will, mit Vorteil benützt werden kann.

B. V_1, Heft 1. Der fünfte Band, welcher in zwei Teilen die mathematische Physik umfassen soll, beginnt in dem vorliegenden Hefte mit zwei einleitenden Artikeln über Mafs und Messen von C. Runge in Göttingen und über die Gravitation von J. Zenneck in Strafsburg, dann folgt die Thermodynamik mit einem Artikel über ihre allgemeinen Grundlagen von G. H. Bryan in Bangor. Von allgemeinem Interesse für jeden, der sich mit Physik beschäftigt, sind die beiden einleitenden Abhandlungen. Die erste derselben entwickelt zunächst den Begriff des Messens, erläutert dann die verschiedenen Verfahren zur Messung der Zeit, der Länge und der Masse unter Entwicklung der Beziehungen zwischen den Einheiten derselben und bespricht endlich das Gaussche absolute und das technische Mafssystem, sowie die praktischen Einheiten für den Widerstand des elektrischen Stromes, für die elektromotorische Kraft usw. Geschichtliche Rückblicke in weiterem Umfang scheinen, in der Absicht Platz zu sparen, ausgeschlossen worden zu sein.

In dem Artikel über: Die Gravitation finden die Methoden zur Bestimmung der Gravitationskonstanten G in dem Ausdrucke für das Newtonsche Gesetz: $G \cdot \frac{m_1 m_2}{r^2}$ übersichtliche Einteilung und Besprechung, desgleichen die Verfahren zur Sicherstellung dieses Gesetzes, welche in astronomische und experimentelle zerfallen. Daran schliefsen sich zwei Abschnitte über die Erweiterung dieses Gesetzes einerseits für bewegte Körper, andererseits für unendlich grofse Massen. Besonderes Interesse verdienen die im fünften Abschnitte dargestellten Versuche einer mechanischen, bzw. elektromagnetischen Erklärung der Gravitation, die eingehend auseinandergesetzt werden und in solch übersichtlicher Zusammenstellung wohl sonst nirgends zu finden sind. Alle diese Versuche weisen gewisse Unvollkommenheiten auf, so dafs wir zugestehen müssen, eine befriedigende Erklärung der Gravitation ist trotz der vielen darauf verwandten Mühe bisher noch nicht geglückt.

Der umfangreiche Artikel über: Die allgemeinen Grundlagen der Thermodynamik beginnt naturgemäfs mit der Dar-

stellung des ersten Hauptsatzes der Thermodynamik, den Robert Mayer 1842 formulierte, nachdem bereits im 17. und 18. Jahrhundert durch Hooke, Descartes und Locke die Auffassung der Wärme als Molekularbewegung vorbereitet war. Daran schliefst sich der zweite von S. Carnot 1824 ausgesprochene und von Clausius streng formulierte Hauptsatz, durch den als neue thermodynamische Gröfse die Entropie eingeführt wird. In den beiden folgenden Abschnitten werden die allgemeinen Begriffe und Methoden der Thermodynamik und ihre Anwendungen auf spezielle Systeme (vollkommene Gase, chemische Systeme, galvanisches Element) dargelegt. Der Schlufsabschnitt bietet eine Übersicht über die Methoden, welche angewendet wurden, um den durch Erfahrung gewonnenen zweiten Hauptsatz aus den Prinzipien der Mechanik abzuleiten. Dieselben basieren teils auf der Hypothese der Molekularwirbel (Rankine), teils auf der kinetischen Gastheorie (Boltzmann), teils bedienen sie sich des D'Alembertschen, bzw. Hamiltonschen Prinzipes. Der Verfasser hat schon 1891 in den „Reports of the British Association" einen das ganze Gebiet der Thermodynamik behandelnden Bericht niedergelegt und war somit, wie kein anderer, zur Abfassung des vorliegenden Artikels geeignet. Derselbe ist daher auch mit voller Sach- und Literaturkenntnis geschrieben und wird sowohl dem speziellen Fachmann wie auch dem Fernerstehenden sehr willkommen sein.

A. v. Braunmühl.

Geschichte der Elementarmathematik in systematischer Darstellung von Dr. Johannes Tropfke, Oberlehrer am Friedrich-Real-Gymnasium zu Berlin. Erster Band: Rechnen und Algebra. 332 S. Geh. 8 M. Zweiter Band: Geometrie. Logarithmen. Ebene Trigonometrie. Sphärik und sphärische Trigonometrie. Reihen. Zinseszinsrechnung. Kombinatorik und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Kettenbrüche. Stereometrie. Analytische Geometrie. Kegelschnitte. Maxima und Minima. 496 S. Geh. 12 M. Leipzig, Veit & Comp., 1902/03.

Prof. S. Günther sprach einmal gelegentlich der Rezension eines der Bände des Cantorschen Meisterwerkes über Geschichte der Mathematik die Hoffnung aus, es möge schon jetzt viele Lehrer geben, die ihren Unterricht durch Lesefrüchte aus Cantor würzten. Wenn wir dem gegenüber leider glauben mufsten, dafs dies nicht allzu häufig vorkommen dürfte, so war einerseits daran schuld der hohe Preis des dreibändigen Cantorschen Werkes, der es weniger bemittelten Anstalten nur schwer ermöglicht, das Werk der Schulbibliothek einzuverleiben, andererseits die chronologische Anordnung des Stoffes bei Cantor, die, so notwendig und natürlich sie bei einem Werke ist, das die Geschichte der Entwicklung der gesamten Mathematik im Laufe der Jahrtausende darstellen will, es doch ungemein erschwert, sich über einen bestimmten Gegenstand, sagen wir die Dreieckswinkelsumme, zu in-

formieren und mindestens eine längere Benutzung der allerdings vorzüglichen Inhaltsverzeichnisse aller drei Bände nötig macht. Zudem kann bei Cantor das bescheidene Titelchen „Elementarmathematik“ nur einen verhältnismäfsig geringen Raum einnehmen. All die Wünsche nun, die in dem eben Gesagten ausgesprochen liegen, hat das zur Anzeige vorliegende Werk, wir dürfen wohl sagen glänzend erfüllt. Beide Bände kosten soviel wie bei Cantor der erste allein, sie behandeln nur die Elementarmathematik und die Anordnung ist nicht chronologisch sondern nach Disziplinen, wie aus den Untertiteln hervorgeht. Ein sehr guter Index am Ende des zweiten Bandes läfst den Leser alles rasch und leicht finden.

Es wird sich nur fragen, ob das Werk auch in allem vollständigen und zuverlässigen Aufschlufs gibt. Der Verfasser sagt nun selbst bescheiden im Vorwort, es sei niemandem klarer als ihm selbst, dafs die zusammengetragene Stoffmenge von Vollständigkeit noch ziemlich weit entfernt sei. Wir glauben aber, er darf sich zufrieden geben. Wir haben viel in den beiden Bänden herumgelesen und eine ganze Menge von Dingen ausdrücklich nachgeschlagen; dabei haben wir eigentlich nur die Begriffe der „konkaven und konvexen Winkel“ nicht gefunden. Und was die Zuverlässigkeit betrifft, so legen die 1233 + 1836 literarischen Anmerkungen ein derartig überwältigendes Zeugnis von dem umsichtigen Fleifse des Verfassers ab, dafs man wohl sagen darf, besser hätte das Werk auf den ersten Anhieb nicht gelingen können. Wenn manche, auch wichtige Fragen in dem Buche noch nicht ihre endgültige Beantwortung finden, so liegt das vielfach an dem Mangel genügender Vorarbeiten. Wer ein zusammenfassendes Werk schreiben will, mufs die Einzelstudien schon vorfinden. In diesem Sinne hoffen wir, dafs das Werk auch anregend wirken wird.

Was nun die Anordnung betrifft, die nach dem eigenen Urteil des Verfassers keinen Anspruch auf strenge Folgerichtigkeit macht, so möchten wir nur zwei Bemerkungen machen. Im ersten Band hat es uns überrascht unter „Algebra“ auch die Rechnungsarten mit allgemeinen Zahlen zu finden, was man sonst in der Wissenschaft doch als „Arithmetik“ oder, wenn man will, als „allgemeine Arithmetik“ bezeichnet. Die Analyse des Wortes „Algebra“ auf S. 151/52 des I. Bandes gibt zudem keinerlei Anhaltspunkte, zu glauben, dafs dieser Name je etwas anderes als „Gleichungslehre“ bedeutet habe. [1]) Andererseits sind wir doch heute durchaus gewohnt, wenn diese Auffassung auch erst etwas über 100 Jahre alt ist, das Logarithmieren als siebente Rechnungsart zu betrachten, während wir es hier erst im zweiten Bande hinter der Geometrie eingestellt finden. Es dürfte sich für eine Neuauflage wohl empfehlen, das Logarithmieren — trotz seines Zusammenhanges mit der Trigonometrie — gleich

[1]) Vgl. über die pompöse, einem alten scholastischen Gebrauche entstammende Bezeichnung „Arithmetik“ für das gewöhnliche „Rechnen“ auf den höheren Schulen, womit der schon oben gerügte Mifsbrauch des Wortes „Algebra“ zusammenhängt, die Festrede von A. Pringsheim, geh. d. 14. März 1904 in der Kgl. bayer. Akad. d. Wissensch. „Über Wert und angeblichen Unwert der Mathematik“ S. 8.

hinter dem Radizieren zu bringen. Das würde zugleich den Umfang der beiden Bände gegen einander etwas ausgleichen.

Über den Inhalt selbst hier Näheres auszuführen, besteht keine Veranlassung. Wir möchten nur den einen Gesichtspunkt hervorheben, der in unseren Lehrbüchern gar nicht zum Ausdruck kommt, dafs all das, was wir den Schülern als festbegründet beizubringen suchen, etwas langsam und allmählich Gewordenes, etwas zum Teil jetzt noch in Bildung Begriffenes ist. — Auch haben wir uns gefreut, dafs den Sprachpurgierern, die neuestens sogar unsere Fachausdrücke zu verdeutschen bestrebt sind — wo der Hauptvorzug des Fremdwortes gerade in seiner Bestimmtheit und internationalen Verständlichkeit liegt — reiches Material geboten wird einerseits zur Übung ihrer Bescheidenheit, indem sie erkennen müssen, dafs das allermeiste, was sie als bahnbrechend neu zu lancieren (s. v. v.) suchen, längst schon vergeblich einzuführen versucht wurde, andererseits zur Erringung neuer Erfolge, indem sie eben solche gute alte deutsche Wörter, die sich bei Kepler u. a. finden, wie etwa „Übereckslinie" für „Diagonale", „der Anstreicher" für „Tangente" u. v. a. m., für deren Zweckmäfsigkeit beschränkten Menschen früherer Zeiten das Verständnis abging, unserem Sprachschatze von neuem einzuverleiben werden angespornt werden.

Speyer. Dr. H. Wieleitner.

Dr. E. Pfeiffer, Physikalisches Praktikum für Anfänger. Dargestellt in 25 Arbeiten. Mit 47 Abbildungen. Leipzig, Teubner, 1903. 150 Seiten.

Das vorliegende Buch wird dem Anfänger bei praktischen Arbeiten in der Physik ganz treffliche Dienste leisten; seiner Anlage nach dem für Schüler an der Mittelschule zu hoch und zu knapp geschriebenen Leitfaden der praktischen Physik von Kohlrausch entsprechend eingerichtet, ist es nach Form und Inhalt ganz augenscheinlich langjährigen Erfahrungen beim Unterrichte entwachsen. Das zeigt sich namentlich an der durchaus passenden Wahl des Stoffes und der vollständig dem Wissen und Können des Schülers entsprechenden Behandlung der einzelnen Aufgaben. Und gerade dadurch, dafs sich der Verfasser in der Zahl der Arbeiten lieber beschränkte, dafür aber diese nach allen Richtungen hin gründlich behandelte, hob er das Buch auf ein höheres Niveau; denn der Zweck jeglichen Unterrichtes in der praktischen Physik kann in erster Linie doch nur der sein, den Schüler über die Methoden wissenschaftlicher Forschung aufzuklären; ist sich der Lernende über diese im klaren, dann wird er auch die Einzelheiten, die ja doch bei jeder neuen Aufgabe wieder andere sind, leichter bewältigen können.

Von den 25 Arbeiten beziehen sich 10 auf Mechanik, 7 auf die Wärme, 6 auf Elektrizität und 2 auf Optik. Bei jeder von diesen Arbeiten sind zunächst die Apparate beschrieben, hierauf werden die Fehlergrenzen festgestellt und dann erst kommen die eigent-

lichen Aufgaben, deren jede Arbeit mehrere in aufsteigender Linie vom Leichten zum Schwierigeren enthält. Wo es nötig ist, sind auch theoretische Betrachtungen angefügt; die zur Anwendung kommenden Formeln werden aber als bekannt vorausgesetzt. Überall finden sich auch praktische Winke sowohl für die Behandlung der Apparate, als auch für die Ausnützung der gewonnenen Beobachtungsresultate. Dafs die Darstellung im ganzen etwas breit ausgefallen ist, dürfte sich dadurch rechtfertigen lassen, dafs das Buch eben für Anfänger geschrieben ist und dafs in demselben Musterbeispiele geliefert werden sollten.

Druck und Papier entsprechen allen Anforderungen; wirklich schön sind die Abbildungen; der Verfasser hat nämlich alle Apparate und sonstigen Utensilien, die zu je einer Arbeit nötig sind, zusammengestellt und jede solche Gruppe photographisch aufgenommen.

Ist das Buch auch in erster Linie für unsere bayerischen Industrie- und für ähnlich organisierte aufserbayerische Mittelschulen bestimmt, so dürfte es doch auch den Herren Kollegen an Gymnasien und Realschulen bestens zu empfehlen sein, weil es manches enthält, was auch beim Unterrichte in der Physik dienlich ist und weil ja bekanntlich die Sektion Bayern des deutschen Vereines zur Förderung des Unterrichtes in der Mathematik und Physik vor kurzem die Frage angeregt hat, ob nicht auch an diesen Anstalten Schülerübungen, wenn auch in beschränkterem als dem hier behandelten Umfange wenigstens als Wahlfach einzuführen seien.

P. Johannesson, Physikalische Grundbegriffe. Mit 54 Figuren. Berlin, Springer, 1902. 55 Seiten.

Das Büchlein behandelt die Grundgesetze vom Lichte, von der Wärme, von der Elektrizität und vom Magnetismus, aber in einer Weise, die von der sonst üblichen wesentlich abweicht. Der Lernende soll nämlich vom ersten Anfange an den Lehrstoff, wenn auch in beschränkterem Umfange, so doch in voller Tiefe kennen lernen. In jedem Abschnitte von den bekannten Erscheinungen ausgehend, schreitet der Verfasser überall vom Leichteren zum Schwierigeren fort und strebt dabei jeweils einem bestimmten Ziele zu, wie etwa in der Optik der Darlegung der Vorgänge im Projektionsapparate. Dadurch erhält die ganze Darstellung etwas Einheitliches, Abgerundetes. Die bei den Untersuchungen gewonnenen Hauptsätze sind auch im Drucke deutlich hervorgehoben. Anschaulich und streng wissenschaftlich ist auch die Erklärung der Erscheinungen gegeben; so beruhen sie im Kapitel über Elektrizität und Magnetismus durchweg auf der Kraftlinien- und Niveauflächentheorie. Mathematische Entwicklungen sind mit alleiniger Ausnahme der Linsengleichungen vollständig vermieden, ebenso der Gebrauch von Buchstaben. Trotzdem wird der Vortrag dank des Verfassers hervorragender Gewandtheit in der Beherrschung der Sprache nirgends unklar. Bezüglich des Inhaltes ist nur auffallend, dafs wohl der ebene Spiegel und die Linse, nicht aber der Hohlspiegel behandelt wird.

Aber trotz aller Vorzüge, die das Büchlein sachlich und formell über das Niveau ähnlicher Leitfäden hinausheben, kann der Berichterstatter doch gewaltige Bedenken nicht unterdrücken: Ist denn der Durchschnittsschüler einer solch hohen Behandlungsweise des Gegenstandes auch gewachsen? Macht es ihn nicht irre im Vertrauen auf sein Können, wenn ihm namentlich bei einigen Abschnitten der Elektrizitätslehre fast jeder Satz neue Schwierigkeiten bereitet, sei es durch seinen Inhalt, sei es durch allzu knappe Form des Ausdrucks? Es ist ja wohl begreiflich, daſs der Verfasser die in manchen Büchern übliche, „trostlose Öde erzeugende“ Behandlung des Gegenstandes vermeiden wollte; aber er dürfte bei diesem Bestreben in das andere Extrem verfallen sein, durch allzugroſse Gründlichkeit und Knappheit dem Lernenden das Studium übermäſsig zu erschwereu.

H. Bohn, Physikalische Apparate und Versuche einfacher Art aus dem Schäffermuseum. Mit 216 Abbildungen. Berlin, Salle, 1902. 134 S.

H. Schäffer, von 1856 bis 1900 Professor an der Universität Jena, hat eine ungemein reichhaltige Sammlung von Apparaten für den Unterricht in der Physik hinterlassen, die sich zur Zeit im Besitze der bekannten Firma Zeiss befindet. Von diesen hat nun der Verfasser im Auftrage des preuſsischen Unterrichtsministeriums in der vorliegenden Schrift eine groſse Anzahl mit Hilfe schematisch gezeichneter Figuren eingehend beschrieben und zwar namentlich solche, die in den gebräuchlichen gröſseren Physikwerken entweder gar nicht oder wenigstens nicht als von Schäffer stammend erwähnt sind. Diese Apparate zeichnen sich nun durch eine staunenswerte Einfachheit und Durchsichtigkeit aus und sind meist mit so primitiven Mitteln hergestellt, daſs ihre Nachbildung mit geringen Kosten von einem nur einige Handfertigkeit besitzenden Lehrer leicht möglich ist. Auſserdem finden sich in dieser Schrift zahlreiche Versuchsanordnungen und sonstige praktische Winke, sowie auch mehrere theoretische Entwicklungen Schäffers, der offenbar ein ganz hervorragender Lehrer der Physik gewesen sein muſs. Auch für die Geschichte der Physik dürfte die Abhandlung insoferne einen Beitrag liefern, als Bohn für manche heutzutage vielgebrauchten Apparate das Autorrecht Schäffers nachweist. Die Anschaffung dieser Schrift dürfte also den Herren Kollegen wärmstens zu empfehlen sein.

Dr. M. W. Meyer, Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Mit 474 Abbildungen und 29 Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut, 1903. 671 S. Preis M. 17.—.

Dieses Werk gehört unzweifelhaft, sowohl seinem Inhalte nach

als auch hinsichtlich seiner typographischen Ausstatttung, zu den erstklassigen Erscheinungen der modernen populärwissenschaftlichen Literatur. Der Verfasser versteht es, dem Laien ein klares Bild des gegenwärtigen Standes unserer Kenntnisse in der Physik und Chemie zu geben; in beiden Gebieten hat er die neuesten Entdeckungen in den Kreis der Betrachtung gezogen und selbstverständlich die Ausnützung der wissenschaftlichen Errungenschaften im gewöhnlichen Leben, in Kunst und Technik nach allen Richtungen hin dargelegt. In der Darstellungsweise vermeidet er alles Schulmeisterliche; er erzählt in angenehmster, wenn auch selbstverständlich vom Leser strenges Mitdenken fordernder Form von Entdeckungen und Forschungen, hält sich sowohl bei diesen als auch bei den Erklärungen an den historischen Gang der Entwicklungen und führt so allmählich in ganz natürlicher Weise in das Gebiet der Wissenschaft ein. Aber neben oder vielmehr gerade mit dieser Darstellung unserer Kenntnisse verfolgt der Verfasser noch einen höheren Zweck: er will uns den inneren Zusammenhang aller Naturwirkungen erklären, dessen Aufdeckung ja das Ziel wissenschaftlicher Forschung ist; deshalb hat er auch den beiden ersten Teilen des Buches, die sich mit der Darlegung der physikalischen und chemischen Gesetze und demgemäſs mehr mit Einzelheiten beschäftigen, noch einen dritten Teil hinzugefügt, in dem er es versucht einen Gesamtüberblick über alle Naturerscheinungen zu geben. Von den Atomen ausgehend behandelt er hier die Welt des Greifbaren, wobei er auch auf das Pflanzen- und Tierleben zu sprechen kommt und schlieſst seine Betrachtungen mit einem Blicke auf die Entwicklung der Weltkörper ab. Daſs dieser höhere Zweck einer einheitlichen Darstellung ohne Zuhilfenahme von Hypothesen nicht zu erreichen war, wird dem Fachmanne sofort klar sein; ob nur auch der Laie trotz der wiederholten, ausdrücklichen Betonung des Hypothetischen, vieler Behauptungen nicht doch so manches als wissenschaftlich feststehend auffassen wird, was eben in Wahrheit nur Annahme ist? Muſs ja der Verfasser selbst zugestehen, daſs es in einem populären Werke unmöglich ist, Berechtigung und Geltungsbereich einer Hypothese in vollem Umfange zu erörtern. Doch dürfte dieses Bedenken gegenüber dem erwähnten höheren Ziele des Werkes kaum besonders ins Gewicht fallen. Nicht Weniges zur Klarlegung der Vorstellungen tragen die vielfachen Vergleiche zwischen den Vorgängen am und im Moleküle mit denen der Himmelskörper bei; anregend wirkt ferner eine gewisse Phantasie in der Vorstellungsweise des Verfassers, die aber nirgends die Grenzen des Zulässigen übersteigt, und geradezu wohltuend berührt der im ganzen Werke fühlbare Idealismus, der in der Entwicklung der Natur überall ein Aufwärts erblickt.

Die Ausstattung, welche das Bibliogr. Institut dem Werke zu teil werden lieſs, dürfte wohl einzig dastehen in der modernen Buchdruckkunst; groſses Format, klarer Druck auf feinstem Papiere, prächtige Holzschnitte und herrliche Farbendrucke verleihen dem trefflichen Inhalte auch ein durchaus würdiges Gewand.

Das Buch sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen und kann auch den Schülern der obersten Gymnasialklassen nur bestens empfohlen werden.

Würzburg. Zwerger.

Castellum limitis Romani Saalaburgense. Die Saalburg. Auf Grund der Ausgrabungen und der teilweisen Wiederherstellung durch Geh. Baurat Professor L. Jacobi von Architekturmaler Peter Woltze. Mit begleitendem Text von Dr. E. Schulze, Direktor des Kaiserin-Friedrich-Gymnasiums zu Homburg v. d. Höhe, Geh. Regierungsrat. Fünf Bilder in Farbendruck (darunter ein Doppelblatt). Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1904. 1., 2. Castellum 83 × 123,5 cm 8 M., auf Leinwand mit Stäben 12 M. — 3. Porta decumana, sacellum, principia, atrium 62 × 83,5 cm; 4. Limes, turris 83 × 62 cm; 5. Fabrica, canabae, hypocaustum 62,5 × 83,5 cm; 6. Mithraeum cum fonte perenni 83 × 61,5 cm. Preis je 3 M., auf Leinwand mit Stäben 4.50 M.

Prof. Ernst Fabricius hat im Oktober 1901 auf der 46. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Strafsburg einen ausgezeichneten Vortrag [1]) gehalten: „Die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland“, welcher in vollkommen klarer und übersichtlicher Weise nach den Ergebnissen der Forschungen der Reichslimeskommission ein Bild gibt von der Geschichte der römischen Limesanlagen und ihrer Entwicklung bis zu ihrem Untergang um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Besonders erhalten wir dadurch erst einen richtigen Begriff von den Folgen des siegreichen Feldzuges Domitians gegen die Chatten im Jahre 83. Die römische Überlieferung stellt diesen Feldzug als ein ruhm- und erfolgloses Unternehmen hin, aber nach den Funden war er der zweite und zwar der entscheidende Schritt zur Eroberung der rechtsrheinischen Lande. Ich habe bisher nicht bemerkt, dafs unsere Geschichtslehrbücher von dieser neuen, doch für Deutschland recht wichtigen Tatsache Notiz genommen hätten und möchte daher hier nachdrücklich darauf hinweisen. Damals entstanden die kleinen Grenzkastelle am Taunus, Erdkastelle, in denen auch die Dienstgebäude aus Holz waren; ein solches stand auch auf der Saalburg. An Stelle dieses kleinen Werkes liefs Kaiser Hadrian ein viel gröfseres Kastell mit steinerner Umfassungsmauer erbauen, das Kaiser Severus Alexander (222—235) wiederherstellen und verstärken liefs. Seit dem Interesse, das die drei deutschen Kaiser, Wilhelm I. wie sein Sohn und Enkel, an dieser Stätte nahmen, namentlich seit den 1897 begonnenen Wiederherstellungsarbeiten richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Saalburg zu und besonders die Schule hat allen Grund sich darum zu kümmern.

---

[1]) Derselbe ist auch separat im Buchhandel erschienen in Trier 1902, Verlag von Jakob Lintz. 17 S. mit Karte. Preis 80 Pfg.

Von diesem Gesichtspunkte aus war das Erscheinen des 36. Heftes der Gymnasialbibliothek „Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg“ von Gymnasialdirektor Dr. Ernst Schulze (Gütersloh 1903) dankbar zu begrüfsen, zumal das Büchlein mit 21 Abbildungen und vier Karten ausgestattet ist und sich durchaus für die Schüler des Gymnasiums eignet. Noch aber blieb der Wunsch, von den Erneuerungsbauten auf der Saalburg nicht nur durch Beschreibung sondern auch durch gute Bilder eine Vorstellung zu gewinnen, und diesen Wunsch hat nun die Verlagshandlung Friedrich Andreas Perthes in Gotha in vortrefflicher Weise erfüllt und damit für die Schule ein vorzügliches Anschauungsmaterial geschaffen.

Der Architekturmaler Peter Woltze in Frankfurt a. M. hat zunächst auf einer grofsen Doppeltafel in künstlerisch vollendeter Weise einen Überblick über das ganze Kastell und seine Umgebung gegeben, aufgenommen von einer Anhöhe auf der Ostseite des Passes, den die Saalburg zu sperren bestimmt ist. Auch landschaftlich ist dieses Bild, welches nach Norden eine weite Fernsicht gewährt, so gut gelungen, dafs es einen begehrenswerten Wandschmuck zu bilden vermag. Dabei mufs, um jedem Mifsverständnis vorzubeugen, ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dafs wir es nirgends mit Phantasiegebilden zu tun haben; denn die Erneuerungsbauten sind nicht blofs im grofsen und ganzen genau an der Stelle und in den Stärkeverhältnissen der antiken Reste errichtet, sondern es sind auch unter sorgfältigster Benützung aller möglichen Fundstücke die Einzelheiten antiker Bauweise genau nachgeahmt worden. Wir haben also durchaus ein lehrreiches Muster altrömischer Einrichtungen auf dem Boden unseres Vaterlandes vor uns.

In diesem Sinne müssen auch die vier kleineren Bildertafeln gewürdigt werden. Zunächst wird in gröfserem Mafsstabe die porta decumana mit ihrem Doppeleingang vorgeführt, die gewaltige, wiederhergestellte Exerzierhalle (principia) und ein Blick aus dieser in den Hof mit seinen durch Pfeiler gebildeten Arkaden und endlich das Lagerheiligtum und der zweite, kleinere Hof des Prätoriums, das peristylium. Die vierte Tafel gibt die Darstellung eines Wachtturms, dessen oberes Stockwerk mit Zuhilfenahme der Reliefs der Trajansäule ergänzt ist, eine Karte des germanischen und rhätischen Limes, im wesentlichen zurückgehend auf die dem Vortrag von Fabricius beigegebene Karte, welche von der Reichslimeskommission hergestellt wurde.

Tafel V führt uns in besonders reizvoller Weise in das Lagerdorf vor der porta decumana, an der Strafse die aus dem Maintal emporführt; man sieht verschiedene fertige canabae, einige im Bau um die Anlage des Kellers und der unterirdischen Heizanlage, des Hypokaustums erkennen zu können. Die letzte Tafel endlich gibt eine Rekonstruktion des Mithrasheiligtums, welches 1903 im Walde seitwärts von der Hauptstrafse, die vom Kastell nach Heddernheim führt, entdeckt wurde.

Die im vorstehenden kurz beschriebenen Tafeln sind im hohen Grade geeignet beim Unterricht in der römischen Geschichte der Kaiserzeit. bei der Lektüre der gröfseren Geschichtswerke des Tacitus sowohl wie der Germania und des Agricola zur Veranschaulichung des Gelesenen und zur Belebung des Unterrichts zu dienen,[1]) man darf überzeugt sein, dafs dieselben das lebhafte Interesse unserer Schüler erregen werden, namentlich wenn man der besonderen Erklärung derselben einmal eine eigene Stunde widmen will. Dazu kommt noch, worauf doch bei allen derartigen Erscheinungen ein Hauptgewicht gelegt werden sollte, dafs sie auch den Anforderungen der Ästhetik durchaus entsprechen. Also sollten sie auch von allen Gymnasien angeschafft werden, denen einigermafsen die Mittel hiezu zur Verfügung stehen.

Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Kampers, Merkle und Spahn. Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt. Cyrus von Ernest Lindl. Mit einer Karte und 98 Abbildungen. 121 S. Text und 5 S. Übersicht über die altorientalische Geschichte. Preis geb. 4 M. München 1903, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

An Monographien und gedrängten Darstellungen der Ergebnisse aller neueren so erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiete altorientalischer Geschichte ist kein Mangel; im Gegenteil, es sind vortreffliche Arbeiten zu verzeichnen: zunächst liefs in der Sammlung der Monographien zur Weltgeschichte (Velhagen & Klasing) schon 1900 Prof. Steindorff in Leipzig einen Band erscheinen: Die Blütezeit des Pharaonenreiches (mit 143 Abbildungen, bis zur XIX. Dynastie d. h. bis zu den Ramessiden reichend), der so allgemeinen Beifall fand, dafs jetzt die Verlagshandlung eine demnächst erscheinende Fortsetzung von demselben Verfasser ankündigt: Ramses und Psammetich. Von der Blütezeit zum Ende des Pharaonenreiches. Ferner veröffentlichte ebenda Prof. Bezold in Heidelberg 1903 Ninive und Babylon (mit 102 Abbildungen), eine Darstellung, welche wegen des aktuellen Interesses und ihrer Gediegenheit sich so rasch verbreitete, dafs bereits eine zweite Auflage

[1]) Der Kunstmaler Peter Woltze hat das Ergebnis seiner Tätigkeit noch anderweitig verwertet, indem er in der bekannten, bei Otto Maier in Ravensburg erscheinenden Sammlung „Spiel und Arbeit" Modellbogen und Bauanleitung herausgegeben hat, so dafs jeder Knabe sich die Saalburg als Spielburg rekonstruieren, aber dabei auch sein historisches Verständnis fördern kann. Trotz der Modellbogen und der Anleitung bleibt ihm noch Arbeit genug durch Ausschneiden, Laubsägearbeiten, Malen und Ergänzen des Walles, von dem nur ein Teil als Muster gezeichnet ist etc. etc. Diese Saalburg, wie gesagt erschienen bei Otto Maier in Ravensburg, besteht aus sieben Modellbogen und Anleitung und kostet in hübscher Mappe verpackt nur 3.50 M. Für unsere Schüler der vierten Klasse eignet sich die hiedurch bedingte Beschäftigung ganz vorzüglich; sie wird ihnen die gröfste Freude machen. Daher sei diese Modelliermappe den Eltern unserer Schüler angelegentlichst empfohlen. Sie werden mit einem solchen Geschenke Ehre einlegen.

1904 hergestellt werden mufste. Dazwischen liegt der dritte Band der Helmoltschen Weltgeschichte, in welchem die Geschichte der Babylonier und Assyrer von einem bedeutenden Kenner, Prof. Hugo Winckler, die des alten Ägypten von Karl Niebuhr dargestellt wird. Dazu möchte ich noch als eine sehr praktische und zuverlässige Übersicht nennen: J. Krall, Grundrifs der altorientalischen Geschichte. 1. Teil: Bis auf Kyros. Wien 1899.[1]) Was sich sonst an die Vorträge von Prof. Delitzsch „Babel und Bibel" angereiht hat, ist mehr zur Streitschriftenliteratur zu rechnen und kommt hier weniger in Betracht.

Abgesehen nun von dem zuletzt genannten Abrifs von Jak. Krall benützt der Verfasser der vorliegenden Monographie alle genannten Werke. Er ist selbst Assyriologe (Priester und Privatdozent in München) und war bei den Ausgrabungen beteiligt, welche die deutsche Expedition unter Koldewey in Babylon vorgenommen hat. Seine Absicht ist es nun, die bisherigen Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiete der altorientalischen Geschichte in noch engerem Rahmen und dabei noch umfassender, d. h. von den Uranfängen bis auf Cyrus herab übersichtlich darzustellen. Dabei könnte es auffallen, dafs er sein Buch „Cyrus" betitelt hat, obwohl doch mit diesem die Darstellung abschliefst. Er wollte „als ein der gröfseren Allgemeinheit bekannteres Titelwort gerade den Namen desjenigen orientalischen Herrschers wählen, der alle diese Staaten, die sich meist unabhängig voneinander zu Kulturzentren entwickelt hatten, für längere Zeit zu einem grofsen Weltreiche zu vereinigen oder wenigstens durch Gründung der persischen Monarchie den ersten Grundstein zur Vereinigung zu legen verstand". Allerdings, man mufs gestehen, klar ist dieser Titel nicht, da ja eine Monographie über Cyrus nicht geboten wird; daher war auch ein Nebentitel nötig.

Was nun die Durchführung anlangt, so gliedert sich der Verfasser seinen Stoff in folgende Gruppen: Nach einer knappen Einleitung S. 1—14, welche über Bedeutung und Schauplatz der altorientalischen Geschichte, ihre Quellen, Entzifferungen, Ausgrabungen und Chronologie handelt, folgt Kapitel 1: Älteste Kulturgebiete im Zweistromlande wie im Niltale bis etwa 1700 v. Chr. (S. 14—31); sodann 2: Die Amarna-Periode von 1700—1100 v. Chr. (S. 31—56); 3: Assyrische Epoche von 1100—600 v. Chr. (S. 56—88); 4: Neubabylonische Periode von 607 (Zerstörung Ninives) bis 539 (Eroberung Babylons durch Cyrus), S. 88—95. Daran schliefst sich 5: ein kulturgeschichtlicher Rückblick, welcher in zusammenfassender und vergleichender Weise die Entwicklung und den Höhepunkt der altorientalischen Kultur in Kunst und Wissenschaft wie Religion, sowie den Anteil des Orients an unserer modernen Kultur zur Darstellung bringt. Vergleicht man die Erzählung im einzelnen mit der der oben genannten Werke, so erscheint sie bei aller Genauigkeit und Zuverlässigkeit doch vielfach nüchtern und trocken, bietet insbesondere an einzelnen Stellen nicht viel mehr als eine blofse

[1]) Jüngst ist auch noch eine „Geschichte Ägyptens im Umrifs" (von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberung durch die Araber) von F. W. von Bissing, Berlin 1904, dazugekommen.

Aufzählung von Namen und Daten und belebt den Stoff nur selten durch den Bericht interessanter Einzelheiten. Dies hängt eben mit der Nötigung zusammen, die ganze altorientalische Geschichte in diesem engen Rahmen von 121 S. darstellen zu müssen. Hier wäre eine Teilung um so mehr am Platze gewesen, als z. B. dem einen indischen König Asoka eine eigene Monographie in dieser Sammlung gewidmet worden ist.

Ihre Berechtigung erhält übrigens die vorliegende Monographie durch die Stellung, welche ihr Verfasser in der Frage nach dem Verhältnisse zwischen der altorientalischen und der biblischen Überlieferung einnimmt. Seine Stellung ist eine vermittelnde, zurückhaltende und vorsichtige: er ist ebensoweit entfernt von den radikalen Ansichten Hugo Wincklers wie von den übertrieben konservativen Anschauungen jener, die mit Streitschriften gegen Delitzsch aufgetreten sind. Schon im Laufe der Geschichtserzählung hebt er gewissenhaft alle Beziehungen zwischen den beiden Überlieferungen genau hervor und sucht z. B. chronologisch unmögliche Ansetzungen der Bibel durch Annahme eines Schreibfehlers, der dann weiter gewirkt hat, zu beseitigen. Insbesondere aber kommt er im Schlufskapitel auf die wichtigsten, in der letzten Zeit so vielfach genannten Punkte zu sprechen, wo eine Abhängigkeit der Bibel von der babylonischen Überlieferung behauptet wurde: 1. die Schöpfungsgeschichte; 2. die Erzählung vom Sündenfall; 3. die Sintflutberichte; 4. die Behauptung von Delitzsch, der Sabbat der Juden stamme aus Babylonien. Überall ist hier die Behandlung der strittigen Fragen eine mafsvolle und verständige, so dafs gerade nach dieser Seite die Lektüre der Monographie empfohlen werden kann.

Was dagegen das Illustrationsmaterial anlangt so steht das Buch sowohl in bezug auf Reichhaltigkeit wie auf die Gröfse und Technik der Wiedergabe den Werken von Bezold und Steindorff bedeutend nach, allerdings von einigen Bildern abgesehen. Während speziell bei Bezold völlig ausreichendes Material für eine assyrische Kunstgeschichte geboten wird, sind hier manche Bilder so klein und undeutlich, dafs man daran kaum die Richtigkeit der im Text gegebenen Beschreibungen und Erklärungen kontrollieren kann. Auch hier hat eben die Zusammendrängung eines übergrofsen Stoffes auf einen zu kleinen Raum nachteilig gewirkt.

Griechische Geschichte bis zur Schlacht von Chäronea von Dr. Gg. Busolt, Prof. der Geschichte an der Universität zu Göttingen. Bd. III, Teil II: Der peloponnesische Krieg. (Handbücher der alten Geschichte. II. Serie.) XXXV u. S. 491—1640. Preis M. 18.—. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft 1904.

Der erste Teil des dritten Bandes dieses längst anerkannten Handbuches der griechischen Geschichte, welcher auf 592 Seiten die

Penekontaëtie behandelt, erschien 1897. Inzwischen ist der Verfasser von Kiel nach Göttingen berufen worden; seine dadurch gesteigerte Lehrtätigkeit und der überwältigende Stoff haben nicht nur den Druck des Bandes über Jahre hinausgezogen, sondern es mufste auch, um den Umfang des ohnehin schon gewaltigen Buches nicht noch weiter anschwellen zu lassen, die zusammenfassende Behandlung der geistigen Kämpfe dieser Epoche für den folgenden Band zurückgestellt werden. So haben wir auf 1050 Seiten ausschliefslich die Geschichte des Peloponnesischen Krieges, welcher bisher kaum eine so ausführliche Darlegung erfahren haben dürfte.

Der neue Band trägt ganz den Charakter, welcher auch den vorausgehenden ihre Eigenart verleiht, er ist ein Handbuch im eigentlichsten Sinne des Wortes. Der Verfasser sagt selbst, seine Aufgabe sei gewesen, kritisch zu sammeln und zu sichten, nicht neues zu bringen und packend darzustellen, doch habe er namentlich auf den Wunsch ausländischer Leser den fortlaufenden Text so gestaltet, dafs dieser für weitere Kreise ohne Schwierigkeit lesbar und verständlich sei. Daraus erhellt, dafs wie früher, so auch hier der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Forschung, Zusammenstellung und Kritik in die Anmerkungen verlegt ist, die oft zu solchem Umfange anwachsen, dafs auf einer Seite sich bisweilen nur zwei Zeilen Text finden, während aller übrige Raum durch die Anmerkungen eingenommen wird. Ein Geschichtswerk zum Lesen ist Busolts Werk also auch diesmal eigentlich nicht, wenn auch die treffliche Hauptquelle des Thukydides mehr als früher eine fliefsende, zusammenhängende Erzählung erlaubt.

Rund 160 Seiten sind der Behandlung der Quellen, der inschriftlichen wie der gleichzeitigen und abgeleiteten literarischen gewidmet, und davon entfällt der gröfsere Teil auf die Beurteilung des Thukydides und seines Werkes, des Schöpfers der kritischen Geschichtsforschung und politischen Geschichtschreibung; aber auch die anderen Historiker erfahren eine eingehende Würdigung. Ich habe an der Behandlung der Strategemata Polyäns die Darlegungen Busolts auf ihre Genauigkeit und Vollständigkeit geprüft und kann nur sagen: besser als in einer griechischen Literaturgeschichte und weit ausführlicher und gründlicher als dies beispielsweise in Wachsmuths Einleitung in das Studium der alten Geschichte geschehen konnte, ist hier alles zusammengetragen, was zur Bewertung der antiken Historiker dieser Periode notwendig ist.

Der Peloponnesische Krieg selbst wird in fünf grofsen Abschnitten behandelt: 1. Tiefer liegende Ursachen und unmittelbare Anlässe zum Kriege (S. 758—853); 2. der Zehnjährige Krieg (S. 854—1197); 3. der unsichere Friede und der Mantineische Krieg (S. 1198—1271); 4. der Sikelische Krieg (S. 1272—1399); 5. der Dekeleisch-jonisch-hellespontische Krieg (S. 1399—1638). Auch hier habe ich gelegentlich der Klassenlektüre des VI. und VII. Buches des Thukydides und eigener sich daranknüpfender Studien besonders einen Teil genauer geprüft, den über die sikelische Expedition. Hier ist ein Urteil um so leichter, als wir

aus neuester Zeit noch zwei Darstellungen haben, welche sich vergleichen lassen und die auch Busolt benützt hat, die Geschichte Siziliens von Freeman in der deutschen Bearbeitung von Lupus (1901) und den vierten Band von Eduard Meyers Geschichte des Altertums (1901). Auch hier springt der Unterschied sofort in die Augen: Busolt bietet an jedem einzelnen Punkte, mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zusammengetragen, das Material für eingehendes Studium und vor allem für selbständige Arbeiten auf diesem Gebiete; mit einem Worte, Busolts Werk ist unentbehrlich und auch von dem vorliegenden Bande gilt, was Bauer 1899 in seinen Forschungen zur griechischen Geschichte (1888—1898) S. 366 schrieb: „Diese griechische Geschichte ist so sehr die grofse Schatzkammer, in der alles Wissenswerte aufgespeichert ist, dafs Hinweise derart wie ‚die Stellen siehe bei Busolt', ‚die Literatur hierüber siehe bei Busolt' immer häufiger werden."

Mit dieser allgemeinen Charakteristik will ich mich hier begnügen, denn auf Einzelheiten einzugehen ist bei dem gewaltigen Umfange des Buches und dem beschränkten hier zur Verfügung stehenden Raume kaum möglich. Nur meinem Zweifel möchte ich Ausdruck geben, ob z. B. die Titel der einzelnen Kapitel des § 30: Kerkyraïka, Poteidaiatika, Megarika bei aller bezeichnenden Kürze auch geschmackvoll und verständlich genug sind, namentlich der mittlere. Der Verfasser schreibt doch deutsch!

München. Dr. J. Melber.

Beiträge zur alten Geschichte, herausgegeben von C. F. Lehmann und E. Kornemann. 3. Band. Leipzig, Dieterichscher Verlag, 1903.

Aus den zahlreichen Aufsätzen des 3. Bandes der Beiträge, auf dessen Titel zum erstenmal als Mitherausgeber der Tübinger Professor für alte Geschichte E. Kornemann genannt ist, seien folgende besonders hervorgehoben.

J. Beloch, Die Bevölkerung Italiens im Altertum. Die Abhandlung ist eine Polemik gegen Nissen, der in seiner Italischen Landeskunde die Bevölkerung des Landes im ganzen auf 16 Millionen berechnet. Dagegen begründet Beloch von neuem seine vor ca. 20 Jahren in seinem Buch „Die Bevölkerung der griech.-röm. Welt" aufgestellte Berechnung, nach welcher sich im ganzen nur eine Zahl von 7—8 Millionen ergibt. Auch C. Wachsmuth bringt zwei Kapitel aus der Bevölkerungsstatistik der alten Welt und zwar zunächst über die Ziffern der Bevölkerung Ägyptens (7 ½ Millionen) bei Josephus bell. Jud. II 16,4 § 385, die er gegenüber vielen Skeptikern als glaubwürdig anerkennt, da offenbar dem Josephus eine authentische amtliche Mitteilung zur Hand war. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der Zahl der Teilnehmer am Helvetierzug 59 v. Chr. und kommt zu dem Resultat, dafs Caesars Angaben richtig sind, dafs keine beabsichtigte Fälschung seinerseits vorliegt. Die Gesamtzahl der Waffenfähigen betrug 92 000, die Gesamtzahl der Auswanderer ergibt

sich nach dem im Altertum oder wenigstens bei den Römern der Cäsarisch-Augusteischen Zeit üblichen Verhältnissatz von 1:4 = 368000. L. Holzapfel, Die Anfänge des Bürgerkrieges zwischen Caesar und Pompejus. Nach Eröffnung der Feindseligkeiten durch Überschreitung des Rubico fehlte es nicht an Versuchen einen Vergleich herbeizuführen. Diese Verhandlungen betrachtet Holzapfel im Zusammenhang in sachlicher und chronologischer Hinsicht nach den vorhandenen Berichten und Notizen bei Caesar selbst, in Ciceros Briefen, bei Cassius Dio, Appian und Plutarch. Für die Beurteilung der uns vorliegenden Berichte ist diese Betrachtung gleichfalls von Wert, vor allem ergibt sich, dafs in Caesars Darstellung eine tendenziöse Verschiebung der Begebenheiten vorliegt. E. Kornemann, Weiteres zum Monumentum Ancyranum. Es sind Nachträge und neue Begründungen zu seinen im ersten Aufsatz (Beiträge Band 2) gewonnenen Ergebnissen über Datierung einzelner Teile und spätere Zusätze.

A. Schulten bringt seine statistischen Untersuchungen über Italische Namen und Stämme zum Abschlufs. Teil 5 und 6 handelt von der Verbreitung der einzelnen Namen auf -iedius, -edius, -idius; der 7. Abschnitt betrachtet die Namen nach ihrer sprachlichen Seite. H. Willrich, Caligula. Die merkwürdige Persönlichkeit dieses Kaisers zu ergründen ist nach der Ansicht mancher mehr eine Aufgabe des Mediziners als des Historikers. Da es aber für den ersteren schwierig ist, sich eine allseitige Kenntnis der Geschichte jener Zeit anzueignen, bleibt doch dem Historiker der Vortritt. Willrich macht sich an die Lösung des schwierigen historischen und psychologischen Problems, die bisher in dieser Gründlichkeit noch nicht versucht worden ist. Er macht nicht den Anspruch, eine erschöpfende Monographie zu geben, auch will er nicht den Kaiser unseren Herzen menschlich näher bringen, aber in manchen Dingen soll doch das Urteil über ihn verändert und von seinem Sündenregister manches abgestrichen werden. Das erreicht der Verfasser in interessanter Darstellung unter sorgfältiger Berücksichtigung und Würdigung der damaligen Strömungen und Stimmungen am Hof und im Volk und unter Prüfung und Beachtung der Gesinnung und Tendenz der Autoren, die uns Nachricht über den Kaiser geben. Willrich kommt zu dem Ergebnis, dafs der „Wahnsinn" Caligulas nicht Unzurechnungsfähigkeit in unserem Sinn sei, sondern frevelhafte Selbstüberhebung, wie die römischen Aristokraten einen Princeps für wahnsinnig hielten, der vor der alten römischen Tradition keinen Respekt zeigt, sondern rücksichtslos seine Anschauungen durchsetzen will. Hat man ja auch bei Caesar von beginnendem Wahnsinn geredet. J. Kromayer, Studien zur Wehrkraft und Wehrverfassung der griechischen Staaten, vornehmlich im 4. Jahrhundert v. Chr. Athen war im 4. Jahrhundert imstande, bei einem $^1/_3$ Aufgebot, das am häufigsten zur Verwendung kam, aus den Jahrgängen vom 20.—40. Jahr 5—6000 Mann zu stellen (volle Mannschaft über 7000); Gesamtböotien 7—8000; dagegen brachte volle Mannschaft aus den Jahrgängen 20—50 Athen 10000, Böotien 13000 auf. Die Lakedämonier hatten im 5. Jahrhundert ein Aufgebot von über

18000 Mann zur Verfügung (8000 Stadtspartaner und 10000 Periöken); im 4. Jahrhundert ungefähr die gleiche Gesamtsumme, im 3. Jahrhundert zirka 15000. Diese Zahlen sind beträchtlich höher als sie sonst die neuere Forschung angibt, vgl. bes. Beloch. C. Fries, Griechisch-orientalische Untersuchungen. I. Homerische Beiträge. Der erste Teil gibt Beobachtungen zur Geschichte des epischen Stils und einiger homerischer Motive auf Grund von Zusammenstellung gleichartiger Ausdrucksweisen, Darstellungen und Gedanken aus der babylonischen, indischen, biblischen Literatur, zieht auch Parallelen aus der germanischen epischen Literatur bei, z. B. dafs die Götter von dem Betenden für allwissend erklärt werden, dann aber von ihm doch alles ins einzelnste zu hören bekommen; ähnliches Verhalten beim Schwur, beim Tod des Freundes, Parallelen zur Teichoskopie u. a.

Ferner sind Aufsätze zu nennen von G. Bloch, De l'authenticité de l'édit censorial de 92 av. J.C. contre les rhéteurs latins. Du Bois-Reymond, Hydromechanische Bemerkungen betreffend altrömische Wasserleitung. Büttner-Wobst, Zur Geschichte des pyrrhischen Krieges. Der Depositenzinsfufs eines römischen Bankiers. Lehmann, Die Dynastien der babylonischen Königsliste und des Berossos. Hellenistische Forschungen. Der erste syrische Krieg und die Weltlage um 275—272 v. Chr. Fr. Sarre, Zur Geschichte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts. Ed. Meyer, Das chronologische System des Berossos. A. v. Premerstein, Die Buchführung einer ägyptischen Legionsabteilung. Th. Sokolow, Zur Geschichte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts. 1. Alexandros, Krateros' Sohn. Aufserdem enthält der Band eine Reihe kleinerer Mitteilungen und Nachrichten. Schliefslich ist noch zu bemerken, dafs zu den Beiträgen in beliebiger Folge auch gesonderte Beihefte erscheinen, deren erstes vorliegt und eine Abhandlung von E. Kornemann enthält: Zur Geschichte der Gracchenzeit, quellenkritische und chronologische Untersuchungen.

München. K. Reissinger.

Rudolf Wustmann, Deutsche Geschichte im Grundrifs. I. Vom Anfang bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Rofsbergsche Verlagsbuchhandlung. 1902. 228 S. M. 2.40.

Erst 20 Jahre sind vergangen, seit die „Geschichte des deutschen Volkes" von Karl Wilhelm Nitzsch an die Öffentlichkeit trat, in der zum ersten Male der mächtige Einflufs der wirtschaftlichen Verhältnisse auf Recht und Politik dargetan wurde. Während dieser Zeit aber haben sich unsere Geschichtschreiber, wohl angeregt durch die neuere historische Schule der Nationalökonomie und unter der Einwirkung der sozialistischen Strömungen unserer Zeit, immer mehr und mehr daran gewöhnt, der Kulturgeschichte einen gar gewichtigen Platz in ihren Darstellungen einzuräumen, ja nicht selten haben sie dieselbe direkt als den Ausgangspunkt aller Geschehnisse hingestellt. Indessen gab es bisher nur wenig kurzgefafste Bearbeitungen der Geschichte

unseres Volkes, welche die starke Beeinflussung der politischen Ereignisse durch die kulturellen Bedingungen genügend beleuchteten; jedenfalls ist keine vorhanden, die in so umfassender Weise wie die Deutsche Geschichte Rudolf Wustmanns alle Gebiete der Kulturgeschichte berücksichtigt. Der Leipziger Gelehrte hat seinen Abrifs im Anschlufs an Lamprechts Werk gearbeitet, ohne aber dem geistvollen Neuerer auch in allen seinen Hypothesen getreulich nachzufolgen. In wirtschafts- und verfassungsgeschichtlichen Fragen hat er Kötzschkes bewährten Rat eingeholt. Es ist nun Wustmann gelungen, in markigen Strichen ein Bild des Werdeganges unseres Volkes zu entwerfen. Nicht eine Seite seiner Kulturentwicklung ist unbeachtet geblieben. Selbst auf die Bedeutung der Veränderung der Sprache und ihre Bereicherung durch neue Ausdrucksweisen ist beständig hingewiesen worden. Dabei hat es der Verfasser verstanden, bei aller Fülle des Gebotenen doch niemals Unwesentliches in den Vordergrund zu drängen. In schlichter Klarheit werden die schwierigsten Wirtschafts- und Verfassungsfragen erörtert, ohne dafs um ihretwillen die grofsen Persönlichkeiten etwa eine oberflächliche Behandlung erführen. Im Gegenteil, Männer, die bestimmend in die Geschicke der Nation eingegriffen haben, bespricht er mit Recht in eingehendster Weise; zumal Luthers machtvolle Gestalt wird nach Gebühr hervorgehoben und gewürdigt. — Es wird dem Verfasser wohl nicht unlieb sein, wenn Referent auf einige verbesserungsfähige Stellen hinweist. Er tut dies nicht, um zu nörgeln, sondern um dem Verfasser für eine Neuauflage des schönen Buches einen kleinen Dienst zu erweisen. S. 39 wird von einer Heiligsprechung Karls des Grofsen gesprochen; offiziell hat die Kirche den gewaltigen Franken nie als Heiligen anerkannt. S. 60 sollte es „in“ nicht „an“ der Baar heifsen; denn die Baar ist ein uralter schwäbischer Gau. S. 75: Edessa kann unmöglich als „Mittelpunkt“ der christlichen Besitzungen im Orient bezeichnet werden, eher als Vorposten. S. 88: Westfalen blieb dauernd im Besitze des Erzstiftes Köln. S. 102: Der von Lamprecht geprägte Ausdruck „Wohlhäbigkeit“ kann gerade nicht auf Schönheit Anspruch erheben, ebensowenig auf S. 173 der Dativ „Luthern“. S. 109: Von Akkon wurde der Sitz des deutschen Ordensmeisters zunächst nach Venedig und dann erst nach der Marienburg verlegt. S. 115: Im Jahre 1308 kann man doch nicht von einem deutschen Kaiser sprechen. S. 116: Ludwig der Bayer liefs sich von Nikolaus V. nachträglich noch einmal krönen, nachdem er vier Monate vorher schon von Sciarra Colonna die Krone empfangen hatte. In Nr. 170 ist der zweite Satz sehr schwer verständlich. S. 120 kann es nicht heifsen die übrigen Teile der Schweiz, sondern die meisten übrigen Teile. S. 135: Bei den Schildbürgern handelt es sich nicht um Neckereien zwischen feindlichen Nachbarstädten, sondern um die Angriffe des gelehrten Hofrichters Hans Friedrich von Schönberg auf die ihm verhafsten Schildaer, wie es Ernst Jeep und nach ihm überzeugend O. E. Schmidt in seinen kursächsischen Streifzügen nachgewiesen haben. S. 141: Statt Joh. von Nepomuk heifst es doch wohl besser Joh. von Pomuk. S. 146 Zeile 3: Statt 1437 mufs 1433 stehen.

Alles in allem hat Wustmann einen Abrifs der deutschen Geschichte geboten, der dem Leser ein klares Verständnis der Ereignisse gibt, indem er seine Aufmerksamkeit auf alle Äufserungen deutschen Geistes lenkt. Mit scharfem Blicke weifs der Verfasser immer das für die betreffende Zeit Charakteristische zu erspähen und kraftvoll auszugestalten. Daher wäre es wünschenswert, dafs das interessante Büchlein auch in den Kreisen der bayerischen Gymnasiallehrer Verbreitung finden möge, von denen sich wohl schon mancher nach einem Werke umgeschaut haben wird, das knapp und kurz das Wesentliche und Bedeutsame der Entwicklung unseres Volkes mitteilt. Übrigens hat das kleine Büchlein noch den Vorzug, trotz seines geringen Preises vom Verleger eine sehr hübsche Ausstattung erhalten zu haben. In einem Anhange sind noch die wichtigsten Tatsachen der Weltgeschichte von Christi Geburt an verzeichnet. Mit Spannung darf man den zweiten Band des Werkchens erwarten, der hoffentlich nicht zu lang auf sich warten läfst.

Rudolf Wustmann, Deutsche Geschichte im Grundrifs. Anhang: Seit der Gründung des neuen Reiches. Leipzig, Rofsberg, 1903. 45 S. M. 0.60.

Auf den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte im Grundrifs" hat Rudolf Wustmann alsbald einen neuen Teil folgen lassen. Derselbe schliefst sich nicht unmittelbar an seinen Vorläufer an, sondern behandelt in der Form eines Anhanges unsere vaterländische Geschichte seit der Gründung des neuen Reiches bis zum Anfange unseres Jahrhunderts. Die an dem ersten Bande gerühmten Vorzüge gelten vollauf auch für diesen Anhang. Unser modernes Leben ist so scharf beleuchtet worden, wie es der wenig umfangreiche Raum — ganze 45 Seiten! — nur gestatten konnte. Es wird einem gewifs kaum wieder ein Büchlein deutscher Geschichte begegnen, wo mit gleich erstaunlicher Klarheit die vielfachen Äufserungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, der künstlerischen und materiellen Entwicklung unseres Volkes erläutert werden. Das ganze Werk, an dem neben der lichtvollen Anordnung des Stoffes wiederum die gediegene, ja vornehme Sprache hervorgehoben werden mufs, bietet sich als eine Arbeit aus einem Gufs dar, die dem Leser wirklich ein lebenswarmes Bild der jüngsten Vergangenheit vor Augen stellt. Zugleich durchweht dasselbe jener echte, wahrhafte Patriotismus, der sich nicht etwa im Verschweigen gefällt, sondern Mängel auch als Mängel kennzeichnet. Mit dieser schlichten Vaterlandsliebe verbindet der Verfasser auch eine markige Religiosität. Mit zwei gleichartigen Gedanken des jetzigen Papstes und Friedrich Naumanns schliefst das letzte Kapitel.

Entspricht der ausstehende zweite Band dem bisher Gebotenen, so werden wir in diesem Buche den ersten grofszügigen, auf unwesentliche Einzelheiten verzichtenden Grundrifs der deutschen Geschichte besitzen.

München. Dr. Joetze.

L. Brunier, Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. I. Teil: Die Dauphine. Wien und Leipzig, Braumüller 1904. XLII und 312 S. M. 5 = 6 K.

Ob eine so ausführliche Lebensbeschreibung der unglücklichen Marie Antoinette — der vorliegende erste Band behandelt auf 312 Seiten nur die ersten 20 Lebensjahre der Tochter Maria Theresias — ein literarisches Bedürfnis war, dürfte billig bezweifelt werden. Jedenfalls wird sich aufserhalb Österreichs kaum ein Leserkreis für dies ungemein breitspurig angelegte Buch finden. Es soll nicht geleugnet werden, dafs die Gestalt Marie Antoinettens erzieherisch wirksam ist. Wir beugen uns alle vor der durch erschütternde Schicksale geläuterten Königin; aber dafs diese Fürstin in jungen Jahren oberflächlich und in jedem Betracht unreif war, sollte uns nicht in so weitschweifiger Darstellung zum Bewufstsein gebracht werden. Freilich der Verfasser lobt oder entschuldigt alles. Wirft man seiner Heldin Mangel an Stetigkeit vor, so weifs er dagegen anzuführen, dafs die Prinzessin „während einiger Wochen“ sich bemühte, ihre ungenügenden Kenntnisse in der deutschen Sprache zu verbessern. Und vier Seiten später führt er selbst das Urteil Maria Theresias an, dafs es ihrer Tochter an Fleifs und Interesse fehle! In seiner Gutmütigkeit urteilt der Verfasser sogar über Ludwig XV. sehr mild und ist geneigt, „den gröfseren Teil seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuzuwälzen“. An solchen (und noch weniger passenden) Zitaten fehlt es in dem Buch nicht, auch nicht an allen möglichen dem Stoffe fremden Zutaten, von Thukydides und Plutarch bis auf Richard Wagner und eine düster gefärbte Betrachtung über das Ende „unseres Säkulums“ (das Buch scheint schon länger geschrieben zu sein, auch die langatmige Vorrede ist vom 2. Ostertag 1901 datiert). Durch derartiges Beiwerk, das manchmal etwas seltsam wirkt (wie die Bemerkung, dafs die Lektüre Taines Bismarck über den Mangel an Schlaf hinweghalf) erhält das Buch einen gelehrten Anstrich, der noch verstärkt wird durch die vielen wörtlichen Anführungen aus dem Briefwechsel zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter, bald im Originaltext, bald auch in Übersetzung, wobei das vous der Anrede wenig ansprechend mit Sie wiedergegeben ist. Da aus diesem Briefwechsel auch vertrauliche Mitteilungen, wie sie einer Mutter einer jung verheirateten Tochter gegenüber in die Feder kommen, dem Leser nicht vorenthalten werden, so ist schon aus diesem Grunde das Buch für Schülerbibliotheken nicht geeignet. Wir hätten es auch wegen seiner sonstigen sachlichen und sprachlichen Mängel nicht empfehlen können.

Zweibrücken. H. Stich.

Dr. Karl Lorenz, Die kirchlich-politische Parteibildung in Deutschland vor Beginn des dreifsigjährigen Krieges im Spiegel der konfessionellen Polemik. München 1903, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. IX u. 163 S. Preis 3.50 M.

In dem Werke „Briefe und Akten zur Geschichte des dreifsig-

jährigen Krieges" hat Stieve zuerst die hohe Bedeutung der früher wenig beachteten Streit- und Flugschriften konfessionellen Charakters aus den Jahren 1555—1609 für die politische Entwicklung gebührend gewürdigt. Ausgehend von demselben Gedanken, dafs die genannte Literatur oft die interessantesten Streiflichter auf zeitgenössische Verhältnisse biete, da man sich in solchen meist anonymen oder pseudonymen Veröffentlichungen natürlich viel freier auszudrücken pflegte als in offiziellen Schriften, unternahm es Lorenz aus einer grofsen Anzahl solcher in den Jahren 1613—1617 erschienenen Druckwerke heraus ein Bild von der damaligen kirchlich-politischen Parteibildung in Deutschland, nebenher streifend auch in den Nachbarstaaten, zu entwerfen und damit einen Beitrag zu liefern einerseits für den Nachweis, wie der unheilvolle Krieg infolge der immer gröfser gewordenen Erbitterung in den feindlichen Lagern von Jahr zu Jahr unvermeidlicher wurde, andrerseits aber wohl auch um der Gegenwart zu zeigen, wohin die sich bei uns dermalen in einem nicht unbedenklichen Mafse zuspitzenden konfessionellen Gegensätze auf dem Gebiete der mit ihnen unlösbar verbundenen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu führen geeignet sind.

Fragt es sich, wie Lorenz dabei zu Werke ging, so ist nicht allein seine umfassende Kenntnis der einschlägigen Literatur, aus der er eine nicht geringe Anzahl der beweiskräftigsten und damals wirksamsten Schriften und Gegenschriften zur Besprechung bringt, rühmend hervorzuheben, sondern auch der kritische Blick, die löbliche Vorsicht und Umsicht, der sittliche Takt, durch den er sich mit diesem seiner ganzen Natur nach äufserst heiklen Stoffe abfindet, und die daraus sich ergebende verständige Würdigung des für seine Zwecke Verwerteten.

Besonders wohltuend wirkt auf den Leser der in dieser Schrift allenthalben vorteilhaft hervortretende deutsch-patriotische Sinn des Verfassers und die volle Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, in denen teils tiefreligiöse Überzeugung und heiliger Ernst, noch öfter aber bitterster Hohn, Verschmitztheit, Bosheit, Gehässigkeit und garstige Verrohung die Feder führten. In diese Eigenschaften teilen sich die hierher gehörigen Schriften der Katholiken, der Lutheraner und der Calvinisten so ziemlich zu gleichen Teilen. Wird vom Verfasser des öfteren ein besonderes Mafs von Klugheit und Schlauheit den Jesuiten nachgerühmt oder nachgeredet, so ist aus der Gesamtdarstellung unschwer zu ersehen, dafs sich hierin auch die Gegenparteien recht Erkleckliches leisteten. Treffend aber ist, was er auf S. 57 sagt: „Man kann beides: je nach dem Standpunkt des Beurteilers sie bekämpfen — sie verteidigen; aber eines kann man nicht: sie gering schätzen oder gar ignorieren." Eben diese volle Berücksichtigung der damaligen Zeitverhältnisse, anderwärts allzuoft nicht oder doch nicht in dem erforderlichen Umfange geübt, gestaltet die häufig eingestreuten Urteile über die angegebenen Schriften zu mafsvollen und vertrauenerweckenden.

So ist das Buch in hohem Grade würdig eine weitgehende Beachtung zu finden. Namentlich können gymnasiale Lehrer, denen die

Behandlung des hier in Betracht kommenden Geschichtstoffes obliegt, aus ihm für ihre eigene Kenntnis der damaligen Zeitverhältnisse ergiebige Förderung gewinnen.

Die lichte Gruppierung des Stoffes und die gewandte Darstellung verdienen gern gezolltes Lob; nicht minder die erfreuliche äufsere Ausstattung der Schrift. Die in den ersten Druckbogen eingeschlichene falsche Schreibung Jannssen statt Janssen ist auf S. IV richtiggestellt; ein gleiches hätte bezüglich der Schreibart Churfürst, Churhaus, Churpfalz und Chursachsen geschehen sollen. Auf S. 120 war Pythagoreer zu schreiben statt Pythagoräer; auf S. 141 war doch wohl die gewöhnliche Lesart fustibus statt funibus beizubehalten, wofern nicht lediglich ein Druckversehen vorliegt.

F. J. Bronner, Bayerisch' Land und Volk (diesseits des Rheins) in Wort und Bild. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für jedermann, insbesonders zur Weckung der Vaterlandsliebe für die Jugend. Mit 225 Autotypien und photographischen Aufnahmen und Bildern von Achleitner, A. Hoffmann, M. Kellerer, Meyer-Kassel u. a. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. München, Verlag von Max Kellerers herzogl. bayer. Hofbuchhandlung. XII und 655 Seiten. Preis 4.85 M.

Lehrer, denen die Einstellung von Büchern in unsere Schülerlesebibliotheken obliegt, wissen wohl ausnahmslos von den mancherlei Schwierigkeiten zu erzählen, denen man hierbei zu begegnen pflegt. Je seltener Schriften sind, die völlig unbedenklich berücksichtigt werden können, um so freudiger sind sie zu begrüfsen. Bronners Bayerisch' Land und Volk zählt zu ihnen. Weder in sittlicher noch in politischer noch in konfessioneller Beziehung findet sich in dem Buche irgend etwas, was eine erheblichere Beanstandung veranlassen könnte. Vielmehr ist es Seite um Seite darauf angelegt die Kenntnis der Vorzüge unseres engeren Vaterlandes nach den verschiedensten Richtungen zu verbreiten und damit die Liebe zu ihm in den Herzen des Volkes und namentlich der heranwachsenden Jugend zu fördern und zu erhalten.

Zunächst galt es dem Verfasser, einem Mann von offenem Blicke für die Beobachtung und mit der einschlägigen populären Literatur wohl vertraut, die Naturschönheiten des mit solchen gottbegnadeten Landes zu veranschaulichen, seine Berge, Höhen und Ebenen, seine Flüsse und Seen, seine Naturprodukte in Flora und Fauna, seine unterirdischen Schätze, ferner die landwirtschaftliche, gewerbliche und industrielle Tätigkeit seiner Bewohner in Stadt und Land, ihre Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Mundarten und Kleidertrachten, althergebrachte Festlichkeiten und Belustigungen von alt und jung, Gepflogenheiten, Charaktere, soweit sie zur Belehrung und teilweise auch zur Unterhaltung für jedermann in Betracht kommen, zu schildern und zu näherem Verständnisse zu

bringen. Nicht minder ist an geeigneten Stellen der innigen Verehrung unseres Regentenhauses und der treuen Anhänglichkeit an dasselbe Ausdruck verliehen. Mit besonderer Vorliebe wird ferner das Gebiet der einheimischen Sagen gepflegt, aber auch die Lokalgeschichte kommt, soweit es hier wünschenswert, zu ihrem guten Rechte. Ebenso fanden zahlreiche Kunstbauten und Denkmäler löbliche Berücksichtigung. Bei seiner ganzen Arbeit glaubte der Verfasser als gewissenhafter Natur- und Landschaftsbeschreiber auch das Unscheinbare, doch Auffällige, nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Natürlich konnte es nicht fehlen, dafs hierbei zuweilen gar zu Unscheinbares in das Bereich der Erzählung gezogen wurde, während Belangreicheres beiseite liegen blieb. Der reiche und gute Bilderschmuck nebst den mancherlei Einfügungen gut gewählter Erzeugnisse in gebundener Rede verleiht dem Buche nicht allein einen hervorragenden Reiz der Belebung, sondern ist zugleich trefflich dazu angetan, einen tieferen Einblick in das Vorgetragene zu unterstützen.

Die Art der Darstellung ist nicht blofs allgemein leicht verständlich, sondern auch anregend und gewinnend. Bronner versteht es vorzüglich zu erzählen, zu schildern und zu charakterisieren. Nur in einem Punkte vermögen wir uns in dieser Beziehung mit ihm nicht einverstanden zu erklären. Er meint offensichtlich darin einen vorzugsweise glücklichen Griff getan zu haben, dafs er das Wort vielfach einem auf einer Ferienreise durch die bayerischen Lande begriffenen 12jährigen Studentlein Willy verleiht, der die Früchte seiner Beobachtungen, Erkundigungen und Erlebnisse brieflich dem lieben Schwesterchen mitteilt. Fürs erste nimmt es sich unseres Erachtens nicht gut aus, dafs dieser 12jährige Junge, der bald damit renommiert, er sei schon von Jugend auf (!) ein Bursch mit lauter „Un-" voraus gewesen, und der sich zur rechten Zeit einen Schoppen Roten schmecken läfst, bald wieder, im Handumdrehen aus einem Saulus zum Paulus umgewandelt, Domprediger in Würzburg werden möchte, dafs also dieser Zwölfjährige, der sich anderweitig in kindisch naiven Plaudereien gefällt, auf S. 610 sein liebes Schwesterlein altklug belehrt, der konservative Unterfranke ziehe dunkelfarbige Strümpfe lieber vor, weil er so seinem Bräutchen besser gefalle; dafs er auf S. 634 das Schwesterchen darüber benachrichtigt, es gebe in der Rhön ziemlich viele Mädchen, die sich als Mägde auf hessische Domänengüter verdingen und von dort ein hübsches Stück Geld nach Hause bringen, mitunter aber auch schlimme Sitten; dafs er ferner auf S. 599 zu berichten weifs, ein Graf Johannes von Wertheim habe nach dem Ableben seiner Gattin ein gleich liebliches Ehegemahl gefunden und ruhe so nun zwischen beiden. Auch in anderer Hinsicht ist Willy nicht konsequent. Auf S. 583 läfst er den Wunsch laut werden, die grofsen Ferien sollten vom Mai bis zum Oktober dauern. Allein nach seinem Berichte auf S. 571 macht er am Karfreitag einen Wallfahrtszug nach Vierzehnheiligen mit und nach S. 606 erfreut er sich der Teilnahme an einer Weinlese in der Würzburger Gegend. Indes möchten wir es mit derlei Dingen keineswegs genau nehmen: poetis quidlibet audendi semper fuit

aequa potestas. Allein wichtiger ist folgendes. Wir wünschen, dafs das Buch ganz besonders von den Schülern der mittleren und der oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten gern gelesen werde, weil ihm diese ein reiferes Verständnis entgegenbrächten. Allein unser Willy wird gerade bei ihnen nur allzuleicht den auf einer gründlichen Täuschung beruhenden Eindruck hervorrufen, sie stünden, wie es bei manchen leeren Plaudereien Willys tatsächlich der Fall ist, so im allgemeinen weit über dem Inhalt und dem Stande des Buches. Aber auch nicht viele Erwachsene des Volkes werden an dem wiederholt eingestreuten Gerede dieses Bürschchens Gefallen finden und so wird sich leider mancher über die Lektüre hinwegsetzen, aus der er reichen Gewinn ziehen könnte. Andrerseits hätte sich der durch die Ausscheidung der speziell auf Willys Rechnung zu setzenden Partien leicht einzusparende Raum sachdienlich für ein sorgfältig hergestelltes Namenregister verwenden lassen, das unliebsam vermifst wird. Ein solches hätte sicher auch zur Ausmerzung mancher lästigen Wiederholungen geführt.

Kehren wir indes zu dem mehr sachlichen Teile des Buches zurück!

Sehr zweckmäfsig ist die Wanderung durch das Land nicht an die politische Kreiseinteilung angelehnt. Viel richtiger geht sie von den Bayern im Süden umsäumenden Voralpen aus und erstreckt sich dann über die Schwäbisch-Bayerische Hochebene, über das Donautal, den Böhmer- und Bayerischen Wald, die Oberpfälzische Hochebene, den Jura, das mittelfränkische Keupergebirge, das Fichtelgebirge und den Frankenwald, das Maingebiet, den Spessart, die Rhön, um an der Westgrenze Mittelfrankens zu enden. Auf diesem Wege wurde ein weit besserer innerer Zusammenhang gewonnen.

Anlangend die zahlreichen geschichtlichen Notizen war mitunter mit gröfserer Vorsicht und Umsicht zu verfahren. So ist es z. B. allerdings wahrscheinlich, dafs die bekannte Zusammenkunft Barbarossas mit Heinrich dem Löwen, wenn überhaupt, so doch nicht in Partenkirchen stattfand; allein sie kurzweg der Sage zuzuweisen, dafür ermangelt es zureichender Belege (S. 61). Ein Bistum Chiemsee hat es nie gegeben (S. 146). Weder Ludwig das Kind trug die Kaiserkrone noch Konrad IV. (319 und 198). Das Münchener Karlstor wurde 1315 vollendet und Neuhausertor benannt. Die Benennung Karlstor erfolgte erst 1791 unter der Regierung Karl Theodors (S. 226). Aus Erz von Kanonen, die bei Navarin erbeutet wurden, ist der Münchener Obelisk gegossen, nicht die Bavaria und auch wohl nicht die Glocken der Ludwigskirche in Ansbach (S. 237 und 450). Die Inschrift „Das beste Herz“ liefs König Ludwig I. in Altötting für seinen Vater Max I. anbringen; auf S. 262 ist sie irrtümlich auf Max II. übertragen. Auf S. 295 fehlt zum Hexameter Dillingae nebulae, nix, nox et lectio semper der Pentameter hae sunt deliciae, quas studiosus habet. Die Dillinger Universität wurde 1554 eröffnet, nicht 1551 (ibid.). Auf S. 311 werden der Chemiker Pettenkofer als berühmter Arzt, auf S. 502 der Philologe Doederlein, der Orientalist Rückert und der

Geologe Raumer als Philosophen vorgeführt. Der Markgraf Alexander von Ansbach-Bayreuth sah sich 1791 nicht durch sein 55. Lebensjahr veranlafst, sein Ländchen an Preufsen abzutreten, sondern durch seine Jahr für Jahr mehr zunehmende Unbeliebtheit beim Volke, und weil er zudem kinderlos war, weshalb nach seinem Ableben der Anfall an Preufsen ohnehin erfolgen mufste. Auch wurde Ansbach an Bayern von Napoleon nicht 1810 überlassen, sondern schon 1806 (S. 501).

Dafs die Phantasie in der Sage eine grofse Rolle spielt, liegt in der Natur dieses Gebietes; allein der Verfasser räumt ihr auch sonst zuweilen recht weitgehende Zugeständnisse ein, so z. B. in den angeblichen Wirkungen, die nach der Meinung des Volkes der Kräuterweihe innewohnen sollen (S. 89). Desgleichen wird wohl das Gewinnen von Feuer aus starken Zaunstecken durch Reiben wenigstens in dieser Allgemeinheit auf jenes Konto zu setzen sein (S. 140). Gleiches gilt von den auf S. 36 erwähnten mit „Felstrümmer" beschwerten Schindeln der Dächer von Bauernhäusern im Allgäu und von dem Romanschriftstellern entlehnten Wildschützen, der durch einen ebenso glücklichen als tollkühnen haushohen Sprung in Felsenriffen der Todesgefahr entrinnt (S. 83). Auch die eine oder die andere Zurückführung von Ortsnamen auf Stämme bedenklichster Art wäre hier anzureihen.

In der Besprechung von Volkssitten hat sich manches Irrtümliche eingeschlichen. Auf S. 272 f. werden Scherze, die sich an das sogenannte Abdreschen knüpfen, lediglich der Aichacher Gegend zugewiesen; wir begegnen ihnen mit wenigen Abänderungen gleichfalls in bayerischen Gebirgsgegenden und wohl auch anderswo und nicht allein beim Abdreschen, sondern in anderer Art auch bei der Beendigung des Ackerns, der Heu- und der Getreideernte. Ebenso ist das Lumpenglöcklein keineswegs eine ausschliefsliche Eigenheit der Günzburger Gegend (S. 295); auch die Deutung am Himmel sich sammelnder sogenannter Schafwölkchen, es werde bald schlechtes Wetter eintreten, ist nicht ein specificum der Fichtelgebirgsbewohner (S. 549). Auf S. 382 wird das Schnadahüpfel: „A frischö Mafs Bier hat an Foam (Schaum) an weifsn; ehnda gö mer nit hoam, bis ins aufsi schmeifsn" den Bewohnern des Bayerischen Waldes zugeeignet. Es ist dorthin wohl nur aus dem Leizachtale importiert, wo es schon vor mehr als einem halben Jahrhundert allenthalben im Munde „sefshafter" und lustiger Zechbrüder war. Nach S. 126 wird in den Alpengegenden Südbayerns der Name Balthasar in Hauser abgekürzt. Nicht so lautet die Abkürzung, sondern Hausl.

Von Druckversehen ist das Buch lobenswert sauber gehalten. Das Stärkste findet sich auf S. 7, auf der erzählt wird, jeder Äbtissin des gefürsteten Frauenstiftes zu Lindau sei das Recht zugestanden einmal in ihrem Leben einen zum Tode verurteilten Verbrecher zu begnadigen. „Fast jede machte von diesem Rechte Gebrauch, die letzte noch im Jahre 1870." Nach einer mir durch gütige Vermittlung aus authentischer Quelle zugegangenen Mitteilung geschah dies zum letzten Male 1780 durch eine Gräfin zu Ulm-Langenhain, die 1771—1782 Äbtissin

des Stiftes war. Auf S. 262 steht animius statt animus, auf S. 596 geringfertig statt geringwertig.

Die Orthographie ist in guter Ordnung, nur sollten für Eigenschaftswörter, die Bestandteile von Titeln oder Namen sind, grofse Anfangsbuchstaben verwendet sein, also z. B. der Weifse und der Rote Main, die Rote Wand, das Steinerne Meer. Auf S. 42 war zu schreiben nichts Bestimmtes. Auf S. 319 findet sich Emmeran neben der richtigen Schreibweise Emmeram. Warum Altmül geboten wird statt Altmühl ist schwer abzusehen, da doch das h z. B. in Mühldorf in seinen alten Rechten belassen wurde.

Abweichungen von einer korrekten Ausdrucksweise sind äufserst selten. Garstig und für die Aufnahme in Wustmanns ‚Allerhand Sprachdummheiten' sich empfehlend ist „das Obiggesagte" auf S. 429. S. 139 f. bieten Bafsler statt Bastler; auf S. 100 Z. 2 von unten ist „aber" recht unschön gestellt. Auch wären so gesuchte Ausdrücke richtiger vermieden worden, wie z. B. Ritter trottierten einher (S. 24); der Herzog legte seine Gewaffen an (S. 26); eine Herde verkömmt uns (S. 171). Auf S. 583 hätte statt frägst das weit besser berechtigte fragst gebraucht werden sollen.

Die äufsere Ausstattung des Buches verdient volles Lob. Von den verwendeten Lettern sollten die allerdings nicht gerade oft verwendeten kleinsten etwas gröfser sein.

Recht schade ist es, dafs den Verfasser weder sein Amt noch seine Wege auch in die Pfalz geführt haben; er hätte dort für seine Zwecke ein besonders ertragreiches Feld gefunden. Seien wir jedoch mit dem Gebotenen zufrieden! Möge das Buch, wie schon angedeutet, namentlich bei Anschaffungen für Schülerbibliotheken recht ausgiebig berücksichtigt werden! Aber auch die Lehrer werden aus ihm manche Anregung gewinnen; insbesondere werden die mit dem Geographieunterricht der ersten Klasse betrauten bei seiner Lektüre reichlich ihre Rechnung finden.

München. Markhauser.

Prof. Dr. E. Vogel, Eine Mittelmeerfahrt von Hamburg über Gibraltar nach dem Bosporus. Hamburg 1902, J. F. Richter. 8°, 198 S. Preis M. 2.—.

Die mächtig aufstrebende Hamburger Levantelinie hat für ihre Orientreisen, die sie alljährlich mehrmals mit ihren Exprefsdampfern Pera, Stambul und Therepia von Hamburg bis Odessa unternimmt und für die auch unserem Gymnasialvereine erhebliche Vorteile und Ermäfsigungen eingeräumt sind, einen vortrefflichen Führer besonders in naturwissenschaftlicher Hinsicht an dem Buche des Herrn Professor Dr. E. Vogel in Stuttgart gewonnen und gefunden, das vorzüglich von dem Stangenschen Reisebureau in Berlin buchhändlerisch vertrieben wird. Da der Schreiber dieser Zeilen vor zwei Jahren dieselbe Seereise, wenn auch in umgekehrter Folge, glücklich vollendet hat,

gewährt es ihm eine grofse Befriedigung, neben der dankbaren Anerkennung des Genusses, den er aus der Reise selbst und dem Buche geschöpft hat, für die bald notwendige zweite Auflage des wertvollen Führers einige Zusätze beizusteuern. Nach der Ausfahrt von der Elbe in die Nordsee und der Passage des Englischen Kanals und der Schilderung der Seekrankheit auf dem Atlantischen Ozean, bietet sich Lissabon und die Meerenge von Gibraltar, das fretum Gaditanum, den erstaunten Blicken dar. Im Iberischen Meere und vor Algier, vor Tunis und Karthago legt das elegante Schiff so lange an, dafs alle „Sehenswürdigkeiten" besucht werden können. Pag. 63 ist wohl statt Scipio Africanus mit seinem ceterum censeo der alte Cato zu nennen. Die Insel Malta zeigt noch einmal Englands Seeherrschaft im Mittelmeer. Nach der Landung im Piräus erscheint Athen in alter Pracht. Pag. 92 ist Cytherea statt Kithera, pag. 96 Athen = Piräus, statt 13 km 7, Phidias statt Phydias, pag. 98 der statt das Parthenon, einem statt einer Peripteros, pag. 100 statt 1841 wohl 1821 von Lord Elgin, Cella d e s Parthenon, pag. 101 statt Pike Lanze der Athena, pag. 103 Olympieion statt Olympeion, pag. 104 Dionysos statt Dionysios, pag. 106 hellenistischen statt hellenischen Reiches, athenischer statt atheniensischer, Messolunghi statt Messalunghi, pag. 107 Albanesen statt Albaner zu lesen, die Kosten des Kgl. Schlosses in Athen wurden 1890 dem Kgl. Bayerischen Hofe zurückerstattet, pag. 108 lies Thrasybul statt Trasibul, pag. 108 ist mit letzterer Kanaris und nicht Kapodistrias zu meinen, pag. 110 sind wohl die indischen Bajaderen und die griechischen Paederasten (?!) zu streichen, pag. 111 lies Hissarlik statt Hassarlik, hier stimmt auch die Schliemannsche Theorie vom verbrannten Homerischen Ilion nicht mit der Dörpfelds, pag. 116 lies mithridatisch statt mythridatisch, erotischen statt exotischen Dichtungen, pag. 120 Phokaea statt Phokia, Kaukasus (?), pag. 121 Palaeologen oder Archaeologen? pag. 123 das griechische und a r m e n i s c h e Viertel von Smyrna, pag. 125 Sisostris?, statt Adscha Soluk lies Ajas Oluk (Hagios Lukas). Pag. 128, die kostbaren Smyrnateppiche werden hauptsächlich in dem landeinwärts gelegenen Uschak fabriziert. Pag. 130, der meiste Meerschaum wird in Eskischehir in Kleinasien gewonnen. Durch die Dardanellen geht der Lauf des Schiffes. Pag. 134 lies Mytilene, pag. 138 türkische Wilajet (?) Troas?, pag. 140 Simoeis statt Simonis, einen statt ein Sohn; pag. 141, nicht das Dorf Bunarbaschi sondern Hissarlik gilt als die Stätte des alten Troja, pag. 143 Ilium statt Ileum, 1356 statt 1360, pag. 144 Bacchus statt Bachus, pag. 145 Friede von Paris statt San Stefano (1876). Konstantinopel taucht vor uns auf. Pag. 149 lies Konstantinopolis statt Konstantinupulos, pag. 150 Vorstädte statt Städte, pag. 156 Hippolyt statt Hippolit, pag. 157 lies 479 statt 480, pag. 160 der T a u b e des Propheten, pag. 161 Verde antico, 1453 war das Schiefspulver schon erfunden, die Schilderung der Erstürmung von Konstantinopel bedarf der Revision, pag. 166 die V o r stadt Kassim Pascha, das Schwert Omars nicht Osmans. Wir begleiten den Verfasser noch auf einem Ausflug in den Bosporus bis in das Schwarze Meer; pag. 174 lies Artaphernes, in

dem Kapitel über die Moscheen und den Islam ist pag. 184 wohl besser vom türkischen statt byzantinischen Kaiserreiche zu sprechen. Die Moscheen pag. 185, türkisch Dschami oder Medschid, dürfen auch von Frauen (pag. 186) betreten werden. Ein Besuch der asiatischen Seite Konstantinopels beschliefst das Büchlein. Pag. 195 die Eisenbahn nach Brussa geht von Mudonia aus, der Anschlufs der Smyrna-Kassababahn erfolgt in Afiun kara hissar, pag. 196 ist der Rückzug Xenophons mit dem Hinaufmarsch verwechselt, pag. 198 lies Kerkuk statt Kerkut.

Levanteerinnerungen, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. vorm. J. F. Richter in Hamburg, 1903.

Die deutsche Levantelinie in Hamburg, die seit ihrer Gründung 1889 sich eines immer steigenden Personen- und Frachtverkehrs nach dem Orient erfreut, hat ihren zahlreichen Gästen ein prachtvolles Bilderbuch als Weihnachtsgeschenk beschert, das an äufserer Ausstattung und innerem Werte seinesgleichen sucht. Für den klassischen Philologen gewinnen diese Kunstblätter um so praktischere Bedeutung als die Gesellschaft den deutschen Gymnasiallehrern für ihre Fahrten nach dem Mittelmeer erhebliche Preisermäfsigung gewährt. Wer wie der Schreiber dieser Zeilen das Glück genossen hat, an Bord ihres schönsten und schnellsten Schiffes, der „Therepia", 23 halkyonische Seefahrtstage verlebt zu haben, wird mit dankbarer Erinnerung diese Blätter betrachten, anderen mögen sie Sporn und Antrieb zur Ausreise nach hesperischen und anatolischen Gestaden sein. Lissabon mit seinen Türmen, Klöstern, Kirchen und Schlössern, Gibraltar mit seinem felsigen Löwenhaupte, Algier mit weitem Hafen und mächtiger Terrasse, tropenhaft blühendem Garten (Jardin d'essai), Tunis mit dem Bardo, das feste Malta, Athen mit seiner Burg und ragenden Säulen- und Tempelpracht, Smyrnas handelsreges Städtebild und endlich Konstantinopel mit den Wundern des Bosporus ziehen in gesteigerter Schönheit an uns vorüber; wahrhaftige Märchen aus Tausend und Eine Nacht. Auch für Schülerbibliotheken, besonders für den Schaukasten eignen sich diese wundersamen Bilder, Abbilder einer noch schöneren Wirklichkeit.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Geographie als Bildungsfach. Von Dr. Christian Gruber. Leipzig 1904, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XVI und 156 S. 8°.

Von dem Verfasser, dessen Name allen Didaktikern der Geographie wohl bekannt und auch in diesen Blättern schon viel genannt worden ist, besitzen wir bereits eine Reihe von Schriften, deren Tendenz die gleiche ist, während die Art der Behandlung mannigfach wechselt. Diesmal soll wesentlich die geschichtliche Betrachtung dazu verhelfen, pädagogische Richtpunkte für die Erdkunde zu gewinnen, und in der

Tat gibt es kein besseres Hilfsmittel, zu lernen, wie man eine Sache machen soll, als wenn man ihre Entwicklung verfolgt und sowohl nach der positiven wie auch namentlich nach der negativen Seite hin die so gemachten Erfahrungen verwertet. Angesichts des sehr reichen Inhalts der Gruberschen Schrift ist es nicht ganz leicht, demselben in einer Besprechung vollständig gerecht zu werden, und trotzdem wäre es wünschenswert, die Lehrer des Faches, denen bei uns ja leider noch zum Teile die geographische Durchbildung mangelt, recht nachdrücklich auf ein Buch hinzuweisen, das vorzüglich dazu geeignet erscheint, diesem Gebrechen abzuhelfen und dem, der wenigstens den guten Willen mitbringt, einen Weg zu zeigen, durch dessen Betretung er sich zum wirklichen Lehrer des Faches auszubilden hoffen darf, dessen augenblicklicher Vertreter er durch eine Verkettung zufälliger Umstände hat werden müssen.

Eine gedrängte, aber alle wichtigeren Momente berücksichtigende Schilderung dessen, was eine frühere Zeit unter geographischem Unterricht verstand, ist an die Spitze gestellt. Die „Methodenlosigkeit“, welche Jahrhunderte hindurch nicht zu beseitigen war, drückt dieser an unerquicklichen Episoden reichen Leidensgeschichte eines für die Jugend gleich anregenden wie bedeutsamen Unterrichtsgegenstandes ihren Stempel auf. An Hübner und an dem allerdings noch sehr viel tiefer stehenden Losius mag man ersehen, wohin es führt, wenn man die Geographie als „Memorialfach“ ansieht, und wie viele sogenannte Schulmänner mag es selbst heute noch geben, die sich nicht über diesen — freilich überaus bequemen — Standpunkt erhoben haben. Übrigens macht uns Herr Gruber auch mit manchem geographischen Schulschriftsteller bekannt, der bisher noch recht wenig oder gar nicht beachtet wurde; Feind, Koenig, Brietius, Buno hat er so der Vergessenheit entzogen, und es wäre nur zu wünschen, daſs er gelegentlich einmal auf diese Männer ausführlicher zurückkäme. Einen trefflichen Überblick gewährt der Abschnitt „Die Schulgeographie im XVIII. Jahrhundert“; man überzeugt sich bei der Lektüre, daſs zumal während des Aufklärungszeitalters gar mancher Keim ausgestreut wurde, der erst in sehr viel späterer Zeit aufging — oder der selbst heutigen Tages noch nicht aus den Dornen erlöst worden ist, in die er damals geriet. Der wackere Gaspari z. B. würde sich sehr wundern, wenn er nach fast fünf Vierteljahrhunderten wiederkäme und Übelstände wohl konserviert verfände, gegen die er in seinen Weckrufe „Über den methodischen Unterricht in der Geographie“ eine Lanze brach. Vor allem freut es uns, den von seiner Zeit nicht immer verstandenen Herder, dessen Gedächtnis vor kurzem allgemein gefeiert wurde, hier nach Verdienst gewürdigt zu sehen. Von dem Manne können wir gleichfalls viel lernen, so herrlich weit wir es anscheinend gebracht haben.

Ins XIX. Jahrhundert übertretend, macht der Verfasser zuerst bei Ritter längeren Halt, den er treffend und ohne den oft allzu weit getriebenen Überschwang enthusiastischer Verehrer kennzeichnet. Daſs von seinen unmittelbaren Schülern keiner des Meisters Lehren voll

für die Schule auszunützen verstand, ist richtig, aber z. B. von Roon hätten wir doch gerne etwas mehr erfahren; wer von ihm nur aus den wenigen Worten des Verfassers sich ein Urteil bildet, wird leicht auf die Meinung verfallen, es mit einem bloſsen Epigonen zu tun zu haben, was denn doch nicht stimmen würde. Als Didaktiker wird Diesterweg sehr hoch eingeschätzt, und das mit gutem Grunde. Hierauf schreitet die Darlegung weiter zu A. v. Humboldt, O. Peschel und den modernen Didaktikern der Volksschule, die gar manchen richtigen und für sämtliche Schulgattungen gleichmäſsig zu Recht bestehenden Grundsatz auch auf diesem Gebiete der Methodik ausgesprochen haben. Einen sehr stattlichen Raum nimmt fernerhin ein die Charakteristik F. Ratzels (S. 65—87). Man sieht sofort, daſs ehrliche Begeisterung des Schülers für den Mann, dem er selbst die Einführung in die Wissenschaft verdankt, dem Verfasser die Feder geführt hat; allein das schadet gar nichts, denn er ist deswegen nicht ungerecht gegen andere geworden, und auch rein sachlich ist diese zusammenfassende Charakteristik der so auſserordentlich ausgebreiteten schriftstellerischen Tätigkeit des Leipziger Geographen wertvoll auch für weitere Kreise.

Wog bisher das geschichtliche Element vor, so geht der Verfasser nunmehr daran, die Pflichten der Schulgeographie zu erörtern, wie sich dieselben in einem Zeitalter ungeheurer Fortschritte der reinen Wissenschaft gestaltet haben. Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet sich schon deshalb, weil der Raum es nicht gestattet; es möge deshalb die Feststellung ausreichen, daſs die genetische Methode die Richtschnur bildet, und daſs in äuſserst klarer Erörterung die Beziehungen der Geographie zu ihren sich vielfach mit ihr berührenden, ja verschlingenden Grenzgebieten — Geschichte, Statistik, Geologie — ins richtige Licht gerückt werden. Daſs gegen die Mitschleppung von Zahlen- und Gedächtnisballast energisch Front gemacht wird, versteht sich von selbst; die in dieser Hinsicht noch jetzt, im XX. Jahrhundert, begangenen Sünden schreien zum Himmel. Alle die im Laufe der letzten Jahrzehnte aufgetauchten Streitfragen über die Einrichtung des Schulunterrichtes werden berührt: das geographische Zeichnen, der Gebrauch der Karte und des Bildes, die Wechselwirkung von Geographie und Naturgeschichte finden ihre Stelle. Der Verfasser hat von jeher betont, daſs ohne ein gewiſses Maſs geologischer Vorbildung selbst der elementarsten Unterweisung in der Länderkunde die Grundlage fehlt, und in der Befürwortung des Experimentes in der Geographie tut er einen kühnen Schritt vorwärts. Was er hierüber (S. 128 ff.) beibringt, wird einer groſsen Leserzahl so neu und überraschend, wie andererseits im guten Sinne revolutionär erscheinen. Auch über die Berücksichtigung von Menschen- und Volkskunde spricht er manch gutes Wort; vorzugsweise aber wünschen wir, daſs seine Forderung sich durchsetzen möge, es sollten in die Mustersammlungen nicht Ausschnitte aus allerhand obskuren Büchern, sondern solche aus klassischen Werken aufgenommen werden, an denen es uns doch wahrlich nicht gebricht. Als Wirtschaftsgeograph zeigt sich uns der Verfasser in dem Anhange „Deutschland und England in der Welt-

wirtschaft", der von vorgerückten Schülern einer jeden Mittelschule mit Nutzen zu lesen ist und sie über vieles aufklärt, was sie aus dem beliebtesten Bildungsmittel unserer Tage, aus der Zeitung, jedenfalls nur weit umständlicher und minder sicher sich aneignen könnten.

Ein Namenverzeichnis, in dem übrigens der Name Glandorff (S. 21, 36, 37) vergessen ist, beschliefst das an Seitenzahl nicht besonders starke, inhaltlich aber manch voluminöses Werk aufwiegende Buch. Ob es zu denjenigen Orten durchdringt, in deren Bereich über das Wohl und Wehe des Unterrichtswesens die Entscheidung getroffen wird? Wir wollen es hoffen, und jeder, der es vermag, soll an seinem Teile zur Erreichung dieses Zieles mitwirken. Unter dem gleichen Gesichtspunkte möchten wir auch diese vielleicht etwas lang geratene Anzeige aufgefafst wissen.

München. S. Günther.

Deutsches Wirtschaftsleben Auf geographischer Grundlage geschildert von Dr. Chr. Gruber. Mit 4 Karten. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellung aus allen Gebieten des Wissens. 42 Bändchen.) B. G. Teubner in Leipzig, 1902. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Seit Ratzels ‚Deutschland' habe ich kein Buch gelesen, welches besser imstande wäre, die Freude des Deutschen an seinem Vaterlande zu stärken, und ihm eindringlicher predigte, was er an ihm hat. Es ist gewifs wie wenige dazu geeignet, des Verfassers Erwartung zu erfüllen, „dafs die volkswirtschaftliche Einsicht erhöht, das Nationalbewufstsein gestählt, das Vertrauen auf Volk und Land weiterhin gestützt, die Arbeitsfreudigkeit — eine starke Wurzel unserer Kraft — im grofsen und kleinen gestärkt werde". Der Verfasser weifs so warmherzig mit den sattesten Farben in markigen Strichen ein so anmutendes Gemälde von Deutschlands riesenhaftem volkswirtschaftlichem Aufschwunge und seinen natürlichen diesen fördernden Hilfsquellen zu entwerfen, dafs man ein eingefleischter Pessimist sein müfste, um an der Zukunft unseres Vaterlandes zu verzweifeln, wenn man nicht absichtlich im Parteigeist befangen die Augen vor dem verschliefst, was man nicht sehen will. Man möchte das prächtige Buch jedem Politiker und solchen, die sich dafür ausgeben oder berufen sind, als Volksvertreter für des ganzen Vaterlandes Wohl einzutreten, als Vademecum in die Hand drücken. — Der Verfasser hat den reichen Stoff in vier Abschnitte gegliedert, in deren erstem er die geographischen Grundlagen des deutschen Handels nachweist. Nachdem zuerst überzeugend dargelegt ist, dafs hinsichtlich der Veranlagung zum Handel Deutschland keineswegs hinter England zurücksteht und dafs es nur die unglückliche politische Vergangenheit unserer Nation ist, die uns so weit zurückgeworfen hat, „dafs die staatliche Zersplitterung unseres Vaterlandes und die eifersüchtige Kleinstaaterei mit einer Überfülle von Zollschranken, deren Schlagbäume aus blindem Egoismus waren, jahrhundertelang die Axt an den Wurzeln des deutschen Handels festhielten", wendet sich die

Darstellung der Untersuchung zu, inwieferne Deutschlands Lage wirtschaftsgeographisch überhaupt von richtunggebender Bedeutung ist und wie sich die klimatischen Verhältnisse im Wirtschaftsleben äufsern. Die nächstfolgenden sechs Kapitel zähle ich zu dem Besten, was ich noch von den Wirkungen der zentralen Stellung Deutschlands auf die Verkehrs- und Handelsbewegung gelesen habe. Ihr Studium kann nicht genug empfohlen werden. Ein überaus anziehender Aufsatz ist der zweite, der Alpenlandschaft und Alpenwirtschaft behandelt; wer ein Sohn der Berge ist oder auch nur näher mit ihnen vertraut ist, dem wird es dabei warm ums Herz. Zur Illustrierung der im dritten Aufsatze folgenden gedrängten Betrachtung über die Frage, inwieweit sich wirtschaftsgeographische Gegensätze in Deutschland kundgeben, dienen die vier dem Buche beigegebenen Kärtchen, welche die Verbreitung der landwirtschaftlichen und industriellen Tätigkeit im Deutschen Reiche recht gut veranschaulichen. Der vierte Aufsatz, der unserem Rechte auf das Meer gilt, bespricht zuerst die allgemeine Bedeutung der See als Walstatt internationalen Wettbewerbes und legt dann die geographischen Gründe für unser Recht aut den Ozean dar, die „nicht minder durch Deutschlands unmittelbaren Anteil an demselben, als in dem thalassischen Zuge liegen, der durch seinen orographischen Gesamtaufbau, die grofsen Grundlinien der Anordnung seines Reliefs bedingt wird“. Eine Prüfung unseres geschichtlichen Rechtes auf das Meer „führt uns auf eine Reihe vielverschlungener, teils uralter und halbverwetterter, teils frischer und kaum im Ausbau vollendeter Pfade hinauf auf eine Höhe, von der aus eine Summe von Tatsachen und Ereignissen vor uns liegt, die alle den Anspruch der Deutschen auf das Meer unwiderleglich begründen und ihm zugleich den Glanz einer altehrwürdigen Tradition verleihen, welche wir Lebenden aus altersgrauen Tagen überkommen haben“. Dafs unser Recht auf die See aber auch nationalwirtschaftlich vollauf begründet ist, wird aus dem ungeheueren Aufschwung unseres Welthandels, der ihm dienenden Institute und Welthandelszentren nachgewiesen. Zum Schlusse gibt der Verfasser noch einige Winke hinsichtlich des Ausbaues der Kabellinien, der Schaffung von Kohlenstationen und die notwendige Verstärkung unserer Kriegsflotte. — Dem Verfasser ist der Leser für seine hochinteressante und gediegene Darlegung zu aufrichtigem Danke verpflichtet und scheidet von dem Buche mit der festen Überzeugung: navigare necesse est.

Frankenthal. Koch.

Prof. Dr. Willi Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. 2. Teil. Ausgabe A. 4. Auflage. Mit 12 farbigen und 84 Schwarzdruckabbildungen. Preis geb. M. 3.—. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1904.

‚Der zweite Teil von Ules Lehrbuch der Erdkunde dürfte ungeachtet seiner grofsen Vorzüge vermöge der einschlägigen obwaltenden

Verhältnisse zur Verwendung beim Unterrichte an unseren Mittelschulen kaum einwandfrei sein.

Hingegen verdient das Buch zur Einstellung in die Schülerlesebibliotheken von der 5. Klasse an aufwärts wärmstens empfohlen zu werden.

Inhaltlich in engem Anschlufs an Kirchhoff und frei von allem irgendwie Anstöfsigen abgefafst ist es mit vollem Verständnisse und mit anerkennenswerter Sorgfalt ausgearbeitet, ansprechend geschrieben, gut ausgestattet und zudem in Berücksichtigung des Gebotenen anlangend den Preis ungewöhnlich billig gehalten.

München. Markhauser.

Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten von Dr. Karl Smalian, Oberlehrer an der II. Realschule zu Hannover. Mit 570 Abbildungen und 36 Farbendrucktafeln. A. Grofse Ausgabe. Preis geb. 8 M.

Grundzüge der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten von Dr. K. Smalian. B. Schulausgabe. I. Teil. Die offen blühenden Sprofspflanzen oder Blütenpflanzen. Mit 331 Abbildungen und 33 Farbentafeln. Preis geb. 4 M. II. Teil. Verborgen blühende und blütenlose Pflanzen. Innerer Bau der Pflanzen und daran gebundene Lebensvorgänge. Mit 142 Abbildungen und 3 Farbentafeln. Preis geb. 1 M. 60 Pfg. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1903.

Vorliegende Bücher gehören nach Inhalt und Ausstattung mit zu dem Besten, was die Neuzeit auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Der erste Teil besteht in der Hauptsache aus monographisch durchgeführten Abhandlungen, welche Einzelgewächse und Familien sowie an geeigneten Stellen wichtige Pflanzenvereine anschaulich zu schildern versuchen. Hierbei ist nach möglichster Vielseitigkeit der Gesichtspunkte getrachtet und die Pflanze stets als lebendiges Ganzes betrachtet. Doch kommen neben der Ökologie auch die vergleichende Morphologie und die Grundlinien der Systematik zu ihrem Rechte. Daran schliefst sich die Behandlung des inneren Baues der Gewächse und der daran gebundenen Lebensvorgänge, ferner Bilder aus der Geschichte des Pflanzenreiches und Pflanzengeographisches. Den Schlufs bildet eine kurze Anleitung zu den wichtigsten physiologischen Versuchen und zur Herstellung der nötigsten mikroskopischen Anschauungsmittel.

Die grofse Ausgabe dürfte sich bei uns zunächst als Handbuch für den Lehrer eignen, der sie wegen ihrer Betonung der Kulturpflanzen und Forstgewächse auch im geographischen und sogar im deutschen Unterrichte mit Vorteil verwenden wird; doch mag sie auch in den Schülerbibliotheken der oberen Klassen manch aufmerksamen Leser finden, in dem sie Liebe, Bewunderung und Verehrung für den Adel der Schöpfung zu entfachen und auch draufsen im Leben

noch zu erhalten vermag. Die überaus zahlreichen und sehr instruktiven Holzschnitte sind vielfach Originale; die in einem Atlas vereinigten Bildertafeln sind identisch mit den der 22. Auflage der Naturgeschichte von Pokorny-Fritsch beigegebenen. Über diese vortreffliche Leistung unseres Kollegen Morin hat sich in diesen Blättern bereits Kollege Koch-Frankenthal ausgesprochen (XXXIX, 598), so dafs mir nur mehr erübrigt mich dessen Urteile anzuschliefsen.

Die „Grundzüge" sind ein mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule angelegter, aber doch nicht wesentlich verkürzter Auszug aus der grofsen Ausgabe und können somit bereits Schülern der Mittelklassen empfohlen werden.

Grundrifs einer Geschichte der Naturwissenschaften zugleich eine Einführung in das Studium der grundlegenden naturwissenschaftlichen Literatur von Dr. Friedrich Dannemann. II. Band. Die Entwicklung der Naturwissenschaften. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 87 Abbildungen zum gröfsten Teil in Wiedergabe nach den Originalwerken, einem Bildnis von Galilei und einer Spektraltafel. Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1903. Preis 10 M., geb. 11 M.

Die erste Auflage dieses Buches habe ich bereits in Bd. XXXVI 605 dieser Blätter besprochen, ebenso die zweite des ersten Bandes in Bd. XXXVIII 641; nunmehr liegt auch der zweite Band in wirklicher Neubearbeitung vor. Denn fast überall bemerkt man Verbesserungen und Berichtigungen, die Literaturangaben sind vermehrt, die Zitate genauer und nach neueren Auflagen gegeben; auch die Zahl der Abbildungen hat um elf zugenommen. Freilich läfst sich auch jetzt noch manches verbessern. So ist z. B. (S. 28) Theophrast viel zu sehr als Praktiker hingestellt; über die eminente Wissenschaftlichkeit seiner Pflanzengeschichte — die rein theoretischen causae plantarum sind wieder nicht erwähnt — und deren Bedeutung für die Geschichte der Botanik mag Verfasser sich jetzt Aufschlufs holen bei H. Bretzl, Botanische Forschungen des Alexanderzuges (Leipzig 1903). Auch die Pflanzen des Dioskorides sind nicht „so oberflächlich beschrieben, dafs es schwer hält, die Arten mit Sicherheit zu erkennen". Der antike Arzt erkannte sie aus diesen Beschreibungen, dafs wir sie nicht erkennen, verschuldet neben vielen anderen Gründen auch der Umstand, dafs eben oft antike „Arten" und moderne „Arten" ganz heterogene Dinge sind.

Was das Mittelalter betrifft, so liegt dessen „Tiefpunkt" (S. 79) in der Merowingerzeit, wurde also nicht erst zur Zeit der Kreuzzüge überwunden. Gerade zur Zeit der Ottonen blühte in Italien (Monte-Cassino, Salerno) und Deutschland (Corvey, St. Gallen, Reichenau etc.) reges wissenschaftliches Leben auch auf medizinischem und damit naturwissenschaftlichem Gebiete. Auch nach S. 80 könnte man vermuten Albertus Magnus — der sonderbarerweise weiterhin als ‚Magnus'

zitiert wird — habe schon Schriften des Theophrast womöglich gar im Originaltexte benützt. Das wäre besonders für die Botanik entschieden falsch; Hauptquelle der libri vegetabilibus sind die pseudaristotelische Schrift (des Nicolaus Damascenus) de plantis und Avicenna; Theophrast wird ein einziges Mal II 1,15 so angeführt, daſs aus dieser Stelle selbst sich die völlige Unbekanntschaft mit seinen Werken ergibt.[1] Eine Erwähnung hätten wohl auch Walafried Strabo und die heilige Hildegard verdient sowie die aus der Gotenzeit stammenden Übersetzungen der groſsen griechischen Ärzte.

Diese Einzelheiten hebe ich hervor nicht um das Buch, das ich schon bei seinem ersten Erscheinen empfehlen konnte, herabzusetzen, sondern um auch meinerseits ein wenig beizutragen zu einer dritten abermals verbesserten Auflage.

Botanische Wandtafeln. Eine Sammlung kolorierter, zu Unterrichtszwecken bestimmten Tafeln. Herausgegeben von Dr. H. Roſs, Kgl. Kustos am botanischen Museum in München, und H. Morin, Kgl. Gymnasiallehrer in München.

Bis jetzt liegen fertig vor: Blatt 1. Biologie der Blüte: A. Bestäubung durch Insekten. Mit Text. Blatt 2. Feuerbohne (Phaseolus multiflorus Willd.) Mit Text. Blatt 3. Kirsche und Apfel. Mit Text. Im Laufe des Herbstes 1904 erschienen: Blatt 4. Kartoffel. Blatt 5. Haselnuſs. Blatt 6. Oberhaut mit Spaltöffnungen. Blatt 7. Biologie der Blüte: B. Bestäubung durch den Wind.

Weitere Blätter werden folgen. Gröſse der farbigen Tafeln 80 : 100 cm. Preis jeder Tafel 2 M. 80 Pfg.; auf Leinen 4 M. Preis des Textes zu jeder Tafel 50 Pfg.

Dieses im Erscheinen begriffene Tafelwerk sucht vor allem der biologischen Richtung im Schulunterrichte Rechnung zu tragen. So stellt denn Tafel 1 dar: Figur 1—5 Geranium sanguineum L. 1. jüngere, 2. ältere Blüte, 3. Staubblatt mit Nektarium, 4. Pollenkorn, 5. Ende eines Griffelastes mit Narbe. Figur 6—7 Salvia pratensis L. 6. jüngere, 7. ältere Blüte, je von einer Hummel besucht. Figur 8—9 Arum maculatum L. 8. Blütenstand nach Entfernung des oberen und vorderen Teiles der Blütenscheide (weibl. u. männl. Bl., fehlgeschl. m. Bl.); 9. von der Blütenscheide umhüllter Blütenstand. Die Darstellungen sind so groſs gehalten, daſs sie in normalen Klassen auch noch von den hinteren Sitzreihen aus gesehen werden können, und in Farbe und Zeichnung völlig naturgetreu. Für ihren künstlerischen Wert bürgt der Name des bekannten Zeichners. Der von Dr. Roſs beigegebene Text bietet dem Lehrer alles Wissenswerte in morphologischer und biologischer Hinsicht.

[1]) Dicunt autem Plinium apud Latinos et Theophrastum apud Graecos hanc tenuisse sententiam.

Wo also zu Wiederholungszwecken oder zur Ergänzung des lebenden Materiales, das ja immer die Grundlage des Unterrichtes bilden mufs, ein Tafelwerk eingeführt werden soll, möchte ich dieses wohlwollender Beachtung empfehlen.

München. H. Stadler.

Christian Heinrich Hohmanns Violinschule. Sorgfältig durchgesehen, vermehrt und verbessert von Dr. Heinrich Schmidt, K. Seminarlehrer in Bayreuth. Erlangen und Leipzig, Hans Metzer.

Wer möchte wohl die Legionen von Geigern zählen, die in Seminarien, Gymnasien etc. seit Dezennien nach dem „alten Hohmann" in die Geheimnisse und Schwierigkeiten ihrer „Kunst" eingeführt worden sind? Dieses praktische und allbekannte Lehrmittel liegt nunmehr in einer neuen Gestalt vor als „wohlfeile Original-Volksausgabe", die fünf Hefte zusammen in einem Bande zu 3 M. enthält. Was der Fortsetzer an Änderungen und Verbesserungen anbrachte, verrät den erfahrenen Pädagogen und Praktiker und scheint aufser der Vertiefung des musikalischen Verständnisses vor allem auch der Erzielung einer gröfseren Geläufigkeit schon durch die „Schule" dienen zu wollen. Letzterer Punkt war vorher nicht in gleichem Mafse berücksichtigt. Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Zwanzig ausgewählte Sonatinen. Für Klavier ausgewählt von Heinrich Bungart. Köln a. Rh., P. J. Tonger.

In einem ebenfalls sich durch äufsere Ausstattung und billigen Preis (M. 1.—) empfehlenden Bande will die Sammlung einen lückenlosen Lehrgang zur Einführung in das Sonatenspiel bieten und enthält, nach der Schwierigkeit geordnet, eine Auswahl aus bekannten Sonatinen und Rondos von Beethoven, Clementi, Diabelli, Dussek, Haslinger, Hünten, Kuhlau, Mozart, N. E. Müller und Pleyel, alle mit Fingersatz, Vortrags- und Phrasierungszeichen versehen. Bei strebsamen Anfängern wird man sicher mit Nutzen und zu ihrer Freude die Sammlung neben der Klavierschule für den beabsichtigten Zweck verwenden können.

Missa in honorem Sanctae Sophiae für Sopran, Alt, Tenor und Bafs mit Orgel, komponiert von Markus Koch, op. 9. Graz 1904, Verlag Styria. Partitur M. 1.80, Stimmen M. —.25.

Mit der Anzeige und Empfehlung dieser Komposition für unsere Gymnasial-Kirchenchöre wollen und können wir uns nicht in den Streit mischen, ob cäcilianisch oder nicht, sondern eben nur die interessierten Kreise darauf aufmerksam machen. Wenn Referent dabei oben schon von Empfehlung spricht, so glaubt er dies mit gutem Gewissen tun zu können, da er sich durch Mitwirkung bei wiederholten Aufführungen an einem hiesigen Kirchenchore von der Brauchbarkeit des Werkes überzeugt hat. Die Messe zeigt natürlichen Flufs und gute Abwechslung

in der Vertonung des Textes, die sich stellenweise zu wirkungsvollem Schwunge erhebt. Eigentliche Schwierigkeiten werden den Sängern nicht zugemutet, auch die jugendlichen Stimmen unserer Schüler können dieselben bewältigen, wie auch kein Orgelvirtuos nötig ist, um den sich oft ziemlich selbständig bewegenden Orgelpart auszuführen. Es wäre erfreulich, wenn das Werk des noch jungen Komponisten, der aus einer bayerischen Bildungsanstalt hervorgegangen, gerade auch an unseren einheimischen Schulen Eingang fände, und Referent ist überzeugt, dafs unsere jugendlichen Sänger solche Kirchenmusik gerne und nicht ohne Nutzen üben werden.

München. J. Wismeyer.

Eduard Küffner, Sammlung beliebter und bewegungsreicher Turnspiele für Volks- und Mittelschulen. Würzburg, Buchersche Verlagsbuchhandlung, 1904.

Der Verfasser hat geglaubt, dafs es trotz des grofsen Reichtums an Spielbüchern an solchen fehle, welche sich als zuverlässiger Ratgeber beim Spielbetrieb in der Schule erweisen und hat daher selbst eines geschrieben. Bei den vortrefflichen Büchern, die wir aber doch haben, mag das Bedürfnis nach einem neuen nicht so grofs sein. Von den aufgeführten Spielen sind einige sehr „kindlich“ und eignen sich vielleicht nur für die erste Volksschulklasse, während andere trotz ihrer leichten Spielbarkeit dadurch sehr erschwert werden, dafs die Kinder ganze Romane erzählen sollen. Ob schwarzer Mann mehr anstrengt als chinesische Mauer oder Tag und Nacht, darüber liefse sich auch streiten. Warum Spiele wie Geier und Henne, Hasch, hasch, Mordball, Schlagball nicht erwähnt sind, weifs ich nicht, um so mehr, als sie für Mittelschulen vorgeschrieben sind. Dafs das Kreuzhaschen „Schmiedezeck“ genannt ist statt „Schneidezeck“ dürfte wohl ein Druckfehler sein. Von den Abzählreimen sind einige so geistlos und trivial, dafs ihre Fortpflanzung in der Schule kaum wünschenswert ist.

Rühmlich anerkannt mufs werden, dafs die Spiele sehr deutlich und leicht verständlich beschrieben sind und nach dieser Seite hin eignet sich das Büchlein zur Empfehlung.

Dr. Schmidt, Wandtafeln. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Preis M. 1.—

Auf zwei Wandtafeln sucht Dr. Schmidt in lapidarer Form „Einwirkungen und Erfolge der Leibesübungen bei der Schuljugend“ und „die für jedes Alter zweckmäfsigsten Leibesübungen“ vor Augen zu führen. Schmidts Streben, den Betrieb der Leibesübungen so zu gestalten, dafs er den Anforderungen der Hygiene vollauf entspricht, ist anerkannt und vielfach auch gewürdigt worden. Dafs seine Aufstellungen denen anderer Hygieniker und namentlich der fast hundertjährigen Erfahrung der Turnlehrer oft nicht entsprechen, veranlafst uns, seine Behauptungen nicht als einzige Wahrheit anzuerkennen, wohl aber

zu prüfen, wo diese liegt. Jedenfalls aber müssen wir Dr. Schmidt sehr dankbar sein für die vielen, wertvollen Anregungen, die er uns gibt, denn nur dadurch, dafs auch die Wissenschaft sich mit dem Turnen eingehend befafst, wird dieses in die Lage gesetzt werden, allen Ansprüchen zu genügen. Es möge daher jeder Turnlehrer sich Schmidts Tafeln genau anschauen und auf Grund derselben, so weit es das Programm gestattet, arbeiten.

München. Dr. Haggenmüller.

Fritz Kuhlmann, Neue Wege des Zeichenunterrichtes. 3. Auflage. Stuttgart 1904, Verlag von Effenberger.

Unter obigem Titel hielt der Verfasser im Jahre 1902 einen Vortrag vor der württembergischen Lehrerschaft in der König-Karlshalle des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, in Verbindung mit einer Ausstellung von Schülerarbeiten des Altonaer Realgymnasiums. Der Verfasser steht vollständig auf dem Boden der Reform und vertritt mit Wärme und Begeisterung die neuen Ideen. Früher Anhänger der alten Methode hat er sich in jahrelangem Ringen zu seinen jetzigen Anschauungen durchgearbeitet. Die modernen Bestrebungen im Schulunterricht knüpfen an die Tatsache an, dafs das Kind mit Eifer und Freude schon in frühester Jugend zeichnet und malt. Das Zeichnen ist seinem Wesen nach wie die Sprache ein natürliches Ausdrucksmittel für die verarbeiteten Eindrücke und zugleich die Betätigung eines im Menschen wohnenden künstlerischen Dranges.

Während die ältere Methode mit ihrem auf mathematischer Grundlage aufgebauten Elementarunterricht und der Forderung nach absoluter Korrektheit jede freiere Regung der Kindesseele unterdrückt, knüpft die Reform an die Kritzeleien der Kinder an, indem sie sich in die Kindesseele versenkt, die Leistungen des Kindes mit Kindesmafs mifst und dieselben allmählich der Korrektheit entgegenführt. Mit dem Zeichnen nach dem Gedächtnis soll der Unterricht beginnen und dann zum Zeichnen nach der Wirklichkeit übergehen. Als Übungsstoff für die untere Stufe dienen Blätter, Blumen, Schmetterlinge und einfache Kunstformen, auch Freiarmübungen nach Art des Amerikaners Liberty Tadd und Übungen mit dem Pinsel (Farbentreffübungen) sollen gepflegt werden. Die mittlere Stufe soll das perspektivische Zeichnen umfassen, das schon ein schärferes Auge und einen entwickelteren Verstand verlangt, ferner Skizzierübungen nach der Wirklichkeit. Für die Oberstufe ist die freie Verwendung des Gelernten auf schwierigere Verhältnisse: Landschaften, lebende Pflanzen, ausgestopfte Vögel, Muscheln, lebende Figuren, Interieurs, plastische Ornamente und das historische Ornament zu betätigen. Zahlreiche Illustrationen nach Schülerzeichnungen, von den primitivsten Kritzeleien der Anfänger bis zu künstlerisch empfundenen Leistungen der oberen Klassen geben ein instruktives Bild der neuen Methode. Das Studium des Schriftchens ist angelegentlichst zu empfehlen.

Regensburg. Pohlig.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers Grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Achter Band: Glashütte bis Hautflügler. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1904. 908 S., in Halbleder geb. Preis 10 M. — Vor allem mag bezüglich des Erscheinungstermines konstatiert werden, dafs bis jetzt das Bibliographische Institut sein Versprechen, jedes Vierteljahr einen neuen Band der 6. Aufl. seines Konversationslexikons auszugeben, ganz genau eingehalten hat: im November 1904 erschien der vorliegende 8. Bd., 2 Jahre nach Beginn der neuen Auflage. — Auch dem Inhalt nach steht dieser Band völlig auf der Höhe der vorausgehenden, wie sich durch genauere Prüfung zahlreicher, besonders historischer, biographischer, kultur- und literarhistorischer und geographischer Artikel feststellen liefs. Unter den gröfseren Abschnitten dieses Bandes ragen nach Inhalt und Ausstattung besonders hervor: Griechenland und Griechische Literatur, namentlich aber Grofsbritannien und sein Kolonialreich S. 362—418 ausgezeichnet durch ergiebige statistische Nachweise; insbesondere ist die Geschichte Englands unter Eduard VII seit 1901 eingehend behandelt; sodann sticht hervor Hamburg mit 2 vorzüglichen Plänen und mehreren Tafeln Hamburger Bauten, dann die zahlreichen Artikel, die sich an das Stichwort „Handel“ anknüpfen. Sehr eingehend ist auch die Geschichte von Hannover dargestellt (mit Karte und 2 Stadtplänen von Hannover); bei dem Artikel Hansa erfreut besonders die genaue Literaturangabe. Überhaupt, wo man Stichproben macht, findet man auch die neuesten literarischen Erscheinungen genau verzeichnet und verwertet. Von den Herrscherdynastien sind neben den Habsburgern eingehend die zahlreichen Schwedenkönige des Namens Gustav behandelt. — Geographische Hinweise auch auf kleine aber irgendwie interessante Orte finden sich häufig, so wird es den Münchener freuen seinem „Grofshesselohe“ zu begegnen; wenn übrigens auch Hallstadt bei Bamberg erwähnt wird, dann sollte wenigstens auch mit ein paar Worten auf die uralte Geschichte des Ortes hingewiesen sein, die weit über jene der nahe gelegenen fränkischen Bischofsstadt zurückgeht

Wir wünschen dem unentbehrlichen Werke rüstiges Fortschreiten, damit auch jeder folgende Band genau zur versprochenen Zeit erscheinen kann.

Die sächsischen Gymnasiallehrerversammlungen bis zur Gründung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins (1848—1890) nach den Quellen dargestellt. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren Lehrerstandes in Sachsen. Von K. A. Martin Hartmann. Druck von Hesse & Becker in Leipzig 1904. 180 S. 8°. 1.50 M. — Ein sehr interessanter und für die Entwicklung des höheren Lehrerstandes in Deutschland sehr wichtiger Beitrag. Auf Grund des noch vorhandenen Materials gibt uns der Verfasser nicht nur ein Bild von den festlichen Versammlungen, sondern schildert uns auch die Bestrebungen der sächsischen Gymnasiallehrer, einerseits ihre Stellung zu verbessern, andererseits zur Fortbildung und Organisation der Gymnasien beizutragen. Ganz besonders bedeutungsvoll erscheinen in letzterer Beziehung die Verhandlungen im Jahre 1848, an denen der späterhin berühmte Köchly hervorragenden Anteil nahm. Br.

Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, 1902. — Ein Familienvater hat die Grundsätze, die er bei der Erziehung seiner Kinder befolgte, und die Erfahrungen, die er bei fremden Kindern gemacht hat, in einer Reihe von Beispielen guter und schlechter Erziehungsmethode zusammengestellt. Dieselben sind wohlgeeignet, sorgsame Eltern zum Nachdenken anzuregen. Überall ist aber nicht das Richtige getroffen, z. B. nicht in dem 15. Kapitel „Verfängliche Fragen“. Hier vertröstet der Vater seinen Sohn bezüglich der Lehre von der Entstehung des Menschèn auf die Universität! „Bis dahin schlage dir diese Sache aus dem Kopfe und denke, dafs dich das noch nichts angeht.“ Vgl. den Vortrag von Tluchor aus Wien auf dem 1. Internationalen Kongrefs für Schulgesundheitspflege in Nürnberg: „Es ist unsittlich, der reifenden Jugend die nötigen Belehrungen vorzuenthalten und es jedem einzelnen zu überlassen, dafs er zu spät erst und um den Preis seiner und anderer Gesundheit und Ehre zu Kenntnissen gelangte, welche ihm die Schule schuldig geblieben ist.“ K. R.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. IV. Bd. Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Valentin Scherer. XXX u. 496 S. Preis in gediegenem Leinenband 10 M. Leipzig-Stuttgart-Berlin 1904, Deutsche Verlagsanstalt. — Dieser Band der Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben zeigt noch viel besser als die früheren den eigentlichen Zweck dieser neuen und eigenartigen Sammlung, einmal in Rücksicht auf den Künstler, dessen Werke er vorführt, dann dank der Vollständigkeit des Gebotenen. Mit Recht erblickt man in Albrecht Dürer den gröfsten unter den Künstlern deutscher Nation, den deutschesten Meister, dessen Werke wie kaum die eines anderen geeignet sind zum deutschen Volke zu sprechen, aber zu diesem Zwecke ist es erforderlich, dafs Gelegenheit geboten werde die Werke des grofsen Nürnbergers möglichst vollständig betrachten und geniefsen zu können. Auswahlen der hervorragendsten Werke bieten fast alle in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten populären Sammlungen, so der „Klassische Bilderschatz“, das „Museum“, das „Kupferstichkabinett“ etc., die einzelnen Blätter mögen auch gröfser und deutlicher sein, aber von den grofsen Kupferstich- und Holzschnittfolgen werden eben doch nur einzelne Proben gegeben. Dieser Band dagegen umfafst nicht blofs alle Gemälde Dürers, dazu auch S. 71—82 die zweifelhaften und die Schulbilder, sondern auch in zwei grofsen weiteren Abteilungen die Kupferstiche und die Holzschnitte so vollständig als möglich; es werden also beispielsweise die sämtlichen Blätter der grofsen und der kleinen Holzschnittpassion und der Kupferstichpassion, ferner der erste grofse Holzschnittzyklus der Apokalypse und das Marienleben, ja noch mehr, auch die Ehrenpforte des Kaisers Maximilian von 1515 auf XXXI einzelnen Blättern mit allen Details vorgeführt, ebenso auf VIII Blättern der Triumphwagen Kaiser Maximilians von 1522, dem dann unter den nichtbeglaubigten oder zweifelhaften Blättern auch noch XXIV Blätter mit dem Triumphzug Kaiser Maximilians (um 1515) hinzugefügt sind. Es fehlen also eigentlich nur die Handzeichnungen Dürers, darunter die Randzeichnungen zum Gebetbuche Kaiser Maximilians I und die sogenannte grüne Passion. Doch finden wir auch hiervon charakteristische Proben in der vortrefflichen biographischen Einleitung von Valentin Scherer, welche bei aller Kürze und Knappheit besonders die deutsche Art des unsterblichen Meisters würdigt und namentlich seiner Schwarz-Weifskunst gerecht wird; denn sie gibt gute Anleitung zu liebevollem Studium der Apokalypse, der Passionen und des Marienlebens. In dieser Beziehung also überbietet der vorliegende Band bedeutend den II. Band der Sammlung, welche nur Rembrandts Gemälde umfafst. Auch das mufs zum Ruhme des Buches gesagt werden, dafs die Reproduktion vor allen der graphischen Werke durchweg eine vorzügliche Leistung ist, welche einerseits die wunderbare Feinheit der Kupferstiche und andrerseits die markige Kraft der Holzschnitte durchaus entsprechend wiedergibt. Sehr erwünscht sind für die Uebersicht beim Studium auch die verschiedenen Beigaben am Schlusse des Bandes: 1. Erläuterungen zu einzelnen Bildern, Stichen und Holzschnitten (S. 367—380); 2. Chronologisches Verzeichnis der Werke (S. 381—386); 3. Aufbewahrungsorte und Besitzer der Gemälde (alphabetisch nach den Städten geordnet S. 387—388); endlich ein Syste-

matisches Verzeichnis der Werke nach V verschiedenen Kategorien geordnet. Die letzte Seite stellt eine Liste auf zum Auffinden der Nummern der Kupferstiche und Holzschnitte in den Verzeichnissen bei Bartsch u. Passavant.

So ist also alles geschehen um das Studium der Werke Dürers allseitig zu fördern und zu erleichtern; auch der in Anbetracht des Gebotenen niedrige Preis darf nicht unerwähnt bleiben. Wenn schon die ersten Bände durchaus eine freudige, teilweise begeisterte Aufnahme fanden, darf man dies bei dem vorliegenden um so eher erwarten als die Kunst Albrecht Dürers im besten Sinne des Wortes uns Deutschen volkstümlich ist. — Dem Unternehmen ist ein rüstiger Fortgang zu wünschen; als einer der nächsten Künstler ist Rubens in Aussicht genommen, bei dem sich erst recht zeigen wird, dafs die Möglichkeit einer vollständigen Übersicht über die Werke eines Meisters den richtigen Mafsstab für seine Beurteilung abgibt. Dieser Band ist inzwischen erschienen.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 5. Band: Rubens: Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. XLII u. 518 S. In vornehmem Leinenband 12 M. Stuttgart u. Berlin 1905, Deutsche Verlagsanstalt. — Die Erwartung ist durch diesen Band nicht enttäuscht worden; er ist schon rein äufserlich betrachtet der umfang- und inhaltreichste der bisher erschienenen. Adolf Rosenberg, welcher schon die beiden ersten Bände der Sammlung, Raffael und Rembrandt, eingeleitet hatte, hat sich hier mit grofsem Geschick und bewundernswerter Beherrschung des kunstgeschichtlichen und literarischen Materials der Aufgabe unterzogen, die sämtlichen Werke des grofsen Flämen Peter Paul Rubens zu edieren. Dies geschieht in derselben bewährten Weise, wie sie insbesondere Band IV aufweist, d. h. der Band wird eröffnet mit einer nicht zu ausführlichen, aber sehr reichhaltigen und zuverlässigen Biographie, innerhalb deren genau auf die Seiten der folgenden Bilderreihe verwiesen wird. Diese Bilderreihe ist, soweit dies im einzelnen möglich war, chronologisch geordnet und reicht von S. 1—453; ein Anhang bringt noch 9 unechte Bilder oder Atelierarbeiten. Sodann folgen S. 467—487 Erläuterungen zu einzelnen Bildern, welche besonders dankenswert sind, da sie teilweise wichtige Beiträge zu der oft interessanten Geschichte der Bilder enthalten. Bezüglich des Bildes S. 425 (Bad der Diana), früher Sammlung Schubart in München und im Oktober 1899 um 126000 Mk. versteigert, bemerkt der Herausgeber: „Es ist uns unbekannt, wohin es gekommen ist.“ Ich bin in der Lage ihn darüber aufzuklären, da ich von der Witwe des Herrn Dr. Schubart selbst weifs, dafs sie das Bild in ihren Besitz zurückgenommen hat.

Den Erläuterungen folgen noch drei Verzeichnisse: 1. Chronologisches Verzeichnis der Werke. 2. Aufbewahrungsorte und Besitzer der Gemälde. 3. Systematisches Verzeichnis der Werke, nach Stoffgruppen geordnet, so dafs erst die gewaltige Tätigkeit des Meisters auf einzelnen Gebieten, besonders dem des religiösen Bildes, der Mythologie und Allegorie und des Porträts deutlich hervortritt.

Verschiedene Bilder werden überhaupt in dieser Sammlung zum ersten Male nach eigenen Aufnahmen veröffentlicht, und wenn bei dem farbenfrohen Flämen das Kolorit auch eine grofse Rolle spielt, so wirken doch die Bilder bei der vortrefflichen Wiedergabe namentlich der gröfseren, ganzseitigen vorzüglich. Jedem Freunde der Kunstgeschichte wird dieser neue Band der Klassiker der Kunst für rasche Übersicht wie für eingehenderes Studium hochwillkommen sein.

J. M.

Prof. Dr. G. Tanger, Lehrgang der englischen Sprache. II. Teil. Oberstufe zu den Lehrgängen von Plate-Kares und Plate. Mit einem Plane von London und Umgebung. Im Anhang: Kurze systematische Formenlehre der englischen Sprache. Leipzig 1902. L. Ehlermann. VIII u. 344 S.; Anhang: II u. 52 S. — Tanger hat sich entschlossen, den Unterstufen von Plate-Kares und Plate eine systematische Übersicht der Formenlehre beizugeben, damit den Schülern Gelegenheit geboten sei, alles Zusammengehörige auch einmal geordnet zu überblicken. Diese Übersicht ist dem vorliegenden Bande als Anhang beigebunden, ist aber auch als Sonderheft erschienen und einzeln käuflich. Der Gebrauch des Büchleins wird durch die beigegebene Übersicht der Lautzeichen erleichtert.

Die neue, gemeinsame Oberstufe zu Plate-Kares und Plate ist für Anstalten berechnet, welche dem engl. Unterricht wenigstens drei Jahre widmen. Sie basiert im wesentlichen auf dem 2. Teile von Ploetz-Kares, der sich aber bedeutende Erneuerungen hat gefallen lassen müssen. Neu sind: die Mehrzahl der Stücke zur Einübung bestimmter Abschnitte der Syntax, fast der ganze, private und kaufmännische Briefe enthaltende Abschnitt nebst Anleitung (p. 73—101), alle Lesestücke (S. 101—135), die Stoffe zu freieren Übungen (resp. zum Übersetzen) S. 136—145, die Mehrzahl der Gedichte, die ganze Satzlehre, sowie die Wörterlisten. — Im ersten Abschnitt sind zusammenhängende, meist etwas längere Stücke in kürzere, abwechselnd englische und deutsche Übungsabschnitte zerlegt. — Das deutsche Material zum Übersetzen ins Englische hat eine Vermehrung um weit über zwei Druckbogen erfahren. — Briefe sind, z. T. mit Anlehnung an van Dalens „Englisch für Kaufleute“, in sehr beträchtlicher Anzahl aufgenommen worden, dagegen wurden die „Conversational Phrases“ um einige für den Schulunterricht weniger geeignete Abschnitte gekürzt.

Féaux Dr. B., Buchstabenrechnung und Algebra verbunden mit Aufgabensammlung. 10. verb. und verm. Aufl., besorgt durch Fr. Busch. Paderborn, F. Schöningh, 1903. — Gegenüber der 9. in Bd. XXXI S. 640 angezeigten Auflage dieses brauchbaren Lehr- und Übungsbuches weist die vorliegende 10. aufser einer gründlichen Durcharbeitung und einer nicht unerheblichen Vermehrung des Aufgabenmaterials die Neueinführung zweier Kapitel auf, betreffend die unendlichen Reihen und die Maxima und Minima der Funktionen. Durchweg zeigt sich das eifrige von Erfolg gekrönte Bestreben, das Buch für den Unterricht immer brauchbarer zu gestalten.

Sickenberger Ad., Übungsbuch zur Algebra. 1. Abt. 4. Aufl., 2. Abt. 3. verm. Aufl., bearb. von Al. Schmid. München, Th. Ackermann, 1903. — Von diesem bekannten Übungsbuch, besprochen in Bd. XXVI S. 99, 363—64 dieser Blätter, erscheint hier die 1. Abteilung in 4., die 2. in 3. vermehrter Auflage in der Bearbeitung von Al. Schmid. Da es sich in Einteilung und Paragraphierung eng an den „Leitfaden“ desselben Verfassers anschliefst, der Leitfaden aber noch keine Neuauflage erforderte, so mufste die Bearbeitung von umfassenderen Änderungen von vornherein absehen, konnte sich also nur auf die Einschiebung einer Reihe neuer Aufgaben, durch einen Stern vor der Nummer kenntlich gemacht, erstrecken.

Winter W., Algebra. Lehrbuch mit Aufgabensammlung für Schulen. 4. Aufl. München, Th. Ackermann, 1902. — Diese neue Auflage des in Bd. XXVII S. 586—88 zuerst angezeigten und ausführlicher besprochenen Lehr- und Übungsbuches ist im wesentlichen ein unveränderter Abdruck der früheren; der Verfasser beschränkte sich auf eine gründliche Durchsicht hinsichtlich geringfügiger Fehler in den Aufgaben und den beigegebenen Auflösungen und auf genaue Korrektur.

Močnik-Neumann, Lehrbuch der Arithmetik für Untergymnasien, I. Abt. 36. veränd. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1902. 2 M. geb. — Vorliegende 36. Auflage stellt eine durchgreifende Umarbeitung der 35. dar, die in Bd. XXXVI S. 579—80 besprochen wurde; auch das Aufgabenmaterial erfuhr fast durchgehends eine Vermehrung. — 6, 7, 8 sind nicht, wie S. 81 behauptet ist, relative Primzahlen.

Dr. Paul Schuster, Aufgaben aus der Erd- und Himmelskunde als Übungsbeispiele für die sphärische Trigonometrie. Breslau 1903, Verlag von Preuss und Jünger. 24 S. 1 M. Auflösungen hiezu 24 S. 1 M. — Die Sammlung enthält 200 gruppenweise geordnete Aufgaben, jeder Gruppe ist die Figur und die Erklärung des zu berechnenden Dreieckes vorausgeschickt. Zur Einübung der sphärischen Trigonometrie findet der Lehrer in der Vorlage ein überreiches Material, auch wenn er die Aufgaben, denen ein praktischer Wert nicht zuerkannt werden kann, übergeht. Die Fassung der Aufgaben ist bis auf wenige Ausnahmen (75, 186—190) korrekt. Die vom Verfasser eingeführte Zählung des Stundenwinkels dürfte wenig Zustimmung finden.

Die „Auflösungen" enthalten die allgemeinen und die numerischen Resultate, Verbesserungen sind nach unseren Stichproben bei den Aufgaben 140, 141, 154, 177. 187 vorzunehmen.

J. E. Mayer, Ingenieur, Das mathematische Pensum des Primaners. Ein Hilfsbuch für den Primaner humanistischer und realistischer Gymnasien. Heft I. Progressionen, Zinseszins- und Rentenrechnung. Freiburg i. Br. und Leipzig, Fr. Paul Lorenz. 48 S. 1 M.

Das vorliegende Heft enthält die Theorie der arithmetischen und geometrischen Reihen, sowie die Zinseszinsrechnung und erläutert sie an etwa 50 ausführlich gelösten Beispielen. Es kann Schülern, die sich in diesen Rechnungen nicht sicher fühlen, empfohlen werden.

Schultze Hermann, Geographische Repetitionen insonderheit im Anschlusse an H. A. Daniels geographische Lehrbücher. Ein in Fragen und Antworten abgefafstes Wiederholungs- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geographie. 2. Auflage. Halle 1903, Verlag des Waisenhauses. — Wenn das Buch nach Absicht des Verfassers wirklich nicht ohne Globus und Atlas gebraucht werden soll, so erscheint es neben diesen unentbehrlichen Lehrmitteln für denjenigen, der sie richtig zu benutzen weifs, eigentlich überflüssig. Zum mindesten gerät man bei dem Gebrauche des Buches trotz der guten Absicht des Verfassers in Versuchung die Antworten auf die Fragen auswendig zu lernen und die zeitraubende Benutzung von Globus und Atlas beiseite zu schieben. Einen besondern Vorteil kann man sich danach kaum davon versprechen. Dafs sich manche Fragen überhaupt nicht an der Hand der Karte beantworten lassen, sei nur nebenher erwähnt.

Alfred Kirchhoff, Schulgeographie, Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1903, erscheint nunmehr in 18. Auflage. Nachdem wir in diesen Blättern schon zu wiederholten Malen auf dieses hervorragende Lehrmittel hingewiesen haben, bedarf es keiner neuerlichen Empfehlung mehr. Nur soviel sei erwähnt, dafs die Schutzgebiete des Deutschen Reiches in einem Anhange an die länderkundliche Lehrstufe behandelt sind und die Benützung des Buches durch ein sorgfältig bearbeitetes Register wesentlich erleichtert ist.

Die Schule der Chemie, Erste Einführung in die Chemie für jedermann von W. Ostwald, o. Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Erster Teil: Allgemeines. Mit 46 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig 1903, F. Vieweg & Sohn. — Bei den gegenwärtigen Verhältnissen wird wohl mancher, dem es in seiner Studienzeit nicht möglich war chemische Kenntnisse zu erwerben, diese später schmerzlich vermissen und gerne bereit sein das Versäumte nachzuholen, falls dies ohne allzugrosse Schwierigkeiten möglich ist. Ich denke hier besonders an Philologen, die einen guten Geographieunterricht geben möchten, wozu sie unbedingt gewisse Kenntnisse in der Geologie bedürfen. Hierin kommt man aber nicht weit ohne Mineralogie, die selbst wieder auf der Chemie beruht. Ähnlich geht es aber auch auf andern Gebieten — Chemie und Physik sind eben die Grundlagen aller modernen Naturwissenschaft. Aber der Erwerb guter und sicherer Kenntnisse ist nicht so leicht; zum Hören von Vorlesungen und Besuch von Übungen fehlt meist Gelegenheit und Zeit; das Studium eines Lehrbuches ist schwierig und ermüdend, obendrein steht der Erfolg gewöhnlich nicht im Einklang mit der aufgewandten Mühe. Hier sucht nun der bereits als Mitarbeiter an ‚Ostwalds Klassikern der exakten Naturwissenschaften' und Verfasser chemischer Lehrbücher bekannte Leipziger Professor abzuhelfen. Ausgehend von der allgemeinen und physikalischen Chemie als der Grundlage jeder wirklichen chemischen Bildung sucht er in Form eines Zwiegespräches zwischen Schüler und Lehrer den Leser von den ersten Anfängen an in das Gebiet dieser Wissenschaft einzuführen. So werden denn zuerst die Stoffe, ihre Eigenschaften, sowie Unterschiede von Gemengen und Lösungen besprochen Dann folgen: Schmelzen, und Erstarren, Verdampfen und Sieden, Messen, Dichte, Formarten. Die Verbrennung führt auf: Sauerstoff, Verbindungen und Bestandteile, Elemente (Leicht- und Schwermetalle), Wasserstoff und Knallgas. Mit dem Wasser werden Eis und

Wasserdampf besprochen, weiterhin mit dem Stickstoff die Luft und einige ihrer Eigenschaften. Den Schlufs bilden der Kohlenstoff, das Kohlendioxyd und die Sonne als Energiequelle.

Schon die Übersicht verrät die Fülle des behandelten Stoffes; die Durchführung zeugt von reicher Lehrerfahrung; die Fragestellung ist überaus geschickt und oft geradezu vorbildlich für reine Induktion. Auf diesen ersten, einführenden Teil soll noch ein zweiter, systematischer folgen, so dafs das ganze Werk etwa 30 Bogen umfassen wird. Druck und Ausstattung entsprechen dem Rufe der verdienten Verlagsbuchhandlung. H. St.

Friedrich Weber, Lehrbuch der Geographie mit besonderer Berücksichtigung der Verkehrsgeographie. Stuttgart bei Kohlhammer. 1903. geb. 2.60 M. — Da das Buch eigentlich von dem Verfasser, einem württembergischen Postrate, dazu bestimmt ist, als Leitfaden bei dem Unterrichtskurse für Kandidaten des württembergischen Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes und nicht allgemeinen Unterrichtszwecken zu dienen, scheidet es aus dem Kreise der in diesen Blättern eine Besprechung oder Anzeige verdienenden Bücher aus. Wer sich indes über Anlage und Methode desselben näher unterrichten will, lese in Haackes Geogr. Anzeiger, Oktoberheft 1903, die ihm gewidmete Besprechung von Ed. Lentz, der wir uns vollkommen anschliefsen. Sie weifs nicht viel zu seinem Lobe zu sagen.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. IV. Jahrgang 1904. Monatlich ein Heft im Format von 45 : 30 cm mit mindestens 20 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Preis des Heftes 1 M. Heft 1 (ferner Heft 2—12). Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. München, Kaulbachstrafse 51a. — Es wurde bereits bei dem Bericht über die letzten Hefte des vorigen Jahrganges dieses prächtigen Bilderwerkes darauf hingewiesen, dafs der grofse Beifall, welchen dasselbe allseits gefunden hat, die Verlagshandlung ermutigte, noch einen vierten Jahrgang erscheinen zu lassen. Von diesem liegt das 1. Heft vor, welches in jeder Beziehung auf der Höhe der bisher in diesem Rahmen erschienenen Publikationen steht. Es bietet als Ergänzung zu zahlreichen früher veröffentlichten Aufnahmen aus diesem Gebiete 4 weitere Ansichten vom Mont-Blanc (Gletscherspalten und Eistürme auf dem Wege zum Gipfel — Traversierung einer solchen Gletscherspalte —, Eistürme und Spalten und endlich den Gipfel des Mont-Blanc selbst [4810 m]). Auch sonst führt dieses Heft noch prächtige Gipfelansichten vor, so aus unseren Algäuer Alpen: Grofser und kleiner Wilde (2380 m), Hochvogel (2589 m), Westgipfel des Höfats (2258 m) und II. Höfatsgipfel (2260 m), Trettachspitze (2585 m) von der Mädelegabel aus und dazu: im Kamin der Mädelegabel; aus den Hohen Tauern: Gipfel des Grofsglockners (3798 m) mit Kaiserkreuz und Kleinglocknergipfel (3764 m); aus den Südtiroler Dolomiten: die drei Zinnen vom Patternsattel aus und den Felsturm der Frankfurter Wurst in der Nähe der 3 Zinnenhütte.

Zu diesen zahlreichen Gipfelbildern, welche eine vergleichende Anschauung von Gipfelformationen sehr gut ermöglichen, kommen einige Panoramen von meisterhafter Reproduktionstechnik: Übersicht über die Gran Paradiso-Gruppe in den Grajischen Alpen und ein Panorama der Brentagruppe in den Tridentiner Alpen, beides Doppelblätter nach Aufnahmen von Vittorio Sella in Biella. Ähnliche wenn auch kleinere Übersichten bieten die Bilder: Der wilde Kaiser von einem Punkte der Kaiserhöhe aus und Der wilde Kaiser vom Stripsenjoch aus.

Wie sehr übrigens das Gebiet der Alpinen Majestäten erweiterungsfähig ist, zeigen diesmal 2 interessante Bilder aus dem Hochlande der Auvergne im Zentralplateau von Südfrankreich, vor allem das geologisch sehr bemerkenswerte: Die Basalt-Orgel bei Bort, deren einzelne Basalttürme tatsächlich wie Orgelpfeifen nebeneinander stehen. Alles in allem genommen mufs man es vom Standpunkte der geographischen Anschauung aus bedauern, wenn das so beifällig aufgenommene Unternehmen mit diesem 4. Jahrgang abschliefst; es hätte das Gebiet der deutschen Alpen und der Alpen überhaupt verlassen und noch mehr Ansichten aus allen Hochgebirgsländern der Erde bringen sollen. Damit würde namentlich auch dem Geographieunterricht ein grofser Dienst geleistet worden sein. — Inzwischen ist der 4. Jahrgang vollständig geworden (12 Hefte); wir haben jedoch dem Gesagten nichts beizufügen

Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von O. Schmeil und W. B. Schmidt. Heft I.

Zweck und Umfang des Unterrichtes in der Naturgeschichte an höheren Mittelschulen mit besonderer Berücksichtigung der Gymnasien von F. Mühlberg in Aarau. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903. — Der Verfasser geht aus von einem Vergleiche der schweizerischen Schulverhältnisse, wo die alten Sprachen zugunsten der Realien stark zurückgedrängt sind, mit den deutschen. Nach einem Rückblick auf die Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichtes stellt er fest, dafs heute die Naturwissenschaften ein Kulturelement ersten Ranges und somit auch ein neues, keinem vergleichbares Bildungselement ersten Ranges darstellen.

Wenn sie diese Stellung an den Schulen noch nicht einnehmen, so tragen die Schuld die Mängel des früheren Unterrichtsbetriebes und die Einwürfe der Gegner. Erstere sind jetzt überwunden, letztere sucht er zu entkräften, insbesonders indem er als Hauptaufgabe dieses Unterrichtes nicht die Vermittlung nützlicher Kenntnisse, sondern die allgemeine Geistesschulung darstellt. In bezug auf letztere soll er die Sinne im richtigen und genauen Beobachten üben, zum Denken über das Beobachtete anregen und die Fähigkeit entwickeln, sowohl durch Kombination von Tatsachen richtige Schlüsse zu ziehen als auch das Beobachtete und Gedachte sachlich, sprachlich und wenn möglich auch zeichnerisch korrekt darzustellen.

In bezug auf materielle Belehrung soll er die Kenntnis der Existenzbedingungen des Menschen und seiner Beziehungen zur übrigen Körperwelt vermitteln und, soweit es der heutige Zustand der Wissenschaft gestattet, ein Verständnis der Natur anbahnen und damit die reale Grundlage einer möglichst richtigen allgemeinen Weltanschauung zu gewinnen suchen. Zugleich soll er die Kräfte und Mittel kennen lehren, durch deren Benützung der Mensch eine gewisse Herrschaft in der Natur auszuüben vermag. Als Frucht des gesamten Unterrichts soll der Schüler eine gewisse Selbständigkeit der Wahrnehmung und des Urteils auf körperlichem und geistigem Gebiete gewinnen und befähigt und angeregt werden, sich an der Hand der nötigen elementaren Hilfsmittel über den faktischen Stand der Wissenschaft weiter zu orientieren und der Entwicklung derselben in den wichtigsten Richtungen zu folgen. Hiezu ist es aber nötig, dafs der Unterricht auf allen Stufen erteilt werde und sich nicht auf die unteren Klassen beschränke, ferner mufs er die Elemente aller naturhistorischen Disziplinen umfassen, also: Botanik, Zoologie, Somatologie und allgemeine Geologie, dazu mufs in der Physik die Kosmographie ausreichend berücksichtigt und die Geographie mehr in naturhistorischem Sinne gelehrt werden.

Heft 3. Die Abstammungslehre im Unterrichte der Schule von Dr. W. Schoenichen, Oberlehrer am Reformgymnasium zu Schöneberg. Mit 14 Figuren im Text und 2 schematischen Darstellungen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1903. — Der Verfasser behandelt eine besonders bei uns recht akademische Frage, nämlich die Einführung der Abstammungslehre in den Mittelschulunterricht.

Er geht davon aus, dafs im biologischen Unterrichte, wie er gegenwärtig fast allgemein betrieben wird, bereits eine Tendenz zur Einführung der Deszendenztheorie schlummert, deren Einführung kein wissenschaftlicher Grund verbietet. Ganz anders liegen die Verhältnisse bei dem Darwinismus (Selektionslehre), der als formbildendes Prinzip unhaltbar, höchstens noch als dezimierendes Prinzip anerkannt werden kann. Sodann entwirft er einen Plan, wie die Abstammungslehre, die ja eigentlich erst für die Oberklassen gehörte, doch in ihren grundlegenden Einzelfragen gelegentlich schon auf der Unterstufe behandelt werden könnte, wobei die künstliche Zuchtwahl bei Haustieren und Kulturpflanzen selbstverständlich zu besprechen, die natürliche nur höchstens zu streifen ist.

Nachdem er noch versucht hat nachzuweisen, dafs die Abstammungslehre keine Quelle des Atheismus sei und somit auch der Religion nicht schaden könne, empfiehlt er deren Einführung in die Schulen auch noch aus ethischen Gründen.

Im einzelnen enthält das Schriftchen neben manchem, was zu weit geht, viele gute Gedanken, aber das Ganze ist doch zum mindesten — Zukunftsmusik.

Heft 4. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des chemischen Unterrichts an deutschen Mittelschulen von Dr. Erich Binder in Dresden. Mit 2 Schematen im Text. 35 S. 80 Pf. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903. — Der Verfasser zeichnet teils an der Hand der einschlägigen Verordnungen und Erlasse der Schulbehörden teils an je einem konkreten Beispiel (Annenrealgymnasium zu Dresden-Altstadt und Realgymnasium Düsseldorf) die Kämpfe und Mühen, die es kostete, bis der Chemieunterricht eine bleibende Stätte im Lehrplane der sächsischen und preufsischen Mittelschulen fand. Bedauerlicherweise mufs er dabei für die preufsischen Realgymnasien einen starken Rückschritt gegen früher feststellen. Die humanistischen Gymnasien haben ihm ja überhaupt noch kaum die Türe geöffnet; ja in Bayern wird selbst der kaum eingeführte Physikunterricht von der Mathematik (Berechnungen) überwuchert. Den Schlufs bilden einige Bemerkungen über Entwicklung der Methodik und Didaktik dieses Unterrichtes in Form einer Besprechung der verbreitetsten Lehrbücher.

Heft 5. Die Aufgaben des naturkundlichen Unterrichts vom Standpunkte Herbarts von Dr. A. Günthart, Oberlehrer in Barmen. Mit 3 Skizzen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1904. — Ausgehend von einer Betrachtung der psychologischen Grundlagen von Herbarts Pädagogik sucht der Verfasser die Naturwissenschaften als pädagogische Kraft zu würdigen. Demnach behandelt er in zwei Hauptteilen die Aufgaben des naturkundlichen Unterrichtes, welche in zwei Abteilungen zerfallen, nämlich: I. allgemeine — notwendige — Auf gaben zur Erreichung des Hauptziels, der Charakterstärke der Sittlichkeit und II. besondere — mögliche — Aufgaben zur beruflichen Vorbildung. Nachdem er das Herbartsche Schema: „Allgemeine Aufgabe des erziehenden Unterrichtes = Tugend = vielseitiges Interesse“ durch Aufnahme der körperlichen Gesundheit, die ja das Können der Tugend erst ermöglicht, und praktischer Kenntnisse erweitert hat, bespricht er zur Lösung der Frage: „Welches sind die Aufgaben des naturkundlichen Unterrichts hinsichtlich der Bildung neuer Vorstellungen in der Seele des Schülers?“ die Entstehung neuer Vorstellungen durch Perzeption und Apperzeption, die mittelbare Reproduktion, die Aufmerksamkeit und das Interesse und kommt zu dem Ergebnisse: Unser Unterricht soll im Zöglinge Interesse für die Natur erwecken. Naturwissenschaftliches Interesse besitzt er dann, wenn jeder Naturgegenstand in ihm starke Vorstellungen zum Steigen bringt, wenn darum jeder Naturgegenstand seine unwillkürliche Aufmerksamkeit erregt, wenn sich die Selbsttätigkeit der letzteren in die verschiedenen Formen der willkürlichen Aufmerksamkeit, in die Fähigkeit zur ernsteren und nachhaltigen geistigen Arbeit verwandelt. Der Zögling wird alsdann durchaus selbständig infolge seines inneren Dranges immer neue naturwissenschaftliche Vorstellungen zu erwerben suchen und auch fähig sein, sie ohne unsere Hilfe tatsächlich zu erwerben.

Aus der Erläuterung der Vielseitigkeit ergibt sich, dafs der naturkundliche Unterricht zwar allein imstande ist, die Herbartschen Prinzipien herzustellen und zu erkennen und dafs er auch den in der Selbsttätigkeit des Interesses bestehenden Willen schafft um nach jenen Prinzipien zu handeln, dafs aber doch eine ausschliefslich naturwissenschaftliche Bildung einseitig wäre, weil sie weder das eigentliche ästhetische Interesse noch die Glieder der Teilnahme schaffte. Erst das Zusammenwirken aller Unterrichtsfächer, erst die Gesamtheit des ganzen erziehenden Unterrichts schafft im Schüler das vielseitige Interesse.

Aus einer kurzen Darlegung der besonderen Aufgaben unseres Unterrichtes, die im übrigen wie auch die vorausgehenden Teile eine Anzahl sehr praktischer Winke enthält, folgert der Verfasser, dafs der naturkundliche Unterricht auch zur Pflege des vielseitigen Könnens ein im höchsten Grade geeignetes Mittel ist — freilich fehlt ihm gegenwärtig die zur Erfüllung all seiner Aufgaben nötige Zeit.

Diese leider nicht erschöpfenden Proben dürften genügen, tiefer denkende Lehrer zur Lesung dieser wertvollen pädagogischen Studie anzuregen.

Heft 6. Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Schulen Deutschlands von Prof. Dr. J. Norrenberg, Hilfsarbeiter im preufsischen Kultusministerium. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1904. Preis: geh. 1.80 M. — Diese Schrift behandelt zuerst die Geschichte des naturwissen-

schaftlichen Unterrichtes in Deutschland im allgemeinen von den Klosterschulen und Alkuins Bestrebungen ab über Rhabanus Maurus und Albertus Magnus zu den Humanisten und ihren Gegnern, zu Ratichius und Comenius, der gothaischen Schulordnung, den Pietisten, Ritterakademien, den Aufklärern und Philanthropisten bis zum Gymnasium des 19. Jahrhunderts. Bis hieher bringt die Darstellung trotz manch origineller Auffassung nichts wesentlich Neues; das ändert sich von nun ab, indem N. nunmehr an der Hand des ihm zu Gebote stehenden offiziellen Materiales besonders auf das preufsische Schulwesen eingeht. Die übrigen Bundesstaaten werden nur gelegentlich gestreift und nun die Süvernschen Lehrpläne von 1816 und deren oft recht mangelhafte Durchführung, die Wieseschen Lehrpläne (1856), sowie die Neugestaltung der preufsischen Lehrpläne bis zu den Reformen der Jahre 1882, 1892 und 1901 eingehend geschildert und in steter Bezugnahme auf die Entwicklung der Wissenschaft und die jeweils im Unterrichtswesen herrschenden Strömungen und Reformbestrebungen kritisch beleuchtet. Nebenher laufen Abschnitte über die Gründung der Realschulen und ihre Stellung zu den übrigen Bildungsanstalten und den naturwissenschaftlichen Fächern, der Methodik des biologischen und exakt wissenschaftlichen Unterrichtes, sowie die Ausbildung der Lehrer der Naturwissenschaften. Es ergibt sich schon aus dieser knappen Übersicht, welche Fülle wichtigen Stoffes diese Schrift für jeden bietet, der sich mit der Entwicklung des naturkundlichen Unterrichtes an den höheren Schulen beschäftigt. Erwähnen möchte ich noch die zutreffende Schlufsbemerkung, dafs zwar auch das Gymnasium, wenn es seine Aufgabe für jede Art höherer Berufstätigkeit die allgemeinen Vorbedingungen und eine von Vorurteilen freie Geistesbildung zu gewähren gerecht werden will, an den Errungenschaften der Naturwissenschaften nicht achtlos vorübergehen und der erzieherischen Kraft des naturwissenschaftlichen Unterrichts nicht entraten kann, dafs aber die für den naturwissenschaftlichen Unterricht zunächst zu lösenden Probleme (Vereinigung von Morphologie, Biologie, Entwicklungsgeschichte, Kosmologie und Erdkunde behufs Anbahnung einer Vorstellung von dem Zusammenhange zwischen den Erscheinungen dieser Erde und die Betonung der bisher vernachlässigten Geologie u. a.) an den Realanstalten gelöst werden müssen. H. St.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. Elfter Band. Drittes Heft. Wien und Leipzig, Carl Fromme, k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung, 1904. — In diesem Hefte wird zunächst allgemeinem Interesse begegnen die fesselnde Abhandlung von Carl Enders in Bonn „Zur Geschichte des Gaudeamus igitur." Viktor Manheimer in Göttingen stellt zum ersten Male eine vollständige Biographie der Werke des Andreas Gryphius auf, C. Kirchner in Chemnitz teilt Auszüge aus den Briefen Ch. F. Weisses an L. v. Hagedorn mit. Ida Axelrod in Bern verfolgt Hamanns Weltanschauung in ihrer mystischen Entwicklung. Friedrich Lüdecke in Bremen eröffnet neue Quellen zur Geschichte des Göttinger Dichterbundes, während F. von Kozlowski in Halle die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution aus neuen Briefen beleuchtet. Alfred Stern in Zürich bringt ein unbekanntes Aktenstück bei, das uns Ludwig Uhland als Philhellenen kennen lehrt; Werner Deetjen in Leipzig weist unbeachtete Aufsätze Immermanns nach und Franz Ilwof in Graz stellt die Beziehungen Jean Pauls zu Karoline von Feuchtersleben auf Grund ungedruckter Briefe genauer, als es bisher geschehen ist, dar. Zahlreiche wertvolle Miszellen, eine Reihe umfangreicher Rezensionen und eine reichhaltige Bibliographie schliefsen das mehr als 13 Bogen starke Heft ab. (Preis des Heftes M. 4 = *K* 4.80; des Bandes M. 16 = *K* 19.20.)

Cottasche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 83—97. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. — Das neue, auch für die Schule bedeutungsvolle Unternehmen der Cottaschen Buchhandlung wurde erstmals S. 684 des Jahrganges 1902 unserer Blätter eingehender gewürdigt, auf die Fortsetzungen wurde S. 501 des Jahrg. 1903 und S. 407 des Jahrg. 1904 aufmerksam gemacht. Inzwischen ist eine Anzahl weiterer Nummern erschienen und darunter befindet sich abermals eine Reihe

von Werken, deren Verlagsrecht der Cottaschen Buchhandlung ausschliefslich zusteht. Dafs nun solche an sich wertvolle Publikationen um einen billigen Preis allen Freunden der Literatur zugänglich gemacht werden, ist ein ganz besonderes Verdienst der Verlagshandlung.

Auf diese Weise werden in neuen, wohlfeilen Ausgaben geboten Berthold Auerbachs gemütvolle Erzählung „Edelweifs"; aus den verschiedenen Sammlungen des feinsinnigen und unterhaltenden, besonders durch seine Märchen bekannten Erzählers Rudolf Baumbach werden „Das Wasser des Vergessens" und noch 5 andere Erzählungen veröffentlicht; Gottfried Kellers Erzählung „Pankraz der Schmoller" aus den „Leuten von Seldwyla" wird allgemein zugänglich gemacht; Ausgewählte Gedichte von Betty Paoli mit einer Einleitung von Marie von Ebner-Eschenbach gibt Nr. 91 und Nr. 97: Novellen aus der Heimat von Adolf Wilbrandt (4 Novellen); dazu kommt eine vortreffliche Übersetzung von Molières Lustspiel „Die gelehrten Frauen" durch Ludwig Fulda.

An älteren Werken erscheinen in der bekannten trefflichen Ausstattung, welche die einzelnen Bändchen für die Schule bei der Lektüre der deutschen Klassiker so empfehlenswert macht: Schillers Maria Stuart; Hebbels Judith, Maria Magdalena und das Gedicht „Mutter und Kind"; ferner Schopenhauers kleine philosophische Schriften „Parerga und Paralipomena" in 4 stattlichen Bänden; ganz besonders aber sei hingewiesen auf die neue Ausgabe von Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt (3. Aufl. XVII. u. 208 S., Preis geh. 1 M.). Bekanntlich beginnen diese Unterhaltungen, welchen hier als Einleitung eine Biographie Friedrich von Müllers vorausgeschickt ist, mit dem März 1808 (die Tagebücher 1803—5 fehlen und von da bis 1808 war Müller meist auswärts politisch tätig) und reichen bis zu Goethes Tode; sie bieten so interessante Nachrichten über die rein menschlichen Seiten des grofsen Dichters, dafs sie auch in den Jahren, aus welchen Goethes Gespräche mit Eckermann erhalten sind, als wichtige Ergänzung zu diesen dienen. Sie kommen also für die Behandlung Goethes in der Oberklasse sehr in Betracht und sind so dem Lehrer der Literaturgeschichte zu einem billigen Preise zugänglich gemacht.

Was Frühling, Liebe und Muse mir heimlich sangen ins Ohr. Gedichte von Irene Wahlström. Piersons Verlag, Dresden. — Der in diesen Blättern 1904 S. 408 f. besprochenen Gedichtsammlung „Poetisches Kaleidoskop" läfst Frau Wahlström, die ihres bedeutenden Vaters, unseres Kollegen Heinrich Stadelmanns Dichtertalent geerbt hat, bereits ein zweites Buch unter obigem Titel folgen. Auch dieser Sammlung läfst sich tiefe Empfindung, glühende Phantasie, Kraft der Gestaltung und Naturwahrheit mit vollem Recht nachrühmen. Eine stoffliche Einteilung nach Frühling, Liebe und Muse ist nicht sichtbar; fliefsen doch diese Hauptgesichtspunkte, namentlich die beiden ersten vielfach ganz ineinander. An der Spitze unserer 151 Lieder stehen 3, die den Frühling besingen; als weitere Naturlieder sind zu nennen vor allem „Johannistag" S. 106 und das folgende „Im Geiste des Lichts" u. a. Weitaus zahlreicher sind die Lieder, in denen Leid und Freud der Liebe ihren mehr oder weniger gelungenen Ausdruck finden, wie S. 20 „Sehnsüchtig klagt die Nachtigall" und das in rührender Klage sich ergehende „— Immer nächtlicher —". In ähnlich rührenden Tönen klagt unsere Dichterin S. 43: „Du schied'st von mir mit kalten Mienen, Die ich's so gut mit Dir gemeint! — Verschliefs Dich denn, Du liebes Herze, Dem dauernd nie die Sonne scheint!" Die gleiche resignierende Stimmung finden wir S. 44 „Schwere Dämmerung". In „An treue Freunde" sucht sie in ihrem Schmerz Hilfe bei den „lieben Sternen" und S. 85 „O lasset mich alleine" vermag alle Schönheit und Herrlichkeit der Natur den Schmerz unglücklicher Liebe nicht zu bannen, während in dem Lied „Im Schatten" die gequälte Seele sich der Natur an die Brust wirft, um dort zu gesunden. Zu den besten Liedern der Sammlung zählt die „Erosfeier", wo die Muse bei der beglückten Dichterin wieder einkehrt. Lieder wie „Auf Flügeln des Gesanges", „Spielmanns Heimkehr" und „Tod unter Rosen" erinnern so recht an die Romantik Eichendorffs und Scheffels. Doch genug; es ist des Schönen zu viel geboten, als dafs man alles berühren könnte. Das weniger

Schöne, was, wie in allem menschlichen Tun, auch hier sich vorfindet, besteht in Härten, grammatikalischen oder stilistischen Mängeln und namentlich in Unebenheiten auf dem Gebiete des Rhythmus. „Überschnellend“ und „blühend sein“, „Schlaf noch Schmerzen“, unklare Beziehung des Partizips wie S. 119 „erstrahlt“ und „getroffen“ und „bliebe“ statt „bleibe“ S. 140 a. E. hätten vermieden werden sollen. Ferner verlangt der Rhythmus S. 64 in der 1. Str. Z. 2 u. 4 statt der Jamben Trochäen. S. 76 ist unter die 4füfsigen jamb. Verszeilen ein 5füfsiger geraten und S. 110 ist „sinken“ als Jambus gebraucht. Diese und ähnliche Gebrechen wirken störend und dürfen in einer neuen Auflage, die das Werk verdient, nicht wiederkehren. Alles in allem möchte ich das Buch, das in schöner Ausstattung vorliegt, insbesondere für Geschenkzwecke dringend empfehlen. Rb.

Sophoclis Oedipus Rex edidit J. Holub. Editio correctior. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1904. 49 S. 8. Preis 60 Pf.

— Antigone. J. Holub. Editio correctior. Pars prior textum continens. 41 S. Pars posterior commentarium et metra continens. 17 S. 8. Ebd. Preis 80 Pf.

Sollten wirklich so viele Lehrer reingefallen sein, dafs eine erste Auflage dieser famosen Sophoklesausgaben verbraucht wäre? Nur um solchen Reinfall zu verhüten, sollen die im Text stehenden Konjekturen der ersten Seite der Antigone erwähnt werden: 4 *οὐδὲν γὰρ οὔτ' ἀλγεινὸν οὔτ' ἄτη εἰσ' ἄτερ οὔτ' αἰσχρὸν οὔτ' ἄτιμον· ἔσθ' ὁποῖον οὖν*, 23 *Ἐτεοκλέα μὲν — ὡς λέγουσ', οἷσιν δίκῃ χρῆσθ' εἰς δικαιοῖ καὶ νόμῳ — κατὰ χθονὸς*, 27 *ἀστοῖσι φύσιν ἐκκεκηρῦχθαι τὸ μὴ κτἑ.* Wer kann diesem sinnlosen, grammatisch, stilistisch metrisch unmöglichen Texte einen Sinn abgewinnen? Damit der Humor nicht fehlt, sei noch 781 *Ἔρως ἀνίκατε μαχᾶν ἐρῶσ'* (soll für *ἐρῶσι* als Dativ stehen!) angeführt: „Eros unbesiegbar für Offiziere und Soldaten.“ W.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyck. XXI. Band: Der falsche Demetrius von Theodor Hermann Pantenius. 120 S. mit 91 Abbildungen. Preis 3 Mk. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904. — Auch wenn die vorliegende Monographie nur eine zusammenfassende Darstellung des Emporkommens und Unterganges des falschen Demetrius auf Grund der neuesten Forschungen enthielte, dürften wir dankbar dafür sein, da sich bald die Zeit naht, wo wir den 100. Todestag Schillers feiern, der uns seine gröfste Tragödie „Demetrius“ nur als Fragment hinterliefs. Denn schon als historischer Kommentar zu diesem Fragment wäre uns eine solche Monographie von Wert. Nun aber wird hier viel mehr geboten: Der Verfasser, ein geborener Kurländer, welcher nicht nur der russischen Sprache völlig mächtig ist, sondern auch eine gründliche und umfassende Kenntnis der russischen Geschichte besitzt, gibt uns hier in kurzen Zügen eine Geschichte Rufslands von den ersten Anfängen unter dem Normannen Rurik bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow; diese Übersicht hebt in vollkommen befriedigender Weise alle bedeutenden Momente der Entwicklung klar hervor und gibt vor allem in überzeugender Weise den Nachweis, wie die Regierung Iwans des Schrecklichen und vor ihr die lange Tatarenherrschaft, dann aber wie die gräfslichen Ereignisse beim Auftreten und Untergang des falschen Demetrius die Rückständigkeit Rufslands in kultureller Beziehung verschuldet haben; denn mit Recht legt der Verfasser besonderen Wert darauf, uns ein getreues Kulturbild des alten Rufslands zu geben und uns die Wandlungen zu erklären, welche dasselbe unter der Tatarenherrschaft, dann wieder durch das Eindringen des byzantinischen Elementes in Kirche und Staat und endlich infolge der ersten westeuropäischen Einflüsse erfuhr. Bei alldem hat der Titel der Monographie seine Berechtigung; denn je mehr wir uns der Zeit des falschen Demetrius nähern, desto breiter und ausführlicher wird die durch zahlreiche authentische Illustrationen belebte Darstellung. In der Hauptsache befleifsigt sich der Verfasser einer weisen Zurückhaltung; auch er weifs nicht, wer eigentlich der junge Mann war, welcher sich selbst bis zu seinem schrecklichen Ende für einen Sohn Iwans des Schrecklichen gehalten hat, aber er berücksichtigt die verschiedenen Überlieferungen, übt verständige Kritik daran und ermöglicht es dem aufmerksamen Benützer der Monographie, sich selbst über

verschiedene Einzelheiten ein ziemlich sicheres Urteil zu bilden. Gerade darin liegt ein Hauptwert seiner interessanten Ausführungen und deshalb ist auch der vorliegende Band für den Lehrer der Geschichte am Gymnasium und für die Lehrerbibliotheken warm zu empfehlen. Es bliebe nur zu wünschen, dafs durch ähnliche Monographien, die etwa die Titel führen könnten „Peter der Grofse", „Katharina die Grofse", „Rufsland im XIX. Jahrhundert", die russische Geschichte bis zur Gegenwart heruntergeführt würde, wo sie durch ein neuerliches Ringen mit Rufslands ältestem Gegner, dem Mongolentum in Ostasien, das allgemeinste Interesse erregt. J. M.

Hildesheim und Goslar von Otto Gerland. (Berühmte Kunststätten Nr. 28). 124 S. mit 80 Abbildungen. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1904. Preis 3 M. — Zwei Städte des altsächsischen Gebietes, deren Geschichte manches Gemeinschaftliche hat, die Bischofsstadt Hildesheim und die Kaiserstadt Goslar, haben hier in dankenswerter Weise eine sachkundige Behandlung erfahren. Der Verfasser, welcher sich selbst schon in Arbeiten auf dem Gebiete der Hildesheimischen Geschichte und Kunstgeschichte mit Erfolg versucht hat, benützt, wie das Literaturverzeichnis S. 123/124 erweist, die einschlägigen Werke, namentlich auch Spezialschriften, sehr genau und weifs uns den Rundgang durch die beiden Städte durch seine mit historischen und kulturhistorischen Reminiszenzen mancher Art belebte Schilderungen recht anziehend zu machen. Natürlich kommt von Hildesheim in erster Linie die künstlerische Tätigkeit des Bischofs Bernward, von Goslar das Kaiserhaus in Betracht, aber daneben fällt doch Licht auf manches interessante Denkmal der romanischen und gotischen Epoche, das in einer allgemeinen Kunstgeschichte nicht behandelt werden kann, besonders Kirchengeräte und Privathäuser, die bekanntlich in Hildesheim recht zahlreich vertreten sind. Aber eben deshalb sollten doch in einer solchen Monographie die Hauptwerke Bernwards, die ehernen Torflügel und die Christussäule nicht blofs in einer Gesamtabbildung wiedergegeben sein, auf der man nichts erkennen kann, sondern es müfsten sich einzelne Szenen ihrer Bilderserien in gröfseren und deutlicheren Abbildungen finden, damit man vom Stil dieser Darstellungen einen Begriff bekommt. Diesem Bedürfnis ist die Seemannsche Verlagshandlung selbst in dem zweiten von Prof. Dehio zusammengestellten Bande der „Kunstgeschichte in Bildern" Tafel 37 entgegengekommen. Auch Lagepläne sollten nicht ganz fehlen, wenn man dem Rundgang mit Verständnis folgen will.

Die Angaben des Verfassers sind fast durchaus zuverlässig, nur S. 85 läfst er Heinrich II. mit der Kaiserin Kunigunde und vielen Fürsten 1029 in Goslar anwesend sein, obwohl dieser Kaiser schon 1024 starb; nicht 954, wie S. 92 steht, verteidigte der hl. Ulrich seine Bischofsstadt Augsburg gegen die Ungarn, sondern 955; auch die Bemerkung S. 95, die Identität der beiden in der noch stehenden Domkapelle zu Goslar erhaltenen Kaiserstatuen könne nach einem Vergleiche mit den neuerdings aufgefundenen Grabsteinen dieser Kaiser im Dome zu Speyer nicht mehr in Zweifel gezogen werden, bedarf der Berichtigung; denn bei den Ausgrabungen zu Speyer 1900 hat man wohl die Leichen der Salierkaiser aufgedeckt, aber Bildnisse von ihnen sind überhaupt nicht, auch nicht auf Grabsteinen gefunden worden. Eine Identifizierung ist nur möglich für Heinrich III; von diesem gibt es, wie ich nach einer Mitteilung von Prof. Dr. Praun, dem verdienstvollen Veranlasser der Speyerer Ausgrabungen, angeben will, zwei authentische Porträts, das eine in dem von Heinrich III. nach Speyer geschenkten, jetzt im Eskorial befindlichen Codex aureus, das andere in einer zweiten auf Veranlassung Heinrichs III. und ursprünglich für Goslar bestimmten Bibelhandschrift, jetzt in Upsala. Letzteres Bild ist in einem der letzten Jahrgänge der Zeitschrift für christliche Kunst reproduziert. Demnach läfst sich nur angeben, dafs jene Kaiserstatue in Goslar, welche das Modell der Kirche St. Simon und Judas als Stitter trägt Heinrich III. sein mufs, aber damit ist noch nicht entschieden, ob es nicht eine idealisierte Darstellung des XII. Jahrhunderts ist; über die zweite Goslarer Statue läfst sich überhaupt nichts entscheiden; sie kann ebensogut Konrad II. wie Heinrich IV. darstellen. — Die eben dargelegten Verhältnisse kennt Gerland offenbar nicht und so ist die oben bezeichnete Verwirrung entstanden. J. M.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung. Die Tiere der Erde. Von Dr. W. Marshall, Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Leipzig. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Über 100 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach dem Leben. Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pf. Stuttgart-Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Von diesem hier schon wiederholt angezeigten Werke, das besonders wegen seiner zahlreichen und schönen Abbildungen auch für Unterrichtszwecke passend erscheint, liegen uns gegenwärtig die Lieferungen 39—44 vor. Dieselben führen die Schildkröten zu Ende, dann folgen die Krokodile, Brückenechsen, Eidechsen, Schlangen, Lurche und die Fische bis zu den Glanzschuppern (Ganoidei). So steht denn zu hoffen, daſs das Werk bald ganz vollendet vorliegen und überall gute Dienste leisten werde. H. St.

Kind und Kunst. Illustrierte Monatsschrift zur Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Darmstadt, Alex. Koch. Heft 1—4. Preis jährl. für 12 Hefte 12 M. Die unter dem Schlagworte „Die Kunst im Leben des Kindes" seit mehreren Jahren zutage getretene Richtung der modernen Erziehungslehre hat nun auch in der obigen Zeitschrift, die dem rührigen Verlage von Alex. Koch in Darmstadt entstammt, ein Organ für ihre Lebensäuſserungen gefunden. Sie soll einer Zersplitterung der zahlreichen Kräfte, die sich in den Dienst der neuen Sache gestellt haben, vorbeugen und einen gegenseitigen Meinungsaustausch zur Klärung der Frage vermitteln.

Dementsprechend gehört die Zeitschrift zunächst den Erwachsenen. Ihnen soll Material und Anregung geboten werden, um in die Tat umzusetzen, was dem Ziele näher bringen könnte. Namhafte Autoren haben sich als Mitarbeiter bereit erklärt und wertvolle Beiträge geliefert, so Konr. Lange, Kunst und Spiel in ihrer erzieherischen Bedeutung; Dr. Pabst, Einige Grundfragen der Erziehung; Dr. M. Spanier, Die praktischen Ergebnisse der kunstpädagogischen Bewegung. Dr. Löwenberg, Naturanschauung und Dichtung, u. a. Daneben führen uns Besprechungen von Neuerscheinungen in die Literatur dieses Gebietes ein. Für die Schulpraxis geben diese Besprechungen zum Teil wertvolle Anhaltspunkte.

Die gleiche Erscheinung, die auf den beiden Kunsterziehungstagen sich zeigte, kommt naturgemäſs auch in der neuen Zeitschrift zum Ausdruck. Von einzelnen Vertretern der neuen Richtung wird, wie dies meistens bei jeder neuen Sache der Fall, erheblich über das Ziel hinausgeschossen. In tatsächlicher Verkennung der psychologischen Grundlage der neuen Bewegung möchten diese extremen Vertreter das Überkommene am liebsten ganz über Bord werfen und mit der Vergangenheit brechen. Sie tragen die Schuld, wenn die Sache in Miſskredit kommt. Da ist es nun sehr erfreulich, feststellen zu können, daſs in der neuen Zeitschrift auch warnende Stimmen zu Worte kommen. Auf diese Weise besteht die Hoffnung, daſs die bestehenden Gegensätze sich mit der Zeit immer mehr ausgleichen und schlieſslich auf der goldenen Mittelstraſse zusammentreffen. Wir möchten der Schriftleitung ans Herz legen, diesen Grundsatz, beide Teile zu Wort kommen zu lassen, stets zu befolgen im Interesse einer gedeilichen Entwicklung der Sache.

Aber auch den Kindern bringt die neue Zeitschrift etwas: vor allem eine reiche Fülle von Bildern, deren Wiedergabe schlechthin mustergültig ist. Dieselben sollen nicht bloſs dazu dienen, das Kind zum Sehen zu erziehen, sondern sie bieten auch Anregungen zu reichlicher Selbstbetätigung im Zeichnen, Malen, Modellieren, für die Ausschmückung des Kinderzimmers usw. In dem Hefte sind auſserdem Märchen und Erzählungen, ebenso Lieder beigegeben, die — wenn auch nicht alle gleichwertig und originell in der Erfindung — doch zum gröſsten Teil geeignet sind, Kinderherzen zu erfreuen. Auch die Notenbeilage zu einem von Humperdink vertonten Liede finden wir vor. Kurz es ist kaum eine Seite der Erziehung unberücksichtigt gelassen.

Die Zeitschrift eignet sich im besonderen Maſse für das Haus, wo sie im regen Wechselbezug zwischen Eltern und Kind und in der richtigen Weise verwertet, erfreuliche Früchte zeitigen mag. Aber auch für die Schule bringt sie vieles, was befruchtend auf ihre Tätigkeit wirken kann. Das Gymnasium wird nicht achtlos

an dieser Richtung vorübergehen können und in diesem Sinne sei die neue Zeitschrift der Beachtung der Kollegen empfohlen. O. S.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1905. 1. Heft (2. Jahrgang). Verlag von E. A. Seemann in Leipzig. Einzelpreis des Heftes (6 Blätter und 12 Seiten Text) 3 M., Abonnementspreis für 12 Hefte 24 M. — Mit diesem ersten Hefte führt sich der 2 Jahrgang dieser rasch beliebt gewordenen Publikation des bekannten Leipziger Verlages in sehr vorteilhafter Weise ein. Es ist nämlich nicht nur wie bisher jedes einzelne farbige Kunstblatt von einem Textblatt mit biographischen Bemerkungen über den Künstler begleitet, sondern es geht auch eine achtseitige Beilage voraus, geschmückt mit einer von Schwinds reizenden Zeichnungen „Aus Figaros Hochzeitszug“; dieser Text bietet zunächst eine interessante Kunsterzählung von Cornelius Gurlitt „Zur Geschichte von Böcklins Spiel der Wellen“, dann eine Plauderei über Farbensehen „Das grüne Gesicht“ von Wilhelm Schäfer und noch zwei Seiten „Kunstnachrichten“. Damit haben wir eine neue eigenartige Kunstzeitschrift; denn eigenartig bleiben ihr die prächtigen farbigen Wiedergaben hervorragender Kunstwerke der Gegenwart. Die erste Stelle nimmt Böcklins „Spiel der Wellen“ ein, dessen Farbenpracht überraschend getreu reproduziert ist; nächst diesem Bild wird am meisten ein äufserst charakteristischer Harburger „Bierpolitiker“ interessieren; dazu kommt ein nordischer Sonnenaufgang des Schweden Bruno Liljefors; ein höchst eigenartiges Bild des Russen Leonid Pasternak, der seinen grofsen Landsmann Tolstoi im Kreise seiner Familie beim Lampenschein malt, endlich zwei anmutige Frauenbilder des Schotten George Henry („Goldfische“) und des Franzosen Charles Chaplin („Unschuld“, Original im Luxembourgmuseum zu Paris). Man sieht, 6 Nationalitäten sind vertreten; ähnlich vielseitig versprechen die folgenden Lieferungen nach dem provisorischen Verzeichnis im Prospekt zu werden. So hofft die verdiente Verlagshandlung beizutragen zur Verwirklichung der Forderung Goethes: „Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an.“ J. M.

Max Schmid, Aachen, Kunstgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Erster Band. Mit 262 Abbildungen im Text und 10 Farbendrucktafeln. 358 S. Preis 8 M. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann, 1904. — Das ist die 3. Kunstgeschichte des XIX. Jahrhunderts, welche in jüngster Zeit erschienen ist. Zuerst veröffentlichte 1903 Walter Gensel einen Abrifs: „Die moderne Kunst seit dem Zeitalter der französischen Revolution“ in der allgemeinen Kunstgeschichte von H. Knackfufs bei Velhagen & Klasing, auf S. 417—702, also auf 285 Seiten des 3. Bandes. Die Behandlung konnte bei dem beschränkten Umfang nur eine knappe sein. Es folgte: Die Kunst des XIX. Jahrhunderts von Dr. Friedr. Haack, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Erlangen (als V. Teil des Lübkeschen Grundrisses der Kunstgeschichte in 12. Aufl.), 413 S. in welchem bereits Gensels Darstellung verwertet ist. Etwa gleichzeitig damit erschien obige Bearbeitung. Sie entstand unter dem Einflusse von Springers vortrefflichem Handbuch der Kunstgeschichte, dessen V. Bd. in 2. Aufl. 1884 erschienen war. Vor allem ist zu konstatieren, dafs es die ausführlichste Darstellung der Kunst des XIX. Jahrhunderts werden wird; diesem ersten Bande, welcher die Kunst etwa bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts umfafst, werden noch zwei weitere Bände folgen, von welchen der eine die Neubelebung der Renaissance und der verwandten Stilformen, der andere das Wesen der neuzeitlichen Kunst schildern soll. Der Verfasser ist nach jahrelangen Vorbereitungen an die Ausführung gegangen. Dieser merkt man auf jeder Seite an, dafs er seinen Stoff beherrscht und in anregender, frischer Ausdrucksweise seine Ansichten wiederzugeben versteht. Dazu kommt eine Fülle von Illustrationen, welche zum Teil eigenen Aufnahmen der um die Förderung der Kunstgeschichte besonders verdienten Verlagshandlung verdankt werden, zumal auch 10 Dreifarbendrucke das Verständnis fördern. Daher bleibt vor allem ein Wunsch: Wie die Seemannsche Verlagshandlung seinerzeit zu den früheren „Kunsthistorischen Bilderbogen“ ein eigenes Supplement „Die Kunst des XIX. Jahrhunderts“ umfassend herausgab, so möge sie jetzt, nach Vollendung der vorliegen-

den Kunstgeschichte zu den allseitig mit dem gröfsten Beifall aufgenommenen 5 Bänden der „Kunstgeschichte in Bildern", die eine Neubearbeitung der Kunsthistorischen Bilderbogen darstellen, einen 6. Band erscheinen lassen, der in ebenso mustergültiger Weise mit allen Mitteln der modernen Technik die Kunst des XIX. Jahrhunderts illustriert. Jedenfalls darf man auf die beiden folgenden Bände dieser grofsangelegten Geschichte der modernen Kunst gespannt sein.

Immerhin finden sich im einzelnen verschiedene Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, die einer Verbesserung bedürfen. So ist z. B. S. 106 eine Abbildung eingefügt: Fig. 63. Bosio: Nymphe. Die dargestellte Statue ist aber „die Toilette der Atalante" von James Pradier, worauf S. 226 richtig hingewiesen wird. S. 206 steht Henri Daumier (1808—1879) statt des richtigen Vornamens Honoré. Übrigens sollten diesem bedeutenden Künstler, über den in jüngster Zeit eigene Werke erschienen sind, doch mehr als sechs Zeilen gewidmet sein; jedenfalls wäre es angezeigt gewesen, eines oder das andere seiner Werke im Bilde vorzuführen. Am wenigsten befriedigt die Darstellung des Werkes von Cornelius in der Ludwigskirche zu München S. 280 ff. Abgesehen davon, dafs jetzt die Farben durch die 1903/04 vorgenommene Restauration wieder frisch leuchten, ist auch S. 280 die Verteilung der Bilder unvollständig und unrichtig angegeben. Nicht im Gewölbe des Kreuzschiffes, sondern in einem Streifen des Tonnengewölbes im Chor ist die Weltschöpfung dargestellt, nicht darunter sind die Evangelisten und Kirchenväter abgebildet, sondern in vier Zwickeln in den Gewölben des Querschiffes rechts und links; von den Darstellungen in der Vierung der beiden Schiffe ist überhaupt nichts gesagt. J. M.

Dritte und vierte Schwindmappe. Herausgegeben vom Kunstwart. Preis jeder Mappe 1.50 M. München, Georg D. W. Calwey, Kunstwartverlag. — Das Bestreben des Kunstwartes, die kerndeutsche Kunst unseres liebenswürdigen Meisters Schwind durch seine Kunstmappen dem Volke näher zu bringen, Sinn und Verständnis dafür in weiten Kreisen zu wecken, verdient alle Anerkennung. Avenarius sieht nun nicht in den Zyklen, sondern in einzelnen selbständigen Bildern Schwinds dessen höchste künstlerische Leistungen. Da ihm das auch der Erfolg der ersten und zweiten Schwindmappe bewiesen hat, so läfst er drei weitere Schwindmappen folgen, von welchen zwei bereits vorliegen. Dieselben enthalten zunächst eine Reihe der kleineren Bilder der Schackgalerie „Des Knaben Wunderhorn", „Nächtliche Erscheinung", „Der Traum des Gefangenen", „Hero und Leander", „König Krokus" und „Endymion". Besonders zu begrüfsen ist es aber, dafs auch Schwinds gröfsere Ölgemälde weiteren Kreisen bekannt gemacht werden sollen. Von solchen enthalten die beiden Mappen „Die Symphonie" (Neue Pinakothek), wovon das unterste Bild „Das Konzert" noch einmal grofs wiedergegeben ist; „Ritter Kurts Brautfahrt" (Karlsruher Galerie), „Der Falkensteiner Ritt" (Leipziger Museum) und „Der wunderliche Heilige" (Aquarell von 1828); dazu kommt noch „Die Schöpfung" aus dem Freskenzyklus im Wiener Opernhaus und zwei Bildchen aus Münchener Privatbesitz „Die Schifferin" und eine Rötelzeichnung „Die sieben Schwaben".

Höchst befremdend ist es, dafs Avenarius bei seinem rühmenswerten Bestreben einzig bei der Verwaltung der Schackgalerie so wenig Entgegenkommen findet. Wir lassen seine Klage hier wörtlich folgen: „Gar keinen Dank schulde ich leider der Verwaltung der Galerie, die Graf Schack dem Kaiser als dem vornehmsten Vertreter des deutschen Volkes zum Besten dieses deutschen Volkes vermacht hat. Denn diese Verwaltung, das Kgl. Preufsische Hofmarschallamt in Berlin, hält sich für befugt, ihrerseits zu verfügen, was von den Schätzen der Schackgalerie ins Haus geführt werden dürfe und was nicht, und gegen den Sinn der Hinterlassenen des Grafen Schack sowohl wie der Erben Moritzens von Schwind selber hat sie mich am Photographieren einiger seiner Bilder geradezu verhindert." J. M.

Deutsche Alpenzeitung. 4. Jahrgang 1904/1905. Heft 19, 20, 21. (Monatlich 2 Hefte. Preis des Vierteljahres 3 M., des einzelnen Heftes 60 Pf.) Verlag der Deutschen Alpenzeitung, Gustav Lammers, München - Wien. — Auch die seit Beginn des neuen Jahres 1905 erschienenen Hefte der mit Recht so rasch beliebt gewordenen und weit verbreiteten Alpenzeitung zeichnen sich eben so sehr

durch die Gediegenheit und Vielseitigkeit des Inhalts wie durch die Trefflichkeit der Illustrationen aus. Aus dem 19. Hefte sei der Artikel: Das Isartal im Winter von Albert Halbe besonders auch wegen seiner geradezu reizenden Illustrationen hervorgehoben, die jeden Freund des vielbesuchten Tales anheimeln werden. — Auch die Hefte 22 und 23 erfreuen durch ihren ungemein reichhaltigen textlichen Inhalt und durch ihre zahlreichen prächtigen Illustrationen und Kunstbeilagen. Als besonders interessant seien folgende Artikel genannt: „Drei Tage in der Hochregion des Monte Rosa" von E. Christa, „Skitouren in den Bergen des Samnaun" von O. Sehrig, „Wildfütterung" von E. Gruber, „Winter in Ampezzo" von E. Terschak, „Aus den Allgäuer Alpen" von Frhr. v. Rotberg, „Wintertage in den bayer. Voralpen (Schliersee und Tegernsee)" von R. Scheid, „Österreichische Burgen" von Dr. C. Fuchs. Von den Kunstbeilagen sind besonders „Monte Rosamassiv", „Winter im Kaisertal", „Sorapifs von Pocol", „Panorama vom Glasfelderkopf" und „Tegernsee vom Wege zur Neureut" geradezu entzückend.

Hermann Wagners Illustrierte deutsche Flora. 3. Auflage. Nach der von Dr. Aug. Garcke besorgten 2. Auflage neu durchgesehen und verbessert. Mit ca. 1550 Pflanzen-Abbildungen. Stuttgart, Verlag für Naturkunde (Sprösser & Nägele). Das Werk erscheint in 16 Lieferungen à 75 Pf. — Von dieser bereits Heft V/VI S. 419 (Jahrg. 1904) angezeigten Illustrierten Flora liegen uns nunmehr elf Lieferungen vor, in deren letzter nach Abschlufs der Archichlamydeen zu den Metachlamydeen übergegangen wird. Im übrigen auf das dort Gesagte verweisend, möchte ich nochmals die Aufmerksamkeit der Lehrer auf dieses preiswerte Buch lenken, das um wesentlich geringeres Geld für Deutschland fast dasselbe bietet, wie H. Coste, Flore descriptive et illustrée de la France für unsere westlichen Nachbarn.

Pokornys Naturgeschichte des Tierreiches. Für höhere Lehranstalten neu bearbeitet von Dr. Robert Latzel. Mit 73 farbigen Tierbildern auf 24 Tafeln von W. Kuhnert und H. Morin und 283 Abbildungen im Texte und 1 Erdkarte. Sechsundzwanzigste nach biologischen Gesichtspunkten umgearbeitete Auflage. Preis geb. 4 M. Leipzig, Verlag von G. Freytag, 1903. — Neben der Bearbeitung der Pokornyschen Lehrbücher durch Direktor Max Fischer gibt die Verlagsbuchhandlung nunmehr eine neue Bearbeitung derselben heraus. Die Botanik wurde hier bereits von Kollega Koch-Frankenthal (Bd. XXXIX S. 598) besprochen.

Die vorliegende Naturgeschichte des Tierreiches ist nicht nur mit einer grofsen Anzahl neuer Textbilder ausgestattet, sondern hat auch in den 24 Farbentafeln von Kuhnert-Morin einen ganz hervorragenden künstlerischen Schmuck erhalten; insbesondere Morins Schmetterlingstypen müssen jeden Knaben entzücken und zum Beobachten und Sammeln anregen. Aber auch textlich ist die Neubearbeitung revidiert und den modernen Errungenschaften der Wissenschaft angepafst; vor allem wird stets der innige Zusammenhang zwischen der Gestalt des Tieres und seiner Lebensweise, seiner Färbung und seinem Wohnorte hervorgehoben.

Zoologische Zeichentafeln. Im Anschlufs an den Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie von Vogel-Müllenhoff-Röseler herausgegeben von Dr. O. Vogel und Prof. O. Ohmann. Heft I Tafel I—XVI nebst tiergeographischer Tafel. Neunte Auflage. Preis 80 Pf. Heft II Tafel I—XXIV. Siebente verm. und verb. Auflage. Preis 1.25 M. Heft III Tafel I—XVI. Fünfte verm. und verb. Auflage. Preis 1 M. Berlin 1903, Winckelmann & Söhne. — Behufs fester Einprägung der Formen in ihrer Eigentümlichkeit ist das Zeichnen im naturkundlichen Unterrichte unerläfslich. Die üblichen Schemabilder genügen dazu aber insbesondere bei den höheren Tieren nicht mehr; gute Umrifszeichnungen anzufertigen sind wenige Lehrer geschweige denn alle Schüler imstande. Diesen Schwierigkeiten suchen vorliegende Tafeln in der Weise abzuhelfen, dafs sie nicht völlig ausgeführte Bilder geben. Durch das Nachzeichnen der nur durch Striche vorgedruckten Umrisse sollen die Zeichnungen erst ihre Ausführung von der Hand des Schülers erhalten. Durch dieses Nachzeichnen soll ihm die Form zum Bewufstsein gebracht, das Auge zum scharfen Sehen gleichsam genötigt und verhindert werden, dafs der Blick flüchtig über die Gestalt hinweggleitet. Vollständiger sind diejenigen Teile der Zeichnungen gegeben, deren Ausführung durch den Schüler zu schwierig erschien; die schemati-

schen Darstellungen der inneren Teile sind vielfach farbig gehalten. Die auf der Rückseite der Tafeln stehenden Fragen nach Heimat, Nahrung, wichtigen Körperteilen usw. können im Zusammenhange nach Beendigung der Durchnahme, gewissermafsen zur Wiederholung erledigt werden oder ihre Beantwortung erfolgt einzeln, wie es der Gang des Unterrichts ergibt.

Den Gebrauch der Tafeln im einzelnen erläutert ein beigegebenes Vorwort sowie das Oster-Programm 1899 des Humboldt-Gymnasiums zu Berlin (1899 Progr. Nr. 56), das der Verleger an Interessenten kostenlos versendet.

Da diese Methode entschieden zeitersparend wirken mufs, lohnte sich auch bei uns ein Versuch. Wenn er gelingt, wird Berichterstatter weiteres darüber melden.

Anleitung zum Bestimmen der Wirbeltiere Mitteleuropas von Dr. Konrad Bretscher. Mit einem Vorwort von Dr. Arnold Lang, Professor der Zoologie an der Universität und am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Mit 71 Figuren. Zürich, Verlag von A. Raustein (vormals Meyer & Zellers Verl.), 1904. Preis geh. 2.60 M. — Der Verfasser beabsichtigt ein zoologisches Gegenstück zu den vielen Floren zu geben, welche die Bestimmung der höheren Pflanzen ermöglichen. Zugleich sollte dasselbe einführen in das Gerüste der wissenschaftlichen Systematik und also etwa dasselbe leisten wie Leunis' Synopsis, aber zu wesentlich billigerem Preise verkauft und somit weit zugänglicher werden. Diese Bestimmung gebot natürlich eine Einschränkung der Abbildungen auf ganz unentbehrliche rein orientierende Formenbilder und schematische Figuren systematisch wichtiger Unterscheidungsmerkmale.

Die Nomenklatur ist fast ausnahmslos im Anschlufs an Fatio und Studer gegeben, die moderne Literatur sorgfältig benützt. Somit kann das Büchlein nicht nur für den Lehrer sondern auch für strebsame Schüler als gutes und billiges Hilfsmittel der Naturkenntnis empfohlen werden.

Der Mensch und das Tierreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt von Dr. M. Krafs und Dr. H. Landois. Mit 207 eingedruckten Abbildungen. Dreizehnte, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1903. Preis 2.20 M., geb. 2.55 M. — Da das Buch bereits in dreizehnter Auflage vorliegt, ist ein Eingehen auf Tendenz und Methode wohl nicht mehr vonnöten; übrigens schildert diese genügend die wieder abgedruckte Vorrede zur ersten Auflage. Die Neuauflage hat vor allem einen vollständigeren Bilderschmuck erhalten, indem die Abbildungen von Rebhuhn, Brand-Seeschwalbe, Hering, Rofskäfer, Wespe, Ligusterschwärmer, Weidenbohrer, Hornissenschwärmer und Küchenschabe neu hinzugekommen sind. Die meisten Tiere sind in ihrer natürlichen Umgebung und in Ausübung charakteristischer Tätigkeiten dargestellt, so dafs das Buch auch hierin neueren Anforderungen genügt. So bildet es denn mit dem zugehörigen „Pflanzenreiche" und dem „Mineralreiche" einen in sich geschlossenen lehrreichen Kursus der Naturgeschichte.

Leitfaden der Botanik für höhere Lehranstalten. Von Paul Wossidlo. Mit 556 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tafeln in Farbendruck und einer Vegetationskarte. Zehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1903. Preis geb. 3.30 M. — Dem gegenwärtigen Drängen nach stärkerer Hervorhebung biologischer Verhältnisse vermag sich auch Wossidlo nicht zu entziehen, daher bietet er denn, wenn auch in vorsichtiger Zurückhaltung, in jeder Neuauflage seiner Lehrbücher mehr Biologisches als in den früheren. So hat er in dieser Neuauflage bereits in dem Abschnitt über Wurzel, Stengel und Blätter deren biologische Verhältnisse stärker hervorgehoben und mit den morphologischen in möglichst enge Verbindung gebracht; dagegen ist bei der Blüte die Trennung jener beiden Gebiete hauptsächlich aus äufseren Gründen noch beibehalten. Diese Umarbeitung hat auch die Aufnahme zahlreicher neuer Abbildungen zur Folge gehabt, so dafs das Buch zu den reichst illustrierten und überhaupt nach wie vor zu den besten der mehr morphologisch-beschreibenden Richtung gehört.

Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten bearbeitet von Dr. M. Krafs, Schul-

rat, K. Seminar-Direktor, und Dr. H. Landois, Professor an der K. Universität in Münster i. W. Mit 340 eingedruckten Abbildungen. Sechste, nach den neuen Lehrplänen verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1903. Preis 3.20 M., geb. 3.60 M.

Das Mineralreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt von Dr. M. Krafs und Dr. H. Landois (Münster). Mit 93 eingedruckten Abbildungen. Siebte, verbesserte Auflage. Freiburg, Herder, 1903. Preis 1.50 M., geb. 1.85 M. — Die Herderschen Lehrbücher und Leitfäden sind weit verbreitet und allgemein bekannt, auch wurden die früheren Auflagen in diesen Blättern wiederholt angezeigt. Somit dürfte es nicht mehr nötig sein, deren Inhalt, Methode usw. eingehender zu erörtern, vielmehr mag der Hinweis darauf genügen, dafs dieselben in Text und Bilderschmuck ständig fortzuschreiten und allen Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen bestrebt sind. Dementsprechend ist auch in der sechsten Auflage des Lehrbuches der Botanik die Biologie stärker als bisher betont, fernerhin sind allerlei Unebenheiten verbessert und über 20 Abbildungen neu aufgenommen; auch an das Mineralreich ist da und dort die verbessernde Hand angelegt worden; letzteres erscheint gerade für unsere Verhältnisse sehr geeignet. Also ist wohl zu hoffen, dafs sich diese Bücher ihre alten Freunde erhalten und noch neue dazu erwerben.

Pokornys Naturgeschichte des Mineralreichs für höhere Lehranstalten bearbeitet von Max Fischer, Direktor. Achtzehnte, verbesserte Auflage. Mit 244 Abbildungen, 2 farbigen Mineraltafeln und einer geologischen Karte. Preis geb. 2.40 M. Leipzig, G. Freytag, 1903. — Die achtzehnte Auflage dieses verbreiteten Lehrbuches unterscheidet sich von den hier bereits angezeigten früheren zunächst durch allerlei kleinere textliche Verbesserungen, Zusätze und Berichtigungen. Besonders ist der Abschnitt von dem Kennzeichen der Mineralien umgearbeitet und bereichert worden. Auch in den Abbildungen sind Veränderungen erfolgt: so sind z. B. die Bilder eines Solenhofener Schieferbruches (S. 8), des Tagbaues im Erzberge (S. 13), der kalifornischen Goldwäsche (S. 40) und der Erdölspringquelle (S. 63) u. a. durch bessere ersetzt worden; neu zugegeben sind die Abbildungen: Gipsdruse (S. 15), Gediegenes Kupfer (S. 44), Schwefeldruse (S. 47), roter Glaskopf (S. 61), Bleiglanz (S. 68) und die zwei farbigen Mineraltafeln. Einer weiteren Empfehlung bedarf das längst bekannte Buch nicht mehr.

Petrographie (Gesteinskunde) von Dr. W. Bruhns, a. o. Professor a. d. Universität Strafsburg. Mit 15 Abbildungen. Leipzig 1903. Preis 80 Pf. Sammlung Göschen Nr. 173. — Welche Fortschritte die moderne Petrographie im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts gemacht hat, erkennt man wohl am deutlichsten, wenn man vorliegendes Büchlein etwa mit der in vielen Lehrerbibliotheken vorhandenen Synopsis der Mineralogie und Geognosie von Leunis-Senft (II 1, 1876) vergleicht. Da nun aber gerade dieser Wissenszweig in Schul- und Handbüchern vielfach etwas veraltet dargestellt wird, seien Interessenten auf Bruhns Büchlein verwiesen, das wie so viele der Sammlung Göschen vortrefflich geeignet erscheint auch Nichtfachmännern einen Überblick über den gegenwärtigen Stand einer Wissenschaft zu verschaffen.

Sammlung Göschen Nr. 13. Geologie in kurzem Auszug für Schulen und zur Selbstbelehrung zusammengestellt von Prof. Dr. Eberhard Fraas in Stuttgart. Mit 16 Abbildungen und 4 Tafeln mit 51 Figuren. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. Preis 80 Pf. — Der besonders durch seine Arbeiten zur Geologie Württembergs wohl bekannte Verfasser schildert nach einer kurzen Einführung in die Aufgaben der Geologie erst das Material der Erdkruste (Gesteine), die Entstehung der Gesteine und die Bildung der Erdoberfläche, um sich sodann der Formationslehre zuzuwenden. Den Schlufs bildet eine Zusammenstellung der wichtigsten Pflanzen und Tierversteinerungen (durch drei Tafeln erläutert) und eine tabellarische Übersicht über die Formationslehre. Das Bändchen erscheint für Schüler höherer Klassen geeignet, dürfte aber auch angehenden Lehrern der Geographie willkommen sein.

Schul-Botanik. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet von Dr. Hermann Krause, Professor an der Leibniz-Schule zu Hannover. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 401 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1904. — Die fünfte Auflage dieses bewährten Schulbuches wurde hier bereits besprochen (36, 163). Die sechste schliefst sich eng an jene an insbesondere im Aufbau in vier Teilen (1. und 2. Beschreibung einzelner Pflanzen, 3. Vergleichende Pflanzenbeschreibungen (Angiospermen) und Gewinnung der Morphologie aus dieser Besprechung, 4. Gymnospermen, Kryptogamen, Anatomie, Ausländische Kulturpflanzen, Ernährung der Pflanze, Bestäubung, Krankheiten), der sie auch für uns sehr brauchbar macht. Hieran reihen sich noch Bestimmungstabellen der Gattungen nach dem Linnéschen System und der wichtigeren einheimischen Familien und Arten nach dem natürlichen System. Papier und Druck sind gut, die Abbildungen sehr charakteristisch.

Karl Heumanns Anleitung zum Experimentieren bei Vorlesungen über anorganische Chemie zum Gebrauch an Universitäten, Technischen Hochschulen und höheren Lehranstalten von Prof. Dr. O. Kühling. Dritte Auflage. Mit 404 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1904. — Im 37. Bande (1901) S. 657 dieser Blätter wurde die dritte Auflage von R. Arendts Technik der Experimentalchemie besprochen; das vorliegende Buch bildet dazu ein Gegenstück, das, wie schon der Titel andeutet, mehr auf der Stufe des akademischen Unterrichts steht, während Arendts Buch aus dem Mittelschulunterrichte heraus geschrieben in erster Linie für die Mittelschule bestimmt erscheint. So ist denn auch bei Arendts dem eigentlich manuellen Teile des Experimentierens, der Anfertigung, Aufstellung und Benützung der nötigen Gebrauchsgegenstände und Apparate vor einem kleineren Schülerkreise mehr Raum gewidmet; bei Heumann-Kühling werden diese Dinge zwar nicht übergangen, aber doch wesentlich kürzer behandelt. Dagegen widmet letzterer wieder den Bedürfnissen des grofsen chemischen Auditoriums also insbesondere der Demonstration mittels des Projektionsapparates hervorragende Aufmerksamkeit. Von der vorigen Auflage unterscheidet sich diese hauptsächlich durch die Berücksichtigung der grofsen Fortschritte, welche die anorganische Chemie in den beiden letzten Jahrzenten gemacht hat, also der Elektrochemie, der Kältechemie insbesondere der Versuche mit flüssiger Luft, der Darstellung von Karbiden im elektrischen Ofen, der Metallgewinnung mittels des Goldschmidtschen Verfahrens, der radioaktiven Substanzen usw. So ergibt sich denn leicht die Folgerung, dafs jedes der beiden Bücher an und für sich eine hervorragende Leistung darstellt, dafs sie aber vereint einen Führer in die Experimentalchemie bilden, wie er besser und vollständiger nicht zu wünschen ist.

Das Leben im Weltall von Dr. Ludwig Zehnder, a. o. Professor für Physik an der Universität München. Mit einer Tafel. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. Preis kart. 2.50 M. — Der Kern des Werkes ist im wesentlichen eine kurze Zusammenfassung des Inhaltes des hier bereits besprochenen gröfseren Werkes des gleichen Verfassers (Die Entstehung des Lebens aus mechanischen Grundlagen entwickelt. B. G.-Bl. Bd. 39 S. 346 f.). Voraus geht eine Darlegung des Atomismus, den Abschlufs bildet eine Schilderung des Weltgebäudes, welche ausklingt in einer grofsartigen Darstellung des immerwährenden Kreislaufes der Materie in alle Ewigkeit, die allein dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft genügt.

Für alles übrige genügt es wohl auf obengenannte eingehendere Besprechung des geistreichen Hauptwerkes zu verweisen.

Sammlung Göschen No. 95. Paläontologie von Dr. Rudolf Hoernes, Professor an der Universität Graz. Mit 87 Abbildungen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen, 1904. Preis 80 Pf. — Die erste Auflage dieses bei uns nicht nur reiferen Schüler sondern auch den Lehrern der Geographie zu empfehlenden Büchleins wurde hier (Bd. 36 S. 376) bereits angezeigt. In der Neuauflage hat die Anordnung und Behandlung des Stoffes im grofsen und ganzen keine Veränderung erfahren, doch wurde Unwesentliches und Nebensächliches weggelassen und der dadurch ersparte Raum für Beigabe eines Registers verwendet. Die neueren Re-

sultate paläontologischer Forschung fanden, soweit dies in einer auf so engen Rahmen beschränkten übersichtlichen Darstellung des gesamten Tier- und Pflanzenreiches der Vorwelt möglich war, Berücksichtigung, so Jaeckels Entdeckung der schildkrötenähnlichen Panzerung der Placodontia wie die neueren Untersuchungen über Pithecanthropus Dubois und über die Reste des der Neandertal-Rasse angehörigen diluvialen Menschen von Krapina in Kroatien.

Das Buch der Natur, die Lehren der Botanik, Zoologie und Physiologie, Paläontologie, Astronomie, Mineralogie, Geologie, Physik und Chemie umfassend und Freunden der Naturwissenschaft insbesondere den höheren Lehranstalten gewidmet von Dr. Friedrich Schödler. Dreiundzwanzigste vollständig neu bearbeitete Auflage. In drei Teilen. Dritter Teil: Astronomie und Physik. Erste Abteilung Astronomie von Professor Dr. B. Schwalbe beendet und herausgegeben von Professor Dr. H. Böttger, Oberlehrer am Dorothea-Städtischen Realgymnasium zu Berlin. Mit 170 Abbildungen und 13 Tafeln. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn, 1904. Die beiden ersten Teile dieses altbekannten Buches wurden hier bereits angezeigt (36, 773 und 39, 733). Die nunmehr vorliegende Astronomie gibt auf 319 Seiten nach einer allgemeinen Einleitung eine knappe Uebersicht über die Hilfsmittel der astronomischen Beobachtung (mathemat. Vorbegriffe, physikalische Instrumente und Apparate), um sodann die Erde und die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper zu betrachten. Darauf folgt der Hauptteil: Die Himmelskörper, ihre wirklichen Bewegungen und ihre Beschaffenheit, an den sich noch eine Betrachtung des Weltalls, Zusätze, Angaben von Hilfsmitteln und eine Geschichte der Astronomie reihen. Den Schlufs bildet eine Schilderung des Kalenders. Die ganze Darstellung ist relativ leichtverständlich und berücksichtigt, soweit möglich, die neueren Ergebnisse der Wissenschaft, der Bilderschmuck ist reichhaltig und gut, so dafs das Werk auch für die Schülerbibliotheken der obersten Klassen empfohlen werden kann.

Bibliothek nützlicher Taschenbücher. Herausgegeben von Oskar Leiner und Emil Fischer. Taschenbuch für Pfanzensammler von E. Fischer. Zwölfte Auflage. Mit drei Farbendrucktafeln und vielen Holzschnitten. Leipzig, O. Leiner. Preis geb. 2 M. — Das handliche Büchlein enthält nach „Allgemeinen Vorbemerkungen“: Das Linnésche Pflanzensystem nebst Gattungsschlüssel, einen Blüten-Kalender mit alphabetischer Anordnung der Pflanzen, Winke für den Pflanzensammler und ein Fundnotizbuch sowie die nötigen Register.

Leider wird das natürliche System darin gar nicht berücksichtigt, so dafs das Büchlein für Anstalten unbrauchbar erscheint, in welchem nach diesem unterrichtet wird. Sollte es also bei einer Neuauflage nicht möglich sein, eine Uebersicht des natürlichen Systems etwa Englers Syllabus oder die „Natürlichen Pflanzenfamilien“ einzufügen und bei jeder Pflanze kurz die Familie anzugeben?“

Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rudolf Arendt. Neunte Auflage bearbeitet von Dr. L. Doermer. Mit 134 in den Text eingeschalteten Abbildungen und einer Buntdrucktafel. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss, 1904. Preis 1.20 M. — Da die früheren Auflagen dieses vortrefflichen Buches hier bereits angezeigt wurden, so genügt wohl ein Hinweis auf diese Anzeigen und die Bemerkung, dafs der neue Herausgeber in Methode und Anordnung soviel wie nichts geändert hat. Dagegen sind eine Reihe von Dingen aufgenommen, die geeignet sein dürften, die Schüler in das Verständnis chemischer Vorgänge weiter einzuführen und ihnen auch einige im Leben brauchbare Kenntnisse zu vermitteln. Zu diesem Zwecke sind z. B. selbst die Begriffe der Katalysatoren und das Massenwirkungsgesetz natürlich in einfachster Darstellung aufgenommen und andrerseits die moderne Technologie mehr berücksichtigt als bisher.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Schülerlesebibliothek.[1])

8. und 9. Klasse.

Greif, Martin, Gedichte. 7. verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, Amelangs Verlag, 1903. XII und 484 S., geb. 5 M.

Greif, Martin, Neue Lieder und Mären. 1.—3. Tausend. Leipzig, Amelangs Verlag. IX und 299 S., geb. 4 M.

„. . . Man kann seine (Greifs) Gedichte, die Erzeugnisse einer keuschen Muse, den Schülern der oberen Klassen unbedenklich in die Hände geben. Sie eignen sich zur Aufnahme in die Schülerlesebibliotheken der Gymnasien, besonders auch zu Weihnachtsgeschenken für reifere Schüler." (Ausführl. Bespr. Jahrg. 1904, S. 618—621.)

Burghausen. Dr. Deuerling.

7.—9. Klasse.

Warnecke, Dr. Gg., Hauptwerke der bildenden Kunst in geschichtlichem Zusammenhang. Leipzig, E. A. Seemann, 1902.

„ . . . . Die Auswahl der Abbildungen ist sehr geschickt und frei von allem Anstöfsigen, so dafs das Buch den Schülern oberer Klassen unbedenklich in die Hand gegeben werden kann. (Ausführl. Bespr. siehe Jahrg. 1904 S. 166 f.)

München. Dr. O. Silverio.

8. und 9. Klasse.

Gottesthal von Anton Schott, mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der deutschen Literarischen Gesellschaft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 395 S. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M.

Sehr geeignet. Ausführl. Bespr. siehe Jahrg. 1904 S. 657.

Friede den Hütten. Preisgekrönter Roman, herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft, von M. von Ekensteen. Mit Bildern von R. Mauff. 360 S. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M.

Sehr geeignet. Ausführl. Bespr. siehe Jahrg. 1904 S. 658.

München. Dr. J. Melber.

7.—9. Klasse.

Giehrl, Rudolf, Chinafahrt. Erlebnisse und Eindrücke von der Expedition 1900/01. Mit 7 Kartenskizzen, 92 Phototypien, 12 Zeichnungen. München 1903, J. Lindauer (Schöpping). 198 S. brosch. 6 M., geb. 7 M. (Ausführl. Bespr. siehe Jahrg. 1903 S. 728 f.)

„. . . Die einzelnen Kapitel zeigen . . . eine solche Fülle der Belehrung und gereiften Urteils, dafs man nur wünschen möchte, unsere gereiftere studierende Jugend (der zwei oder drei obersten Klassen des Gymnasiums) möchte sich an diesen Vorbildern des Heldenmutes, der Tapferkeit, Entsagung, Geduld und Berufstreue erbauen und erquicken.

Ludwigshafen. Dr. Zimmerer.

[1]) Vgl. das erste Verzeichnis im vorigen Jahrg. 1904 S. 422 ff.

Klasse 7—9.

Natur und Kultur, Zeitschrift für Jugend und Volk. Schriftleiter, Herausgeber und Verleger: Dr. Frz. Jos. Völler, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. München, Viktoriastr. 4. Monatlich erscheinen 2 Hefte. Preis pro Quartal 2 M.

Der nunmehr vollständige erste Jahrgang dieser besonders für die Schülerbibliotheken der oberen drei Klassen empfehlenswerten Zeitschrift hat gehalten, was in der ersten Besprechung (Jahrg. 1904, S. 401) vorausgesetzt wurde. Zahl und Güte der Mitarbeiter hat eher zu- als abgenommen, Text und Bilder sind gut, unterhaltend und ohne Aufdringlichkeit belehrend. Da auch der zweite Jahrgang sich würdig dem ersten anzuschliefsen bestrebt ist, sei hier nochmals auf dieses unterstützenswerte heimische Unternehmen hingewiesen.

München. Dr. H. Stadler.

Verschiedene Klassen (2., 3., 5., 7. Klasse).

Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg 1904.

X. Bändchen. Die Wanderungen der Pflanzen von Franz Neureuter. Mit 45 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.

XI. Bändchen. Blumenlese aus meinem Biologischen Herbar. Von Jos. Niessen. Mit 30 Illustrationen. Brosch. M. 2.—, geb. w. o. M. 2.50.

XII. Bändchen. Krieg und Frieden im Tierreiche. Von Heinr. Bals. Mit 14 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, geb. w. o. M. 1.70.

XIII. Bändchen. Unsere Nahrungsmittel vor Gericht. Von W. Dierks. Mit 22 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, geb. w. o. M. 1.70.

XIV. Bändchen. Aus dem Wunderreiche der Elektrizität. Von Wilhelm Engeln. Mit 20 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, geb. w. o. M. 1.70.

XV. Bändchen. Vogelpolizei. Von Johann Bendel. Mit 25 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, geb. w. o. M. 1.70.

XVI. Bändchen. In der Heuernte, Ausflüge auf die heimischen Wiesen. Von Joh. Alf. Ulsamer. Mit 32 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, geb. w. o. M. 1.70.

Von diesen Bändchen, die durch den Verzicht auf jede Polemik gegen Andersdenkende noch den Vorzug vor der ersten Reihe verdienen, eignet sich XII und XV bereits für die zweite, X, XI und XVI besonders für die dritte Klasse. XIII wird vor der fünften Klasse nicht verstanden werden (besondere Anerkennung verdient die Abrechnung mit dem Alkohol, die in ihrer schlichten Sachlichkeit sicher Eindruck auf den jugendlichen Leser machen wird) und vollends Bändchen XIV pafst nach dem Urteile des Herrn Konrektors Dr. Rothlauf, der dasselbe einer eingehenden Prüfung unterzog, erst für die siebente Klasse, für die höheren ist es aber schon wieder zu wenig wissenschaftlich.

Einige sinnstörende Versehen wie S. 21, wo es fälschlich heifst, dafs die Inklination am südlichen Magnetpol gleich Null sei, mufs dann eben der betreffende Physiklehrer vorher verbessern. Übrigens enthalten auch die übrigen Bändchen da und dort ähnliche Flüchtigkeiten, die zwar an sich nicht viel schaden, bei einer zweiten Auflage aber doch verbessert werden müssen.

München. Dr. H. Stadler.

Bekanntmachung.

Die Verehelichung der noch nicht in Verwendung stehenden geprüften Lehramtskandidaten betr.

Das Kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen und Schulangelegenheiten läfst im Ministerialblatt Nr. 2 vom 19. Januar 1905 die Bekanntmachung obigen Betreffs vom Jahre 1883 wieder abdrucken, da dieselbe in letzter Zeit

mehrfach nicht beachtet wurde, und wünscht, dafs für möglichste Verbreitung in Lehrerkreisen gesorgt werde. Diesem Wunsche will auch der Abdruck in unseren Blättern nachkommen. Bei dieser Gelegenheit werden die Herren Kollegen gebeten, Lehramtskandidaten, die die Absicht äufsern sich zu verehelichen, auf diese Bekanntmachung aufmerksam zu machen. (Die Red.)

„Von Seite des Kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten ist in jüngster Zeit mehrfach die Wahrnehmung gemacht worden, dafs geprüfte Lehramtskandidaten, welche in den Bewerberlisten für die Anstellung im Lehramte vorgemerkt sind, denen aber eineVerwendung im Lehrfache noch nicht angewiesen werden konnte, sich verehelichten, ohne hiervon dem Kgl. Staatsministerium die vorschriftsmäfsige Anzeige zu erstatten.

Wenn auch die Staatsdienstadspiranten der bezeichneten Kategorie eine förmliche dienstliche Verehelichungsbewilligung im Sinne des Art. 34 Abs. 1 Ziff. 3 des Gesetzes über Heimat, Verehelichung und Aufenthalt vom 16. April 1868 nicht beizubringen haben, so ist doch in Ansehung derselben in Ziffer 1 der Ministerialbekanntmachung vom 20. August 1868 „die Verehelichung der Staatsdienstadspiranten und der nur widerruflich im öffentlichen Dienste verwendeten Individuen betr.“ (Regierungsbl. 1868 Seite 1611) die Vorschrift enthalten, dafs alle für einen öffentlichen Dienst, dessen Übertragung vom Staatsoberhaupte oder einer Staatsbehörde ausgeht, als Adspiranten vorgemerkten Personen vor der Verehelichung oder Wiederverehelichung dem Vorstande derjenigen Stelle oder Behörde, bei welcher sie als Adspiranten vorgemerkt sind, eine schriftliche Anzeige von ihrem Verehelichungsvorhaben und der getroffenen Wahl zu erstatten haben.

Aus Anlafs der gemachten Erfahrungen werden deshalb die Beteiligten zur genauen Einhaltung dieser Vorschrift mit dem Bemerken angewiesen, dafs im Falle der Aufserachtlassung derselben in Zukunft unnachsichtlich von der Bestimmung in Ziffer 3 der erwähnten Ministerialbekanntmachung Gebrauch gemacht werden müfste, wonach Personen, welche unter Nichtbeachtung der angeführten Vorschrift eine Ehe schliefsen, sofort aus der Liste der Bewerber um Anstellung zu streichen sind.

Zugleich werden im Einverständnisse mit dem Kgl. Staatsministerium des Innern die mit der Ausstellung von distriktspolizeilichen Verehelichungszeugnissen befafsten Behörden auf die ihnen durch Ziffer 19 Abs. 2 der Vollzugs-Instruktion vom 29. Juni 1868 zum Gesetze über Heimat, Verehelichung und Aufenthalt vom 16 April desselben Jahres auferlegten Verpflichtung aufmerksam gemacht, dafs sie der betreffenden Disziplinarbehörde von der erfolgten Ausstellung des Verehelichungszeugnisses Nachricht zu erteilen haben, wenn Staatsdienstadspiranten gelegentlich der diesbezüglichen Verhandlungen nicht darzutun vermögen, dafs sie den wegen Verehelichung solcher Personen bestehenden Dienstvorschriften Genüge geleistet haben.“

München, den 12. Juni 1883.

(gez.) Dr. v. Lutz.

Ein bayerisches Schulmuseum

soll in München gegründet werden. Die „Gruppe Bayern“ der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ tut zur Zeit die Schritte, um die Errichtung eines solchen Museums herbeizuführen. Sie wendet sich an die Kgl. Staatsregierung, da diese am besten den Hebel anzusetzen vermag, wobei damit gerechnet wird, dafs der Kreis Oberbayern und die Stadt München sich angemessen beteiligen; den Grundstock könnten dann etwa die Sammlungen des „Kgl. Kreismagazins von Lehrmitteln und Schuleinrichtungsgegenständen“ bilden. Gröfsere staatliche und städtische Schulmuseen bestehen bereits allenthalben in und aufserhalb Deutschlands, sehr wohl ausgestattete und gut organisierte in Berlin, Hamburg, Breslau. Neuerdings wird auch in Stuttgart die Errichtung eines Schulmuseums geplant.

Das bayerische Museum soll ein Landesmuseum werden und den sämtlichen Schulgattungen, vor allem den Volks- und Mittelschulen, zugute kommen. Dies ist in der Hauptsache der Plan, wie er vom Kuratorium der „Gruppe Bayern" in seiner letzten Sitzung, der aufser Vertretern des Hoch-, Mittel- und Volksschulwesens auch ein Mitglied der Kgl. Staatsregierung beiwohnte, entworfen und einhellig begutachtet wurde.

Näheres über die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit wird an dieser Stelle mitgeteilt werden.

Da das geplante Schulmuseum auch eine historische Abteilung erhalten soll, werden die Herren Kollegen und insbesondere auch die Herren Schulvorstände schon jetzt angelegentlich ersucht, ältere, nicht mehr im Gebrauch befindliche Bücher und Lehrmittel, die ins Gebiet des Unterrichtes und der Erziehung einschlagen, aus ihrem Besitze an das zu gründende Schulmuseum abzugeben und dadurch auch an ihrem Teile zur Begründung einer Institution beizutragen, die dem Ganzen der Schule und der Lehrer nützen soll.

Zur Annahme und Aufbewahrung hat Herr Studienrat Dr. Krallinger, Rektor der Luitpoldrealschule, Alexandrastrafse 3, München, einstweilen den nötigen Raum zur Verfügung gestellt. An ihn wollen also freiwillige Beiträge gefälligst gesendet werden.

Im Auftrage des Kuratoriums der „Gruppe Bayern":
Gymn.-Prof. Dr. Gebhard.

Ein preufsisches Gymnasialjubiläum.

In den Tagen vom 17.—19. Oktober v. J. beging das Gymnasium Saarbrücken die Feier seines dreihundertjährigen Bestehens. Aus zwei Gründen ist wohl eine kurze Erwähnung dieser aufserbayerischen Schulfeier in unseren Blättern zu rechtfertigen, einmal, weil das preufsische Gymnasium in freundnachbarlicher Gesinnung auch an das Lehrerkollegium des pfälzisch-bayerischen Gymnasiums Zweibrücken hatte eine Einladung ergehen lassen, sodann, weil bei Gelegenheit dieser Feier die Saarbrücker Primaner die Antigone im griechischen Urtexte aufführten und diese Aufführung einen Vergleich mit der allen Zuschauern unvergefslichen Nürnberger Aufführung vom Jahre 1899 nahelegte. Um gleich damit zu beginnen, so sei von vornherein bemerkt, dafs die Aufführung der griechischen Tragödie auch in Saarbrücken wohl gelang und auf die zahlreichen Zuhörer (die in dem geräumigen und vornehm ausgestatteten Saarbrücker Saalbau Anwesenden wurden auf reichlich 1500 Personen geschätzt) sichtlich einen tiefen Eindruck machte. Die Schüler entledigten sich ihrer schwierigen Aufgabe mit Lust und mit Geschick; wie in Nürnberg zeigte sich auch bei der Saarbrücker Aufführung, dafs dieses Stück des Sophokles eine nie veraltende Wirkung besitzt. Dadurch, dafs die ganze Mendelssohnsche Musik beigegeben war (der Männerchor war ausschliefslich von Schülern, das Orchester aber von Berufsmusikern gebildet), trug die Saarbrücker Aufführung ein von der Nürnberger bedeutend verschiedenes Gepräge. Die Ausstattung war angemessen, die Gewänder waren fast zu bunt. Im ganzen streifte gegenüber der edlen Einfachheit der Nürnberger Aufführung die Saarbrücker mehr an das Opernhafte, was ja nach der Ansicht vieler dem Charakter der antiken Tragödie vollauf entsprechen würde. — Sehr würdig verlief der eigentliche Festakt, bei welchem zunächst der Provinzialschulrat Dr. Nelson (bis vor wenigen Jahren selbst Direktor des Gymnasiums Saarbrücken) in formvollendeter und gedankenreicher Ansprache die Anstalt beglückwünschte und zum Schlusse nicht weniger als vier Ordensauszeichnungen überreichte. („Das hat man bei uns so", meinte ein neben mir sitzender preufsischer Kollege.) Von den übrigen Beglückwünschungen sei nur die der ehemaligen Schüler erwähnt, die 2000 M. zur Ausschmückung der Aula und weitere 10000 M. für Reisestipendien an würdige Abiturienten stifteten. Der gegenwärtige Direktor des Gymnasiums, Professor Neuber, gab in seiner Festrede zuerst einen interessanten Überblick über die

wechselvollen Schicksale des Saarbrücker Gymnasiums[1]), sodann stellte er in wirkungsvollen Ausführungen einen Vergleich zwischen humanistischer und realistischer Bildung an. — Leider erlaubte den Zweibrücker Gästen die Rücksicht auf die Arbeit an der eigenen Schule nicht, auch dem übrigen Teile der Feier beizuwohnen. Doch sei erwähnt, dafs aufser dem unvermeidlichen Festessen noch ein Fackelzug der Schüler und ein Kommers mit der Aufführung von Wallensteins Lager (gleichfalls durch die Schüler des Gymnasiums) folgte. Der dritte Tag brachte eine Feier im Ehrental, einer der weihevollsten Stätten unseres deutschen Vaterlandes, dem Begräbnisorte vieler Mitkämpfer des grofsen Krieges, und ein Turnspiel auf dem Exerzierplatz am Fufse des historischen Spicherer Berges. Es tat uns leid, gerade diesen Teil der Feier versäumen zu müssen, der uns Gelegenheit geboten hätte, die preufsischen Schüler beim Turnspiel zu beobachten. Nach den Zeitungsberichten verlief auch der letzte Teil der Feier, von herrlichem Herbstwetter begünstigt, aufs beste. Dafs dem Turnspiel in Saarbrücken grofse Beachtung geschenkt wird, hatten wir nicht nur aus den in den Gängen des Gymnasiums aufgehängten schwarzen Tafeln der Schülerturnvereinigung ersehen, sondern auch im Gespräch mit den liebenswürdigen preufsischen Kollegen erfahren.

Zw. H. St.

Berliner Gymnasiallehrer-Verein.

(Novembersitzung 1904.)

In der Novembersitzung des Berliner Gymnasiallehrer-Vereins sprach Herr Prof. R. Werner über „Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern 1773—1904“. An der Hand der ausgezeichneten, gleichnamigen Schrift des Münchener Gymnasialprofessors Brand zeigte er, wie der Gymnasiallehrerstand sich in Bayern meist ähnlich wie in Preufsen, vielfach aber auch ganz anders entwickelt hat. Nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 wurde das Unterrichtswesen allmählich verweltlicht. Mit der Leitung übernahm der Staat auch die Pflicht, für den Unterhalt der Schüler und der Lehrer zu sorgen. Nach langem Kampfe erlangten die Gymnasiallehrer nach und nach, vom Landtage oft gegen die Regierung unterstützt, eine Besserung ihrer Lage. Sie wurden ordentliche, pensionsberechtigte Staatsbeamte und endlich (1872) den Richtern im Gehalt gleichgestellt, was in Preufsen bekanntlich noch immer nicht der Fall ist. Als die Juristen 1876 versuchten, in eine höhere Gehaltsstufe eingereiht zu werden, erklärte der treffliche Unterrichtsminister Dr. v. Lutz, wenn das durchginge, werde er sofort für die Philologen die gleiche Forderung stellen. Ein Hauptverdienst daran, dafs soviel erreicht worden war und auch noch später erreicht wurde, darf sich der 1863 gegründete Bayerische Gymnasiallehrerverein zuschreiben, dessen Mitgliederzahl im Jahre 1903 schon 1041 betrug und dem fast alle Gymnasiallehrer Bayerns angehören.

Neuerdings haben die bayerischen Gymnasiallehrer noch einen besonderen Erfolg errungen. Da es nicht viel Rektorate gibt, höhere Stellen für Philologen aber in Bayern überhaupt nicht vorhanden sind, und da ferner an den Gymnasien mit 400—800 und mehr Schülern und 20—50 Lehrern ein Rektor die gesamte Leitung nicht erspriefslich führen kann, so beschlossen Regierung und Landtag, dafs an solchen Riesenschulen zur Entlastung des Rektors ein „Konrektor“ angestellt werden solle mit demselben Range und Gehalte wie der Rektor. Das ist eine hochbedeutsame Neuerung, die auch in Preufsen sorgfältige Beachtung verdient.

Ohne Erfolg blieben bisher noch die Bestrebungen, die auf eine Änderung des „Obersten Schulrates“ hinzielten. Diese aus 4 Hochschulprofessoren und 8 Gymnasialrektoren bestehende Behörde hat nur beratende Stimme. Vom Unterrichtsministerium aber sind Schulmänner als vortragende Räte ausgeschlossen, und das Dezernat über die höheren Schulen haben daher hier die Juristen. Mit

[1]) Die Geschichte des Gymnasiums Saarbrücken, welche sich in vielen Punkten mit der des 45 Jahre älteren Zweibrücker Gymnasiums berührt, hat Professor Ruppersberg in einer gediegenen Festschrift ausführlich behandelt.

diesem Zustande der Dinge sind natürlich die bayerischen Gymnasiallehrer nicht zufrieden. Da aber der Landtag in dieser Frage gespalten war und der Minister sie für noch nicht spruchreif erklärte, so ist einstweilen alles beim alten geblieben. Doch ist wenigstens allseitig die Notwendigkeit einer Reform des Obersten Schulrates anerkannt worden und es steht zu hoffen, dafs auch diese Frage bald in günstigem Sinne entschieden wird. Der Vortragende schlofs mit Worten lebhafter Anerkennung der Bestrebungen des bayerischen Gymnasiallehrerverbandes.

Dem mit Beifall aufgenommenen Vortrage folgte eine lebhafte Debatte, die sich hauptsächlich um die Einrichtung von Konrektorstellen drehte. Es wurden vielfach die Vorzüge dieser Einrichtung hervorgehoben und ihre Übertragung auf preufsische Schulverhältnisse für wünschenswert erklärt, während von anderer Seite die Zweckmäfsigkeit einer solchen Neuschöpfung bestritten wurde. Darin war man einig, dafs die Frage für die Entwicklung unserer höheren Schulen und des Oberlehrerstandes von höchster Wichtigkeit sei.

Bericht über den archäologischen Ferienkursus in Berlin. (Ostern 1904.)

Am 7. April 1904 vormittags 9 Uhr fand ich mich als einer der 34 Teilnehmer des archäologischen Ferienkurses im Kgl. Neuen Museum in Berlin ein. Schon acht Tage vorher war ich angekommen, hatte also Zeit gehabt, meinen Erinnerungen vom Jahre 1882 nachzugehen, wo ich bei Ernst Curtius Archäologie gehört hatte. Auch sonst hatte ich viel des Neuen und Alten gesehen; ich konnte mich also nunmehr mit ungeteiltem Interesse den alten Ägyptern im Erdgeschosse des Neuen Museums zuwenden, denen der erste Vortrag des Direktors Prof. Dr. Erman galt. Ich möchte jedem Kollegen, der in Zukunft den Ferienkurs mitmacht, den Rat geben, es ebenso zu machen und acht Tage früher zu kommen; denn während des Kurses findet man wenig Zeit Berlin zu sehen. Von 9 Uhr bis gegen 3 Uhr dauern mit einer Stunde Pause die Vorträge; wenn man dann noch seine Aufzeichnungen machen will — denn vor den Objekten kann man nur wenige kurze Notizen machen, man soll ja sehen und nicht schreiben —, dann wird man in der Regel bis zum Abend beschäftigt sein. Aber auch abgesehen davon ist man nach den vier bis fünf Stunden rezeptiver Tätigkeit so ermüdet, dafs man wenig Neues mehr aufnehmen kann. Es war mir überraschend, wie müde mich das Zuhören machte. Wenn man bald zwanzig Jahre selber lehrt, weifs man das nicht mehr. Man glaubt, der Lehrer allein habe ein Recht müde zu werden und kann es daher nicht immer verstehen, dafs die Schüler in der vierten Stunde nicht mehr so frisch sind wie in der ersten. So ist es eben immer gut, wenn man einmal wieder Gelegenheit bekommt, sich eine Sache von der anderen Seite anzusehen. Also wie gesagt: voll reicher Anregung, aber auch recht müde kommt man jeden Tag aus dem Museum heraus. Wo soll man da die Zeit und die Kraft hernehmen nebenbei noch Berlin zu sehen? Aber auch, wenn man sich auf die archäologische Aufgabe beschränken wollte, so sollte man die Museen, in denen man geführt wird, vorher allein gesehen haben. Denn darüber soll man sich nicht täuschen: wer nur während der Stunden des Kurses vor den Monumenten steht, der lernt viel Gutes und Brauchbares, zum inneren Erlebnis wird uns aber ein Kunstwerk nur wenn wir allein mit ihm sprechen. Es gilt also sich zuerst mit den Objekten der späteren Erklärung vertraut zu machen; so hat man die doppelte Arbeit und hat reichlich acht Tage vorher in Berlin zu tun, mufs man doch auch Potsdam und Sanssouci besuchen als Lehrer der Geschichte und das Zeughaus und das kgl. Schlofs und das neue Reichstagsgebäude und vieles andere Neue und Alte. Vereinigen läfst sich das nicht mit den Aufgaben des archäologischen Kurses, also mufs man es vorher erledigen. Nur dann wird man in die Stimmung kommen, die mich in den Tagen vor Beginn des Kurses im Gewühl der Grofsstadt und in der Stille ihrer Museen allmählich erfafste: nun aufzuhören mit dem blofsen Schauen und Geniefsen und etwas Rechtes zu lernen. *μαθητιῶ γάρ· ἀλλ' ἄνοιγε τὴν θύραν*, so sprach ich alter Schüler zu mir an der Pforte des ägyptischen Museums und bis zum Schlufs hielt dieser Lerneifer an.

Am zweiten Tage sprach Gymnasialdirektor Prof. Dr. Trendelenburg über die Altertümer von Olympia, am dritten der Geheime Regierungsrat Prof. Dr. Kekule von Stradonitz über attische Kunst; darauf führte uns Prof. Dr. Winnefeld im neuen Pergamon-Museum. Ich muſs es mir versagen, des näheren auf diese vier Vorträge einzugehen, da dies schon in den Berichten von 1889, 1899 und 1902 geschehen ist.

Am Dienstag den 12. April fand kein Vortrag statt. Viele Teilnehmer des Kurses benützten diesen freien Tag zu der Besichtigung der Sammlungen Schliemanns im Museum für Völkerkunde. Hier hatte Dr. Goetze die Liebenswürdigkeit uns zuerst über die Steinzeit, die Bronze- und Eisenzeit im allgemeinen zu belehren und dann die Funde Schliemanns eingehend zu erörtern.

Am folgenden Tage sprach Gymnasialdirektor Prof. Dr. Richter über römische Topographie; von aktuellem Interesse war besonders der zweite Teil des Vortrages, der von den neuen Ausgrabungen auf dem Forum handelte, vom lapis niger und von dem geheimnisvollen cippus. Alles wurde aus frischer eigener Anschauung geboten, war doch der Herr Vortragende erst den Abend zuvor aus Rom zurückgekehrt. Wie häufig, hatte er auch diesmal wieder die Osterferien dazu benützt 25 Primaner seines Gymnasiums nach Rom und Neapel zu führen. Diese Schülerreisen nach Italien empfahl er uns aufs wärmste. Wenn man, wie er es tue, die Schüler ein Vierteljahr vorher durch Vorträge auf das vorbereite, was ihrer wartet, dann seien sie wohl imstande dauernden Nutzen aus ihrer Reise zu ziehen. Man sage ihm oft, seine Primaner seien zu jung für Rom und Neapel; darauf sei zu erwidern: Wann steht der Mensch, wenn er nicht Philologe wird, dem klassischen Altertum näher als in der Prima des Gymnasiums? „Wer einmal in Rom gewesen ist, der wird nie ein ganzer Banause“, darin sieht Richter schlieſslich den besten Erfolg seiner Bemühungen. Und erstaunlich billig kommt die Sache! Die Schüler hatten in den 20 Tagen der Reise, die Eisenbahnfahrt mitgerechnet, jeder 280 M. gebraucht.

Am Donnerstag den 14. April sprach im Hörsaale des Kunstgewerbemuseums Professor Dr. Conze über die Ausgrabungen bei Haltern. Was die Römerzüge in Deutschland anlangt, so ungefähr begann der Vortragende, so sind uns die äuſseren Vorgänge bekannt, nicht aber die Lokalitäten. Man erschrickt, wenn man von der Varusschlacht hört, wegen der lokalen Diskussion. Es gibt hier gegen zehn Hypothesen. Auch der preuſsische Generalstab hat sich einmal mit der Frage beschäftigt und Moltke äuſserte bei dieser Gelegenheit, bevor man die Schlachtfelder suche, müsse man erst einmal die befestigten Plätze suchen. Nun besteht begründete Hoffnung, daſs die Hauptbefestigung der Römer auf dem rechten Rheinufer, Aliso, durch die Ausgrabungen gefunden wurde, die der westfälische Altertumsverein und das Kaiserlich deutsche archäologische Institut gemeinsam bei Haltern an der Lippe vornehmen. Wer an Ort und Stelle sich belehren will, muſs kommen, wenn gegraben wird, denn alles Ausgegrabene wird wieder zugeworfen. Bei Haltern hat man es nur mit Gräben und mit Holzwerk zu tun, nirgends ist Stein zum Bau verwendet. Der gewachsene Grund besteht aus gelbem Sand, der mit einer dünnen Humusschicht bedeckt ist. Die Gräben sind nun deutlich daran erkennbar, daſs sie mit einem viel dunkleren Material, mit Erde, Asche und Holzrudimenten, ausgefüllt sind. Auch bleibt ja jeder Spatenstich erhalten. Die Löcher für die Pfähle sind mit vermoderten Holzresten ausgefüllt, heben sich also wieder dunkel ab von dem gelben Sand. Wo der goldgelbe Sand ununterbrochen fortzieht, war am Graben ein Tor. Eigentlich sollte zuerst immer eine horizontale Abgrabung stattfinden; da das zu teuer und zu langwierig ist, werden meist Querschnitte gemacht, die freilich das Ausgrabungsobjekt zum Teil vernichten. Dadurch sind diese Untersuchungen viel schwieriger, als wenn anderswo ein Tempel aufgedeckt wird. Äuſserste Vorsicht ist hier nötig, der Arbeiter muſs gleichsam Gefühl in der Schaufel haben.

An vier Stellen sind bisher bei Haltern römische Anlagen gefunden worden. Es sind dies:

1. Das Kastell auf dem St. Annaberge, 3/4 Stunden von Haltern entfernt, wohl die erste Befestigung, die Drusus im Jahre 11 v. Chr. anlegte.
2. Das sogenannte groſse Lager. Hier fand man gegen 2000 eiserne Geschützpfeile.

3. Der Anlege- und Stapelplatz am alten Lippeufer. Hier war in den Gräben eine dicke Schicht schwarzgefärbten Sandes, durchsetzt mit Millionen von Weizenkörnern. Man nimmt nun an, hier sei ein Kornspeicher durch Brand zugrunde gegangen. Dafs das gerade nach der Varusschlacht geschehen sei, ist natürlich eine temperamentvolle Vermutung, die sich nicht beweisen läfst. Der Herr Vortragende gab sein Urteil überhaupt dahin ab, die Sache sei nicht aufgeklärt, daher gäbe es eine Anzahl von Erklärungen, von denen das Getreidemagazin die plausibelste sei, „wenn man nicht näher zusähe".

Technisch besonders interessant ist schliefslich 4. das sogenannte Uferkastell, bei dem vier Bauperioden neben- und übereinander nachgewiesen wurden. Die sehr reichen und zum Teil schönen Ausgrabungsfunde sind in einem Museum zu Haltern vereinigt. Die Münzen, gegen 60 Stück, reichen von 200 v. Chr. bis auf Augustus; auch die sehr zahlreichen Geschirre, darunter viele als terra sigillata, gehören, wie ihre Stempel beweisen, der Zeit des Augustus an.

Der Herr Vortragende erläuterte seine Ausführungen zum Schlufs noch an einem sehr sorgfältig gearbeiteten Modell eines Grabens, auch hatte jeder Teilnehmer des Kurses den Führer durch die römischen Ausgrabungen bei Haltern von Schuchhardt in Händen, dem auch hier manche Angaben entnommen sind. Das gesicherte Resultat der bisherigen Forschungen wurde schliefslich in folgenden Sätzen zusammengefafst: Haltern ist der geeignetste Platz für eine römische Station in dieser Gegend; es ist hier eine Hauptbefestigung aus der Zeit des Augustus gefunden worden; nach unserer jetzigen Kenntnis der Sache ist es die Hauptbefestigung, also Aliso.

Den letzten Vortrag hielt der Geheime Regierungsrat Prof. Dr. Diels. Als Einleitung gab er einen sehr interessanten Überblick über das Buchwesen im Altertum, dann sprach er über den Kommentar des Didymos zum Demosthenes, der eben erst als erstes Heft der „Berliner Klassikertexte" von der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin herausgegeben worden war. Ein Exemplar dieser neuen Publikation erhielt jeder Teilnehmer des Ferienkurses als Geschenk für die Bibliothek seines Gymnasiums.

Am Donnerstag den 14. April 3 Uhr nachmittags endete der Vortrag und mit ihm der Ferienkurs. Ich kann jedem Kollegen, dem sich die Gelegenheit bietet an Ostern nach Berlin zu gehen, nur dringend raten mit beiden Händen zuzugreifen. Er wird zum Lohn für seine Arbeit reichen Gewinn nach Hause bringen.

Nürnberg. Hugo Steiger.

Zur Schulordnung von 1830.[1])

Herr Kollega Eugen Brand hat uns in zwei sehr wertvollen und dankenswerten Schriften (s. Kehrbach, Texte und Forschungen IV und besonders Blätter für das Gymnasialschulwesen 1904, Heft VII und VIII) die Geschichte der Entwicklung unseres Standes von 1773—1904 zur Darstellung gebracht. Zur Geschichte des Schulplanes von 1830, der den kaum ins Leben getretenen von 1829, den sogenannten Thiersch'schen, wieder verdrängte, sei im Nachfolgenden ein kleiner, in mehrfacher Beziehung vielleicht nicht uninteressanter Beitrag geliefert, Aufzeichnungen des damaligen Gymnasialprofessors am Neuen (j. Ludwigs-) Gymnasium, späteren K. Lyzealrektors in Freising, Sebastian Freudensprung[2]), der Mitglied der „Kommission zur Prüfung des Schulplanes von 1829 und der gegen denselben erhobenen Erinnerungen" war und den Gang der Verhandlungen, wie es scheint unmittelbar nach den einzelnen Sitzungen kurz skizzierte. Ich gebe das Manuskript, da zu einer Änderung

[1]) Die zum leichteren Verständnis diesem Artikel beigegebenen kurzen Anmerkungen stammen aus der Feder des Herrn Kollegen Eugen Brand (Anm. d. Redaktion).

[2]) Die Aufmerksamkeit der Regierung hatte Freudensprung auf sich gezogen durch das Programm (Neues Gymn. 1829): Historische und pädagogische Bemerkungen über Gymnasialunterricht mit besonderer Rücksicht auf Bayern. 28 S.

kein zwingender Grund vorliegt, in unveränderter Form wieder; das Ganze soll ja nur den Zweck einer historischen Ergänzung zu S. 458 (Jahrg. 1904) der Blätter f. d. G.-Sch.-W. erfüllen.

„v. Schenk:[1]) Frage über die Grundprincipien und die einzelnen Bestimmungen — Beschleunigung von Seite Sr. Majestaet gewünscht.

v. Roth:[2]) Zusammenstellung der Einwendungen gegen die Grundlagen und die einzelnen Bestimmungen.

v. Freyberg:[3]) Es möchten auch noch die Volksstimme, Rektorate, Magistrate über ihre Ansichten vernommen werden.

(Vorstehendes mit Bleistift geschrieben.)

Erste Sitzung am 14. Jänner 10—11 vormittags. Statt Schwäbl[4]) ward Meilinger[4]) ernannt. Der Minister las das k. Reskript, das lithographiert jedem Mitgliede war zugeschlossen worden, noch einmal vor. Darauf sagte er, im Sinne dieses Reskriptes liege es, dafs sowohl der jetzige zum Teile oder vielmehr gröfstenteils (u. letzteres sagte er mit Nachdruck) bereits eingeführte Schulplan beibehalten oder ein ganz neuer verfertigt oder der jetzige mit Modifikationen begutachtet werden könne. Ihm, fuhr er fort, dünke es am besten, den Schulplan Paragraph für Paragraph oder etwa auch vorher dessen Grundlagen zu prüfen. Roth, u. Freyberg u. Lichtenthaler[5]) meinten aber, es müfste eine Zusammenstellung der besonders gegen die Grundlagen sowohl von Privaten als von den Landräten gemachten Einwendungen verfertigt werden, und Roth erbot sich diese Fertigung bis nächsten Montag den 18. Jänner zu liefern und dies ward auch einstimmig beliebt. Im Verlaufe der Sitzung u. am Schlusse ward von Schenk u. Roth viel gesprochen über das Sonderbare, dafs man über den verfafsten Schulplan so vielerlei Einwendungen gemacht habe und behauptet, gar manches spreche für ihn, z. B. dafs die Magistrate mit grofser Zuvorkommenheit die lat. Schulen errichtet, dafs selbst Märkte wie Dachau einen Kursus der lat. Schule gewünscht, dafs in Nürnberg selbst in der Bürgerschule 12 St. lat. Unterricht auf Verlangen der Gemeindebevollmächtigten gegeben werden müsse, dafs man in Württemberg trotz der Bemühungen der Regierung für Realinstitute doch die lat. Stadtschulen nicht beseitigen könne; dafs es der gröfste und lächerlichste Widerspruch sei (erzählte Schenk), dafs z. B. im Sophronizon[6]) der eine Schulplan des Jesuitismus u. in der Kerzischen Litteraturzeitung[7]) des Protestantismus beschuldigt werde. NB. Der Minister gab durch mehrere Äufserungen zu erkennen dafs er Beschleunigung der Sache wünsche, worauf jedoch Lichtenthaler erklärte, man könne es unmöglich hier auf ein oder zwei Monate ankommen lassen, wenn man bei der beginnenden Arbeit nicht wieder dasselbe riskieren wolle, was dem zu diskutierenden Schulplan zugestofsen sei.

Zweite Sitzung am 18. Januar von 10 Uhr vormittags bis 2¼ Uhr nachmittags.

---

[1]) Ed. v. Sch., Minister des Innern, Vorsitzender der Kommission.

[2]) Oberkonsistorialpräsident u. Reichsrat Dr. Fried. v. Roth, ordentl. Mitglied u. Akademie.

[3]) Ministerialrat und Mitglied des Obersten Kirchen- und Schulrates.

[4]) Frz. Xav. Schwäbl, Domkapitular München. — Dr. Andr. Meilinger, ehem. Benediktiner, 1823 Rektor des Lyzeums in München, seit 1826 Professor der Philosophie an der Universität München, 1828/29 Rektor derselben, 1832 Mitglied des Obersten Kirchen- und Schulrates. Im Jahre 1826 gab er eine Schrift heraus: Pädagogische Bemerkungen über die vaterländischen Gymnasien (Prgr. Altes Gymnasium München) 16 S.

[5]) Dr. Phil. Lichtenthaler, Direktor der Kgl. Hof- u. Staatsbibliothek.

[6]) Eine Zeitschrift, welche in Heidelberg von Dr. H. Paulus erschien: 4. Heft. 11. Bd. pag. 1—5, „Beleuchtung des Auffallendsten in dem neuesten Plane zu Einrichtung der Latein-Schulen und Gymnasien in Baiern. Nach welthistorischen und staatspädagogischen Grundbegriffen. Heidelberg 1829. Hierauf Antwort: Über den angeblichen Jesuitismus und Obscurantismus des Bayerischen Schulplanes vom 8. Februar 1829. v. Friedrich Thiersch 1829. 95 S.

[7]) Katholische Litteratenzeitung, herausgegeben v. Friedrich v. Kerz in München enthielt Jahrgg. 1826 Aufsätze über die bekannte Schrift v. Fr. Thiersch: Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. 1826. I. Bd.: pag. 209—224, 225—227, 235—240; II. Bd.: pag. 93—111, 167—193.

Der Präsident las die Zusammenstellung der Einwendungen ab und zwar in materieller und formeller Hinsicht, zuerst diejenigen, so im Sophronizon und von Oken [1]) gemacht worden waren, dann die der Landräte. Das konstitutionelle Blatt von Würzburg, sagte er, sei ihm nicht zugekommen. [2])

Von den Kreisen hatten 5 Einwendungen gemacht und zwar in materieller Hinsicht:

a) Der Rezatkreis: der jetzige Plan behalte die Fehler der früheren bei und vermehre sie noch, provozierend auf Nr. 44 des Würzburger Volksblattes [3]) Die Quintessenz aller Schulpläne seien gute Professoren.

b) Der Untermainkreis hat ein eigenes Gutachten seinen Beratungen beigefügt und überdies noch einen anonymen Aufsatz zwar sich nicht zu eigen machen wollen, aber ihn doch zur Berücksichtigung angehängt. Es wird in dem Gutachten den alten Sprachen zwar der Wert nicht abgesprochen, aber es werden auch Naturwissenschaften, neuere Sprachen und Staatsbürgerunterricht gefordert, besonders auch der § 2 [4]) hart mitgenommen.

c) Rheinkreis: ebenfalls scharf gegen § 2, will Realien.

d) Isarkreis: vermifst bei der lat. Schule Naturkunde, deutsche Sprache, neuere Sprachen, Tonkunst und will im Gymnasium deutsche Sprache statt des Hebräischen

e) Oberdonaukreis: hält die lat Schule für überflüssig: die deutschen Volksschulen und höheren Bürgerschulen seien für künftige Bürger besser; verlangt für beide Anstalten Naturkunde und deutsche Sprache.

In formeller Hinsicht.

a) Rezatkreis protestiert gegen die Macht der Lehrer selbst bis über die Schwelle des väterlichen Hauses und die zu grofse Gewalt des Lehrers und Rektors in Hinsicht auf Dimission. [5])

b) Untermainkreis: will das Privatstudium nicht beschränkt wissen und will Rektorschulen. [6])

c) Rheinkreis: kein Normaljahr, dann wie beim Rezatkreis, kein Vorzug der Geistlichen.

---

[1]) Hofrat Oken, Prof. a. d. Univ. München 1827—1832. In Aufsätzen in der Zeitschrift „Das Ausland", Jahrgg. 1829, Nr. 333 u. 334 spricht sich dieser gegen den besonderen Betrieb der klassischen Sprachen aus und fordert mehr die Einführung der Naturwissenschaften und der Realien überhaupt an den Schulen.

[2]) Konstitutionelles Blatt in Würzburg.

[3]) In dem Bayerischen Volksblatt Nr. 44, hrsg. zu Würzburg, erschien eine eingehende Rezension des Schulplanes v. 1829, worin unter anderem über den zu frühen Beginn des Lateinlernens, die Ausdehnung der Lateinschulen, einen stärkeren Betrieb der Realien und des Deutschen, über die Bevorzugung der Geistlichen bei gleicher Befähigung. über die Prüfungen der Kandidaten.

[4]) Derselbe lautet: „Die lateinische Schule (wo sie in Städten bestehen wird, lateinische Stadtschule zu nennen) hat den doppelten Zweck: auf das Gymnasium vorzubereiten und denjenigen, welche künftig im Gewerbstande und in öffentlichen Verrichtungen, an denen er Theil nimmt, einen mehr als gewöhnlichen Grad formeller Bildung nöthig haben, dieselbe vor dem Antritt ihres Berufes zu gewähren." Die Angriffe richten sich auf die grofse Anzahl der Klassen — 6 —, vor allem wegen der Kosten für die Städte (u. Kreise).

[5]) Richtet sich gegen § 63 der Sch.O. 63—66, wonach die Lehrer auch „aufserhalb der Schule die unmittelbare Aufsicht" haben und die Rektoren „darauf zu sehen haben, dafs die Schüler öffentliche Orte, Gasthäuser, Bälle, Theater, auch nicht in Gesellschaft ihrer Eltern, aufser mit ihrer Erlaubnifs besuchen" und wonach die Lehrer das Recht bekommen, bei Zeichen unbesiegbarer Rohheit, Unsittlichkeit und Trägheit einen Schüler mit Zustimmung des Rektors von der Schule unnachsichtlich zu entfernen. Nach § 68, 136 u. 142 war dem Lehrerrat die Entscheidung über Aufnahme, Vorrücken und Entlassung der Schüler und die Verhängung der Dimission ohne Appell an die Kreisregierung wie bisher übergeben.

[6]) Rektorschulen sind lateinische Schulen, in denen von einem einzigen Lehrer (Geistlichen oder Präzeptor) zum Besuche der höheren Schulen vorbereitet wird. Ein solcher Lehrer führt den Titel „Rektor". Derartige Schulen bestanden im 18. Jahrh. in Franken. Mit Beginn des 19. gingen sie ein Die Lehrstellen wurden mit Volks-

d) Isarkreis: hat Bedenklichkeit wegen der Menge der Schulstunden, will keinen Vorzug der Geistlichen und Appellabilität.

e) Oberdonaukreis: will nicht den Umfang mit 8 Jahren und keine zehnjährige Dauer.

Hierauf wurde über die Principien diskutiert:

1. Das humanistische Princip soll gelten (einstimmig angenommen).

2. Ein Schulplan für beide Konfessionen, jedoch mit Berücksichtigung der konfessionellen Rechte (einstimmig).

Diese Frage wurde durch Professor Meilinger besprochen, der gleich beim Eingange der Diskussion mit vieler Wärme dafür sprach, dafs man lieber für beide Konfessionen separate Schulpläne entwerfen möge, wenn, wie seit 1803, das in katholischen Landen Uraltherkömmliche durch protestantische Gewohnheiten und Nachahmungen verdrängt würde.[1])

3. Es soll nur lat. Schule bestehen mit dem Zwecke der Vorbereitung fürs Gymnasium: jedoch unter Zulassung derjenigen, die sich später zum Bürgerstande begeben (einstimmig).

4. Es soll die lat. Schule mit 3 Kursen bestehen und in der Art, dafs sie die bisherige 1. und 2. Gymnasialklasse[2]) an sich zieht; jedoch bleibt noch vorbehalten, mit welchem Jahre der Eintritt zu beginnen habe und wie lange die Dauer sei.

NB! Hier wurden die Diskussionen schon sehr lebhaft. Baron Freyberg, Professor Meilinger, Professor Freudensprung wollten 3 Vorbereitungsklassen und 5 Gymnasialklassen; der Minister gab den Ausschlag für die Beibehaltung der lat. Schule nach dem Projekte des Schulplanes mit der Aufgabe nämlich, schon kundige Lateiner ans Gymnasium abzuliefern in der Abscheidung zwischen Pubertät und Impubertät.

Nun ging es an die Diskussion der einzelnen §§.

§ 1. Statt „die Kenntnis der“ soll es heifsen „der Unterricht in den“; statt „lateinische Schule“ soll es heifsen „lateinische Vorbereitungsschule“.

§ 2 soll es heifsen: „die lat. Vorbereitungsschule hat den Hauptzweck für das Gymnasium vorzubereiten.“

Wie nun der Gedanke hinzugefügt werden möchte, dafs auch andere nicht für Gelehrtenbildung bestimmte Bürgerssöhne daran Anteil nehmen könnten, darüber ward insbesondere Herrn v. Roth u. auch aufserdem jedem beliebig bis zur nächsten Sitzung die Redaktion aufgetragen.

Die Parenthese „wo sie in Städten bestehen wird, lat. Stadtschule zu nennen“ soll wegfallen.

§ 3 u. 4[3]) sollen unter Tit. IV § 43 vorgenommen werden.

§ 5.[4]) An dieser Syrte safs man auf, ohne mehr, für diese Sitzung wenigstens, flott werden zu können. Es handelt sich nämlich hier davon, wie lange die lat. Vorbereitungsschule in der Regel dauern soll.

Dritte Sitzung am 20. Jänner 1830 vormittags 10 Uhr bis ³/₄2 Uhr.

Über den § 5 gibt es warme Debatten. Freyberg, Meilinger, Freudensprung entscheiden für 2 Vorbereitungs- und 5 Gymnasialklassen; endlich fällt der Beschlufs für 4 Vorbereitungsklassen in der Regel aus.

Wegen Ausnahmen in Konstituierung einer lat. Vorbereitungsschule auch zu 6 Klassen, Durchführung mehrerer Klassen von einem Lehrer und Errichtung unvollständiger lat. Schulen zu 1, 2, 3 Klassen soll Präsident Roth eine Redaktion nachträglich einbringen. Zu den §§ 13, 14, 15, 16, 18[5]) soll Freudensprung eine neue Redaktion entwerfen. — Bis zu § 20.

---

schullehrern besetzt. Noch heutzutage hat der erste (Volksschul-) Lehrer mancher kleinen Stadt den Titel „Rektor“.

[1]) Bezieht sich vor allem auf die Verbindung und das Verhältnis der Lyzeen und der philosophischen Studien mit dem Gymnasium.

[2]) Nach der Schulordnung vom Jahre 1824 bestand das Gymnasium aus 5 Klassen.

[3]) Bestimmungen über die Altersgrenze bei der Aufnahme in die Lateinschule.

[4]) 1829: „Eine vollständige lateinische Schule umfafst 3 Curse, jeder mit 2 Abteilungen über einander.“ Also 6 Jahre.

[5]) §§ 13—41: „Vom Unterricht der lateinischen Schulen“.

Vierte Sitzung am 23. Januar 1830 vorm. 10 Uhr bis 2 Uhr nachm. Das Dispensieren vom Griechischen, beginnend in der 3. Klasse, wird aufgehoben. Der deutsche Sprachunterricht soll namentlich ausgesetzt werden. Die §§ 22, 23, 24, 26 soll Freudensprung neu redigieren. — In den ersten 2 Klassen soll Geographie, in der 3. Klasse die Elemente der allgemeinen Geschichte, in der 4. deutsche nebst vaterländischer gegeben werden. Die Kalligraphie soll die 4 Jahre hindurch von einem eigenen Lehrer besorgt werden. — Bis zu § 34.

Fünfte Sitzung am 25. Januar 1830. Vorm. 10 Uhr bis 2 Uhr nachm. Die §§ 34, 39 soll Freudensprung neu redigieren. — Bis zu § 50.[1])

Sechste Sitzung am 28. Januar 1830. Vorm. 10 Uhr bis 2½ Uhr nachm. Die §§ 50, 51, dann einen neuen Paragraph über am Ende zu haltende öffentliche Prüfungen, sowie über einen praktischen u. theoretischen Konkurs der Lehramtskandidaten, zu den §§ 56, 59[2]) einschlagend soll Freudensprung redigieren. Pragmatische Vorteile den Vorbereitungslehrern und dem Subrektor gesteht der König nicht zu; ebenso hat er schon durch Reskript d. d. Brückenau 21. Juli 1829 die Besoldungserhöhung, inwiefern sie auf verfassungsmäfsigem Wege erzielt werden sollen, abgeschlagen. — Bis zu § 63.

Siebente Sitzung am 30. Januar 1830 von 10 Uhr vormittags bis 1¾ Uhr nachmittags. Am Anfange hielt Roth in bezug auf § 61 und das K. Reskript d. d. 21. Juli 1829 Bad Brückenau eine ausführliche Dissertation, worin er äufserte, dafs eben nichts zu erwarten sei, wenn man so geringe Besoldungen geben wolle; er bezog sich auf den § 135 und den Endsatz desselben[3]) und erklärte, derselbe sei ganz und gar gegen das Staatsrecht. Die Landstände bewilligten zwar die Steuern, aber die Ausgaben hätten sie nicht zu bewilligen. — Endlich schritt man zur Redaktion der in der vorigen Sitzung dem Prof. Freudensprung aufgetragenen §§, dann auch eines von Roth redigierten Zusatzparagraphen zu Titel II, des Inhalts: Mit Genehmigung des Staatsministeriums können, wo Mittel vorhanden sind, auch lat. Vorbereitungsschulen von 5—6 Klassen errichtet werden, um den Unterricht im Lateinischen früher zu beginnen. Wo dagegen die Mittel zur Errichtung einer vollständigen lat. Schule nicht hinreichen, soll es auch mit Genehmigung des Staatsministeriums erlaubt sein, unvollständige zu errichten. Der Übertritt von ihr an ein Gymnasium hängt von der zu bestehenden Eintrittsprüfung ab.

Darauf wurden die §§ 63—68[4]) incl. diskutiert, eine neue Redaktion des § 63 dem Prof. Freudensprung und eine neue des § 65 dem Präsidenten v. Roth aufgetragen. — Bis zu § 68.

Achte Sitzung am 1. Februar vormittags 10 Uhr bis nachmittags 1¾ Uhr. Nach einigen Debatten und Widerstand von Seite des Ministers wird angenommen, dafs da, wo ein Gymnasium und eine lat. Vorbereitungsschule nebeneinander bestehen, mit Ausnahme der Residenz München der Subrektor unter dem Rektor des Gymnasiums stehen solle und dem Prof. Freudensprung die Redaktion eines neuen zwischen 71 und 72[5]) zu inserierenden § befohlen, desgleichen demselben die Umarbeitung des § 73.[6])

Bei § 78[7]) stimmt Prof. Freudensprung allein für 3 Klassen im Gymnasium, Meilinger protestiert zwar schon im voraus gegen das Philosophische in der Oberklasse, glaubt aber doch, man könne den philologischen Lehrstoff schon so zerdehnen,

[1]) §§ 42—54: „Von der Einteilung des Schuljahres, Aufnahme, Aufsteigen, Locationen und Preisen der Schüler“.

[2]) §§ 55—62: „Von den Lehrern der lateinischen Schule“. Besonders von der Vorbildung, der Prüfung und dem Gehalte der Lehrer.

[3]) „Es wird deshalb zu hinreichender Vermehrung derselben (= der erhöhten Gehalte der Gymnasialprofessoren) für die nächste Finanzperiode das Geeignete in verfassungsmäfsigem Wege eingeleitet werden.

[4]) §§ 63—67: „Von der Schulzucht und den Scholarchaten“.

[5]) § 71 handelt von den Aufgaben des Visitators der lateinischen Schule, § 72 bezieht sich auf die Aufsicht des Rektors des zunächst liegenden Gymnasiums auf die lateinische Schule.

[6]) § 73 regelt die Oberaufsicht der Kreisregierungen.

[7]) Sch.-O. 1829: „Das vollständige Gymnasium soll 4 Klassen übereinander umfassen“.

dafs er für 4 Klassen hinreiche; so meinen auch Freyberg und Lichtenthaler; ersterer äufsert, es kämen ansonst die jungen Leute zu früh an die Universität. — § 81 [1]) spricht Meilinger und noch wärmer und weitläufiger Freudensprung gegen das Fachlehren am Gymnasium; aber die Majorität bestimmt wenigstens einen eigenen mathematischen Lehrer. Roth u. Lichtenthal u. Fischer [2]) wollten einen derlei auch für Geschichte und Geographie, wo die Mittel hinreichten, hatten aber die Majorität gegen sich. — Bis zu § 84.

Neunte Sitzung am 6. Februar 1830, vormittags 10 Uhr bis nachmittags 2 Uhr. (Am Rande:) Die Redaktion des § 81 ward nachträglich Freudensprung aufgetragen.

Prof. Meilinger macht eine Motion des Inhalts, der Herr Erzbischof habe von dem Bischofe aus Passau einen Brief erhalten, worin derselbe seinen Wunsch ausspricht, dafs auch in den lateinischen Vorbereitungsschulen der Religionsunterricht durch Geistliche gegeben werden möge. Es wird bemerkt, dafs hierüber bereits beim § 28 [3]) ein Conclusum gefafst worden sei; doch hält der Minister Umfrage, wobei sich Roth, Freyberg und Lichtenthaler für Meilingers Motion, Fischer unbestimmt, Freudensprung bestimmt verneinend aussprechen, letzterer weil nie in den unteren lat. Vorbereitungsschulen in Rücksicht des Religionsvortrages auf den Stand der Lehrer gesehen worden und es öffentlich proklamieren heifse, dafs man auf unsere jetzigen lat. Vorbereitungslehrer gar kein Vertrauen in religiöser Beziehung habe, wenn man hierin eine Änderung machen wolle. Der Minister liefs die gemachten Äufserungen zu Protokoll nehmen, ein Conclusum ward aber nicht gefafst. — Nun ging es ruhig, bis man bei § 88 zu den in der 4. Klasse zu erklärenden Klassikern kam. Hier machte Meilinger eine Vorfrage, bemerkend, es handle sich darum, ob diese Klasse als Surrogat eines philosophischen Kursus anzusehen sei oder nicht. Er für seine Person stimme dagegen und berief sich auf einen Brief des Bischofs von Regensburg [4]), der ihn ausdrücklich ersucht, das Philosophische aus dieser Klasse verbannen zu helfen, damit die Lyceen nicht zu grunde gingen. — Gegen einen zusammenhängenden Vortrag philosophischer Disciplinen auf dem Gymnasium erklärten sich alle Mitglieder; allein nun entstand die viel wichtigere Frage: wie lange soll hernach der Universitätskursus dauern? Roth erklärte sich für einen 4jährigen Universitätskursus mit solcher Entschiedenheit, dafs er lieber die philosophischen Disziplinen in der 4. Klasse zulassen als ersteren fahren lassen zu wollen erklärte; u. als die Maiora für einen 5jährigen Kursus sich herauszuwerfen anfingen, äufserte er, dafs er für diesen Fall ein votum separatum zu Protokoll geben wolle. In diesem entscheidenden Moment hob der Minister die Sitzung auf u. erklärte, die Sache sei so wichtig, dafs er sie einem weiteren Nachdenken der Mitglieder bis zur nächsten Sitzung anheimstelle. — Bis zu § 88 D 1.

Zehnte Sitzung am 9. Februar vorm. 10 Uhr bis nachm. 2¼ Uhr. Nach langen Debatten kam man endlich nach Roths Vorschlag (den er aus Furtmairs [5]) Schrift sich angeeignet zu haben bekannte) dahin überein, dafs 4 Gymnasialklassen sein, aber auch der Universitätskursus nur 4 Jahre dauern sollte; da jedoch, wo ein Lyceum sei, könnten die Schüler, wenn sie wollten, von der 3. Klasse gleich an das Lyceum übertreten, würden aber dadurch zu einem 5jährigen Lyceal- und Universitätskursus zusammengerechnet verbindlich. — Zu § 89 wurde ein grammatikalischer Vortrag in der lateinischen und griechischen Sprache für die beiden

[1]) 1829: „Eine jede Classe (des Gymnasiums) hat ihren eigenen Lehrer, dem der Name Gymnasialprofessor bleibt. Für die Mathematik und Religionslehre werden eigene Professoren angestellt."

[2]) Oberstudienratsassessor.

[3]) Über den Religionsunterricht an den lateinischen Schulen.

[4]) Mich. v. Seiler, der sich auch in betreff der Lyzeen und des philosophischen Studiums in einem Briefe an den Minister selbst wendete, nach Dr. Wilh. Hefs: „Geschichte des Kgl. Lyzeums Bamberg". I., 1903, pag. 68.

[5]) Bemerkungen über den Wert und die Bedeutung der Lyzeen. Von Max Furtmair, Professor der Philosophie am Kgl. Lyzeum in Landshut. (Progr. 1827.) In dieser Schrift verteidigt der Verfasser die Lyzeen gegen die Angriffe von Fr. Thiersch und verlangt, dafs der Übertritt an die Universität nur nach Absolvierung eines zweijährigen philosophischen Kurses an einem Lyzeum gestattet werde.

unteren Klassen beliebt und die neue Redaktion des § dem Prof. Freudensprung aufgetragen. §§ 90 und 91[1]) sollten eine andere Stellung erlangen und §§ 92, 93 neu redigiert werden, in dem Sinne, dafs die deutsche Sprache als besonderes Lehrfach hingestellt und die Metrik, Poetik und Rhetorik als zunächst an sie adressiert erscheinen sollte. Dies geschah auf besonderes Andringen von Freudensprung, der hierin von Meilinger und Fischer unbedingt, von Freyberg bedingt unterstützt wurde, gegen Roth, Lichtenthaler und den Minister, die von einer eigenen Behandlung der deutschen Sprache in diesem Sinne nichts hören wollten. Die neue Redaktion von §§ 92, 93, 95 ward Prof. Freudensprung, die von § 97 dem Präsidenten Roth, die von § 98 dem Professor Freudensprung und Direktor Lichtenthaler kumulativ übertragen, der § 94 aber gestrichen. — Bis zu § 99.

Eilfte Sitzung am 11. Februar 1830 von 10 Uhr vorm. bis 2 Uhr nachm. Die Redaktion über §§ 92, 93 wurde dem Prof. Freudensprung u. die über § 98 dem Direktor Lichtenthaler zu nochmaliger Umarbeitung zurückgegeben. Ersterem wurden modifizierende Redaktionen der §§ 99, 100, 102, 109, 112[2]) u. 2 neue zwischen 111 und 112 einzuschaltende §§[3]) übertragen. — Bis zu § 114.

Zwölfte Sitzung am 13. Februar von 10 Uhr vorm. bis 2 Uhr nachm. Die Redaktionen a, b nach § 111 u. die des § 112 wurden zur Umänderung zurückgegeben, die neue Redaktion zu § 115—118[4]) incl. dem Prof. Freudensprung übertragen.

Zu § 122 wollte man nur dem Prädikat „sehr gut" die Befähigung für ein Gymnasiallehramt zugestehen. Da sagte der Minister, er erinnere sich, dafs gerade der jetzt beste Rektor im Lande die 3. Note beim Konkurse empfangen hätte und nannte M e n g e i n[5]); es blieb also bei den Texteswortes des jüngsten Schulplans. Solche Leute, setzte er hinzu, sind nicht mit Gold zu bezahlen. — Bis § 124.

Dreizehnte Sitzung am 16. Februar von 10 Uhr vorm. bis 2 Uhr nachm. Freyberg verlangt, dafs bei den Lehramtskandidaten etwas von Sittlichkeit u Religiosität bemerkt würde. Freudensprung bekam den Auftrag, es irgendwo einzurücken. (Geschah bei § 133.) Zwischen § 130 und § 131[6]) sollte derselbe einen neuen § zur Dämpfung des philologischen Aufwallens der §§ 127, 128 u. 129 redigieren.

Bei § 132[7]) nahm sich derselbe am hitzigsten unter allen Sitzungen wegen der Weglassung des das Definitivum hinausschiebenden Beisatzes an, nicht ohne

---

[1]) Es handelt § 90 von der deutschen Literatur, § 91 von der Bildung des Ausdruckes im Deutschen, §§ 91—93 vom Unterricht in der Metrik, Poetik und Rhetorik, § 95 von dem Unterricht im Hebräischen, § 97 vom Geschichtsunterricht, § 98 von dem Mathematikunterricht.

[2]) § 99 bestimmt die Zahl und die Verteilung der Unterrichtsstunden in den einzelnen Fächern und Klassen, § 100 die Zahl und Aufgabe der Professoren, § 102 die Korrektur und Zensur der schriftlichen Arbeiten, § 107 die Anforderungen für die Aufnahmsprüfung ins Gymnasium, § 112 die Bedingungen für das Privatstudium.

[3]) Genauere Bestimmungen über das Gymnasialabsolutorium und den Übertritt an ein Lyzeum nach der 3. Gymnasialklasse (Sch.-O. 1830 §§ 92 u. 93).

[4]) Über die Lokationen, Preise, Kataloge und Programme.

[5]) Anton Mengein ward 1827 Studienrektor und Seminardirektor in Neuburg, 1830 Direktor des Erziehungsinstitutes in München und Mitvorstand des neuen Gymnasiums. Später wurde er Kanonikus am erzbischöflichen Kapitel in München, dann Mitglied des Obersten Kirchen- und Studienrates, zuletzt Domdechant in Regensburg.

[6]) Die §§ 120—131 enthalten Bestimmungen über die Vorbildung, die Prüfung und Praktikantenzeit der Kandidaten für das Lehramt an Gymnasien.

[7]) Sch.-O. 1829 § 132 lautete: „Die Anstellung sämmtlicher Gymnasialprofessoren geschieht durch Allerhöchste Decrete und ist, wie bei den übrigen Staatsämtern, 3 Jahre lang provisorisch. Ergeben sich vor dem Schlusse derselben Bedenken, die definitive Anstellung eines Gymnasialprofessors eintreten zu lassen, ohne dafs die Gründe zu einer sogleich zu verhängenden Entlassung hinreichen, so ist derselbe von den gegen ihn erhobenen Anständen in Kenntnis zu setzen und zur Erklärung aufzufordern, ob er die Entlassung gewärtigen oder die Verlängerung des Provisoriums auf weitere 3 Jahre sich gefallen lassen wolle. (Den Schlufssatz enthält die Sch.-O. von 1830 nicht mehr.)

Mifsmut des Ministers. Endlich gelang es, die Stimmen zu reformieren. § 141, 142 [1]) sollte Freudensprung in einen Paragraph zusammenschmelzen, sowie das Verzeichnis der zu verfertigenden Schulbücher modifizieren. Titel XIII, XIV,[2]) sowie die Instruktion kamen nicht zur Beratung. Hiermit wurden die Diskussionen vorerst geschlossen und durch den Minister dem Präsident von Roth eine Entwerfung der Motive, dem geheimen Sekretär eine lithographierte Zusammenstellung des modifizierten Lehrplanes aufgetragen u. bemerkt, dafs die nächste Sitzung zur Endredaktion und Diskussion über die Motive eigens werde angesagt werden.

Vierzehnte Sitzung vom 27. Februar von 10 Uhr vorm. bis 2 Uhr nachm. Die Superredaktion der Paragraphe begann. Bei § 1 u. 2 wurde viel hin- und hergeredet. Prof. Freudensprung wünschte Abänderung in § 1 u. 2, ihm trat nur Fischer bei. Doch ward auf des ersteren Bemerkung „lat. Vorbereitungsschule" in die „lat. Schule" abgeändert. — Man kam bis § 44.

Fünfzehnte Sitzung am 2. März von 10 Uhr vorm. bis 2¹/₄ Uhr nachm. An diesem Tage wurde die Superredaktion beendet. Prof. Freudensprung gab zu § 62 (des revidierten oder neuen Schulplans) ein ausführliches Separatvotum ab, worin er für §§ 1, 2, 62 eine andere Redaktion vorschlug und motivierte. Allein es trat ihm nur Fischer bei, obgleich Lichtenthaler 2 Tage vorher eine ähnliche entworfen und sie privatim Prof. Freudensprung mitgeteilt hatte; jetzt aber trat er aus Furchtsamkeit, wegen vernommenen Hofgeschwätzes, wie es schien, wieder zurück.

Sechzehnte u. letzte Sitzung am 6. März 1830 vorm. 10 Uhr bis nachm. 1 Uhr. Eine Redaktion von Roth wegen Privatlehrer und Privatunterrichtsanstalten wurde diskutiert, hernach das Bücherverzeichnis; darauf las Roth die von ihm verfafste Motivierung über das Ganze vor, welches einstimmig angenommen ward. Der Minister schlofs die Sitzung mit der Äufserung: „bis wir wieder zusammenkommen, um über die Lyceen etwas festzusetzen".

Zu den Motiven.[3])

1. Es mufs motiviert werden, dafs der gegenwärtige ein Spezial- u. kein Generalschulplan ist. (Am Rande: Lyceum?)
2. Warum man das humanistische Princip beibehalten hat.
3. Warum man die lateinische Schule auf 4 Jahre gestellt hat, da sie doch nur Vorbereitung zum Gymnasium sein soll.
4. Warum man Naturkunde in das Lehrmaterial nicht aufgenommen.
5. Warum man die neueren Sprachen als keinen notwendigen Gegenstand erklärt hat.
6. Warum man deutsche Sprache als eigenen Gegenstand ausgesetzt.
7. Warum man kein Normaljahr festgesetzt.
8. Warum man das Griechische als notwendigen Unterrichtsgegenstand in der lat. Schule festgesetzt.
9. Warum man in 1 und 2 der lat. Schule nur 22—24 Stunden bestimmt.
10. Warum die lat. Schule statt 4 Wochen im Herbste 6 Wochen Vakanz erhalten.
11. Warum man Fachprämia erteilt.
12. Warum man die öffentlichen Endprüfungen angenommen.
13. Warum man die Bestimmung hinsichtlich des Übertrittes aus der 3. Klasse an das Lyceum aufgenommen.
14. Warum man Theorie der redenden Künste verordnete.

---

[1]) Betreffen die Oberaufsicht durch die Kreisregierungen und das Ministerium.

[2]) Übergangsbestimmungen zur Einführung der Sch.-O. von 1829.

[3]) Mitgeteilt sind die „Motive" im Bericht der zur Revision des Schulplanes vom 8. Februar 1829 gewählten Kommission in Nr. 8 des „Thron- und Vaterlandsfreundes". Eine Kritik der Revision und der Motive befindet sich in: „Geschichte des bayerischen Schulplans von 1829 und seine Revision im Jahre 1830 von Friedrich Thiersch. Als Beilage zu des 3. Bandes 7. Hefte der Schrift: „Über die gelehrten Schulen", Stuttgart und Tübingen 1831.

15. Warum die Geschichte und Mathematik geradeso.
16. Warum die Philosophie weggelassen.
17. Warum die Absolutorialprüfung allgemein eingeführt.
18. Warum der Privatunterricht freigegeben.
19. Warum die §§§ 133, 134, 135 des alten Schulplanes modifiziert.
20. Warum der Vorzug wegen der Theologen verschwiegen wurde und warum der Religionsunterricht nur durch Geistliche erteilt werden soll.

Freising. Hoeger.

Berichtigung.

Da mein Programm „Zur Reform der Schülerbibliotheken an den bayerischen Realschulen" auch von seiten verschiedener Gymnasien und Progymnasien verlangt worden ist, so sehe ich mich genötigt, auch in diesen Blättern eine Berichtigung erscheinen zu lassen. Seite 48 meines Programmes habe ich „Achleitner, A., Bayern wie es war und ist" als geeignete Lektüre für die 6. Klasse empfohlen. Diese Empfehlung stützt sich auf ein „Verzeichnis empfehlenswerter Schriften für die katholischen Schüler höherer Lehranstalten, zusammengestellt von R. Wildermann, Oberlehrer in Recklinghausen, und Dr. E. Klebba, Religions- und Oberlehrer in Löbau". (Erschienen bei J. P. Bachem, Köln.) In diesem Verzeichnisse ist Seite 24 das Werk Achleitners als geeignet für Obersekunda bis Oberprima aufgeführt. Da das Werk von einem Oberlehrer und noch dazu einem katholischen Religionslehrer empfohlen war, glaubte ich es unbedenklich in meinen Katalog herübernehmen zu können. Nachdem ich es aber nun selbst durchgelesen habe, sehe ich mich genötigt meine Empfehlung zurückzunehmen und dasselbe wegen einiger bedenklicher Stellen auf erotischem Gebiete als ungeeignet für Schülerbibliotheken zu erklären.

Amberg, den 11. Januar 1905. Dr. H. Müller,
Kgl. Reallehrer.

Praktische Stundenplantabellen.

Eine übersichtliche Tabelle für den Stundenplan ist eine grofse Erleichterung für die gefürchtete Arbeit der Aufstellung eines solchen Planes zu Beginn des Schuljahres; eine derartige Tabelle zur Hand zu haben bleibt das ganze Jahr ein Bedürfnis für den Anstaltsvorstand wie für die Lehrer; die Ansprüche an diese Tabelle und die Schwierigkeit ihnen zu entsprechen steigen mit der Gröfse der Anstalt und des Lehrkörpers. Auf Grund langer Erfahrung und vielfältiger Versuche bringt nun der Aktuar des Kgl. Wilhelmsgymnasiums in München, Herr L. E. Welzel (Thierschstrafse 46), eine Stundenplantabelle in den Handel, die das Mögliche an Übersichtlickeit und leichter Handhabung leisten dürfte. Ein dunkler Holzrahmen umschliefst zunächt einen Rand aus grauen Papierstreifen, die ausgewechselt werden können; sie enthalten die Rubriken der Stunden und der Klassen und Abteilungen und einen Index der Marken, durch welche die einzelnen Stunden bezeichnet werden. Diese Marken sind bunte Kartonblättchen, die in verschiedenen Farben einerseits die Stunden der Ordinarien, andererseits in reicher Skala die der einzelnen Fachlehrer bezeichnen. Jedes Blättchen trägt aber noch in besonderem Aufdruck die Angabe des Lehrgegenstandes. Das Mittelfeld der Tafel, das sie aufnimmt, ist dunkel gehalten, so dafs sich die Farben sehr gut davon abheben, und durch aufgenagelte Bändchen eingeteilt. Es besteht aus einem weichen, sich nie abnützenden Material. Befestigt werden die Blättchen mit feinen Nadeln, die sehr sinnreich so hergestellt sind, dafs sie leicht gefafst werden können, aber doch nicht durch dicke Köpfe die Übersicht erschweren. Die Blättchen verschieben sich nicht leicht, da sie senkrecht hängen, und da sie auf dem Grund fest anliegen, wirkt die besteckte Tafel durchaus als eine ebene Fläche. Auch die mäfsige Gröfse des Ganzen, etwa 50×80 cm, erleichtert den Überblick. Da endlich, wie man sieht, alle Teile leicht ausgewechselt oder verstellt werden können, wird die Tafel durch keine organisatorische Änderung, sei es nun Klassenzuwachs oder Wegfall des Nachmittagsunterrichtes, unbrauchbar gemacht.

Für eine Anstalt mit 15 Klassen stellt sich der Preis samt allem Zubehör, das auf Jahre hinaus verwendbar bleibt, auf 25 M., für jede weitere Klasse um 1 M. höher. R.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: Theodor Erb, Assistent am Progymn. Pirmasens zum Gymnasiallehrer (Math.) an demselben Progymn.; Ludwig Forster, Assistent in Eichstätt zum Gymnasiallehrer in Günzburg; Christian Adolf Ohly, Assistent am Alten Gymn. in Würzburg zum Studienlehrer an der Lateinschule Lindau; der Assistent an der Kreisrealschule I in Nürnberg, Joseph Steinmayer, zum Studienlehrer an der Lateinschule in Homburg (N.Spr.); der Assistent der Luitpold-Kreisrealschule in München, Peter Amann, zum Gymnasiallehrer am Progymn. in Neustadt a. A. (N.Spr.); der Assistent an der Realschule Kulmbach, Karl Weitnauer, zum Gymnasiallehrer am Progymn. in Hersbruck; dem Gymnasialprofessor für kath. Rel. am Gymn. Amberg, Ludwig Stadelmann, wurden pragmatische Rechte verliehen.

b) an Realanstalten: der Reallehrer für kath. Rel. an der Luitpold-Kreisrealschule in München, Titularprofessor Priester Johann Nepomuk Brunner, wurde zum Professor an dieser Anstalt befördert; ferner wurden ernannt: der Assistent der Realschule Lindau, Siegfr. Pöschel, zum Reallehrer an der Realschule in Nördlingen; der Assistent der Realschule Wunsiedel, Karl Reger, zum Reallehrer an der Realschule Speyer; der Assistent der Realschule Neumarkt, Kaspar Brunhuber, zum Reallehrer an der Realschule in Wasserburg; der Assistent der Realschule Zweibrücken, Hans Hering, zum Reallehrer an der Kreisrealschule Kaiserslautern; der Assistent der Industrieschule München, Joseph Herrlich, zum Reallehrer an der Kreisrealschule in Bayreuth; der Assistent der Realschule Gunzenhausen, August Bauer, zum Reallehrer an dieser Anstalt; der Assistent der Realschule Bamberg, Dr. Rudolf Schönwerth, zum Reallehrer an der Realschule in Kitzingen, diese sämtliche für das Lehramt der neueren Sprachen; sodann der Assistent für Chemie und Naturbeschreibung der Kreisrealschule Regensburg, Johann Schnell, zum Reallehrer an der Realschule in Landsberg, der Assistent für die mechanisch-technischen Fächer an der mit der Kreisrealschule in Würzburg verbundenen höheren Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik, Konrad Bätz, zum Reallehrer an dieser Anstalt.

Versetzt: a) an humanistischen Anstalten: der Rektor des Progymn. Forchheim, Dr. Anton Rüger, als Subrektor an die Lateinschule Blieskastel; auf Ansuchen wurden versetzt: der Subrektor, Wilhelm Schneidawind von der Lateinschule Blieskastel als Rektor an das Progymn. Forchheim; der Gymnasiallehrer Dr. Karl Sartori von Günzburg an das Alte Gymn. in Bamberg.

b) an Realanstalten: in gleicher Diensteseigenschaft auf Ansuchen versetzt: der Reallehrer für Chemie und Naturbeschreibung der Realschule Landsberg, Dr. Adolf Schmelcher, an die Ludwigs-Kreisrealschule in München; der Studienlehrer für neuere Sprachen der Lateinschule Homburg, Hermann Stinglhammer, als Reallehrer an die Kreisrealschule in Passau; der Reallehrer für neuere Sprachen der Realschule Gunzenhausen, David Heinemann, an die Kreisrealschule I in Nürnberg; der Gymnasiallehrer für neuere Sprachen des Progymn. Neustadt a. A., Theodor Hermann Koch, als Reallehrer an die Kreisrealschule in Würzburg; der Reallehrer für neuere Sprachen der Realschule Kitzingen, Dr. Ludwig Oehninger, an die Kreisrealschule in Augsburg und der Gymnasiallehrer für neuere Sprachen des Progymn. Hersbruck, Theodor Speidel, als Reallehrer an der Kreisrealschule II in Nürnberg; aus organischen Erwägungen der Reallehrer für Realien der Luitpold-Kreisrealschule in München, Eduard Daum, in gleicher Diensteseigenschaft an die Gisela-Kreisrealschule in München.

Auszeichnungen: Zu Neujahr 1905 wurden folgende Auszeichnungen verliehen: a) an humanistischen Anstalten:

der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse: dem Rektor am humanistischen Gymn. Eichstätt Franz Xaver Pflügl, dem Rektor am humanistischen Gymn. Münnerstadt Dr. Wilhelm Zipperer, dem Rektor am Alten Gymn. in Würzburg Kaspar Hammer;

der Titel und Rang eines K. Oberstudienrates: dem Rektor am humanistischen Gymn. Neustadt a. H. Jakob Müller, dem Rektor am Alten Gymn. in Regensburg Johann Gerstenecker, Mitglied des Obersten Schulrates;

der Titel und Rang eines K. Studienrates: dem Gymnasialprofessor für Zeichnen am Neuen Gymn. in Regensburg Karl Theodor Pohlig, dem Gymnasialprofessor am humanistischen Gymn. Neustadt a. H. Georg Osthelder, dem Gymnasialprofessor am Ludwigs-Gymn. in München Martin Heid, dem Gymnasialprofessor am humanistischen Gymn. in Kempten Georg Meinel, dem Gymnasialprofessor am Alten Gymn. in Nürnberg Dr. Wilhelm Ebrard, dem Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Luitpold-Gymn. in München Gottlieb Effert, dem Gymnasialprofessor für neuere Sprachen am Theresien-Gymn. in München Friedrieh Borngeſser, dem Gymnasialprofessor für neuere Sprachen am Luitpold-Gymn. in München Dr. Theodor Wohlfahrt;

der Titel und Rang eines Gymnasialprofessors: dem Gymnasiallehrer am Luitpold-Gymn. in München Friedrich Heffner, dem Gymnasiallehrer am humanistischen Gymn. Ingolstadt Franz Kieſsling, dem Gymnasiallehrer am humanistischen Gymn. Rosenheim Ludwig Ettenreich, dem Gymnasiallehrer am humanistischen Gymn. Straubing Georg Roemer, dem Gymnasiallehrer am humanistischen Gymn. Passau Ludwig Waſsner, dem Gymnasiallehrer am Neuen Gymn. in Regensburg Franz Joseph Hartmann, dem Gymnasiallehrer am Neuen Gymn. in Nürnberg Georg Türk, dem Gymnasiallehrer am Progymn. Schwabach Karl Raab, dem Gymnasiallehrer am Progymn. Kitzingen Max Zopf, dem Gymnasiallehrer für Zeichnen am humanistischen Gymn. bei St. Anna in Augsburg Erhard Wittmann;

b) an Realanstalten: der Verdienstorden vom hl. Michael IV. Klasse: dem Rektor der Industrieschule und der Kreisrealschule in Augsburg Wilhelm Neu;

der Titel und Rang eines K. Studienrates: dem Rektor der Realschule Traunstein Wilhelm Schremmel, Mitglied des Obersten Schulrates, dem Rektor der Realschule Neustadt a. H. Theodor Schneider, dem Rektor der Realschule Kempten Adalbert Nicklas, dem Rektor der Luitpold-Kreisrealschule in München Dr. Johann Baptist Krallinger, dem Professor für neuere Sprachen am Realgymn. Würzburg Johannes Jent, dem Professor und Abteilungsvorstand an der Industrieschule Augsburg Heinrich Fried;

den Titel eines K. Professors mit dem Range eines Gymnasialprofessors: dem Reallehrer an der Kreisrealschule Passau Sebastian Renkl, dem Reallehrer an der Kreisrealschule Passau Dr. Emmeran Bayberger, dem Reallehrer an der Luitpold-Kreisrealschule in München Jakob Wagner, dem Reallehrer an der Realschule Ingolstadt Johann Nepomuk Nigg.

Assistenten. Als Assistenten wurden beigegeben a) an humanistischen Anstalten: dem Progymn. Rothenburg o. T. der geprüfte Lehramtskandidat Wilhelm Schwarz aus Memmingen; dem humanistischen Gymn. Eichstätt der geprüfte Lehramtskandidat Friedrich Nüzel aus Kadolzburg und dem Alten Gymn. in Würzburg der geprüfte Lehramtskandidat Adolf Baumann aus Kaiserslautern; der Assistent am humanistischen Gymn. Dillingen, Karl Kiefer (Math.), wurde auf Ansuchen von seiner Stelle enthoben und für denselben dem humanistischen Gymn. Dillingen der geprüfte Lehramtskandidat Adolf Hornung aus Bamberg (Math.) in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben; dem Luitpoltgymn. in München wurde der geprüfte Lehramtskandidat Sebastian Schauerbeck aus Ratzenhofen, B.A. Rottenburg, in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben.

b) an Realanstalten: auf die an der Industrieschule München sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen der Assistent der Kreisrealschule II in Nürnberg, Richard Schiedermair aus Bogen, versetzt; die neuerrichtete Reallehrerstelle für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Realschule Ludwigshafen a. Rh. dem geprüften Lehramtskandidaten und dermaligen Assistenten an dieser Realschule, Eduard Brandmair aus Bayerdilling, und zwar vorerst in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers übertragen; die an der Realschule Ludwigshafen a. Rh. sich erledigende Assistentenstelle für Chemie und Naturbeschreibung dem geprüften Lehramtskandidaten, Dr. Hans Wohlbold aus Nürnberg, und die an der Realschule Zweibrücken sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten, Ludwig

Geyer aus München, zur Zeit Lehrer an der Bärmannschen Realschule Dürkheim a. H., in widerruflicher Weise übertragen; auf die an der Realschule Neumarkt i. O. sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen der Assistent der Kreisrealschule Passau, Dr. Max Maiberger aus Kleinostheim, versetzt; auf die an der Kreisrealschule in Regensburg sich erledigende Assistentenstelle für Chemie und Naturbeschreibung der geprüfte Lehramtskandidat und derzeitige Assistent der Realschule in Ludwigshafen a. R., Hans Loew aus Regensburg, seinem Ansuchen entsprechend, versetzt; ferner auf die an der Realschule Bamberg sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen der Assistent der Realschule Wasserburg, Friedrich Schmitt aus Unterspiesheim; auf die an der Realschule Kulmbach sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen der Assistent der Kreisrealschule Augsburg, Ludwig Deschermeier aus Regensburg, auf die an der Realschule Wunsiedel sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen der Assistent der Kreisrealschule Bayreuth, Nikolaus Frey aus Reichau; auf die an der Realschule in Gunzenhausen sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen der Assistent der Kreisrealschule Kaiserslautern, Hans Betz aus Ansbach, und auf die an der Realschule Lindau sich erledigende Assistentenstelle für neuere Sprachen der Assistent der Kreisrealschule in Würzburg, Julius Schöffler aus Mainbernheim versetzt; dann die neuerrichtete Reallehrerstelle für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen dem geprüften Lehramtskandidaten und dermaligen Assistenten der genannten Anstalt, August Reng aus Straubing und zwar vorerst in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers übertragen; der geprüfte Lehramtskandidat, Ludwig Geyer, z. Z. Lehrer an der Bärmannschen Realschule in Dürkheim a. H., vom Antritte der ihm an der Realschule Zweibrücken übertragenen Assistentenstelle seinem Ansuchen entsprechend enthoben und an dessen Stelle der Realschule Zweibrücken der geprüfte Lehramtskandidat Karl Schwerd aus Hof, z. Z. Lehrer an der Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim, in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Theodor Hager, Gymnasiallehrer am Alten Gymnasium in Bamberg, wurde auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hierdurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; ebenso der zeitlich quieszierte Gymnasiallehrer Paul Trumpp, zuletzt in Windsheim.

b) an Realanstalten: der Professor für Chemie und Naturbeschreibung an der Ludwigs-Kreisrealschule in München, Max Fuchs, wegen zurückgelegtem 70. Lebensjahre unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten ersprießlichen Dienste, der Professor für neuere Sprachen an der Realschule in Nördlingen, Adam Ludwig Münz, wegen zurückgelegtem 70. Lebensjahre und der Professor für neuere Sprachen an der Realschule Speyer Dr. Wilhelm Dreser, wegen körperlichen Leidens und hierdurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit, beide unter Anerkennung ihrer langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten Dienste, endlich der im zeitlichen Ruhestand befindliche Reallehrer für Realien der Luitpold-Kreisrealschule in München Roderich Lautenhammer wegen fortdauernden körperlichen Leidens und hierdurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit unter Anerkennung seiner mit Treue und Eifer geleisteten Dienste, sämtliche auf Ansuchen in den dauernden Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Albert Schedler, Gymnasialprofessor a. D. (kath. Rel.), früher am Wilhelmsgymn. in München; Dr. Jakob Haas, Gymnasialprofessor am Luitpoldgymn. in München; Heinrich Gebhardt, Studienrektor a. D. in München (zuletzt in Burghausen); Oswald Hitzler, Studienlehrer in Lindau i. B.; Franz Weickmann, Gymnasial-Assistent (Math.) in Dürkheim.

b) an Realanstalten: Joseph Wollinger, Realschulrektor a. D., zuletzt in Freising; Dr. Karl Bender, zeitlich pensionierter Rektor der Realschule Speyer; Peter Handel, Gymnasialprofessor (Math.) am Realgymn. in Würzburg.

Einbanddecken zu unseren Gymnasialblättern.

Die Lindauersche Buchhandlung ersucht uns auch heuer wieder an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen, dafs sie für den zum Abschlufs gelangten Jahrgang 1904 unserer Blätter solide und elegante Einbanddecken, dunkelgrün mit Schwarzpressung, hat herstellen lassen, welche sie zum Preise von 60 Pf. liefert. Auch wird das Einbinden des Jahrganges übernommen. (Preis 1 M. für den Band ohne die Decke.) Bestellungen sind an die Lindauersche Buchhandlung (Schöpping) München, Kaufingerstr. 29 entweder direkt oder durch Vermittlung einer Buchhandlung zu richten. (Die Red.)

Neu erschienene, der Redaktion zugegangene Bücher.

Vorbemerkung: Die grofse Zahl der uns zugehenden neuen literarischen Erscheinungen aus den verschiedensten Gebieten steht nicht im Verhältnis zu dem uns für die Besprechungen zur Verfügung stehenden Raume in unseren Blättern; selbst wenn zahlreiche kürzere Besprechungen in der Abteilung III: „Literarische Notizen" untergebracht werden, ist es nicht möglich, jedes einzelne Buch zu besprechen, zumal es sich oft um Grammatiken, Lesebücher, Übungsbücher, literargeschichtliche und geschichtliche Leitfäden, Aufgabensammlungen etc. handelt, die für eine Einführung in bayerischen Schulen überhaupt nicht in Betracht kommen, oder auch um Neuauflagen von Werken, die früher in unseren Blättern besprochen worden sind und unerhebliche Veränderungen aufweisen. Daher wird fortan jedem Hefte ein alphabetisches Verzeichnis der inzwischen neu eingesandten Bücher zum Teil mit ganz kurzen Bemerkungen beigegeben, soweit solche Bücher nicht einem der Herren Mitarbeiter bereits zur Besprechung übergeben wurden. Besprechung der hier verzeichneten Erscheinungen bleibt vorbehalten, auf Rücksendung der nicht besprochenen Bücher, soweit sie uns unverlangt zugesandt worden sind, können wir uns nicht einlassen. Die Redaktion.

Apulei Psyche et Cupido. Recensuit et emendavit Otto Jahn. Editio quinta. Lipsiae, formis et impensis Breitkopfii et Haertelii, 1905. 1.50 M.

Die reizende, von der Verlagshandlung auf das geschmackvollste ausgestattete Ausgabe des Märchens von Amor und Psyche erscheint hier zum 5. Male, besorgt von Adolf Michaelis, der seit Jahns Tod die neuen Auflagen herausgegeben hat. Seine Vorrede und das Literaturverzeichnis am Schlusse der Einleitung zeigt, dafs er nicht blofs neues handschriftliches Material verwertet, sondern auch die neuere Literatur gewissenhaft benützt hat. Das reizende Büchlein ist jedem Philologen dringend zu empfehlen.

Biese, Prof. Dr. Alfred, Kgl. Gymnasialdirektor in Neuwied a. Rh., Römische Elegiker (Catull, Tibull, Properz, Ovid) in Auswahl für den Schulgebrauch. 2. vermehrte und verbesserte Auflage, geb. 1.20 M. = 1 K 50 h. Leipzig-Wien, G. Freytag und F. Tempsky, 1905.

Brugier, Gustav, Geschichte der Deutschen Literatur. Nebst kurzgefafster Poetik. Für Schule und Selbstbelehrung. Mit einem Titelbild, vielen Proben und einem Glossar. Elfte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1904. XXIX und 818 S. Preis 6.50 M., geb. 9 M.

Burger, Frz. Xav., Minucius Felix und Seneca, brosch. 1.50 M. München 1904, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Edward Bull Clapp, Hiatus in Greek Melic Poetry. (University of California Publications: Classical Philology. vol. I, No. I, p. 1—34. California Berkeley, Published by the University.

Dante Alighieris Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Fünfter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande, mit 3 Bildnissen, einem Plan von Florenz, drei Karten und vier Grundrissen auf Doppeltafeln. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1904. XXXV und 1019 S. Vornehm geb. 6 M.

Dorenwell, K., Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten sowie an Mittel- und Bürgerschulen. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. In drei Teilen: Erster Teil. Fünfte, verbesserte Auflage. Preis geh. 3.50 M., geb. 4 M, Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. XV und 337 S.

Ein Anlafs zu gröfseren Änderungen an der vierten Auflage lag nicht vor.

Draheim, H., Schillers Seelenlehre. Aus seinen philosophischen Schriften zusammengestellt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 34 S. Preis 60 Pfg.

Gille, Dr. A., Direktor der Realschule zu Ems, Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung. 148 S. Preis 2 M., geb. 2.50 M. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1904.

Goethe, Goetz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. August Sauer, k. k. o. ö. Universitätsprofessor. 2. verbesserte Auflage. Mit einem Kärtchen. Preis geb. 75 Pfg. = 90 h. Wien-Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag. 22 Seiten Einleitung, 108 S. Text und 42 S. Anmerkungen.

Greif, Martin, General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Zweite, verbesserte Auflage (3. Tausend). Schulausgabe. Preis 75 Pfg. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1904.

Harnack, Adolf, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 29. November 1904. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. 22 S. Preis 50 Pfg.

Hesselmeyer, Prof. Dr. E., am Gymnasium in Tübingen, Landexamensaufgaben aus dem sprachlichen Gebiete. Zweite, veränderte Auflage, enthaltend ausgewählte ältere lateinische Prüfungsaufgaben, sowie die Themen der Jahre 1894 bis 1904. Nebst einem Anhang mit den wichtigsten Bestimmungen über das Landexamen. Stuttgart 1904, Druck und Verlag von W. Kohlhammer.

Homers Ilias und Odyssee, in verkürzter Form nach Joh. Heinr. Vofs bearbeitet von Dr. Edmund Weifsenborn, Professor am Gymnasium zu Mühlhausen in Th. Zweites Bändchen: Odyssee. Mit Titelbild. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1904, Druck und Verlag von B. G. Teubner; geh. 1.40 M.

Horaz. Eine Auswahl für den Schulgebrauch von Dr. K. P. Schulze, Professor am Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin. 2. Teil, Anmerkungen. Mit zwei Tafeln. Zweite, erweiterte Auflage. 206 S. Preis geb. 1.80 M. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung.

Junge, Prof. Dr. Friedrich, vormals Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums in Berlin, Geschichtsrepetitionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Vierte, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Rudolf Lange, Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Berlin 1904, Verlag von Franz Vahlen. 133 S. Preis 1.40 M.

Im wesentlichen unverändert, nur bei der orientalischen Geschichte und für die Ereignisse seit 1888, so weit sie die deutsche Geschichte betreffen, Änderungen und Nachträge.

Kerp, Heinr., Lehrer am Gymnasium und Lehrer der Erdkunde am Comenius-Seminar in Bonn a. Rh., Führer beim Unterrichte in der Heimatkunde. Nach begründender Methode und mit vorwiegender Betrachtung des Kulturbildes der Heimat. Breslau 1904, Ferdinand Hirt. Preis 2.25 M. 168 S.

Knauth, Prof., Dr. Hermann, weiland Oberlehrer an der Latina zu Halle, Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten. Fünfte Auflage. 1. Teil: Deutscher Text; 2. Teil: Lateinische Übersetzung. Preis beider Teile geb. 1.50 M. Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag, 1905.

Besprechung der 1. Auflage siehe Bd. 33 (1897) S. 56 unserer Blätter; die späteren Auflagen sind ein Abdruck der vorhergehenden.

Krumbach, Dr. Karl Julius, Sammlung deutscher Aufsäze für die unteren Klassen höherer Lehranstalten sowie für Volks- und Bürgerschulen. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Heinrich Spindler I. Bändchen: Erzählungen. 168 S. geb. 2 M. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Lentz, Dr. Ernst, Prof. am Gymn. zu Danzig, Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten, im Auftrag des Vereins für Schulreform erläutert. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Eigentum des Vereins für Schulreform Berlin, Otto Salle, 1904. 75 S. 1 M.

T. Livi, a urbe condita libri ed. Antonius Zingerle. Pars VII. fasc IV. Liber XXXXIV. Editio maior. Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag, 1904. Preis geh. 1.50 M. = 1 K 80 h. VIII und 68 S.

Meifsner, Oberst z. D. Wie lerne ich eine Karte lesen? und wie orientiere ich mich nach derselben im Gelände? Erläutert durch Beispiele an der Hand der Generalstabskarte für das Deutsche Reich. Zweite, unveränderte Auflage. Preis 1 M. Verlag von C. Heinrich in Dresden und Leipzig.

Paulsen, Friedrich, Prof. an der Universität Berlin. Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur.

Vortrag gehalten am Gründungstage der Vereinigung der akademisch gebildeten Lehrer Deutschlands zu Darmstadt, 9. April 1904 (etwas erweitert).

Preuss, Sigmund, Index Isocrateus. MCMIV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 112 S.

Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1904:

Erster Band: Höfer, Konrad, Die Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665—67 und ihre Dichter. Eine literarhistorische Studie.

Zweiter Band: Schulze Friedrich, Die Gräfin Dolores. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik.

Dritter Band: Reclam Ernst, Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke.

Die Sammlung ist zur Wohlfahrt der Studenten des Deutschen Seminars in Leipzig begründet: sie wird nur Erstlingsarbeiten bringen.

Przygode, Dir. Dr. A. und Engelmann, Dr. Oberlehrer, Griechischer Anfangsunterricht. I. Teil (Untertertia). geb. in Ganzleinen 2.40 M., Berlin W. F. A. Herbig.

Rhenius, Dr., Direktor der Landwirtsschule mit Gymnasialklassen zu Samter (Posen), Wo bleibt die Schulreform? Ein Weckruf an das Volk der Denker. Gewidmet der deutschen Jugend und ihrem Kaiser. Preis 2.50 M. 156 S Leipzig, Felix Dietrich, 1904.

Sittenberger, H., Grillparzer. Sein Leben und Wirken. Band 46 der Biographien-Sammlung Geisteshelden. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1904. 229 S. Preis 2.40 M., geb. 3.20 M.

Stelling, H., Aus Bismarcks Familienbriefen. Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert. Stuttgart und Berlin 1905, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

8 S. Einführung, 126 S. Text, 18 S. Anmerkungen. Eingeteilt nach den Perioden: Der Landedelmann (1815—1851), Der Gesandte (1851 bis 1862), Der Minister (1862—1890), In Frankreich (1870—1871) und Der Reichskanzler (1871 bis 1890); aus der ersten Periode 20 Briefe an Vater, Schwester, Braut und Gattin, aus der zweiten 21 Briefe an Gattin, Schwester, Frau v. Puttkamer und Herrn von Arnim, aus der dritten Periode 6 Briefe an Gattin und Schwester, aus der vierten Periode 7 Briefe an die Gattin und aus der fünften Periode 4 Briefe an den Bruder und die Gattin. Das Ganze ist eine geschickte Auswahl aus den verschiedenen, Bismarcks Briefwechsel umfassenden Bänden des Cottaschen Verlags.

Strzemcha, Paul, Direktor der deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch an österreichischen Schulen. Siebente Auflage IV u. 221 S. Preis in Leinw. geb. 2.10 M. Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1904.

Stutzer, Emil, Direktor des Gymn. in Görlitz, Goethe und Bismarck als Leitsterne für die Jugend in sieben Gymnasialreden. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. 95 S. 1.60 M.

P. Cornelius Tacitus, erklärt von Karl Nipperdey. Erster Band. Ab Excessu divi Augusti l. I—VI. Zehnte, verbesserte Auflage, besorgt von Georg Andresen. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung 443 S. Preis 3 M. —

Die Einleitung bringt mannigfache Umgestaltungen und Ergänzungen, namentlich über das Verhältnis zwischen Tacitus und Plutarch, und über des Tacitus Quellenforschungen. Der Text ist an ca. 25 Stellen geändert, im Kommentar sind nach der Prosopographia Imp. R. einzelne Berichtigungen vorgenommen und aufserdem zahlreiche Nachweise hinzugefügt worden, die teilweise John, Heraeus und Wolff verdankt werden.

Universitätskalender, der deutsche, begründet von Prof. Dr. Ascherson, nach des Verfassers Tode mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Zieler. 1. Bd.: Die reichsdeutschen Universitäten 1.50 M. Verlag von K. G. Th. Scheffer in Leipzig. 66. Ausgabe, Winter-Semester 1904/5.

Utescher, Rechenaufgaben für höhere Schulen. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Heft 1: Lehrstoff der Sexta. 3. durchgesehene und erweiterte Auflage. Heft 2: Lehrstoff der Quinta. 3. durchgesehene und erweiterte Auflage. Preis à 40 Pfg. Breslau 1904, Ferdinand Hirt.

Vergils Gedichte, Erklärt von Th. Ladewig und C. Schaper. Drittes Bändchen, Buch VII—XII der Äneïs. Mit einer Karte von H. Kiepert. 9. Auflage, bearbeitet von Karl Deuticke. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. Preis 2.70 M. 308 S.

Der neuen Auflage sind insbesondere die Ergebnisse der beiden Bücher von R. Heinze, Virgils epische Technik und Eduard Norden, Wissenschaftlicher Kommentar zum VI. Buch zugute gekommen, daneben aber noch zahlreiche kleinere Schriften. Der Text ist nur an wenigen Stellen geändert.

Werner, R. M., Hebbel. Sein Leben und Wirken. Band 47—48 der Biographien-Sammlung Geisteshelden. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1905. 383 S.

Abschliefsende Lebensbeschreibung des Dichters von dem Literarhistoriker Prof. Richard Maria Werner, dem wir die neue mustergültige Ausgabe der Werke Hebbels in 12 Bänden verdanken. Ein vortreffliches Buch, allen Freunden der Literatur dringend zu empfehlen!

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Eugen Brand in München (Steinsdorffstr. 3/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Fr. Ackermann, Weinheim.
1 C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.
1 Haude & Spener, Berlin.
1 C. Meyer (Carl Prior), Hannover.
1 J. Neumann, Neudamm.
1 Wilhelm Rudolph, Giefsen.
1 Bernhard Teichmann, Erfurt.
1 Velhagen & Klasing, Bielefeld.
2 Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDVIERZIGSTER BAND.

III. & IV. HEFT.

MÄRZ-APRIL.

(AUSGEGEBEN AM 5. APRIL 1905.)

MÜNCHEN, 1905.

J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.

(SCHÖPPING.)

KAUFINGERSTRASSE 29.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des III. & IV. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

M. Opitz und die Antike.

Unter den Auspizien Katharinas von Medici hatte sich „Jungfrankreich" — die sog. Plejade — um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit dem ausgesprochenen Zwecke zusammengetan, durch Verschwisterung der antiken mit der heimischen Literatur die nationale Sprache und Dichtung zu läutern, zu heben und so schliefslich zur ebenbürtigen Rivalin der Antike zu vervollkommnen. . . . . 25 Jahre hatte Ronsard, das unbestrittene Hauptgestirn der Plejade, eine Herrscherstellung sondergleichen im Reiche der Poesie eingenommen; dann verblafste sein Glanz in Frankreich, um aufs neue in der alten Pracht in Deutschland aufzustrahlen . . .

Von Heidelberg, der alten Stätte des Humanismus,[1]) ging die deutsche Renaissance aus. Dort sammelte sich um die Wende des 16. Jahrhunderts um den vielgereisten und vielgewandten Paulus Melissus († 1632) (Schede) ein Kreis von jungen Stürmern in dem „heifsen Bemüh'n, der deutschen Muse und Poeterey Kleinod von Griechen und Römern zu gewinnen". Dorthin war 1619 der 24jährige Opitz gezogen. Hier im Umgang mit französisch sprechenden und gebildeten Freunden und Gönnern ward er in die Renaissance der Romanen eingeführt. Mit ganzer Seele bekennt er sich zu den Theorien Ronsards und seiner Schule; drum fährt er mit zornigen Worten gegen den poetischen Zuchtmeister und Verkleinerer Ronsards, Malherbe, los (II, 29):[2])

„Hier seh' ich's zu Parifs, da Ronsard nicht Poete
Mehr heisset wie vorhin, das Bellay betteln geht,
Das Bartas unklar ist, da Marot nicht versteht
Was recht Frantzösisch sey, das Jodel, da Baif
Nicht also reine sind wie jetzt der newe Grieff
Und Hofemuster wil." —

Wie dort Du Bellay in seiner feurigen Chamade, La deffence et illustration de la langue francoyse' (1549) zunächst den unverständigen Hochmut derer tadelt, die in ihrer blinden Vorliebe für Latein und Griechisch das Französische als barbarisch mifsachten, so klagt Opitz (II, 44):

---

[1]) Vgl. Hartfelder K.: Deutsche Übersetzungen klass. Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis (Pr. Heidelberg 1884).

[2]) Ich zitiere nach der Gesamtausgabe von Amsterdam 1645/46, einem Nachdruck von F, der Ausgabe letzter Hand von Opitz. Für die dort fehlenden Stücke der ersten Ausgabe von 1624 ist Witkowskis Neudruck (Nr. 189/92) (Halle 1902) mit herangezogen.

„Wir redten gut Latein,
Und wolte keiner nicht für Teutsch gescholten seyn".

Allerdings meint auch Bellay: Nos ancêtres ont laissé la langue si pauvre et si nue qu'elle a besoin des plumes et des ornaments d'autrui. Ebenso klagt Opitz (II, 43):

„Die Teutsche Poesie war gantz und gar verlohren,
Wir wusten selber kaum von wannen wir gebohren;
Die Sprache für der vor viel Feind' erschrocken sind
Vergassen wir mit Fleifs und schlugen sie in Wind." —

Drum, meint Du Bellay, il faut immiter, devorer les ancients et après les avoir bien digérés, les convertir en sang et en nourriture; dazu genügt aber die natürliche Begabung allein nicht, dazu bedarf es unausgesetzten, angestrengtesten Studiums der Alten, insbesondere der Römer. „Non qu'il faille", sagt Ronsard (Abrege de l'art poetique VI p. 453 (Marty-Laveaux), „ignorer les langues estrangeres, je te conseille de les sçavoir perfaictement, et d'elles comme d'un vieil tresor trouvé soubs terre enrichir ta propre nation". Enthusiastisch predigt auch Opitz die gleichen Grundsätze in Worten, die fast an die bekannte Parabase Platens gemahnen (II, 28):

„Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharff und geistig ist, nicht auff die Alten ziehlt,
Nicht ihre Schrifften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst und schawt, dafs jhm kaum einer
Von jhnen aussen bleibt, wer die gemeine bahn
Nicht zu verlassen weifs, ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet . . ." (Vgl. dazu Poeterey, Neudruck Nr. 1 (Halle 1876 S. 19 und 32.)

Und wie Du Bellay in schwungvoller Rhetorik das junge Frankreich auffordert: „Les Romains immitaient les meilleurs auteurs grecs, se transformant en eux, les dévorant et après les avoir dévorés, les convertissant en sang et en nourriture . . . là doncques, Françoys, . . . pillez-moi sans conscience les sacrés trésors!" so rät auch Opitz (im 6. Kap. der Poetik), man solle „wie die Römer mit den Griechen und die neuen Skribenten mit den Alten verfahren" und „gantze Plätze aus andern entlehnen", „sonderlich . . . die Epitheta . . von den Griechen und Lateinischen abstehlen". Auf diese Weise hofft der poetische Lykurg die deutsche Renaissance zur gleichen Höhe zu führen, auf der die Fremden schon einen ragenden Hochsitz einnehmen (II, 86):

„Du güldne Leyer, meine Zier,
Und Frewde, die Apollo mir
Gegeben hat von Hand zu Hand,
Zwar erstlich, dafs mein Vatterland
Den Völckern gleiche möge werden
Die jhre Sprachen dieser Zeit
Durch schöne Verse weit und breit
Berühmbt gemacht auf aller Erden:
(Italien, ich meyne dich,

Und Franckreich, dem auch Thebe sich
Wie hoch sie fleuget, kaum mag gleichen,
Dem Flaccus willig ist zu weichen)." . . . .

Mit unermüdlichem Eifer durchstöbert Opitz die Schriften der Antike. Von Jugend auf[1]) ist seine höchste Lust „Die Bücher aller Alten, | So durch des Himmels Gunst bisher sind vorbehalten" zu durchforschen. Er versteht Griechisch, Lateinisch, Französisch, Italienisch; doch klagt er bezüglich des letzteren einmal darüber, „dafs er der Sprache noch nicht besser kündig" sei. Der Philologe zeigt sich in den gelehrten Anmerkungen zu Jonas von Grotius, zum Lobgesang auf die Geburt Christi, zum Vesuvius, zu Catos Distichen, in der Einleitung zum Lob des Krieges-Gottes; der begeisterte Freund des Altertums verrät sich in seiner Sehnsucht all die Stätten Griechenlands zu schauen, wo Demosthenes „gedonnert und geblitzt", Aristophanes „so meisterlich gespitzt", Sokrates und Plato, Aristoteles und „Eschylus" gewirkt (III, 45 f., I, 143). Aber das Fieber zwang ihn zur verhafsten Umkehr — Da ist es wahrlich kein Wunder, dafs er, dem das Lesen der Alten „seine höchste Freude und Lust auf der Welt" ist, „die Zeit, welche viel durch Fressereyen, Bartspiel, unnütze Geschwäze . . . hinbringen, mit Anmutigkeit des Studierens . . . verbraucht". Der eifrige Jünger der Antike übersetzt Sophokles' Antigone, Senecas Trojanerinnen, Catos Disticha als erster ins Deutsche, ebenso eine grofse Anzahl alter und neuer Epigramme (II, 300—336) u. a.

Aber auch in den eigenen Poesien verwertet er die Schätze des Altertums aufs reichlichste. Von den Griechen holt er manches aus Homer, Plato, Plutarch, Stobäus, viel mehr aus lateinischen Poeten und Prosaikern wie Catull, Claudian, Horaz, Juvenal, Lucan, Lucrez, Martial, Ovid, Properz, Seneca, Sil. Ital., Statius, Tibull und Vergil, ferner Cicero und Plinius. Die allermeisten Anleihen aber entnimmt er aus Seneca[2]) und Horaz. Über diese literarische Mosaikarbeit dachte die Renaissancezeit nicht so wie wir. Sie eignete sich auch hierin das Urteil der klassischen Antike an: Vergil, Horaz u. a. nahmen ohne Bedenken griechische Vorbilder herüber, ja rühmten sich dessen. Ebenso die italienischen, französischen und niederländischen Renaissancepoeten. „Von dem poetischen Standpunkt ausgehend, dafs es sich um die Bereicherung der nationalen Literatur handle, fragten sie nicht nach der Originalität der Erfindung, sondern nach dem Glanze der Form."[3]) „Ce qui est volerie chez les modernes est étude chez les anciens," sagt Madel. de Scudery[4]) geistvoll und „Nous n'étudions que pour apprendre et

[1]) Heuwes, Beiträge zur Würdigung der Opitzschen Übersetzung der Sophokleischen Antigone (Progr. Warendorf 1890) fafst S. 8 f. die Notizen über Opitz' Studiengang zusammen.

[2]) Das Verhältnis des Opitz zu Seneca behandelt ein Aufsatz von mir, der demnächst in den Neuen Jahrb. f. kl. Alt. erscheint.

[3]) Morf, Geschichte der neueren frz. Lit. (Strafsb. 1898) I, 178.

[4]) Einleitung zu Alarich.

nous n'apprenons que pour faire voir que nous avons étudié. So nimmt der alte Afranius ebenso unbedenklich das Gute, wo er es findet, wie unsere höfischen Epiker, wie Molière, Shakespeare, Wieland, Goethe. .. Es verrät pathologische Zustände, wie der Hamburger Gelehrte Albrecht[1]) nach Art der Plagiatwitterer des 17. Jahrh.[2]) einem Schriftsteller einzelne „Diebstähle" nachweisen zu wollen; aber es ist literarhistorisch wertvoll die Arbeiten besonders solcher Autoren, die vorbildlich für ganze Generationen wurden, genauer zu analysieren. . . .

Wie kommt es nun, dafs gerade Horaz unseren Opitz ausnehmend beeinflufst? Auf den Universitäten hatte man — Heidelberg ist eine rühmliche Ausnahme; dort hielt schon 1456 Peter Luder die erste Vorlesung über Horaz; dort hatte auch Werner von Themar die ersten deutschen Übersetzungen horaz. Gedichte gefertigt (vgl. Hartfelder a. a. O. S. 30 ff.) — den Venusiner zu lesen ganz vernachlässigt.[3]) Aber im 16. Jahrh. trat an die Stelle des Prudentius wiederum Horaz; das ersehen wir aus der Brandenburger Schulordnung von 1564, der kursächsischen von 1580 u. a. Chrestomathien sorgten für die Popularisierung horazischer Gedanken.[4]) Aber wenn auch nunmehr Horaz in den Humanistenschulen heimisch wurde, das Verdienst, ihn in die moderne Literatur eingeführt zu haben, gebührt zunächst der „Plejade". Pelletier hatte die jungen Geister darauf hingewiesen; Ronsard[5]) und Du Bellay[6]) verweben horazische Gedanken und Wendungen so fein in ihre Dichtungen, dafs der Nichtkenner der horazischen Muse des Einschlags nicht gewahr wird. Wie dereinst des Venusiners Oden, sang man auch Ronsards Verse zu den Weisen Goudimels u. a. allenthalben.[7]) Und während die erste Übersetzung der Satiren und Episteln in Frankreich 1549, Italien 1559, England 1567, der Oden und Epoden 1579 bzw. 1595 und 1625 erschien, gab es, als Opitz die Dichterlaufbahn betrat (1618), in deutschen Landen noch keine deutsche Version des Horaz! Zwar hatte Fischart gelegentlich die 2. Epode paraphrasiert, Weckherlin c. I 1, 2, c. II 14 und III 9 auf „seine Weifs" umgedichtet[8]): — aber erst Opitz hat nach dem Vorgang der Franzosen Horaz in sich aufgesaugt, horazische Wendungen und Gedanken seinen Poesien ein-

---

[1]) Albrecht C. M. Paul, Lessings Plagiate (Hamb. 1890/91) unvollständig.

[2]) Thomasius J., De Plagio litterario (Leipz. 1763); Fabricius J. A., Centuria plagiariorum (Leipz. 1689); Ameloeven J. Th., Syllabum Plagiariorum (Amsterd. 1686): Crenius Th., De furibus librariis (Leyden 1704).

[3]) Vgl. die Lektionsverzeichnisse von Prag (1360), Oxford (1449), Ingolstadt (1492), Wien (1389), die C. Raumer, Gesch. d. Pädagogik (IV, 274 f.) abdruckt.

[4]) Badius, Silvae morales (1492); Apologi Horatiani (1598).

[5]) Vgl. meine Studie: Ronsard und der Lyriker Horaz (Zeitschr. für frz. Spr. und Lit. 1903 S. 70 ff.).

[6]) Vgl. meine Studie: Du Bellay und Horaz (Archiv für d. Stud. der neueren Spr. 1904 S. 221 ff.).

[7]) J. Tiersot: Ronsard et la musique de son temps. (Sammelb. der internation. Musikgesellsch. IV 1 p. 70 ss.).

[8]) Gedichte, hrsg. von H. Fischer (Bibl. des lit. Vereins Stuttg. 99 und 100, Tübing. 1894): II, 262 ff.; I, 5 ff.; I, 498 ff.; I, 23.

verleibt, den antiken Geist mit dem modernen Deutschtum des 17. Jahrh. zu vermählen versucht; freilich blieb das Können oft hinter dem Wollen zurück und nur zu deutlich sind häufig die Spuren der Naht ersichtlich. . . .

Während nun die „Poeterey" eine vollständige Quellenanalyse und -vergleichung erfuhr, ist die Quellenforschung zu den übrigen Werken des Schlesiers noch keineswegs erledigt. Für das Verhältnis von Opitz und Horaz liefern dankenswerte, wenn auch keineswegs erschöpfende Beiträge Triller[1]), Lehnerdt[2]) und Witkowski.[3])

Nur zwei Gedichte des Horaz hat Opitz übersetzt bzw. nach dem Geschmack der Zeit paraphrasiert, nämlich c. III 30 (= II S. 54) und die 2. Epode (= I, 156 ff. und Zlatna I, 140 ff., V. 357—408). Ein Vergleich zwischen Fischarts und Opitz' Paraphrasierung der Epode fällt aber entschieden zugunsten Fischarts aus.[4]) — „Vielgut", „Zlatna oder von Ruhe des Gemütes", „Das Trostgedicht in Widerwertigkeit des Kriegs" sind ganz im Geiste des Horaz geschrieben. Aber es mochte wahrhaftig dem ehrgeizigen Schlesier nicht leicht werden, sich ganz in die Rolle des selbstzufriedenen Römers hineinzuleben! Dort ein Dichter, von einem kunstbegeisterten Mäcenas gehegt, von dem Kaiser geachtet, in einem Kreise hochgebildeter Männer, in der Hauptstadt des Römerreiches lebend, in dem sich nach langen Stürmen und Wirren im Schatten des Friedens Kunst und Wissenschaft zur herrlichsten Blüte entfaltete —; hier Opitz, von einer Gönnerhand zur andern wandernd, der um eines Mäcenas willen, des Protestantenverfolgers Dohna, seine Gesinnung preisgab, der unter den Wehen der Religionskämpfe und des 30jährigen Krieges Kunst und Wissenschaft verachtet, die deutsche Sprache verwildert, das Vaterland verwüstet, das Nationalitätsbewufstsein verloren sehen mufste! Freilich war auch Opitz kein Horaz der Sinnesart nach. Während jener mit Ängstlichkeit seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit hütete, notwendige Huldigungen mit dem urbansten Takte darzubringen verstand, hat Opitz den deutschen Dichtern des 17. und 18. Jahrh. durch seine Liebedienerei, Gier nach äufserlichen Ehren und nackte Schmeichelei ein Beispiel schlimmster Art gegeben. Man mag entschuldigend nur das eine bedenken, dafs der deutsche Poet vom fürstlichen Wappendichter des 14. und 15. zum Pritschmeister des 16. und zum Hofdichter des 17. Jahrh. herabgesunken war. — Den kulturgesättigten, nüchternen Menschenbeobachter Horaz machte

[1]) Opitz, Teutsche Getichte, hrsg. von Dr. Triller (Frankf. 1746 f.).

[2]) Die Deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrh. in ihren Beziehungen zu Horaz (Progr. Königsberg 1882) S. 2 ff.

[3]) M. Opitz, Teutsche Poemata (Neudr. deutscher Lit. Nr. 189—192, Halle 1902, p. XIX—XLII), wobei die Ergebnisse aus Barths, Weinholds, Strehlkes, Muths u. Beckherrns Studien gesammelt sind.

[4]) Opitz scheint auch Fischarts Übertragung gekannt zu haben. So sagt Fischart: „Erschrickt nicht vor den Heerposaunen | Noch den tonnernden Feldkartaunen" und Opitz: „Erwacht nicht durch den Schall der starken Heerposaunen, | Erschrickt nicht von dem Blitz und Donner der Kartaunen."

das Leben zum prunkverachtenden, mafsvollen Philosophen, der aus dem Lärm und Getriebe der Grofsstadt sich hinausflüchtet in die Ruhe der leidenschaftslosen Natur; das Elend der Zeit, die Mifsachtung der Kunst, die Lektüre des Seneca lehrten den Schlesier aus der Not eine Tugend machen und horazische Lebensweisheit predigen.

Wie Horaz sein Tibur, Ronsard sein Vendômois, so preist Opitz seine neue Heimat Zlatna in Siebenbürgen (I 131):

„Doch lachet sonderlich vor andern Örtern allen
Mich ewer Zlatna an, und pflegt mir zu gefallen,“ [1])

noch mehr aber, als er aus „Siebenbürgen sich zuruck anheim begab“, seinen geliebten Boberstrand (II S. 46):

„Bey dir verhoff' ich nun den Rest von meinem Leben,
Das Reisen beygelegt, in Frieden auffzugeben:
Der Jugend Wanckelmuth, viel Sorgen, Müh' und pein
Ist bifs anher genung; hier soll das Ende seyn.“ [2])

Wie sind doch die meisten Menschen sich selbst der ärgste Feind durch ihre unstillbare Unzufriedenheit! (I, 127):

„So wollen sie <auch> nimmer eines | und begehren aufs Eckel defs gegenwärtigen allzeit ein zukünfftiges; welches sie nachmals mit gleicher Unbeständigkeit wiederumb verwerffen . . . . Einer sehnet sich nach Hofe . . . ein anderer stecket sich in ein veraächtlich Emptlein . . .“, [3]) ähnlich wie Goethe (Wilhelm Meisters Lehrj. I, 14) meint: „Wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet! Er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls heraussehnt!“

Wieviele suchen Zerstreuung, ein Mittel gegen die innere Langeweile, gegen die nagenden Sorgen im Reisen! Aber

„wie die meysten thun, so wandern uber Meer
Und bringen vor Verstand frembd' Art von Lastern her,
Ertappen newe Tracht an statt der wahren Güter
Verändern nur die Lufft, behalten die Gemüter.“ [4])

Der Dichter, den das Schicksal in vielen Ländern und Meeren herumgetrieben, beneidet den sefshaften Landmann [5]) (II S. 194):

„Wol dem, der sein Feld kan bawen,
Lieben Schäffer, gleich wie jhr,
Darff sein Leben nicht mit mir
Nur dem blofsen Winde trawen,
Ihr habt ewer Vattergut,
Ich mufs auf die wüste Flut.“ —

Zurück zur Einfachheit der Natur! Nur das Leben des Genüg-

---

[1]) c. II 6, 13 f.: ille terrarum mihi praeter omnes | Angulus ridet . . .

[2]) c. II 6, 5 ff.: Tibur . . . | sit meae sedes utinam senectae, | sit domus lasso maris et viarum . . . .

[3]) s. I 1, 1 ff.; vgl. c. I 1, 3 ff. Den horazischen Gedanken paraphrasiert Weckherlin (II S. 262 f.), Simon Dach (1658) (S. 60 Str. 5 ff.); Du Bellay (I p. 20 [Marty-Laveaux], Ronsard (odes 3, 18) u. a.

[4]) ep. I 11, 27: caelum, non animum, mutant qui trans mare currunt.

[5]) epod. 2, 1 ff.: beatus ille, qui procul negotiis . . . paterna bobus exercet suis . . . neque horret iratum mare.

samen. Wunschlosen, Bescheidenen ist ein paradiesisches. Und so übersetzt Opitz die aurea mediocritas des Horaz in die Schäferdichtung des 17. Jahrh. (II, 197):

„Wol dem der weit von hohen Dingen
Den Fufs stellt auff der Einfalt Bahn!
Wer seinen Muth zu hoch wil schwingen,
Der stöst gar leichtlich oben an.
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.

Ein hohes Schlofs wird von den Schlägen
Des starken Donners mehr berührt:
Wer weit will fellt offt aufs den Wegen,
Und wird durch seinen Stoltz verführt,
Ein jeder lobe seinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn." [1])

Lehrt uns nicht jeder Tag die Wahrheit jenes Bibelwortes (Sam. I 2, 7): „Der Herr machet arm und machet reich, er erniedriget und erhöhet" (vgl. Luc. 1, 52) oder im Sinne des Horaz (III, 281):

(Das Glück) „steht auf einem Rade:
Was newlich oben war, erfüllt mit Gunst u. Gnade,
Das ist jetzt unten an, u. was vor unten war,
Das steht jetzt oben auff, ist ausser der Gefahr". [2])

Nicht im äufseren Schein beruht das wahre Glück, sondern im eigenen Innern (I, 106 f.):

„Nicht den der viel besitzt, den soll man selig nennen,
Der was Gott jhm schenkt recht mit Vernunft erkennen
Und Armut tragen kan, u. fürchtet Schand und Spott
Die er jhm selber macht noch ärger als den Todt." [3])

Der sokratische Weise und unerschütterlich Gerechte, bei Opitz zum standhaften Christenmenschen geworden, bangt deshalb auch nicht vor der Tyrannei der Fürsten oder Bürger, ein horazischer Gedanke, der in verschiedenen Variationen im Laufe der Zeiten immer und immer wieder auftaucht. [4]) Opitz singt also (II S. 128 f.):

„Ein Geist, der Christen Sinnen
In steiffem Hertzen hat,
Lefst sich kein Ding gewinnen,
Bleibt stehts auff einer statt,
Bey jhm ist nie zu spüren

---

[1]) c. II, 5 ff.: auream quisquis mediocritatem | diligit tutus caret obsoleti | sordibus tecti, caret invidenda sobrius aula: | saepius ventis agitatur ingens | pinus et celsae graviore casu | decidunt turres feriuntque summos fulgura montis.

[2]) c. I 34, 12 ff.: valet ima summis | mutare et insigne attenuat deus, | obscura promens . . . .

[3]) c. IV 9, 45 ff.: non possidentem multa vocaveris | recte beatum; rectius occupat | nomen beati, qui deorum | muneribus sapienter uti | duramque callet pauperiem pati | peiusque leto flagitium timet.

[4]) Vgl. meine Studie: Horaz. Motive in der Flucht der Zeiten (Studien z. vgl. Literaturgeschichte 1904 S. 107 ff.).

Die Angst für Tyranney;
Durch schädliches verführen
Kömpt jhm kein Bürge bey.

Wann Jupiter gleich schleget
Mit allen Keylen her,
So bleibt er unbeweget,
Setzt fort durch Sturm u. Meer;
Und solte gleich die Hüte
Der Welt zu Grunde gehn,
So wird doch sein Gemüte
Darunter sicher stehn." —

Der Gedanke sprach unsern Schlesier so an, dafs er ihn öfters moduliert. So (II, 11):

„Wer das, was für jhm ist, aus dem, was ist geschehen,
Mit klugen Sinnen kennt, der lässt den Nordwindt wehen.
So lang er rasen will und schauet trotzig an
Des Glückes Wanckelmuth, den niemand hemmen kann . . ."

Oder (III, 298):

„Thut einer was er sol u. ist jhm wol bewufst,
Er bleibt in aller Noth u. Trübsal bey der Lust,
Wird nimmer umbgestürzt, ist allezeit derselbe,
Und fiele schon herab das himmlische Gewölbe,
Dafs alle Winckel hier gantz würden umbgestört,
So stände doch sein Sinn getrost und unversehrt."

Und schliesslich noch (I, 64):

(Ein weiser Mann) . . „steht, wann alles fällt,
Und schlügen schon vieleicht auch Stücke von der Welt.
Auff seinen Halfs herab." [1])

Die Tugend ist wie die Heldenkraft eines Volkes: nichts kann sie beugen, brechen; aus ihren Wunden strömen neue Kräfte (III S. 292):

„Die Tugend gibt kein Blut;
Man mag sie, wie man wil, verfolgen, meyden, hassen,
Sie helt ihr grosses Wort: Sich nicht bewegen lassen,
Ist einer Eichen gleich, je öffter man sie schlägt,
Je mehr man sie behäut, je mehr sie Äste trägt." [2])

„Darumb", sagt er anderswo (I, 127), „hab ich das Gemüthe, welches . . . . in seine Tugendt sich einzuhüllen weifs, für allen Dingen . . . gepriesen." [3]) —

Wie unnütz ist es also, sich selbstquälerisch wegen der Zukunft sorgenvolle Gedanken zu machen! (II S. 15):

---

[1]) c. III 3, 1 ff.: iustum et tenacem propositi virum | non civium ardor prava iubentium | non voltus instantis tyranni | mente quatit solida neque auster | . . nec fulminantis magna manus Jovis | si fractus inlabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

[2]) c. IV 4, 57 ff.: duris ut ilex tonsa bipennibus | . . . per damna, per caedis, ab ipso ducit opes animumque ferro.

[3]) c. III 29,55: mea | virtute me involvo.

„Fleuch zu suchen gar zu weit
Was sich Morgen zu wird tragen,
Nim das beste von den Tagen,
Die der Himmel dir verleyht.“ [1])

Zu unserem eigenen Besten hat der gütige Gott uns die Zukunft verschleiert. (I, 54):

„Schwartzer Nebel sich mit einer dicken Nacht
Umb unser Hertze legt und läfst uns nicht entscheiden,
Wohin zu gehen sey.“ [2])

Nicht minder unweises und unnützes Gebaren ist's, über Vergangenes, Verlorenes, Entschwundenes ohne Ende zu klagen, über das *πάντα ῥεῖ* alles Irdischen zu jammern, da doch nichts „dauernd ist als der Wechsel“. Endlich einmal mufs sich doch alles wieder wenden. (Witkowski S. 50):

„Sey wolgemuth, lafs trawren seyn,
Auff Regen folget Sonnenschein,
Es gibet endtlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.
Was hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tieff
In einem harten Traume schlieff. [3])
Weil aber jetzt der Sonnen Licht
Mit vollem Glantz herausser bricht . . .,
Das frostig Eyfs mufs gantz vergehn,
Der Schnee kann gar nicht mehr bestehn,
Favonius der zarte Windt
Sich wieder auf die Felder findt,
Die Saate gehet auff mit macht, . . .
Das Vieh in Felden jnniglich,
Das Wild in Püschen frewet sich . . .[4])

Gibt es vielleicht noch etwas Törichteres als sich selbst jede Lebenslust zu verbittern, indem man immer das Memento mori im Munde führt? Was frommt solch fruchtloses Gegrübel? Sterben ist Menschenlos. Wir

„sehen, wie wir nun vor etzlich 1000 Jahren
Sind Jung und Alt gemach einander nachgefahren:
Wie jmmer eine Flut die andere vor sich treibt“ [5]) (II S. 100 f.)

Der Tod ist „ein Weg, den in gemein, ein jeder tretten mufs,

---

[1]) c. I 9, 13 ff.: quid sit futurum cras fuge quaerere et | quem sors dierum cumque dabit lucro | adpone . . .

[2]) c. III 29, 29 f.: prudens futuri temporis exitum | caliginosa nocte premit deus.

[3]) c. II 9, 1 ff.: non semper imbres nubibus hispidis | manant in agros aut mare Caspium | vexant inaequales procellae . . . | nec . . stat glacies iners | mensis per omnis . . .

[4]) c. I 4, 1 ff.: Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni | trahuntque siccas machinae carinas (der Binnenländer läfst natürlich diesen Punkt fallen!) ac neque iam stabulis gaudet pecus aut arator igni | nec prata canis albicant pruinis.

[5]) ep. II 2, 175 f.: heres | heredem alterius velut unda supervenit undam.

Er sey auch, wer er wil" [1]) (III 315) und das
Leben ist nur ein Lehen, „das keiner nicht behelt, dann
[Pluto höret nicht,
Und würgten wir jhm gleich auff jedes Tageliecht
Dreyhundert Ochsen ab. Ein König u. ein Bawer
Hat gleiche Gunst bey jhm, wie freundlich oder sawer
Wir jmmer mögen sehn. Das Haufs, das Spiel, der Wein,
Die Freunde, Weib und Kind muss nur verlassen seyn,
Wann Zeit zu wandern ist. Es wird ein andrer erben,
Der dieses, was wir jetzt durch Müh und Noth erwerben,
Mit Lust verschwenden sol" (I, 109) [2]).

Diese Grübler heifst es an den goldnen Spruch gemahnen, (II, 129):
„was man nicht kan wenden,
Wird leichter durch Gedult". [3])

All die Übel und Leidenschaften und zuletzt der Tod sind in die Welt gekommen seit dem unheilvollen Tage, da des Epimetheus Gefäfs sich öffnete (I, 54):
„Seit angeregter Zeiten
Sindt Armut, Üppigkeit, Betrug, Gewalt u. Streiten
Und Krankheit u. der Todt geflogen umb und an,
Durch alles, was der Tag bey uns bescheinen kan." [4])

Eben darum aber, weil uns bei jedem Schritt der unvorhergesehene Tod bedroht, weil unsere Lebenszeit nur eine Spanne mifst, kann das Memento mori nur eins bedeuten: Geniefse, solange du lebst! Trink' und liebe! (II, 211):
„Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag seyn,
Nimb den Krug u. fülle Wein!" [5])

Während aber Ronsard alle Phasen der Liebelei frei nach Horaz durchgeht: Die Spröde lockt, die Schöne preist, sich mit dem Schätzchen zankt und wieder versöhnt, das prächtige Trifolium — Wein, Weib und Gesang in schwungvollen Tönen verherrlicht, verwendet Opitz nur eine der Oden des Horaz zu einer Liebesaufforderung und zwar in einem — Hochzeitskarmen (II, 83 f.):

---

[1]) c. I 98, 15 f.: omnis una manet nox | et culcanda semel via leti.

[2]) c. II, 14, 5 ff.: non si trecenis quotquot eunt dies | amice, places inlacrimabilem | Plutona tauris ... scilicet omnibus ... | enaviganda (unda), sive reges sive inopes erimus coloni .... linquenda tellus et domus et placens | uxor ... absumet heres caecuba dignior servata centum clavibus . . . Ziemlich glücklich modernisiert Opitz mit Weglassung alles gelehrten Beiwerks diese Ode, die auch Weckherlin, (I, 498 ff.) sehr ansprechend paraphrasiert.

[3]) c. I 24, 20 f.: levius fit patientia, | quidquid corrigere est nefas. — Tscherning, ein getreuer Schildknappe des Opitz, sagt (Früling S. 63): „Aber was ist nicht zu wenden, | Wird uns leichter durch Gedult."

[4]) c. I 3, 29 ff.: post ignem aetheria domo | subductum macies et nova febrium | terris incubuit cohors | semotique prius tarda necessitas | leti corripuit gradum.

[5]) c. III 14, 17 ff.: pete unguentum, puer et coronas | et cadum Marsi memorem duelli . . .

„Weil der gewündschte Lentz die kalte Lufft verdringet,
Die gantze Welt legt an ein newes grünes Kleid,
Der zarten Blumen glantz, Mut, Hertz und Sinn erfrewt,
Das Vieh aufs weyden geht, der Vogel Schar sich schwinget,
Die Venus selber auch mit jhren Nymphen singet,
Das jhre Stimm' im Wald' erschallet weit u. breit,
Bequemet jhr auch euch, Herr Bräutigam, der Zeit" . . .[1])

Hat somit Opitz die horazische Lebensweisheit nach seiner etwas hausbackenen Weise nicht übel ins Deutsche des 17. Jahrh. übertragen, so fand er sich noch viel leichter in einen anderen Gedankenkreis des Römers, in den Preis des hehren Dichterberufes hinein. Je mehr die gebildete Welt, von der immer mehr verrohenden Volksdichtung abgewendet, sich der lateinischen und französisch-italienischen Literatur zukehrte, je mehr das Urteil der Franzosen, deutsche Schöngeister gebe es nicht, ein deutscher Poet könne in der Atmosphäre des Nordens nicht gedeihen, um sich griff und sogar im Kopfe eines Friedrich d. Gr. noch fortbestand, desto triftigere Gründe hatte der Reformator Opitz, der für die Stellung und Achtung der deutschen Sprache und Literatur einen überzeugungstreuen Kampf kämpfte, seinen Dichterberuf zu verklären und — wirtschaftlich auszubeuten.

Und so liebt er es, sich mit dem römischen Dichter in gleiche Linie zu stellen. Ebensowenig wie jener ist er ein Krieger (I, 100):

„Dafs aber etwann ich den sichern Weg genommen,
Und aufs dem letzten, Mars, der erste worden bin,
Mein Rofs darzu gezehlt, so wisse, dafs mein Sinn
Gar nie gewesen sey dem Feinde stand zu halten . . . .
Poetenvolk ist heifs, ist leichte wie ein Fewer,
Geht durch, reifst aufs jhm selbst, ist wie ein edles Pfert." [2])

Hatte Horaz vermutlich (man vgl. zu dieser Stelle die Rettungen Wielands und Lessings, ferner den hämischen Angriff Börnes auf Horaz' Tapferkeit, dem auch Heine sekundierte[3]) seine grofsen Vorbilder A r c h i l o c h o s, A l k a i o s und A n a k r e o n nachgeahmt, so

---

[1]) c. I 4, 1 ff.: Solvitur acris hiems . . . . ac neque jam stabulis gaudet pecus aut arator igni | nec prata canis albicant pruinis | jam Cytherea choros ducit Venus imminente luna, | iunctaeque nymphis gratiae decentes . . .

[2]) c. II 7, 9 ff.: celerem fugam | sensi relicta non bene parmula . . .

[3]) Lazarus 18 (III, 103 Karpeles):

„Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen.
(Nicht jeder hat so viel Verstand,
Wie Flaccus, der so kühn davongeloffen). —

G l e i m (I, 308 f.: Die Flucht aus dem Lager vor Prag) gab dem ganzen eine neue harmlose Wendung:

„Und er trieb mich mit dem Stabe
Aus dem Zelt u. aus dem Lager.
Hätten Krieger zugesehen
Als mich Amor mit dem Stabe
Zornig aus dem Lager jagte,
O, wie hätten sie gelacht!" —

rühmt sich auch Opitz dieser „poetischen Lizenz“, die er aber sich wahrscheinlich tatsächlich bei einem Gefecht gegen Mansfeld in Begleitung des Oberst Pechmann gestattete.

Wie jener rühmt sich auch Opitz neue Wege gewandelt zu haben und „die gemeine Bahn verlassen“ zu haben. Hatte Horaz die griechische Lyrik nach Rom verpflanzt, so will der Schlesier „die Pierinnen, | die nie nach Teutscher Art noch haben reden könen | Sampt ihrem Helikon . . versetzen bifs hieher in unser Vatterland.“

„Lafs meine Jugend rennen
Durch diese wüste Bahn, durch dieses newe Feld,
Darauff noch keiner hat für mich den Fufs gestellt. —[1])

Wie jener wie ein Priester das unheilige Volk von den Mysterien der Poesie zurückweist, verachtet der Deutsche die grofse Menge, die ruhmlos lebt und vergeht:

„Weg, weg, ihr Volk, ihr Leute,
Die Fama nimmer liebt!“ (I, 9)[2])

Wie Horaz in der Begeisterung Bacchus, Nymphen und die bocksfüfsigen Satyrn leibhaftig schaut, so der Boberschwan Apollo:

„Ja, ja, ich höre wol, Apollo, deine Seiten,
Ich seh, ich sehe, sich die Lorberbäume breiten
Mit ewig grüner Lust, dein Bogen hanget mir
Für meinen Augen schon“. (I, 9)[3])

Oder er schaut hellseherisch, wobei Raum und Zeit sich aufheben, gewaltige Ereignisse in lebendiger Gestaltung (II, 8):

„Ich spüre gleich für mir
Das Wiegern und Geschrey, der hellen Waffen Zier,
Der strengen Ritter Heer, die ihre Zelte pflantzen
Hin an den Hellespont u. auf die Türcken-Lantzen
Mit vollen Sporen gehn.“[4])

O, unschätzbar ist des Liedes Gabe! Was nützen all die Werke der Fürsten und Krieger, was alle Tugend, wenn der Sänger fehlt, der sie ans Licht zieht und der Nachwelt kündet?

Sans Muses, sagt Boileau (ep. I, 160 ss),

„un Héros' n'est pas long-tems Héros. Bientôt, quoi qu'il ait fait, la Mort d'une ombre noire Enveloppe avec lui son nom et son histoire“, oder wie Goethe (Elegien II: Euphrosyne) sich ausdrückt: „Gestaltlos schweben umher in Persephoneias | Reiche, massenweis, Schatten von Namen getrennt: | Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet, | Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.“

---

[1]) ep. I 19, 21 f.: libera per vacuum posui vestigia princeps | non aliena meo pressi pede.

[2]) c. III 3, 1: odi profanum volgus et arceo.

[3]) c. II 19, 1 ff.: Bacchum in remotis carmina rupibus | vidi docentem, credite posteri, | . . . .

[4]) c. II 1, 17 ff.: iam nunc minaci murmure cornuum | perstringis auris iam litui strepunt, | iam fulgor armorum fugacis | terret equos equitumque voltus. | audire magnos iam videor duces . . .

Gerade dieser Gedanke mochte unserm Opitz, der seinen Gönnern lobsingen mufste, ganz besonders willkommen sein. Und so singt er denn (II, 21):

„Viel grosse Männer haben
Die Welt mit Sieg' erfüllt, doch liegen sie begraben,
Und ihre Taten auch, in einer langen Nacht,
Weil kein Gelehrter (!) sie nicht hat bekannt gemacht
Durch seine weise Faust. Du aber wirst bekleiben
Mit unverleschter Zier solange man nur schreiben
Und Thaten mercken kan."

Ein ander Mal (III, 303):

„Es haben jhrer viel in nunmehr alten Zeiten
Wol grofsen Ruhm verdient, umb jhren Muht und Streiten,
Sie ligen aber jetzt versteckt und ungeehrt,
So dafs man gantz und gar von jhnen nicht mehr hört.
Was hilfft es, dafs ein Mann durch Tugend, Witz und Kriegen
Weit über alle steigt, und bleibt hernach verschwiegen?" [1])

Des Dichters Lied ist unvergänglicher als Erz und Marmor: Rost, Wetter, noch Alter können das unsterbliche Dichterwort vernichten. Drum kann auch Opitz selbstbewufst, wie soviel andere seiner Brüder in Apollo, [2]) singen (I, 133):

„Die Namen so anjetzt
Auff blossen Steinen stehn, und sind fast abgenützt,
Durch Rost der stillen Zeit, die will ich dahin schreiben,
Da sie kein Schnee, kein Plitz, kein Regen wird vertreiben." [3])

Und wie nun der Römer die Stiefsöhne des Augustus im unsterblichen Liede feiert, so modelt jenen Sang Opitz zum Preise seines Gönners, des Grafen Dohna, um (II, 18):

„Darumb bist du ausgerissen,
Als wie ein junger Löw', im Fall er an den Füssen
Die Klawen wachsen sieht, u. umb den Halfs die Mähn,
Die Zähn' im Maule merckt; er will nun ferner gehn,
Aus seiner Hölen Loch, in der er ist erzogen,
Und wie ein Adler thut, der nicht läst ungeflogen,
Wiewohl er kümmerlich erst jetzt hat aufsgekiehlt,
Und noch der Nordwindt nicht mit seinen Federn spielt:
Er macht sich in die Lufft u. schwingt mit freyem Zügel
Bifs zum Gewölcke hin die wenig starcken Flügel,
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So stürtzet er herab u. setzt den Enten nach . . ." [4])

[1]) c. IV 9, 25 ff.: vixere fortes ante Agamemnona | multi: sed omnes illacrimabiles | urguentur ignotique longa | nocte, carent quia vate sacro. | paulum sepultae distat inertiae | celata virtus . . . .

[2]) Vgl. meine Studien in diesen Blättern 1902 S 500 ff.

[3]) c. III 30, 3 ff.: quod non imber edax | non aquilo impotens | possit diruere aut innumerabilis | annorum series . . . . Opitz hat c. III 30 auch übersetzt (II, 50.)

[4]) c. IV 4, 1 ff.: qualem ministrum fulminis alitem | . . . olim iuventas et patrius vigor | nido laborum propulit inscium | vernique iam nimbis remotis | insolitos docuere nisus | venti paventem, mox in ovilia | demisit hostem vividus

Indes eine Saite der horazischen Dichtung findet auf Opitz' Leier keine Resonanz: die patriotische. Ronsard, der dem Schlesier durchweg Muster und Vorbild ist, hatte sich zum Preise des Vaterlandes, der ruhmreichen Könige, zum Frohlocken über die Niederwerfung der Spanier und Engländer horazischer Klischees bedient;[1]) ebenso hatte Du Bellay horazische Motive zu patriotischen Ergüssen verwendet; — — Opitz hatte kein Vaterland, das er preisen, keinen Monarchen, dem er das Ansehen, die Macht des Reiches danken, keinen Augustus, den er als Friedensfürsten feiern konnte . . . Als er literarisch hervortrat (1618), entbrannte der unselige 30jährige Krieg, der ihn aus dem Heidelberger Kreise rifs, der noch wütete, die deutschen Lande zerrüttete und zerfleischte, als er die Augen nach kurzem Lebenslaufe schlofs (1639). Wahrlich ein unselig Los einer ruhmlosen Zeit Herold zu sein!

Es ist ein unbestreitbar Verdienst des energischen zielbewufsten Opitz, die gebildete Welt von der Lektüre der französischen und italienischen Poeten auf seine deutschen Werke abgelenkt zu haben, so dafs für die Folgezeit der Name „Dichter" wieder ein Ehrenname ward. Opitz mufste, wollte er jenen fremden Literaturen erfolgreiche Konkurrenz bieten, die gleiche Gelehrsamkeit und Belesenheit in den Werken der Alten bekunden. Und darin stand er jenen wahrhaftig nicht nach. Dafs er aber nicht wie jene französichen Anakreontiker in gleich tändelnden Weisen das Trifolium: Wein, Weib und Gesang zu besingen verstand, dafs er pessimistisch und resigniert die Welt verachtet, in tiefem Ernst im eigenen Innern Trost und Ruhe sucht, wer kann ihm das angesichts der Not der Zeit verargen? Es ist nur zu gut zu begreifen, dafs er sich ganz besonders von Senecas Philosophie, die das Glück des Menschen unabhängig von den äufseren Wechselfällen des Lebens im Menschen selbst begründet sieht — J. Gruter hatte ihn wohl den römischen Philosophen kennen und schätzen gelehrt — und von Horazens Lebensweisheit, die das gleiche humorvoll predigt, besonders angezogen fühlt. Aber während Seneca durch Mich. Herrs Sittliche Zuchtbücher des hochberümpten L. A. Seneca (Strafsb. 1536) dem deutschen Lesepublikum schon längst bekannt gemacht worden war, ist Horaz erst durch Opitz in die deutsche Literatur eingeführt und popularisiert worden. Die Übersetzungen von Buchholtz (1639) und Bohemus (1656) entstammen seiner Schule. Tscherning, Fleming, den Opitz zur Poesie ermuntert hatte, und Simon Dach, der in Opitz „den Aufsbund und Begrief aller hohen Kunst und Gaben der Weifsheit der Alten" verehrte, holten sich wie ihr Meister Gedanken und Einkleidungen aus Horaz. So ist Opitz der Vermittler geworden der antiken Erbschaft und der kühne Satz ist wohl nicht unberechtigt: Ohne Opitz kein Klopstock, ohne Klopstock kein Goethe . . . .

München. E. Stemplinger.

---

impetus . . . . qualemve . . caprea . . . iam lacte depulsum leonem | dente novo peritura vidit . . . . Man beachte, wie sich Opitz durchweg vom Original entfernt und lokale Schlagschatten aufträgt!

[1]) Vgl. meine Studie S. 87 ff.

Streifzug auf dem Gebiete der lateinischen Syntax.

Schon zu wiederholten Malen[1]) hat die lateinische Schulgrammatik von Landgraf die Grundlage zu eingehenden und lehrreichen Besprechungen in diesen Blättern gebildet, ein Beweis für das lebhafte Interesse, das diesem Buche entgegengebracht wird. Dafs hiebei die Erörterung solcher Dinge, die der Kritiker anders gewünscht hätte, einen breiten Raum einnahm, wird man nicht verwunderlich finden, wenn man bedenkt, wie sehr die Ansichten über die Auswahl und Anordnung des Stoffes, über das Verhältnis der Grammatik zur Wissenschaft und über das Mafs, in dem auch nichtklassische Autoren und weniger häufige sprachliche Erscheinungen Berücksichtigung verdienen, in stetem Flusse begriffen sind. Da jeder, der an den Weg baut, viele Meister zu haben pflegt, müssen die Verfasser von Schulbüchern ja insbesondere auf verschiedenartige Urteile gefafst sein, je nachdem der Beurteiler von der linken oder rechten Strafsenseite herkommt und somit seine Augen anders auf das Gebäude einstellt. Wenn sich nun die folgenden Ausführungen ebenfalls teilweise an jene Grammatik anlehnen, so gelten sie doch keineswegs für sie allein, und wenn dabei lediglich solche Punkte berührt werden, welche uns einer Besserung bedürftig erscheinen, so wird dies nach dem vorher Gesagten nicht mifsverstanden werden, um so weniger, als die Gesamtleistung keiner Würdigung mehr bedarf.

Unsere Betrachtung gilt der Frage, welche Grundsätze für den Aufbau der lateinischen Syntax mafsgebend sein sollen.

Während von alters her allgemein die Gliederung des Stoffes nach Wortklassen (Redeteilen) und Wortformen (Kasus, Tempora, Modi) üblich war, sind in den letzten Jahrzehnten immer mehr Stimmen laut geworden, welche forderten, dafs man diesen Weg verlasse. Da diese Stimmen unsers Wissens bisher in den Spalten unserer Gymnasialblätter keinerlei Widerhall gefunden haben, obwohl eine ganze Literatur über die Frage einer zweckmäfsigen Anordnung der syntaktischen Gebilde entstanden ist, dürfte ein Verweilen bei den hauptsächlichsten Erscheinungen auf diesem Gebiete gerechtfertigt erscheinen.

In den achtziger Jahren erhob Josupeit die Forderung, dafs der syntaktische Stoff nach den Kategorien der Satzteile und Satzarten systematisch zu gliedern sei. Dementsprechend ordnete er die syntaxis casuum nach den Kategorien Objekt, adverbiale Bestimmungen, attributive Bestimmungen und legte der Tempus- und Moduslehre die Einteilung der Hauptsätze in Urteils-, Frage- und Begehrungssätze sowie der Nebensätze in Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze zugrunde. Unstreitig hat dieses System seine grofsen Vorzüge, da es die syntaktischen Gebilde in der Reihenfolge, in der sie bei der Analyse zum Vorschein kommen, und in einer der analytischen Methodik entsprechenden Weise erklärt und somit zu einer tieferen Auffassung

[1]) Bd. 28 S. 114 (Zucker), 37 S. 108 (Vogel), S. 280 (Menrad), S. 596 (Bullemer), 38 S. 84 (Reisert).

vom Satze und seinen Teilen zu führen geeignet ist. In Ungarn hat es mehrere Anhänger gefunden, wie wir aus den Darlegungen von Pecz (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 142 S. 381 ff.) entnehmen können, die auch für deutsche Fachkreise interessant sind, und ist auch in Deutschland nicht ohne Erfolge geblieben. So sind unter anderm die Satzteile in der vortrefflichen lateinischen Schulgrammatik von Schmalz-Wagener nach den Grundsätzen Josupeits behandelt und die Nebensätze bei Waldeck nach den Kategorien vom abhängigen Urteils-, Begehrungs-, Fragesatz, adverbialen Nebensatz, Relativsatz gruppiert. Die interessanteste Erscheinung auf diesem Felde ist aber die Lateinische Satzlehre von Reinhardt-Wulff, welche erkennen läfst, dafs der lateinische Unterricht am Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M. in bewährten Händen ruht und dafs die Anforderungen an diesem Reformgymnasium nicht gering sind. Der Lehre von den Satzteilen, als deren Unterglieder die Kasus ungetrennt erscheinen, folgt die Lehre vom einfachen und vom zusammengesetzten Satze, in welche die Tempora und Modi organisch eingereiht sind. Ein Vergleich dieser verschiedenen Versuche ergibt, dafs auch bei dieser Theorie der individuellen Auffassung ein weiter Spielraum verbleibt. Über die in ihrem Kerne sicherlich berechtigten Bestrebungen dieser Reformer ging dann Vogt noch hinaus, indem er zwar auch die Syntax als Lehre von den Satzteilen und Satzarten fafste, aber das Deutsche als Ausgangspunkt im fremdsprachlichen Unterricht zu nehmen riet. Ihm schlofs sich A. Döhring an (Jahrbücher 142 S. 433 ff., 150 S. 235 ff. und 372 ff., Neue Jahrbücher XII. Bd. S. 496 ff.). Unter Berufung auf Hornemann, Gedanken und Vorschläge zu einer Parallelgrammatik der fünf Schulsprachen, Hannover 1888, wird von diesen gefordert, die Grammatik sei nach deutschen Ausdrucksmitteln zu ordnen und jedesmal anzugeben, was ihnen in der Fremdsprache entspricht. Mag diese Forderung vielleicht auf den ersten Blick blendend erscheinen, so zeigen sich die Schattenseiten, sobald die Theorie in die Praxis übergeführt werden soll. Auf Induktion mufs gänzlich Verzicht geleistet werden, die Syntax wird zu einer Art Lexikon, einer Regel- und Beispielsammlung für die Komposition, so dafs der lateinische Satzbau nicht von innen heraus erforscht wird und eine einseitige Betonung der Übersetzung in die Fremdsprache die natürliche Folge ist. Davon möge man sich durch das Studium der obenerwähnten Aufsätze Döhrings überzeugen. Viele Dinge, für die es im Deutschen keine gleichartige Ausdrucksform gibt, die aber vom Schüler nur im Zusammenhang begriffen werden können, wie die Lehre vom absoluten Ablativ, müssen an den verschiedensten Stellen zerstreut zur Behandlung kommen. Das ganze Verfahren taugt auch nicht für das Alter, in dem bei uns mit der Erlernung der lateinischen Sprache begonnen zu werden pflegt. Und wie soll endlich bei einem solchen Betriebe der Blick des Schülers für die Beobachtung der allmählichen Entwicklung der Fremdsprache geschärft werden? Im Grunde geht diese Theorie auf die irrige Anschauung zurück, dafs die Syntax auf der Logik beruhe, wie sie seit Locke, Chr. Wolf, Kant zum Schaden

der wissenschaftlichen Behandlung der Grammatik lange Zeit Mode war, dafs also eine für alle Sprachen gültige Normalgrammatik aufgestellt werden könne. Seitdem uns die vergleichende und historische Sprachforschung zu einer besseren Einsicht in das Werden und die allmähliche Umbildung der Syntax verholfen hat, werden wir uns damit bescheiden müssen, dafs trotz der Gleichheit der Grundlagen die einzelnen Sprachen infolge ihres eigentümlichen Baus einer besonderen Syntax bedürfen, da sie sich unabhängig von dem Schema der grammatischen Kategorien der übrigen herausgebildet haben. Immerhin dürfen wir nicht verkennen, dafs auch die mit Geschick verfochtene Betrachtungsweise Vogts und Döhrings befruchtend wirken kann und eine Reihe feiner Beobachtungen zutage gefördert hat. Vor allem wird das Deutsche stärker als Apperzeptionsstütze herangezogen werden können, als es vielfach üblich ist.

Kehren wir zu den beiden früheren Systemen zurück! Dafs demjenigen, welches die Syntax als Lehre von den Satzteilen und Satzarten behandelt wissen will, in der Schulpraxis die Zukunft gehören wird, ist uns bei der Lektüre der inhaltsreichen Studie von John Ries, Was ist Syntax? Marburg 1894, zur Überzeugung geworden. Diese beschäftigt sich zwar zumeist mit der deutschen Sprache, enthält aber vieles, was auch für andere Sprachen Geltung hat. In gediegener Weise bekämpft der Verfasser die übliche Zweiteilung der Grammatik in Formenlehre und Syntax, da der Formenlehre nur eine Bedeutungslehre, der Satzlehre hinwiederum nur eine Wortlehre gegenüberstehen könnte. Zustimmung mufs er auch darin finden, dafs Syntax mit Satzlehre nicht voll ausgedrückt wird, vielmehr nach seiner Etymologie als Lehre von den Wortgefügen zu fassen ist, weil auch nichtsatzbildende Wortgruppen wie Büchertitel u. dgl. syntaktische Gebilde sind. Für die Grammatik gewinnt er so die klare Dreiteilung: I. Lautlehre, II. Wortlehre, III. Syntax-Lehre von den Wortgefügen (Wortgefüge = eine sinnvolle Verbindung von Worten). Bei dem geringen Umfange der Lautlehre in unseren Schulgrammatiken werden wir sie wohl auch in Zukunft wie bisher in die Einleitung verweisen können. Ebenso werden wir auch den aus der Logik herübergenommenen Satz als das Objekt der Syntax beibehalten dürfen, da er doch einmal den wichtigsten Teil der Wortgefüge bildet. Ein weiteres Eingehen auf den Inhalt der lesenswerten Abhandlung ist für unseren Zweck nicht geboten.

Weitaus die Mehrzahl unserer Grammatiken gehört in die Mitte zwischen die beiden oben gekennzeichneten Systeme, da sie keines rein durchführen und sonach eine Art Mischsyntax bieten. Zu diesen Erscheinungen zählt auch die Grammatik von Landgraf, in der wir ein typisches Beispiel einer Mischsyntax mit all ihren Schwächen kennen lernen. Wir bewerten die Fortschritte sehr hoch, welche dieses Buch gebracht hat, indem der Lernstoff vereinfacht und verringert wurde und die Grenzen für das Schullatein nach dem Vorgang Gersteneckers, v. Kobilinskis und Stegmanns weiter gesteckt sind, wir erkennen auch gerne an, dafs die neueste Auflage ein weiterer grofser

Schritt auf dem Wege nach vorwärts ist, wir bewundern die umfassende Kenntnis der weitschichtigen Literatur, die in den Nachweisen zutage tritt. Da aber den wohlbegründeten Ausstellungen Reiserts (S. 87 f.) hinsichtlich der Stoffgliederung auch in der 7. Auflage keine Rechnung getragen ist, müssen wir die Aufmerksamkeit des Verfassers nochmals auf diese Seite hinlenken; denn von diesem Gesichtspunkte aus erscheint das Landgrafsche Buch geradezu als ein grammatisches Potpourri. Hiefür werden wir den Nachweis zu erbringen haben, wobei wir unsere Besserungsvorschläge einflechten können.

Landgraf gliedert die Syntax folgendermafsen:

I. Lehre von der Kongruenz.
II. Vom Gebrauche der Kasus (darunter auch Konstruktion der Ortsnamen).
III. Die Nominalformen des Verbums.
IV. Tempora des Verbums.
V. Gebrauch der Modi: Indikativ, Konjunktiv, Imperativ; Absichtssätze, Folgesätze, Sätze mit quin, quod, cum, Zeitsätze, Bedingungssätze, Vergleichungssätze, Einräumungssätze, Relativsätze, Fragesätze, Oratio obliqua.
VI. Beigeordnete Sätze.

Aus dieser Übersicht ersehen wir, dafs der Stoff teilweise nach dem alten System, also nach Wortformen, teilweise nach dem neuen, also nach Satzarten gegliedert ist, ferner dafs sowohl bei den Hauptgruppen als auch bei den Untergruppen Dinge koordiniert werden, die logischerweise nicht nebeneinandergestellt werden dürfen. Wie kommen die beigeordneten Sätze dazu als gleichwertig neben den Kasus zu stehen, wie kommen die Ortsbestimmungen, also Satzteile, neben die einzelnen Kasusformen, wie passen Sätze mit quin, quod, cum zu den anderen nach ihrem Inhalt gruppierten Nebensätzen? Ferner erkennen wir, dafs sich der Inhalt teilweise gar nicht mit der Überschrift deckt. So sind, um das von Reisert schon Angeführte zu übergehen, die direkten Fragesätze unter den besonderen Regeln über die Modi in Nebensätzen untergebracht. In den Literaturnachweisen S. 34 erfahren wir allerdings, dafs die Lehre von den Fragesätzen und der oratio obliqua „gewissermafsen als Anhang“ dorthin gestellt ist. Damit berühren wir einen weiteren Fehler der Landgrafschen Disposition. Aufser diesem Anhang finden wir nämlich nicht weniger als 7 andere. „Anhänge sind aber, sagt Ries S. 38, sofern sie nicht etwa nur erweiterte oder zusammengefafste Anmerkungen oder Beweismaterial u. dgl. enthalten, ein offenbarer Notbehelf, der durch seine blofse Existenz beweist, dafs die Stoffbegrenzung und Stoffverteilung dem behandelten Gegenstande nicht gerecht geworden ist, dafs sozusagen die Rechnung nicht aufgegangen ist: was in den Anhängen untergebracht ist, das ist der übriggebliebene Rest. Je gröfser nun verhältnismäfsig dieser Rest ist, um so weniger wird man sagen können, dafs die Lösung der Aufgabe gelungen ist.“

Der Einteilung Landgrafs stellte nun Reisert eine andere gegenüber. Diese bedeutet einen erheblichen Fortschritt, enthält aber gleich-

falls einen Fehler, der für eine ganze Klasse von Grammatiken typisch ist, — so für die lateinische von Schmalz-Wagener, für die deutsche von Winter und von Englmann und die lateinische von Englmann-Welzhofer — weshalb wir sie hier anführen müssen.

A. Lehre vom einfachen Satze.

(Vorbemerkungen über die Begriffe.)

I. Lehre von der Kongruenz. II. Lehre vom Gebrauch der Kasus. III. Die Nominalformen des Verbums. IV. Tempora des Verbums. V. Gebrauch der Modi.

B. Lehre vom zusammengesetzten Satze.

(Vorbemerkungen über die Begriffe.)

I. Subordinierte Sätze.

1. Tempus und Modus in den Nebensätzen.
2. Die verschiedenen Arten der Nebensätze. a) Absichts-, b) Folge-, c) Kausal-, d) Temporalsätze usw.

II. Koordinierte Sätze.

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Denn die Lehre von der Kongruenz, vom Gebrauch der Kasus und von den Nominalformen des Verbs darf und kann nicht ein Teil der Lehre vom einfachen Satze sein. Subjekt und Prädikat, die Kasus, Infinitiv, Partizip usw. gehören eben nicht bloſs dem unabhängigen, sondern ebensogut dem abhängigen Satze an. Konsequenterweise dürften die genannten Lehrbücher Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut, Adverbiale, Infinitiv usw. nur im Hauptsatze zur Darstellung bringen; verständigerweise tun sie dies nicht, aber nun entspricht der Inhalt nicht mehr dem Titel: Lehre vom e i n f a c h e n Satze. Man möge sich davon an der deutschen Grammatik von Winter überzeugen, die, von diesem Fehler abgesehen, durchaus nach modernen Prinzipien als Lehre von den Satzteilen und Satzarten aufgebaut ist. Bei Landgraf ist der geschilderte Fehler vermieden, weil er den Satz überhaupt nicht als Einteilungsgrund benützt, ja nicht einmal einen Platz für die Erörterung der Grundfragen der Satzlehre hat. Des ferneren wird durch Reiserts Gliederung eine wesentliche Lücke im Systeme Landgrafs nicht ausgefüllt; sie übersieht nämlich die A r t e n des einfachen Satzes und kann somit insbesondere die direkten Fragen nicht unterbringen. Und wie diese verdienen die Behauptungs- und Begehrungssätze eine selbständige, wenn auch noch so kurze Behandlung, es genügt nicht die Form des Verbs bei den Tempora und Modi festzustellen.

Ohne uns zu sehr in Einzelheiten zu verlieren, möchten wir daher folgende Stoffgruppierung der lateinischen Gesamtgrammatik der Prüfung der Fachgenossen unterstellen:

Einleitung (Buchstaben und Silben).

W o r t l e h r e.

a) Wortformenlehre,
b) Prosodie und Betonung,
c) Wortbildungslehre,
d) Wortbedeutungslehre.

Syntax-Satzlehre.

I. Die einzelnen Bestandteile des Satzes (d. h. des Haupt- und Nebensatzes).
   a) Satzteile, dabei auch die Nominalformen des Verbs,
   b) Redeteile (soweit sie für syntaktische Gebilde in Betracht kommen),
   c) Wortstellung,
   d) Verbindung gleichartiger Satzglieder.

II. Der einfache Satz.
   1. Tempora.
   2. Arten und Modi:
      Behauptungs- oder Urteilssätze (Negation non).
         Realis, Potentialis, Irrealis.
      Begehrungssätze (Negation ne).
         a) Aufforderungssätze. Jussivus, Imperativus.
         b) Wunschsätze. Optativus.
      Fragesätze (Negation non).
         Realis, Potentialis, Irrealis und Deliberativus.

III. Der zusammengesetzte Satz.
   Beiordnung.
   Unterordnung.
   1. Allgemeine Regeln über die Tempora und Modi der abhängigen Sätze.
   2. Besondere Regeln (Arten).
   3. Satzbau.

Hiezu seien noch einige Erläuterungen und Bemerkungen gestattet.

Das Wörterverzeichnis für die Rechtschreibung und die Abkürzungen der Vornamen gehören zur Wortformenlehre. Betonungslehre und Prosodie bilden einen Bestandteil der Wortlehre, da sich beide mit dem musikalischen Element des Wortes beschäftigen. Dafs man letztere solange nur im Zusammenhang mit der Metrik behandelte, erklärt sich daraus, dafs man früher der Aussprache hinsichtlich der Länge und Kürze der Silben in der Prosa zu wenig Beachtung schenkte. Will man auch die Prosodie in den untersten Klassen noch nicht systematisch erlernen lassen, sondern in der Weise, wie es in der neuesten Auflage bei Landgraf in trefflicher Weise geschehen ist, durch Bezeichnung der Länge und Kürze bei den einzelnen Wörtern allmählich ins Bewufstsein der Schüler eindringen lassen, so hindert dies doch nicht, sie dahin zu stellen, wohin sie gehört, nämlich zur Wortlehre. Und bei der Wortbedeutungslehre läfst sich auch ein Plätzchen finden, an dem sich eine kurze Schulsynonymik einfügen liefse, die bisher unverdientermafsen nur in den Anhängen der Übungsbücher die bescheidene Rolle eines Mauerblümchens spielt und aufserdem vom Schüler statt einmal fünf- bis sechsmal gekauft werden mufs. An dieselbe Stelle gehört auch die Tabelle der Gewichte, Münzen und Mafse.

Auf den ersten Blick könnte vielleicht die Forderung, der Lehre vom Satze eine Lehre von den einzelnen Bestandteilen des Haupt- und Nebensatzes vorausgehen zu lassen, Bedenken erregen. Dieser Abschnitt beginnt jedoch mit dem Prädikat und Subjekt und schreitet dann vom Kerne des Satzes zu den unmittelbaren und mittelbaren Satzbestimmungen fort; auch dieser Abschnitt ist also eine Lehre vom Satze und zwar vom Satze schlechthin. wobei diejenigen Satzglieder, welche dem unabhängigen und abhängigen Satze gemeinsam sind, die „Helden" der Darstellung bilden. wie Scherer sehr treffend sagt. Und wenn dabei eine summarische Kenntnis des äufserlichen Unterschiedes zwischen Haupt- und Nebensatz vorausgesetzt wird, so ist dies durchaus berechtigt, da der Schüler bei zweijährigem Unterrichte in der deutschen und lateinischen Sprache schon Nebensätze genug kennen gelernt hat und diese Bekanntschaft durch einige Vorbemerkungen leicht aufgefrischt werden kann. Dieses Verfahren unterscheidet sich in nichts von jedem grammatischen Unterrichte in der Muttersprache, bei dem einem Schüler durch Beobachtung und Anschauung das zum klaren Bewufstsein gebracht wird, was er schon jahrelang gehandhabt hat. Und wir wiederholen, dafs auch alle jene, welche die Satzteile unter der Lehre vom einfachen Satze behandeln, die von uns vorausgesetzte Kenntnis nicht entbehren können; wie wollte denn Reisert die Lehre vom Infinitiv und Partizip ohne jene Vorbegriffe erläutern können? Wir vermeiden also einen Fehler, wenn wir die Satzteile nicht unter falscher Flagge segeln lassen.

Bezüglich der Satzteile steht ein doppelter Weg offen. Der eine ist zum Beispiel in der Grammatik von Schmalz-Wagener eingeschlagen, die nur die Kategorien Subjekt, Objekt usw. benützt, den andern ist Reinhardt gegangen, der auch jene Kategorien als Haupteinteilungsgrund verwendet, innerhalb derselben aber die Kasus ungetrennt läfst. Beide haben ihre Vorzüge. Bei Schmalz-Wagener werden wir zwar anfangs stutzen, bald aber erkennen wir, dafs gar manches bisher Getrennte jetzt zum Vorteil des Verständnisses nebeneinander erscheint; bei Reinhardt mutet es uns anheimelnd an, dafs die Kasus beisammengeblieben und die Orts- und Zeitbestimmungen aufserdem nochmals übersichtlich zusammengestellt sind. Wir würden es verstehen, wenn Landgraf an Reinhardt sich anschlösse, da die Kasuslehre bei ihm ohnehin der gelungenste Teil des ganzen Buches ist. Der römische Kalender könnte nach dem Vorgange Reinhardts zu den Zeitbestimmungen verwiesen werden.

Hinter den Satzteilen haben wir einen Abschnitt über die Redeteile eingesetzt, soweit sie für syntaktische Gebilde von Bedeutung sind. Hierher würde nahezu alles kommen, was Landgraf unter die grammatisch-stilistischen Eigentümlichkeiten für Klasse 1—5 verwiesen hat. Man möge nachlesen, was Menrad S. 287 mit Recht darüber bemerkt hat und was Ries S. 135 und 144 über die Grenzregelung der Stoffgebiete von Syntax und Stilistik sagt. Abgesehen davon, dafs dort viele Dinge behandelt werden, die nichts weniger als eigentümlich sind — so sind die Singularia tantum darunter zu finden, während

die Pluralia tantum vorne im § 13 untergebracht sind — weisen wir darauf hin, dafs dadurch Raum erspart würde, indem die leeren Kolumnen verschwänden, und dafs das Pensum der Untertertia als geschlossenes Ganzes auftreten könnte. Hier wollen wir doch eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns schon oft aufgedrängt hat, dafs man sich nämlich auch heutzutage von der unseligen Gewohnheit früherer Zeiten nur die Verschiedenheiten der Fremdsprache von der Muttersprache zu betonen, noch nicht ganz hat lostrennen können. Warum darf der Schüler nicht lernen, dafs die Grundbedeutung von vestis, indoles Kleidung, Veranlagung, Begabung ist? Warum tritt in der Kasuslehre helfen als Hauptbedeutung von iuvare auf und nicht unterstützen, wie es der Schüler früher gelernt hat? Warum erfährt der Schüler erst in der 3. Klasse, dafs piget, pudet, paenitet, taedet, miseret es ergreift Verdrufs, Scham, Reue (Unzufriedenheit), Ekel (Überdrufs), Mitleid und daneben es verdriefst, beschämt, reut, ekelt, jammert heifst? Brächte der Schüler die Kenntnis dieser zwei Bedeutungen nach Quarta mit, dann wäre die Erlernung der Konstruktion dieser Verba eine Spielerei. Eum delicti pudet = es ergreift ihn Scham über sein Vergehen, id me paenitet = dies reut mich. Wieviel Zeit liefse sich ersparen, um wieviel liefse sich die Fremdsprache dem Schüler näher rücken, wenn man einmal die Ähnlichkeiten konsequent in den Vordergrund stellen wollte! Es hat ja eine Zeit gegeben, wo dies geradezu verpönt war, und Landgraf hat sich in dieser Hinsicht grofse Verdienste erworben, die ihm nicht geschmälert werden sollen; es wäre um so erfreulicher, wenn er in der nächsten Auflage noch einen Schritt weiterginge.

Auch die Wortstellung mufs schon in den unteren Klassen beachtet werden. Warum ihre Darstellung wie die Veilchen nur im Verborgenen, d. h. unter den Anhängen blühen soll, vermögen wir um so weniger einzusehen, als sie sich organisch bei dem Pensum derjenigen Klasse eingliedern läfst, in der sie von Bedeutung wird. Bei denjenigen Erscheinungen, die einer späteren Klasse vorbehalten werden sollen, möge man eben eine Klassenziffer an den Rand setzen.

Soll in der Lehre von den Satzbestandteilen dasjenige betrachtet werden, was dem unabhängigen und abhängigen Satze gemeinsam ist, so entfällt auf die Lehre vom einfachen und zusammengesetzten Satze dasjenige, worin sie voneinander verschieden sind, also die Betrachtung der Tempora, Modi, Konjunktionen usw. Am meisten Wert müssen wir auf die Forderung legen, dafs die Arten der unabhängigen Sätze aufgeführt werden. Abgesehen von der prinzipiellen Seite, dafs die Satzlehre ohnedies überhaupt keine Satzlehre ist, ergeben sich daraus gar manche Vorteile. Realis, Potentialis, Irrealis werden dann nicht auseinandergerissen, wodurch der Lehre von den Kondizional- und Konzessivsätzen vorgearbeitet wird. Der Unterschied und Gebrauch der Negationen non und ne wird dem Schüler ohne weiteres klar, während man sonst erst weitläufiger Erklärungen bedarf, bis der Schüler begreift, warum beim Potentialis und Irrealis non zu setzen ist. Für die Erklärung der abhängigen Sätze ist eine scharfe Scheidung der

Behauptungs- und Begehrungssätze unentbehrlich, man denke nur an die doppelte Konstruktion von persuadeo, um so unentbehrlicher, als mit Recht die Entwicklung der Hypotaxe aus der Parataxe bei den abhängigen Sätzen jetzt eine so bedeutsame Rolle spielt. Es wäre dann auch unmöglich, dafs bei Landgraf im § 183, der vom Indikativ in Hauptsätzen handelt, sive—sive und quisquis auftreten. Endlich wird damit auch die richtige Stelle für die direkten Fragesätze gefunden, und somit hätte eine Regel wie die in § 211 bei Landgraf unmöglich unbeanstandet mehrere Auflagen passieren können. Hier sei ein kurzer Exkurs gestattet. Jene Regel lautet nämlich: „Die direkten Fragen sind Hauptsätze und stehen im Indikativ; über die Fragen im Coni. potentialis und deliberativus s. S. 185, 5 und 6." Sehen wir auch von dem Widerspruch ab, den diese Regel in sich enthält, wo bleiben denn die irrealen Fragen, von denen Landgraf S. 185 selbst ein Beispiel bietet: Hectora quis nosset, felix si Troia fuisset? Wie klar gestaltet sich das Sachverhältnis nach dem von uns empfohlenen System!

I. Fragesätze, welche einem Behauptungssatz entsprechen, stehen im Indik. oder Coni. potent. oder Coni. irrealis.

Ubi fuisti? Quis dubitet? Quis crederet? Qui ex bestiis fructus, nisi homines adiuvarent, percipi posset? Cic. off. 2, 4. Quid facere potuissem, nisi tum consul fuissem? Cic. Rep. 1, 6. Utrum igitur, si tum esset exstinctus, a bonis rebus an a malis discessisset? Tusc. 1, 85.

II. Fragesätze, die einem Begehrungssatze entsprechen, stehen im Coni. deliberativus.

Dafs die Fragesätze nicht zwischen die Behauptungs- und Begehrungssätze treten dürfen, wie es bei Reinhardt-Wulff geschehen ist, ergibt sich aus der Beziehung des deliberativen Konjunktivs zum Hortativ und Jussiv. Unter den Modi vermisst man in unserer Übersicht wohl den Hortativ, Prohibitiv und Konzessiv. Da wir auf diese noch ein andermal zurückkommen wollen, verweisen wir vorläufig nur auf den für unsere Grammatiker heute noch lesenswerten Aufsatz Ohlenschlagers über die Vereinfachung der termini im Jahrgang 26 S. 233 dieser Blätter. Ob die Ausrufsätze nicht Aufnahme unter die Arten der einfachen Sätze verdienen, wollen wir hier auch unerörtert lassen.

Den letzten Abschnitt der Syntax bildet naturgemäfs der zusammengesetzte Satz. Entgegen der üblichen Art die Beiordnung erst hinter der Unterordnung zu bringen, sei die Prüfung der Frage empfohlen, ob das umgekehrte Verfahren nicht dem Unterrichtsgange besser entspricht. Reiserts Forderung, die abhängigen Sätze lediglich nach ihren Arten zu gruppieren, wird wohl allgemeine Billigung finden. Wenn sich Landgraf trotzdem von den Zusammenstellungen über den Gebrauch von quod, quin, cum nicht zu trennen vermochte und wir deshalb immer noch die Kausalsätze vermissen müssen, so sei auf den Rat Menrads S. 286 am Ende hingewiesen.

Aufserhalb des Rahmens der Grammatik haben selbstverständlich die Metrik und Stilistik zu verbleiben, diese können also nur äusserlich mit ihr verbunden werden.

Es wurde hier versucht, das Problem einer richtigen Gliederung der Syntax der Lösung näher zu bringen. Inwieweit die gemachten Vorschläge Neuerungen enthalten, ergibt ein prüfender Vergleich mit den bisher üblichen Einteilungen, die oben skizziert wurden. Zugleich wurde die in den letzten Jahrzehnten immer weiter verbreitete Anschauung, die Syntax sei als Lehre von den Satzteilen und Satzarten aufzubauen, als Mafsstab an die Landgrafsche Syntax als Vertreterin einer ganzen Klasse angelegt. Als Ergebnis darf wohl festgestellt werden, dafs das Balkengerüst veraltet und nicht mehr tragfähig ist und am besten durch eine moderne Eisenkonstruktion ersetzt würde. Immerhin mufs man aber zugestehen, dafs bei einer solchen Betrachtung von einem bestimmten Gesichtswinkel aus kein richtiges Gesamtbild gewonnen wird. Da erscheinen die Schlagschatten leicht zu dunkel. Gerne hätten wir daher diese durch einige aufgesetzte Lichter gemildert; dies hätte uns aber von unserem Thema abseits führen müssen und es wird ja wohl — wir hoffen selbst darauf — bald in dieser Zeitschrift eine Besprechung folgen, in der auch das viele Gute, das die neueste Auflage gebracht hat, gebührend hervorgehoben wird.

Münnerstadt. Herm. Roppenecker.

Zu Horat. Sat. II, 2, 71 ff.

Inprimis valeas bene: nam variae res
Ut noceant homini, credas memor illius escae,
Quae simplex olim tibi sederit.

Vor allem dürftest du dich wohl befinden;
Denn wie sehr das Vielerlei
Der Speisen dem Menschen schadet, magst
Du glauben, eingedenk jener Nahrung,
Die einst in ihrer Einfachheit dir so gut
Bekommen ist.

Mag man sederit in der Bedeutung „sitzen“ = „Ruhe halten“ erklären im Gegensatz zu dem v. 75 folgenden stomacho tumultum feret oder allgemein gleich dem deutschen „sitzen“ d. i. „angemessen sein“ auffassen, das auch der Lateiner von Kleidern z. B. ita toga sedet melius et continetur, Quintil 11, 3, 161; lorica sedet pectore, Martial 7, 1 sowie übertragen gebraucht: Quam bene in humeris tuis sederit imperium! Plin. Paneg. 10, so ist in jedem Falle der logische Zusammenhang der ganzen Stelle gewahrt.

Die mir vorliegenden Erklärungen zu dieser Stelle geben aber nicht an, was Horaz unter der esca simplex verstanden haben will.

Es ist aber nicht eine beliebige einfache Speise gemeint, worauf auch schon der Singular esca hindeutet, sondern, wie durch illius angezeigt wird, „jene allgemein bekannte“ Nahrung, die dir d. h. allen oder doch den meisten Menschen „einst“ d. i. früher (nicht jetzt) gut bekommen ist. Wäre eine beliebige einfache Speise gemeint, so wäre olim in Verbindung mit sederit („gut bekommen“) schwer erklär-

lich. Treffen diese Annahmen, die dem Sprachgebrauch entnommen sind, alle zu, so kann nur an eine allgemein bekannte Nahrung gedacht sein, die einmal allen oder doch den meisten Menschen gut bekommen ist, nämlich die Muttermilch, die in doppelter Beziehung simplex genannt werden kann einmal, weil sie einfach ist d. h. jeder künstlichen Zubereitung entbehrt, wie bei Plin. 11, 117, 1: Homini cibus utilissimus simplex; acervatio saporum pestifera et condimento perniciosior und Tac. Germ. 27: Cibi simplices, agrestia poma, recens fera aut lac concretum und dann, weil sie die einzige und ausschliefsliche Nahrung ist, mit welcher der Mensch unmittelbar nach der Geburt eine Zeitlang erhalten wird.

Zu Hor. ep. I, 1, 13.

Ac ne forte roges quo me duce, quo lare tuter:
Nullius addictus iurare in verba magistri
Quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes.

Über den Sinn der ganzen Stelle besteht kein Zweifel; auch dafs lar hier in der Bedeutung Haus, Schule gebraucht werde, ist von den meisten Erklärern zum Teil mit Beziehung auf Carm. I, 29, 14: Socratica domus ausgesprochen worden; dagegen ist eine einfache Erklärung des Wortes lar neben dux noch nicht vorhanden, obwohl sie recht nahe liegt.

Horaz gibt hier wieder ein Beispiel seiner aufserordentlichen stilistischen Genauigkeit in Bezeichnung der von ihm besprochenen Gegenstände, indem er zur Darstellung der philosophischen Richtungen neben dem dux auch den lar nennt; denn die Philosophenschulen wurden zum Teil nach ihren Gründern genannt, z. B. platonische, pyrrhonische, epikureische, pythagoreische Schule, zum Teil aber auch nach den Orten, wo sie besonders gepflegt wurden, z. B. Jonische, Eleatische, Cyrenaische, Megarische Philosophie, zwei der bekanntesten Schulen aber nach den Örtlichkeiten, wo sich ihre Anhänger am liebsten aufhielten, die Stoiker und Akademiker und es unterliegt kaum einem Zweifel, dafs Horaz die letzteren mit lar habe andeuten wollen und der Vers den Sinn hat: unter wessen Führung, in welchem Hause ich mich sicher fühle d. h. an welche Philosophie ich mich anlehne, mag sie von einem Stifter oder einem Orte (Hause) den Namen tragen.

Zu Hor. ep. II, 3, 237, 238.

. . . . audax Pythias, emuncto lucrata Simone talentum. Die kecke Pythias, welche dem geprellten Simon ein Talent abgelockt hat. Es ist zweifellos, dafs der volkstümliche Ausdruck emungere, welcher an anderen Stellen die Reinigung der Nase und die dadurch gesteigerte Feinheit des Geruchs, das Klare, Scharfsinnige (Hor. Sat. I, 4, 8; Phaedr. 3, 3) andeutet, an der oben genannten Stelle die Bedeutung täuschen, prellen, betrügen haben mufs, ebenso wie bei Plautus Bacch. 5, 1, 15: Sic miserum me auro

esse emunctum; Terentius Phormio 4, 4, 1: Emunxi argento senes. Plaut. Bacch. 4, 4, 50: Emungam hercle hominem probe hodie. (Forcell.) Caecilius p. 17: Hodie me ante omnes comicos stultos senes Vorsaris atque emunxeris lautissume.

Über die Bedeutung sind alle Erklärer der Stelle einig, ein Versuch aber nachzuweisen, wie das Reinigen der Nase zu der Bedeutung betrügen kommt, ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen und doch deutet der Gebrauch bei Schriftstellern verschiedener Jahrhunderte und ganz verschiedener Richtung darauf, dafs der bildliche Ausdruck einem allgemein bekannten und volkstümlichen Vorgang entlehnt sein mufs.

Und nun ist ein solcher Vorgang da, wobei die Gebärde des Nasenreinigens zur Täuschung des scheinbar Gereinigten und der übrigen Anwesenden benutzt wird; denn es gehört zu den bekanntesten. namentlich von umherziehenden Taschenspielern geübten Kunststücken ein Geldstück, einen Ring oder sonst einen kleinen Gegenstand scheinbar unter die Zuschauer zu werfen und dann einem besonders klug und erstaunt aussehenden Zuschauer mit Daumen und Zeigefinger über die Nase herunterzufahren, aus welcher dann der weggeworfene Gegenstand von dem Künstler vor den Augen der getäuschten Zuschauer herausgenommen wird, und so kam wahrscheinlich emungere zur Bedeutung täuschen, betrügen. Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit dadurch, dafs auch das entsprechende griechische Wort *ἀπομύσσω* nach Hesychius in der Bedeutung *ἐξαπατᾶν, γοητεύειν* gebraucht wurde; das letzte Wort bezeichnet aber geradezu die Tätigkeit des Zauberers, Taschenspielers und namentlich nach Plutarch Sollertia anim. 3, p. 143 (mor. pag. 961 D) die Augentäuschung (*ἡδονῆς τῷ μὲν δι' ὤτων ὄνομα κήλησίς ἐστι, τῷ δὲ δι' ὀμμάτων γοητεία*).

Überdies wird durch Alciphron III, 20. p. 48 Meineke jeder Zweifel darüber beseitigt, dafs der erwähnte Kunstgriff auch den alten Taschenspielern geläufig war.

Zu Hor. ep. II, 3, 406.

Ludusque repertus
Et longorum operum finis. — ne forte pudori.

Dafs die Worte ludusque repertus sich auf die Erfindung des Dramas beziehen, darüber sind alle Erklärer einig; auch die Deutung der folgenden Worte et longorum operum finis wird in allen mir vorliegenden Ausgaben, soweit sie überhaupt eine Erklärung enthalten, übereinstimmend als Erholung von den Arbeiten des täglichen Lebens, namentlich von den Arbeiten des Landmannes aufgefafst. Kiefsling sagt: „ludus erläutert durch et operum finis geht auf das dramatische Spiel der agricolae prisci condita post frumenta, levantes tempore festo corpus et ipsum animum spe finis dura ferentem. Hor. ep. II, 1, 139."

Krüger erklärt mit Bezug auf dieselbe Stelle: die szenische Poesie, bei öffentlichen Festen zur Erholung von den Anstrengungen der Arbeit; daher operum finis.

Die Stelle läfst aber auch eine ganz andere Deutung zu, die mir bis jetzt in den Ausgaben noch nicht begegnet ist.

Fassen wir nämlich die Reihenfolge der von Horaz vorher angegebenen Stoffe der Dichtung ins Auge, so ergibt sich, dafs er, beginnend von den sagenhaften Dichtern Orpheus und Amphion, übergeht zu dem Epiker Homer und den in epischem oder elegischem Versmafse abgefafsten Dichtungen des Tyrtäus, den Orakelsprüchen und Lehrgedichten, hierauf zu der lyrischen Poesie, für welche er bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes nur die Oden zu Ehren der Könige anführt (gratia regum Pieriis tentata modis), und zum Schlusse die Erfindung des Dramas erwähnt mit dem Zusatze et longorum operum finis.

Die Anfügung mit et weist diesen Zusatz lediglich der letztgenannten Dichtungsgattung zu und ich möchte ihn daher übersetzen: und (so oder damit) der Abschlufs, das Endziel langer Bemühungen. Damit wollte Horaz das Drama als das letzte und höchste bis dahin erreichte Gebiet der Dichtung bezeichnen, dem ja der gröfste Teil der sog. ars poëtica gewidmet ist, und er fährt dann fort: ne forte pudori sit tibi Musa Lyrae sollers et cantor Apollo „deswegen brauchst du dich gerade nicht der leierkundigen Muse zu schämen und des Sängers Apollo“ d. h. deswegen brauchst du (oder braucht man) sich nicht zu schämen, wenn man nur Lyriker ist: denn neben der höchsten dichterischen Kunst, dem Drama, hat auch die Lyrik noch ihren Wert. Nur so ist ein ungezwungener Zusammenhang hergestellt und die Erklärung bleibt völlig innerhalb des Gedankens unserer Dichtung, ohne dafs man zur Erklärung von finis die Erntefeste und zum Verständnis des ne tibi sit pudori die allgemeine Anschauung der Römer herbeiziehen mufs, welche die Beschäftigung mit der Poesie geringschätzig behandelt habe, also Dinge, welche mit dem Gedichte nicht in selbstverständlichem Zusammenhang stehen und auch vom Dichter in unserem Gedichte nicht erwähnt worden sind.

Ferner spricht für meine Deutung die stilistische Anordnung des Ganzen; denn bei jeder Dichtungsgattung finden wir einen für dieselbe charakteristischen Zusatz herausgegriffen aus dem reichen Wirkungskreise der Dichtung und die höchste Gattung, das Drama, sollte mit der matten Bemerkung abgespeist werden, dafs es zur Erholung nach langer Arbeit zu dienen habe, während doch diese Aufgabe nicht für das dramatische Gedicht allein, sondern für jede Art der Dichtung, ja für jede Kunst überhaupt in Anspruch genommen werden kann! Ein so inhaltsloser Zusatz verträgt sich nicht mit der stilistischen und dichterischen Kunst des Horaz, der selbst bei gleichgiltigeren Dingen alles Nichtssagende meidet und sicherlich der höchsten Blüte des dichterischen Schaffens eine so unwesentliche Bestimmung nicht zugedacht hätte.

München. Dr. Fr. Ohlenschlager.

Neuere Literatur über Palladius.

In dem Agrumi betitelten Kapitel seines reizvollen Werkes „Kulturpflanzen und Haustiere etc." schliefst Viktor Hehn die Darstellung der Naturalisation der Zitronat-Zitrone in Italien mit den Worten ab: „So war denn im Lauf der ersten christlichen Jahrhunderte der immergrüne Baum, der die goldenen Äpfel trug, wirklich in Italien naturalisiert worden, erst in Kübeln, mit zweifelhaftem Erfolge, dann durch Mauern gegen Norden, im Winter durch Bedeckung geschützt, endlich in erlesenen Paradiesen auch völlig im Freien, und damit durch ein weiteres Beispiel bewiesen, dafs die Kaiserjahrhunderte, diese Epoche unrettbaren, beschleunigten Verfalls, doch auch in manchen Zweigen menschlichen Schaffens, wie in Austausch und technischer Verwertung der Naturobjekte der verschiedensten Länder, eine aufwärts gerichtete Entwickelung zeigen." Jenen Nachweis, dafs Citrus medica Cedra im 4. Jahrhundert in Italien im Freien gedieh, konnte Hehn durch die Stelle eines wenig bekannten Schriftstellers führen, der keinen Anspruch, die Wissenschaft zu fördern, erhob, sondern nur Lehren für den praktischen Ökonomen zusammenstellte. Es ist Palladius, dem die benützte wertvolle Notiz[1]) verdankt wird. Das letzte Jahr hat einiges zur Literatur über diesen scriptor rei rusticae gebracht.

Zunächst hat Martin Schanz das Büchlein des Palladius in einer ausführlichen Darstellung im 4. Bande seiner Geschichte der römischen Literatur gewürdigt. U. a. zeigt er, dafs dasselbe einen Niedergang des landwirtschaftlichen Faches in der Literatur bezeichnet, aber dem Verständnisse und Interesse des Landmannes entspricht. Er weist auch auf die allgemeine Bedeutung der Schrift für die Kenntnis des römischen Lebens hin. Aus den allgemeinen landwirtschaftlichen Anweisungen des einleitenden Buches hebt er ansprechende Sätze heraus: fecundior est culta exiguitas quam magnitudo neglecta; in rebus agrestibus maxime officia iuuenum congruunt, imperia seniorum. Über die Zeit des Palladius äufsert er sich vielleicht allzu vorsichtig dahin, dafs dieser Schriftsteller dem 4. Jahrh. angehören werde (allerdings wird in der Zeittafel Seite XIII des Palladius zum Jahre 371 gedacht). Die Sichtung der Quellen ist nicht vollständig durchgeführt. Diese hat jetzt Meinrad Sirch zu einem gewissen Abschlusse geführt in seiner vortrefflichen Abhandlung: Die Quellen des Palladius in seinem Werke über die Landwirtschaft. Freising 1904.

Die Schrift bietet mehr als der Titel verspricht; denn es wird in ihr und zwar in anziehender Darstellung alles zusammengefafst, was sich über die Persönlichkeit des Schriftstellers feststellen läfst:

[1]) IV, 10, 16: Asserit Martialis apud Assyrios pomis hanc arborem nunquam carere: quod ego in Sardinia et in territorio Neapolitano in fundis meis comperi (quibus solum et coelum tepidum est et humor exundans) per gradus quosdam sibi semper poma succedere, cum maturis se acerba substituant, acerborum uero aetatem florentia consequantur, orbem quendam continuae foecunditatis sibi ministrante natura.

es werden Anlage, Inhalt, Form und Zweck des Werkes, auch sein Fortleben im lateinischen Mittelalter behandelt. Daraus ist hervorzuheben, dafs Palladius nicht nur für die agricultura, res pecuaria und die villatica pastio Weisungen gegeben sondern alles, was mit der Landwirtschaft zusammenhängt, sogar die Herstellung der ländlichen Gebäude berücksichtigt hat. Sirch kommt, indem er zur genaueren Bestimmung der Zeit die Abhängigkeit des Palladius von Anatolius verwertet, zu dem Ergebnisse, dafs die Schrift dem Ende des 4. oder dem Anfange des 5. Jahrhunderts zuzuweisen sei. Voraussetzung bleibt freilich, dafs dieser Anatolius mit dem praefectus praetorio Illyrici identisch sei, welcher nach Ammianus Marcellinus i. J. 360 gestorben ist. Das fünfte Jahrhundert hatte übrigens auch schon Viktor Hehn a. a. O. (6. Aufl., S. 433 f.) in Betracht gezogen.

Palladius stellt sich als praktischen Landwirt und seine Lehren vielfach als die Ergebnisse eigener Erfahrung hin. Aber trotzdem hat er unzweifelhaft den gröfsten Teil des Werkes aus älteren Quellen geschöpft. Er führt auch die meisten Schriftsteller, die er benützt hat, an. Doch sind die Namen Democritus, Aristoteles, Apulejus und Mago aus seiner Quelle mitherübergenommen. Auf Cato scheinen zwei Stellen zurückzugehen; aber es ist wenig wahrscheinlich, dafs Palladius gerade diese beiden aus einem damals vergessenen Schriftsteller entlehnte, ebensowenig als dafs eine direkte Entlehnung aus Varro stattgefunden hat. Auch Plinius war nicht unmittelbare Quelle; jene Stellen des Palladius, zu denen sich Parallelen in der naturalis historia finden, sind aus Gargilius Martialis genommen, der den Plinius benützt hat. Es können daher nur Columella, Gargilius Martialis, Fauentinus und die den Geoponika zugrunde liegenden Kompilationen des Anatolius und Didymus als Quellen bezeichnet werden.

Den gröfsten Teil seines Werkes hat Palladius dem ausführlicheren Werke des Columella entlehnt: den Anbau der Äcker, Wiesen und Weinberge sowie die Zucht und Pflege der Haustiere, auch die Anweisungen über die Bienenzucht. Die Abschnitte de hortis und de pomis hat er aus Gargilius Martialis geschöpft. Für diejenigen Teile, welche die Herstellung der ländlichen Gebäude zum Gegenstande haben, benützte er, wie schon früher H. Nohl gezeigt hatte, den Auszug des M. Cetius Fauentinus. Aus Anatolius und Didymus hat er besonders alles das genommen, was sich auf die Behandlung des Weines, die Herstellung von Kunstwein und anderen Getränken, das Einmachen von Früchten u. dgl. bezieht; es stammen aber von diesen Kompilatoren auch jene albernen und abergläubischen Dinge, von denen die landwirtschaftlichen Bücher der Griechen strotzten. —

Der wertvollste Teil der Abhandlung ist die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Palladius und Plinius. Ich erachte sie für die Hauptleistung. Sirch zeigt, dafs sich für jene Abschnitte des Palladius, welche die Überschrift de hortis und de pomis tragen, die meisten Parallelstellen bei Plinius nachweisen lassen. Dafs die Abschnitte de pomis aus Martialis genommen sind, tritt durch den Fund Angelo Mais, die Neapler Gargiliusfragmente (auct. class. 1, 412,

Rom 1828), klar zutage, bezüglich der anderen besteht wenigstens hohe Wahrscheinlichkeit. Nun ist aber, wie aus den genannten Fragmenten hervorgeht, die nat. hist. von Gargilius Martialis benützt worden; nichts nötigt also da, wo Palladius und Plinius sich berühren, eine direkte Benützung des letzteren durch Palladius anzunehmen, um so weniger, als die erhaltenen Fragmente des Gargilius eine auffallende Übereinstimmung mit Palladius zeigen, während die Stellen des Plinius nach Form und Inhalt in der Regel stark abweichen.

Seite 19 wird Palladius IX, 5 mit Columella II, 10, 23, XI, 3, 47, 59, Plinius XIX, 83—85 und den Geoponika XII, 22, 1 verglichen. Sirch bezeichnet es als unwahrscheinlich, dafs Palladius hier 3 verschiedene Quellen ineinander gearbeitet habe. Mag sein; aber es soll doch dem gegenüber daran erinnert werden, dafs Palladius nicht selten seine Kapitel aus verschiedenen Vorlagen zusammenstellte; vgl. S. 26: „nachdem er im Eingang die Vorschrift des Columella mitgeteilt, fügt er noch einige andere Methoden an, die er anderen Gewährsmännern verdankt". — Einige wenige auf Fauentin bezügliche Fragen harren noch der Lösung. Sirch denkt bei jenen wenigen Stellen, an denen Palladius dem Vitruv näher steht als dem Fauentin, nicht an eine Benützung Vitruvs; er hält die Übereinstimmung für zufällig; er nimmt auch da, wo Palladius mehr bietet, keine Nebenquelle an; einige selbständige Zusätze, heifst es Seite 30, darf man dem Palladius wohl zutrauen; aufserdem ist die Überlieferung des Fauentin ziemlich lückenhaft. Weitere Erforschung der Geoponika wird auch noch manchen Beitrag zu Palladius liefern. Die vortrefflichen Aufsätze von E. Oder im Rhein. Museum f. Ph. N. F. Bd. 45 und 48 sind von Sirch verwertet worden. Dafs in der Frage der Benützung des Liber de arboribus Columellas das letzte Wort schon gesprochen sei, kann ich nicht recht glauben.

Kein anderer landwirtschaftlicher Schriftsteller des Altertums wurde im lateinischen Mittelalter so viel gelesen und abgeschrieben wie Palladius. Erwähnt wird er von Kassiodor und Isidor, gekannt und benützt haben ihn Albertus Magnus, Vinzenz von Beauvais und Pietro de Crescenzi; Franzosen, Italiener und Deutsche haben ihn in ihre Sprache übersetzt. 1896 ist eine mittelenglische Übertragung gedruckt worden: The Middle-english translation of Palladius de re rustica, edited with critical and explanatory notes by M. Liddel. P. I., Berlin.

Der zweite Teil gibt den Nachweis der Quellen im einzelnen. Benützt ist für denselben Schneiders Kommentar; doch ist dessen Quellennachweis vielfach berichtigt und bedeutend erweitert. Es gilt nun, die Quellenstellen für die Kritik des Textes zu verwerten; damit kann schon begonnen werden, ehe noch das gröfsere Werk des Columella in neuer Ausgabe erschienen ist.

Neuburg a. D. Karl Rück.

Methodische Behandlung der Zinseszins- und Rentenrechnung.

In der Zinseszins- und Rentenrechnung kann man bekanntlich mit folgenden 3 Formeln alle hiehergehörigen Aufgaben lösen:

1. $$k = a q^n,$$

wobei k das Schlufskapital, a das Anfangskapital, $q = 1 + \frac{p}{100}$ den Zinsfaktor, p den Zinsfufs und n die Anzahl der Jahre bedeutet.

2. $$s_e = r \frac{q^n - 1}{q - 1} \text{ und}$$

3. $$s_a = r q \frac{q^n - 1}{q - 1},$$

hier haben r die Bedeutung einer jährlich einzuzahlenden Summe (Rente), s_e und s_a die jeweiligen Schlufskapitalien nach n Jahren, wenn die jährlichen Einzahlungen am Ende resp. am Anfang des Jahres geschehen. Dabei sollen im nachfolgenden nur ganzjährige Zinstermine in Rechnung gezogen werden.

Den Schülern müssen nun zunächst die Entwicklungen und Bedeutungen dieser drei Formeln klar gemacht werden. Betrachtet man sie dann von einem gemeinsamen Gesichtspunkte aus, so findet man sofort, dafs alle drei Zukunftswerte vorstellen, d. h. dafs sie erst nach n Jahren, von der Gegenwart an gerechnet, entstehen.

Dieser Übereinstimmung in der Zeit soll nun ähnlich wie in den geometrischen Formeln dadurch Ausdruck verliehen werden, dafs man den drei obigen Ausdrücken die nämliche Dimension in bezug auf die Zeit zuschreibt, in diesem Falle die Dimension n (abgek. Dn), a als Barwert oder gegenwärtiger Wert hat die Dimension O (DO) Aus der Formel 1 ersieht man sofort, dafs sich DO in Dn überführen läfst, indem man den Ausdruck von DO mit q^n multipliziert und umgekehrt, weil

$$a = \frac{k}{q^n}$$

die Dn in DO übergeht, wenn man durch q^n dividiert. Will man also s_e und s_a auf die Dimension O bringen, so ergeben sich $\frac{s_e}{q^n}$ und $\frac{s_a}{q^n}$. Ist ein Ausdruck von Dt in die Dm überzuführen, so geschieht dies auf dem Umweg über DO, also durch Division mit q^t und nachfolgende Multiplikation mit q^m. Z. B. eine nach 5 Jahren zu leistende Zahlung von 1000 M. soll in eine nach 3 Jahren zu zahlende verwandelt werden; Lösung: $\left(\frac{1000}{q^5} q^3\right)$ M. Für Werte der Vergangenheit gibt man der Anzahl der verstrichenen Jahre das negative Vorzeichen; z. B. Welchen Wert hatten 100 M. vor 20 Jahren von jetzt ab gerechnet? Lösung: $\left(\frac{100}{q^{-20}}\right)$ M. $= (100\, q^{20})$ M.

Will man nun die in ein und derselben Aufgabe vorkommenden Ausdrücke miteinander vergleichen, so müssen sie sämtlich gleiche Dimensionen haben; deshalb gilt der Grundsatz:

Beim Aufstellen der Gleichungen in der Zinseszins- und Renten-Rechnung müssen alle Glieder der beiden Seiten der Gleichungen homogen sein.

Das oben Aufgestellte soll zur Behandlung einiger Aufgaben dienen.

1. Welchen Wert erreicht ein auf Zinseszins zu p% angelegtes Kapital von a M. in n Jahren, wenn es aufserdem am Schlusse jedes Jahres um den gleichen Betrag r M. vermehrt oder vermindert wird?

Der gesuchte Wert S ist von Dn, also müssen auch die beiden anderen Glieder der Gleichung die Dn haben, dieselben ergeben sich aus den Formeln 1 und 2, also

$$S = a\,q^n \pm r\,\frac{q^n - 1}{q - 1}$$

2. Jemand hat nach n_1 Jahren c_1 M., nach n_2 Jahren c_2 M. und nach n_3 Jahren c_3 M. ohne Zinsen zu zahlen; wenn er nun seine sämtlichen Verpflichtungen nach n Jahren abtragen will, wie viel hat er dann zu zahlen?

Beträgt die einmalige Zahlung nach n Jahren x M., so ist diese von Dn; bringt man die anderen Werte auf die Dn so erhält man die Gleichung

$$x = \left(\frac{c_1}{q^{n_1}} + \frac{c_2}{q^{n_2}} + \frac{c_3}{q^{n_3}}\right) q^n$$

3. Eine nachschüssige Rente r läuft noch n Jahre; dieselbe soll durch die einmalige Zahlung von nr abgelöst werden; nach wie viel Jahren wäre dies möglich?

Die Ablösung geschieht nach x Jahren, dann ist nr von Dx und s_e von D_n, also

$$nr = \frac{s_e}{q^n}\,q^x \quad (Dx)$$

$$\text{oder}\quad \frac{nr}{q^x} = \frac{s_e}{q^n} \qquad (Dn)$$

4. Jemand hat vor n Jahren a M. auf Zinseszins gelegt, um sich von jetzt ab eine vorschüssige Rente r zu sichern. Auf wie viel Jahre kann er dieselbe geniefsen?

Auf x Jahre; man bringt beide Ausdrücke auf die DO.

$$a \text{ auf } DO \text{ gebracht gibt } \frac{a}{q^{-n}} \text{ oder } a\,q^n$$

$$rq\,\frac{q^x - 1}{q - 1} \text{ auf } DO \text{ gebracht gibt } \frac{rq}{q^x}\;\frac{q^x - 1}{q - 1}, \text{ also}$$

$$aq^n = \frac{rq}{q^x}\;\frac{q^x - 1}{q - 1}.$$

5. Von einer vorschüssigen Rente von 2000 M., die 25 Jahre lang läuft, hat der Rentner 5 Jahre lang nur 1000 M. entnommen. Wenn er nun von jetzt ab eine nachschüssige Rente von 2500 M. 15 Jahre lang geniefsen will, welche Abfindungssumme kann er beanspruchen?

Die Abfindungssumme betrage x (DO); die erste Rente auf DO gebracht $\frac{2000\,q}{q^{20}}\;\frac{q^{25} - 1}{q - 1}$; die zweite $1000\,q\,\frac{q^5 - 1}{q - 1}$ (DO); die dritte

Rente $\frac{2500}{q^{15}} \cdot \frac{q^{15}-1}{q-1}$ (*DO*). Die Gleichung lautet dann:

$$x = \frac{2000 \cdot q}{q^{20}} \, \frac{q^{15}-1}{q-1} - 1000\, q \, \frac{q^{5}-1}{q-1} - \frac{2500}{q^{15}} \cdot \frac{q^{15}-1}{q-1}.$$

Sehr vorteilhaft ist es auch, wenn man, wie in Heis Sammlung von Beispielen aus der Algebra V. Abschnitt 48a angedeutet, die Formel für die nachschüssige Rente ohne Benützung geometrischer Reihen auf folgende Weise herleitet. Die Rentenanstalt könnte die jährliche Rente r so bezahlen, dafs sie ein Kapital $\frac{100\, r}{p}$ bereit stellen und dem Rentner den Zinsgenufs n Jahre lang gestatten würde. Der Rentner könnte dann die erhaltenen Renten auf Zinseszinsen legen, das wären also die Zinseszinsen von $\frac{100\, r}{p}$ in n Jahren oder

$$\frac{100\, r}{p} q^{n} - \frac{100\, r}{p} = \frac{100\, r}{p} (q^{n} - 1)$$

$$= r \, \frac{q^{n}-1}{\frac{p}{100}} = r \, \frac{q^{n}-1}{1 + \frac{p}{100} - 1} = r \, \frac{q^{n}-1}{q-1}.$$

Die obige Methode läfst sich mit ganz geringen Änderungen auch dann anwenden, wenn der Zinsfufs ein wechselnder und andere Zinstermine gegeben sind.

Münnerstadt. Joh. Faulland.

Die Verteilung des Geschichtsstoffs auf der Unterstufe.

Über die Verteilung des Geschichts-Lehrstoffs auf der Unterstufe sagt die Schulordnung (§ 14 Abs. 7, 8 u. 9): „In der dritten Klasse wird der Geschichtsunterricht mit der Erzählung der anziehendsten Sagen des klassischen Altertums eingeleitet. An diese reiht sich ein elementarer Kursus der alten Geschichte bis auf Augustus ... In der 4. Klasse wird ... die römische Kaisergeschichte und die deutsche Geschichte bis zum Ende des Mittelalters ... behandelt. In der 5. Klasse ist die deutsche Geschichte bis auf die neuere Zeit fortzuführen. ...“

Dafs diese Forderungen sehr wohl erfüllbar sind, soll hier nicht bestritten werden. Es sei aber gestattet auf ein paar Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich bei ihrer praktischen Durchführung ergeben! Möchte es sich dann zeigen, dafs diese durch ein ziemlich einfaches Mittel beseitigt werden könnten!

Gewisse Hindernisse verursacht zunächst die Verweisung der römischen Kaisergeschichte in die 4. Klasse. Hier ist nämlich der Lehrer genötigt zunächst einmal die römische Geschichte im Überblick zu repetieren, dann das Bild Cäsars ausführlicher zu gestalten um Oktavians Stellung verständlich zu machen, endlich Oktavians Leben bis zur Schlacht von Aktium noch einmal zu behandeln, ohne dafs trotz alledem eine engere Verbindung zwischen der römischen Königs-, republikanischen und Cäsarenzeit erreicht würde.

Denn den Schülern liegt nach den Ferien die Zeit vor der Schlacht von Aktium in meilenweiter Ferne. Da die Kaiserzeit auch mit der deutschen Geschichte nur lose zusammenhängt, so scheint sie ihnen zuletzt ganz in der Luft zu hängen.

Ähnliche Schwierigkeiten verursacht die Behandlung Maximilians I. zu Beginn des Geschichtsunterrichts in der 5. Klasse. So sehr dieser Kaiser als ein Kind der Übergangszeit anzusehen ist, nach seiner Politik und als „die letzte Heldengestalt des scheidenden Mittelalters“ gehört er auch zu seiner Geschichte. Sein Name ist untrennbar von der burgundischen Frage und von Friedrichs III. Rückkehr nach Österreich. Der Landshuter Erbfolgekrieg aber, unter seiner Mitwirkung ausgefochten, bildet für Bayern gewissermafsen das Ende des Mittelalters (wie die Wiederherstellung der Wittelsbachermacht und das Primogeniturgesetz den Anfang einer neuen Zeit). Werden diese Tatsachen in der 5. Klasse erst behandelt, so sind zeitraubende Rekapitulationen und Rückblicke nötig — auch hier ohne wirklichen Nutzen; denn auch hier liegen nach den Ferien den Schülern diese Dinge allzu ferne. Auch der etwaige Einwand, dafs unter Maximilian die Reformation begann, war nicht stichhaltig. Denn sie nahm ihren Anfang nicht viel mehr als ein Jahr vor seinem Tode und der Kaiser hat in keiner Weise mehr in ihren Gang eingegriffen. Er gehört also höchstens rein äufserlich der Neuzeit an, nicht seinem Wesen nach. Was die Zugehörigkeit der Geschichte des Humanismus und der Entdeckungen betrifft, so verweise ich auf O. Jäger in Baumeister, Handb. d. E. u. U. VIII, 81 f.

Endlich noch ein dritter Punkt! Die ganz allgemeine Fassung des letzten eingangs angeführten Satzes „bis auf die neuere Zeit“ (vgl. dagegen Abs. 10!) gibt doch zu denken. Sie beruht offenbar auf der Erkenntnis, dafs die wenigsten Lehrer bei der Behandlung der Geschichte in der 5. Klasse soweit kommen können, als eigentlich wünschenswert wäre. Der Stoff, zu dessen Bewältigung in jeder Klasse gleichviel Stunden zur Verfügung stehen, nimmt eben nicht blofs an Masse zu sondern auch an Komplikation. Und die ineinander verschlungenen Fäden den Schülern zu entwirren bedarf mehr Zeit und Arbeit, als man meinen sollte. So ist der Lehrer zuletzt noch froh, wenn sich die Jahre 1848—1871 nur wenigstens kursorisch behandeln lassen; denn auf der Unterstufe verlangen die Schüler geradezu sehnsüchtig darnach von 1870/71 zu hören; wer freute sich da nicht das Eisen zu schmieden, solange es heifs ist? Aber das ist es eben: Soweit kommt man meistens nicht.

Und doch! Man könnte soweit kommen! Freilich die Zeit Maximilians I. müfste dann schon in der 4., die römische Kaisergeschichte noch in der 3. Klasse behandelt werden, die Sagengeschichte aber wäre dem Deutschen der 2. Klasse anzugliedern. Die Verweisung der Sagen an den deutschen Unterricht schon dieser Stufe ist nicht neu. Diese Anschauung vertritt — abgesehen von der Münchener Anstalt, wo Verfasser sein praktisches Jahr durchzumachen die Ehre hatte — u. a. auch Oskar Jäger (Lehrkunst und Lehrhandwerk,

Wiesbaden 1897, S. 102; vgl. auch Baumeister, Handb. d. E. u. U. VIII, 12).

Schädlich würde die erwähnte Verschiebung nie wirken. Denn Sage und Geschichte sind durchaus ohne engen Zusammenhang. Wenn auch einige, z. B. die trojanische, die Argonauten-, die Theseussage, einen geschichtlichen Kern enthalten, so bleibt der doch meistens so verhüllt, dafs er den Schülern selbst dann nicht dauernd zum Bewufstsein kommt, wenn man sie besonders darauf aufmerksam macht. Sie empfinden offenbar richtig die griechischen Sagen als Dichtungen. Auch unmöglich ist die Behandlung dieses Stoffes in der 2. Klasse nicht. Das weifs der Verfasser aus eigener Erfahrung. Wenn man nur den Jungen einigermafsen an die Hand geht, beispielsweise die vorkommenden Eigennamen an die Tafel schreibt, das Erzählte disponiert, Pläne und Skizzen rekapituliert: dann braucht man nicht zu fürchten, dafs dieser Lehrstoff mehr Schwierigkeiten macht als in der 3. Klasse. Auch erfährt der deutsche Stoff des 2. Kurses, da er an sich nicht umfangreich ist, eher eine Bereicherung als eine Belastung. Dafs es aber bereits möglich wurde die klassischen Sagen den Kleinen auf dieser Stufe zugänglich zu machen, das beweisen z. B. die letzten Jahresberichte des Münchener Wilhelmsgymnasiums, wo dieser Lehrstoff auch zur Übung im Nacherzählen diente, das ohnehin für diese Stufe vorgeschrieben ist, sowie auch die der Gymnasien von Lohr und Schweinfurt.

Somit kann es sich höchstens noch fragen: Ist die erwähnte Verschiebung für die Schüler denn nützlich? Nach dem bereits Gesagten dürfte dies zweifellos der Fall sein. Es mag daher nur kurz folgendes noch Erwähnung finden:

Die Veränderung nützt der 2. Klasse, denn sie bringt Abwechslung in den Lehrstoff. Auch sind die Taten des Herakles, die Abenteuer des Theseus, die Irrfahrten des Odysseus Dinge, die einen Jungen in diesem Alter ganz besonders interessieren. Endlich finden sie im Deutschen womöglich noch mehr Anklang als in der Geschichte. Denn „dort", so ist die kindliche Auffassung, „mufs ich's »nur nacherzählen«, in der Geschichte aber »lernen«".

Für den Geschichtsunterricht in der 3. Klasse aber sind mindestens 6—7 Stunden gewonnen. In dieser Zeit läfst sich die römische Kaiserperiode wohl behandeln, was wiederum eine einheitliche und ununterbrochene Betrachtung der gesamten alten Geschichte ermöglicht.

Andererseits ist damit aber auch die 4. Klasse entlastet, so dafs hier ohne Hast die Geschichte Maximilians I. durchgenommen werden kann. Rekapitulationen am Ende des Jahres beseitigten dann die gefährlichen, klippenreichen Rückblicke zu Beginn der 5. Klasse.

Für diese endlich käme ein Gewinn von mindestens 3—4 Stunden heraus, um deren Verwendung man nie verlegen sein wird.

Der Hauptnutzen aber bestände in einer einheitlicheren Gestaltung des Geschichtsstoffs der einzelnen Klassen und in einer übersichtlicheren Auffassung desselben durch die Schüler.

Lindau. Fr. Ernst.

Friedrich Ratzels letztes Werk.[1])

Friedrich Ratzel widmet sein Buch „Über Naturschilderung“ „allen Naturfreunden, besonders denen, die als Lehrer der Geographie, der Naturgeschichte oder der Geschichte den Sinn für die Gröfse und Schönheit der Welt in ihren Schülern wecken wollen“. Ein herbes Geschick hat es gefügt, dafs dieses Werk sein letztes Vermächtnis werden sollte. Allzufrüh hat der Tod dem Wandern und Schauen, Sinnen und Schaffen des Unermüdlichen ein Ziel gesetzt. Mit wehmütiger Freude erkennt eine schöne Gemeinde treuer Freunde und dankbarer Schüler in diesem Buche noch einmal die Züge eines Meisters der Naturbeobachtung und Naturschilderung in ihrer ausgesprochenen Eigenart. Manch inneres und äufseres Erlebnis spiegelt sich hier wider, von der glanzdurchflossenen Erinnerung an die Entdeckungsfahrten des Knaben in den grünen Wildnissen des Altrheins bis zur feinabgewogenen Schilderung der Natur, wie sie den Scheidenden umgab: „Von meinem kleinen Fenster in der westlich gelegenen Stube sehe ich in die Krone des Lindenbaumes hinein, wo alles schweigt; jedes Blatt steht wie eine Silhouette dunkel vor dem trüben Himmel. In einiger Zeit wird die Sonne ihre letzten Strahlen durch einen Spalt in den weichen Wolken herübersenden, dann werden die Blätter an den Rändern goldig schimmern und darauf tief violett oder fast blauschwarz vor der Glut der Abendwolken stehen. Später streift dann wohl ein leiser Hauch durch die Blätter und sie regen sich leise, als ob sie aufwachten.“ [2]) Aber seine Betrachtungen fufsen nicht nur auf der Kenntnis heimischer und fremder Landschaft, deren Züge sein Gedächtnis mit erstaunlicher Treue festhält, sondern er lernt ebenso an den landschaftlichen Darstellungen der Maler, von Dürer und Lionardo bis zu Millet und Thoma. Und dann bietet ihm seine Vertrautheit mit der deutschen Naturpoesie und Naturschilderung und mit den besten Werken des Auslandes eine Fülle von Anregungen und Belegen.[3])

Auf dieser Grundlage bestimmt er zunächst die Stellung der Natur- und Landschaftsschilderung in der Wissenschaft und zeigt ihre Beziehungen zu den Grenzgebieten. Als Aufgabe weist er ihr zu die Darstellung des Schönen und des Erhabenen in der Natur. Die eingehende Erörterung dieser beiden Begriffe bildet wohl den Höhepunkt

---

[1]) Über Naturschilderung. Von F. Ratzel. Mit 7 Bildern in Photogravüre. München und Berlin bei R. Oldenbourg 1904. IV u. 394 Seiten. (Die Vorrede trägt das Datum des 20. Juli.) Geboren am 30. August 1844 in Karlsruhe erlag Ratzel am 8. August 1904 einem Schlaganfalle. Seinen Lebensgang und sein vielseitiges Schaffen schildert kurz und treffend Sigmund Günther in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 26. August 1904.

[2]) A. O. S. 199 und S. 159.

[3]) Das sorgfältig gearbeitete Register gibt Aufschlufs über die herangezogenen Künstler, Dichter und Gelehrten; Anmerkungen am Schlusse der einzelnen Abschnitte bringen die genauen Nachweise für die ausgeschriebenen Stellen. Ratzels Biograph wird daraus ein interessantes Bild seiner literarischen und künstlerischen Neigungen entwickeln können, während manch wertvoller Hinweis besonders den Lehrer der Erdkunde zu Dank verpflichtet

seiner Darlegungen. Hierauf untersucht er die Mittel, die der Naturschilderung hiefür zu Gebote stehen. „Das Wandern bedeutet für den Beobachter der Landschaft die fortgesetzte Anregung zum vergleichenden Sehen und Beobachten . . . Was uns in der Heimat nicht mehr auffällt, tritt uns in neuen Umgebungen mit erhöhtem Reize entgegen." Er führt aus, wie der Beobachter zum Entdecker werden kann und was ihn Poesie und Malerei zu lehren vermag. Gebührend hebt er auch den Wert des Reisetagebuches hervor.

Für die Form der Darstellung, deren Betrachtung er sich jetzt zuwendet, ist die Wahl der Worte wichtig. Treffende Benennungen der Gegenstände und ihrer Eigenschaften bilden den Kern der Schilderung, in welche das lebendige Zeitwort natürliche Bewegung hineinträgt. Dabei soll der ganze Reichtum der durch die schärfere Naturbeobachtung unserer Tage gewonnenen Bezeichnungen ausgenützt werden, während für die Anwendung von Bild und Vergleich Mafs und Vorsicht empfohlen wird. Das Beste allerdings, dessen der Schilderer der Natur bedarf, läfst sich nicht lehren. Denn „nur dann spricht seine Sprache zu unserm Herzen, wenn von seinem Herzen Blut und Pulsschlag darin ist."

Wie das gemeint sei, erkennen wir am besten, wenn wir uns von der Besprechung des Inhaltes jetzt zur Prüfung der formalen Seite von Ratzels Buch wenden. Es ist wirklich mit dem Herzen geschrieben. Auf der anregenden und überzeugenden Darstellung liegt kein Stäubchen trockener Lehrhaftigkeit und Langeweile. Mit knappen Worten stellt er sich die Aufgabe, weifs den überreich zuströmenden Stoff durchsichtig zu gliedern, baut einfache Sätze und wählt ohne übertriebene Scheu vor dem Fremdwort den zutreffenden Ausdruck oder schafft einen neuen. Er spricht von Jean Pauls „weltoffenem Gemüt" oder von der „Naturabschrift" einer Gegend. „Ich höre nicht die bayerischen Alpen nennen," sagt er S. 222, „ohne vor mir einen kantigen und rissigen, lichtgrauen Dolomitblock zu sehen, den schwarzgrüne Legföhrenzweige und das fröhliche bräunliche Karminrot der Alpenrosen umfassen und umblühen. Solche Merkmale möchte ich das Naturwappen der Landschaften eines Gebietes nennen." Dabei wollen wir es ihm nicht weiter verdenken, wenn er sich manchmal lieber etwas auffallend trägt, als dafs er im Gewande banaler Alltäglichkeit erschiene. Er bekundet darin eine gewisse Geistesverwandtschaft mit Nietzsche, dessen „Lakonismen aus Gedankenfülle" er auch S. 330 hohes Lob spendet, während die Manier dieses Philosophen uns andere Sterbliche auf die Dauer ermüdet.

Nur im losen Zusammenhange mit der Darstellung stehen die pikant ausgewählten Landschaftsbildchen in Photogravüre; Papier, Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos.

Hoffentlich erweckt diese Eleganz, die bei Philologen älterer Ordnung immer als verdächtig gegolten hat, kein Mifstrauen gegen Ratzels letzte Gabe, die wir nicht nur in den Lehrerbibliotheken der Anstalten, sondern auch in den Händen recht vieler Fachgenossen wissen möchten.

München Dr. Friedr. Littig.

Statistisches.[1])

A. Frequenz der humanistischen Gymnasien Bayerns.

Im November 1904.

* = Assistent. — † = Assistent als Stellvertreter eines beurlaubten oder in der Oberklasse verwendeten Professors oder Gymnasiallehrers. — 0 = Konrektor. — § = Professoren der „Kategorie“. — □ = Gymnasialprofessor.

No.	Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. 1. Jed. Kl.
1.	Amberg	35*	28	40	41	39§	25	25	23°	21	396	+11	30
		40*	28†	27			24						
2.	Ansbach	40	30	36†	35	23	33	26	30	18	271	+30	30
3.	Aschaffenburg	35	32*	36	32	27	29	32°	20	19	449	+24	30
		38*	32*	33†	30	25	29						
4.	Augsburg . . . St. Anna	38†	22§	41	32	25	24	22	23	25	295	—62	27
			21					22					
5.	Augsburg . . . O.S.B.St.Steph.	50	37*	46*	33	46	28	36	41	25	536	+ 1	38
		50*	37*	47	31		29						
6.	Bamberg . . . Altes G.	49	37§	29	47	39	42	26	19	21	367	+10	33
			29†	29									
7.	Bamberg . . . Neues G.	36	42	42	35§	26§	26	31	26°	26	502	+ 9	34
		37†	44	41	35	30§	25						
8.	Bayreuth . . .	37§	27	26†	20§	44	43	29°	26	21	388	+ 4	30
		28*	27*	30*	30§								
9.	Burghausen . .	45*	47	46§	36	39	23	28	18	19	323	+ 1	32
							22†						
10.	Dillingen	45*	34	37	32	31§	28	20	41°	31	485	— 9	32
			35†	33	37	34	27	20					
11.	Eichstätt . . .	48†	51	42	42	28§	38	26	26	20	321	+11	36
12.	Erlangen . . .	35	31	35	28	26	28	34	27	21	265	—	30
13.	Freising	33	36	52§	38§	39§	33	24	31	23	418	+ 5	32
							32	24	30	23°			
14.	Fürth	40	41*	26§	41	38§	23	19	18	21	295	+ 5	30
				28†									
15.	Günzburg a. D.	30	21	29*	35†	26	31	39	38	27	276	+69	28
16.	Hof	39	34†	43	30	32	23	20	20	16	257	+44	29
17.	Ingolstadt . . .	28	47	42§	33§	24§	22†	20	14	15	272	+13	27
		27*											
18.	Kaiserslautern	50*	49*	43	39*	30§	26	20	18	24	360	+24	30
							23†	20	18				
19.	Kempten	39§	29†	36	28	26§	42	34	22	31	310	+15	31
			23*										
20.	Landau	48*	25	26	38	41	36	27	29	18	339	+19	31
			26*	25†									

[1]) Nach der Statistik vom Jahre 1902 geordnet (cf. Bl. 39. Jahrgg. 1903. pag. 265—280).

No.	Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. i. jed. Kl.
21.	**Landshut** . . .	25†	32	30§	28	25	31	33	26	32	436	+17	29
		29*	32	30	25§	24	31						
22.	**Lohr**	38	29	20*	20*	18†	19	19	23	18	204	+56	23
23.	**Ludwigshafen** .	40*	34	31†	41	31	28	24	21	20	270	+12	30
24.	**Metten** O. S. B.	51*	57*	47*	43	41	46	29	24	17	355	—26	40
25.	**München**	51*	45	45	35	24†	27†	30†	23	36	731	+113	37
	Ludw.-G.	44*	45*	42	36	34	36	30	21				
		42	44	41†									
26.	**München**	50	45	55	44	35	33	23	27	27	761	—85	38
	Luitp.-G.	48	42	54	44§	36	32	23	26	26°			
		48	43										
27.	**München**	47	47	48	40	39	39	30	35	27	782	+71	39
	Max-G.	46†	46	48	36	32	35	30		24			
		45*	46	42									
28.	**München**	42	47	41	45	32	38	26	21	37	789	+120	33
	Theres.-G.	42	30*	48†	46	32	37	27	21				
		41*	51	43*									
		42											
29.	**München**	43	43	41	36	31	39	28	34	26	748	+101	36
	Wilh.-G.	44†	42	41	35	30	39	29	32	22			
		45*	42	26†									
30.	**Münnerstadt** . .	32	28†	27	29§	26	26	20	23	17	228	+21	25
31.	**Neuburg** a. D. .	35	38†	22	35	31	37	27	27	18	270	— 5	30
32.	**Neustadt** a. H. .	39	50	32	36	29	27	29	30	21	293	+50	33
33.	**Nürnberg** . . .	35§	32	38	27	26	25	31	20	22	466	—	27
	Altes G.	31*	24*	37*	27	27	24†		19	21°			
34.	**Nürnberg** . . .	50	46	37†	31	29	43	36	25	28	518	+22	36
	Neues G.	47	46	39*	31	30							
35.	**Passau**	29	28	29	28	29§	37	23	18	19	481	—75	27
		30†	28	31	26	27§	37	23	19	20°			
36.	**Regensburg** . .	49§	57	50	43§	35	33	30	26	23	659	+31	37
	Altes G.	44	55†	45§	38	37	31	23	24	16°			
37.	**Regensburg** . .	43	51	39§	35	32§	35	22	29	19	577	+68	34
	Neues G.	42§	49	39	36	32†		21		18°			
		35§											
38.	**Rosenheim** . . .	27*	48	36§	27§	42§	27†	29	19	21	299	— 2	30
		23											
39.	**Schweinfurt** . .	48	29	28	28	36	30	15	22	22	258	+36	29
40.	**Speyer**	41	37	46§	30	43	24	18	20	18	388	—12	28
					31		23†	19	20	18			
41.	**Straubing** . . .	33§	32†	39	43	34	42	21	22	21	352	—16	30
		20	23*	22§									
42.	**Weiden**	44	47	32	28	27	14	16			208	+208	30

No.	Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. f. jed. Kl.
43.	**Würzburg** . . .	43	38*	54§	30	30§	27	24	40	27	643	+83	**36**
	Altes G.	44*	35*	54*	31*	33	27*	24					
		44*	38										
44.	**Würzburg** . . .	52†	55	57	47	44	36	35	27°	30	743	+58	**41**
	Neues G.	49	52	56	46§	40§	33	33	26	25			
45.	**Zweibrücken** .	35	29†	16	12	23	37	35	16	26	229	+30	25
	Summa	2967	2839	2724	2190	1944	1999	1559	1364	1227	18813	+1090	
	Vor 2 Jahren (1902):	2933	2720	2319	2146	1793	1789	1476	1261	1286	17723		
	Differenz geg. 1902	*+34*	*+119*	*+405*	*+44*	*+151*	*+210*	*+83*	*+103*	—59	*+1090*	***+1090***	
	Zahl der Kurse:	74	75	72	64	61	65	60	55	54	580	+28	
	Vor 2 Jahren (1902):	73	70	61	65	58	60	57	54	54	552		
	Differenz geg. 1902	*+1*	*+5*	*+11*	*—1*	*+3*	*+5*	*+3*	*+1*	—	*+28*		
	Durchschnittsschülerzahl:	40	38	38	34	32	31	26	25	23			**32**
	Vor 2 Jahren (1902):	40	39	39	33	31	30	26	23	23			32
	Differenz geg. 1902	—	*—1*	*—1*	*+1*	*+1*	*+1*	—	*+2*	—			

Ergebnisse.

I. Schüler.

1. Zur Zeit bestehen in Bayern **45** humanistische Gymnasien: **1** mehr als vor 2 Jahren (cf. die Statistik vom Dezember 1902 im 39. Bd. Jahrg. 1903 pag. 265), da in Weiden 1904 ein neues Gymnasium gegründet wurde.

2. Die Frequenz der Gymnasien hat seit 2 Jahren um 1090 Schüler zugenommen. Zur Vergleichung im letzten Jahrzehnt sei angeführt:

1894—1896	— 323	Schüler	Abnahme
1896—1898	— 617	,,	
1898—1900	+ 247	,,	Zunahme.
1900—1902	+ 747	,,	
1902—1904	+1090	,,	

Die Zunahme in den letzten zwei Jahren betrug also 6,4 %.

Das Verhältnis der Zu- und Abnahme in den einzelnen Klassen seit 1896 ergibt sich aus folgender Tabelle:

Klasse	1898	1900	1902	1904
1.	+ 39	+ 65	+450	+ 34
2.	— 56	+243	+126	+119
3.	**—357**	+131	+ 76	+405
4.	**—315**	+ 28	+200	+ 44
5.	— 80	**—203**	+104	+151
6.	— 15	**—131**	— 11	+210
7.	+ 18	+ 7	— 88	+ 83
8.	+ 48	+ 97	**—165**	+103
9.	+ 8	+ 10	+ 55	**— 59**

3. In der	1.	Klasse	sind	2967	Schüler	=	16 %
„ „	2.	„	„	2839	„	=	15,1 %
„ „	3.	„	„	2724	„	=	14,5 %
„ „	4.	„	„	2190	„	=	11,1 %
„ „	5.	„	„	1944	„	=	10,4 %
„ „	6.	„	„	1999	„	=	10,7 %
„ „	7.	„	„	1559	„	=	8,3 %
„ „	8.	„	„	1364	„	=	7,3 %
„ „	9.	„	„	1227	„	=	6,6 %.

4. Übermaximale Klassen — in der Tabelle fett gedruckt — gibt es **31** und zwar in

1. Klasse	deren	3.	Höchste Schülerzahl	52 [1])
2. „	„	7.	„ „	57 (zweimal)
3. „	„	7.	„ „	57
4. „	„	4.	„ „	47 [1]) (zweimal)
5. „	„	1.	„ „	46
6. „	„	1.	„ „	46
7. „	„	3.	„ „	39 [1])
8. „	„	3.	„ „	41
9. „	„	2.	„ „	36

Gesamtzahl: 31 Klassen.

Dieses Resultat zeigt gegen die letzte Statistik nur eine unbedeutende Abnahme. Während dort noch in 33 Klassen an 15 Gymnasien eine Überzahl der Schüler konstatiert wurde, gibt es deren jetzt **31** übermaximale Klassen an **14** Gymnasien. Nach Ausscheidung von Augsburg St. Stephan und Metten mit je 3 Klassen bleiben 12 Gymnasien mit 25 Klassen übrig Am meisten tritt unter diesen, wie oben ersichtlich ist, das Neue Gymnasium in Würzburg mit 7 Klassen hervor.

5. Die Zahl der Kurse erhöhte sich von 552 auf 580 also um 28. Gleich blieb dieselbe in der 9. Klasse. In allen übrigen erfolgte eine Zunahme, namentlich in der 3. Klasse um 11 Kurse (405 Schüler mehr), in der 2. und 6. um je 5 (119 bzw. 210 Schüler mehr).

6. Die allgemeine Durchschnittsziffer ist wie vor zwei Jahren **32.** Eine Abnahme ist in der 2. und 3. Klasse, eine Zunahme (um 1) in der 4., 5., 6. (um 2) in der 8. Klasse zu verzeichnen, in der 1., 7. u. 9. blieb die Durchschnittsziffer 40 bzw. 26 u. 23 gleich.

7. Übermaximale Gymnasien, d. i. Gymnasien mit über 600 Schülern, zählt Bayern zurzeit 8 — vor 2 Jahren 7, vor 4 Jahren 5 — und zwar

---

[1]) Schulordnungsgemäfses Maximum einer Klasse: 1.—3. Kl. 50; 4.—6. Kl. 45; 7.—9. Kl. 35 Schüler.

1.	München Theres.-Gymn.	mit	**789**	Schülern
2.	München Max.-Gymn.	„	**782**	„
3.	München Luitp.-Gymn.	„	**761**	„
4.	München Wilh.-Gymn.	„	**748**	„
5.	Würzburg Neues Gymn.	„	**743**	„
6.	München Ludw.-Gymn.	„	**731**	„
7.	Regensburg Altes Gymn.	„	**659**	„
8.	Würzburg Altes Gymn.	„	**643**	„

Wenn nach der Schulordnung (§ 3) kein Gymnasium mehr als 600 Schüler zählen soll, so ergibt sich die absolute Notwendigkeit, dafs in **München** zum mindesten **2 neue Gymnasien** errichtet werden: es würde dann durchschnittlich jedes der 7 Gymnasien noch 544 Schüler zählen. Eine Abhilfe in dieser Beziehung ist — abgesehen von anderen Gründen — schon wegen der Überfüllung geboten.

8. Die höchste Anzahl der Kurse haben die Gymnasien in München, nämlich das Theres.- und Wilh.-Gymn. deren je 21, die anderen 3 (Ludw.-, Luitp.- u. Max.-Gymn.) je 20, Passau, Regensburg (Alt.), Würzburg (Alt. u. Neu.) zählen 18 Kurse. An diese schliefsen sich Nürnberg (Alt.) und Regensburg (Neu.) mit 17; Aschaffenburg, Bamberg (Neu.), Dillingen und Landshut mit 15; Augsburg (St. St.), Nürnberg (Neu.) und Speyer mit 14, Amberg, Bayreuth und Freising mit 13; Kaiserslautern und Straubing mit 12; Augsburg (St. Anna), Bamberg (Alt.) und Landau mit 11; Burghausen, Fürth, Ingolstadt, Kempten und Rosenheim mit 10 Kursen. Nur 9 Kurse zählen 13 Gymnasien. Das erst 1904 errichtete Gymnasium in Weiden hat zurzeit erst deren 7 (1.—7. Klasse).

9. Die gröfste Schülerzahl hat unter den vollständigen Gymnasien München Theres.-Gymn. mit 789 Schülern, die kleinste Lohr mit 204 Schülern. In dem unvollständigen Gymnasium in Weiden befinden sich 208 Schüler.

II. Lehrer.

1. Die Klassen, die sich zwischen den Zickzacklinien befinden, sind mit budgetmäfsigen vollberechtigten Gymnasialprofessoren und Studienräten besetzt (einzige Ausnahme bei Nürnberg Alt. 6. Kl. B), ebenso diejenigen, welche aufserhalb derselben vollständig umrahmt sind.

Die Klassen rechts von den Zickzacklinien — meist die 9. Klasse — sind in den Händen der Rektoren und Konrektoren (letztere mit 0 bezeichnet).

2. An den 45 humanistischen Gymnasien Bayerns wirkten:

A) Philologen:

7 Rektoren mit dem Titel eines Oberstudienrates und dem Rang eines Oberregierungsrates,
36 Rektoren,
14 Konrektoren (dem Rektor gleich an Rang und Gehalt),
8 Studienräte (mit dem Range des Rektors und dem Gehalte eines Gymnasialprofessors),

211 Gymnasialprofessoren (vollberechtigte),
38 Gymnasialprofessoren (nichtvollberechtigte),
13 Gymnasialprofessoren dem Titel und Range nach, aber mit dem Gehalte eines Gymnasiallehrers,
184 Gymnasiallehrer,
54 Gymnasialassistenten mit der Verwesung bestehender Klassen an Stelle von Gymnasiallehrern oder Gymnasialprofessoren betraut,
47 Gymnasialassistenten, welche als Rektoratsassistenten oder als Aushilfe für einen beurlaubten Gymnasiallehrer oder Gymnasialprofessor fungieren.

613 Lehrer (Gesamtzahl).

Dazu kommen aus dem Ordensstande:
2 Rektoren (O. S. B.) und
21 Lehrer (18 O. S. B. in Augsburg S. St. und Metten, 3 O. S. A. in Münnerstadt).

Aus diesen Zahlen ergibt sich ein bedeutendes Anwachsen der Zahl der Assistenten. Während im Jahre 1902 (cf. Statistik) 31 Assistenten bestehende Klassen an Stelle von Gymnasiallehrern verwesten, sind es jetzt **54** (um 23 = 74 % mehr). Die Zunahme der Schüler um 1090 und der Kurse um 28 (s. Statistik) führt dieses Resultat herbei. Eine Vermehrung der Gymnasiallehrerstellen ist daher nötig. Am gröfsten ist die Zahl der Assistenten mit einem Ordinariate in Würzburg (Alt. Gymn.), nämlich **7.**

B) Mathematiker:

Verteilung des Mathematik-Unterrichts an den humanistischen Gymnasien.

1 = Konrektor oder Studienrat.
1, 2 etc. = Gymnasialprofessor.
I, II = Gymnasiallehrer.
A = Assistent.
P = Philologe (meist der Ordinarius der Klasse).

No.	Gymnasium	Kl. 1.	Kl. 2.	Kl. 3.	Kl. 4.	Kl. 5.	Kl. 6.	Kl. 7.	Kl. 8.	Kl. 9.	Bemerkungen.
1.	**Amberg**	P P	2 P	2 2	2	2	1 2	1	1	1	
2.	**Ansbach**	2	2	1	2	1	2	1	2	1	
3.	**Aschaffenburg** . .	A A	A A	A 2	A A	2 2	1 2	1 2 } [1]	1 2 } [1]	1	
4.	**Augsburg** St. A. .	P	2 2	2	2	1 2 } [2]	1	1 2 } [1] **1** 2 } [1]	1 2 } [1]	1 2 } [1]	

No.	Gymnasium	Kl. 1.	Kl. 2.	Kl. 3.	Kl. 4.	Kl. 5.	Kl. 6.	Kl. 7.	Kl. 8.	Kl. 9.	Bemerkungen
5.	**Augsburg** St. St.	1 A	A A	A A	A A	2	1 1	2	1	1	O. S. B.
6.	**Bamberg** A.	P	1 2	1 2	1	2	1	2 }[1] 1 }	2	1	
7.	**Bamberg** N.	A A	A A	A A	2 2	2 1	1 1	2	2	1	
8.	**Bayreuth**	I I	I I	I I	I I	I	1	1	1	1	
9.	**Burghausen**	1	2	2	2	1	2 2	1	1	1	
10.	**Dillingen**	P	A A	A A	A A	I I	I I	1 I }[1] 1 }	1	1	
11.	**Eichstätt**	2	2	1	1	1	1	2 }[1] 1 }	2 }[1] 1 }	2	
12.	**Erlangen**	I	I	I	I	I	1	1	1	1	
13.	**Freising**	I	I	I	I	I	1 }[2] I } 2 }[2] I }	1 2	1 2	1 2	
14.	**Fürth**	I	I	1 I	I	I	I	1	1	1	
15.	**Günzburg**	I	I	I	I	I	1	1	1	1	
16.	**Hof**	2	2	1	2	1	2	1	2	1	
17.	**Ingolstadt**	I I	I	I	I	I	1	1	1	1	
18.	**Kaiserslautern**	A	A	A	A	A	I I	I I	1 1	1	
19.	**Kempten**	I	I	I	I	I	1	1	1	1	
20.	**Landau**	I	I I	I I	I	I	1	1	1	1	
21.	**Landshut**	2 1	2 1	2 1	2 1	1 2	2 1	1	1	1	
22.	**Lohr**	I	I	I	1	I	I	1	1	1	
23.	**Ludwigshafen**	I	I	I	I	I	I	1	1	1	
24.	**Metten**	P	1	1	1	1	1	1	1	1	O. S. B.
25.	**München** Ld.	3 A A	3 A A	3 A A	3 3	1 2	2 1	1 2	3 1	2	
26.	**München** Lp.	3 4 2	3 2 4	3 4	4 4	1 3	1 2	3 4	1 2	1 2	
27.	**München** M.	1 2 3	3[3] 2 3	1 3 3	2 1	1 1	3 1	2 1	2 2	1 1	

Nr.	Gymnasium	Kl. 1.	Kl. 2.	Kl. 3.	Kl. 4.	Kl. 5.	Kl. 6.	Kl. 7.	Kl. 8.	Kl. 9.	Bemerkungen
28.	**München** Th.	A I A 1	I A A	I I A	A I	1 1	1 1	1 } [1] I } 1 } [1] I }	1 1	1	
29.	**München** W.	A A 1	A 1 A	3 1 A	1 2	3 1	1 1	3 2	1 2	2 3	
30.	**Münnerstadt**	A	A	A	A	A	1	1	1	1	
31.	**Neuburg** a. D.	I	I	I	I	I	1	1	1	1	
32.	**Neustadt** a. H.	I	I	I	I	I	1	1	1	1	
33.	**Nürnberg** A.	1 1	2 1	3 1	1 1	2 2	3 3	1	2 2	3 3	
34.	**Nürnberg** N.	2 2	3 1	3 3	2 2	1 1	3	2	1	3	
35.	**Passau**	A A	A A	A 3	2 A	2 3	3 2 } [2] 1 }	1 3	1 2	2 1	
36.	**Regensburg** A.	A 3	A 3	A 3	A 3	1 2	A 3	1 2	1 2	1 2	
37.	**Regensburg** N.	3 2 1	3 2	3 1	3 1	3 2	1	3 2	2	1 1	
38.	**Rosenheim**	I	I	I	I	I	1	1	1	1[3]	
39.	**Schweinfurt**	2	2	1	2	1	2	1	2	1	
40.	**Speyer**	A	A	A	A A	A	2 2	2 } [1] 1 } 2 } [1] 1 }	2 } [1] 1 } 2 } [1] 1 }	1 1	
41.	**Straubing**	1 2	2 1	2 1	2	2	1	1	2	1 } [1] 2 }	
42.	**Weiden**	P	P	1	1	1	1	1	—	—	
43.	**Würzburg** A.	A A 2	2 A A	A 2	1 2	A A	2 A	1 2	1	1	
44.	**Würzburg** N.	I II	II I	II I	II I	II I	1 } [2] II } 2 } [2] I }	2 1	1 2	2 1	
45.	**Zweibrücken**	2	1	2	1	2 } [2] 1 }	1	2	1	2	

[1]) Der an erster Stelle Genannte gibt den Unterricht in der Mathematik, der an zweiter in der Physik.

[2]) Der an erster Stelle Genannte gibt den Unterricht in der Algebra, der an zweiter in der Geometrie.

[3]) Zur Zeit von einem Assistenten verwest infolge Erkrankung des G.-Prof.

Obige Tabelle ergibt:

6 Konrektoren,
1 Studienrat,
73 Gymnasialprofessoren,
19 Gymnasiallehrer,
15 Gymnasialassistenten (davon 2 zur Aushilfe für beurlaubte Gymnasialprofessoren).

Gesamtzahl: 114 Lehrer der Mathematik.

Hiezu kommen noch 4 Lehrer, die dem Ordensstande O. S. B. angehören in Augsburg St. St. und Metten.

An 7 Anstalten werden die philologischen Klasslehrer (meist die Ordinarien) zur Aushilfe im Mathematikunterrichte beigezogen.

C) Neuphilologen:

Verteilung des neusprachlichen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien.

Nr.	Gymnasien	Zahl der Klassen	G.-Prof.	G.-L.	Ass.	F = Französisch E = Englisch I = Italienisch
1.	**Amberg**	5	1	—	—	FEI
2.	**Ansbach**	4	—	1	—	FEI
3.	**Aschaffenburg**	5	1	—	—	FEI
4.	**Augsburg** S. A.	5	1	—	—	FEI[1])
5.	**Augsburg** S. St.	5	—	1[2])	—	FEI
6.	**Bamberg** A.	4	1	—	—	FEI
7.	**Bamberg** N.	5	1	—	—	FEI
8.	**Bayreuth**	4	1	—	—	FEI
9.	**Burghausen**	5	1	—	—	FEI
10.	**Dillingen**	6	—	1	—	FEI
11.	**Eichstätt**	4	1	—	—	FEI
12.	**Erlangen**	4	1	—	—	FEI
13.	**Freising**	8	1	—	1	FEI
14.	**Fürth**	4	1	—	—	FEI
15.	**Günzburg**	4	1	—	—	FEI
16.	**Hof**	4	1	—	—	FEI
17.	**Ingolstadt**	4	1	—	—	FEI
18.	**Kaiserslautern**	7	1	—	—	FE
19.	**Kempten**	4	—	1	—	FEI
20.	**Landau**	4	1	—	—	FE[I[3])]
21.	**Landshut**	5	1	—	—	FEI
22.	**Lohr**	4	1	—	—	FEI
23.	**Ludwigshafen**	4	1	—	—	FE[I[4])]
24.	**Metten**	4	1[2])	—	—	FEI[5])
25.	**München** Ludw.-G.	7	1[6])	—	—	FEI
26.	**München** Luitp.-G.	8	1[6])	—	1	FEI
27.	**München** Max.-G.	7	1	—	—	FE[I[4])]
28.	**München** Ther.-G.	7	1	—	—	FEI[1])
29.	**München** Wilh.-G.	8	1	—	—	FEI[1])

Nr.	Gymnasien	Zahl der Klassen	G.-Prof.	G.-L.	Ass.	F = Französisch E = Englisch I = Italienisch
30.	**Münnerstadt**	4	—	1	—	FEI
31.	**Neuburg** a/D.	4	1	—	—	FEI
32.	**Neustadt** a/H.	4	1	—	—	FEI
33.	**Nürnberg** A.	7	1	—	—	FEI
34.	**Nürnberg** N.	4	1	—	—	FEI
35.	**Passau**	8	—	1	—	FEI
36.	**Regensburg** A.	8	1	—	—	FEI
37.	**Regensburg** N.	6	1	—	—	FEI
38.	**Rosenheim**	4	1	—	—	FEI
39.	**Schweinfurt**	4	1	—	—	FEI
40.	**Speyer**	8	1	—	1	FEI
41.	**Straubing**	4	1	—	—	FEI
42.	**Weiden**	2	—	—	—	FE[7])
43.	**Würzburg** A. . . .	6	1	—	—	FEI
44.	**Würzburg** N.	8	1	—	—	FEI
45.	**Zweibrücken**	4	—	1	—	FE
	Gesamtzahl:		37	7	3	

Nach Abzug der 2 Lehrer aus dem Ordensstande (O. S. B.) in Augsburg S. St. und Metten ergibt diese Tabelle:

2 Studienräte,
34 Gymnasialprofessoren,
6 Gymnasiallehrer,
3 Gymnasialassistenten.

Gesamtzahl: 43 Lehrer der neueren Sprachen.

Neben dem französischen und englischen Unterricht besorgt der Neuphilologe an den meisten Gymnasien auch den Unterricht im Italienischen. An 2 Gymnasien scheint ein solcher nicht gegeben zu werden. An einigen Anstalten liegt er in den Händen von Neuphilologen, die an einer anderen Schule angestellt sind, an 3 wird er von Nicht-Neuphilologen erteilt.

In Metten wird auch im Spanischen unterrichtet.

An vielen gröfseren Gymnasien ist das Maximum der Stundenzahl weit überschritten.

[1]) Italienisch gegeben von einem Neuphilologen einer anderen Anstalt im Orte.

[2]) O. S. B.

[3]) Italienisch gegeben vom Professor für (kath.) Religion.

[4]) Italienisch gegeben von einem Philologen.

[5]) Auch Unterricht im Spanischen wird erteilt.

[6]) Studienräte.

[7]) Zunächst wird der Unterricht von Lehrern der Realschule gegeben. Im nächsten Jahre wird die Stelle besetzt.

B. Frequenz der Progymnasien.

No.	Progymnasien	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschnittl. in jeder Klasse	Bemerkungen
1.	**Bergzabern** . . .	15	16	10	9	4	7	61	—25	10	
2.	**Dinkelsbühl** . .	17	11	6	13	4	8	59	+ 8	10	
3.	**Donauwörth** . .	35	35	35	34	20	16	175	+ 3	30	
4.	**Dürkheim** . . .	34†	23	32	27	17	13	146	+ 7	24	
5.	**Edenkoben** . . .	23	26	22	16	10	8	105	—	18	
6.	**Forchheim** . . .	28*	25*	28	19	15	11	126	+ 9	21	
7.	**Frankenthal** . .	34	36	25*	17	11	12	135	—	23	
8.	**Germersheim** . .	16	11	12	14	7	5	65	— 5	11	
9.	**Grünstadt** . .	29*	20	19	12	12	4	96	— 7	16	
10.	**Hersbruck** . . .	26	29†	17	14	7	4	97	+38	16	Mit 3 Realkursen
11.	**St. Ingbert** . .	29	16	27†	19*	18	17	126	— 9	21	
12.	**Kirchheimbolanden**	8	18	10	8	5	2	51	+ 1	9	
13.	**Kitzingen** . . .	14*	22	13¹)	10	12	6	77	+ 4	13	
14.	**Kusel** . .	20	19	13	16	12†	4	84	+ 3	14	
15.	**Memmingen** . .	21	23	12	11	11	11	89	+ 9	15	
16.	**Miltenberg** . .	25*	20¹)	11	8	10	9	83	+ 7	14	
17.	**Neustadt** a. A. . .	26	8*	20²)	10	7	8	79	— 9	13	Mit 3 Realkursen
18.	**Nördlingen** . . .	23	8	11*	10	8	8	68	+21	11	
19.	**Öttingen**	27	23³)	19	22	11	5	107	+12	16	
20.	**Pirmasens** . . .	46¹)	28 20	31	29	18	16	188	+38	27	
21.	**Rothenburg** o/T	23	17	16	11	20	14	101	+14	17	
22.	**Schäftlarn** O.S.B. .	41*	41*	34*	22*	21*	9	168	+ 7	25	
23.	**Schwabach** . .	19	16*	18	11	9	8	81	+ 5	14	1 Realkurs
24.	**Traunstein** . .	35	27*	15	21	12	9	119	+10	20	
25.	**Uffenheim** . .	15	15*	11	16	14	6	77	—13	13	
26.	**Weissenburg** .	15*	25	21	20	9	7	97	— 3	16	
27.	**Windsbach** . .	11³)	21³)	18	27	15	11	103	— 4	17	
28.	**Windsheim** . . .	10*	12	12	10	9	3	56	+ 1	19	
29.	**Wunsiedel** . . .	26*	23	19	23	13	5	109	17	18	
	Summa:	691	634	537	479	341	246	2928	+139	17	
	Vor 2 Jahren (1902)⁴)	684	628	486	404	320	267	2789			
	Diff. zw. 1902 u. 1904⁴)	*+7*	*+6*	*+51*	*+75*	*+21*	*—21*	*+139*			

¹) Ordinarius ist der Gymnasiallehrer für Mathematik.
²) Ordinarius ist der Gymnasiallehrer für die neueren Sprachen.
³) Ordinarius ist ein (nicht geprüfter) Predigtamtskandidat (Inspektor am dortigen Institut).
⁴) Mit Einrechnung von Forchheim und Hersbruck.

Ergebnisse.

I. Schüler:

1. Die Zahl der Progymnasien stieg seit 1902 von 27 auf 29. Zu den früheren kam hiezu Forchheim (1903) und Hersbruck (1902).

2. Die Frequenz ist um 139 Schüler gewachsen. Während die 1. Klasse nur um 7, die zweite nur um 6 zunahm, zeigte sich eine gröſsere Zunahme in der 3. Klasse um 51, in der 4. um 75, in der 5. um 21, eine Folge des zahlreicheren Zugangs in den Jahren 1900 und 1901. In den zwei letzten Jahren hat dieser bedeutend nachgelassen. In der 6. Klasse trat sogar eine Minderung (um 21) zutage.

3. Am stärksten besucht ist das Progymnasium zu Pirmasens (mit 188 Schülern), das einzige, in dem eine Klasse geteilt ist, am geringsten Kirchheimbolanden (mit 51 Schülern). Etwas zurückgegangen in der Frequenz sind 8 Progymnasien, besonders Bergzabern um 25 (= 29 %) und Uffenheim um 13 (= 14 %). Zugenommen haben namentlich Hersbruck um 38 (= fast 40 %), was durch die Anfügung der 6. Klasse und der 3 Realkurse bedingt ist, und Pirmasens um 38 (= 23 %) Schüler.

4. Die Durchschnittszahl der Schüler einer Klasse beträgt 17 (1900: 15; 1902: 16).

II. Lehrer.

1. Philologen:

28 Rektoren mit Rang und Gehalt eines Gymnasialprofessors,
5 Gymnasialprofessoren (auf Grund der Landratsbeschlüsse),
3 Gymnasialprofessoren (mit Titel und Rang),
101 Gymnasiallehrer,
25 Assistenten (hievon 4 zur Aushilfe für beurlaubte Gymnasiallehrer).

Gesamtzahl: 162 Lehrer an den Progymnasien.

Dazu kommen noch 1 Rektor O. S. B. in Schäftlarn, je 1 Predigtamtskandidat in Öttingen und Windsbach und 1 Inspektor am Alumneum in Windsbach.

2. Mathematiker:

21 Gymnasiallehrer,
4 Assistenten (hievon 1 für einen beurlaubten Gymnasiallehrer).

Gesamtzahl: 25 Lehrer der Mathematik.

Also an 24 Progymnasien sind eigene Lehrer für die Mathematik aufgestellt. Auch in Schäftlarn liegt der Unterricht in den Händen von 2 Fachleuten. An den 4 übrigen Progymnasien (Bergzabern, Edenkoben, Memmingen, Windsheim) wird er von einem oder mehreren philologischen Lehrern gegeben: nur in Memmingen wird der Mathematikunterricht in der 6. Klasse von einem Reallehrer der Mathematik besorgt.

3. Neuphilologen:

3 Gymnasiallehrer in Hersbruck, Neustadt a/A., Schwabach wegen der dort errichteten Realkurse.

An den meisten Progymnasien liegt der französische Unterricht in der 6. Klasse in den Händen der philologischen Klafslehrer; nur an 7 Anstalten (Dinkelsbühl, Memmingen, Miltenberg, Nördlingen, Rothenburg, Traunstein, Wunsiedel) ist er von einem Reallehrer für neuere Sprachen übernommen.

Ausgedehnter Unterricht im Französischen findet statt: Edenkoben (3.—6. Kl.), Frankenthal (5.—6. Kl.), Germersheim (3.—6. Kl.), Grünstadt (4.—6. Kl.), St. Ingbert (5.—6. Kl.), Pirmasens (3.—6. Kl.), Weifsenburg (3.—6. Kl.). Die Sunden werden in die Pflichtstunden der Lehrer eingerechnet.

Englischer Unterricht wird in Forchheim und Weifsenburg gegeben.

C. Frequenz der Lateinschulen.

No.	Lateinschulen	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Bemerkungen
1.	**Annweiler**	18	17	10	3	—	48	+ 12	3 Realkurse
2.	**Blieskastel**	9	16*	11*	10	7	53	— 5	
3.	**Feuchtwangen**	5	4	4	—	—	13	— 7	
4.	**Hammelburg**	22*	18*	11	13	5	69	+ 15	
5.	**Hassfurt**	13*	18*	11	7	5	54	— 3	
6.	**Homburg**	38	31	16	9	9	103	+ 24	3 Realkurse
7.	**Landstuhl**	20†	19	16	6	7	68	— 2	
8.	**Lindau**	11*	9	8†	7†	4	39	+ 4	
9.	**Scheyern** O. S. B.	15	47	40	39	39	180	+ 1	
10.	**Wallerstein,** Priv.-L.-Sch.	4	5	—	—	—	9	+ 3	
11.	**Winnweiler**	36	15	14	7	4	76	+ 7	3 Realkurse
	Summa:	191	199	141	101	80	712[1])	+ 49	
	Vor 2 Jahren (1902)[2])	173	182	135	92	81	663		
	Diff. zw. 1902 u. 1904[2])	*+ 18*	*+ 17*	*+ 6*	*+ 9*	*— 1*	*+ 49*		

[1]) Hiezu sind noch zu rechnen 29 Schüler an der städt. Lateinschule zu Amorbach und 8 an der Privatlateinschule zu Thurnau.

[2]) Unter Abrechnung von Forchheim und Hersbruck.

Ergebnisse.

I. Schüler.

1. Die Zahl der Lateinschulen hat um 2 abgenommen, da Forchheim und Hersbruck (1902) zu Progymnasien erweitert wurden.

Die Zahl der Klassen blieb die gleiche. Meistens waren es 5 Klassen, nur 1 hat deren 4, 1 deren 3, 1 deren 2. Kombiniert ist das Ordinariat bei 12 Klassen (2 × 6) an 5 Anstalten.

2. Die Frequenz hat im ganzen um 49 Schüler zugenommen. An der Erhöhung nahmen alle Klassen teil, nur die 5. hat um 1 Schüler sich verringert.

3. An 3 Lateinschulen sind Realkurse und zwar je 3 eingerichtet.

II. Lehrer.

1. Philologen:[1])

7 Subrektoren mit Rang und Gehalt eines Gymnasialprofessors,
1 Subrektor mit Titel und Rang eines Gymnasialprofessors und dem Gehalt eines Gymnasiallehrers,
1 Subrektor mit Rang und Gehalt eines Gymnasiallehrers,
18 Studienlehrer (= Gymnasiallehrer),
9 Assistenten.[2])

Gesamtzahl: 36 Lehrer.

2. Mathematiker:

2 Assistenten (Blieskastel und Homburg).

An den übrigen Lateinschulen wird der Arithmetik- und Mathematikunterricht von den philologischen Klaſslehrern gegeben.

3. Neuphilologen:

3 Studienlehrer und
1 Assistent[3])

an den mit Realkursen verbundenen Lateinschulen Annweiler, Homburg und Winnweiler. An den übrigen Anstalten wird kein französischer Unterricht erteilt; nur in Landstuhl geschieht es in der 3.—5. Klasse vom Subrektor.

[1]) Die Vorstände und Lehrer in Scheyern (O. S. B.), Wallerstein, Amorbach, Thurnau (Privatlateinschulen) blieben auſser Betracht.
[2]) Dabei 3 Assistenten für beurlaubte Studienlehrer.
[3]) Für einen beurlaubten Studienlehrer.

Gesamtübersicht über die Frequenz.

Jahr 1904	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Zunahme
Gymnasien:	2967	2839	2724	2190	1944	1999	1559	1364	1227	18813	+1090
Progymnasien:	691	634	537	479	341	246	—	—	—	2928	+ 139
Lateinschulen:	191	199	141	101	80	—	—	—	—	712	+ 49
Summa:	3849	3672	3402	2770	2365	2245	1559	1364	1227	22453	+1278
1902	3790	3530	2940	2642	2194	2056	1476	1261	1286	21175	
Diff. zw. 1902 u. 1904	*+59*	*+142*	*+462*	*+128*	*+171*	*+189*	*+83*	*+103*	*—59*	***+1278***	

Zur Vergleichung:
Zunahme 1898—1900: 177
1900—1902: 1082
1902—1904: **1278**
Also Zunahme seit 1898: **2537** Schüler.
Damit hielt die Vermehrung der Stellen nicht gleichen Schritt.

D. Frequenz der Realgymnasien mit Einschlufs des Kadettenkorps in München.

No.	Real-Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. in jed. Klasse
1.	**Augsburg** . .	49 37*	46 46*	37 37*	34	36	30	21	12	12	397	+180	33
2.	**München** . .	— — —	— —	— — —	38 38	30 25 30	34 34	23 22	25 20	19 18	356	+ 40	27
3.	**Nürnberg** . .	42* 40 43*	35* 36* 34*	37 36* 36*	42* 44[1]* 43	34[2]* 35[2]* 34	30 30	45	34	34	744	+ 88	37
4.	**Würzburg** . .	—	—	—	34	22	29	12	21	12	130	+ 1	22
5.	**Kadettenkorps (München)** [1]	—	—	—	31	36	39	31	40†	25	202	+202	34
	Summa	211	197	183	304	282	226	154	152	120	1829		
	Vor 2 Jahren (1902):	228	127	90	218	203	180	109	92	71	1318		
	Diff. zw. 1902 u. 1904:	—17	+70	+93	+86	+79	+46	+45	+60	+49	+511		
	Diff. ohne Kadettenkorps:	—17	+70	+93	+55	+43	+ 7	+14	+20	+24	+309		

[1]) Ordinarius = Assistent f. neuere Sprachen.
[2]) Ordinarius = Assistent f. Realien.

Ergebnisse.

I. Schüler.

1. Die Zahl der Realgymnasien blieb unverändert.

2. Die Frequenz derselben hat um 309 Schüler zugenommen. Eine kleine Abnahme zeigt die erste Klasse.

3. Eine überfüllte Klasse ist nicht zu konstatieren.

4. Das Kadettenkorps wurde angefügt, weil die Abiturienten an demselben die gleichen Berechtigungen haben, wie die Abiturienten an den Realgymnasien.

II. Lehrer.

1. Philologen:

Augsburg:	— Rektor,	2 G.-Prof.,	2 G.-Lehr.,	2 G.-Ass.
München:	— „	1 „	3[1]) „	— „
Nürnberg:	— „	2 „	3 „	8 „
Würzburg:	— „	2 „	1 „	— „
München (K. K.):	1 „	2 „	1 „	1 „
Gesamtzahl:	1 Rektor,	9 G.-Prof.,	10[1]) G.-Lehr.,	11 G.-Ass.

2. Mathematiker:

Augsburg:	1 Rektor[2]),	1 G.-Prof.,	— G.-Lehr.,	2 G.-Ass.
München:	1[2]) „	2 „	— „	2 „
Nürnberg:	— „	2 „	1 „	1 „
Würzburg:	— „	2 „	— „	— „
München (K. K.):	— „	2 „	— „	— „
Gesamtzahl:	2 Rektor,[2])	9 G.-Prof.,	1 G.-Lehr.,	5 G.-Ass.

3. Neuphilologen:

Augsburg:	— Rektor,	2 G.-Prof.,	— G.-Lehr.,	— G.-Ass.
München:	— „	2 „	— „	2 „
Nürnberg:	1 (K.-R.),	— „	1 „	2 „
Würzburg:	— „	1[3]) „	1 „	— „
München (K. K.):	— „	2 „	— „	— „
Gesamtzahl:	1 (K.-R.),	7 G.-Prof.,	2 G.-Lehr.,	4 G.-Ass.

4. Die Vergleichung dieser Zahlen (1—3) ergibt, dafs unter den Philologen an den Realgymnasien absolut und relativ eine unverhältnismäfsig grofse Anzahl von Gymnasiallehrern und Gymnasialassistenten sich befindet. Eine Abhilfe der bestehenden Verhältnisse, namentlich der Assistentenwirtschaft in Nürnberg, ist dringend nötig. Hier sind neben **10** ordentlich angestellten Lehrern in diesen Fächern **11** Hilfslehrer-Assistenten tätig.

---

[1]) Darunter ein Gymnasiallehrer mit Titel und Rang eines Gymnasialprofessors.
[2]) Mit dem Titel eines Oberstudienrates.
[3]) Mit dem Titel eines Studienrates.

Gesamtübersicht über die Lehrer an den humanistischen Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen und Realgymnasien (nebst dem Kadettenkorps in München).

Anstalten	Philologen								Mathematiker								Neuphilologen							
	O.St.R.	Rektor	K.-R.	St.-R.	G.-Prof.	Tit.-Prf.	G.-L.	Ass.	O.St.R.	Rektor	K.-B.	St.-R.	G.-Prof.	Tit.-Prf.	G.-L.	Ass.	O.St.R.	Rektor	K.-R.	St.-R.	G.-Prof.	Tit.Prf.	G.-L.	Ass.
Hum. Gymnasien	7	36	14	8	249	13	184	101	—	—	6	1	73	—	19	15	—	—	—	2	35	—	7	3
Progymnasien . .	—	—	—	—	33	3	101	25	—	—	—	—	—	—	21	4	—	—	—	—	—	—	3	—
Lateinschulen . .	—	—	—	—	7	1	19	9	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	3	1
Realgymnasien . (mit Kadettenkorps)	—	1	—	—	9	1	9	11	2	—	—	—	9	—	1	5	—	—	1	1	6	—	2	4
Gesamtzahl:	7	37	14	8	298	18	313	146	2	—	6	1	82	—	41	26	—	—	1	3	41	—	15	8

Insgesamt: **1067** Lehrer (1902: **1001** Lehrer).

Dazu kommen noch 2 Rektoren und 29 Lehrer aus dem Ordensstande (O. S. B. und O. S. A.), ferner 3 (protestantische) Geistliche (ohne Prüfung).

München. E. Brand.

Berichtigungen und Ergänzungen zum Personalstatus.

Im nächsten Hefte unserer Blätter soll Gelegenheit zur Aufnahme von Berichtigungen und Ergänzungen zu dem jüngst ausgegebenen Personalstatus gegeben werden. Es sind bereits verschiedene derartige Berichtigungen beim Vereinskassier eingelaufen; weitere werden dringend erbeten. Aufserdem soll fortan die Mitgliederliste immer evident gehalten werden; demnach wird im nächsten Hefte auch ein Verzeichnis der neu eingetretenen, im Personalstatus noch nicht als solche aufgeführten Mitglieder veröffentlicht werden.

Die Redaktion.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Fritz David: Das Problem der Willensfreiheit bei Friedrich Eduard Beneke. Berlin 1904, S. Mittler u. Sohn. VIII u. 116 S.

Unter diesem Titel bringt der Verfasser eine sehr umfassende, den Eindruck grofser Gewissenhaftigkeit erweckende Spezialuntersuchung über die Stellung, welche der lange Zeit verkannte, 1854 in Berlin aus dem Leben geschiedene Philosoph Beneke in der grofsen Frage der Willensfreiheit eingenommen hat. Die Studie baut sich methodisch auf. Zunächst gibt sie Aufschlufs über Benekes allgemeine Kausalitätstheorie und seine Ansichten über die Gültigkeit des Kausalgesetzes innerhalb des menschlichen Seelenlebens, nachdem so die logische Unterlage geschaffen, betrachtet David Benekes Theorie der Freiheit, seine Unterscheidung verschiedener Arten der Freiheit, seine Ansicht über das Wesen der Zurechnung und ihren innigen Zusammenhang mit der deterministisch gefafsten Freiheit. Daran schliefst sich eine sehr interessante Darlegung der Kritik, die Beneke an Kants Theorie der sog. intelligibeln Freiheit und an der vom Indeterminismus verfochtenen Theorie der indifferentistischen Freiheit übt, und eine Zusammenstellung der Gründe, mit denen Beneke die Einwürfe gegen seine Freiheitslehre zurückgewiesen hat. In einem eigenen Kapitel wird unter anderem gezeigt, auf welche Weise Beneke seinen Determinismus mit dem Glauben an eine göttliche Weltordnung ebenso zu vereinen weifs wie mit der Forderung der Rechtsphilosophie. Auch seine Verteidigung gegen den Vorwurf des Fatalismus — Beneke hatte dafür die Bezeichnung Determinismus gleich manchen französichen Denkern — und des Quietismus wird mitgeteilt. Das Buch schliefst mit einer kurzen Würdigung Benekes überhaupt.

Es stellt sich in die freilich nicht allzu grofse Reihe jener Schriften, die in der letzten Zeit für die Bedeutung Benekes eingetreten sind und ihn in weiteren Kreisen bekannt zu machen bestrebt sind. Ein verdienstvolles Streben; denn Beneke war sicher einer der feinsten philosophischen Köpfe des verflossenen Jahrhunderts. Speziell seine Freiheitslehre ist ein Muster von Geschlossenheit und Klarheit. Es ist nur zu beklagen, dafs er sie nicht wie Schopenhauer in einer eigenen Schrift zusammengefafst hat. Er hätte sehr wahrscheinlich, da er den geheimnisvollen intelligibeln Charakter und seine vorzeitliche freie Wahl in das Reich der Gespenster verwiesen hat, aus dem er freilich immer wiederkehrt, dem berühmten Buche Schopenhauers über die Willensfreiheit erfolgreich Konkurrenz gemacht. Gleich diesem Buche sind

Benekes Gedanken heute noch in allen Hauptpunkten gültig. Dadurch gewinnt Davids Schrift einen mehr als historischen Wert und wird dem, der sich über dieses vielumstrittene Problem Klarheit erwerben will, eine wertvolle Gabe sein. Ich selbst aber begrüfse sie auch noch aus ganz persönlichen Gründen. Lernte ich doch durch sie in Beneke einen neuen gewichtigen Kronzeugen näher kennen, der in mir die Überzeugung, dafs ich mit meinen eigenen Gedanken mich nicht in die Irre verloren habe, aufs neue kräftigt.

Ingolstadt. Dr. M. Offner.

Dr. Remigius Stölzle, ord. Professor der Philosophie an der Universität Würzburg: Ernst von Lasaulx (1805—61), ein Lebensbild. Münster i. W. 1904. Druck u. Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 302 Seiten. Preis 5 Mk.

„Die Oberflächlichkeit", sagt der Verfasser in der Einleitung zutreffend, „tut Lasaulx gewöhnlich mit den Wendungen ab: Die Phantasie überwog bei ihm den Verstand; er hat mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine Wissenschaft gewirkt."

So mag es gekommen sein, dafs über vier Dezennien hingingen, bis ihm ein seiner Bedeutung würdiges literarisches Denkmal errichtet wurde. Denn aufser da und dort in verschiedenen Werken sich zerstreut vorfindenden bald längeren bald kürzeren Notizen waren bis zum Erscheinen des hier in Rede stehenden Buches nur Hollands gehaltvolles Schriftchen „Erinnerungen an Ernst von Lasaulx" und Joh. Hubers im allgemeinen wohlwollend gehaltener, aber von einseitiger Auffassung nicht freier Nekrolog in der Beilage Nummer 139 des Jahrganges 1861 der „Allgemeinen Zeitung" dieser Aufgabe gewidmet. Von Prantls Charakteristik Lasaulx' in der Deutschen Biographie urteilt Stölzle gewifs in Übereinstimmung mit weiten Kreisen, dafs sie einem Lasaulx in gar keiner Weise gerecht wurde.

Bei dieser Sachlage ist es als in hohem Grade verdienstlich zu begrüfsen, dafs sich Stölzle der Aufgabe eine Ehrenschuld abzutragen unterzog, doppelt anerkennenswert, dafs er sie in der vorliegenden Weise erledigte.

Was an Materialien zur Vervollständigung des Lebensbildes beizubringen war, ist von dem Verfasser, der hiefür keine Mühe scheute, verwertet worden. Aufser der von Lasaulx selbst verfafsten und bis 1835 reichenden Vita Petri Ernesti de Lasaulx sind Fakultäts- und Senatsakten der Universitäten Würzburg und München, ein umfassender und inhaltsreicher Briefwechsel zwischen Lasaulx und seinen Angehörigen einerseits, anderseits zwischen ihm und einem nahestehenden Freundeskreise, Memoiren, Parlamentsberichte, Zeitungen, Geschichtswerke, Hanebergs Grabrede und schriftlich wie mündlich erholte Mitteilungen herangezogen worden. An Briefen war sicher vieles nicht zu erreichen. Dafs so dem Verfasser notgedrungen manches entging, was sich veröffentlicht zu werden gelohnt hätte, steht wohl aufser

Zweifel, gleich wenig aber auch, dafs hieraus für das Gesamtbild eine wesentlich anders geartete Nuancierung nicht zu erhoffen war. Das von Stölzle gezeichnete Lebensbild ist ein mit warmer Liebe und vollem Verständnisse hergestelltes, in sich abgeschlossenes Ganzes, ein unum et simplex der erfreulichsten Art.

An der Hand des genannten Materiales verbreitet sich Stölzle über Lasaulx' Jugendzeit im elterlichen Hause, am Koblenzer Gymnasium, an den Universitäten Bonn und München; über seine Studienreisen von einem österreichischen Kloster zum anderen sowie über den Aufenthalt dortselbst und in Wien; über seine beiden Reisen nach Griechenland und Italien sowie über seine Palästinareise; über seine Wirksamkeit als Lehrer und als Träger akademischer Würden an den Universitäten Würzburg und München sowie als Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften; über seine wissenschaftlichen Arbeiten, wobei er sich jedoch eine Darstellung der Weltanschauung v. Lasaulx', ihrer Wurzeln und Entwicklung, seiner Stellung in der Philosophie und der Bedeutung von Lasaulx' wissenschaftlichen Abhandlungen für seine Philosophie auf spätere Tage vorbehalten hat; über seine parlamentarische Tätigkeit in Frankfurt und in unserer Kammer der Abgeordneten; über sein Familienleben und den Verkehr in Freundeskreisen und mit hoch und nieder.

Hiebei gab sich dem Verfasser reichlich Gelegenheit mannigfache Belege beizubringen für Lasaulx' hervorragende geistige Beanlagung; seinen rastlosen Arbeitseifer und die dabei betätigte Gründlichkeit und Akribie sowie seine weitausgreifende Belesenheit; im allgemeinen auch für seine wissenschaftliche Bedeutung in Sachen der Religions-, Geschichts- und Kunstphilosophie; ferner für seine glänzende Wirksamkeit als akademischer Lehrer und als Parlamentarier; für seinen Ideenreichtum und hohen Geistesflug; seine von sittlicher Wärme getragene phantasievolle Redegabe; seinen deutsch-nationalen Sinn; seine unbeschadet löblichster Toleranz gegenüber Andersgläubigen in aller Treue stets hochgehaltene katholische Glaubensüberzeugung; seine makellose Sittlichkeit und peinliche Gewissenhaftigkeit; seine tiefgegründete Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe; seine Vornehmheit und Ritterlichkeit: lauter Eigenschaften, die an ihm selbst bei seinen nicht wenigen wissenschaftlichen und namentlich politischen Gegnern so ziemlich ungeteilte Anerkennung gefunden haben.

Vom Verfasser wird aus guten Gründen des öfteren e i n e Eigenschaft Lasaulx' mit besonderer Betonung hervorgehoben, einerseits geeignet ihm Hochachtung und Verehrung einzubringen, anderseits aber auch ihrem Träger eine ausgiebige Quelle von nachhaltigen Widerwärtigkeiten und Verdriefslichkeiten zu werden: seine durch keinerlei Gefahr, durch kein Ungemach abzumindernde Unerschrockenheit und Freimütigkeit.

Lasaulx' Schwester Amalie äufserte einmal: „Einem ehrlich die Wahrheit sagen ist gerade eine so kuriose Liebhaberei der Lasaulxkinder." Bei diesem Erbteil ist Ernst wahrlich nicht zu kurz weggekommen. Beweis dafür ist der von ihm bereits 1830, also noch in

seiner Studentenzeit, an den Regierungsrat v. Aichberger in seiner Eigenschaft als Zensor gerichtete Brief, der Lasaulx wegen Vergehens der beleidigten Amtsehre eine gerichtlich zuerkannte einmonatliche Gefängnisstrafe eintrug; ebenso seine „Kritischen Bemerkungen über die Kölner Sache“ (1838), deren Verbreitung, weil „das Frechste, was in ihr geschrieben worden“, sofort verboten wurde; nicht minder sein Eingreifen in die Münchner Lola-Angelegenheit (1847), das er mit einer zwei Jahre andauernden Quieszenz unter Belassung des Standesgehaltes zu 600 fl. jährlich zu büfsen hatte. Die ausgesuchten Derbheiten und bitteren Sarkasmen, mit denen er im Frankfurter Parlamente und in der bayerischen Abgeordnetenkammer seine Gegner, in letzterer besonders den Fürsten Wallerstein und dessen Anhänger, bediente, sind hinreichend bekannt; desgleichen wie er 1849 von einer zu den drei Aristotelischen in Wien neu hinzugekommenen vierten Staatsverfassung der „Lausbubokratie“ sprach oder wie er 1852 Napoleon III. einen „Flibustier“ nannte. Kein Wunder, dafs derlei den parlamentarischen Gegnern zugewendete Angriffe von diesen und ihren Parteigenossen in Wort und Bild mit gleicher und zuweilen mit noch gröberer Münze zurückerstattet wurden. Aber auch aufrichtige Freunde Lasaulx' beklagten nicht selten mit lauten Worten seine so oft weit über das Ziel hinausschiefsende Mafslosigkeit. Selbstverständlich kann Stölzle nicht umhin diesem Tadel sich seinerseits ebenfalls anzuschliefsen. Gerade das erhöht den Wert des Buches beträchtlich, dafs der Verfasser keine Apologie schreiben wollte und dafs er sogar mitunter völlig ungerechtfertigte, boshafte Urteile der Gegner in seine Erörterungen miteinbezogen hat. Sie ändern nichts an dem von Stölzle im Verein mit anderen abgegebenen Gesamturteile: „Ernst von Lasaulx war ein ganzer Mann.“

In einem der Schlufskapitel bespricht der Verfasser Lasaulx' seit 1856 bis zu seinem Ableben auf Schlofs Lebenberg bei Meran im Herbst regelmäfsig, vereinzelt auch an Ostern genommenen Ferienaufenthalt. Es sei gestattet ergänzend eines dortigen Erlebnisses zu gedenken, an sich von geringem Belange, indes immerhin eines charakteristischen Zuges nicht ermangelnd.

Im Buche ist zweimal Lasaulx' Dantestudien gedacht. Er war ein hochbegeisterter Verehrer dieses Dichters. In den Herbstferien 1856 nahm einmal aufser dem engeren Kreise der Kurgäste, unter denen sich feingebildete Damen befanden, Prof. Tholuck aus Halle am Mittagstische teil. Die Unterhaltung beschränkte sich bald auf die beiden Gelehrten allein. Sie verbreiteten sich in ziemlicher Übereinstimmung über orientalische Dichtungen und kamen dann auf Dante zu sprechen. Lasaulx voll edler Bewunderung, Tholuck kühl und ablehnend. Schliefslich rief letzterer unwillig aus: „Was wollen Sie doch mit Ihrem Dante? Wer liest ihn denn noch? Damen und Gymnasiasten!“ Ohne ein Wort auf die unter den obwaltenden Verhältnissen zugleich recht wenig taktvolle Äufserung zu erwidern gab Lasaulx völlig unvermittelt dem Gespräch eine Wendung auf ein fern abgelegenes Gebiet und hatte damit die Lacher auf seiner Seite.

In einem anderen Kapitel des dem Ende zueilenden Buches zeigt uns der Verfasser Lasaulx als liebevollen, treubesorgten und dankbaren Sohn und Bruder, Gatten und Vater. Wieder in einem anderen werden wir über Lasaulx' religiösen Entwicklungsgang unterrichtet, wobei manche einschlägige auffallende Kundgebungen des unermüdlichen Forschers und Denkers ihre zureichende Erklärung finden. Mit dem Kapitel „Krankheit und Tod, Schicksal seiner Familie, keine Schule" und einem zusammenfassenden Schlufsworte schliefst das lehrreiche Buch ab, auch hier mancherlei interessante Einzelheiten bietend. Ein Anhang, dem ein durchweg verlässiges Namenverzeichnis angereiht ist, enthält eine erwünschte Zusammenstellung der Hauptdata im Leben v. Lasaulx; ferner ein Verzeichnis der von ihm gehaltenen Vorlesungen und Übungen; endlich ein chronologisches Verzeichnis der von ihm veröffentlichten Schriften.

Das Buch ist vollauf dazu angetan den Leser nicht blofs über Ernst v. Lasaulx und seine Familie sondern auch über mancherlei Zeitverhältnisse in Staat und Kirche in unserem engeren wie im weiteren Vaterlande und darüber hinaus zu unterrichten. Hier und dort eingestreute Andeutungen gewähren zugleich einen Einblick in Dinge, die dem Verfasser in seinem wissenschaftlichen und akademischen Wirken persönlich unliebsam in die Wege getreten zu sein scheinen. Verehrer Lasaulx' werden das vom Verfasser mit genauer Kenntnis der Verhältnisse, mit allenthalben zutage tretender Wärme und mit rühmlicher Sorgfalt hergestellte und vom Verleger vornehm ausgestattete Buch mit wohltuender innerer Genugtuung lesen; Gegner von Lasaulx' Richtung mögen, wie nicht anders zu erwarten, mit einzelnen Ausführungen nicht einverstanden sein; im grofsen und ganzen aber werden auch sie, wofern sie nicht zu den gänzlich Unbelehrbaren zählen, der Schrift grofse Vorzüge nicht streitig machen wollen. Möge sie, wie sie es durchaus verdient, auch in unseren Kreisen die weitestgehende Beachtung finden.

München. Markhauser.

Baumann, Die Lehrpläne von 1901, beleuchtet aus ihnen selbst und aus dem Lexis'schen Sammelwerk. 1904. Verlag von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza. 1 Mk. 20 Pfg. (Pädagogisches Magazin, Heft 223.)

Aus der Hochflut der literarischen Erscheinungen, welche die Neuordnung des höheren Schulwesens in Preufsen im Jahre 1901 hervorgerufen hat, verdient die obengenannte Schrift herausgehoben zu werden. Ihr Zweck ist, die preufsischen Lehrpläne aus ihnen selbst und aus dem Sammelwerke von Lexis zu beleuchten, das dieser in Verbindung mit anderen unter dem Titel „Die Reform des höheren Schulwesens in Preufsen" im Jahre 1902 hat erscheinen lassen. In ausführlicher Weise werden zunächst die Lehrpläne der Gymnasien und der Realanstalten, sodann die einzelnen Artikel aus dem Sammel-

werk von Lexis besprochen und zutreffend kritisiert und die Ergebnisse dieser Kritik am Schlusse jedes Abschnittes zusammengestellt. Diese kritische Beleuchtung soll zeigen und zeigt tatsächlich auch, dafs „wichtige Seiten der Lehrpläne sehr zu denken geben." Es ist das ja auch gar nicht anders möglich bei einer Neuordnung des höheren Schulwesens, die trotz der gegenteiligen Versicherung einen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet.

Wenn in einem Agrikulturstaat das humanistische Gymnasium allen, die dem Dienste des Staates im Heere, in der Kirche oder Schule, in der Justiz oder in der Verwaltung sich widmen, als Ärzte oder als Leiter der verhältnismäfsig schwach entwickelten Industrie tätig sein wollen, eine gleichartige und für den künftigen Beruf ausreichende Bildung zu gewähren imstande ist, so nimmt diese Möglichkeit mehr und mehr ab, je mehr sich der Agrikulturstaat zu einem Industrie- und damit zu einem Handelsstaat entwickelt, wie dies in Deutschland, besonders in Preufsen, in der 2. Hälfte des vergangenen Jahrhunderts geschehen ist. Die Einseitigkeit und Einfachheit des Agrikulturstaates und seiner Verhältnisse gestattet eine konservative Schulpolitik, wie sie zur Not noch in Bayern möglich ist, die Vielseitigkeit des Industrie- und Handelsstaates aber, der vielseitigere Anforderungen an die Bildung der leitenden Klassen stellt, macht infolge der grofsen wirtschaftlichen, technischen und handelspolitischen Umwälzungen eine Anpassung an die Kulturbedingungen der Gegenwart nötig. Wenn nun diese Anpassung sich nicht organisch entwickelt, sondern infolge des Eingreifens und der unmittelbaren Initiative einer impulsiven machtvollen Persönlichkeit sprungweise sich vollzieht, so ist es ganz natürlich, wenn die neuen Formen manches Unzulängliche, manches einander Widersprechende aufweisen. Freilich, wer den Geist der neuen Formen erkennt und über dem Einzelnen das Ziel des Ganzen erfafst hat und überzeugt ist, dafs besonders in pädagogischen Fragen nicht die papierenen Vorschriften, sondern die Persönlichkeiten in letzter Linie den Ausschlag geben, der wird auch mit Leichtigkeit über manche Seiten der Lehrpläne, die nach Baumann zu denken geben, hinweg kommen und „auch ohne alle behördliche Einwirkung seinem Unterricht die nötige Nachhilfe zuzuführen imstande sein".

Nach des Verfassers Ansicht gibt es aber zu denken, dafs nach den Lehrplänen von 1901 von einer Gemeinsamkeit der Bildung in den erziehlich bedeutsamsten Fächern, im Deutschen, in der Geschichte und in der Religion keine Rede sein könne. Denn die Geschichte zeige eine deutsch-preufsische Tendenz und der deutsche Unterricht sei, soweit er nicht blofs formal sei, für die Katholiken wesentlich protestantisch. Da aber die Lehrpläne zunächst doch wohl nur für preufsische Schulen gelten, so darf wohl Preufsen genau dasselbe tun, was etwa Bayern auch tut, wenn es in seiner Schulordnung **§ 14 Abs. 4** verlangt: „Die Geschichte Deutschlands und im engsten Anschlufs an sie die Geschichte Bayerns und seines Regentenhauses ist besonders eingehend zu behandeln." Was aber das betrifft, dafs der deutsche Unterricht nach seiner inhaltlichen Seite wesentlich protestantisch sei,

so kann auch in dieser Beziehung die preufsischen Lehrpläne an sich kein Vorwurf treffen. Die zweite Blüte der deutschen Literatur hat sich eben vorzugsweise auf protestantischem Boden entwickelt, und solange als Lehrziel des deutschen Unterrichts mit Recht Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Geschichte der deutschen Literatur, unter anderem durch Einführung in die für die Schulen bedeutsamsten Meisterwerke der deutschen Literatur, verlangt wird und dem deutschen Unterricht als besondere Aufgabe die Pflege vaterländischen Sinnes durch Einführung in unsere Nationalliteratur gestellt ist, solange werden die aus der zweiten Blüteperiode hervorgegangenen Literaturwerke nicht zu umgehen sein.

Anders liegt die Sache beim Religionsunterricht, von dem der Verfasser sagt, er sei eher trennend als verbindend. Wie recht er damit habe, davon hatte der Verfasser selbst noch keine Ahnung, als er diesen Satz im Hinblick auf den letzten Absatz der „Allgemeinen Bemerkungen“ der preufsischen Lehrpläne niederschrieb. Dieser lautet: „Die Zugehörigkeit des Schülers zu einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft legt der Schule die Pflicht auf, nicht blofs alle Hemmnisse der religiös-kirchlichen Betätigung zu beseitigen, sondern, soweit die Schulordnung dadurch nicht gestört wird, diese Betätigung auch in positiver Weise zu fördern. Die Lehrerkollegien werden gewifs gerne dazu mitwirken, dafs diese Absicht erreicht werde.“ Dieser dunkle Schlufspassus wurde in eine grelle Beleuchtung gerückt durch den Erlafs des preufsischen Kultusministers, wonach die Wiedereinführung der Marianischen Kongregationen an den preufsischen höheren Lehranstalten für zulässig erklärt wurde. Durch die Zulassung der Marianischen Sodalität wird aber die organische Einheit der Anstalten, auf der die Gymnasialerziehung beruht, in einer ganz empfindlichen Weise gestört, weil für einen Teil der Schüler die Lehrer aufhören, in erster Linie die Träger der Autorität zu sein. Ob „die Lehrerkollegien wohl gerne dazu mitwirken, dafs diese Absicht erreicht werde“? Dies ist eine Seite der Lehrpläne, die sehr zu denken gibt, weil eine Nachhilfe und Abhilfe von seiten der Lehrer ausgeschlossen ist.

In einer Schlufsbetrachtung kommt Baumann zu dem Resultat, dafs „nicht mehr das militärische und Beamten-Element das Ein und Alles des Staates ist, sondern dafs beide schützend und fördernd seien, aber den wirtschaftlichen Betrieben und ihrer Verbindung mit Wissenschaft das pulsierende Leben gehört. In dieser Richtung ist die Schulreform des Kaisers gedacht, das ist der positive, d. h. der realistische Geist, der in ihr weht.“ Die Verbreitung des realistischen Wissens ist eben das nächste Ziel der ganzen Reform.

Jedenfalls aber ist die preufsische Schulreform nicht als etwas Fertiges und Abgeschlossenes zu betrachten, sondern nur als ein geeigneter Boden, auf dem eine künftige Neuorganisation der Schulen, wenn die nötigen Erfahrungen gesammelt sind, von innen heraus erwachsen soll. Als ein trefflicher Führer in dem Widerstreit der Meinungen und als ein Freund der humanistischen Studien zeigt sich

Baumann in seinem Schriftchen, das jedem, der sich für die Entwicklung des höheren Schulwesens in Deutschland interessiert, angelegentlich empfohlen sei.

Erlangen. Dr. Chr. Schoener.

Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. (XVII. Teil des Sammelwerkes: Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichts. Herausgegeben von Maximilian Klar.) Mit 59 Abbildungen im Texte. Leipzig und Wien 1903, Franz Deuticke. XI und 149 S. gr. 8°. Preis für Abnehmer des ganzen Werkes M. 4.—, für den Einzelverkauf M. 5.—.

Vor einiger Zeit wurde von dem Berichterstatter an dieser Stelle (Bd. XXXVIII S. 287 ff.) ein Buch besprochen, das sich die Einführung in die Volkskunde zur Aufgabe gestellt hatte. Heute haben wir hier das Buch vorzuführen, welches diesem Zwecke gewidmet ist und ihn unter besonderer Berücksichtigung des Lehrers verfolgt: ein hinreichender Grund sich in diesen Blättern mit den Gedankengängen dieses trefflichen Wegweisers auf dem ins Unabsehbare wachsenden Gebiete der Volkskunde etwas eingehender zu beschäftigen. Wie er in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, schwebt dem Verfasser in seinem Werke ein doppeltes Ziel vor; er will zunächst in weitere Kreise das Interesse für die Volkskunde tragen, indem er deren Wichtigkeit und Ziele darlegt; sodann geht er darauf aus, die Methode dieser jungen Wissenschaft darzutun. Seine erste Aufgabe erledigt er in den Kapiteln 1—3, deren erstes sich in einer etwas überschwänglich gehaltenen Darstellung der „Philosophie der Zukunft" d. h. der Ethnologie oder der „Völkerwissenschaft" ergeht, wie er die Neuschöpfung des jüngst verstorbenen Bastian am liebsten genannt sehen möchte. Der nächste Abschnitt gibt die Abgrenzung der Volkskunde gegen die ihr verwandten Wissenszweige, zumal gegen die Völkerwissenschaft, die Anthropologie und die Ethnographie, woran sich ein allerdings nicht erschöpfender Abrifs der Geschichte der Volkskunde anreiht. Vermifst man doch z. B. hier wie in dem ganzen Buche einen Hinweis auf den unvergänglichen Namen Rohdes und auf sein nach Form und Inhalt klassisches Werk „Psyche", das wie nur irgend eines den Wert der Volkskunde für die historischen Disziplinen zu beleuchten vermag. Machen die bisherigen und auch die folgenden Kapitel mit ihrer Fülle von eng aneinander gereihten Lesefrüchten zuweilen den Eindruck einer literarischen Mosaik, so befindet sich der Verfasser — er ist Professor der Geschichte an der Universität Czernowitz — in dem wertvollen 3. Abschnitt in seinem eigentlichen Element, wenn er hier die Bedeutung der Volkskunde für unser gesellschaftliches Leben, für Kirche, Schule und Gerichtssaal, und ihren Wert für die geschichtlichen Wissenschaften der Kulturgeschichte, Mythologie, vor allem für die Weltgeschichte, die Bibelkunde, Ägyptiologie,

klassische und germanische Altertumswissenschaft und die Jurisprudenz erörtert. Das 4. Kapitel bespricht zunächst — damit geht der Verfasser zu seinem zweiten Hauptteil über — in allgemeiner Weise die Methoden der Volksforschung und das Sammeln volkskundlichen Materials, wobei er unbeirrt durch den Streit der Schulen in dem ihm eigenen vermittelnden Standpunkt den literar-historischen Weg der Volksforschung als gleichberechtigt neben der ethnologisch-naturwissenschaftlichen Arbeitsweise auf diesem Gebiet anerkennt. Daran schliefst sich ein eingehender Fragebogen, schliefsen sich ferner für den fortgeschrittenen Sammler volkskundlicher Überlieferungen wichtige Fingerzeige und aus der Praxis geschöpfte Erfahrungssätze, die mit Recht vor allem in der Forderung einer kritischen Prüfung der mündlichen oder schriftlichen Quellen gipfeln und vor Suggestionsfragen in der Sammeltätigkeit warnen. Im folgenden, fünften Kapitel fallen auch für die Herausgeber von volkskundlichen Stoffsammlungen bedeutsame Winke ab, an die sich für die Zwecke tiefergehender wissenschaftlicher Untersuchungen eine Würdigung der sich vielfach noch bekämpfenden Arbeitsmethoden reiht. So wird die mythologische und die euhemeristische Schule gestreift, die linguistische, analogische und ethnologische Methode eingehender entwickelt und versucht, die drei letztgenannten Richtungen in einen gewissen Ausgleich zu bringen. Ein Hinweis auf die auch für die Methodik der Volkskunde fruchtbare Beobachtung volkskundlicher Neubildungen beschliefst diesen Abschnitt. Etwas dürftiger als die vorhergehenden Kapitel ist der Schlufsteil des Buches, der die Volkskunde in ihrem Verhältnisse zur Schule beleuchten soll. Hier fehlt dem Verfasser der Einblick in die mittlerweile reich entwickelte Sonderliteratur, die der Referent in seinem im Jahre 1900 erschienenen Schriftchen über „Volkskunde und Gymnasialunterricht" zusammenzufassen bemüht war. So sind die schönen Ergebnisse, die der Rudolf Hildebrandische Kreis auf diesem Gebiete gewonnen hat, mit keinem Worte berührt. Freilich wird das ungeheuere Literaturgebiet, das der Verfasser zu durchwandern hatte, bei diesem oder jenem Versehen immerhin als Entschuldigung dienen dürfen. Auch sei hier gerne zugestanden, dafs auch dieses Kapitel manches Wertvolle und eine Reihe von Forderungen enthält, die mit denen der übrigen, hier unerwähnt gebliebenen Mitstreiter auf diesem Gebiet sich decken. Der Schlufs bietet eine Zusammenstellung der umfangreichen, jedoch nicht durchweg in ihren bemerkenswertesten Vertretern gewürdigten volkskundlichen Literatur der deutschen und österreichischen Stämme und Lande, ohne auch hier auf Vollständigkeit Anspruch machen zu können oder zu wollen. Doch wird mit Freuden anerkannt, welche reiche Summe ehrlicher Arbeit in diesem verhältnismäfsig wenig umfangreichen Buche steckt, das sich bescheiden genug einen Leitfaden zur Einführung nennt, wird insbesondere auch anerkannt, welche umfassende theoretische und praktische Vertrautheit der Verfasser vor allem im eigentlichen Gebiet s e i n e r Wissensprovinz, in der Volkskunde der österreichischen Länder entfaltet. Mögen sich auch sonst noch Unebenheiten im einzelnen finden lassen, — so wird

z. B. S. 24 die unter gewissen Kautelen[1]) auch volkskundlich verwertbare und wertvolle Idylle Ovids Philemon und Baucis dem (in der Weise des Mittelalters korrupten) Namen Virgils zugeschrieben — immerhin ist das Buch trotz mancher Bedenken im einzelnen doch in seiner Gesamtheit betrachtet ein würdiges Glied in der Kette des grofs angelegten Unternehmens, welches das ganze Wissensgebiet der Erdkunde in einem einheitlichen Rahmen darzustellen die Bestimmung hat.

Albrecht Dieterich, Über Wesen und Ziele der Volkskunde. Hermann Usener, Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. (Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde. Bd. I, Heft 3.) Leipzig, B. G. Teubner, 1902. 61 S. gr. 8°. Preis 1.80 M.

Hat in dem eben besprochenen Werke ein Historiker von Beruf seine Stimme zugunsten der Volkskunde erhoben, so tun dies in den im vorliegenden Heftchen vereinigten Aufsätzen zwei Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft, die nicht nur durch persönliche Beziehungen sondern auch durch die gleiche Neigung für die Volkskunde verbunden sind. Beide Abhandlungen sind aus Vorträgen erwachsen: Dieterich entwickelte „Wesen und Ziele der Volkskunde" i. J. 1902 auf der ersten Generalversammlung der hessischen Vereinigung für Volkskunde zu Frankfurt a. M.; Usener trug seine Studien über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte zunächst ohne die Nachweise den Teilnehmern an der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Wien i. J. 1893 vor und veröffentlichte sie in dieser Form in Nr. 148 und 150 der Beil. z. Allg. Ztg. vom gleichen Jahre. Alsdann wurden beide Vorträge — der Useners auf besonderen Wunsch der Redaktion — neben volkskundlichen Arbeiten des Theologen Strack und des Philologen R. Wünsch in den vielversprechenden Hessischen Blättern für Volkskunde abgedruckt und in vorliegendem Sonderabzug nun auch dem weiteren Publikum zugänglich gemacht.

Dieterichs Aufstellungen (S. 1—26) gipfeln in dem Kernsatz (S. 18), „dafs die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur den Kern der Forschung der Volkskunde bildet. Was aufserdem herangezogen werden mufs, kommt nur in Betracht, soweit es dieses Volksdenken, Volksglauben, Volkssagen, Volksbrauch und Volkskunst, wenn das Wort gestattet ist, erklärt". Damit hat der Verfasser das Gebiet der Volkskunde allerdings, so z. B. auch Kaindl gegenüber, einigermafsen eingeschränkt. Aber gerade diese Einschränkung bietet ihm eine geschlossene Stellung in seiner Polemik gegen die Angriffe auf die Volks-

[1]) Ich meine die Frage, ob Ovid seinen Quellen (Kallimachos?, Alexander Polyhistor: περὶ Φρυγίας?) folgend hier ein phrygisches oder griechisches Bauernleben hellenistischer Zeit schildert oder ob er wie so oft römische Gegenwart in griechische Vergangenheit hineinprojiziert.

kunde von seiten der Gelehrten unter ihren Verächtern, deren Kurzsichtigkeit der Verfasser der Nekyia in einem ihrer Vertreter gar ergötzlich schildert (S. 21). Mit Recht hebt er beispielsweise (S. 24) hervor, dafs ein Mann, der mit dem Denken und Empfinden des „Volkes" innerlich gar keine Fühlung hat, der auch von Glaube und Brauch seines Volkes nichts weifs, noch wissen will, ebensowenig „Mythologie" treiben oder auch nur irgend eine Religion verstehen kann wie einer, der gar kein religiöses Empfinden in seinem Innern besitzt. Dieterichs Darlegungen sind — wie dies ihr ursprünglicher Zweck forderte — ohne den sonst üblichen Apparat von Literaturnachweisen gegeben und wirken vielleicht eben dadurch so unmittelbar lebendig auf den Leser. In den wenigen Angaben, die er macht, ist allerdings ein Versehen nachzuweisen, wenn er (S. 12) den 27. August 1846 als den Geburtstag des Kunstwortes Folk-Lore nennt. Wie sich der Referent eigens aus einem der wenigen in Deutschland befindlichen Exemplare der Londoner Wochenschrift Athenaeum, demjenigen der K. Bibliothek in Berlin, überzeugt hat, kommt dies Wort erstmalig in Nr. 982 vom 22. August dieses Jahrganges vor.

Gewissermafsen als konkreter Beweis für die von Dieterich mit Wärme verfochtene These von dem Wert der durch die Volkskunde gelieferten Analogien dient Useners Abhandlung (S. 27—67). Nach einer grofszügigen Einleitung, die den von der Wissenschaft noch nicht erschöpften, ja für sie unerschöpflichen Gehalt des klassischen Altertums betont, spricht er von dessen Bedeutung für die Erkenntnis der Entstehungsgeschichte der sittlichen Lebensordnungen, der Institutionen, durch welche das Leben des einzelnen, der Familie, der Gemeinde, des Stammes sich regelt, womit auch die Genesis der sittlichen Begriffe wertvolle Beleuchtung erhält. Hier können aber bei der Beschaffenheit unserer Überlieferungen nur die vergleichenden Forschungen zu einem Ziele führen. Die Mittel dazu bietet die Volkskunde. Als Beleg zieht er zwei exakt ausgearbeitete Beispiele an: Der altitalische Ritus der Stadtanlage, die feierliche Herstellung einer Furche um den für die Neubesiedelung bestimmten Raum, findet ihre Parallele in dem Wollfaden, der bei Griechen und Germanen die dem Gottesdienst oder der Rechtsprechung geweihten Räume umzieht. Jüngere germanische und slavische Überlieferungen derselben Art geben den Schlüssel zu diesem uralten Brauch: es handelt sich um eine symbolische Abwehr des Unheils. Übrigens scheint mir mit dieser Erklärung die Frage noch nicht erschöpft zu sein. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dafs auch die *στέμματα* der griechischen (Hom. A 14, Soph. O R 3, 19) und die infulae der römischen Priester und Schutzflehenden zunächst von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten und zu deuten sind. Selbst die Götter sind damit ausgestattet. Nach Hellwigs Führer I² S. 97 hielt der Apollo von Belvedere ursprünglich in der Rechten das Symbol seiner sühnenden und reinigenden Kraft, den mit Wollbinden behangenen Lorbeerzweig (*στέμμα*). Auch dem christlichen Mittelalter war der Wollfaden (Kapellenschnur) nicht fremd (Freitag: Bilder II, 1 S. 218). Übrigens hätte Usener auch sein Beweismaterial noch erweitern können, wenn er Rochholzens

freilich nur als Stoffsammlung zu benützende Abhandlung: Der rote Faden (Deutscher Glaube und Brauch II. S. 204 ff.) zu Rate gezogen hätte. Das zweite Beispiel für die Bedeutung volkskundlicher Analogien gibt der Verfasser in der Parallele zwischen den deutschen Bubenbruderschaften und den griechischen *σύνοδοι τῶν νέων*, bzw. den römischen collegia iuvenum, die insgesamt in einem gewissen Verhältnis zum Kultus gestanden haben müssen. Eine Ergänzung der aus Griechenland (S. 58) beigebrachten Belege scheint für Argos aus Plut. Prov. Alex. I. 44 zu gewinnen zu sein. Useners Hinweis auf diese ethnographische Parallele hat mittlerweile durch das Werk von Heinrich Schurtz: „Altersklassen und Männerbünde" eine glänzende Bestätigung und Vertiefung erfahren. Wir Philologen können uns nur freuen, dafs gegenwärtig zwischen unserer klassischen Altertumswissenschaft und den übrigen historischen Disziplinen ein so lebhafter Kontakt besteht, der geeignet ist sie mit neuem Leben und neuen Gedanken zu erfüllen. Dafs dem so ist, verdanken wir nicht zum geringsten der Volkskunde und den beiden Männern, die sie zuerst mit der klassischen Philologie in fruchtbringende Berührung gesetzt haben, Erwin Rohde und Hermann Usener, dem Verfasser unserer zweiten, hier besprochenen Abhandlung; dafs ihre Bestrebungen sich endgültig Bahn gebrochen haben, geht aus mancherlei Anzeichen hervor. Einen neuen Beweis dafür hat erst in jüngster Zeit B. Schmidts Aufsatz: „Der Selbstmord der Greise von Keos" geliefert (Neue Jahrb. f. d. kl. Alt. VI. 1903. S. 617—628), der über diese bisher dunkle Erscheinung griechischen Lebens mit Hilfe ethnographischer Parallelen helles Licht verbreitet hat. In ähnlicher Richtung hat sich neuerdings H. Meltzer betätigt, der (im Philol. LXII S. 481 ff. u. LXIII S. 186 ff.) letzte Spuren von Königs- und Steinfetischismus im Griechentum nachgewiesen hat. So steht auch für die Zukunft zu hoffen, dafs sich durch die Verbindung der klassischen Philologie mit der Volkskunde den Vertretern beider Wissenszweige neue Erkenntnisquellen erschliefsen.

Augsburg. Friedrich Beyschlag.

Otto Bremer, Wandtafeln der deutschen Aussprache. Tafel 1: Die menschlichen Sprachwerkzeuge, senkrechter Durchschnitt durch die Mitte des Kopfes. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1903 Mk. 1.—.

Diese Wandtafeln sollen dem Unterricht auf den Schulen als Anschauungsmittel dienen, um die Lage unserer Sprechwerkzeuge bei der Aussprache unsererer Laute zu veranschaulichen. Die vorliegende erste Tafel ist eine im vergröfserten Mafsstabe (110×80 cm) hergestellte Reproduktion der Tafel 1 der 1893 von O. Bremer herausgegebenen deutschen Phonetik (v. Bd. XXXII, S. 90 ff. d. Bl.): sie stellt einen senkrechten Durchschnitt des Kopfes dar und lehrt die Lage der einzelnen Sprechwerkzeuge von den Lippen bis zum hinteren Rachenrand und zum Kehlkopf. Die Benennungen der einzelnen Teile sind mit grofser, weithin lesbarer Schrift eingetragen. Dem Sprachunterricht, soweit er der Aussprache gilt, mag dieses neue Anschauungsmittel

einige Förderung bieten und dem Lehrer wie Schüler in gleicher Weise willkommen sein. Doch darf man sich nicht zu viel davon versprechen. Es ist gewiſs interessant und anregend bei der Lautlehre auf die Stelle im Munde hinzuweisen, die bei der Erzeugung des einzelnen Lautes angeschlagen wird, aber viel ist damit noch nicht geschehen. Denn es kommt hier nicht auf das Wissen und Schauen an, sondern auf das Können und die Beherrschung der Zunge, dieses beweglichen, unbotmäſsigen Organes. Die Zungenspitze läſst sich ja leicht lenken, nicht aber der Zungenrücken und die Zungenwurzel, und wenn der Schüler einen mittels dieser Zungenteile hervorzubringenden Laut nicht aus dem Gehöre nachahmen kann, wird es ihm schwerlich mit Hilfe der Abbildung gelingen.

Würzburg. J. Jent.

Wortkunde in der Schule auf Grundlage des Sachunterrichtes. Von Remigius Vollmann, Oberlehrer in München. I. Teil: Heimat- und Erdkunde. IX und 122 S., brosch. 2 M. II. Teil: Geschichte. VIII und 199 S., brosch. 2.80 M. München 1903, Verlag von Max Kellerers h. b. Hofbuchhandlung.

Der Verfasser will in erster Linie der Volksschule dienen. Er fordert, daſs auch der elementare Sprachunterricht sich nicht auf die formalen Grundbegriffe der Grammatik beschränke, sondern daneben durch Eingehen auf Bedeutungsgehalt und etymologischen Zusammenhang der Wörter nach Möglichkeit Sprach- und Sachverständnis zugleich anbahne. Es sind R. Hildebrands Forderungen, die der Verfasser vertritt. Um ihre Durchführung zu erleichtern hat er sich entschlossen, ein Hilfsbuch der Wortkunde für Lehrer herauszugeben, das sich auf jene Verbindung von Sprach- und Sachunterricht gründet, während andere derartige Bücher, z. B. die Wortkunde von Wilke (1893), nur vom Sprachlichen ausgehen.

Von diesem Hilfsbuche liegen bis jetzt zwei Teile vor. Der erste behandelt die geographischen und astronomischen Grundbegriffe in ihrem sprachlichen Ausdrucke, dazu die wichtigeren geographischen Eigennamen der germanischen Gebiete und anhangsweise Ausdrücke der Seemannssprache; der zweite führt uns durch die ganze Ausdehnung der deutschen Geschichte und erklärt die für jede Periode charakteristischen Bezeichnungen, die so oft als bildliche Ausdrücke noch in der Gegenwart fortleben. Es sind aber in diesem Teile auch viele Wörter behandelt, die direkt nichts mit der Geschichte zu tun haben, sondern nur leicht in geschichtlichen Lesestücken vorkommen, wie Macht, List, Argwohn, hartnäckig usw. Dadurch wird der zweite Teil etwas buntscheckig.

Der Verfasser hat mit Bienenfleiſs aus den bekannten gröſseren Werken von Grimm, Kluge, Heyne, H. Paul u. a., aber auch aus manchen Spezialarbeiten das Material zusammengetragen. Mit eigenen Vermutungen hält er zurück; doch zeigt die präzise Fassung seiner

Angaben, die klare Darlegung von Bedeutungsentwicklungen und etymologischen Zusammenhängen, wie er seinen Stoff durchdrungen hat. Sein Hilfsbuch ist nicht nur für Volksschullehrer sondern auch für Lehrer an Mittelschulen aller Art nützlich. Der Verfasser hat auch an diese bei seiner Arbeit gedacht. Sehr wenige werden den ganzen in Frage kommenden Stoff fest im Kopfe haben; den übrigen kann ein solches Hilfsbuch viel Nachschlagen ersparen und wertvolle Fingerzeige geben. Freilich, für den Unterricht sind namentlich die etymologischen Angaben mit Mafs zu verwenden; bei der Erklärung geographischer Eigennamen z. B. wird man sich im allgemeinen auf das Naheliegende und Sichere beschränken müssen. Doch ist die grofse Mühe, die sich der Verfasser über das zunächst Erforderliche hinaus gemacht hat, nicht verloren. Der Lehrer darf nicht auf spärliche Angaben angewiesen sein, sondern mufs aus dem Vollen schöpfen und selbst nach den Umständen die passende Auswahl treffen können.

Zum einzelnen seien einige Bemerkungen mitgeteilt, die vielleicht bei einer neuen Auflage berücksichtigt werden können.[1])

1. Teil. S. 10: „sich entsetzen heifst ursprünglich nur ‚sich wegsetzen' . . ., dann ‚vom Sitze auffahren'." Beides ist im Grunde dieselbe Bedeutung. — S. 20 u. 21 (auch S. 4 des 2. Teiles) lesen wir, dafs „fahren" im übertragenen Sinn auch „leben" bedeutet habe. Es hat sich aber dieser Bedeutung in gewissen Ausdrücken wie „wohl fahren" nur genähert; der ursprüngliche Sinn ist auch hier erhalten, nur bildlich gewendet. Ähnlich heifst es im 2. Teil S. 144 bei Erwähnung von Sachsen- und Schwabenspiegel: „Spiegel bezeichnet im Mittelalter Vorschriften für ein bestimmtes Gebiet (vgl. Beichtspiegel)". Da könnte man meinen, es sei das Wort in diesem Sinne ganz losgelöst gewesen von seiner Grundbedeutung. Das Bild ist aber noch recht lebhaft empfunden worden, wie z. B. der Eingang des Sachsenspiegels zeigt. — S. 29: Zu „Granne" kann noch bemerkt werden, dafs im Mhd. gran der Ausdruck für „Schnurrbart" ist, welch letzeres Wort ursprünglich nur die Barthaare der Katze bezeichnete. — Bei den Arten der Bodenbebauung (S. 30 ff.) fehlt der Wald mit den dazu

[1]) Eine Reihe kleinerer Versehen sei gleich hier zusammengestellt. Im 1. Teil: S. 24 Z. 6 v. u. ist vor „wohnen" einzuschieben „auch". S. 38 Z. 12 v. o. ist „Nebenform" zu streichen, am besten die ganze Parenthese. S. 60 steht higfield statt highfield (diese Ableitung von „Eifel" verdient wahrhaftig keine Erwähnung!). Der gallische Stamm der Treveri wird S. 80 Treviri, im 2. Teil S. 48 gar Trevirii geschrieben. S. 83 steht Castra Batavia statt Castra Batava (richtig II 48). S. 88: Bozen heifst ital. Bolzano. „Idria = Hydria vom lat. Hydraegur = Quecksilber". Das lat. oder vielmehr griech. Wort für Quecksilber ist hydrargyrus. S. 89: polis (Stadt) ist nicht blofs neugriechisch. S. 90 steht Vennloo, S. 60 Venloo, richtig ist Venlo. Im Verzeichnis fehlen „Schliersee", „Tegernsee" und „Chiemsee". — Im 2. Teil: S. 15: ital. marka statt marca. S. 73 ist für scrinum scrinium, S. 75 für catilus catillus, für teca theca zu schreiben. S. 74 piluccare, woher „pflücken" kommen soll, ist italienisch. S. 75: Auffallend ist, dafs bei „Korb" das lat. Wort nur im Akkusativ (corbem) angegeben ist, sonst immer im Nominativ oder in beiden Kasus. S. 80: lat. laicus heifst nicht „Volk", sondern „zum Volke gehörig". Statt offere ist zu schreiben offerre. S. 81 statt scola schola. S. 130: samitum (Sammet) ist mittellateinisch. S. 145 Z. 6 v. o. mufs es frivolus heifsen. S. 149: ahd. „schirmen"; vielmehr „skirman".

gehörigen Ausdrücken (Forst, Schneifse usw.). — Bei „Damm" (S. 37) vermifst man die Redensart „auf den Damm kommen", da sonst gewöhnlich solche Ausdrücke angeführt und erklärt werden. Freilich dürfte hier die Deutung Hildebrands (Vom deutschen Sprachunterricht. 4. Aufl., S. 114) nicht die richtige sein. Er denkt an die Rettung vor Überschwemmung auf einen Damm. Nun stammt aber die Redensart aus dem norddeutschen Tiefland, und dort spricht man in diesem Sinne nicht von Dämmen, sondern von Deichen. „Damm" ist dort der Strafsendamm. Ein Herr, der im Lauenburgischen ansässig war und viel über Land fahren mufste, erzählte mir, dafs sein Kutscher, wenn er von schlechten Landwegen wieder auf die Chaussee kam, zu sagen pflegte: „Nu kamen wi wedder up den Damm". Das ist jedenfalls der ursprüngliche Sinn der Redensart. — S. 38: „Au" bedeutet in Niederdeutschland auch „Bach", „Flüfschen". In Nordalbingien wenigstens sind sehr viele Namen von Wasserläufen damit gebildet, z. B. „Königsau", das Grenzflüfschen gegen Dänemark. Wahrscheinlich liegt hier noch die ursprüngliche Bedeutung von „Au" (ahd. ouwa, verwandt mit aqua) vor. Von einem Bache „Altenau" kommt der Name „Altona" (S. 79), der übrigens nicht blofs der bekannten Stadt eigen ist, sondern auch als Dorfname in Holstein vorkommt. — S. 54: „Herbst, ursprünglich das Einernten der Früchte". Das ist schon eine abgeleitete Bedeutung, die ursprüngliche ist die des Fruchtsegens selbst (καρπός). — S. 60: „Steigerwald = vielleicht ansteigender Wald, oder zu einem Personennamen (?)". In Mitteldeutschland kommt „Steiger" vor im Sinne von „Hügel", „Berg". So heifst eine Höhe bei Erfurt mit beliebten Promenadewegen „der Steiger". Offenbar ist „Steigerwald" so zu erklären. Die passive Bedeutung bei einem nomen agentis wie „Steiger" ist auffallend, doch findet sich dergleichen auch sonst, z. B. in dem Worte „Schmöker" = „angerauchtes Buch" (niederd. für „Schmaucher") und bei „Schlepper", das auch für „Schleppkahn" gebraucht wird. — S. 66: „Tegernsee wahrscheinlich zu keltisch tegarn = grofs (im Gegensatze zum kleineren Egerer- und zum Ringsee)". Auch Riezler (Oberbayer. Archiv Bd. 44, S. 93) denkt an das keltische Wort, jedoch im Sinne von „Herr"; nach ihm hat der See seinen Namen von dem Herrn, d. h. dem mächtigsten Grofsgrundbesitzer der Gegend, der ihn okkupiert habe. Am ansprechendsten erscheint mir die Vermutung Brandstetters, der die zahlreichen mit „Tegern" zusammengesetzten Ortsnamen auf ein allerdings nur erschlossenes tegĕre = Lehmboden (vgl. Tegel = Lehm) zurückführt (s. Egli, Nom. geogr.). Der Tegernsee ist dann nach dem Schlick benannt, der seinen Grund bildet, wie der benachbarte Schliersee vom ahd. slier = Lehm seinen Namen hat. — S. 67: Der Ortsname Bodoma (j. Bodmann), von dem der Bodensee seinen Namen hat, ist zurückzuführen auf ahd. bodom = Boden, Ebene. — Die „Maare" der Eifel sollten S. 60 oder 69 erwähnt und erklärt sein. — S. 69: „Schelde zu lat. scaldis = Wasser". Diese Angabe kann ich mir nicht erklären. Nach Egli ist der Ursprung des Wortes überhaupt nicht aufgehellt. — Bei den alten Bezeichnungen der Wohnung, die noch in Ortsnamen vorkommen (S. 75—77),

fehlen „Kemenate“ (vgl. Kemnath u. a.) und „Zimmer“ („Zimmern“; „Dürrenzimmern“ bei Nördlingen). — Bei den Ortsendungen „ingen, ing“ (S. 77) wäre auf die viel erwähnte Erscheinung hinzuweisen, dafs auf altbayerischem Gebiete jetzt nur die Endung „ing“ herrscht, während das anstofsende Schwaben „ingen“ erhalten hat (vgl. Dillingen — Bayerdilling bei Rain; Göggingen bei Augsburg — Gögging bei Abensberg). — Wie man auch „Kissingen“ erklären mag (S. 84, 105), man darf es nicht trennen von Ortsnamen gleichen Ursprungs, die nicht von Heilquellen herrühren können (wie „Kissing“ bei Augsburg). — S. 85: „Argentoratum = Silberstadt“. In Holders Altkeltischem Sprachschatze, dessen Benützung man auch sonst vermifst, wird die echte keltische Form Argento-räte erklärt: „Des Argentos Menhir, Stein“. — S. 68 heifst es: „Mainz hat sicher mit Main nichts zu tun“, S. 86 weniger bestimmt: Das Wort (Mainz) hat mit dem Main kaum etwas zu tun“. — Bei U-trecht, Dor-trecht, Maas-tricht (S. 90) fehlt die Erklärung, dafs Tricht = Trift ist (Stelle, wo das Vieh durchgetrieben wird). — Wie übrigens von Belgien und Holland, so könnten auch von England bekanntere Städtenamen germanischen Ursprunges (wie Greenwich, Oxford) erklärt sein; ferner wäre ein kurzer Hinweis auf wichtigere germanische Namen in romanischem Gebiete (Garda, Burgos) angebracht. — S. 96 heifst es von „Ballast“: „Trotz der fremden Betonung (richtig Bállast) ein deutsches Wort“. Die falsche Betonung Ballást (nach Analogie von Palást) ist nur oberdeutsch; an der Wasserkante, wo das Wort zu Hause ist, kennt man sie nicht. — S. 99: „Admiral geht durch spanische Vermittlung auf arabisch amîr-al-mâ = Präfekt des Meeres zurück (vgl. amîr = Emir, al ist Genitivpartikel)“. Eine Genitivpartikel gibt es in den semitischen Sprachen nicht, al könnte nur Artikel sein. Gegen die spanische Vermittlung spricht, dafs in dieser Sprache das Wort almirante lautet. Das arabische amîr hat sich auch in Byzanz und auf Sizilien Eingang verschafft und ist besonders durch die Kreuzzüge weiter verbreitet worden. Im Altfranzösischen hat man an das Wort noch die romanische Endung al angesetzt, die nicht als der Artikel einer nachfolgenden Genitivbestimmung mit der Bedeutung „Meer“ aufzufassen ist. Diez (Roman. Wörterbuch) beweist dies aus der ursprünglichen Bedeutung von amiral „Beherrscher der Ungläubigen“. Auch die zahlreichen bei Du Cange, s. v. amir, angeführten mittellateinischen Belege zeigen, dafs das Wort in dieser allgemeinen Bedeutung in die abendländischen Sprachen eindrang und sich erst allmählich spezialisierte. Das d in „Admiral“ geht auf die Anlehnung an admiror zurück, wie eine der mittellateinischen Formen für amîr, admirabilis, besonders deutlich zeigt.

2. Teil. Dafs Andalusien nach den Vandalen benannt sei (S. 72), wird bestritten. — S. 73: „Esel“ ist bekanntlich nicht direkt von asinus, sondern von asellus abgeleitet; neben sauma (Saum-tier) müfste sagma, neben panna (S. 75) patina, neben spesa (S. 127) expensa wenigstens in Klammern beigesetzt sein; manchmal vermifst man eine Angabe über den Ursprung der Bedeutung, z. B. bei dem lateinischen missa (S. 80), bei dictare (S. 117). — Bei den Zusammen-

setzungen von „Graf“ (S. 83 f.) könnte das später (S. 138) doch erwähnte „Hansgraf“ gleich mit angeführt sein. — Dafs „verstockt“ (verstockter Sünder) etwas mit Stock (= Fufsblock) zu tun hat (S. 120), ist ganz unwahrscheinlich; es kommt von „verstocken“ = „verhärten“. — „Einem heimleuchten“ (S. 124) ist ganz ähnlich zu erklären wie das mundartliche „heimgeigen“. — S. 149 ist der Name „Igel“ für die „gevierte Ordnung“ der Landsknechte nachzutragen. — S. 152—158 sind die Arten der deutschen Familiennamen mit Beispielen zusammengestellt. Hiezu liefsen sich natürlich Nachträge in infinitum machen; doch konnten ja nur Beispiele gegeben werden. Immerhin sollte, wenn z. B. Normann, Westermann und Sudermann angeführt sind, auch Ostermann und die Nebenform von Sudermann, Sauermann, nicht fehlen; wenn Etymologien von Lessing, Herder, Goethe gegeben sind, so könnte auch „Schiller“ (= Schilcher, Schieler) bei den „Familiennamen nach körperlichen und geistigen Eigenschaften“ erwähnt sein. „Erlanger“, „Wormser“ usw. kann man nicht als „Phantasienamen“ der Juden bezeichnen (S. 155), da sie doch einen sehr realen Untergrund haben. —

Mit Interesse darf man dem 3. Teile der verdienstlichen Arbeit entgegensehen, der den Wortschatz der Naturkunde behandeln soll.

Regensburg. R. Thomas.

Abrifs der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zu Goethes Tode. Von Viktor Kiy. Hannover, 1902. Karl Meier.

Dieser Leitfaden ist zwar in 73 Paragraphen gegliedert, bemüht sich aber durch frischen Erzählton und besonders durch allerlei biographische Stückchen, die dem Verfasser Einblick in der Dichter Leben und Denken, in Haushalt und Freundschaft zu bieten scheinen, die Trockenheit eines blofs schematisch orientierenden Literarbüchleins zu überwinden. Es liegt auf der Hand, dafs die Auslese des erwähnten biographischen Details unter jedes Verfassers Händen sich wieder anders gestalten würde, und dafs auch der Leser von diesem Einzelzug sich angezogen fühlen und jenem wieder seinen Beifall versagen wird. Einmütig wird das letztere wohl der Fall sein bei der konstanten Talerprogression, die wie eine Zauberformel Wielands Leben durchklingt. Wir finden ihn (S. 88 u. f.) zuerst mit einem Gehalt von 600 Talern installiert, doch noch auf gleicher Seite steigt er zum runden Tausend empor; in der Schlufszeile erhält er noch die Zusicherung einer Pension von 600 Talern, die sich wiederum fünf Zeilen später zu der Höhe von 1000 Reichstalern erhebt. Tant de bruit pour l'écu! — Auch das Thema „Dichter und Frauen“, das aus einem rechten Literaturbuch gar nicht zu bannen ist, dürfte hier zu viel, dort zu wenig Illustration erhalten haben. Was kümmert es den Schüler, dafs Herder auf seiner Reise nach Italien ein höchst ärgerliches Gesicht macht, als in Augsburg (S. 119) aufser Dalberg auch noch dessen Freundin, die vergnügungssüchtige Frau von Seckendorf, einsteigt? Was ist dem Primaner diese Hekuba? Was soll sie ihm sein? Der an-

schliefsende Satz, „durch sie büfste Herder gleich Lessing den erwarteten Gewinn der italienischen Reise ein," dürfte aber in diesem Zusammenhange mifsverstanden werden. Es soll uns nur gesagt werden, dafs Herder, so wenig wie Lessing, einen Gewinn von seiner Fahrt ins Welschland hatte. Streng logisch genommen, bürdet aber der Satz das schlechte Ergebnis beider Reisen der armen Seckendorf auf. Lessing wenigstens hat sie die Reise nicht verkümmert, und wollen wir gerecht sein, so finden wir in Herder und Lessing, in ihren Anschauungen und Verhältnissen, besonders in der das Künstlertum stets erdrückenden schwerblütigen Gelehrsamkeit vollauf Gründe genug. So verstehen wir auch nicht, warum in Heinrich von Kleists Leben die Frauenwelt zu gar keiner Erwähnung kommt und nur in den letzten Zeilen der Pistolenschufs, mit dem der Unglückliche „seine geistesverwandte Freundin Henriette Vogel" auf ihren Wunsch tötet, Erwähnung findet; hier hätte die Konstatierung des Selbstmordes ohne Hereinziehung der mysteriösen Frauenfigur völlig genügt.

Die Urteile sind im ganzen treffend und gewählt, nur bisweilen in ihrem kategorischen Ton vergriffen. Dafs Walther von der Vogelweide keusch und züchtig in all seinen Worten und gar noch in seinen Gedanken gewesen, ist so ein gefesteter, auch anderwärts pathetisch vertretener Spruch. Es klingt aber das homo sum auch in seinen Liedern genugsam durch; man denke einmal an den Schlufs der „herrlichen Frau" (Si wunderwol gemachet wîp) und die pikante Badeszene; und hat nicht das „Unter der linden" bei prüden Seelen schon Anstofs genug gefunden?

In einem kurzen Nachwort fordert der Verfasser, mit einem Seitenblick auf die nach dieser Seite nicht genügenden Lesebücher, die Schüler zu ausgiebiger Lektüre der im Leitfaden, welcher nur die Zeit bis Goethes Tod behandeln will, nicht einbeschlossenen besten Vertreter der neueren Dichtung eines Hebbel, Ludwig u. a. auf — mit vollem Rechte — doch können die Schöpfungen eines Hebbel, Gustav Freytag und Gottfried Keller, da die besten Werke schon vor mehr als einem Menschenalter geschrieben wurden, und die Meister selbst der Hügel schon deckt, nicht mehr „Literatur der allerneuesten Zeit" genannt werden.

Mit dem Grundstock des Buches läfst sich ganz wohl arbeiten; Fehler, die bei einer Neuauflage zu berücksichtigen wären, sind: S. 9. Hrabaus Maurus. S. 111 die Genis und S. 112 die „Prologomena Wolfs".

Augsburg. Karl Hartmann.

Bötticher und Kinzel, Altdeutsches Lesebuch, Halle, Buchhdl. des Waisenhauses. 1903.

Die bekannten Hefte "Denkmäler älterer deutscher Literatur" von Bötticher und Kinzel sind in dem Lesebuch mit mancherlei Kürzungen zu einem Ganzen vereinigt und durch ein Glossar und eine äufserst gedrängte Grammatik abgeschlossen. Damit ist den Schülern preufsischer Mittelschulen bequem der ganze vorgeschriebene Stoff hand-

lich dargeboten. Die Auswahl ist sorgfällig überlegt. Trotzdem halte ich die Beilage der Stücke aus der altnordischen Literatur für nicht gerechtfertigt und die dazu gegebenen Erläuterungen für recht anfechtbar (Istvas, Donar = Tius, Wölsungensage = ältere Gestalt der Nibelungensage, ist "blöde Hödur" S. 4 Druckfehler? warum die neuisländischen Formen mit ö neben den alten mit o aus Gerings Uebersetzung?). — Nach dem preufsichen Lehrplan ist ein grofser Teil des Nibelungenliedes ohne Übersetzung, ebenso Stücke aus Gudrun und Walther (letzterer teilweise) und Hartmanns armem Heinrich, im Übrigen die Übersetzung mit oder ohne Urtext gegeben. — In der Grammatik sind ein paar bedenkliche Angaben mit durchgeschlüpft; für iu die Aussprache ü zu empfehlen mag durch praktische Erwägungen gerechtfertigt sein; bei finden, gefunden aber von 'Nichteintreten der Brechung' zu sprechen ist kaum erlaubt. Sonst ist die Grammatik aber sehr geschickt und praktisch für den gegebenen Zweck. Die Angaben über den Versbau sind in ihrer Kürze nicht verständlich. — Hoffentlich verdrängt das an sich recht willkommene Buch die "Denkmäler" nicht ganz. Als Ergänzung zum mittelhochdeutschen Lesebuch sind letztere auch für Bayern ein sehr nützliches Werk.

Würzburg. O. Brenner.

Fortunatus. Sang aus dem Donautal von Sebastian Englert. Buchschmuck von Jos. Haseneder. Dillingen, J. Keller, 1904. 136 S. 3 Mk.

Zu den bemerkenswertesten Erscheinungen der neuesten epischen Literatur gehört unstreitig Englerts Fortunatus[1]). Der Verfasser, der sich um die Gründung des Historischen Vereins Dillingen und um die Aufhellung der ältesten Geschichte dieser Gegend, namentlich aber um die Ausgrabung römischer und merowingischer Überreste in der Umgebung Dillingens grofse Verdienste erworben, hat es unternommen, gestützt auf mehrere wichtige Forschungsergebnisse über die örtliche Verteilung römischer Truppen an der oberen Donau und auf einige Inschriften, ein interessantes Gemälde jener grofsartigen Zeit zu entwerfen, in der das sieche Römerreich durch den erfolgreichen Ansturm der Alamannen an der oberen Donau den ersten erschütternden Stofs erhielt, in der aber auch bereits das Christentum in der Diaspora nördlich der Alpen Wurzeln zu fassen beginnt.

Der eigentliche Held des Epos ist Udalrich, ein freier Alamanne, der als der erste christliche Ahnherr der Grafen des Brenzgaues, des Geschlechtes des hl. Ulrich, angenommen ist. Sein Vater Witesil, der mutmafsliche Gründer von Wittislingen, wird nach dem Epos unter dem milden Einflusse seines edlen, pietätvollen Sohnes und dessen gleichgesinnter Braut Radegunde in seinen letzten Tagen zum Christentum bekehrt. Der väterliche Freund und treue Berater

---

[1]) Von den zahlreichen anerkennenden Besprechungen möchte ich nur hervorheben die im Bayerland 15. Jahrg. (1904) Nr. 47 2. Blatt, die in der Beilage zur Augsburger Postzeitung 1904 Nr. 37 und die in der Literarischen Warte VI. Jahrg. Nr. 6 S. 337 von Laurenz Kiesgen.

Udalrichs und seiner Braut ist der würdige Priestergreis Donatus, der seine Zelle nahe dem Edelsitze Witesils hat! In schroffem Gegensatze zu diesen edlen Gestalten stehen Fortunatus und namentlich Viktorinus; beide sind historisch beglaubigte Personen: der erstere, nach dem das Epos benannt ist, ist bezeugt durch eine Inschrift, die sich jetzt in der Sakristei der Kirche in Haunsheim befindet, der letztere gleichfalls durch eine Inschrift, welche im Glockenturm der Kirche zu Hausen, (1/4 Stunde von Dillingen entfernt) in die Mauer eingelassen ist. Der charakterschwache Fortunatus, der einst zu Rom das Christentum angenommen, läfst sich von dem brutalen, leidenschaftlichen Viktorinus zur Verleugnung des Christentums bereden. Seine Gattin Charitas, die zu Rom zurückgeblieben und hier, treu ihrem christlichen Glauben, in Tränen und Gebet ihres fernen Gatten gedenkt, bringt in Erfahrung, dafs er sich von ihr und seinem Glauben abgewendet, und nun läfst sie sich nicht mehr zurückhalten ihn trotz der unendlichen Beschwerden und Gefahren der Reise aufzusuchen. Unterdessen war aber ein Ereignis eingetreten, das die Veranlassung zur Bekehrung Fortunats werden sollte. Bei einem Überfalle, den Viktorinus und Fortunat auf Udalrich machten um ihm Radegunde zu entreifsen, wird letzterer schwer verwundet. Er findet Aufnahme und Pflege bei dem liebevollen, heilkundigen Donat. Die Zeit seiner langsamen leiblichen Gesundung hat auch seiner Seele Genesung gebracht. Er erkennt seinen Irrtum, und als Charitas zu Tode erschöpft anlangt, findet sie zu ihrer grofsen Freude ihren Gatten bereits bekehrt vor. Die ausgeprägte Charakterzeichnung des Viktorinus stimmt auffällig mit der des römischen Statthalters Viktorinus bei Aurelius Victor Caes. 33, 12: „Hoc (sc. Mario) iugulato post biduum Victorinus deligitur belli scientia Postumo par, verum libidine praecipiti.“ Es hindert nichts uns diese beiden als identisch vorzustellen. Einen ungemein dramatischen Abschlufs erhält die bedeutsame Handlung durch die farbenprächtige und lebensvolle Schilderung des erfolgreichen Ansturms der Alamannen auf das römische Lager in Pomone (Faimingen). Soviel zur nötigsten Orientierung über den Inhalt.

Auch der Form nach gehört das Gedicht zu dem Besten, was die neuere Poesie aufzuweisen hat. Das Versmafs ist (mit Ausnahme des Weihnachtsliedes S. 32) wie in Webers „Dreizehnlinden“ der vierfüfsige Trochäus, aber mit losem, mehr dem Sinne angepafsten Strophenbau. Was Wohlklang der Sprache und dichterischen Ausdruck betrifft, können sich nur wenige Werke der neuhochdeutschen Literatur mit Englerts „Fortunatus“ messen. Das sind echte „Gesänge“, das ist melodische Musik. Schon beim Lesen des ersten Gesanges „Scrato“ ist man erstaunt über den Wohllaut der Verse und den edeln, echt dichterischen Ausdruck. In dieser Beziehung hervorragende Stellen finden sich namentlich auf S. 32 (Weihnachtslied, in daktylischem System), S. 45 Z. 6 ff., S. 52 Z. 12 ff. u. a. Nur wenige Verse (z. B. S. 58 Z. 1 u. 7) müssen als minder gut gelungene bezeichnet werden. Auch an rhetorischem Schmucke (Tropen und Figuren) fehlt es dem Werke nicht.

Was aber das Büchlein als einen für die studierende Jugend besonders geeigneten Lesestoff erscheinen läfst, das ist, abgesehen von den eben hervorgehobenen Vorzügen, die tiefinnige Religiosität, die das Ganze durchdringt, und die reiche Fülle geschichtlicher Andeutungen, die sich nicht nur auf äufsere Politik, sondern viel mehr noch auf das Kulturleben der Römer und der Germanen beziehen. Um sich davon einen Begriff zu machen, braucht man nur die „Erklärungen" S. 134—136 nachzulesen. Wenn z. B. ein Schüler von einem Tempel des Juppiter Dolichenus in einem römischen Kastell an der Donau liest, wird sicher seine Aufmerksamkeit weit mehr erregt, als wenn er bei der Suche nach irgend einer Örtlichkeit auf dem Plane Roms zufällig im Süden dieser Stadt auf dem westlichen Vorsprung des Aventin einen Tempel gleichen Namens entdeckt.

Die Frage, inwieweit ein gewisser Grad historischer Treue den Wert eines Gedichtes erhöhe, soll hier nicht aufgeworfen werden, nur das möchte ich betonen, dafs ein in der Art des „Fortunatus" angelegtes Büchlein bei dem heutigen fast allgemeinen Interesse für heimische Geschichtsforschung und dem Eifer für Aufdeckung römischer und germanischer Altertümer viel mehr Anspruch auf Beachtung hat als ein gleiches Werk ohne diese Eigenschaft.

So stehe ich denn nicht an dieses Buch, das auch äufserlich, namentlich durch den hübschen Bilderschmuck von Joseph Haseneder, hochgestellten Anforderungen entspricht, den HH. Anstaltsvorständen und Kollegen zur Einreihung in die Schülerlesebibliotheken, hauptsächlich für die 7. Klasse, aufs angelegentlichste zu empfehlen. Noch mehr zur Geltung kämen die Vorzüge des Epos allerdings durch eine liebevoll eingehende Behandlung in der Schule.

Dillingen. M. Graf.

„Nach hundert Jahren." Dichtung zu Friedrich von Schillers Todestag (9. Mai 1805) von Alfons Steinberger. Günzburg a. D., 1905, Verlag von Alfons Hug. 17°. Pr. 30 Pfg.

Es wird wohl mit Freuden begrüfst werden, dafs unter den zahlreichen Festschriften, welche am Vorabende der Jahrhundertfeier von Schillers Todestag bis jetzt erschienen sind, eine vor allem auf die Verhältnisse der Schule gebührende Rücksichtnahme übt; denn nicht in glanzvollen Festen kann und will die studierende Jugend „ihren" Dichter feiern, nur auf die schlichten Räume des Hauses soll — auch nach der Intention der Unterrichtsverwaltung — die Feier des grofsen Tages beschränkt bleiben. Und auf welche Weise könnte da unseren Schülern die Bedeutung und das Wesen der ganzen Persönlichkeit sowie der Dichtung Schillers eindrucksvoller vor Augen geführt werden als durch ein passendes, alle Momente einer Festdichtung berücksichtigendes Festspiel, das selbst bei den bescheidensten Verhältnissen einer Studienanstalt zur Aufführung gelangen kann. Diesem ästhetischen und zugleich auch erzieherischen Zwecke

kommt nun der durch seine zahlreichen bayerisch-patriotischen Dichtungen rühmlichst bekannte Verfasser unserer Festgabe in jeder Hinsicht entgegen.

Der szenische Aufbau des schlichten Festspiels ist der bei solchen Festspielstücken übliche: Zwei Genien — hier zwei Schüler — erinnern im Angesichte der lorbeerbekränzten Schillerbüste in tiefempfundenen Worten an die hohe Bedeutung des feierlichen Tages. den besonders zu begehen vor allem die deutsche Jugend berufen sei; denn

— Der Fürst von Deutschlands Dichtern — voll und ganz
Ist er ja unser, und der deutschen Jugend
Strahlt wie ein Stern des Sängers Ruhmesglanz.

Nach diesem kurzen Prologe reihen sich sodann in bunter Abwechslung, jedoch inhaltlich und dichterisch zu einem harmonisch abgeschlossenen Ganzen verbunden. einzelne Szenen aus den sämtlichen Schillerschen Dramen an. Zwar läfst hier in der Auswahl der Autor dem Ermessen des einzelnen „Regisseurs", wie ganz natürlich, freien Spielraum, doch verdient der feine Takt, mit dem die Auswahl durchgeführt worden ist, volle Anerkennung; so treffen wir z. B. aus Wallensteins Lager das bekannte Reiterlied (11. Auftr.) — so recht passend für den Geist unserer Jugend —; aus „die Piccolomini" die ewig schönen Verse „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat" usw. (I, 4); aus „Die Jungfrau von Orleans" die rührenden Abschiedsworte Johannas (I, 4): „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften", kurz, es finden sich nur solche Dichterstellen, welche nach der Intention der Schule ein Gemeingut unserer studierenden Jugend bilden sollen. Ob allerdings aus den jungen Dramen, soweit sie der „Sturm- und Drangperiode" angehören, die ausgewälten Stücke dem Schüler ein eindrucksvolles Bild von dem betreffenden Dichterwerke geben und ob deren Vortrag die beabsichtigte dramatische Wirkung wirklich erzielt, bleibt m. E. dahingestellt; vielleicht hätte auch eine kleine Probe aus „Demetrius" passend angefügt werden können.

Der zweite, kürzere Teil gibt sodann ein treffliches, gewissermafsen mosaikartiges Gemälde der gröfseren Balladen Schillers; dafs die Steine hiezu aus den betreffenden Gedichten selbst in künstlerisch durchdachter Weise entlehnt sind, findet gewifs vollen Beifall. Den Schlufs des Ganzen bildet Goethes herrlicher „Epilog zur Glocke", wodurch die vorliegende Dichtung die stimmungsvollste Abrundung erhält. Recht passend und willkommen dürfte sich zumal in den Händen unserer Schüler der beigegebene kurze Anhang „Hauptdaten aus Schillers Leben" erweisen.

Da, wie schon eingangs erwähnt, der Verfasser seine Dichtung der studierenden Jugend widmet, so wäre im Interesse einer würdigen, aber doch einfachen Schillerfeier nur dringend zu wünschen, dafs recht viele Schulen davon Gebrauch machen; zudem ist auch der erforderliche szenische Apparat sowie der Preis des Festspieles höchst bescheiden, auch zur Massenverteilung an die Schüler dürfte dasselbe wohl sich eignen.

Günzburg a. D. Weissenberger.

A Latin Grammar by William Gardner Hale, professor of Latin in the university of Chicago, and Carl Darling Buck, professor of comparative philology in the university of Chicago. Boston, U. S. A., and London, the Athenaeum Press. 1903. XI u. 388 S. 4 Shilling 6 Pence.

Die beiden Verfasser des vorliegenden Handbuchs verfügen über einen guten Namen in der Gelehrtenwelt. Buck hat sich durch seine Forschungen in den altitalischen Dialekten bekannt gemacht und Hale durch seine eigenartige syntaktische Methode auch in Europa Aufsehen erregt. So darf man denn mit hochgespannten Erwartungen an die von den beiden Gelehrten bearbeitete lateinische Grammatik herantreten. Doch wird man bei der Lektüre des Buches bald etwas enttäuscht; man wird sich im Anfang nicht recht klar, welchen Zweck die Verfasser mit ihrem Werke verfolgen. Nach dem Vorwort soll es ein Handbuch sein, in erster Linie für Universitätsstudenten bestimmt. Nun enthält aber gerade die Formenlehre manche elementare Dinge in grofser Ausführlichkeit; so nehmen die Paradigmen der vier regelmäfsigen Konjugationen volle 11 Seiten ein und bieten dabei nicht mehr wie jede für Anfänger bestimmte Schulgrammatik. Andrerseits ist das Buch für Anfänger recht schwer verständlich durch die vielen Zitate aus dem alten Latein und die häufige Beifügung der ursprünglichen oder der erschlossenen Formen; auch die Behandlung der Deklination und besonders des Genus ist nur für solche berechnet, die schon die Sprache einigermafsen beherrschen.

Ist daher die Behandlung der Formenlehre als in ihrem Zweck schwer erkennbar zu charakterisieren, so kann man andererseits der Lautlehre und der Syntax eine gute Brauchbarkeit nicht absprechen. Für Studenten oder auch für Lehrer des Lateinischen, denen eine Durcharbeitung der lateinischen Lautlehre nach Lindsay oder Sommer z. B. zu zeitraubend und beschwerlich ist, pafst der kurze Abrifs von Buck recht gut, zumal die neuesten Forschungen überall berücksichtigt sind. Eine in ihrer Anordnung originelle Leistung ist die von Hale bearbeitete Syntax, besonders die Syntax der Modi und Tempora. Hale legt dabei seine in seiner bekannten Schrift „The anticipatory subjunctive in Greek and Latin" (1894) im Anschlufs an Delbrück entwickelte Theorie über die verschiedenen im lateinischen Konjunktiv zusammengeflossenen Modi sowie seine Untersuchungen über die Modus- und Tempusverhältnisse der Nebensätze zugrunde und kommt so zu einem zwar eigenartigen, aber doch schwer angreifbaren System. Aus diesem Grunde ist auch die Syntax Hales für solche, die nicht direkt fachmännische Studien in diesem Gebiete treiben, ein gutes Hilfsmittel zur Orientierung in den neuen Methoden für die Behandlung der lateinischen Syntax, die sich von dem schematisierenden Verfahren unserer meisten Schulgrammatiken vorteilhaft abheben.

Das Ende der Syntax bildet eine Übersicht über die syntaktischen und rhetorischen Figuren sowie eine Zusammenstellung der Unterschiede zwischen der gewöhnlichen und der rhetorischen Wortstellung. Aufser-

dem enthält das Buch noch einen Abrifs der Verslehre und einen Anhang über den römischen Kalender und die römischen Mafse, Gewichte und Münzen. Zum Schlufs kommt dann ein Verzeichnis der Verba mit den Stammformen und ein reichhaltiges Register. Die Verba sind dabei alle in der 1. Person Sing. aufgeführt, sodafs auch unmögliche Formen wie vesperascō zu lesen sind.

Um noch auf einige dem ganzen Werke gemeinsame Eigentümlichkeiten zurückzukommen, so befremdet beim ersten Blick die übermäfsige Bezeichnung der Quantität. Jeder lange Vokal hat einen horizontalen Strich und zwar nicht nur bei der Laut- und Formenlehre, wo dies noch eher verständlich ist, sondern auch in allen Beispielen der Syntax. Diese Schreibart wie quārtō diē oder dē rē pūblicā wirkt auf die Dauer ermüdend und ist in der Syntax sicherlich unnötig. Ebenso störend wirkt es, dafs in diesem wissenschaftlichen Werke auch dem einfachsten Satze die englische Übersetzung beigegeben ist, selbst bei Zitaten wie „dicite haec rēgī" oder „post urbem conditam". Auch Anmerkungen wie „das Wort Prädikat ist von praedicō abgeleitet" oder die häufig vorkommenden Angaben, wie der Engländer in diesem Falle sich ausdrückt, sind überflüssig; letztere passen nicht in eine Syntax, sondern in eine Stilistik.

Wenn man sich daher auch nicht mit der Darstellungsweise in allen Punkten einverstanden erklären kann, so ist doch Buck und Hales Werk als eine verdienstliche Arbeit zu bezeichnen, insofern es dem sich nicht speziell mit der lateinischen Grammatik beschäftigenden Philologen ein auf den neueren Forschungen beruhendes und nach der modernen Methode zusammengefügtes System der Sprache bietet. Ob allerdings dieser Wert des Buches so grofs ist, dafs sich etwa eine Übersetzung ins Deutsche verlohnt, ist eine andere Frage.

Druck, Papier und Einband sind, wie so oft bei englischen und amerikanischen Publikationen, einfach mustergültig.

München. **Dutoit.**

Dr. A. Walde, **Lateinisches Etymologisches Wörterbuch.** Lieferung I und II (a—cupio) der Subskriptions-Ausgabe, vollständig in etwa 10 Lieferungen à M. 1.50. C. Winters Universitätsbuchhandlung (Heidelberg).

In der Sammlung indogermanischer Lehrbücher (hrsg. von Prof. Dr. H. Hirt in Leipzig) erscheint dieses von allen Latinisten und Sprachforschern sicherlich freudig aufgenommene Werk des a. o. Innsbrucker Universitätsprofessors Dr. A. Walde; da die letzte zusammenfassende Arbeit auf diesem Gebiet, Al. Vaníčeks Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache in 2. Auflage schon 1881, also vor 24 Jahren erschienen, ist ein Orientierungsbuch über die neueren Forschungsergebnisse längst ein dringendes Bedürfnis geworden. Während bei Vaníček die Wörter nach Wurzeln und Stämmen geordnet sind und durch einen Index aufgefunden werden, wählte Walde die alphabetische

Anordnung, vom Standpunkt der raschen Orientierung gewifs mit Recht. Ein Blick in die erschienenen zwei Lieferungen zeigt uns, dafs das Werk allen Anforderungen wissenschaftlicher Durcharbeitung und gewissenhaftester Akribie entspricht; der Wortschatz ist viel reicher als bei Vaniček, manches bisher noch Dunkle -- ich erwähne beispielsweise nur amāre und bŏnus — wird erhellt. Das Werk hat mittleres Oktavformat und ist um den Umfang handlich zu gestalten auf sehr dünnem und doch dauerhaftem Indiapapier gedruckt, was ein leichtes, wenn auch nicht störendes Durchscheinen der Gegenseiten zur Folge hat; der Druck ist sehr deutlich, wenn auch etwas eng. Dafs nach Erscheinen der letzten Lieferung der Preis um $^1/_3$ erhöht werden soll, ist im Interesse des Werkes, dem wir schon jetzt wegen seiner Trefflichkeit weiteste Verbreitung wünschen, nicht zu begrüfsen. Eine ausführliche Besprechung wird nach Vollendung desselben, die in Jahresfrist in Aussicht gestellt ist, erfolgen.

München. Dr. J. Menrad.

De elocutione L. Junii Moderati Columellae scripsit Professor Dr. Kottmann. Programm des Königl. Gymnasiums in Rottweil zum Schlusse des Schuljahres 1902/03. Rottweil. M. Rothschilds Buchdruckerei. 1903. Progr. Nr. 678.

Es ist schade, dafs diese fleifsige Arbeit nicht auf einer modernkritischen Ausgabe des Columella fufsen konnte, immerhin kann man nach Analogie der von Lundström bereits herausgegebenen zwei Bücher hoffen, dafs auch durch eine solche nicht allzuviel umgestofsen werden wird.

Leider ist es hier unmöglich alle Beobachtungen des Verfassers anzuführen.

Doch seien beispielsweise aus dem syntaktischen Teile hervorgehoben: Columella gebraucht oft den Plural von Abstrakten und Stoffnamen, substantiviert Adjektive fast in jedem Kasus und Numerus, besonders häufig ist das Neutrum Singular, das auch mit Präpositionen verbunden wird (ab inchoato, ex facili, in propinquo etc.). Komparativ und Superlativ werden viel umschrieben; der Positiv wird auch mit bene gesteigert, der Komparativ mit longe, der Superlativ, der seine Bedeutung schon stark eingebüfst hat, mit maxime; zu letzterem tritt gerne quamvis. Sehr oft werden Adverbia durch Adjektiva ersetzt (manchmal auch umgekehrt), manche Adverbia eigentümlich verwendet (abunde est = satis e.); tanquam = exempli causa findet sich bei ihm zuerst. Von Partikeln wird et gewöhnlich für etiam gebraucht, neque (nec) in sonderbarer Weise für ne-quidem, sed für sed etiam.

Beim Plusquamperf. Passiv steht öfter fueram; häufig ist die Verbindung des Partizip Futur Passiv und besonders des Part. Perf. Passiv mit habere (illud custodiendum habebit, ablaqueatum, appositum, collocatum habere u. a. m.). Eigentümlich ist C. der Gebrauch des potentialen Konjunktivs Perf. Akt. im Plural (dixerimus etc.). In ähnlicher Weise

wird noch der Gebrauch der einzelnen Kasus, Präpositionen, Infinitivkonstruktionen, des Gerundiums und Gerundivums sowie der Nebensätze behandelt. Der stilistische Teil spricht in fünf Abschnitten: de verborum collocatione, de sententiarum structura, de sermonis varietate, de s. abundantia et brevitate, de colore sermonis Columelliani (de interrogatione, de allitteratione, de figura, quae dicitur litotes, de translatione und de personificatione).

Das mag genügen um Interessenten auf diese schätzenswerte Abhandlung zu verweisen.

München. H. Stadler.

Jöris, Dr. Martin, Über Homerübertragung mit neuen Proben. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresb. des Gymnasium i. E. und Realprogymnasiums zu Limburg a. d. Lahn für 1901. Leipzig, in Kommission bei Fock, 1902.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: im ersten gibt Verf. eine Zusammenstellung und teilweise Kritik der vorhandenen Übersetzungen, im zweiten Grundsätze und Proben einer Übersetzung der Zukunft. Im ersten Teil geht er besonders ein auf Vofs, Jordan und die neuere Nachdichtung der Odyssee von Schelling (angezeigt in diesen Bl. Bd. 34, S. 318 f.). Gestützt auf Schröter (Geschichte der deutschen Homer-Übersetzung im 18. Jahrh., Jena 1882) nimmt Verf. das Werk des Altmeisters Vofs trotz aller scheinbaren Hochachtung böse mit: Poësiewidrigkeiten, Flachheiten, Trivialität, Bombast etc. werden ihm vorgeworfen; u. a. erregt den Anstofs des Verf. die getreue Nachbildung des Metrums in *νεφεληγερέτα Ζεύς, ὀρώρει δ' οὐρανόθεν νύξ* durch ‚Herrscher im Donnergewölk Zeus', ‚vom düsteren Himmel entsank Nacht': wollen wir es denn dem deutschen Nachbildner verargen, dafs er Zeus und Nacht in die Schlufsthesis gesetzt hat, wenn es ihm Homer vorgemacht? Es ist dies ebenso eine hyperästhetische Empfindelei wie die Entrüstung des Verf. über die kuh-(farren-)äugige Here, die euläugige Athene u. a.; wenn wir aus Gründen der Ästhetik die homerischen Epitheta, diesen integrierenden Bestandteil des epischen Stiles, ablehnen, dann vertragen wir überhaupt die ganze homerische Kultur nicht mehr! Übrigens ist dem Verf. die äufserst anerkennenswerte Verbesserung Vossens durch Ehrenthal, wie es scheint, unbekannt. Viel glimpflicher wird dagegen Jordan behandelt; aber auch er ist ihm nicht radikal genug vorgegangen in der Streichung des poëtisch Minderwertigen; er habe den Fehler begangen das antike Versmafs beizubehalten, das nun einmal nicht volkstümlich sei. Als ob Homer jemals bei uns volkstümlich im eigentlichen Sinne des Wortes werden könnte oder sollte! Schellings Arbeit erhält einige, freilich nicht ganz vom Herzen kommende Anerkennung; ihm bleibt der Vorwurf nicht erspart, er habe durch seine Achtzeilen den Homer romantisiert.

Doch nun der zweite Teil! Man ist gespannt, was der Verf. positiv zu bieten vermag. Dafs es vor allem den Kampf gegen die

unbequemen Epitheta gelten werde, konnte man ahnen. Schon S. 29 gibt Verf. eine Probe in Trochäen: der Anfang von β der Odyssee lautet:

Aber als das goldne Frühlicht (Abstractum!)
Auf die Erde (?) Rosen streute —

Es folgt sodann:

und er legte das Gewand an,
Hing das scharfe Schwert sich (3 Füfse!)
Um die Schulter, band sich unter
Seine Füfse die Sandalen —

Welch kläglich zerhackte membra poëtae! Da sind mir die alten Hexametriker, die doch in einem ganzen Vers einen ganzen Gedanken brachten, noch lieber. Nicht besser steht es mit den andern Proben in Trochäen, nebenbei gesagt, einem widerlich steifleinenen, an die spanischen Schnürstiefel erinnernden Stelzenvers!

Und erst gar der Versuch in Knüttelversen, den Verf. S. 60 gibt:

— als die kriegerischen Scharen
Im Sturmschritt eilten aufeinander.
Da sie sich nun nahe waren,
Trat der reis'ge (!) Alexander ...

Und so gehts fort in der Reimerei: ersah — da sein — Reih'n, Geklüft — Gift, er — Heer, Helena — da! Kurz: den Altmeister Vofs und den Dichter Jordan bekritteln ist leicht, aber Besseres schaffen — hic Rhodus, hic salta! Der Verf. ist übrigens so gescheit, einzugestehen, dafs er sich frei von der Schwäche wisse zu glauben, nun mitten in das Schwarze des Zieles geschossen zu haben.

München. Dr. J. Menrad.

Hesiodi carmina recensuit Aloisius Rzach. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1902. 8°. IV und 228 Seiten.

Diese Hesiodausgabe enthält in handlicher Form die unter dem Namen Hesiod gehenden Dichtungen samt den Fragmenten. Unter dem Text steht ein knapper kritischer Apparat. Die Ausgabe wurde gefördert durch die Papyrusfunde der neuesten Zeit; die Papyri lieferten manche Ausbeute zur Beseitigung von Fehlern sowohl wie zur Stütze der bisher bekannten handschriftlichen Überlieferung. Aber auch diese letztere wurde vom Herausgeber einer möglichst umfassenden Prüfung unterzogen. Die Rezension der Theogonie fufst im wesentlichen auf cod. Laurentianus XXXII 16; für dieses Gedicht lieferten aber auch die Papyrusreste sowie die Bruchstücke einer Athoshandschrift einiges Neue. Die Textgestaltung der „Werke und Tage" wurde wesentlich durch einen Papyrus Rainer gefördert. Die beste Überlieferung der Ἔργα wird durch zwei Handschriften, Paris. 2771 und Laur. XXXI 39 repräsentiert, welche nach Rzach von einem Archetypus stammen. Übrigens wurden von ihm auch Handschriften der Familie Φ mit einigem Nutzen herangezogen. Unter den codices, in welchen die Ἀσπίς überliefert ist, nehmen Ambros. C 222 und Laur. XXXII 16 die erste Stelle ein. Doch verdienen auch zwei in Paris befindliche Athos-

fragmente und ein Wiener Papyrus Berücksichtigung. Manche Stelle erfuhr durch sorgfältige Vergleichung der testimonia Verbesserung. Die Fragmente wurden bereichert aus Strafsburger und Berliner Papyri, die vor kurzem ans Licht gezogen worden sind. Der kritische Apparat ermöglicht es bei aller Knappheit dem Benützer der Ausgabe sich ein Urteil über die kritischen Grundsätze des Herausgebers zu bilden.

So kommt vorliegende Hesiodausgabe den Bedürfnissen aller derer entgegen, welche, ohne sich eingehender mit diesen Dichtungen zu beschäftigen, sie doch in einem zuverlässigen mit den besten Hilfsmitteln der Kritik festgestellten Text zu lesen wünschen.

Passau. M. Seibel.

Johann Nusser, Sophokles' König Ödipus. Eine ästhetisch-kritische Betrachtung. Programm des Neuen Gymnasiums in Würzburg. 1904. 55 S. 8°.

Diese geistreiche und tiefdurchdachte Analyse des „König Ödipus" schliefst sich an die sechs Gesichtspunkte des Aristoteles *σύστασις τῶν πραγμάτων*, *ἦθος*, *διάνοια*, *λέξις*, *μέλος*, *ὄψις* an. Die beiden letzten Abschnitte hätten füglich wegbleiben können. Unser mangelhaftes Wissen verrät sich bei der Musik dadurch, dafs sogar von der Mifs Duncan die Rede ist, und die unter *ὄψις* ausgesprochene Vermutung, dafs am Anfang des Stückes gleichzeitig mit der stummen Kinderprozession ein ferner Klagegesang hörbar gewesen sei, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich und scheint mit der ganzen Art der antiken Tragödie nicht in Einklang zu stehen. Die Kürze des Abschnittes *διάνοια* dürfte darauf hinweisen, dafs Verfasser den Aristotelischen Begriff *διάνοια* zu eng gefafst hat. So ist z. B. die Rede des Kreon 584 ff. voll von *διάνοια*; denn hieher gehören alle Gedanken, welche dazu dienen, etwas zu beweisen und zu widerlegen (*τὸ ἀποδεικνύναι καὶ τὸ λύειν*), aufserdem aber auch *τὸ πάθη παρασκευάζειν οἷον ἔλεον ἢ φόβον ἢ ὀργήν*, also der Ausdruck der Gemütsstimmungen, wie beides in der Epistola ad Pis. in dem Abschnitte 99—118 ausgeführt oder wenigstens angedeutetet ist. Sein Hauptaugenmerk hat Verfasser auf den Aufbau der Handlung und die Charakteristik der Hauptpersonen gerichtet und hier finden sich einige Punkte, die gerade deshalb, weil die Abhandlung nicht zu den alltäglichen ästhetischen Kommentaren gehört, nicht unwidersprochen bleiben sollen, damit sie nicht auf guten Glauben hingenommen werden. Freilich setzt man sich dabei dem Vorwurf aus, dafs man „um den hohen Ruf des Dichters zu erhalten lieber sein Werk verschiebt und verdeutelt".

Der Chorgesang 863—910 soll unmöglich sein und damit sollen auch die Verse 855—858, welche das Motiv für denselben bieten, fallen. Diese Annahme ist geradezu undenkbar. Dafs an jener Stelle ein Chorgesang notwendig ist, wird niemand leugnen. Wohin soll denn der echte gekommen sein und wer soll den unechten gedichtet haben? Es ist auch keine Unerträglichkeit, dafs eine Frau, die leichteren Sinn hat, zuerst zur Beruhigung ihres Gatten über die Mantik frivole Reden

führt, dann aber, wo sie ängstlich wird (914 ff.), zu den Göttern betet, und sobald ihre Angst vorüber ist, in ihre Frivolität zurückfällt. Denn das tut sie mit dem Ausrufe: ὦ ϑεῶν μαντεύματα, ἵν' ἐστέ (946). Schon 916 beweist, dafs die in diesen Blättern 1902 S. 365 ff. gebotene Beweisführung inbetreff der Unechtheit von 855—858 auf unrichtiger Auffassung von 707 ff. u. 851—854 beruht. Iokaste sagt 710 ff. zur Beruhigung ihres Gatten: „Sehersprüche bedeuten nichts; selbst der Spruch des Phöbos — zur Ehre des Gottes will ich annehmen, dafs er nicht von ihm selbst, sondern von seinen Dienern stammte — hat sich nicht erfüllt" (argumentatio a maiore ad minus). Sie ist so gnädig anzunehmen, was sie nicht glaubt, dafs der Spruch nicht von Apollon selbst herrühre. Hiernach können wir die Ehrenrettung der Iokaste nicht als gelungen bezeichnen. In 720 wird nicht Apollon als derjenige bezeichnet, der den Sehersprüch des Laios verhindert hat, sondern es wird dem Gotte der Vorwurf gemacht, dafs er seinen Spruch nicht bewahrheitet habe. Dies führt uns auf eine andere Deutung, die von 810 οὐ μὴν ἴσην γ' ἔτισεν, die wir gleichfalls verwerfen müssen. Nicht Reue, dafs der Schlag heftiger als der des alten Königs war und nicht blofs Schmerz, sondern den Tod zur Folge hatte, spricht aus den Worten, sondern das Gefühl sattsam befriedigter Rache. Ödipus hat also so wenig die Empfindung einen Mord auf dem Gewissen zu haben, dafs er sich des damals geführten kräftigen Schlages mit gewisser Befriedigung erinnert. Er fafst die Tat nicht anders auf, als hätte er in der Notwehr Räuber erschlagen. Ist es nicht begreiflich, dafs die Tat während der langen Reihe von Jahren in seinem Gedächtnisse ganz zurückgetreten ist, oder vielmehr sollen wir dem Dichter nicht gestatten, den Ödipus in einer Lage, in welcher andere Gedanken ihn ganz in Anspruch nehmen, nicht daran denken zu lassen? „Die Erinnerungslosigkeit des Ödipus ist eine Unmöglichkeit, die wir dem Dichter nicht verzeihen können." Wir können sie ihm ebenso verzeihen wie das ἄλογον, welches Aristoteles in der Poet. 24 gestattet, dafs Ödipus erst jetzt erfährt, wie Laios ums Leben gekommen ist. Allerdings hätte er sich, wie es in der Natur der Sache liegt, schon früher bei seiner Gemahlin nach der Art des Todes erkundigt, so würde er etwas von dem Orte, dem verhängnisvollen Dreiweg, erfahren haben und damit würde die Erinnerung aufgefrischt worden sein. Aber solches dürfen wir dem Dichter nicht nachrechnen; es liegt ἔξω τοῦ μυϑεύματος, sagt Aristoteles.

Der Dichter hat nur die im Mythus gegebene gräfsliche Tat der Selbstblendung psychologisch zu motivieren. Deshalb läfst er den Ödipus an Revolutionäre denken, die wahrscheinlich die Mörder des Laios gedungen haben (124 f.) und die auch ihm nach dem Leben streben könnten (139 f.). So legt sich die erste Befangenheit um seinen Geist — ähnlich wie in der Antigone — und diese Befangenheit führt bei der impulsiven Natur und dem cholerischen Temperament des Königs, welches auch bei der Ermordung des Laios zutage tritt (807), zu dem ungerechtfertigten Verdacht und der Zorneswut gegen Tiresias und Kreon; aus dieser Wut geht dann später das Scham- und Reuegefühl

und die gräfsliche Aufregung hervor, in welcher er Hand an sich legt. Deshalb erscheinen uns die Streitszenen mit Tiresias und Kreon nicht als „künstliche, unglücklich eingeschobene Episoden, die den wirksamen und natürlichen Gang der Handlung unkünstlerisch stören" und nicht als „ein schwerer Fehler im Aufbau der Handlung", sondern als notwendige Teile, welche die Katastrophe psychologisch motivieren. Die Bemerkung, dafs für den tragischen Sturz des Königs der Streit mit Tiresias und Kreon entbehrlich und dafs jener nur eine Folge des Vatermordes und der Mutterheirat sei, widerlegt Sophokles selbst im O. K. 438 f. und 974 ff.

Ganz beistimmen können wir dem Gedanken, dafs der tragische Lebensgang des Odipus ein Schicksalsdrama, jedoch die Enthüllung der dunklen Vergangenheit ein Charakterdrama sei.

Die athenischen Kampfrichter haben dem Dichter nur den zweiten Preis zuerkannt, aber nicht wegen der Dissonanzen, die im Ödipus hervortreten, sondern infolge der *ἀσθένεια τῶν θεατῶν*, welche Aristoteles Poet. Kap. 13 rügt.

München. Wecklein.

Heronis Alexandrini Opera quae supersunt omnia. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. kl. 8°. Volumen I. Herons von Alexandria Druckwerke und Automatentheater. Griechisch und deutsch herausgegeben von Wilhelm Schmidt. Mit 124 Figuren. LXX und 514 S. Preis M. 9.—. Volumen II, Fasc. 1. Herons von Alexandria Mechanik und Katoptik. Herausgegeben und übersetzt von L. Nix und W. Schmidt. XLIV und 415 S. Mit einer Faksimiletafel in Lichtdruck und 101 Figuren. Preis M. 8.—. Volumen III. Herons von Alexandria Vermessungslehre und Dioptra. Griechisch und deutsch von Hermann Schoene. XXI und 366 S. Mit 116 Figuren.

Eine gute Ausgabe der Werke des genialen Alexandriners, über den seit drei Jahrzehnten so viel gearbeitet worden ist, gehörte noch vor kurzem in das Reich der frommen Wünsche. Die „Bibliotheca Teubneriana" hat auch hier Wandel geschafft, und in Bälde werden wir alles, was als heronisch betrachtet werden kann, in den bekannten handlichen Bändchen vor uns haben. Es fehlt einstweilen noch die zweite Hälfte des zweiten Teiles. Indessen ist es doch wohl jetzt schon an der Zeit, auf eine Edition hinzuweisen, von der mit ganz besonderem Rechte gesagt werden kann, sie komme einem allseitig gefühlten Bedürfnis entgegen und noch dazu in trefflicher Weise.

In erster Linie ist an der neuen Ausgabe beteiligt Oberlehrer Dr. W. Schmidt in Helmstedt, dessen ausgebreitete literarische Tätigkeit von jeher wesentlich Heron gegolten hat. Er orientiert uns auch über den Mann und seine gewaltige Leistung in einem ausführlichen einleitenden Artikel („Wann lebte Heron von Alexandrien?"), worin natürlich auch die viel umstrittene Frage, welche Schriften als echt

anzusehen sind, von neuem aufgerollt werden mufste. Im Gegensatze zu Hultsch und Cantor ist Herr Schmidt der durch viele Wahrscheinlichkeitsgründe gestützten Ansicht, dafs Herons schriftstellerische Arbeit wesentlich der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehöre. Auf den Autor selbst werden in einem zweiten Kapitel die in den verschiedenen Handschriften enthaltenen Figuren zurückgeführt, die untereinander nicht beträchtlich abweichen. Im übrigen gibt dieser Abschnitt sowohl wie der ihm folgende Erläuterungen zu den heronischen Mechanismen, namentlich zu den Automaten, die ohne einem solchen Kommentar teilweise schwer genug zu begreifen wären. Ein Anhangskapitel stellt fest, dafs Philon, dessen Name in der Geschichte der Physik mit demjenigen Herons so vielfach zusammengenannt zu werden pflegt, jedenfalls älter als jener, aber jünger als der Hydrauliker Ktesibios gewesen ist.

Es folgen nunmehr die „Pneumatika" im griechischen Texte und in deutscher Übertragung. Dafs eine solche und nicht eine lateinische beigegeben worden ist, kann man bei der Natur des Stoffes, der wesentlich einen ganz modernen Charakter hat, nur willkommen heifsen. Ohne das Wesen des Luftdruckes erkannt zu haben, macht Heron bei seinen „Druckwerken" von dessen Konsequenzen den umfassendsten Gebrauch, und sehr viele physikalische Spielereien und Apparate, die auch der Gegenwart geläufig sind, gehen auf diese Quelle zurück. Unabhängig von der Pneumatik ist die Abhandlung „über das Automatentheater", die uns einen tiefen Einblick in die antike Bühnenmechanik zu tun gestattet. Endlich hat der Herausgeber mit gutem Bedacht in diesen ersten Band auch das heronische Fragment von den Wasseruhren, Philons „Spiritualia", in denen der Beweis für die „Körperlichkeit der Luft" experimentell geführt wird, und die einschlägigen Partien aus Vitruvs „Architektur" aufgenommen. Denn diese Dinge gehören so sehr zusammen, dafs sie am besten auch räumlich vereinigt werden.

In die Herausgabe des zweiten Bandes, soweit er bislang vorliegt, haben sich die Herren Nix und Schmidt geteilt. Was die „Mechanik" anlangt, so gibt es von ihr keinen griechischen Text mehr, sondern nur kurze Auszüge in dieser Sprache, wogegen vier arabische Manuskripte vorhanden sind, je eines in Leiden, London, Konstantinopel und Kairo. Grofsenteils dem um die Geschichte der Mathematik hochverdienten französischen Orientalisten Carra de Vaux verdankt man die Kollationierung, welche der gegenwärtigen arabischen Textausgabe zugrunde liegt. Der bekannte Nestorianer Kosta ben Luka war es, der seinerzeit die heronische Mechanik in den Orient verpflanzte, und dafs es wirklich der echte Heron war, erhellt genugsam aus der Tatsache, dafs sich alle die Stellen, welche in der „Mathematica Collectio" des Pappos namhaft gemacht werden, im Arabischen wiederfinden. Der sogenannte „Barulkos" wird von den Herausgebern als Zusatz eines Späteren betrachtet. Ob wir das Originalwerk in völliger Unversehrtheit empfangen haben, steht freilich nicht fest, aber wenn auch die Möglichkeit von Defekten und Einschiebungen zugegeben

werden mufs, so ist doch nicht an tiefer gehende Entstellungen zu denken. Die Figuren mufsten allerdings teilweise rekonstruiert werden. Sprachlich ist es von Interesse zu bemerken, wie sich der Übersetzer bei der Aufnahme solcher Termini technici verhielt, für die er in einer eigenen Sprache kein passendes Wort fand, die er deshalb aus dem Griechischen herübernehmen mufste. Der Sache nach hat man es in den wesentlichen Zügen mit den einfachen mechanischen Potenzen zu tun, die aber sehr mannigfaltig ausgestaltet werden, z. B. für Zahnradverbindungen. Dasjenige, was von Fragmenten im ursprünglichen Texte nachweisbar ist, hat Schmidt bearbeitet. Ebenso fiel ihm die sogenannte Katoptrik zu, mit welcher es folgende Bewandtnis hat. Man wufste aus gewissen Angaben späterer Autoren, dafs Heron ein Buch dieses Inhalts geschrieben haben müsse, und man besafs auch von jeher einen Traktat „De speculis", der jedoch allgemein dem Ptolemaeus zugeschrieben wurde. Schon Venturi sprach ihn diesem ab und dem Heron zu und für diese Hypothese haben sich seitdem so gute Gründe ergeben, dafs man schon von einem Faktum zu sprechen berechtigt ist, obwohl uns nur eine lateinische Übersetzung bekannt ist, die von dem Flamänder Wilhelm von Moerbeck herrühren sollte und nach den neueren Aufschlüssen Heibergs auch wirklich herrührt. Die elementare Theorie der ebenen und sphärischen Spiegel ist in ihrem theoretischen Teile nicht sonderlich belangreich, aber als äufserst geschickter Praktiker betätigt sich der Verfasser auch hier, indem er mit gewöhnlichen Planspiegeln alle möglichen Kunststücke vorzurichten weifs. Wie bereits Cantor in seinen „Röm. Agrimensoren" hervorhob, ist Heron der Urheber jenes Triks, mittelst dessen Agoston in den sechziger Jahren seine oft angestaunten Geistererscheinungen in Szene setzte; damals, wie jetzt, bedurfte es nur einer ganz einfachen Spiegelkombination und eines gewandten Darstellers, der seine Bewegungen gut einstudiert haben mufste, weil er ja selbst nichts von den „Gespenstern" zu sehen bekommt. Auch diesmal wurden einige inhaltlich verwandte „Appendices" mit aufgenommen, die dem Olympiodor, Vitruvius, Plinius, Cato und Pseudo-Euklides entnommen sind; letzterer ist der Autor jener aus ziemlich später Zeit stammenden Katoptrik, welche so lange irrtümlich dem grofsen Geometer selbst auf die Rechnung gesetzt worden war.

Im dritten Bande kommen, von Herrn H. Schoene nach allen Regeln neuerer Textkritik bearbeitet, Herons geometrische Arbeiten, über deren Authentizität niemals ernste Zweifel obgewaltet haben, zu ihrem Rechte, und zwar wiederum griechisch und deutsch. An der Spitze stehen die drei Bücher „*Μετρικά*", die insonderheit auch für die Kenntnis antiker Trigonometrie und Näherungsrechnung so wichtig geworden sind. Den Lehrer der Mathematik verweisen wir auf S. 19ff., wo er die berühmte „Heron-Formel" für den Dreiecksinhalt findet, wiewohl nicht in der uns geläufigen, dem Geiste altgriechischer Geometrie direkt zuwiderlaufenden Form. Auch dem Sinne nach schliefst sich diese Schrift unmittelbar an diejenige, welche von der „Dioptra", dem geodätischen Universalinstrumente der Griechen, handelt; dasselbe

ist für die Instrumentaltechnik der Folgezeit vorbildlich geworden. Auch sonst steht viel Bemerkenswertes in diesem nunmehr bequem zugänglichen Lehrbegriffe, so die Beschreibung eines Hodometers und eine Methode, Distanzen aus einer stereographischen Karte herzuleiten. Ein höchst gründlicher Index verborum schliefst den dritten Band ab.

Von den griechischen Mathematikern hat in neuerer Zeit kaum einer so viel Anlafs zu scharfsinnigen Erörterungen gegeben wie eben Heron, dessen Stellung in der Geschichte seiner Wissenschaft eine so durchaus eigenartige ist. Um so mehr mufste der Mangel einer zugleich zuverlässigen und leicht erreichbaren Ausgabe aller Heroniana bedauert werden. Durch die Bemühungen der Herren Schmidt, Nix und Schoene ist nun, wie unsere Anzeige dargetan haben wird, einem viel gehegten Wunsche die Erfüllung gebracht worden.

München. S. Günther.

Γαληνοῦ περὶ κράσεων τρία, Galeni de temperamentis libri III recensuit Georgius Helmreich. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MCMIV. Preis 2 M., geb. M. 2.40.

Die auf die Humoralpathologie zurückgehende Lehre von den Temperamenten beherrschte die Medizin bis auf die neueste Zeit und lebt heute noch im Munde von Leuten, deren wenigste von Herkunft und tieferer Bedeutung eine Ahnung haben. Daher verdient es sicher unseren Dank, wenn ein so tüchtiger Sachkenner wie Helmreich von Galens grundlegendem Buche über diese Fragen uns eine neue Ausgabe liefert, die auf Kollationen der besten Handschriften beruht und mit gewohnter Sorgfalt einen möglichst reinen Text herzustellen sich bemüht. Denn was wir bisher hier als Text hatten, ist ganz unglaublich: aus einer der schlechtesten und jüngsten Handschriften (Oxoniensis oder Vaticanus 282) ist die Aldina (von 1525) geflossen und aus dieser wieder die Basileensis (von 1538). Diese druckte vieles verschlimmbessernd Charterius (1679) nach und diesen abermals C. G. Kühn (1821). Und das ist für die meisten Schriften die neueste und allein zitierbare Galenausgabe!

München. H. Stadler.

M. Miller, K. Gymnasialrektor, Griechische Ferienaufgaben. Dritte Auflage. München 1903, Verlag von E. Pohl. 77 S. — Übersetzungen zu den griechischen Ferienaufgaben. 48 S. Preis zusammen M. 3.—.

Die Ferienaufgaben zerfallen in zwei Abteilungen und bieten in der ersten Beispiele (Kasus- und Verbalformen, Einzelsätze, zusammenhängende Stücke) zur Wiederholung des Pensums A der vierten, B der fünften Klasse, für diese jedoch wie für die folgenden Klassen fast nur in zusammenhängenden Abschnitten; die zweite Abteilung behandelt A die Kasus-, B die Satzlehre. In den Übungsaufgaben zur

Formenlehre ist fleifsig, aber leider häufig unrichtig, auf Englmann, in denen zur Kasus- und Satzlehre auf diesen sowie auf Kurz und Halm verwiesen.

Die Ferienaufgaben erfüllen ihren Zweck, um das gleich hier festzustellen, in trefflicher Weise; ein Schüler, der das absolvierte Klassenpensum nach ihnen während der Ferien durcharbeitet, mufs dadurch sein Wissen befestigen und etwaige Lücken in demselben ausfüllen. Eine in der zweiten Abteilung beliebte Einrichtung scheint mir indessen unpraktisch zu sein. Unter vielen Übungsstücken der zweiten Abteilung stehen die Paragraphen der Grammatik in der Reihenfolge, wie sie an den durchschossen gedruckten Wörtern des Stückes nach einander zur Anwendung kommen, sodafs also der Schüler genötigt ist die betr. Wörter im Stück und die Paragraphen unter dem Stück beständig nachzuzählen. Wozu ihm diese mühselige Arbeit zumuten? — Dem Deutschen sieht man vielfach seine Bestimmung, ins Griechische übersetzt zu werden, an; an sich ist das ja nicht so schlimm; doch darf hierin auch nicht zu weit gegangen werden, was da und dort entschieden geschehen ist. Die S. 52 stehende Wendung „vor Schändlichkeit sich ferne halten" mag der Setzer zu verantworten haben; aber der Satz S. 64 „Da wir nun nicht einmal einen unenthaltsamen Sklaven annehmen dürften, wie wäre es nicht entsprechend, dafs man sich davor hüte, selbst ein solcher zu werden?" ist doch unerträglich schwerfällig, und was S. 57 steht „Cyrus .... versprach ihm, ihn für seinen Sohn zu rächen" statt „ihm Rache nehmen zu helfen für seinen Sohn" ist geradezu undeutsch. Bemerkt sei noch, dafs, während doch *τιμωρεῖν τινί τινος* anzuwenden ist, durch Zitate aus Kurz und Englmann auf *τιμωρεῖσθαί τινά τινος* hingewiesen wird. Derartiges wird man bei einer Durchsicht noch manches finden. Einer solchen, und zwar einer recht gründlichen, bedürfen aber die „Ferienaufgaben", wenn sie den Anforderungen, die man in Hinsicht auf Sorgfalt und Genauigkeit an ein für Schüler bestimmtes Buch zu stellen berechtigt ist, genügen sollen. So begegnet man z. B. abgesehen von den vielen unrichtigen Zahlen bei den Zitaten und Verweisungen auf die Anmerkungen zahlreichen Druckfehlern: es steht im Text Annährung für Annäherung, Mächten statt Mächtigen, dartun statt darzutun, Ältern für Älteren, Aigriver und Tegeeren für Argiver und Tegeern u. a., in den Anmerkungen *τεὶχος*, *ἐπαμύτω*, *ἀρνέομαί*, *ἵστημι*, *κυνδάνεσθαι*, *ἐπ* für *ἐκ*, *ξῴων* statt *ζῴων*, *πρίνω* statt *κρίνω*, *ἀποθύω* für *ἀποδύω*, *πεφαλῆς* für *κεφαλῆς*, *αἰπορεῖν* statt *ἀπορεῖν*, *συνεπιμμελεῖσθαι* u. a. m., in den Übersetzungen *ἠπρoῦμεν* für *ἠποροῦμεν*, *Δάρισσαν* für *Λάρισσαν*, *ἐπιπλευσόντων* statt *ἐπιπλευσάντων*, *ἀπανδοῦντος* für *ἀπανθοῦντος*, *ὕμοιοι* statt *ὅμοιοι*, *διαπραξάμνοι* statt *διαπραξάμενοι*, *σρατιάν* für *στρατιάν*, *κρείσσευς* für *κρείσσους*, *ἄνδρωπον*, *ἐπειρώμεν* für *ἐπειρώμην* u. v. a., wozu dann noch fehlende oder unrichtige Akzente und Interpunktionszeichen kommen. — Nicht selten kommt es auch vor, dafs die Übersetzung mit dem Text oder einer Anmerkung nicht übereinstimmt. Ich setze einiges von dem, was ich mir angemerkt habe, her: S. 16 XXV³ A(orist), Übers. *φεύγοντας*; S. 21

IV^{23} *ἀϑλίως ὄντως ἡμεῖς* (*ἔχομεν*), Übers. *ἄϑλιοι ὄντως ἡμεῖς;* S. 24 VII^{68} *ἀναγράφω*, Übers. *ἀπογραπτέον;* S. 30 XV Taten^{2} bleibt unübersetzt, Übers. *πρὸς τὰς σὰς πράξεις;* S. 31 XV^{89} *ἐλέγχω*, Ind. Imperf., Übers. *ἠλέγχϑησαν;* S. 33 XVII^{27} *διακρίνω*, A. Pass., Opt. m. *ἄν*, Übers. *διακρίνοιτο ἄν;* S. 38 XXIII^{28} *προπίνειν*^{29} *προδιδόναι*, Übers. *τὴν πατρίδα προδεδώκασι καὶ προπεπώκασι τῷ πολεμίῳ;* S. 48 XII^{24} *πάσχω* zu „es möchte dem Staate übel ergehen“, Übers. *μὴ τὰ πράγματα διαφϑαρῇ* u. dgl. m. Dazu kommt noch, dafs mitunter im Text Stehendes in der Übersetzung fehlt und umgekehrt ein paarmal etwas in der Übersetzung steht, was im Text fehlt. – Bezüglich der Übersetzungen ist folgendes zu bemerken: Das *ν ἐφελκυστικόν* steht bald am Schlufs und vor Interpunktionen bald nicht; sehr oft fehlt ferner die Satzverbindung; S. 1 Nr. III steht *τοῦ τοῦ βασιλέως γέρως* und S. 7 Nr. XIV *τῶν τῶν Ῥωμαίων πρέσβεων;* S. 4 Nr. V *ταῖς χερσὶ καὶ ποσίν; ἁμιλληϑείς;* S. 18 Nr. XII fällt aus der Konstruktion, ebenso S. 23 Nr. XX; S. 14 III ist zu lesen *πρὸ τῆς μάχης τινός.* — Statt „diejenigen, welche an allen Dingen Mangel haben, sind nicht gegen andere übermütig, sondern solche, die . . .“ mufs es offenbar heifsen „Nicht diejenigen, welche usw.“ und dementsprechend in der Übersetzung „*οὐ γὰρ οἱ πάντων ἀποροῦντες ὑβρίζουσιν* . . .“ (vgl. Lys. 24, 16) statt „*οἱ π. ἀ. οὐχ ὑβρίζουσιν* . . .“ Zum Schlufs seien noch ein paar Verstöfse gegen die neue Rechtschreibung angemerkt: S. 25 Z. 3 u. 16 v. o. steht Abwechslung, etliche Male findet sich thun, immer, wenn ich recht sehe, ist Tron geschrieben.

Regensburg. Friedr. Zorn.

Neusprachliche Reformbibliothek. Herausgeber: Dir. Dr. Bernhard Hubert und Dr. Max F. Mann. Leipzig, Rofsbergsche Verlagsbuchhandlung. Jedes Bändchen 1.80 M.

7. Bd.: Selections from Peter Simple by Captain Marryat, hgg. v. Dr. Gustav Krueger. 1902. (X u. 93 S. u. 42 S. Anm.)

9. Bd.: Masterpieces of Lord Macaulay, hgg. v. Paul Lange, Ph. D. 1902. (VIII u. 80 S. u. 72 S. Anm.)

11. Bd.: Selections from Washington Irving's Sketch Book, hgg. v. E. E. Kellett, M. A., und F. H. Marseille, Phil. Doc. 1902. (VIII u. 82 S. u. 74 S. Anm.)

12. Bd.: La Guerre 1870/71. Scènes et épisodes caractéristiques, hgg. v. Dr. A. Mühlan. 1903. (VIII u. 94 S. u. 90 S. Anm.)

13. Bd.: Treasure Island by Robert Louis Stevenson, hgg. v. J. Ellinger, Ph. D. 1902. (VI u. 98 S. u. 63 S. Anm.)

15. Bd.: Naval Life. Selections from W. H. G. Kingston's Novels. I. Active Service in the China Sea, hgg. v. R. Kron, Ph. D. 1903. (V u. 80 S. u. 64 S. Anm.)

16. Bd.: Lettres de mon Moulin et Contes du Lundi par A. Daudet, hgg. v. D. Bessé. 1903. (VIII u. 72 S. u. 115 S. Anm.)

17. Bd.: Diary of a Pilgrimage by Jerome K. Jerome, hgg. v. Ferdinand Gutheim, Ph. D. 1903. (VIII u. 79 S. u. 79 S. Anm.)

18. Bd.: Pages choisies du Roman français au XIX[e] siècle. I[ère] Série: Chateaubriand à Flaubert, v. Dr. phil. Charles Glauser und Alfred Graz. 1903 (XIV u. 97 S. u. 66 S. Anm.).

19. Bd.: The Expansion of England. Two Courses of Lectures by J. R. Seeley. First Course (1500—1776), hgg. v. Ernst Kreuser, Ph. D. 1903. (IV u. 80 S. u. 111 S. Anm.)

23. Bd.: A Christmas Carol in Prose by Charles Dickens, hgg. v. Hermann Fehse, Ph. D. 1904. (X u. 80 S. u. 73 S. Anm.)

Die „Neusprachliche Reformbibliothek" ist den Lesern unserer „Blätter" aus Ackermanns Besprechung der ersten Bände (Bd. XXXIX, S. 653—655) bekannt.

Seit ihrem ersten Erscheinen ist über die Brauchbarkeit dieser Bibliothek ein recht lebhafter Streit entstanden. Besonders in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht von Kaluza-Koschwitz-Thurau ist dieselbe heftig angegriffen worden. Ohne die dort vertretenen Anschauungen vollständig zu teilen, mufs Referent doch zugeben, dafs manche Vorwürfe mit Recht erhoben worden sind. Die Sammlung krankt an einigen Gebrechen, die den oft recht anerkennenswerten Leistungen der Herausgeber schweren Eintrag tun. Die schmucke äufsere Form der Bändchen, deren vortrefflicher Druck rückhaltlos anerkannt werden mufs, ist nur für das Auge berechnet: schlecht mit Draht geheftet müssen dieselben, besonders die ein eigenes, nie offen bleibendes Heft bildenden Anmerkungen mit den zugehörigen Taschen in den Händen der Schüler bald ein trauriges Ende nehmen. — Ernster ist der Einwand gegen die Anmerkungen, welche bekanntlich einsprachig sind und zugleich die Präparation und das Spezialwörterbuch ersetzen sollen. Endlose Definitionen zur Umschreibung der einfachsten Begriffe, Erklärung fernliegender Wörter mittelst anderer, die noch ferner liegen, dabei die häufige, dem Prinzipe widersprechende Zufluchtnahme zur Angabe der deutschen Bedeutung, lassen die an dieser Art des Kommentars geübte Kritik wohlberechtigt erscheinen. Kaluza hat vollkommen recht, wenn er in Bd. III S. 283 der erwähnten Zeitschrift spottend bemerkt, dafs das einsprachige Twentieth Century Dictionary von Chambers-Davidson alle Bände der Neusprachlichen Reformbibliothek ersetze. Natürlich gilt dies nur für die sprachlichen Anmerkungen. Die gewählte Art des Kommentars erschwert es auch ohne Not, auf schon Dagewesenes zurückzugreifen, ein Mifsstand, dem in einigen Bänden, nämlich **13, 15, 16, 17, 19** und **23,** durch ein

alphabetisches, auf das erstmalige Vorkommen des betreffenden Wortes verweisendes Glossar abgeholfen wird. Wenn auch durch diese Anordnung die Beihefte noch mehr angewachsen sind, so wäre doch zu wünschen, dafs dieselbe bei allen Bänden eingetreten wäre. Noch begrüfsenswerter wäre die Rückkehr zum Spezialwörterbuch und die Beschränkung der Anmerkungen auf sachliche Fragen. Es würde sich dadurch sehr viel Raum ersparen lassen, der für andere Dinge nützlich verwendet werden könnte. So wie sie sind, überwuchern die Anmerkungen den Text. Man vergleiche die oben angegebenen Zahlen Meist sind daran die ewigen Definitionen schuld; in einem Falle, bei Band **19**, aber auch die übrigen Angaben. Der Herausgeber schwelgt in überlangen historischen Exkursen, die sich ohne Schaden auf ein Drittel des Umfanges reduzieren liefsen. Derjenige über den Siebenjährigen Krieg umfafst 2 1/3 Seiten (**11, 27**)! In vielen Bändchen hätte der gewonnene Raum mit Nutzen dem Texte selbst gewidmet werden können: die aus einem längeren Ganzen gekürzten Ausgaben leiden infolge der allzustarken Abstriche an Schwerverständlichkeit. Einmal (in Bd. **13**) hat man, um dem Fehler abzuhelfen, zu dem Mittel der Zwischenerzählung gegriffen; nicht immer mit Erfolg. In Bd. **23** sind die Lücken meist (nicht immer; so S. **53**) durch einen Gedankenstrich angedeutet. Das hilft aber über die gähnende Kluft zwischen S. **65,** 19 und 20 nicht hinweg.

Am schlimmsten ist in bezug auf die Kürzung Marryats Peter Simple (Bd. 7) weggekommen. Das Buch bietet, was auf dem Titelblatte bemerkt sein sollte, einen Auszug nicht aus dem ganzen Roman, sondern nur aus den ersten 5 Kapiteln desselben; aber auch diese sind so hergerichtet, dafs ein Verständnis des Textes nach dieser Ausgabe ausgeschlossen erscheint. (Nebenbei bemerkt ist S. **31,** 19 infolge Auslassung des Nachsatzes ganz unverständlich.)

Inhaltlich sind die meisten der Bändchen zu billigen. Besonders Bd. **18:** Pages choisies du Roman français ist hier lobend hervorzuheben. Es ist der 1. Teil einer auf 4 Bände berechneten Anthologie und bietet Stücke aus de Maistre, Chateaubriand, Hugo, de Vigny, de Musset, Gautier, Mérimée, Töpffer, de Balzac, G. Sand und Flaubert. Dem Ganzen ist ein Tableau sommaire de l'Histoire du roman français und jedem Stücke eine notice vorausgeschickt. Bei letzteren und bei den Anmerkungen hätte sich Raum einsparen lassen, um einzelne Bruchstücke etwas umfangreicher zu machen; denn manche von diesen (bes. die von Flaubert) genügen nicht recht, um ein Bild von der Schreibart des betr. Autors zu geben. Im allgemeinen aber ist das hier begonnene Unternehmen als ein sehr verdienst- und aussichtsvolles zu bezeichnen.

Weshalb man an einer deutschen Schule Jeromes Pilgerfahrt nach Oberammergau (Bd. **17**) lesen soll, ist für den Ref. unerfindlich. Nicht alles, was der Freund der englischen Literatur interessant findet, verdient deshalb auch schon seine Aufnahme in die Schullektüre! (Die kuriose Angabe [**40**, 14], dafs in Münchener Bierlokalen eine gewaltige Zwiebel [a huge onion] zum Bier verspeist

wird, ist einer der wenigen Fälle, wenn auch nicht der einzige in dieser Sammlung, wo Ref. eine Anm. mehr gewünscht hätte.)

Am wenigsten gelungen unter den uns vorliegenden Bändchen erscheint Bd. **12,** La Guerre 1870/71. Der Verfasser hat vergessen, dafs er von dem Augenblicke an, wo er darauf verzichtete, die seinen verschiedenen Quellen (teilw. auf S. IV angegeben) entnommenen Stücke jedesmal durch den Namen des Autors kenntlich zu machen, aufhörte, Herausgeber zu sein und eben Verfasser wurde. Für jeden, der diese scheinbar einheitliche Darstellung unbefangen liest, mufs der Eindruck ein geradezu peinlicher sein: der beständige Wechsel des Stiles und des Standpunktes, Widersprüche und Unebenheiten aller Art sprechen allem Hohn, was man von einem historischen Bericht zu erwarten berechtigt ist. Dabei kritisiert der Verfasser die von ihm adoptierten Aufstellungen in seinen Anmerkungen beständig selber (so zu **11,** 15; **11,** 19; **12,** 33; **59,** 26; **82,** 30) obwohl, wie es scheint, nur S. **77,** 29 und S. **78,** 17 der Name des wirklichen Autors in den Text gesetzt ist. Auch ist an fehlerhaften und ungenügenden Anmerkungen kein Mangel. Als eine unvergleichliche Probe einer Definition ist Interessenten die Anm. zu **82,** 8 zu empfehlen.

Die Druckfehler sind in keinem der Bändchen allzu zahlreich.

Bamberg. Herlet.

Dr. R. Kron, Französischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis aller bis zum 26. März 1902 vom Kanon-Ausschufs des Allgem. deutschen Neuphilologen-Verbandes für brauchbar erklärten Schulausgaben französischer Schriftsteller. Marburg, N. G. Elwert, 1902. pp. 23. 8°. Preis M. 0.50.

Prof. Dr. H. Müller, Englischer Lektüre-Kanon. Verzeichnis etc. (wie oben!) englischer Schriftsteller. Marburg, N. G. Elwert, 1902. pp. 30. 8°. Preis M. 0.50.

Die erste Liste der vom Kanon-Ausschufs für brauchbar erkannten Schulausgaben erschien bereits am 28. Februar 1900 in den „Neueren Sprachen", fand aber deshalb nicht so weite Verbreitung als die vorliegende, die, als Sonderabdruck aus Vietors „Neueren Sprachen", Bd. X, zugunsten der Kasse des Allgem. deutschen Neuphilologen-Verbandes nun jedem Schulmanne in dieser Form leicht zugängig ist. Diese beiden Listen bedürfen aber schon längst wieder einer notwendigen Fortsetzung, die wohl nun nach dem Neuphilologentag in Köln zu Pfingsten vorigen Jahres (1904) nicht länger auf sich warten lassen wird. Es werden denn auch in den „Vorbemerkungen" die Kollegen zu kräftiger Unterstützung des Unternehmens durch Einsendung von Gutachten in der verlangten Form gebeten, da sonst, aus Mangel an solchen, ganze Reihen von guten Schulausgaben ausgeschlossen werden, wie es für die vorliegende Liste mit den durchaus meist auf der Höhe stehenden Ausgaben der Lindauerschen Buchhandlung in München geschah; der Urteile der zensierenden Kollegen aus Bayern waren es

zu wenige und mindestens drei zustimmende Urteile für jedes Bändchen werden vom Ausschufs verlangt! Ob die hier zur Geltung gekommenen Sichtungsgrundsätze genügen oder einer Ergänzung nach verschiedenen Seiten bedürfen, darüber hat sich Referent bereits anderwärts ausgesprochen und nimmt an, dafs wohl die Verhandlungen in Köln solche Ergänzungen des Modus bringen dürften. Wie sie jetzt vorliegen, ist die Sammlung immerhin, besonders für die jüngeren Kollegen, eine willkommene Unterstützung. Einzelne Punkte werden aber noch lange zu Meinungsverschiedenheiten führen, da diese mehr statistische Zusammenstellung von den vorliegenden Sammlungen an Schulausgaben ausgeht und vorzüglich die äufsere Gewandung berücksichtigt. Nun gehe man aber auch einmal sachlich von den Autoren aus und frage: Welche Werke des betreffenden Autors sind für die betreffende Klasse notwendig, wünschenswert oder erlaubt als Lektüre? Man sehe die Divergenz der Urteile: die vorliegende Liste führt unter Molière „Don Juan" als brauchbar auf, während „Tartuffe" und „Misanthrope", fast durchweg abgelehnt oder nur bedingt empfohlen wurden! Referent für seine Person möchte „Le Misanthrope", und selbst „Le Tartuffe", den er wiederholt ohne Anstand mit religiös gemischten Klassen las, um keinen Preis als Lektüre einer Gymnasialoberklasse vermissen!

Ähnlich verhält es sich mit der Liste englischer Autoren. Als Fufsnoten gibt sie so viele Winke, Anstände, Wünsche und Ausstellungen für die vom Ausschufs als brauchbar erklärten Werke, dafs man nicht einsieht, warum eine Sichtung notwendig ist, wenn bei so vielen der genehmigten immer noch mehr oder weniger zu beanstanden ist, während einwandfreie Editionen nicht aufgenommen wurden, weil die nötigen drei Gutachten fehlten. Die fünf Reden von 1900 über Home-Rule gehören doch nur in die Privatlektüre; warum die Meinung über Scott's Kenilworth als Klassenlektüre auseinandergehen, nicht aber über Ivanhoe, ist schwer einzusehen; warum die Vorschriften über Druck etc., wenn trotzdem eine nicht entsprechende editio „mit Vorbehalt" aufgenommen ist? Wozu schliefslich Noten wie die zu Shakespeare, The Merchant of Venice, wo „wegen ihres schlüpfrigen Doppelsinnes" fünf Verse ausgemerzt werden sollen! Warum solche unnötige Verstümmelungen eines klassischen Dramas, das auch in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung in den beiden oberen Klassen unserer Gymnasien gelesen wird? Was müfste dann mit Homer und Ovid geschehen? Solchen Velleitäten sollte der Kanon keinen Raum gewähren.

Leopold Brandl, Erasmus Darwin's Temple of Nature. Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1902. pp. XII und 203. 8°. Preis 5 K 40 h = 4 M. 50 Pfg. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, ed. J. Schipper, XVI. Bd.)

Erasmus Darwin (1731—1802) ist wohl dem Nichtfachmann ein unbekannter Name, im Gegensatz zu seinem grofsen Enkel Charles Darwin,

den die ganze Welt kennt; das Ziel des Verfassers ist es deshalb, diesem nicht unbedeutenden Manne — Dichter, Philosoph, Naturforscher und Arzt —, den die grofsen englischen Romantiker am Anfang des 19. Jahrhunderts viel mehr schätzten und studierten, als man bis jetzt angenommen hat, zu seinem Rechte zu verhelfen, indem er uns durch die genauere Analyse seines Gedichtes „The Temple of Nature" einen Überblick über dessen Weltanschauung gibt, in der Erasmus „die Kluft zwischen Idee und Erfahrung durch das Symbol zu überbrücken sucht". Aufser seinen philosophisch-naturwissenschaftlichen Prosaschriften (Zoonomie etc.) verfafste er das grofse Lehrgedicht "The Botanic Garden" (1788: The Loves of the Plants, die Geschlechtsverhältnisse der Pflanzen behandelnd und 1791: The Economy of Vegetation, eine Entwicklungsgeschichte der Natur) und als nachgelassenes Werk, 1802 erschienen, "The Temple of Nature, or the Origin of Society". Dieses letztere Werk, dem Gedicht „De rerum natura" des Lucretius Carus ähnlich, erörtert die grofsen Fragen, wie das Leben entstand, wie es sich erhält, auf welchen Grundlagen die Weltanschauung der Menschen beruhen soll. In seinen gründlichen Studien war nun Brandl bestrebt, zunächst eine philologische Arbeit zu geben, die aber auch das Philosophische und Naturwissenschaftliche nicht vernachlässigt, durch ästhetische Würdigung der poetischen Schönheiten des Werkes und durch Charakterisierung des wissenschaftlichen Standpunktes desselben. Man mufs gestehen, dafs es ihm gelungen ist, das Interesse für dieses Gedicht des „englischen Ovid" neu zu erwecken, der, noch ein Pseudo-Klassiker, doch schon im Zeichen des Naturerkennens steht.

Nürnberg. Ackermann.

Enzyklopädie der Elementar-Mathematik. Ein Handbuch für Lehrer und Studierende von Heinrich Weber, Professor in Strafsburg, und Joseph Wellstein, Professor in Giefsen. Erster Band. Elementare Algebra und Analysis, bearbeitet von H. Weber. Leipzig bei B. G. Teubner, 1903. XIV u. 447 S.

Dieses Werk, von dem uns der erste Band vorliegt, kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen und ist von eminenter Wichtigkeit für den Lehrer der Mathematik. Schon die Vorrede, auf die ich hier zunächst hinweisen möchte, enthält sehr beherzigenswerte Worte über den Wert und die Bedeutung des Unterrichtes in der elementaren Mathematik an den Gymnasien sowie über die Art und Weise, wie derselbe fruchtbringend gestaltet werden kann. Für die Auswahl und Begrenzung des Stoffes war in erster Linie der pädagogische Standpunkt mafsgebend, insoferne die elementare Mathematik ungefähr in dem Umfange zur Sprache kommt, als sie in unseren humanistischen und technischen Mittelschulen gelehrt wird, wobei jedoch nicht gesagt sein soll, dafs nicht zuweilen etwas darüber hinausgegriffen wird. Besonders zu begrüfsen ist, dafs bei Abfassung des Buches das Haupt-

gewicht auf eine strenge Entwicklung der logischen Voraussetzungen gelegt wurde; ich halte dies nämlich für ein absolut notwendiges Moment in der Vorbildung unserer Lehrer, für die das Werk in erster Linie geschrieben ist. So dürfte es doch wohl jedem von Interesse sein, um nur einiges wenige zu erwähnen, wenn er die verschiedenen Zahlengattungen aus der Forderung der unbeschränkten Ausführbarkeit der Operationen entstehen sieht, wenn er die strenge Dedekindsche Fassung des Irrationalitätsbegriffes anschaulich dargestellt findet und in dem interessanten Kapitel der Unmöglichkeitsbeweise die algebraischen Gründe für die Unmöglichkeit der Lösung kubischer Gleichungen durch Konstruktionen mit Zirkel und Lineal kennen lernt. Dafs ein Buch, welches sich äufserste Exaktheit in den logischen Entwicklungen zur Richtschnur setzt, nicht immer ganz leicht zu lesen ist, versteht sich von selbst, doch wird diese Lektüre durch die bestimmte Hervorhebung des wichtigen auch durch den Druck, sowie durch die grofse Prägnanz der Darstellung erheblich erleichtert.

Sehen wir uns den vorliegenden ersten Band im einzelnen etwas näher an. Derselbe zerfällt in 3 Bücher, die Grundlagen der Arithmetik, die Algebra und die Analysis umfassend. Die Arithmetik enthält in 10 Abschnitten 59 Paragraphen. Den Ausgangspunkt in dem Abschnitt über die natürlichen Zahlen bildet die Mengenlehre; dann werden die verschiedenen Rechnungsoperationen sowie die aus ihnen entstehenden Zahlengattungen besprochen, und die quadratischen Gleichungen führen dem historischen Entwicklungsgange entsprechend auf die imaginären und komplexen Zahlen, mit deren geometrischer Darstellung der 8. Abschnitt schliefst. Der 9. und 10. Abschnitt enthalten dann das wichtigste aus der Kombinatorik sowie den binomischen Satz, die arithmetischen und geometrischen Reihen und die Zinseszinsen- und Rentenrechnung.

Die Abschnitte 11—29 inkl. umfassen die Algebra und zwar die Hauptsätze über die algebraischen Gleichungen n^{ten} Grades mit einer Unbekannten, wobei auch die der neueren Algebra angehörigen Begriffe der Reduzibilität und des Rationalitätsbereiches definiert werden, ferner die unbestimmten Gleichungen 1. und 2. Grades auf der Basis der Kongruenzen und quadratischen Reste, die Kettenbrüche, die literale Auflösung der kubischen und biquadratischen Gleichungen und die Lösung numerischer Gleichungen durch Näherungsverfahren sowie die Behandlung der Kreisteilungsgleichungen. Endlich wird in dem interessanten Abschnitte über Unmöglichkeitsbeweise, auf den wir schon hinwiesen, unter anderem auch die Dreiteilung des Winkels und der irreduzible Fall der Cardanischen Formel behandelt und der Beweis für die Unlösbarkeit der Gleichung 5. Grades durch Radikale gegeben. Wir werden kaum bemerken müssen, dafs die für die Algebra so wichtig gewordene Gruppentheorie in diesem Buche ebenfalls, soweit es nötig ist, ihre Behandlung findet.

Vom 20. bis zum 26. Abschnitte, mit dem der Band schliefst, kommt die Analysis zur Sprache und umfafst die Lehre von den unendlichen Reihen, die wohl noch nirgends vorher auf so engem

Raume eine solch strenge und erschöpfende Darstellung gefunden hat. Auch den unendlichen Produkten ist ein eigener Abschnitt gewidmet sowie der Transzendenz der Zahlen e und π, von welch letzterer bekanntlich die Unlösbarkeit des uralten Problems der Kreisquadratur auf algebraisch geometrischem Wege abhängt. Endlich werden in drei Zusatzparagraphen noch die Kongruenzen höheren Grades, die Frage nach der Existenz von Primitivwurzeln einer Primzahl und die algebraische Bestimmung der Einheitswurzeln behandelt.

Diese kurze Übersicht dürfte den reichen Inhalt des Werkes, der den Titel einer Enzyklopädie rechtfertigt, wenigstens ahnen lassen; wovon man sich aber nur durch die eingehende Lektüre selbst überzeugen kann, das ist die ebenso gewissenhafte als vollständige Darstellung des umfangreichen Stoffes. Wir wüfsten dem Lehrer der Mathematik wie dem Studierenden, der sich für den Lehrberuf vorbereitet, kein besseres Werk über elementare Arithmetik, Algebra und Analysis in die Hand zu geben und wünschen nur, dafs dasselbe bald in keiner Lehrerbibliothek unserer Mittelschulen mehr fehlen möge.

München. A. von Braunmühl.

Christiansen Dr. C. und Müller, Dr. J. J. C., Elemente der theoretischen Physik. Zweite verbesserte Auflage. Mit 160 Figuren. Leipzig, Barth, 1903. 532 Seiten. Preis 10 M.

Dieses Buch füllt wirklich eine Lücke in der einschlägigen Literatur aus, nicht als ob es uns an wahrhaft klassischen Werken über theoretische Physik mangelte, sondern weil diese für den Anfänger zu hoch geschrieben sind, den Stoff in zu eingehender Weise behandeln und meist das Hauptgewicht auf die mathematische Seite des Gegenstandes legen. Hier aber findet der Studierende in einem nicht zu umfangreichen Buche die Grundzüge der gesamten theoretischen Physik niedergelegt; in 16 Abschnitten sind die allgemeine Bewegungslehre, die Elastizitätstheorie, Gleichgewicht und Bewegung flüssiger Körper, innere Reibung, Kapillarität, Diffussion und Osmose, die Elektrostatik, der Magnetismus und Elektromagnetismus, Induktion, Elektrolyse, die elektrischen Schwingungen, Lichtbrechung, Wärmetheorie und Wärmeleitung behandelt. Jedem Abschnitte sind die betreffenden physikalischen Prinzipien und Hypothesen vorausgeschickt; aus diesen werden dann die mathematischen Gleichungen abgeleitet und daraus wieder Schlüsse nach der physikalischen Seite hin gezogen. Durchweg ist aber der Nachdruck auf die Physik gelegt und eben deshalb ist eine gewisse Vertrautheit mit den Grundzügen der höheren Mathematik vorausgesetzt. Wer den Inhalt dieses Buches beherrscht, wird sich bedeutend leichter in die Werke eines Kirchhoff oder Neumann einarbeiten. Das Werk, welches zuerst von Christiansen, Professor an der Universität Kopenhagen, in dänischer Sprache und dann auf Veranlassung Professor Wiedemanns von seinem ursprünglichen Verfasser und dem Bremer Oberlehrer Müller in der nun vorliegenden, umgearbeiteten und erweiterten Auflage deutsch herausgegeben wurde,

kann also in erster Linie den Studierenden angelegentlichst empfohlen werden, dürfte aber auch dem Erfahreneren als Nachschlagebuch treffliche Dienste leisten.

Classen, Dr. J., Theorie der Elektrizität und des Magnetismus. I. Band. Elektrostatik und Elektrokinetik. Mit 21 Figuren. Sammlung Schubert. Leipzig, Göschen, 1903. 184 Seiten.

Kein Kapitel der theoretischen Physik bietet gröfsere Schwierigkeiten als die Theorie der Elektrizität; denn wenn auch die Faraday'sche Anschauung bezüglich der Fortpflanzung der Elektrizität von Teilchen zu Teilchen gegenüber der Fernewirkungstheorie einen ganz gewaltigen Fortschritt mit sich brachte, so gibt es doch noch manche Erscheinung, die sich auch mit ihr nicht erklären läfst und deshalb ist zur Zeit eine von einem Gesichtspunkte ausgehende, das gesamte Gebiet umfassende Darstellung nicht möglich. Aber wenigstens ein gewisses einheitliches Bild zu geben, ist dem Verfasser des vorliegenden Buches gelungen, indem er seine Entwicklungen auf drei Annahmen stützt, von denen allerdings nur die eine, dafs nämlich die Intensität der elektrischen Induktion überall dem Querschnitte der zugehörigen Induktionsröhren umgekehrt proportional sei, vollständig mit den Ergebnissen der experimentellen Forschung übereinstimmt, während die beiden anderen, die sich auf den Einflufs verschiedener Dielektrika auf die Induktion sowie auf die Verteilung der Energie des elektrischen Feldes beziehen, der Erfahrung nur angenähert entsprechen. Mit der ersten Annahme wird nun ein anschauliches Bild über die Verteilung der Induktion in einem elektrischen Felde gewonnen, weil diese dieselben Beziehungen aufweist wie die Bewegung einer nicht zusammendrückbaren, trägheitsfreien Flüssigkeit. Dieses Bild kann nicht nur in der Elektrostatik sondern auch, allerdings mit einigen Modifikationen in der Elektrokinetik beibehalten werden und dadurch gewinnt die ganze Darstellung wesentlich an Systematik, zu der überdies die scharfgegliederte Disposition des ganzen Stoffes noch bedeutend beiträgt; in beiden Teilen des Buches geht der Verfasser nämlich von bestimmten Grundversuchen aus, stellt dann die betreffende Hypothese auf, entwickelt hierauf die Grundzüge der mathematischen Theorie, vergleicht die Ergebnisse derselben mit den Erfahrungstatsachen und baut dann erst die Theorie vollständig aus. Die sprachliche Darstellung ist durchaus gewandt und, soweit es die Schwierigkeit des Stoffes zuläfst, auch klar. Das Buch kann also bestens empfohlen werden, um so mehr, als es einen gründlichen Einblick in die Faraday-Maxwellsche Anschauungsweise bietet.

Roloff, Dr. M., Elektrische Fernschnellbahnen. Eine kritische Skizze. Mit 16 Abbildungen. Halle 1902, Schwetschke. 67 Seiten. Preis M. 1.35.

In dieser lebenswerten, auch für den Laien wohlverständlich geschriebenen Broschüre bespricht der Verfasser zunächst die gegenwärtigen Leistungen der Dampfbahnen und legt die Gründe dar, welche eine wesentliche Erhöhung der gebräuchlichen Geschwindigkeit der Eilzüge unmöglich machen; dann weist er nach, weshalb der elektrische dem Dampfbetriebe überlegen ist, vergleicht die Kosten dieser beiden Betriebsarten und wägt die Umstände ab, welche für und gegen die Einführung der elektrischen Schnellbahnen in betriebstechnischer Hinsicht sprechen. Hierauf gibt er eine kurze Geschichte der Projekte für elektrische Fernbahnen und erwähnt dabei namentlich die bekannten Versuche an der Militärbahn Marienfelde-Zossen. Im letzten Abschnitte ist von den Einschienenbahnen, besonders von der Schwebebahn bei Elberfeld die Rede. In ruhig sachlicher Weise behandelt der Verfasser das Thema, warnt vor allzu sanguinischen Hoffnungen auf die weitere Entwicklung der elektrischen Fernbahnen, wenigstens für die nächste Zeit und stützt die aufgestellten Behauptungen durchweg mit rechnerischen Nachweisen; die dabei in Betracht kommenden Zahlenwerte sind der Erfahrung entnommen; zur Erläuterung des Textes dienen mehrere gutgezeichnete Figuren. In dem Schriftchen findet jeder, der sich für die hier behandelte, brennende Tagesfrage interessiert, ausführlichen Aufschlufs.

Biscan W., Was ist die Elektrizität? Eine Studie über das Wesen der Elektrizität. Leipzig, Hachmeister & Thal, 1902. 80 Seiten.

Der Titel dieser Abhandlung ist vollständig unrichtig; der Verfasser befindet sich in grofser Selbsttäuschung, wenn er meint, es sei ihm gelungen, das „eigentlichste innerste Wesen dessen, was man Elektrizität nennt" zu erklären; das dürfte kaum jemals einem Sterblichen möglich sein. Übrigens ist auch in dem Büchlein von der Erklärung des Wesens der Elektrizität nicht die Rede, sondern es sollen nur in populärster Form die elektrischen Erscheinungen auf Grund der bekannten Ätherhypothese erläutert werden. Das hätte aber viel kürzer geschehen können; die erste Hälfte der Broschüre, in der der Verfasser so ziemlich auf alle Gebiete der Physik zu sprechen kommt, hat mit der hier behandelten Frage so viel wie nichts zu tun. Dabei sind manche Begriffserklärungen unrichtig; so nennt der Verfasser beispielsweise Kraft „bewegten Stoff"; Bewegungsgröfse bezeichnet er einmal als Energie und dann ein paar Zeilen weiter als Kraft, was beides unrichtig ist. Die Darstellung zeichnet sich überhaupt keineswegs durch besondere Klarheit des Gedankenganges aus.

Besser ist der zweite Teil der Abhandlung, der das eigentliche Thema behandelt, allerdings in dem, wie oben bemerkt, zu modifizierenden Sinne. Der sprachliche Ausdruck ist gewandt, aber etwas unangenehm liebenswürdig und sogar für den nicht akademisch gebildeten Leser zu breit.

Würzburg. Zwerger.

E. Drerup, Homer. Die Anfänge der hellenischen Kultur. In der Sammlung: Weltgeschichte in Karakterbildern, herausg. von Fr. Kampers, Seb. Merkle und M. Spahn. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. 1903. 4 M.

Wenn der Titel „Homer" in einer Sammlung von Monographien, welche die Weltgeschichte in Charakterbildern darstellen sollen, zunächst etwas befremdet, so gibt der zweite Titel „Anfänge der hellenischen Kultur" dem Buch ein Recht unter den historischen Monographien. Die geschilderte Kulturepoche ist die sog. mykenische. Kann man aber für diese wirklich die Bezeichnung „Anfänge" wählen? Gewifs nicht; sie liegt inreicher Entfaltung vor uns und Drerup spricht ja selbst wiederholt von der ersten grofsen Blütezeit der griechischen Kultur. Der irreführende Titel bedarf also wohl einer Änderung.

Homer und seine Dichtungen kommen meines Erachtens nicht in der Weise zur Geltung, wie man es nach dem Haupttitel und im Interesse des gebildeten Publikums wohl voraussetzen dürfte. Wir hören im 1. Abschnitt (S. 1—41) von der homerischen Frage (Homerstudien in alter und neuer Zeit; Volkssage und Volksgesang; die Entstehung der Epopöe); dann wird im 2. Abschnitt (S. 41—106) ausführlich von der mykenischen Kultur überhaupt gehandelt und erst im kurzen 3. Teil (S. 106—137) werden speziell die zwei grofsen Epen besprochen (Mykenischer Heldengesang; die Ilias. Mykenischer Märchengesang; die Odyssee). Der Verfasser verweist ausdrücklich eine ästhetische Betrachtung der Ilias und Odyssee in die Literaturgeschichte. Dieser könnte er dann doch mit genau dem gleichen Recht die ganze homerische Frage zuschieben und in seiner Monographie darauf verzichten.

Der 1. Abschnitt über Homerstudien in alter und neuer Zeit führt gut in die wissenschaftliche Arbeit vieler Jahre ein und charakterisiert in allgemein verständlicher Form die mannigfachen Richtungen der Homererklärung.

In der Frage nach Entstehung der Epen verfolgt Drerup die besonders von R. Pöhlmann (Zur geschichtlichen Beurteilung Homers) gewiesenen Wege und erweitert die Basis, indem er aufser auf die Volksgesänge der Grofsrussen und nördlichen Türkenstämme auch auf die Finnen, Serben, Kirgisen u. a. Bezug nimmt. Die über die Art des dort heimischen Volksgesanges mitgeteilten Beobachtungen sind zweifellos interessant, aber es ist doch sehr fraglich, ob sich darauf so ohne weiteres Theorien aufbauen lassen, die zur Lösung der homerischen Frage führen können. Warum sollen die Griechen nicht ganz ihre eigenen Wege gewandelt sein? Es wird nicht an entschiedenem Widerspruch fehlen, wenn der Verfasser auf Grund seiner Analogien mit anderen Völkern zu dem Resultat kommt, dafs die uns vorliegenden homerischen Epen etwa im 9./8. Jahrhundert entstanden und zum erstenmale schriftlich aufgezeichnet worden sind, nachdem sich im 10./9. Jahrhundert nach der dorischen Wanderung die Heldenlieder der mykenischen Zeit, auf deren Grund die neue poetische Einheit von einem originellen Genie um eine einheit-

liche Handlung gruppiert komponiert wurde, umgebildet und den Geist einer neuen von einer aristokratischen Gesellschaftsordnung beherrschten Zeit in sich aufgenommen hatten.

Die vom Verfasser im 3. Abschnitt mitgeteilten Anschauungen über die Entstehung der Heldensage der Ilias, ihre Wanderung von Thessalien über den Peloponnes nach Jonien, unterwegs verschmolzen mit anderen Sagen, ferner über die Entstehung des Märchengesanges der Odyssee auf Kreta sind wohl bemerkenswert, erscheinen aber nicht fest begründet.

In diesen speziell der homerischen Forschung gewidmeten Kapiteln hat der Verfasser keine leichte Aufgabe gehabt; er sollte und wollte für das grofse, humanistisch gebildete Publikum schreiben; doch setzt er bei ihm oft sehr viel voraus. Andererseits konnte er es sich nicht versagen, den Fachgenossen mancherlei zu denken zu geben, was wiederum eine ausführlichere Begründung erfordert hätte, als er hier geben konnte. So hat er manchmal den richtigen Standpunkt verloren; ich denke z. B. an den Abschnitt über Verwertung der Dialektforschung, über Volkssage und Volksgesang u. a.; hier wird dem gebildeten Leser, der von den serbischen, kirgisischen usw. Gesängen nichts weifs — und man kann eine Kenntnis nicht verlangen — vieles unverständlich bleiben. Der Fachmann aber hat ebensowenig wie der gewöhnliche Gebildete etwas davon, wenn bei eigenen und oft eigenartigen Ansichten des Verfassers auf eine spätere Begründung an anderem Orte vertröstet wird. Die Behandlung des Tatsächlichen ist für solche Monographien der richtige Standpunkt und dazu hätten die Epen Stoff genug geboten. Statt mancher gelehrter Abschnitte wäre dem gebildeten Leser gewifs mehr gedient gewesen, wenn er über die ästhetische, künstlerische Seite der Epen mehr gehört hätte, wenn er mehr erfahren hätte, wie sich in den Augen des Dichters die Welt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen widerspiegelt. Was Verfasser von Religion, Rechts- und Staatsleben sagt, ist ziemlich skizzenhaft und hat zu Homer wenig oder gar keine Beziehung. Da er hier tatsächlich die Anfänge ergründen will, mufs er bei dem Mangel an ausreichenden Quellen gerade für die älteste Zeit viel mit Hypothesen arbeiten. Um so dankbarer wäre eine eingehendere Behandlung der in den Epen selbst entwickelten Anschauungen gewesen; denn ‚Homer' ist einmal der Haupttitel des Buches. —

Mit dem für den Abschnitt über mykenische Kultur zu verwertenden archäologischen Material hat der Verfasser grofses Glück gehabt. Bei Ankündigung des Buches waren die Ausgrabungen auf Kreta höchstens erst begonnen, und niemand konnte ahnen, was in Knosos, Phaistos und an anderen Orten der Insel an grofsartigen Resten aus jener alten Glanzzeit zutage gefördert würde. Jetzt bildet die Besprechung dieser Funde in Drerups Buch einen wertvollen Teil, und die zahlreichen, zum Teil sonst noch nicht veröffentlichten Abbildungen sind ein prächtiger Schmuck des Textes. Freilich müfsten die Bilder planmäfsiger verteilt und mit dem Text mehr in Beziehung gesetzt

sein; jetzt geht alles durcheinander. Es wäre z. B. nicht nötig, dafs Bilder, die S. 77 besprochen werden, auf S. 26 u. 123 stehen.

In welche Beziehung bringt nun Drerup diese mykenisch-kretische Kultur zu den homerischen Dichtungen? Da er die den Epen nach seiner Meinung zugrunde liegenden Heldenlieder aus mykenischer Zeit stammen läfst, nimmt er natürlich auch die mykenische Kultur für sie in Anspruch. Bei der sich nach und nach vollziehenden Umbildung seien dann allmählich jüngere Kulturschichten eingedrungen. Ob aber bei einer solchen durch Jahrhunderte sich hinziehenden Umbildung von Einzelliedern und bei der Verarbeitung durch einen genialen Dichter späterer Zeit von der ursprünglichen Kultur wirklich noch etwas Nennenswertes übrig geblieben sein wird? Es wird sich von Drerups Standpunkt aus konsequenterweise kaum behaupten lassen. Übrigens mufs man durch die Art und Weise, wie Drerup die mykenische Kultur in seinem Buche in den Vordergrund rückt, zunächst den Eindruck bekommen, als halte er mykenisch und homerisch für identisch. Seinen eigenen Standpunkt präzisiert er viel zu spät (S. 119).

So erscheint es uns wünschenswert, dafs bei einer neuen Auflage des Buches mancherlei gründlich umgestaltet werde, wenn dem gebildeten Publikum, für das diese Monographien doch in erster Linie bestimmt sind, sein Recht werden soll. Dem Verfasser würde das nicht schwer werden. Es steht ihm ein reiches Wissen und Gewandtheit der Darstellung zu Gebote; er versteht geschickt und beherzt zu polemisieren, wenn er dabei auch manche gewagte Behauptung aufstellt, z. B. dafs die Pnyxanlagen in Athen aus mykenischer Zeit stammen, dafs die Odyssee nur auf Kreta entstanden sein kann u. a.

Sehr dankenswert ist die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur im Anhang. Im ganzen wird man gerne anerkennen, dafs das Buch viel Gutes enthält und reiche Anregung bietet.

München. K. Reissinger.

Roy C. Flickinger, Plutarch as a source of information on the Greek theater. Chicago, University Press, 1904. 64 S. gr. 8°.

Die szenischen Notizen und Anspielungen der späteren griechischen Schriftsteller einschliefslich der Scholiasten und Lexikographen bilden ein Material, durch welches die Entwicklungsgeschichte des Theaters bisher nur verwirrt wurde. Denn bei der schwankenden und schillernden Bedeutung der technischen Ausdrücke und der anscheinenden Inkonsequenz jedes einzelnen Gewährsmannes in ihrem Gebrauch können wir nicht viel theatergeschichtliche Schlüsse daraus ziehen, sie wären denn von einer vorgefafsten Meinung diktiert. Deshalb sind Einzeluntersuchungen, wie Flickinger eine solche in seiner Doktordissertation vorgelegt hat, geradezu ein Bedürfnis. Es macht dem Verfasser und seinem Lehrer Capps, der ihn auf dieses Arbeitsgebiet hingewiesen hat, Ehre, dafs seine Untersuchung — hoffentlich nicht die letzte

dieser Art — in methodischer und behutsamer Weise geführt und nicht ohne greifbare Ergebnisse geblieben ist.

Es war besonders wichtig gerade Plutarch als Quelle für das Bühnenwesen einmal gesondert vorzunehmen, weil er als Geschichtschreiber möglicherweise aus seinen Quellen Anschauung und Sprachgebrauch einer viel früheren Zeit herübergenommen hat. Wenn z. B. an der vielbesprochenen Stelle Demetr. 34 der Wortlaut des Duris erhalten wäre, so hätte der Bericht den Wert einer zeitgenössischen Quelle für das athenische Theater im Anfang des 3. Jahrhunderts. Auf Grund des Überblickes, den Flickingers Untersuchung uns verschafft, kann man nunmehr dies ziemlich zuversichtlich verneinen. Plutarch hielt sich nämlich in sprachlicher Beziehung sehr unabhängig von seinen Quellen, er hat ihren Ausdruck fast immer variiert und modernisiert, spricht also auch vom Theater anachronistisch. Zum mindesten ist keine Stelle nachweisbar, wo er eine andere Theaterart als die seiner eigenen Zeit im Auge gehabt hätte, daher das „Modernisieren" der technischen Ausdrücke von vornherein das Wahrscheinlichere auch in historischem Zusammenhang; dafs der Schriftsteller in allgemeinen Anspielungen und Vergleichen nur die Terminologie seiner eigenen Zeit gebraucht, ist ja selbstverständlich. Eine Gruppe von Stellen möchte ich aber doch ausnehmen, wo der Wortlaut der Quellen erhalten sein wird; es sind die Bonmots aus der hellenistischen Zeit, in denen das Wort σκηνή zur Pointe gehört: zu Demetr. 25 können wir sogar das Exzerpt des Athenaios aus der Quelle (aus Phylarch) vergleichen, Flickinger S. 49; ähnlich ist Arat. 15 zu betrachten und wohl auch Demetr. 41. Indes lehren uns die Stellen auch so nichts Neues über die Bedeutung des Wortes. Demetr. 34 *καταβὰς διὰ τῶν ἄνω παρόδων* wird man hingegen nach dem Gesagten auf Rechnung Plutarchs, nicht seiner Quelle setzen und daher nicht aus dem hellenistischen Theater erklären müssen, wie Dörpfeld neuerdings versuchte, sondern aus dem athenischen Theater nach dem neronischen Umbau, so sehr auch *καταβάς* dabei Schwierigkeiten macht.

Die Erwartung, dafs sich Plutarchs Sprachgebrauch bezüglich der Bühnenausdrücke als einheitlich herausstellen werde, hat sich nicht erfüllt. Zwar gebraucht er *θυμέλη*, wie es scheint, nur in der Bedeutung „Orchestra" (zweifelhaft De cup. divit. 527 E), aber trotzdem sind unter *οἱ ἀπὸ τῆς θυμέλης* bei ihm die Bühnenkünstler mit einbegriffen. *Σκηνή* erscheint nahezu in der ganzen Vielseitigkeit der Bedeutungen, die dem Wort sonst eigen ist: *σκηνή* = „Bühne" freilich findet der Verfasser in Plutarch nirgends vor. Das entspricht der Auffassung von Reisch, welcher dem Worte diese Bedeutung überhaupt absprach. Wird man sie auch dem lateinischen Lehnwort scaena absprechen können? Quaest. Rom. 289 D gibt Plutarch eine lateinische Quelle, die er zitiert (Cluvius Rufus), in indirekter Rede wieder; *ἐπὶ σκηνὴν προέρχεσθαι* entspricht dort dem lat. in scaenam prodire. In der Zeit Plutarchs, wo alle Skenen Bühnen hatten, hat die Entwicklung des Wortes *σκηνή* zur Bedeutung „Bühne"

nichts Auffallendes. Nur ὀρχήστρα heifst bei Plutarch sicher noch nicht „Bühne".

München. Dr. Ernst Bodensteiner.

Augustus und seine Zeit von V. Gardthausen. Erster Teil, dritter Band, IV und S. 1033—1378, mit einer Karte des römischen Reiches und 32 Abbildungen im Text. Zweiter Teil, dritter Band, S. 649—910, mit 9 Abbildungen im Text. gr. 8°. Leipzig 1904, Teubner.

Der Abschlufs des verdienstvollen Werkes, von dem der erste Doppelband 1891, der zweite 1896 erschienen ist (s. Band XXIX S. 366—367 und Band XXXIII S. 302—304 dieser Blätter), hat länger auf sich warten lassen, als es gar manchem Interessenten erwünscht gewesen sein dürfte. Um so reichlicher werden wir jedoch durch eine sorgfältig erwogene und wohlbegründete Darstellung der letzten Lebenszeit des Augustus entschädigt. Text wie Anmerkungen und Quellennachweise lassen die vollständigste Beherrschung des historischen Materials erkennen, und einzelne Untersuchungen, bei denen es sich um eine bestimmte Stellungnahme oder um eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Gegnern handelt, dehnen sich nicht selten auch diesmal zu längeren, umfangreichen Exkursen aus, in denen sich nicht blofs Gelehrsamkeit und Scharfsinn, sondern auch vornehme Ruhe und wohltuende Objektivität bekunden — Eigenschaften, die sich insbesondere bei Austragung von Kontroversen über die römischen Feldzüge in Germanien anderweitig nicht sehr häufig beobachten lassen. Dafs aber der Verfasser mit seinen bereits angesammelten Beiträgen zu einer Kunstgeschichte der augusteischen Epoche zurückhielt, ist schon mit Rücksicht auf die Bedeutung, die die Architektur unter Augustus hatte, zu bedauern; doch ist uns wenigstens Hoffnung gegeben, dafs das diesmal Unterlassene bei einer anderen Gelegenheit nachgeholt wird. Auch darüber liefse sich wohl rechten, ob ein Überblick über die Literatur des Saeculum Augustum (Suet. Aug. 100) unnötig war; denn wenn wir auch an gröfseren und kleineren Werken über die römische Literatur gerade keinen Mangel haben, so hätte uns doch ein so gründlicher Kenner der Verhältnisse gewifs viel neue und interessante Aufschlüsse darüber geben können, welche Anschauungen und Geschmacksrichtungen sich in jener Periode in Bezug auf das Drama gegenüberstanden oder welche Einwirkungen von Seite des Prinzipates auf die politischen und moralischen Tendenzen des Schriftstellertums versucht wurden. Das Wenige, was S. 1243—1249 über die literarische Opposition gesagt wird, erweckt nur die Begierde hierüber mehr zu erfahren. Die dem Werke beigegebenen Abhandlungen von Hirzel und Helssig über die Philosophie, bzw. über die Rechtswissenschaft im Zeitalter des Augustus, sind zwar an und für sich dankenswerte Leistungen, aber sie beschäftigen sich naturgemäfs nur mit je einem Teile der Grundsätze und Bestrebungen, von denen die damalige römische Kulturwelt erfüllt war.

Der vorliegende Band beginnt mit einer Charakteristik der Claudier Tiberius und Drusus; hieran schliefst sich die Darstellung des rätisch-vindelizischen Eroberungskrieges, sowie die Schilderung der Feldzüge des Tiberius in Dalmatien und Pannonien, während Drusus die Unterwerfung Germaniens in Angriff nahm. Ein weiteres Kapitel oder Buch unterrichtet uns über Augustus' ungeratene Tochter Julia, über den zuerst freiwilligen, dann unfreiwilligen Aufenthalt des Tiberius auf Rhodos, sodann über Gajus und Lucius Cäsar, deren frühzeitigen Tod Augustus nie verwand. Der folgende Abschnitt führt uns vor Augen, wie der reaktivierte, von seinem Stiefvater adoptierte und zum Mitregenten erhobene Tiberius in zwei vortrefflich geleiteten Feldzügen die römische Herrschaft in Germanien befestigt und hernach den äufserst gefährlichen illyrisch-pannonischen Aufstand niederkämpft, letzteres gerade zu einer Zeit, da die durch Tiberius auf dem rechten Rheinufer errungenen Vorteile durch die Unfähigkeit des Quinctilius Varus wieder verloren gingen. Im Schlufskapitel erfahren wir, wie Tiberius noch einmal an den Rhein gesendet wird, um zu retten, was noch zu retten war; ferner Näheres über das Verhältnis des Augustus zur Opposition, über Agrippa Postumus und das kaiserliche Haus, sowie über das Lebensende des Augustus und die für diesen Fall schon vorher getroffenen Anordnungen und verfafsten Schriftstücke (Testament, Begräbnisordnung, lateinisches Original des Monumentum Ancyranum, Überblick über die militärischen Machtmittel und die Finanzen des Staates, endlich Ratschläge für den Nachfolger in der Regierung).

In Bezug auf den Schauplatz der Varusschlacht, um dessen Feststellung sich in den letzten Jahrzehnten viele Schriftsteller mit grofsem Eifer, aber mit wenig positivem Erfolg bemüht haben, folgt der Verfasser, jedoch „ohne Zuversicht und ohne rechten Glauben" der Hypothese Mommsens, weil diese von allen bisher aufgestellten die beste Begründung zu haben scheint. Auch über die Örtlichkeit des Kastells Aliso und über die Lage der pontes longi des Domitius, desgleichen über den Zweck und die Bedeutung des Monumentum Ancyranum, der „Königin der Inschriften", stimmt der Verfasser mit Mommsen überein. Was aber Aliso betrifft, so scheinen die Bedenken derjenigen Gelehrten, die diese Festung in gröfserer Nähe des Rheines suchen, noch nicht entkräftet zu sein. Eine schon in alter Zeit, aber auch bis auf unsere Tage häufig mifsverstandene Stelle des Suetonius (Aug. 99: admissos amicos percontatus, ecquid iis videretur m i m u m v i t a e commode transegisse) wird vom Verfasser nach dem Vorgang Hirschfelds[1]) und A. Spengels[2]) richtig erklärt, so dafs wohl zu hoffen ist, es werde die Legende von der lebenslang und bis zum letzten Atemzug geübten „Heuchelei" des Augustus allmählich auch aus den Geschichtsbüchern „für Schule und Haus", „für jung und alt" und „für das deutsche Volk" verschwinden. Die Annahme, dafs Augustus von seiner Gemahlin vergiftet worden sei (Tac. ann. 1, 5, Cass. Dio 56, 30,

---

[1]) Arch.-epigr. Mitteil. aus Öst. 1883 S. 116.
[2]) Band XXXIII, Jahrg. 1897 dieser Blätter S. 561—563.

Aur. Victor 1, 29), weist der Verfasser mit Recht von der Hand; dagegen setzt er die Ermordung des Agrippa Postumus auf die alleinige Rechnung der Livia, während es A. Spengel [1]) für möglich hält, dafs der Befehl, den trotzigen Jüngling zu beseitigen, noch von Augustus selbst ausgegangen sei: jedenfalls werde die Schuldlosigkeit des Tiberius in dieser Sache durch dessen nachfolgendes Verhalten erwiesen. Annehmen mufs man allerdings, dafs der Befehl zur Ermordung Agrippas im Namen des Tiberius — also nach dem Tode des Augustus — nach Planasia geschickt worden sei; sonst hätte der Tribun (Suet. Tib. 22) oder Centurio (Tac. ann. 1, 6), der den Auftrag vollzogen hatte, dem Tiberius nicht melden können, factum esse, quod imperasset (Tiberius, nicht Augustus). Tiberius erklärte aber mit Bestimmtheit, einen solchen Befehl nicht erteilt zu haben; zugleich stellte er eine Untersuchung des Vorfalls in Aussicht, was er nur tun konnte, wenn er sich unschuldig wufste. Nun wissen wir aber aus Tacitus, wer das betreffende Kodizill nach Planasia geschickt hatte: der Vertraute der Livia (particeps secretorum), Sallustius Crispus. Hatte dieser nach einem Auftrag des Augustus gehandelt, so brauchte er nichts zu fürchten; um so mehr jedoch hatte er zu fürchten, wenn er den Namen des Tiberius mifsbraucht hatte. War dies der Fall, so konnte es nur im Einverständnis und im Auftrage der Livia geschehen sein, die ihren Sohn von einem Nebenbuhler um die Herrschaft befreien wollte und auf die nachträgliche Billigung der Tat seitens desjenigen rechnen mochte, zu dessen Vorteil sie geschehen war. Vorderhand aber sah sich Sallustius Crispus durch die Erklärung und das Verhalten des Tiberius von grofser Gefahr bedroht; er wandte sich daher an seine Auftraggeberin mit der Bitte, dafür zu sorgen — selbstverständlich bei Tiberius —, ne arcana domus, consilia amicorum, ministeria militum vulgarentur. Somit war die Ermordung des Agrippa von der Livia und ihrer Umgebung insgeheim, also ohne Vorwissen des Tiberius beraten und beschlossen worden; die Ausführung der Untat wäre aber nicht möglich gewesen, wenn nicht das Bewachungskommando auf Planasia einen Kabinettsbefehl erhalten hätte, der freilich in diesem Falle gefälscht war. Als nun Tiberius den Sachverhalt aus dem Munde der Livia erfuhr, hielt er es für das Klügste, die Angelegenheit offiziell totzuschweigen: mox rem silentio obliteravit (Suet.), nihil de ea re apud senatum disseruit (Tac.), um, wie Gardthausen ganz richtig annimmt, seine Mutter vor der Öffentlichkeit nicht zu kompromittieren. In nichtoffiziellen Gesprächen pflegte sich Tiberius wohl dahin zu äufsern, dafs Agrippa mit Wissen und Willen des Augustus beseitigt worden sei,[2]) woraus man deutlich sieht, in welcher Weise Livia ihrem Sohne gegenüber ihre Handlungsweise zu rechtfertigen versucht hatte. Immerhin aber mufste sich Tiberius

[1]) Sitzungsberichte der philos.-philol. und der histor. Klasse der K. B. Akademie der Wissenschaften 1903, Heft I S. 5—11.

[2]) Tacitus, der den Tiberius für den Schuldigen hält, sagt allerdings: patris iussa simulabat; dieser Ausdruck fällt jedoch bei einem Schriftsteller, der darauf ausgeht, den Tiberius als einen Heuchler zu kennzeichnen, nicht ins Gewicht.

durch den mit seinem Namen getriebenen Mifsbrauch verletzt fühlen; und möglicherweise hängt gerade damit die Spannung zusammen, die seit dem Regierungsantritt des Tiberius zwischen Mutter und Sohn bestand. Den übermäfsigen Ehrungen, die der Senat nach dem Tode des Augustus der Livia erweisen wollte, setzte der neue Kaiser seinen Einspruch entgegen; die Mutter aber konnte es auch in der Folgezeit nicht unterlassen, dem Sohne vorzuwerfen, dafs er die Herrschaft ihr zu verdanken habe (Tac. ann. 1, 14 und 4, 57).

Die nachfolgenden Bemerkungen verfolgen nicht den Zweck, das Verdienst des Verfassers irgendwie zu schmälern; sie wollen nur einerseits das an dem Werke genommene Interesse dartun und andrerseits den jedenfalls sehr zahlreichen Lesern, denen die Mittel zur Kontrolle nicht immer sogleich zu Gebote stehen, da und dort an die Hand gehen.

Nicht glücklich ist die Wendung S. 1036: „ihre (des Marcellus und Agrippa) Witwe hatte zum dritten Male im Jahre 743/11 den Tiberius geheiratet". S. 1045 Z. 8—9 hätten die Worte „von zwei Seiten" als überflüssig wegbleiben können. Leicht falsch zu verstehen ist S. 1263 der Ausdruck „dem jüngeren Tiberius" statt „seinem Kollegen (Suet. Aug. 97) Tiberius, weil dieser an Jahren jünger sei (war)". S. 1271 wird ganz richtig von der Ermordung des Agrippa Postumus gesprochen; aber S. 1270 lesen wir: „Tiberius war sicher unschuldig an diesem Morde seines Nebenbuhlers", so dafs man meinen könnte, Agrippa sei ein Mörder gewesen und habe wenigstens zwei Mordtaten begangen.[1]) S. 1097 würde der Sarkasmus in Julias Antwort deutlicher hervortreten, wenn die Worte et hi (s. Macrob. saturn. 2, 5, 6) mehr Berücksichtigung gefunden hätten. Die Anmerkung S. 1076 sollte vermutlich lauten: Tac. ann. 13, 53 und hist. 5, 19. S. 1134 wünscht Augustus dem scheidenden Gajus Cäsar „die Klugheit des Pompejus" statt „das Wohlwollen der Götter, wie es Pompejus besafs" (Plut. Apophthegm. Aug. 10). S. 1192, 1228 und 1345 ist hinzuzufügen, dafs für Tiberius nach der Niederwerfung des illyrisch-pannonischen Aufstandes von einigen Senatoren auch der Titel „Pius" beantragt wurde (Suet. Tib. 17); zu S. 1192 ist noch besonders zu bemerken, dafs Tiberius nach seinem feierlichen Einzug in Rom circum templa, also nicht blofs auf das Kapitolium geleitet wurde (ibid.). S. 1121 erste Anmerkung ist amator., S. 1141 Z. 22 Quirinius, S. 1239 Z. 1 v. u. Cooptation, S. 1260 Z. 5 langjährigen, S. 1373 im Register Sallustius wie S. 711 und S. 767 zu lesen. Sirmium sollte schon S. 1179, nicht erst S. 1181 als das heutige Mitrowitz bezeichnet werden. Siscia, schon I, 1 S. 324 mit dem Zusatz Sissek versehen, erscheint mit diesem erst S. 1183 wieder, nicht aber S. 1050 oder 1059; die Seitenzahl 1050 fehlt im Register. Letzteres weist

[1]) Wir sind allerdings schon daran gewöhnt, von dem Morde des Herzogs von Enghien, von dem Morde des Laios oder von dem Morde des Attila durch Ildiko zu hören; aber so häufig diese Ausdrucksweise auch ist, richtig ist sie doch nicht. Übrigens kann man bei Laios auch nicht von einer Ermordung sprechen: denn was Ödipus an seinem Vater beging, war der Sachlage nach kein Mord, sondern ein Totschlag. — Attila starb wohl eines natürlichen Todes.

überhaupt manche Lücken auf; man vermifst z. B. Alma, Audasius, Epicadus, und eine Reihe von Flufsnamen, wie Lech (Lica), Inn, Κόλοψ (Culpa), Isarcus, Drau, Sau, Ziller. Doch lag es wahrscheinlich überhaupt nicht im Plane des Verfassers, in dieser Hinsicht eine Vollständigkeit zu erzielen.

Im zweiten Teile des dritten Bandes sind folgende Verbesserungen anzubringen: S. 665 Z. 18 annum, Z. 27 sociétés, S. 666 Z. 25 τὸ, S. 668 Z. 10 Delmatarumque, S. 670 Z. 9 v. u. letzten, S. 671 Z. 11 v. u. δήμου, S. 692 Z. 6 v. u. Ἄλβιος, S. 709 Z. 22 Plin., S. 710 Z. 2 v. u. προστάξας, S. 714 Z. 5 fient, S. 717 Z. 12 μέντοι, S. 734 Z. 2 v. u. ἀγίμοσι (so die Inschrift), S. 737 Z. 13 magistratus S. 761 Z. 20 υἱόν, S. 783 Z. 6 esset (st. est, s. Suet. Tib. 20), S. 796 Z. 4 v. u. υἱός, S. 801 Z. 19 Florus, S. 805 Z. 16 elapsi, Z. 19 quot (ebenso S. 860 Z. 20), S. 806 Z. 7 v. u. Hälfte, S. 829 Z. 3 Gallica, S. 830 Z. 5 v. u. quoad (st. qua ad), S. 837 Z. 19 v. u. Epicadus (richtig S. 845 Z. 16), S. 844 Z. 2 σώτηρι, Z. 3 τῷ, Z. 4 Θέῳ, Z. 5 [Θ]έῳ (so nach dem Korpus der Inschriften), Z. 6 Ἀρηίου, S. 858 Z. 15 Agrippam, S. 860 Z. 13 ἡρώῳ, S. 872 Z. 12 v. u. dem (Castortempel), S. 873 Z. 11 ἐψηφίσθη (st. —ῃ), S. 877 Z. 1 res, S. 879 Z. 22 Hadrian. S. 909 Z. 11 ist 1141 (st. 1142) zu lesen, S. 674 Z. 9 v. u. das Wort casus hinter ignis zu streichen; S. 696 Z. 18 sind zu castellum Lupiae aus Tac. ann. 2, 7 die Worte flumini adpositum hinzuzusetzen, da der Ausdruck castellum Lupiae nicht wohl angängig ist. Dagegen erklärt sich die auf den ersten Blick auffallende Pluralform nobilissimae S. 686 Z. 10 durch die Fortsetzung der dort angeführten Pliniusstelle; auch die Formen ἑατόν, ΕΑΤΟΝ und ἑατῶν (S. 665 Z. 14, 24 und 29) sind nicht als Druckversehen zu betrachten, da sie den Inschriften genau entsprechen. Desgleichen hüte man sich davor, die Dativform Σιλβάνῳ neben dem Genitiv ἀνθυπάτου (S. 782 Z. 19—20) zu beanstanden; zu der betreffenden Inschrift wird Bull. de corresp. hellén. 11 (1887) p. 446 ganz richtig bemerkt: „La lecture ἀνθυπάτου Σιλβάνῳ est certaine. Le premier mot est au génitif, suivant la forme grecque; le second subit l'attraction de l'ablatif absolu latin". Schliefslich sei es noch erlaubt, darauf hinzuweisen, dafs in der zweimal (S. 670 und 778) zitierten Tacitusstelle (hist. 1, 76) die Nichtauslassung der Worte in eum (Othonem) hinter iurasse dem Leser zu rascherer Orientierung gedient hätte.

Im übrigen kann der Verfasser auf sein nunmehr abgeschlossenes Unternehmen mit berechtigter Befriedigung zurückblicken, wie er sich denn auch seitens aller Lernbegierigen des gröfsten Dankes für versichert halten darf. Über die Ausstattung des Werkes ist nur das zu wiederholen, was der Firma Teubner schon früher Rühmendes nachgesagt wurde.

München. M. Rottmanner.

Wattenbach W., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. I. Band.

7. Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1904. 8°, XX, 513 S. M. 11.—.

Die auffällige Tatsache, dafs ein Werk, wie das vorliegende, erst jetzt zum erstenmale in diesen Blättern zur Anzeige gelangt, ist man wohl versucht in Zusammenhang zu bringen einmal mit der Stellung, welche der Geschichtsunterricht lange Zeit an unseren Gymnasien einnahm, und mit der Art und Weise seines Betriebes, und dann mit der geringen Beachtung, welche man bei uns überhaupt den historischen Hilfswissenschaften schenkte. So gilt es eine alte Schuld abzuzahlen, was freilich jetzt nur mehr dem Manen des Autors gegenüber geschehen kann.

Was „der Wattenbach" ist, brauche ich heutigen Tages den Lesern dieser Blätter wohl nicht erst des langen und breiten auseinanderzusetzen; es ist, kurz gesagt, eines jener wahrhaft klassischen historischen Bücher, welche zum eisernen Besitzstand jedes mittelalterlichen Historikers gehören, aus welchem Tausende von Historikern Belehrung geschöpft und literarischen Genufs gewonnen haben. Denn das ist eben das Bezeichnende und Auszeichnende an diesem vortrefflichen Buche, dafs die eminent künstlerische Gestaltungskraft des Verfassers einen spröden trockenen Stoff zu einem hochinteressanten Stück Geistesgeschichte umzugestalten verstanden hat.

Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hatte im Jahre 1853 für den November 1856 als Preisaufgabe gestellt: „eine kritische Geschichte der Historiographie bei den Deutschen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts". Wattenbach, damals k. Provinzialarchivar in Breslau, erhielt den Preis: daraus ist das Buch hervorgegangen. 1858 erschien die erste Auflage in einem Bande mit 477 Seiten — heute liegt die siebente vor uns in zwei Bänden, von denen der erste, bis jetzt erschienene, über 500 Seiten allein enthält! Noch die sechste Auflage hatte Wattenbach selbst besorgt, über der siebenten hat ihn am 20. September 1897 der Tod ereilt.[1]) Dümmler, der langjährige Freund Wattenbachs, dem schon die erste Auflage des Werkes gewidmet war, übernahm dann die Bearbeitung des ersten Bandes der siebenten Auflage, während für den zweiten Band Holder-Egger, der augenblickliche interimistische Leiter der Monumenta Germaniae historica bestimmt ward. Aber auch Dümmler sollte die Fertigstellung der neuen Auflage nicht mehr erleben. Er hat noch das Vorwort hinzugefügt, den Druck des ersten Bandes bis zum 23. Bogen gefördert — da hat auch ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. Nach seinem Willen trat nun Traube an seine Stelle und besorgte, an manchen Stellen behutsam ändernd und bessernd, den Schlufs.

Traube hat nun zugleich Veranlassung genommen, sich im Vorwort über die ihm anvertraute Fortführung oder eventuelle Wiederauflegung des Werkes zu äufsern. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, wie das Buch im Laufe der Zeit seinen Charakter etwas

[1]) Siehe meine Anzeige von Wattenbachs Schriftwesen im Mittelalter 3. Auflage, in diesen Blättern Bd. 33 S. 714.

verändert hat — zum Teil, wenn man so sagen darf, durch Wattenbachs eigene Schuld d. h. durch die vielen, vielen quellenkritischen Forschungen, die gerade seine Arbeit hervorrief, die er eben, oder wenigstens die wichtigsten darunter, doch auch wieder verzeichnen wollte, ohne dafs dabei sein Buch an Übersichtlichkeit und Lesbarkeit verlieren sollte. Aber ich erinnere mich (und habe es meinen Studenten oft empfohlen), wie wir schon 1872 in Göttingen, als dort Waitz seine vielbesuchten Vorlesungen und historischen Übungen hielt, den „Wattenbach" exzerpierten, um uns den Stoff leichter anzueignen, und dies ist jetzt noch mehr am Platz und notwendig. Andererseits betont Traube, dafs das Buch trotzdem nicht mehr allen Anforderungen genügt, dafs die Handschriften, Ausgaben, Bearbeitungen der mittelalterlichen Quellen nicht so vollständig verzeichnet sind, wie es der Forscher brauchen könnte. Er wünscht daher an Stelle desselben ein Werk in der Art von Teuffels römischer Literaturgeschichte, wie es Molinier in seiner Arbeit „Les sources de l'histoire de France" eben für Frankreich begonnen hat. So ist diese siebente Auflage, die hier zum erstenmale angezeigt wird, vielleicht auch die — letzte! Ganz offen gestanden, würden wir dies, obwohl wir von der Nützlichkeit eines solchen mittelalterlichen „Teuffels" überzeugt sind, doch recht sehr bedauern und den alten „Wattenbach" sehr ungern vermissen. Es würde nach unserem Gefühl eine ungemein schmerzliche Lücke entstehen, wenn aus unserem Bücherschatze ein Werk entfernt würde, um das uns mit vollem Recht alle anderen Nationen geradezu beneiden dürfen — denn bei keiner gibt es eben einen „Wattenbach" — und auf welches wir gerade wegen seiner Eigenart stolz zu sein guten Grund haben. Übrigens würde man mit einer solchen Änderung den Intentionen Wattenbachs wohl kaum gerecht werden, der noch im Vorwort zur sechsten Auflage von seinem Buche selbst gesagt hat: „es soll kein gelehrtes Repertorium zum Nachschlagen sein, sondern durch zusammenhängende Darstellung zum eigenen Studium der Quellen anleiten, diesen in Beziehung zu den geschichtlichen Vorgängen der einzelnen Abschnitte ihren Platz anweisen. Bibliographische Vollständigkeit anzustreben war um so weniger nötig, da seitdem Potthasts Werk erschienen ist, welches diese Aufgabe verfolgt." Potthasts Bibliotheca historica medii aevi, die hier gemeint ist, liegt ja nun auch in zweiter Auflage vor (1895/96), die freilich vielfache Irrtümer aufweist und der Ergänzung bedarf, aber von Traube doch, meine ich, unterschätzt wird.

Doch ich eile zum Schlusse! Auf Einzelheiten einzugehen wäre hier nicht der Platz; nur eine Kleinigkeit möchte ich zu bemerken nicht unterlassen. In der sonst so vortrefflichen Einleitung ist S. 35 noch immer zu lesen, dafs neben Stumpf-Brentanos „Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts" man der alten „Regesta Imperii" von Böhmer nicht mehr bedürfe. Das ist entschieden irrig, weil man bei Böhmer oft allein den Druck einer Königs- oder Kaiserurkunde angegeben findet. — Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet, eine willkommene Beigabe der neuen Auflage das

wohlgetroffene Porträt Wattenbachs — möge der zweite Band bald nachfolgen!

München im November 1904[1]). H. Simonsfeld.

Prof. Dr. A. Baldamus, Wandkarte zur Geschichte der Völkerwanderung (einschliefslich der Araber und Normannen). Karthographische Verlagsanstalt von Georg Lang in Leipzig, 1904. Preis: aufgezogen mit Stäben 22 M.

Eine nähere Charakteristik von Baldamus' Wandkarten zur Geschichte des 16.—19. Jahrhunderts und Deutschlands und Oberitaliens zur Zeit Napoleons I. wurde auf S. 282—287 und 386—389 des 40. Bandes dieser Blätter zu geben versucht. Nach den dort im einzelnen dargelegten bewährten Grundsätzen wurde die neue Karte im Mafsstabe von 1 : 2 500 000 hergestellt. Ist sie schon mit Rücksicht auf das beim Unterrichte bekanntlich mit besonderen Schwierigkeiten verbundene Gebiet vorzugsweise lebhaft zu begrüfsen, so wird diese Freude noch erheblich gesteigert durch das praktische Geschick, womit der Herausgeber bei ihrer Gestaltung verfahren ist. Die Züge der Ost- und der Westgoten, der Vandalen und der Langobarden sind in entsprechend verschieden gefärbten Linien leicht ersichtbar kenntlich gemacht; ebenso die in verschiedenen Zeiten verschiedenen Sitze der genannten Völker sowie der Angeln, der Sachsen, der Normannen, der Burgunder, der Alanen, der Gepiden und der Hunnen. Die beiden in diesen Zeiten namentlich belangreichen Staatengebilde des Ostgotenreiches Theoderichs und des Frankenreiches Chlodwigs wurden zweckdienlich in Flächenfärbung herausgehoben. Gut ist den Schülern die nach dem Tode des Kaisers Theodosius hergestellte Grenzlinie zwischen West- und Ostrom sowie der Umfang des letzteren Reiches und des im Osten an dieses angrenzenden Sassanidenreiches verdeutlicht. Gleiches gilt von der Umgrenzung der Reiche der Thüringer, der 443 in den Rhône-Saône-Gegenden sefshaft gewordenen Burgunder und des 536 dem Frankenreiche einverleibten Reiches der Alamannen. Nebenbei sei bemerkt, dafs die Richtung der Züge Attilas einerseits nach Thrazien, andrerseits nach Gallien, sowie des Limes in hohem Grade willkommen mit aufgenommen wurden.

Durch eine kräftige Farbengebung erhält die Karte ein etwas buntscheckiges Aussehen; allein gegenüber der allenthalben verfolgten und erreichten schulgemäfsen Zweckmäfsigkeit ist hierauf keinerlei Gewicht zu legen. Höchstens das liefse sich nach dieser Seite bemängeln, dafs im Reiche der Ostgoten, veranlafst durch die rote Flächenfarbe, ein paar Jahrzahlen schwer leserlich geworden sind.

[1]) Eben wie ich diese Zeilen zu schliefsen im Begriffe bin, kommt mir die Besprechung des vorliegenden Bandes von Werminghoff in der „Deutschen Literaturzeitung" ds. Js. Nr. 44 zu Gesicht, in welcher ich nicht blofs die nämliche Reminiszenz an das Arndtsche Seminar, sondern auch die gleiche Ansicht über eine Umgestaltung des alten „Wattenbach" ausgesprochen finde.

Im allgemeinen ist jedoch die Schrift auch für die Fernwirkung lobenswert deutlich.

Von den drei am unteren Rande der Hauptkarte angefügten Nebenkarten veranschaulicht eine gut die Verteilung der Kelten, Germanen und Slaven in Europa vor der Völkerwanderung; die zweite zeigt die von den Germanen, Slaven und Romanen nach der Völkerwanderung besetzten Gebiete; die dritte verdeutlicht förderlich, was in Italien nach der Besitznahme durch die Langobarden noch den Oströmern verblieben ist.

Bei einer Neuauflage, die sicher bald erforderlich werden wird, dürften folgende Einzelheiten einer Berücksichtigung wert erscheinen: „Zülpich 496" sollte mit einem Fragezeichen versehen sein. Konstantinopel wurde von den Arabern das erstemal 668—675 belagert nicht 672—678. Philippopolis war die Jahrzahl 251 beizusetzen, Naissus in Mösien 269. Der Sieg Karl Martells über die Araber durfte nicht ungenannt bleiben. Da in den geschichtlichen Lehrbüchern aufser den auf der Karte namhaft gemachten Herulern und Rugiern gewöhnlich auch die Turcilinger und die Skiren vorgeführt werden, so wäre ihre Aufnahme hier gleichfalls erwünscht. Aus dem nämlichen Grunde gilt das gleiche von Toxandrien zwischen der südlichen Maas und der Schelde. Auch die Besitzungen der Oströmer an der östlichen und der südlichen Küste Spaniens 554—624 waren zu berücksichtigen. Das langobardische Herzogtum Trient war wenigstens auf dem dritten Nebenkärtchen einzutragen. Die Alanen wohnten zur Zeit des Beginnes der Völkerwanderung zwischen Wolga und Don, also nicht blofs westlich des letzteren Flusses, wie die Karte lehrt. Nicht genügend sind die für das Reich der Araber gebotenen Andeutungen. Abgesehen davon, dafs die Karte im Osten nur bis zum Schat el Arab reicht, während sich die Araberherrschaft bereits unter den Omaijaden bis über den Indus hinaus erstreckte, vermögen die isoliert da und dort eingetragenen Balken mit dem Beisatze „Araber" überhaupt keine ausreichende Anschauung von der Gröfse und der Bedeutung dieses über die drei damals bekannten Erdteile ausgedehnten Reiches zu gewähren. Diesem Mifsstande könnte wohl durch ein in verkleinertem Mafsstabe ausgeführtes Nebenkärtchen abgeholfen werden.

Indes ist aus derlei ohnehin meist nicht eben beträchtlichen Mängeln um so weniger viel Aufsehens zu machen, als die Karte im allgemeinen mit ungewöhnlich grofser Verlässigkeit ausgearbeitet ist und als sie von dem auf Schulwandkarten so häufigen und weit belangreicher in Betracht kommenden Fehler des die Übersichtlichkeit beeinträchtigenden Zuviel löblich frei gehalten wurde. Dieser Vorzug ist insbesondere rühmlich zu betonen, weil namentlich für die hier einbezogene Geschichtsperiode die Gefahr der Überfülle wie kaum für eine andere nahe lag.

So sei denn diese neue Karte als ein vortreffliches Unterrichtsmittel auf einem der in historischer und territorialer Beziehung schwierigsten Geschichtsgebiete zur weitestgehenden Beachtung auf das wärmste empfohlen.

München. Markhauser.

Geschichte des Bayerischen Heeres. Im Auftrage des Kriegs-Ministeriums herausgegeben vom K. B. Kriegsarchiv. Zweiter Band. Zweiter Halbband. München, 1905, J. Lindauer sche Buchhandlung (Schöpping). Untertitel: Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Max II. Emanuel (1680—1726) von Karl Staudinger, Oberst z. D. und Vorstand des K. Kriegsarchivs (Mit 8 Übersichtskarten). XII und S. 763—1348; dazu 44 S. Anlagen und 74 S. Namens-, Orts- und Sachverzeichnisse. Preis brosch. 15 M., geb. 17 M.

Die ersten beiden Bände [1]) dieses für die Bayerische Geschichte äufserst wichtigen Werkes sind bereits im vorigen Jahrgang unserer Blätter (1904) S. 645—647 besprochen worden. Auf diesen zweiten Halbband des zweiten Teiles durfte man von vornherein ganz besonders gespannt sein; umfafst die darin geschilderte Epoche der Kriegsgeschichte doch jene für Bayern so verhängnisvolle Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges, der vor genau 200 Jahren soviel Unglück über unser engeres Vaterland gebracht hat. Da mag denn vor allem darauf hingewiesen werden, dafs jedem, der diesen Band genauer durcharbeitet, die Gestalt des Kurfürsten Max Emanuel in ganz anderem Lichte erscheinen wird, als er sonst vielfach beurteilt zu werden pflegt; man wird mit Befriedigung lesen, dafs eigentlich die Franzosen gröfstenteils an den Mifserfolgen der Jahre 1702—1704 die Schuld tragen, dafs Villars nirgends den guten Willen zeigte mit dem Kurfürsten einmütig zusammenzugehen, dafs vollends Tallard 1704 aus Frankreich ein Soldatenmaterial nach Deutschland führte, von dem Marschall Marsin selbst meinte, es sei nur geeignet die Spitäler zu füllen und eher eine Last als eine Hilfe; diese schmächtigen Bürschchen und erbärmlichen Freiwilligen hatten die Reihen der Armee nur gefüllt, weil man ihnen sagte, in Bayern sei „etwas zu machen". Mit Recht betont die vorliegende Darstellung am Schlusse: „Eines steht unbestritten fest: ein gewaltiger Kriegsfürst, ein Schlachtenheld ohne Furcht und Tadel, ein Abgott seiner Soldaten war mit Max Emanuel heimgegangen."

Dazu kommt noch ein weiterer Punkt, der das Studium dieses Bandes als besonders ertragreich erscheinen läfst. Während es bei den vorausgehenden Bänden neben den kriegerischen Ereignissen namentlich die Kulturgeschichte des Krieges war, die ihre Lektüre anziehend machte, kommen hier in erster Linie Kriegstaten zur Darstellung, welche nicht blofs teilweise auf dem Boden unseres Vaterlandes selbst sich abspielten sondern für das Schicksal desselben geradezu ausschlaggebend waren. Man wird mit Genugtuung hören,

[1]) In Anbetracht ihrer Bedeutung auch für die Schule sind dieselben inzwischen durch eine Entschliefsung des Kultusministeriums Nr. 26728 vom 17. Januar den Rektoraten der hum. Gymnasien, Realgymnasien, Progymnasien und Realschulen, sowie den Direktoraten der Lehrerbildungsanstalten zur Anschaffung empfohlen worden.

dafs wir hier eine genaue, quellenmäfsige Schilderung der Überrumpelung von Ulm, der Einnahme von Passau, der Belagerung und Einnahme von Augsburg durch Max Emanuel, sodann des Feldzugs in Tirol erhalten, wobei auch der Rettung des Kurfürsten gedacht wird, indem eine „glückliche Verkettung von Umständen, vor allem der Anschein glänzenderer Bekleidung das tötliche Geschofs gegen die Brust des voranreitenden Kammerherrn und Titularobristen Ferdinand Graf von Arco lenkte"; also von einem Opfertod Arcos, der in „wohlbedachter Absicht dem Kurfürsten zur Rechten ritt",[1]) kann nicht die Rede sein. Glanzpunkte der Darstellung aber sind die Schilderungen der Schlachten am Schellenberg bei Donauwörth und bei Höchstädt und Blindheim. Es mag darauf hingewiesen werden, dafs Tallard vereinzelt infolge seiner Kurzsichtigkeit unter einen feindlichen Reitertrupp geriet und gefangen genommen wurde, während die in Blindheim durch Übergabe in Gefangenschaft geratene Abteilung Franzosen unter Marquis de Blansac nur etwa 9000 Mann betrug.

Es ist schade, dafs nicht auch die Erhebung der bayerischen Bauern eine eingehendere Schilderung gefunden hat; allein da sie „weder auf Befehl des rechtmäfsigen Kriegsherrn erfolgte, noch von Truppen der organisierten Armee unterstützt werden konnte, liegen ihre traurigen Ursachen sowohl als ihr das Menschengefühl tief empörender Verlauf aufserhalb des Rahmens der Darstellung."

Dagegen wird man vom Auftreten des Kurfürsten in den Niederlanden nach der Schlacht bei Höchstädt ein ganz anderes Bild bekommen, wenn man die einschlägigen Partien gelesen hat, namentlich aber enthält der X. Abschnitt: Anteil am Türkenkriege 1717—1718 wieder Glanzpunkte der Schilderung. Die bayerischen Truppen werden bezeichnet als „les plus belles troupes du Monde" und der Prinz Eugen von Savoyen stellt den Bayern auf dem Schlachtfeld von Belgrad das Zeugnis aus: „Haben diese Bayern etwas anderes getan als sie zu tun gewohnt sind?"

Nach dem Gesagten braucht wohl kaum mehr eigens beigefügt zu werden, dafs sich dieser Band ganz besonders zur Einstellung in die Lehrerbibliotheken und zur Belebung des Geschichtsunterrichtes empfiehlt. — Die Beigabe von 8 Übersichtskarten wird dem besonderen Entgegenkommen des Kriegsministeriums und seines topopraphischen Bureaus verdankt.

München. Dr. J. Melber.

Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte. III. Teil: Quarta: Geschichte der Griechen und Römer bis zur Zeit Christi. Mit 4 Geschichtskarten. Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. Gbd.

Über das Verhältnis dieser Umarbeitung zu der ersten Auflage (s. Jahrgang 1899 dieser Blätter, S. 753 ff.) spricht sich der neue Verfasser (Dr. Julius Koch, „Dirigent" des Realgymnasiums in

[1]) So Winter, Lehrb. der deutschen und bayerischen Geschichte II. S. 28.

Grunewald-Berlin, Verfasser der römischen Geschichte in der Sammlung Göschen) in dem etwas weitläufigen Vorwort S. III—VIII aus. Auffallen mufs dabei die Bemerkung des Verfassers, er wisse nicht, warum die Beziehungen des Verlages zu den nächsten Fortsetzern und Neubearbeitern des von Schenk unvollendet hinterlassenen Lehrgebäudes (Wolf und Pomtow) „bei der vorliegenden Ausgabe nicht fortgesetzt wurden". Beachtenswert ist weiter und zu billigen, dafs die bisherige Zweiteilung des Buches in eine Ausgabe für Gymnasien und eine solche für Realanstalten nunmehr wegfallen soll. Mehr Widerspruch wird das Verfahren finden, in der Zeittafel schon auf der Unterstufe (oder Mittelstufe) des Geschichtsunterrichtes die synchronistische Anordnung durchzuführen. So sind denn die Ereignisse hier nebeneinander unter drei Rubriken aufgeführt: 1. Griechen, 2. Römer, 3. Fremde Völker. Infolgedessen steht beispielsweise der Jugurthinische Krieg unter der Überschrift „Römer", der Zusammenstofs zwischen Cimbern und Römern unter der Rubrik „Fremde Völker", der Tod des jüngeren Cyrus unter „Griechen", Artaxerxes aber unter den „fremden Völkern". Auch der Verzicht auf Quantitätsbezeichnungen, welche nach der Ansicht des Verfassers „einer höheren Schule nicht ganz würdig" sind, ist nicht zu billigen. Es ist keine Herabsetzung des Quartaners, wenn man ihm Decelēa vorschreibt. In allen übrigen Punkten darf die Neubearbeitung als eine Verbesserung bezeichnet werden. Geschmacklose Ausdrücke, wie sie in der 1. Auflage nicht ganz fehlten, sind ausgemerzt, auch die Sklaven einstweilen neben den Knechten wieder eingesetzt; zahlreiche Anmerkungen sind gestrichen oder mit dem Text vereinigt worden. Dadurch und durch engeren Druck ist der Umfang des Buches etwas verringert: 76 Seiten statt 85 Seiten der ersten Auflage. (Das Lehrbuch von Vogel hat 116, Winters Kurzer Lehrgang 160 Seiten; freilich behandeln diese Lehrbücher auch die Zeit nach Augustus auf einigen Seiten.) In der Sprache findet sich noch manches Schwanken zwischen mehr kindlicher Ausdrucksweise (wunderschöner Tempel) und gedankenschweren Sätzen, wie in dem nun hinzugekommenen Schlufsabschnitt: „Es gab unzählige Religionen, aber keine Religion" usw. Auch der Schlufssatz von § 23 ist für Quartaner zu schwer und die Unterscheidung von Sabinern, Sabellern und Samniten wird zu mancher Verwirrung führen. In der Erklärung herrscht noch nicht Folgerichtigkeit; deutsche Wörter wie Vorherrschaft (Hegemonie durfte den Schülern wohl auch zugemutet werden) sind erklärt; während Demokratie und Aristokratie, auch Hermenfrevel und Fouragieren als bekannt vorausgesetzt werden. In der Schreibung der griechischen und lateinischen Eigennamen (**Korsica** S. 41 ist wohl ein Versehen) sowie in der Setzung der grofsen Anfangsbuchstaben hat auch dieses Buch einen Mittelweg eingeschlagen. Im ganzen darf gesagt werden, dafs das Lehrbuch in seiner Neubearbeitung durch Koch ein brauchbares Lehrmittel geworden ist.

Zweibrücken. H. Stich.

Dr. M. Spanier, Hans Thoma und seine Kunst für das Volk. Mit 37 Abbildungen. Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig. 66 S. Geb. 2 M.

Der Verfasser bietet uns in seinem Buche eine treffliche Anleitung, Thomasche Werke sehen und deuten zu lernen. Er hat den Plan des Buches mit Thoma besprochen, der Meister hat die einzelnen Kapitel gleich nach ihrem Entstehen gelesen, man darf also sicher sein, dafs Thomas leise sprechende Kunst in diesem Buche nicht falsch verstanden und gedeutet ist. Der Verfasser hofft, dafs „Lehrer, die mit ihren Schülern, Mütter, die mit ihren Kindern die Bilder besehen wollen, in dem Texte eine genügende Anleitung finden werden“. Ich wünsche dem Verfasser, dafs besonders Lehrer diese Anleitung in seinem Buche suchen und, eingedenk des Wortes: Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu, das Buch durch Schülerbibliotheken den jungen Leuten zugänglich machen. Schlichte, tiefe, deutsche Kunst wie die Ludwig Richters, Moriz von Schwinds und Hans Thomas macht junge Herzen gegen die künstlerischen Krankheitserreger unserer Zeit widerstandsfähig. Die Therapie ist billig: ein paar alte oder neue Reproduktionen Richterscher, Schwindscher, Thomascher Werke, das besprochene Buch als Leitfaden, sind jeder Mittelschule erschwinglich.

Lic. Dr. Eugen Kretzer, Joseph Arthur Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachfolger. 264 S. Geb. 4 M. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Bd. XI.)

Von Gobineaus Werken war bis in die letzten Jahre nur La Renaissance durch eine Übersetzung von Prof. Dr. Ludwig Schemann in Freiburg i. B. weiteren Kreisen bekannt geworden. Sein Hauptwerk, „Die Grundlage von allem, was er aufser demselben vorher und nachher geschaffen hat“, der Essai sur l'inégalité des races humaines, der in den Jahren 1853 und 1855 erschienen und dem König Georg V. von Hannover gewidmet ist, wurde und wird erst allmählich durch die Schemannsche Übersetzung, die 1898 bis 1901 in Stuttgart bei Fr. Frommann erschienen ist, bekannt. Er stellt darin folgende Hypothese auf: „Die unverkennbar und unleugbar seit unvordenklichen Zeiten vorhandene Ungleichheit der Menschen ergibt sich aus der sie restlos erklärenden Tatsache, dafs die Menschen nicht einer, sondern verschiedenen untereinander höchst ungleichen Rassen, Urtypen, angehören, und dafs die in historischer Zeit auf den Schauplätzen der Weltgeschichte lebenden und handelnden Akteurs derselben überwiegend und in der Mehrzahl Mischlinge sind und Mischlingen jener Urtypen entstammen. Und diese wechselseitige Einwirkung der sich mischenden Rassen aufeinander ist . . . das Phänomen, welches

allem Werden und Vergehen der Völker und ihrer Kultur zugrunde liegt. . . .

Alle Zivilisation stammt von der weifsen Rasse, aller Verfall der Zivilisationen von der Mischung derselben mit niederen Rassen (zunächst mit den tiefer stehenden Urtypen, dem gelben und dem schwarzen). Überall, wo die Weifsen, vor allem wo die Arier auftreten, begründen sie Kultur. Nach ihrer durch Vermischung mit den Gelben und Schwarzen erfolgten Degeneration verfällt auch die von ihnen gegründete Zivilisation."

Gobineaus Hypothese und Gobineau selbst, der seinen Namen als Diminutiv von Gauvain — Gawein erklärt und mit Stolz sein Geschlecht auf einen Normannen Ottar Jarl zurückführt, werden in unserer Zeit, wo ein wenigstens in seinem europäischen Kerne weifses Volk einem gelben in schwerem Kampfe gegenübersteht, die Teilnahme weiterer Kreise erregen.

Kretzer führt den Leser mit der Begeisterung eines Jüngers durch das Leben des Gelehrten und in sein Werk.

München. Dr. Ludwig Kemmer.

Konrad Kretschmer, Historische Geographie von Mitteleuropa. München u. Berlin, Oldenburg, 1904. 650 S. M. 15.—.

Wilhelm Götz, Historische Geographie. Beispiele und Grundlinien. Leipzig u. Wien, Deuticke, 1904. IX, 294 S. M. 10.50.

Bodo Knüll, Historische Geographie im Mittelalter. Breslau, Hirt, 1903. VIII, 240 S. M. 4.—.

Die historische Geographie war trotz des gewaltigen Aufschwungs, den die junge Wissenschaft der Erdkunde im 19. Jahrhundert nahm, bisher immer noch etwas zu kurz gekommen. Erst die allerneueste Zeit hat sich vor allem unter dem gewichtigen Einflufs Ratzels diesem Wissenszweige mit gröfserer Energie zugewandt und ihm die beherrschende Stellung zugewiesen, die ihm gewifs auch mit Recht gebührt. Aber obwohl wir jüngst noch mit einer Weltgeschichte beschenkt wurden, in der nicht nur die Entwicklung der Kultur, sondern selbst politische Ereignisse im wesentlichen als Folgen geographischer Verhältnisse dargestellt wurden, fehlte es doch noch an Handbüchern, welche die Ergebnisse der kleineren Einzeluntersuchungen über die Veränderung des Aussehens der Erdoberfläche zusammengefafst hätten. Weder für Europa noch für Deutschland, nicht für eine kürzere Epoche, geschweige denn für die ganze geschichtliche Zeit existierte ein derartiges Sammelwerk. Da mufs man es dankbar begrüfsen, dafs ungefähr gleichzeitig eine ganze Reihe solcher Arbeiten erschienen sind. Während für den Nordwesten der Balkanhalbinsel Jov. Cvijić, für Frankreich P. Vidal de la Blache historisch-geographische Werke lieferten, erschienen für Deutschland Bodo Knülls Historische Geographie im Mittelalter, für Mitteleuropa

Kretschmers stattlicher Band und endlich das Handbuch der historischen Geographie des bekannten Münchener Professors Wilhelm Götz. Letzteres bildet den 19. Teil des Klarschen Sammelwerkes „Die Erdkunde", das sich bekanntlich die Aufgabe gestellt hat, dem Lehrer der Geographie „bequeme Handbücher zu bieten, die bei aller Knappheit und Kürze ihm einen raschen, sicheren und gleichwohl tiefen Blick in das ganze Gebiet gestatten, auf die Literatur der bezüglichen Disziplin verweisen und ihm die Quellen erschliessen". Leider erfüllt Götz diese Bedingungen in seinem schönen Werke nicht vollständig; bleibt ja doch gerade das, worauf es hier meines Erachtens in erster Linie ankommt, nämlich die erschöpfende Behandlung des Gesamtgebietes der Erde unberücksichtigt; denn Götz hat nur einen Teil desselben — Mitteleuropa und die Mittelmeerzone — behandelt. Deswegen führt auch das Buch seinen seltsamen Untertitel. Warum sich Götz nur auf dieses kleinere Gebiet beschränkt hat, ist aus dem Vorworte nicht ganz klar erkenntlich. Ebensowenig verstehe ich, was ihn dazu veranlafste, so viele gleichartige Landschaften zu behandeln. Wenn er nun schon einmal meinte, dafs nur Beispiele und Grundlinien genügen könnten, weshalb hat er dann nicht einen charakteristischen Teil Amerikas, Südafrikas, Ostasiens oder Australiens ausgewählt? Das La Plataland, das Mississippibecken, Japan, Java, Ostindien, Queensland, das Kapland oder die Sandwichinseln hätten doch viel mehr Abwechslung und infolgedessen reichere Belehrung geboten als Land für Land des afrikanischen Nordrandes! Mir scheint es, dafs G. lediglich wegen Raummangels auf die Bearbeitung des ganzen Erdgebietes verzichtete. Indes wäre es doch wohl möglich gewesen, sich kürzer zu fassen. Zwar hat G. auch jetzt schon — wie die wiederholte Bemerkung „Gekürzt!" zeigt — beständig streichen müssen, aber gerade in Anbetracht des Umstandes, dafs das Buch in erster Linie dem Mittelschullehrer allseitige Belehrung bieten soll, der auch bei regstem Interesse meist nicht imstande ist, die Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin völlig zu übersehen, gerade deshalb mufs die eigenartige Beschränkung des Stoffes lebhaft bedauert werden. Andrerseits ist allerdings dem Leser dadurch eine viel eingehendere Behandlung des Themas dargeboten worden; und da dem Verlage doch gewifs daran gelegen sein mufs, dafs das unter der Flagge eines Handbuches in das Büchermeer segelnde Werk auch wirklich mit Recht auf diesen Titel Anspruch erheben kann, so darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, dafs ein recht starker Ergänzungsband das wertvolle Buch zu dem mache, was es jetzt schon sein möchte. Abgesehen von dieser Ausstellung aber können die Ausführungen des Verfassers allen gerechtfertigten Anforderungen völlig entsprechen. Die Disponierung des bearbeiteten Stoffes ist klar und durchsichtig. G. verfährt nämlich derart, dafs er zunächst den geographischen Entwicklungsgang jedes einzelnen gröfseren Landschaftsgebietes in verschiedene Perioden teilt. In diesen werden jedesmal zunächst Pflanzen- und Tierwelt, darauf die Besiedlungsverhältnisse erörtert; es folgt alsdann ein Abschnitt, in dem die Änderungen des Landschaftsbildes durch

das freie oder vom Menschen beeinflufste Walten der Naturkräfte zusammen mit der dadurch oft bedingten Umwandlung des Klimas behandelt werden. Endlich bildet den Beschlufs eine Erörterung der durch alle diese Faktoren hervorgerufenen Bedeutung der anthropogeographischen Lage. Naturgemäfs hat sich G. bei der Aufzählung der einschlägigen Literatur eine gewisse Beschränkung auferlegen müssen; indessen hätte er doch für seinen das Mittelmeer behandelnden Teil die Arbeiten Albert Mayrs erwähnen müssen. Da es ferner an zuverlässigen Einzeluntersuchungen fehlt, welche die Änderung des Aussehens und der Bedeutung eines Erdraums klarlegen, so durfte er noch viel weniger S. 274 Hermann Walsers gewissenhafte Darlegungen über die seit 1667 stattgehabten Veränderungen der Erdoberfläche im Umkreis des Kantons Zürich übergehen. Merkwürdigerweise hat auch Kretschmer diese völlig übersehen, während sie Knüll, obwohl er eine historische Geographie des Mittelalters schreibt, in richtiger Erkenntnis ihrer Wichtigkeit ausgiebig verwertet, nur leider den jungen Berner Forscher (statt Walser) Walther nennt (S. 22). Endlich glaube ich, wäre es auch nötig gewesen, Karl Neumanns feinsinnige Bemerkungen über das Aufkommen Venedigs bei der Besprechung dieser Stadt mit heranziehen.

Zu Kretschmer tritt G., obwohl beide den Spuren Ratzels folgen, von vornherein schon dadurch in einen gewissen Gegensatz, dafs er den Begriff der historischen Geographie weiter, aber meines Erachtens trotzdem schärfer fafst, indem er erklärt, sie vergleiche die Erdräume hinsichtlich der zeitlich aufeinanderfolgenden Änderungen ihres Aussehens und ihrer Bedeutung. Kretschmer dagegen schreibt ihr die Aufgabe zu, die Wechselbeziehungen zwischen Land und Volk in den einzelnen Perioden der Geschichte nach ihrem ursächlichen Zusammenhange zu ergründen. Auch sonst zeigen beide bemerkenswerte Gegensätze; denn während der Geograph Götz Land für Land behandelt, sich dabei absichtlich oder unabsichtlich Breysigs Forderung anschliefsend, dafs für die verschiedenen Völker auch verschiedene Entwicklungsperioden anzusetzen seien, wählt Kr., der allerdings ein räumlich weit beschränktes Gebiet bespricht, für seine Betrachtung zeitliche Ruhepunkte aus, da die historische Geographie Zustände von Entwicklungsprozessen zu beschreiben habe. Diese Stationen liegen „kurz vor oder kurz nach gröfseren Ereignissen und politischen Veränderungen". Schon dieser Satz läfst erkennen, dafs Kr. ganz besonderes Gewicht auf die politischen Verhältnisse legt und in der Tat bietet seine Geographie für die verschiedenen Zeitepochen — er nimmt als Querschnittsjahre 1000, 1375, 1550, 1650 und 1770 an — ungefähr das, was wir heute für den herrschenden Zustand in unseren geographischen Handbüchern finden, nur berücksichtigt er dabei durchaus nicht wie Götz den Wechsel der anthropogeographischen Lage. Nachdem er zunächst die physische Geographie im Zusammenhang gleichsam als Einleitung gebracht hat, teilt er das ganze Gebiet in regelmäfsigem Wechsel, den nur das Kapitel über die kirchliche Geographie stört, immer in zwei Teile ein, einen Abschnitt über

politische und einen über Kulturgeographie. Eigenartig berührt mich dabei, dafs er in dem letzteren niemals auf den jeweiligen Stand der spezifisch geistigen Kultur eingeht, obwohl sie doch nicht selten unter dem Einflusse natürlicher Verhältnisse steht. Wir würden heutzutage sicherlich auch ein geographisches Lehrbuch, das uns nicht über die geistige Bedeutung, über Unterrichtsverhältnisse, Bildungsanstalten eines Volkes kurz Aufklärung verschafft, für lückenhaft halten. Ihre Behandlung gehört unbedingt zur Vervollständigung des Gesamtbildes und wird durch die Tendenz des Buches, das als Band des v. Below-Meineckeschen Sammelwerkes dem Forscher mühelos zuverlässiges Material an die Hand geben soll, sogar direkt gefordert. Indes hat Kr. dieses Grenzgebiet vielleicht absichtlich nicht berührt, um sein Werk nicht allzusehr anschwellen zu lassen; hat er doch aus diesem Grunde leider auch eine Städtekunde fortgelassen, in der die topographische Entwicklung unserer gröfseren Städte behandelt werden sollte, z. T. sogar schon fertig vorlag. — Über die Hälfte seines Buches nimmt als wichtigster Bestandteil die Darstellung der politischen Geographie der Vergangenheit ein und dadurch unterscheidet sich seine Arbeit vor allem von der Götzens und Knülls. Das kann nicht auffallen, wenn wir uns erinnern, dafs sein Buch ja für den Historiker bestimmt ist. Natürlich haben dem Verfasser gerade diese Kapitel die gröfste Arbeitslast bereitet. Weil aber hier das Kleine und Kleinste so minutiös dargestellt werden mufste, hätte es sich vielleicht empfohlen, jedesmal einen kurzen einleitenden oder besser noch abschliefsenden Überblick über die bedeutendsten Staatengebilde zu geben. Dafs sich bei der Überfülle des Materials hier nicht selten kleine Irrtümer und Unebenheiten einstellen, kann in der Tat nicht verwundern. Aufgefallen ist mir besonders die ungleichmäfsige Behandlung der Namensformen, indem Kr. die Ortsnamen bald in der alten, bald in moderner Fassung bringt. Am besten wäre es wohl gewesen, wenn er in den älteren Zeiten die ursprüngliche, womöglich urkundliche Form gewählt hätte, der im Falle völliger Abweichung von der modernen Schreibweise diese in Klammern beigefügt werden müfste. Selbst moderne Ortsnamen sind nicht selten falsch wiedergegeben worden, so steht S. 126 Plehndorf statt Plehnendorf usw. Ebenso gibt er hie und da den gleichen Persönlichkeiten eine verschiedene Numerierung. (Vgl. S. 308 u. 309.) Schlimmere Verstöfse in reicher Zahl in geographischer und historischer Hinsicht, die unmöglich hier alle aufgezählt werden könnten, finden sich S. 259, 260, 299, 300, 302, 309, 320, 336, 391, 475 und 526. Bei seinen Darlegungen über die deutschen Stämme (S. 168) mufste Devrients Hypothese über die Herkunft der Thüringer, die doch gewifs viel für sich hat, zum mindesten erwähnt werden. Ebenso durfte die endgültige Erwerbung der Stadt Erfurt durch Joh. Phil. v. Schönborn i. J. 1664 nicht unberücksichtigt bleiben. Es liefse sich übrigens streiten, ob eine historische Geographie schon mit dem Jahre 1770 enden müsse, da unsere jetzigen Verhältnisse doch blutwenig mit den Zuständen jener Zeit zu tun haben.

Knülls Arbeit endlich verdankt Wimmers historischer Landschaftskunde ihre Entstehung. Sie hat sich bescheidene Grenzen gezogen; denn sie will nicht eine abschliefsende Bearbeitung des ganzen Wissensgebietes, sondern nur eine knappe Zusammenstellung der wichtigen Forschungsergebnisse geben. Kn. gliedert seine Darstellung in 9 Kapitel und sucht umsichtig das weitschichtige Material nach Möglichkeit heranzuziehen. Zum Schlusse fafst er, wie es auch Götz tut, seine Ergebnisse kurz zusammen. Das Büchlein füllt eine wirkliche Lücke aus und man darf ihm wohl eine günstige Aufnahme prophezeien. Deshalb möchte ich aber den Verfasser auch für eine Neuauflage auf einige Kleinigkeiten aufmerksam machen. Er gebraucht oft nicht nur Formen, die unsere offizielle Schreibweise nicht kennt, wie S. 177 Schmidtmühlen, Lautrach, Eichstädt, Gmünden, sondern auch solche, die zu einer Verwechslung direkt Anlafs geben, so S. 189 Landshut statt Landeshut. Das „Fürth" statt Furth auf S. 178 ist gewifs nur ein Druckfehler. Bei Kumstadt (S. 150) mufste die heutige Form unbedingt nebengesetzt werden; denn wer weifs gleich, dafs man es hier mit dem heutigen Altenkundstadt zu tun hat! Übrigens lautete die alte Schreibweise des Örtchens Kunstatt. S. 171 mufs es Clavenna statt Clarenna heifsen, S. 174 Sumelocenna. Dieses führt heute den Namen Rottenburg. Die Ausdrucksweise des Verfassers auf S. 166 erweckt den Anschein, als ob Niederösterreich und Böhmen zu den politisch am stärksten zersplitterten Gebieten des Reiches gehörten. Die Stationen der Bernsteinstrafse werden in falscher Reihenfolge angegeben; denn Deutsch Brod liegt nördlich von Iglau. Landau in der Pfalz ist meines Wissens schon 1274 nicht 1291 Stadt geworden (S. 190). Reichenhall liegt in Oberbayern nicht in Oberösterreich (S. 127). Für Österreich und Böhmen hätten Hubers und Bachmanns Bücher, für Bayern Fastlingers treffliche Arbeit noch mit Erfolg verwertet werden müssen. Endlich wäre es sehr angezeigt, wenn sich die Verlagsbuchhandlung entschlösse, dem Kapitel über die typischen Bau- und Siedelungsformen kleine Grundrisse beizufügen.

Wenn wir nun zum Schlusse die Frage beantworten sollen, ob sich die drei besprochenen Werke zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken eignen, so mufs diese unbedingt bejaht werden; denn sie werden von den Lehrern der Geographie, Geschichte, ja auch Naturkunde zur Belebung des Unterrichts mit gröfstem Nutzen verwendet werden können, bieten sie doch eine Fülle hochinteressanten, sonst schwer zugänglichen Materials, sowohl für unser Vaterland als auch für die Kulturvölker des Mittelmeergebietes, deren Studium vor allem auf unseren Gymnasien betrieben wird. Es bringt aber gewifs manchen Vorteil, wenn die Entwicklung dieser Völker auch einmal unter geographischem Gesichtswinkel in Abhängigkeit von der Natur ihres Landes betrachtet wird. Knülls Büchlein aber, dessen Preis die Verlagsbuchhandlung erstaunlich gering angesetzt hat, sollte sich am besten der Lehrer selber anschaffen; er wird es sicherlich nicht bereuen.

München. Dr. Joetze.

Methodik des geographischen Unterrichtes. Ein pädagogisch-didaktisches Handbuch für Lehramtskandidaten und Lehrer. Von Dr. Anton Becker, Professor am K. K. Staatsgymnasium Wien. VIII. Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1905. 92 S. Preis 3 M.

Einen Überblick über das klassische Altertum, besonders über die neueren Forschungen zu erleichtern, hat sich Iwan von Müller mit dem Stabe seines „Handbuches" nun Jahrzehnte bemüht und uns Philologen und Schulmänner zu Dank verpflichtet. Wer von den Mittelschullehrern jemals an ein Panorama der geographischen Literatur, wie ein solches Dinse in seinem „Katalog der Bibliothek der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1903, XXVII u. 925 S.) in systematischer Übersicht entrollt, herangetreten ist, wird den Wunsch kaum unterdrückt haben: „Möchte doch wie in Müllers Handbuch auch hier das Wichtige und Notwendige für den Lehrer zusammengestellt und zurecht gelegt sein!" Dies zu tun, hat Prof. Maximilian Klar, unterstützt von Vertretern der Hoch- und Mittelschule, unternommen. Der 3. Teil des rasch fortschreitenden Sammelwerkes „Die Erdkunde" bringt aus der Feder des bewährten Redaktors der „Zeitschrift für Schulgeographie", Anton Becker, eine „Methodik des geographischen Unterrichtes".

Diese soll „ein praktisches Handbuch sein, das aus dem wirklichen Unterrichtsbetrieb hervorgegangen und auf diesem aufgebaut ist und aus dem der Lehrer Anregung und Interesse für pädagogisch-didaktische Fragen schöpfen soll" (S. VI). In der Überzeugung, dafs man auch im geographischen Unterricht auf verschiedenen Wegen zum Ziele gelangt, will Becker den Kandidaten nicht am Gängelband führen, wie z. B. Fritzsche in seinem „Methodischen Handbuch" tut (s. u.), sondern ihm nur Winke und Anregungen geben, aber nicht blofs für die Didaxis des einen Faches sondern auch für den Erzieher, der im Gesamtorganismus einer höheren Schule verständnisvoll mitzuwirken gesonnen ist. Vieles von dem „Pädagogischen" wird als altbekannt erscheinen, namentlich den seminaristisch vorgebildeten Praktikanten, aber Becker denkt wohl bei seinen Winken mit Quintilian: „Necesse non erat monere, nisi fieret". Um die Schule, um die Gesellschaftsordnung stünde es gut, wenn immer das Selbstverständliche erfüllt würde. —

Übersichtlich und gedrungen handelt Becker in 3 Abschnitten: 1. über den Lehrer (Vor- und Fortbildung, Aufgaben und Gesichtspunkte, Stoffauswahl und Stoffbehandlung), 2. über den Schüler (Lehren und Studieren, Prüfen und Klassifizieren), 3. über die Lehrbehelfe (Karte, Globus und Relief, Lernbuch, Bildwerke, Produktensammlung, Zeichnen, Unterricht im Freien).

Über all das spricht zu uns ein verständiger Schulmann, der den Stoff und die Literatur beherrscht und seine Gedanken und Wünsche klar und anschaulich vorträgt, so besonders über die Fortbildung des Lehrers, das Reisen, die Anschaulichkeit (auch im Universitätsunterricht), die Naturschilderung und die Vergleiche, die genaue Umgren-

zung der Aufgabe für den Schüler, das Prüfen, die Belebung des Kartenbildes durch Vergleichung mit der Wirklichkeit, die Verwendung von Münzen, das Zeichnen. Bei aller Betonung der Wirtschaftsgeographie warnt doch Becker mit Recht vor der grundsätzlichen Vernachlässigung der „politischen Geographie" (S. 21); das gleiche geschieht in der neuesten Preufsischen Lehrordnung.

Der Wert eines guten Buches verringert sich für uns nicht, wenn wir auch manches Fragezeichen an den Rand setzen; Becker läfst selbst öfters in den Literaturdurchblicken andere Beleuchtungen hereinscheinen. Sein erster Abschnitt hat bei der Frage der Vorbildung nur den Fachlehrer für Geographie im Auge. Dieses ganze Kapitel müfsten wir anders anlegen, wenn es auch für den historisch-philologischen Ordinarius — z. B. in Bayern —, der aufser Geographie auch Deutsch, Latein, Griechisch, Geschichte, eventuell Arithmetik und Naturkunde zu geben hat, gelten sollte; es wäre vor allem die Stellung der Geographie in dem Gesamtplane des Gymnasiums zu erörtern (vgl. Becker selbst S. 18, 24, 42). Unsere Lehramtskandidaten haben die pädagogisch-didaktischen Vorteile dieses Systems, — wer mit Xenophon, Cicero, Strabo, Plinius Kleinasien, mit Caesar und Tacitus Gallien und Britannien, mit Sallust Numidien durchwandert, wer den Gang der Weltgeschichte, die Entdeckungen und Kolonisationen an der Hand guter Karten studiert hat, der hat einen unerschöpflichen Quell der Länder- und Völkerbetrachtung und scheidet Ephemeres von Dauerndem; wer in 20 Wochenstunden mit einer Klasse arbeitet, beherrscht Kopf und Herz der Jungen —, aber die historisch-philologisch vorgebildeten Kandidaten müssen die aus wenigen Kollegien von der Universität mitgebrachten geographischen Kenntnisse durch eifrige Weiterbildung zu ergänzen suchen, schon im Seminarjahre. „Wenn nicht", sagt Becker S. 9, „wie es bei neuen Sachen immer der Fall ist, ein Zuviel gefordert und geleistet würde, so wären die gegenwärtig bestehenden Seminare unter der Voraussetzung fachlich, methodisch und pädagogisch tüchtiger Lehrer die beste vorläufige Lösung der Lehrerbildungsfrage." —

In der alten Streitfrage über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte hält Becker an seinem praktischen Standpunkte fest. „Ist der Geographielehrer genötigt, historische Momente heranzuziehen, so frage er sich, ob die Schüler von dieser Geschichtsepoche schon Kenntnis haben können, z. B. kann er bei der Provence auf die Provincia der Römer hinweisen. Aber er darf nicht bei Jerusalem eine kleine Geschichte der Kreuzzüge anhängen, wenn die Schüler die Geschichte des Mittelalters noch nicht kennen." Man wird aber auch in ausgiebigerem Mafse die geschichtlichen Kenntnisse der Schüler in den Dienst der Geographie stellen können, z. B. bei Ägypten, bei dem Nordrand von Afrika, besonders der Kolonisierung der Gegengestade. Der Kulturrest ist vielfach das Wappen der Landschaft, von Tunesien wie von der Campagna di Roma, von Pästum wie von Palmyra. Das Ulmer Münster, der Kölner Dom, die Walhalla und Neuschwanstein, die Peters- und Sophienkirche sind Merkzeichen ihrer

Landschaft. Ratzel, Kirchhoff, F. von Richthofen sollten gerade dem humanistischen Gymnasium Bannerträger einer allgemeinmenschlichen Betrachtungsweise dieses Gegenstandes sein.

Der Lehrer am humanistischen Gymnasium kann auch die sprachlichen Kenntnisse seiner Schüler für die Erklärung der geographischen Eigennamen und termini technici mehr ausnützen, als dies von Becker und sonst ausgeführt wird, z. B. subtropisch, antarktisch Insolation, Cità, Cité, City, Ciudad, tierra caliente (templada, fria), Vera Cruz, Propontis, Stawropol; Kaisarieh (= Caesarea), Augst (Augusta Rauracorum), Zaragoza (Caesarea Augusta). Doch bemerkt auch der Verfasser S. 33: „Ebenso nützlich und das Interesse packend sind die Namenerklärungen, die noch viel zu wenig gebraucht werden."

In den Literaturangaben herrscht, soweit ich das beurteilen kann, eine verständige Auswahl; vermifst habe ich die Büchlein von Harms, von Geikie (Physikalische Geographie, Geologie), Ratzel „Über Naturschilderung"; die wichtigsten aufserdeutschen geographischen und ethnographischen Zeitschriften, von denen z. B. The Geographical Journal oder Bulletin de la Société de Géographie oder Annales de Géographie schon durch ihre kartographischen und bildlichen Beigaben anziehen. Dafs auch Zeitungen, Postkarten u. ä. für den geographischen Unterricht zur Ausbeute empfohlen werden, ist ganz in der Ordnung, ebenso wenn ein verständiger Sammeleifer angeregt wird.

Das Büchlein enthält auf den 90 Seiten eine solche Fülle von erprobten Leitsätzen, geschmackvollen Anregungen und praktischen Winken, dafs es alle Lehrer, nicht blofs die für Geographie, studieren sollten.

Methodisches Handbuch für den erdkundlichen Unterricht in der Volks-, Bürger- und Mittelschule. Nach den Grundsätzen der vergleichenden Erdkunde und den Forderungen der Herbartischen Pädagogik bearbeitet von Rich. Fritzsche, Bürgerschullehrer in Altenburg. II. Teil: Länderkunde von Europa. Langensalza, Beyer & Söhne, 1904. 226 S.

Fritzsche hat im ersten Teil seines mit Beifall aufgenommenen Handbuches das Deutsche Reich behandelt (jetzt in 2. Auflage) und hat in der Begleitschrift „Die neuen Bahnen des erdkundlichen Unterrichts" seine Leitsätze begründet. Der vorliegende zweite Teil bietet die Präparationen zur „Länderkunde von Europa". Es soll vor allem das Verhältnis der Fremde zur Heimat gekennzeichnet werden, es soll die politische Geographie neben der physikalischen zu ihrem Rechte kommen, es soll an Stelle des alten logischen Schemas eine scharfe Zeichnung von Landschafts- und Kulturbildern treten. Der Verfasser glaubt sein Buch so gehalten zu haben, dafs es in allen Gattungen von Schulen dem Unterricht zugrunde gelegt werden könne.

Darin liegt meines Erachtens schon die grofse Gefahr des Zuviel und Zuwenig, das Zuhoch und Zuniedrig. So bei der Fixierung der

Länder nach bestimmten Gesichtswinkeln, „Niederlande: das Land, das uns Jahrhunderte lang die Kolonialwaren geliefert hat“, „Frankreich: das Land, das unter den Staaten Europas lange Zeit die führende Rolle besafs“, „die Pyrenäenhalbinsel: die Vormacht Europas, die im Entdeckungszeitalter den ganzen Erdball umspannte, heut aber nur nur noch ein Schatten ihrer Gröfse ist“, „Italien: das Land, das zu allen Zeiten das Land der Sehnsucht gewesen ist und noch heute bildet“ (sic!), „Balkanhalbinsel, der unruhige Winkel Europas“. Wer die Länder so ansieht, der ruft doch mit lauter Stimme den Historiker herbei, und zwar einen geschulten. Wie nötig Fritzsche die Hilfe eines solchen hätte, zeigen gleich seine Darlegungen über das Emporkommen der holländischen Seemacht. Aber auch die kleineren geographischen Einheiten sind oft willkürlich und unzweckmäfsig umgrenzt. Die Durchführung im einzelnen bietet neben wohlgelungenen Partien, wie Neapel, auch Minderwertiges; ungleichmäfsig wird namentlich die Topographie behandelt; über Stockholm bietet er sogut wie nichts, über Salzburg ein langes und breites. Darf man die Kirchen, Museen, Rathäuser Hollands und Belgiens, darf man bei London das Britische Museum (mit South-Kensington-Museum), Tower, Sydenham, darf man fast durchweg geistiges Leben (Sprache, Religion, Schulen) so mit Stillschweigen übergehen? Steht die Zeichnung der holländischen Graswirtschaft und der Weltstadt London im rechten Verhältnis? Wenn man Punkte für herrliche Aussichten anführt, so mag man Hohensalzburg nennen, dann aber hat man auch Gaisberg und Schafberg hinzuzusetzen. Der Satz „Pisa ist durch seinen schiefen Turm bekannt“ enthält eine recht altmodische Charakterisierung.

Die Darstellung leidet unter Wiederholungen und Eintönigkeiten, vgl. S. 108 u. 111 „Wie kommts nur, dafs . .“ Kleinere Ungenauigkeiten, wie die Schreibung Yssel neben Ij laufen bei einem so umfassenden Werk jedem Autor mitunter.

Ein Namenverzeichnis wird bei der wenig übersichtlichen Anlage des Buches besonders vermifst. Willkommen ist dagegen der Anhang mit den statistischen Übersichten (Meere, Gebirge, Flüsse, Städte). Überhaupt mag der Lehrer aus der fleifsigen, sorgfältigen und von schlichtem Interesse geleiteten Arbeit Fritzsches gar manches schöpfen. Aber für die Schule, die ein Lehrbuch braucht, möchte ich sie nicht empfehlen, besonders aus zwei Gründen: Einmal ist das Klappern mit den Formalstufen nicht Orgelton und Glockenklang, in der Klasse nicht und am wenigsten, wenn es im Druck phonographiert erscheint; dann soll bei allem Respekt vor dem *Διότι* des Philosophen der Schüler zuerst das *Ὅτι* erfassen; ein gewohnheitsmäfsiges „Warum“ und ein oberflächliches „Weil“ verbürgen weder Forschungsdrang noch Einsicht.

München. G. Ammon.

Methodik des botanischen Unterrichts von Dr. Felix Kienitz-Gerloff, Professor an der Landwirtschaftsschule zu Weil-

burg a. d. Lahn. Mit 114, z. T. farbigen Abbildungen. Berlin W. 30. Verlag von Otto Salle, 1904. VIII u. 288 S. Preis 6 M.

Dieses Buch, eine pädagogische Monographie im Sinne Herbarts und Zillers, behandelt im analytischen Teil in einem empirischen Abschnitt den gegenwärtigen Stand des botanischen Unterrichtes an sämtlichen Anstalten Preufsens nebst Prüfungsordnung und die Forderungen, welche von Kongressen (Direktoren-Versammlungen, Schulkonferenz von 1890, Naturforscher-Versammlung 1901) an den botanischen Unterricht gestellt wurden.

Der theoretische Abschnitt untersucht den Zweck des Unterrichtes überhaupt, die Mittel, denselben in botanischer und pädagogischer Hinsicht zu erreichen und die Stellung des botanischen Unterrichtes im allgemeinen Lehrplan. Im synthetischen Teil wird der Lehrgang in vier Kursen (vorbereitender, morphologisch-systematischer, physiologisch-anatomischer und kryptogamisch-sexualphysiologischer Kurs) geschildert.

Es dürfte kaum eine Frage des botanischen Unterrichtes geben, die der Verfasser, gestützt auf gute Literaturkenntnis und eigene praktische Erfahrung, nicht erörterte; es sollte daher sein Werk keinem Lehrer der Naturkunde unbekannt bleiben und wird insbesondere den jüngeren Kollegen die besten Dienste leisten.

Da der Verfasser ein Anhänger des genetischen Prinzipes ist, zieht er auch die Geschichte der Botanik heran. Er bespricht die antiken Botaniker, von denen er Theophrast richtig würdigt und eine Inhaltsangabe der Naturgeschichte der Gewächse mitteilt, sowie die Väter der Botanik, die durch Proben vertreten sind. Physiologisch und biologisch wäre freilich in der wenig gekannten Schrift *περὶ φυτῶν αἰτιῶν* noch viel mehr enthalten gewesen, auch hätte er Plinius und Dioskorides nicht übergehen sollen, denn auf diesen ruht die ganze Botanik der Späteren. Von Theophrast wufste man bis ins 15. Jahrhundert nichts mehr: es ist daher auch unrichtig, wenn er sagt, ganz ähnlich wie das Werk Theophrasts sei die Schrift „De vegetabilibus“ von Albertus Magnus eingerichtet, der den Beobachtungen des grofsen Griechen wenig Neues hinzufügte. Albertus Hauptquellen sind die pseudoaristotelische Schrift „De plantis“ und Avicenna, Theophrast war ihm ganz unbekannt (cf. lib. II. tr. I. cap. I. § 15). Dagegen ist des Albertus Werk überreich an eigenen Beobachtungen, die nur erst einmal zusammengestellt werden müssen.

Die Erde in Einzeldarstellungen. II. Abteilung. Prof. Dr. W. Marshall, Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Über 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln nach lebenden Tieren. 3 Bände. In Original-Prachteinband M. 36.—. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Dieses hier wiederholt angezeigte Prachtwerk (vgl. 39, 734; 40, 290, 421, 669) liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe erscheint

insbesondere infolge seines reichen und durchaus selbständigen Bilderschmuckes hervorragend geeignet für die Einstellung in die Lehrerbibliotheken, kann aber auch für Schüler der oberen Klassen empfohlen werden. Für den Unterricht in der Naturkunde und Geographie ist es ein sehr wertvolles Hilfsmittel, das wohl niemals versagen wird; so läfst sich z. B. kaum eine bessere Veranschaulichung eines Korallenriffes geben als durch die Farbentafeln zu S. 352. Der Text ist durchaus populär, berücksichtigt aber nach Möglichkeit die Ergebnisse der neueren Forschung.

München. H. Stadler.

Das Freihandzeichnen nach Körpermodellen und Naturobjekten von Professor Högg. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von Effenberger, Stuttgart 1904.

Der Verfasser beginnt den Unterricht im Körperzeichnen in Untersekunda, hat es also schon mit verhältnismäfsig gut vorgebildeten Schülern zu tun. Zunächst läfst er einfache Körpermodelle zeichnen, denen kompliziertere folgen und hieran reiht sich das Zeichnen nach Gebrauchsgegenständen der verschiedensten Art, einzeln und in Gruppen von zwei und mehreren Objekten. Lebende Pflanzen und präparierte Tiere scheinen dem Verfasser für den Schulgebrauch weniger geeignet. Von Anfang an werden Schattierübungen mit Stift und Pinsel geübt, an die sich später die Ausführung in voller Farbenwirkung anschliefst. Eine grofse Zahl von Abbildungen nach ausgeführten Schülerarbeiten veranschaulicht den Lehrgang und gibt Zeugnis von der Tüchtigkeit der Methode, dem geschmackvollen Arrangement der Gruppen und der verständnisvollen Durchbildung der einzelnen Arbeiten.

Regensburg. Pohlig.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: —.

b) an Realanstalten: Dr Heinr. Middendorff, Gymnl. (N.Spr.) am Realgymn. in Würzburg zum Gymnprof. an dieser Anstalt; Karl Tillmann, Reall. (Math.) an der Kreisrealschule Kaiserslautern zum Prof. an dieser Anstalt; Philipp Baum, Assistent (Math.) an der Realschule Kitzingen zum Reallehrer in Ludwigshafen a. Rh.

Versetzt auf Ansuchen: a) an humanistischen Anstalten: —.

b) an Realanstalten: Dr. Adam Goller, Reallehrer in Ludwigshafen a. Rh. als Gymnasiallehrer (Math.) an das Realgymnasium in Würzburg.

Assistenten: a) an humanistischen Anstalten: —.

b) an Realanstalten: die an der Realschule in Kitzingen erledigte Assistentenstelle für Mathematik und Physik wurde dem gepr. Lehramtskand. Hans Rhein aus Würzburg, dermalen Hilfsassistent an der K. Meteorlog. Zentralstation in München in widerruflicher Weise übertragen.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Friedrich Borngesser, Studienrat u. Gymnprof. (N.Spr.) am Theresiengymnasium in München; Gg. Maria Englert, Gymnprof. a. D. in Aschaffenburg; *P.* Alfons Abert, O. S. A., Gymnprof. in Münnerstadt; Dr. Rudolf Schreiber, Gymnprof. u. Institutsdirektor a. D. in Augsburg (St. Anna).

b) an Realanstalten: Joseph Wild, Prof. (N.Spr.) an der Realschule Kempten; Franz Kutschera, Reallehrer (Handelsw.) in Kaiserslautern.

Neu erschienene, der Redaktion zugegangene Bücher.

Vorbemerkung: Die grofse Zahl der uns zugehenden neuen literarischen Erscheinungen aus den verschiedensten Gebieten steht nicht im Verhältnis zu dem uns für die Besprechungen zur Verfügung stehenden Raume in unseren Blättern; selbst wenn zahlreiche kürzere Besprechungen in der Abteilung III: „Literarische Notizen" untergebracht werden, ist es nicht möglich, jedes einzelne Buch zu besprechen, zumal es sich oft um Grammatiken, Lesebücher, Übungsbücher, literargeschichtliche und geschichtliche Leitfäden, Aufgabensammlungen etc. handelt, die für eine Einführung in bayerischen Schulen überhaupt nicht in Betracht kommen, oder auch um Neuauflagen von Werken, die früher in unseren Blättern besprochen worden sind und unerhebliche Veränderungen aufweisen. Daher wird fortan jedem Hefte ein alphabetisches Verzeichnis der inzwischen neu eingesandten Bücher zum Teil mit ganz kurzen Bemerkungen beigegeben, soweit solche Bücher nicht einem der Herren Mitarbeiter bereits zur Besprechung übergeben wurden. Besprechung der hier verzeichneten Erscheinungen bleibt vorbehalten, auf Rücksendung der nicht besprochenen Bücher, soweit sie uns unverlangt zugesandt worden sind, können wir uns nicht einlassen. Die Redaktion.

Die Absolutorialaufgaben aus der Französischen Sprache. Zusammengestellt von Franz Jäger. 9. ergänzte Auflage von Gymnprof. Dr. Friedrich. (Stahels Sammlung von Prüfungsaufgaben Nr. 3.) Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt. Preis geb. 1 M.

Die Absolutorialaufgaben aus dem Englischen u. Deutschen von Franz Jäger. 9. ergänzte Auflage von Gymnprof. L. Friedrich. Würzburg, Stahelsche Verlags-Anstalt. (Stahelsche Sammlnng von Prüfungsanfgaben Nr. 11.) Preis geb. 1 M.

Aus deutschen Lesebüchern. Epische lyrische und dramatische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen und für das deutsche Haus.

a) Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von Rud. Dietlein, Wold. Dietlein, Friedr. Polack. Dritter Band, 6. Aufl., herausgegeben von Dr. Paul Polack, K. Seminar-Direktor zu Frankenberg i. H. 1905, Leipzig u. Berlin, Druck u. Verlag von Theodor Hofmann. IV u. 692 S. Preis geh. 5.60 M.

Nur einzelne Berichtigungen und eine Anzahl von Erläuterungen neuzeitlicher Dichtungen unterscheiden die neue Auflage von den früheren; auch die 5. war fast unverändert. Empfehlendes braucht über dieses in fast allen Gymnasialbibliotheken sich findende Erklärungswerk nichts weiter beigefügt zu werden.

Aus deutschen Lesebüchern. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 1. Abteilung: Lessing-Goethe. (Philotas. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm. Nathan der Weise. Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso.) 5. Band. Herausgegeben von Dr. Gg. Frick, Oberlehrer in Halle a. S. 4. durchgesehene und erweiterte Auflage. 1904, Leipzig u. Berlin, Verlag von Theodor Hofmann.

Die eigentliche Erläuterung ist fast unverändert geblieben, dagegen ist da, wo wissenschaftliche Forschung oder ästhetische Auslegung dazu nötigten, mancherlei nachgetragen worden. Auch gegnerische Urteile kommen vielfach zu Wort. Dazu kommen Aus- und Seitenblicke mancherlei Art, so ist der Erklärung der Minna von Barnhelm eine schulmäfsige Behandlung des Begriffes „Ehre“ eingefügt.

Brandeis, Dr. med., Arnold, Beiträge zur Erziehungshygiene. Prag, Verlag von G. Neugebauer, k. u. k. Hofbuchhändler 1905. 28 S. 70 Pfg.

Deutschbein, Karl, Irving-Macaulay-Lesebuch mit Vorstufen, Anmerkungen, Karten und Anhang. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Ausgabe A mit Vorstufen ungeb. 2,25 M.; Ausgabe B ohne Vorstufen ungeb. 2 M. Cöthen, O. Schulze, 1905.

Das Buch bedarf der Empfehlung nicht mehr; nur sollte endlich die Karte von England etwas brauchbarer gemacht werden.

Deutsche Schulausgaben herausgegeben von Dir. Dr. H. Gaudig u. Dr. G. Frick; daraus

Götz von Berlichingen. Schauspiel in 5 Aufzügen von Wolfgang von Goethe. Für den Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von Dr. Georg Frick. 1905, Leipzig u. Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner. — Text und 25 S. Anhang: Zeittafel von Goethes Leben, Zur Geschichte der Abfassung des Dramas, Das Leben des Götz von Berlichingen, Durchblick durch das Drama und Einzelnes. — Preis 50 Pfg.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

1. Theodor Koerner, Zriny. Herausgegeben von Dr. Karl Tomanetz, XIII S. Einleitung und 5 S. Anm. Preis 50 Pfg.

2. Heinrich von Kleist, Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Herausgegeben von Dr. A. Lichtenheld. X S. Einleitung und 7 S. Anm. Preis 50 Pfg.

Jahn, Dr. M., Direktor, Ethik als Grundwissenschaft der Pädagogik. Ein Lehr- und Handbuch. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1905. XIII u. 366 S. Preis 5,40 M.

Besprechung der 2. Aufl. siehe Bd. 35, S. 705 unserer Blätter, wo das theoretisch und praktisch treffliche Buch dem eingehendsten und wiederholten Studium empfohlen wird.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Eugen Brand in München (Steinsdorffstr. 3/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. J[illegible]. Melber in München, Schellingstrasse 3. Gartengebäu[illegible] II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) zu richten

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Gebrüder Blum, Goch.
1 Dinges, K. Seminarlehrer, Amberg.
1 N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg.
1 Ferd. Hirt Verlag, Breslau.
1 Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

Einundvierzigster Band.

V. & VI. Heft.

Mai-Juni.

(Ausgegeben am 7. Juni 1905.)

München, 1905.
J. Lindauersche Buchhandlung.
(Schöpping.)
Kaufingerstrasse 29.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des V. & VI. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Friedr. Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) wenden; aufserdem können Anfragen in Vereinsangelegenheiten auch direkt an den Schriftführer Gymnasiallehrer Dr. Sebastian Schlittenbauer in München, Ringseisstrafse 14/II gerichtet werden; **alle die**

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Schillers Verhältnis zur Antike.

(Eine bibliographische Studie.)

Zum 9. Mai 1905.

Schillers Leben fiel in jene erntereiche Zeit, da die hundertjährige Saat der Humanisten schnittreif geworden. Winckelmann sah zum ersten Male die antiken Kunstwerke mit den Augen eines gottbegnadeten Ästheten an, in Herder flofs das Humanitätsprinzip zusammen mit der Totalität der griechischen Bildung, Lessing zog mit kritischem Mafsstab die Grenzscheiden der poetischen Formen, Klopstock meisterte die deutsche Sprache in den Rhythmen des Altertums, die Göttinger, namentlich Vofs und die Stolberge, zogen durch kunstvolle Übersetzungen die Sterne des Altertums den Augen der Masse näher heran und Goethes Schöpfungen verraten die „edle Einfalt und stille Gröfse der Alten“, „olympische Ruhe und klassisches Gleichmafs“ (Schiller).

Schiller war es nie gegönnt, wie Lessing oder Wieland, eine systematische Unterweisung insbesondere in der griechischen Sprache zu geniefsen; mit 36 Jahren klagt er, dafs er des Griechischen so unkundig sei und will das Versäumte nachholen; ihm wars nicht gegönnt wie Goethe oder Herder sich an den Kunstwerken Italiens zu berauschen; er konnte nicht wie Humboldt in Ruhe die klassischen Werke des Altertums geniefsen; im harten Kampf ums Leben mit unangenehmen Pflichten beschwert, konnte er die alten Schätze nur gelegentlich und — zumeist nur in Übersetzungen schauen. Glücklicherweise standen ihm drei Männer zur Seite, die seine Lücken auszufüllen verstanden: Körner, Humboldt, Goethe.

Schiller studierte die Meister des Altertums mit der ausgesprochenen Absicht von ihnen zu lernen. Mancherlei Äufserungen beweisen dies. Am 20. August 1788 schreibt er an Körner: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer. . . In den nächsten zwei Jahren, hab ich mir vorgenommen, les ich keine modernen Schriftsteller mehr. . . . Keiner tat mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfieng. Du wirst finden, dafs mir ein vertrauter Umgang mit den Alten wohltun, vielleicht Klassizität geben wird.“ — Im Oktober desselben Jahres schreibt er an Körner mit Bezug auf

seine Übersetzung der Euripideischen Iphigenie: „Die Arbeit übt meine dramatische Feder, führt mich in den Geist der Griechen hinein, gibt mir, wie ich hoffe, unerwartet ihre Manier. . . .“ Über den gleichen Gegenstand äufsert er sich ferner am 12. Dezember 1788: „Die Hauptsache ist die Manier. . . . Mein Stil hat dieser Reinigung sehr nötig“. — Während der Beschäftigung mit dem Äschyleischen Agamemnon schreibt er an Körner (Oktober 1791): „Überhaupt und vorzüglich . . strebe ich durch diese Übersetzungen der tragischen Dichter nach dem tragischen Stil“. — Am 28. September 1789 klagt er: „Warum habe ich nicht Griechisch genug gelernt, um den Xenophon und Thucydides zu lesen? Mein eigener Stil ist noch nicht historisch und überhaupt noch nicht einfach“. — Am 21. März 1796 findet er es in einem Briefe an Humboldt erstaunlich, wieviel Realistisches neben den zunehmenden Jahren und dem Umgang mit Goethe das Studium der Alten überhaupt in ihm auslöst, und in einem Briefe an Körner (7. April d. J.) gedenkt er der grofsen Folgen, die neben Goethes Hermann und Dorothea speziell der Sophokles, der ihn seit Wochen beschäftige, für die Ausarbeitung des Wallenstein habe. Zugunsten seines „Siegesfestes“ stürzt er sich „in das volle Saatfeld der Ilias und holt sich dort, was er nur schleppen kann“, wie er in einem Brief an Goethe (24. Mai 1803) gesteht. — Am 30. November 1795 schreibt er: „Kann ich jetzt wohl etwas besseres tun, als mich (da . . . ich meinem Geist die rechte Disposition zum poetischen Empfangen und Bilden geben mufs) mit der ruhigen Vernunft und der schönen Natur der Alten zu umgeben und im eigentlichen Sinn unter diesen Leuten zu leben? . . . Was ich lese, soll aus der alten Welt, was ich arbeite, soll Darstellung sein“.

Nach dem Erörterten ist es selbstverständlich, dafs das Verhältnis Schillers zur Antike mit den Jahren ein stets innigeres wurde, das auch einige sehr eingehende und treffliche Einzelbesprechungen gefunden hat. Es sei zunächst an C. L. Cholevius erinnert, der in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ (Leipzig 1856, II S. 118 ff.) dies Thema in feinsinniger, oft zu subjektiver Weise behandelt. Ihm erscheint Schiller nur in den theoretischen Forschungen in seiner wahren Gröfse, während seine Dichtungen, vom antiken Standpunkte allein betrachtet, ihm so manche Schwäche zu zeigen dünken. Aufs eingehendste sind dessen Abhandlungen über das Vergnügen an tragischen Gegenständen und über die tragische Kunst, über das Schöne und das Erhabene, über die naive Dichtungsart der Alten und den sentimentalen Charakter der modernen Poesie besprochen, Humboldts und Goethes Einflufs, das Verhältnis der Schillerschen Lyrik zum Altertum (insbesondere das Lied von der Glocke und Homers Schild des Achilles[1])) erörtert (S. 128—159). Das 8. Kapitel betrachtet

[1]) Ergänzende Untersuchungen dazu bieten: E. Schauenburg: „Schillers Glocke und Homers Achillesschild“ (Vortrag in Fleckeisens Jahrb. [1872] 106 S. 87—94) und E. Hasse: „Schillers Glocke und das griechische Chorlied“ (Festschrift für O. Schade, Königsberg 1896).

dann die Tragödien Schillers als Schicksalsdramen: Wallenstein ist nach Cholevius' Auffassung fatalistischer als das griechische Drama; in Maria Stuart scheint ihm die Schicksalsidee richtiger aufgefaſst, ihre Macht jedoch zu wenig entfaltet; die Jungfrau von Orleans kommt der Tragödie der Alten am nächsten; der herbe Fatalismus in der Braut von Messina dünkt ihm als ein Rückschritt zu dem Standpunkt, den die reiferen Denker schon in dem heidnischen Altertum überwunden und der Herders beiſsenden Tadel in der Adrastea berechtigt erscheinen läſst (S. 159—88). Im 9. Kapitel (188—220) bespricht Cholevius Schillers Studien der alten Dramatiker, die Charaktere in seinen Dramen, deren Mannigfaltigkeit, aber auch Uneinheitlichkeit; dann folgt ein interessanter Vergleich der Dramen Schillers mit der Theorie und den Tragödien der Alten in bezug auf Ökonomie, Motive, Diktion, rhetorische und lyrische Momente der Darstellung.

Von einer anderen Seite aus betrachtet die mustergültige Studie Ludw. Hirzels: „Über Schillers Beziehungen zum Altertume" (Aarau 1872) unser Thema. Er bemüht sich „alles zusammenzustellen, was in seinem Leben, seinen Werken, Briefen und sonstigen Äuſserungen von seiner Kenntnis der alten Schriftsteller in Original oder Übersetzung und der Art seiner Beschäftigung mit denselben Zeugnis gibt" (S. 5). Hirzel teilt Schillers Leben in drei Zeiträume ein. Im ersten Zeitraum (—1785) zeigt Sch. eine mäſsige Kenntnis im Griechischen, im Latein fühlt er sich so sicher wie in der Muttersprache. Vergil, Plutarch, Ovid sind seine Lieblingsschriftsteller. Dem Besuch des Antikensaals zu Mannheim (1784) schreibt Hirzel die erwachende Begeisterung für die Antike zu; Homer wird Lieblingsautor neben Euripides. Bildung am Stil und der Manier der Alten ist das zielbewuſste Streben der zweiten Epoche (1785—1795). Die meist zutreffenden feinsinnigen Urteile über viele Dichter und Prosaisten des Altertums in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung sind der Niederschlag dieser fruchtbringenden Studien. — Das letzte Jahrzehnt (1795—1805) ist ausschlieſslich dem Studium der Griechen gewidmet. Sophokles, Äschylus, Homer, die Poetik des Aristoteles beschäftigen Schillers Interesse unausgesetzt. Der Umgang mit Humboldt und Goethe vertieft und ergänzt die Studien des Dichters.

Eine treffliche Ergänzung zu den grundlegenden Ausführungen Hirzels bildet der Vortrag von C. Schirlitz: „Über Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum" (Fleckeisens Jahrb. (1878) 118 S. 268—297), der nach kurzem Hinweis auf die hauptsächlichsten Daten aus dem Verlaufe der Schillerschen Studien den Gehalt antiker Ideen in dessen poetischem Nachlaſs ermittelt.

Seitdem haben die genannten Arbeiten — unterdessen erschienen die kritische Gesamtausgabe der Briefe von Fr. Jonas (1892 ff.) und die bedeutendsten Biographien von Weltrich und Minor — im einzelnen verschiedene Berichtigungen und Erweiterungen erfahren. Die jüngste, treffliche zusammenfassende Arbeit bietet Dr. P. Primer in seinem Programm (Frankfurt a. M. Kaiser-Friedrich-Gymnasium 1905): „Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum. Ein Gedenkblatt zu

Schillers hundertstem Todestage." — Die Einleitung (3—5) beantwortet zunächst die Frage, inwieweit Schiller die beiden klassischen Sprachen selbst beherrscht hat; dann wird Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum klargestellt (5—50), sowohl in seinen Dramen (1. äufsere und innere Einwirkung der Antike, 2. antike Stoffe, 3. Nachahmung der alten Tragödie nach der strengsten griechischen Form) als auch in seiner Lyrik und schliefslich in seinen Prosaschriften; das Schlufswort (50—54) stellt endlich die reichen Ergebnisse zusammen.[1])

Eine knappe Übersicht „über Schillers Verhältnis zu den beiden klassischen Sprachen" gibt Er. Wilisch (Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. [1904] 14 S. 39—51). Besonders hevorgehoben wird, dafs der Dichter die antiken Schriftsteller — wenn auch meist in Übersetzungen — in einer Ausdehnung las, wie wenige Nichtphilologen unserer Zeit.

Wieland sagt einmal[2]) halb im Ernst, halb im Scherz mit Bezug auf die antiken Reminiszenzen in seinen Dichtungen: „So geht es einem, wenn man sich mit den alten Skribenten zu gemein macht. Es bleibt einem immer etwas von ihnen ankleben". Das trifft um so mehr bei einem Dichter zu, der zielbewufst sich am Stil und dem Muster der Alten bilden wollte. Und ist es Sache des Chemikers ein chemisches Produkt in die einzelnen Bestandteile zu zerlegen, so ist es eine dankenswerte und keineswegs das Dichterwerk selbst herabsetzende Aufgabe des literarhistorischen Forschers, nach den Fäden zu spüren, die aufs kunstreichste in das prächtige Gewebe des Ganzen verwoben sind.

Zunächst fand Schillers Verhältnis zu den antiken Tragikern eingehendste Erörterungen. Und wiederum lockte natürlich die „Braut von Messina", das Schiller selbst als Drama in strenger (d. i. streng antiker) Form bezeichnet, zuvörderst den Literarhistoriker zum Vergleich mit der Antike. Gerlingers (J. B.) Neuburger Programm: „Die griechischen Elemente in der Braut von Messina. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte" (1852, die 4. Aufl. von J. E. Einhauser 1892 besorgt) ist die erste und auch trefflichste Arbeit zu dieser Frage.

Gerlinger stellt das Verhältnis des Schillerdramas zur antiken Tragödie einerseits durch genaue Charakterisierung der dramatisch-antiken Elemente (Chor, äufsere Ökonomie, Sprache, Schicksalsidee, Idealität) fest, andrerseits durch eingehende Aufführung der stofflich-antiken Elemente, wobei er insbesondere die Anklänge an Euripides (S. 77 ff.), Sophokles (S. 79 ff.) — König Ödipus wird mit der Braut von Messina näher verglichen — und Äschylos (S. 94 ff.) erörtert. — Rössler C. J.: „Über das Verhältnis der Schillerschen Braut von Messina zur antiken Tragödie" (Budissin, Programm 1855) polemisiert abweichend von Gerlinger gegen Schillers Auffassung der Antike.

---

[1]) Dank der Liebenswürdigkeit des Verf. erhielt ich dies Programm noch während der Korrektur meines Aufsatzes, der übrigens durch jenes keineswegs überflüssig geworden ist, da dessen Schwerpunkt nach einer andern Seite liegt.

[2]) Freymütige Nachrichten, 6. Juni 1753 S. 183.

„Schiller ist dem ebensowenig tragischen wie antiken Fatalismus verfallen" (S. 13). Der Chor weicht ebenfalls von der antiken Idee ab, „da ihm die Einstimmigkeit. Freiheit und Leidenschaftslosigkeit fehlt" (S. 21). — Gevers G.: „Über Schillers Braut von Messina und den König Ödipus des Sophokles" (Progr. Verden 1873/74) tadelt die Vermengung christlicher mit den jüdisch-griechischen Gedanken und dem Fatalismus und spricht dafür, man solle dieses Drama von der Schule fernhalten. — A. Pechnick: „Die antiken Elemente in Schillers Braut von Messina" (Neu-Sandec 1878) vermifst in diesem Drama alles individuelle Leben.

Das 12seitige Königsberger Programm (Stadtg.) von Arnoldt: „Über Schillers Auffassung und Verwertung des antiken Chors in der Braut von Messina" (1883) ergeht sich in einer unfruchtbaren Polemik gegen Gerlingers treffliche Ausführungen. — Eine im ganzen zutreffende Zusammenstellung bietet W. Bormann: Schiller als Dichter der Braut von Messina (Akadem. Blätter 1884 S. 672 ff.) insbesondere in den Kapiteln III: „Die Schicksalstragödie bei den Alten und ihre Behandlung durch Schiller" und X: „Der Chor". — Wittich W.: „Über Sophokles' König Ödipus und Schillers Braut von Messina" (Progr. Cassel [städt. Realg.] 1887) erörtert vornehmlich die zahlreichen Berührungspunkte in Handlung, Schicksalsidee und Chor beider Dramen ohne im einzelnen Parallelen zu geben. — Sehr feinsinnige Ausführungen, die besonders zum Verständnis der tragischen Kunst überhaupt dienen, finden sich in H. F. Müllers „Aufsätzen und Vorträgen aus verschiedenen Wissensgebieten (Wolfenbüttel VIII S. 163—214: König Ödipus von Sophokles und Schillers Braut von Messina). — O. Nietzsche: „Inwieweit läfst sich Schillers ‚Braut von Messina' für das Verständnis der antiken Tragödie nutzbar machen?" (Progr. Görlitz, städt. Gymn. 1897) vertieft sich in die Schicksalsidee bei Schiller und zeigt in längerer Darlegung, dafs der deutsche Dichter nicht den Standpunkt des Äschylos oder Sophokles in der Behandlung dieses für die antike Tragödie wichtigen Elementes einnimmt, sondern den mit Vernunft und freien Willen begabten Menschen über das blindwirkende Schicksal stellt (S. 36). — Eine vortreffliche Zusammenfassung, Kritik und Beleuchtung der vielverzweigten Fragen zu dem behandelten Thema gibt das ausführliche Buch von J. Kohm: „Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Ödipus Tyrannos" (Gotha 1901). Den Hauptteil bildet die eingehende vergleichende Analyse der beiden Stücke (6—200), wobei die Vorarbeiten gelegentlich eine Kritik erfahren. Als Ergebnis der Vergleichung stellt Kohm fest: Im Aufbau, der natürlichen ungekünstelten Entwicklung, Einheit der Darstellung und Charakteristik der Personen gebührt dem Ödipus Tyrannos die Palme; in den Erkennungsszenen hat Schiller den Griechen übertroffen. Hiebei mag auch die interessante Göttinger Dissertation (1871) von Flagg Isaak: „On Analysis of Schillers Tragedy: ‚Die Braut von Messina' after Aristoteles' Poetic" erwähnt werden.

Aufser der „Braut von Messina" sind noch einige andere Dramen mit den griechischen verglichen. So stellt Al. Büchner Klytämnestra

mit Maria Stuart in einer interessanten literarischen Parallele zusammen (Deutsches Museum 1864 Nr. 36 u. 37), W. Süvern: Über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie (Berlin 1800) ergeht sich in meist theoretischen Erörterungen über den Unterschied zwischen antiker und moderner Tragödie, über die sich Schiller selbst gelegentlich anerkennend äufsert. Hier. Schneeberger schliefslich stellt in seinem Münnerstädter Programm: „Antike Charakterbilder in Schillers Tell" (1875) verschiedene Parallelen bei Plutarch u. a. geschickt zusammen.

Homers Einflufs auf den Stil und die Ausdrucksmittel Schillers weist R. Peppmüller Akt für Akt in trefflicher Weise nach in seinem Aufsatz: „Biblisches und Homerisches in Schillers Jungfrau von Orleans" (Gosches Archiv 1871/72, II S. 179—97) und „Homerisches in Schillers Tell" (ebd. S. 544—46). — Eine wenn auch nicht erschöpfende Zusammenstellung Homerischer Phrasen bei Schiller findet sich auch in Ludw. Rudolphs Schillerlexikon (Berlin 1869) I S. 416 ff.

In einer prächtigen Studie: „Schiller und Plutarch" (Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1898, I S. 351—64 u. 418—31) eröffnet uns K. Fries einen Blick in den bisher in diesem Umfang noch nicht geschauten Einflufs Plutarchs auf Schillers Produktion. Die Räuber, Fiesko, Don Carlos, die historischen Schriften, manche Gedichte sind voller Reminiszenzen an Plutarch. Die philosophisch-historischen Studien zerrissen „das Band, das den Dichter solange mit Plutarch verbunden hatte". „Das römische Bürgerideal hatte einem höheren weichen müssen, dem Ideal des Schönen" (S. 429). Der Dichter des Wallenstein ist ein anderer geworden, wenn auch dann und wann noch die alte Jugendliebe zu Plutarch auftaucht. — Das Themistoklesfragment „beruht stofflich ganz auf den letzten Kapiteln der Plutarchischen Themistoklesbiographie".[1])

Zu den Lieblingsautoren Schillers gehörte schon in früher Jugend neben Plutarch Vergil. Dessen Einflufs auf des deutschen Dichters Werke ist auch unverkennbar. Osc. Brosin beleuchtete zuerst (Schnorrs Archiv 1878/79, VIII S. 518 ff.) in eingehender Weise dieses Verhältnis und nahm die meisten Parallelen auch in seine Vergilausgabe auf. — Auch in Th. Oesterlens Studien zu Vergil und Horaz (Tübingen 1885) findet sich ein Abschnitt: „Vergil in Schillers Gedichten" (S. 6—15), in dem aber nicht selten Parallelen weit herbeigeholt erscheinen. — Hauff Gustav greift das dankbare Thema wiederum auf in seiner Studie: „Schiller und Vergil" (Zeitschrift für vergl. Literaturgesch. N. F. I [1887/88] S. 46—71), wendet sich „gegen die krankhafte Sucht, überall eine Abhängigkeit der neueren Schriftsteller von den älteren zu wittern, kritisiert Brosins und Oesterlens Parallelen im ganzen richtig und fügt einige neue schlagende Parallelen bei.

Von demselben Gesichtspunkt aus sind Paul von Boltensterns Cösliner Programme (1894 u. 1900) geschrieben: „Schillers Vergilstudien", die eine Zusammenfassung und Nachprüfung der früheren

[1]) Der Aufsatz: Schiller und Plutarch (Beil. zur Nationalz. 1902 Nr. 10 von C. F.), mir unzugänglich, scheint ein Auszug der obigen Studie vom gleichen Verf. zu sein.

Arbeiten geben. Er beschränkt sich auf solche Zeugnisse, „die uns teils in Schillers eigenen Übersetzungsversuchen, teils in seinen wörtlichen Anführungen von Vergilstudien vorliegen, aus seinen Dichtungen dagegen nur die Stellen, die ganz unwiderleglich und unmittelbar auf Vergil zurückzuführen sind". Im 2. Teil führt er dann Hauffs Ansätze, die gleichartigen Äufserungen beider Dichter aus der Ähnlichkeit der Geistes- und Weltanschauung zu erklären, des näheren aus.

Schillers Beziehungen zu Horaz, die bisher noch keine Würdigung erfuhren, behandelt E. Stemplinger in dem Schillerfestheft der Studien zur vgl. Littgesch. 1905. Nachdem die gelegentlichen Zitate und Anspielungen auf Horaz in Schillers Briefen und prosaischen Werken aufgezählt sind, folgen die horazischen Reminiszenzen in Schillers Dichtungen. Es ergibt sich, dafs Schiller als sentimentalischer Dichter zu Horaz, „dem noch nicht erreichten Muster" und sehr „wahren Stifter" dieser Dichtungsart sich hingezogen fühlt, während Goethe, der Dichter der naiven Empfindungsart, dem reflektierenden Horaz fast alle Poesie abspricht.

Die Einwirkung antiker Dichter und Prosaiker auf Schillers Schöpfungen hat somit vielseitige Erörterungen erfahren und zeigt sonnenklar, wie sehr Schillers poetisches Schaffen von dem Geiste des Altertums durchtränkt war.

Noch eine andere Seite der Tätigkeit Schillers, die mit der Antike verknüpft ist, ist zum Schlusse zu betrachten, ich meine seine Übersetzungen antiker Dichtwerke.

Nachdem Fr. Jonas (Schnorrs Archiv VII S. 195 ff.) Schillers Übersetzungen aus Euripides in Kürze erörtert, unterzog der Zisterzienserpater Rud. Schmidtmayer „Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides" (Progr. Budweis, Staatsg. 1890. 1891 u. 1892) einer umfassenden Untersuchung. Nach Erörterung der Vorgeschichte der Schillerschen Übersetzung und der griechischen Sprachkenntnisse des Übersetzers stellt er im 1. Teil fest, dafs die „Nachdichtung" durch Nichtbeachtung der Originalform und besonders durch Anwendung des Reims in den Chorliedern des antiken Charakters entbehrt. Im 2. Teil bespricht er tadelnd Schillers eigenmächtige Kürzung des Schlusses, ferner die Breite der Wiedergabe, die unrichtige Auffassung einzelner Partien und kommt zum Schlusse, dafs Schiller das Originaldrama nicht eingesehen hat. Im 3. (sehr kurzen) Teil ist das Behandelte zusammengefafst; Barnes, Brumoy, Prevost waren Schillers Quellen.

Auch Schillers Aeneisübertragung erfuhr Einzeluntersuchungen. Auch hier eröffnete Fr. Jonas (Schnorrs Archiv VII S. 201 ff.) den Reigen mit knappen, aber gediegenen Ausführungen. Mehr ins einzelne geht Neuhöffer Rud.: „Schiller als Übersetzer Vergils" (Progr. Warendorf, Gymn. L. 1893). Er tadelt hinsichtlich der Metrik die Lizenzen, die sich Schiller in der Stanzen- und Reimform gestattet, findet ferner, dafs jener auch in der sprachlichen Form häufig die

nötige Sorgfalt vermissen läfst. Der gewählte Rhythmus und Reim wirken oft schädlich auf die Übertragung ein. In einer genauen Analyse der Übersetzung (S. 13—41) werden diese Beanstandungen im einzelnen zu erweisen gesucht. — Zur Lobpreisung Schillers dagegen kommt Herm. Dettmer in seinem Hildesheimer Programm (1899): „Zur Charakteristik von Schillers Umdichtungen des Vergil". Er beschränkt sich auf eine Prüfung der Verskunst und Sprache Schillers und behauptet, Schillers Sprache habe den Vorzug gröfseren Schmucks und sinnlicher Pracht, ferner habe er durch Mannigfaltigkeit der Verskunst, durch Ausnutzung der Eigentümlichkeiten des Versbaues, Rhythmus und Wohlklanges alles Fremdartige verwischt und dadurch das Ideal einer Übersetzung erreicht.

Schiller war zeitlebens rastlos bemüht die theoretischen Ansichten des Altertums und dessen vornehmste Kunstwerke auszubeuten. Er lernte an der Antike zunächst die moralische Gröfse schätzen, dann das Mafsvolle und Natürliche achten und fand in der Totalität der griechischen Bildung das Idealziel. Neben dem Umgang mit Goethe verdankt Schiller auch dem Studium der antiken Poesie den mehr und mehr zunehmenden Einschlag des naiven und realistischen Elementes in seine von Natur aus sentimentalische Empfindungsweise. Wir dürfen Cholevius unbedenklich zustimmen, wenn er behauptet, dafs Schiller „sich ohne die Hilfsmittel, welche ihm die antike Welt darbot, nicht zu seiner Höhe emporgeschwungen" hätte (S. 217).

München. Eduard Stemplinger.

Pädagogisch-didaktische Zeit- und Streitfragen in der neuesten Beleuchtung, besonders in den Schriften W. Münchs.

> „Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Kapitalfehler entdecken können. Einer ist, dafs ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte . . . der andere, nahe verwandte Fehler ist, dafs ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft verwenden mochte, als dazu erfordert wird."
>
> Goethe (Italienische Reise).

Ein Aufsatz mit dem Titel, der ungefähr den Inhalt der ganzen Zeitschrift kennzeichnet, erscheint als ein unförmliches Gebilde. Indes entspricht es den Bedürfnissen der Leser doch mehr, diesen Polypen von Inhaltsangaben, Beurteilungen, mit Bei- und Nachträgen leibhaftig vorzuführen als die disiecta membra in der Form von Einzelrezensionen zu bieten, zumal da die zur Besprechung vorliegenden Bücher sich eben doch zu einer gewissen Einheit zusammenschliefsen oder wenigstens als neue Scheinwerfer zur Beleuchtung unseres ganzen Gymnasialgebietes ihre Dienste tun.

Wer die Fülle der Literatur bis zum letzten Jahre (1903) zu überblicken ein Verlangen trägt, der nehme „Die Jahresberichte über das höhere Schulwesen von C. Rethwisch, XVII. Jahrgang 1902 (Berlin, Weidmann 1903, 16 Mk.) zur Hand. Der stattliche Band — es sind VIII und 796 Seiten, wenn ich die Sonderpaginierungen der 16 (bzw. 17) Abschnitte richtig zusammengezählt habe — führt uns wie die früheren Jahrgänge die Publikationen aufs genaueste vor und zwar berichtet nach der kurzen Einleitung von Rethwisch über die Beibehaltung der Schulprogramme I. K. Erbe über Schulgeschichte, II. L. Viereck über Schulverfassung, III. H. Petri über protestantische und IV. J. Nep. Brunner über katholische Religionslehre; V. R. Jonas über Deutsch (73 S.), VI. H. Ziemer über Latein (70 S.), VII. A. v. Bamberg über Griechisch, VIII. und IX. der für H. Löschhorn neugewonnene Referent Professor Dr. E. Hausknecht (in Kiel) über Französisch und Englisch, X. P. Pomtow über Geschichte, XI. H. Engelmann über Erdkunde, XII. A. Thaer und K. Weise über Mathematik, XIII. K. Matzdorff, K. Weise und E. Loew über Naturwissenschaften (85 S.), XIV. E. Flinzer über Zeichnen (XV. Gesang fehlt), XVI. J. Küppers über Turnen und Gesundheitspflege. Das 85 Seiten füllende Schriftenverzeichnis (nach den 16 Gruppen, innerhalb der Gruppen nach dem Alphabet) läfst die unheimliche Rührigkeit auf dem Gebiete der Schulliteratur erkennen.[1])

Eine sehr handliche und zumeist verlässige Zusammenfassung der neueren und neuesten Literatur zur lateinischen Schriftstellerlektüre gibt Hugo Mužik in seinem Büchlein „Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den lateinischen Schulklassikern“, Wien und Leipzig, 1904. 160 S. Er zählt nicht blofs die Schriften zu den Autoren auf (Nep., Curt., Caes., Liv., Ov., Cic., Sall., Verg., Tac., Hor. Phaedr., Plaut., Ter.), sondern gruppiert auch die Literatur über das Übersetzen (S. 64—66), über die Realien im Gymnasialunterricht, über Anschauungsmittel, über Archäologie und Gymnasium, über „Kunst und Gymnasium“, über die Topographie von Rom, Athen, Olympia, Pompeji u. a., über Kunstgeschichte, über Kulturgeschichte u. a. m. Erwünscht wäre es gewesen, wenn Mužik durch kurze beurteilende Bemerkungen eine engere Auswahl erleichtert hätte.

Wer eine erquicklichere zusammenhängende Lektüre für das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen wünscht, dem sei die dritte verbesserte Auflage der Didaktik als Bildungslehre von Otto Willmann (Braunschweig 1903, I. Bd. 435 S., 6.50 M.,

[1]) Inzwischen — obiger Aufsatz ist vor einem Jahr geschrieben — ist der XVIII. Jahrgang der Jahresberichte erschienen, Berlin, Weidmann 1904. Das Schriftenverzeichnis nimmt 98 Seiten ein. An dieser Stelle sei nur hingewiesen auf den Bericht über Latein von H. Ziemer, über Geschichte von dem inzwischen verstorbenen P. Pomtow und über Erdkunde von dem neuen Berichterstatter F. Lampe. Der 18. Jahrgang reiht sich seinen Vorgängern würdig an.

II. Bd. 605 S., 7.50 M.) empfohlen, in welcher der unermüdliche, feinfühlende und feindenkende Verfasser seine Werke „Geschichte des Idealismus" und „Philosophische Propädeutik", sowie zahlreiche von ihm in Handbüchern oder Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten (Artikel, Lehrproben und Aufsätze) verwerten konnte. Dieser verbesserten dritten Auflage gedenke ich später noch eine gesonderte Besprechung zu widmen.

Wer sich rasch über eine pädagogisch-didaktische Frage, insbesondere ihren jetzigen Stand orientieren will, der sei wiederholt an die eben erscheinende zweite Auflage von Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik erinnert, dessen ersten und zweiten Halbband ich in diesen Blättern bereits besprochen habe.

Wer sich über den Stand des höheren Schulwesens in dem gröfsten deutschen Bundesstaat, in Preufsen, unterrichten will, wird den verlässigsten Aufschlufs finden bei W. Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preufsen,[1]) Halle 1902, gr. 8°, 436 S. In 26 Abschnitten wird von kompetenten Fachleuten behandelt: I. Geschichtlicher Rückblick von C. Rethwisch, II. Das Prinzip der Gleichwertigkeit der drei Formen der höheren Schulen von F. Paulsen, IV.—VIII. Die Berechtigungen von W. Lexis, IX. Der Unterrichtsbetrieb im allgemeinen von M. Heynacher, X.—XVIII. Der Unterricht in den einzelnen Fächern (Lateinisch — Waldeck, Griechisch — v. Wilamowitz, Deutsch — Lehmann, Französisch und Englisch — Mangold, Geschichte — Neubauer, Erdkunde — Wagner, Mathematik — Klein, Naturwissenschaften — Norrenberg, Zeichnen — Pallat), XIX. Körperliche Übungen und Schulhygiene von Wickenhagen, XX. Reformanstalten von Reinhardt, XXI. Die Nichtvollanstalten von Halfmann, XXII. Vielheit und Einheit im Unterrichtswesen von Lehmann, XXIII. Ausbildung des höheren Lehrerstandes von Fries. XXIV. Die äufsere Lage der Lehrer an den höheren Schulen von Tilmann. Statistische Übersichten und ein Literaturverzeichnis (auch für die einzelnen Fächer) von Horn schliefst den stattlichen Band ab.[2])

Unter den Referenten vermifst man einen Schulmann und Gelehrten, dessen vielseitige Schriften in den letzten zwei Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Fachgenossen mehr und mehr auf sich zogen: Wilhelm Münch, früher Direktor des Realgymnasiums in Barmen, jetzt Professor der Pädagogik an der Universität Berlin und vortragender Rat im Kultusministerium. Seine drei neuesten Werke mögen uns einen Einblick in den Bestand und Geist der höheren Schulen Preufsens und der Nachbarstaaten und in die Gedanken, Wünsche und Befürchtungen eines namhaften Vertreters geben. Ich lade den Leser ein, mir auf einem Gang durch die Bücher zu folgen.

---

[1]) Die interessanten Verhandlungen über Fragen des höheren Schulwesens sind 1901 erschienen.

[2]) Von dem grofsen vierbändigen Werk „Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich", welches W. Lexis aus Anlafs der Weltausstellung in St. Louis unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgab (Berlin 1904), interessiert uns zunächst Band II „Die höheren Lehranstalten und das Mädchenschulwesen im Deutschen Reich" von C. Rethwisch, R. Lehmann, G. Bäumer·

1. Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Von Wilhelm Münch. Berlin 1903. Reimer. 8°, X, 537 S. Preis brosch. 10 M.

„Der denkende Künstler ist noch eins so viel wert."
Lessing, Em. Gal. 1, 4.

Ein Mahnruf aus dem sicheren Port der Familie, wie L. v. Sybels besonnene „Gedanken zur Gymnasialsache", oder ein Leit- und Lenkwort von der hohen Warte des praktischen Unterrichtes fördern den Schulmann und die Sache der Jugendbildung mehr als das wirre Durcheinander der Stürmer und Dränger, als die leidenschaftlichen Angriffe und Abwehren mit viel Knall und Rauch, aber ohne merkliche Wirkung. W. Münch ermöglicht uns in seinem neuen Werke „Geist des Lehramts" einen Rundblick über die Gefilde, Einöden und Rodungen, über Strafsen und Wege, auch Irrwege der Erziehung und des Unterrichtes. Die Darstellungsart Münchs ist den meisten Lesern dieser Blätter durch seine Aufsätze und Vorträge längst bekannt: Über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst, Über Menschenart und Jugendbildung u. a. Auch der „Geist des Lehramts" ist aus einigen Vorträgen entstanden, die sich zu einer Einheit zusammenschliefsen, was der Verfasser von vornherein beabsichtigt hatte. Es ist kein Handbuch der Pädagogik, keine Gymnasialpädagogik im gewöhnlichen Sinn und in der gewöhnlichen Form, es ist ein Buch, in dem Erfahrungen und Erwägungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens so verwoben und doch so übersichtlich gruppiert erscheinen, dafs jeder Lehrer, besonders der gegen die „Methodenreiterei" eingenommene Anfänger einen vielseitig sachkundigen und dabei nicht aufdringlichen Führer findet. Der zart polemische Zug, den Münch selbst seinem Buch in der Zukunftspädagogik (1904 S. 152) vindiziert, wird nicht störend empfunden. Was für eine Gedanken- und Lebensfülle — des Verfassers und anderer — in einem solchen Werke steckt, kann wohl nur der annähernd richtig ermessen, der sich wie Münch durch Freud und Leid des praktischen Schulmannes zu einem ähnlich hohen Standpunkt emporgearbeitet hat. Gerade der Anfänger vermifst darum zunächst die kleinen Reize der Darstellung, packende Exempel und ergötzliche Anekdoten aus dem didaktischen Erdenleben, schillernde Antithesen, schwungvolle Perioden, präparierte Schlagwörter, Anwürfe nach oben, Komplimente nach unten, Stiche durch die Hecke gegen Andersgläubige; bei Münch ist hier wenigstens alles — fast alles ruhige Abwägung, sorgsame Verteilung von Licht und Schatten, so dafs manches „Wenn auch, Obschon, Trotz der berechtigten Anschauung, Freilich", dem Leser unter der Hand wieder zu nehmen scheint — aber blofs scheint! —, was der „ministerielle" Verfasser bietet.

Den meisten Lesern möchte ich empfehlen, einzelne von den letzten der 16 Kapitel zuerst zu lesen (XI. Methode des Unterrichts, XII. Technik des Unterrichts, XIII. Zur Kunst des Unterrichts u. a.); für die kritische Übersicht über den reichen Inhalt möchte ich

die Anordnung des Verfassers, die ihm freilich selber nicht durchaus einwandfrei erscheint, beibehalten.

Der Charakter des Amtes (I S. 1—43) wird von Münch schärfer und deutlicher gezeichnet als sonst. Das Verhältnis des Lehrers zur Öffentlichkeit ist ein anderes als vordem. Was der Lehrer in der Schule und in der Gesellschaft leisten soll und beanspruchen darf, wird mit mafsvollem Urteil dargestellt. Zur Hebung des Standes müsse zunächst der einzelne das seinige tun, doch lasse sich von einem gewandelten Zeitgeist Besseres erwarten. — Vom Wesen der Erziehung (II S. 44—81) mufs auch der Lehrende (διδάσκαλος) eine klare Vorstellung haben; ein geschichtlicher Überblick lehrt uns den Wandel der Zeiten auch in dieser Sache. Die bestimmenden Gesichtspunkte für die öffentliche Erziehung im 19. Jahrhundert (sozial, individuell, ideal, kulturell u. a.) werden geprüft, ebenso die Gegensätze, Halt und Wert sowie die Grenzen der Macht und des Rechts der Erziehenden. — Der Charakter der Erziehung (III S. 82—110), inwieweit er naturgemäfs oder zeitgemäfs zu gestalten sei, ob er praktisch oder standesgemäfs, ob er sozial, ob er individualistisch, ob er national, ob er christlich sein müsse, wäre wie das Wesen der Erziehung aus der Geschichte und den Bildungszielen der Hauptmittelschularten noch genauer zu bestimmen. — Vom Objekt der Erziehung (IV S. 111—154) hat nicht immer der die geläutertsten Vorstellungen, der lange mit der Jugend zu tun hat; wie man den Satz docendo discimus auch umkehren kann in den Erfahrungssatz „Durch Lehren verlernen viele", so lernen nach Münch manche im Umgang mit der Jugend die Jugend verkennen; der Lehrer mufs Herz und Auge offen haben, mufs jung bleiben, mufs insbesondere durch richtige Pflege des Spiels (S. 119/20 und S. 131 ff. — es ist das eine wichtige und charakteristische Partie —) und des Gemeinschaftslebens die jugendliche Seele erfassen und lenken, mufs die Unterschiede der Jahre mit ihren Interessen, des Standes und Geschlechtes, der Begabung, des Gesundheitsstandes bei der ganzen Erziehung zur Richtschnur nehmen. Von dem Kapitel V „Hauptwege der Erziehung" (S. 155—167) sei besonders die Dreiheit, die in den Augen Münchs die Erziehung als Ganzes darstellt, herausgehoben, nämlich Pflege, Zucht, Lehre mit den weiteren Ausführungen S. 158 ff. — Die Mittel der Erziehung im einzelnen (VI S. 168—220) sollten dem Anfänger im Lehramt bald und gründlich vertraut sein; Münch will und wird ihm hier besonders ein erfahrener Ratgeber sein (S. 169). Über Autorität, Gebot, Verbot, Warnung, Drohung, Strafe u. a. wird ebenso eingehend wie treffend gehandelt; „alles, was als zufällig persönlich fühlbar wird, heifst es z. B. S. 174, wechselnde Laune, Willkür der Bestimmungen, heftiges Geltendmachen kann nur vorübergehend die Wirkung der Autorität haben, wird aber deren Wirksamkeit im ganzen erschüttern". Das Kargen mit der Anerkennung sei ein Erbfehler der deutschen Lehrer; mit dem Tadel solle sich in geeigneter Form ein Lob verbinden. — Auch die innere Organisation der Erziehung (VII S. 221—261), die körperliche Erziehung „als Gewöhnung und Unter-

werfung, als Bewahrung, als Ertüchtigung" und die Bildung der Seelenkräfte[1]) (des Willens, dieses ganz besonders bei uns Deutschen, des Gefühls, des Intellekts) mufs dem Lehrer klar vor Augen stehen, wenn er seinen Unterricht nicht auf einzelne Stunden und Stoffe ohne Rücksicht auf das Ganze zuschneiden soll. — Der Abschnitt VIII „Zur äufseren Organisation der Erziehung" (S. 262—317) scheint zumal für den Anfänger weniger nötig zu sein, enthält aber Weisungen, die in jeder Lage wertvoll sind. Über die Bewegung während der Pausen stimmt Münch mit dem Usus am Maxgymnasium in München überein: „dafs die Schüler, die jüngeren namentlich bis zum Übergangsalter, sich nach dem Zwang der Lektionen und der Passivität der Haltung nach Lust tummeln, darf weder Anstofs geben noch gewehrt werden, nicht um der Unbequemlichkeit willen, die der Lärm verursachen mag, und nicht um des Ideals von Wohlerzogenheit willen, das manchen deutschen Pedanten noch vorschwebt" (S. 291, vgl. Ed. Démolins in Münchs Zukunftspädagogik S. 80 f.). Auch im Unterricht mufs nach Münch ein gewisser Rhythmus herrschen, der zeitweilig ein erhöhtes Anspannen der Kräfte erfordert, bei völliger Gleichmäfsigkeit der Anforderungen an die Arbeit aber ausgeschlossen ist" (S. 297).

Mit dem Abschnitt IX (S. 318—341) „Wesen des Unterrichts" setzen die Erörterungen ein, die der Lehrer, besonders der Anfänger auszunützen immer wieder Gelegenheit findet. Eine Besprechung synonymer Wendungen „lehren — unterrichten, doceo — instituo, enseigner — apprendre, (lehren — anlernen") leitet die begriffliche Feststellung ein. Die Forderung, der Unterricht solle „erziehend" sein, wird auf ihr richtiges Mafs zurückgeführt. Die psychologischen, anthropologischen, kulturellen Grundlagen des Unterrichts werden untersucht; bei den psychologischen seien besonders Aufmerksamkeit (S. 324 ff.) und Interesse hervorgehoben; „aller Unterricht mufs in die Bildung von Interesse ausmünden", fordert Herbart mit Recht. Zur Organisation des Unterrichts (X S. 342—363) nehmen naturgemäfs die Spezialvertreter der einzelnen Fächer eine mehr persönlich interessierte Stellung ein. Der Kampf um die alten Sprachen tobt seit Jahrzehnten in den Nachbarländern noch heftiger als in Deutschland, doch hat auch hier die Gleichstellung der Schulgattungen den gehofften Frieden nicht gebracht (s. Hum. Gymn. 1904 S. 10 ff.)[2]). Münch gibt (S. 343) eine Übersicht über die Ansprüche der verschiedenen Bildungszweige und prüft ihr Bildungsgewicht. Richtig ist, dafs mit Schlagwörtern wie „multum, non multa" auch Spiegelfechterei getrieben werden kann — so ergibt sich aus Quintilian selbst (inst. or. I 12) eine Umkehrung der Forderung; dafs im Aufbau des Lehrplans die Fächer

[1]) Vgl. dazu den Abschnitt „Was ist deutsche Erziehung?" in Münchs Buch „Aus Welt und Schule", besonders S. 86 ff.

[2]) Auf den ebenso ruhigbesonnenen wie weitblickenden Vortrag Ad. Harnacks Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit" (Berlin, Weidmann 1905, 22 S.) hat Parrow („Das Gymnasium als Hindernis der Schulreform") in einer Weise geantwortet, dafs die vernichtende Kritik, die Münch Zukunftspädag. S. 220 über solche Gegenwartsmenschen fällt, ihn vor anderen trifft.

nicht mit dem gleichen Gewicht in die Wagschale fallen, das sie als Wissenschaften beanspruchen dürfen oder beanspruchen — so Geographie —; aber dafs die Dreiheit von Zwecken, den Schülern stofflich auszustatten, formal zu schulen, ideal zu bilden jedem Unterrichtsgegenstande innewohne, kann doch nur mit dem stark beschränkenden „Irgendwie“ (S. 346) zugegeben werden. Die Sprachen mit ihren literarischen Erzeugnissen sind und bleiben Bildungsmittel erster Ordnung. Die Fragen der Aufeinanderfolge der Fächer (Sukzession) — die Organisationen stimmen mehr für das Nebeneinander, Didaktiker für das Nacheinander —, der Propädeutik — nicht blofs in der Philosophie —, der Konzentration (Beschränkung und Dichtigkeit von Stunden), der Lückenlosigkeit, mit der auch Unfug getrieben wird, des Stundenplans u. a. finden eine sachgemäfse Erledigung. Eines sei noch besonders herausgestellt, weil es ein Vorzug der bayerischen Schulverfassung ist, an dem aber jetzt schon manche unvorsichtige Hand rüttelt: das Ordinariensystem. Die Vereinigung verschiedener Lehrfächer in der Hand desselben Lehrers ist nach Münch (S. 357) nicht blofs das nächstliegende, sondern auch am sichersten wirksame Mittel der Konzentration: „Nicht blofs, dafs hierdurch die Möglichkeit zum Spinnen von Verbindungsfäden (dem Hinübersehen aus einer Scienz in die andere, wie Lessing es ausdrückte) sehr erhöht wird, auch zeitweilige Kombination der verfügbaren Stunden für ein geschlossenes Gebiet hinzukommen mag, sondern die Einheit der Person des Lehrers bewirkt schon an und für sich, dafs der Zusammenhalt in der Seele des Schülers besser gesichert ist. Auch in der „Zukunftspädagogik“ wird S. 205 ff. die verbindende Organisation des Wissensstoffes angelegentlich empfohlen. Die Frage über „Methode des Unterrichts“ (XI S. 364—385) regt heute viele Gemüter so auf, dafs „Methodiker, Induktion, Deduktion“ für manche beinahe Parteischlagwörter werden. Sie mögen die beruhigenden und klärenden Ausführungen bei Münch nachlesen. Ähnlich wie Geheimrat von Christ in seiner Rektoratsrede 1891 (Ref. d. Univ.-Unterr. S. 10 f.) betonte, sieht Münch es als zugestanden an, dafs die Bedeutung der Methode nicht für alle Stufen gleich grofs ist, dafs sie mit der Bedeutung und Kraft der Unterrichtsstoffe abnimmt. Für die Vorführung des Neuen empfiehlt Münch im Einklang mit anderen Theoretikern die Induktion (s. bes. S. 451), doch sei eine vollständige Sammlung aller Einzelfälle wie in der Wissenschaft nicht erforderlich. Die Deduktion habe bei der Einübung ein weites Feld. Was der Schüler finden kann, fordert Münch mit Recht, soll nicht der Lehrer geben (S. 372). Es werden dann die verschiedenen Arten des Unterrichts (darstellend, erläuternd, entwickelnd, einübend) und des Lehrverfahrens (akroamatisch, katechetisch, sokratisch u. a.) klar dargestellt und die Herbartschen Formalstufen (S. 382 ff.) verständig gewürdigt. Das Kapitel XII „Technik des Unterrichts“ enthält, wie schon oben berührt wurde, das für den Anfänger Notwendigste; die Hausregeln[1]) über

[1]) Solche bietet in knapper Fassung O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk z. B. S. 31 ff.

Vortrag des Lehrers — Münch glaubt nicht mit Unrecht, dafs ein ergreifender Vortrag auch für längere Zeit, als man jetzt für gut zu halten pflegt, die Aufmerksamkeit fesseln kann —, über die Behandlung von Anschauungsmitteln (minderwertige Partie), über zusammenhängende Leistungen der Schüler, über Frage und Wiederholung, über den Klassenunterricht (Beherrschung, Haltung, Tempo). Musterleistungen von seiten des Lehrers — z. B. für einen deutschen Aufsatz — sollten noch öfter geboten werden. Das gehört aber m. E. zum folgenden Kapitel (XIII), „Zur Kunst des Unterrichts" (S. 404–426). „Lehre trotz aller Regulierung, trotz aller Planmäfsigkeit doch natürlich, der Natur gemäfs, deiner und der Schule und des Stoffes entsprechend." Das ist leicht gesagt, aber schwer durchzuführen. Was Münch hier bietet, sind meist feine Bemerkungen über Anschaulichkeit, Lebendigkeit, über interessanten Unterricht, über Lesen, Rezitieren, Erzählen, Schildern, Beschreiben, Erläutern, Entwickeln, Übersetzen, Korrigieren, Prüfen u. a., aber der Stoff war zumeist mit dem Kapitel „Technik des Unterrichts" zu verweben. Poeta nascitur gilt auch für den pädagogisch-didaktischen Schöpfer. — In den Hauptfragen des Fachunterrichts bekundet der Neuphilologe Münch eine klare Umschau und einen tiefen Einblick in die Eigenart der Fächer: Naturgeschichte — richtiger: Naturkunde —, Geographie, deren enge Verknüpfung mit der Geschichte ihm sein Kollege Hermann Wagner kaum zugestehen wird, Mathematik, Physik; dann Geschichte, Religion — protestantische und katholische —, Deutsch — auch für eine literaturgeschichtliche Orientierung (S. 449) stimmt Münch — fremde Sprachen: induktives Verfahren — Sprechen — Herüber- und[1]) Hinübersetzen — gute deutsche Übersetzung; „aber die Aufgabe der guten Übersetzung darf doch nicht letztes Ziel werden, darf nicht von der lebendigen Auffassung des fremden Textes hinwegführen" (S. 451); die Abwägung des Bildungswertes der alten und der modernen Sprachen ist diplomatisch vorsichtig, eine gewisse Vorliebe für die neueren ist aber fühlbar und begreiflich (vgl. indes unten die Stelle aus der Zukunftspädagogik). Mancher Wink für den altsprachlichen Unterricht (Homer nicht ganz zu lesen, Beachtung der antiken Kunst) ist nicht neu, soll nicht neu sein, aber beachtenswert. Der Gedanke (S. 455), dafs den Schülern tunlichst ein Einblick ins Hebräische und damit eine schätzenswerte Bereicherung ihres sprachlichen Gesichtskreises zu geben sei, erscheint mir nach meinen

[1]) Vgl. die Ausführungen von B. Uhlemayr, Beil. zur Allg. Zeitung 1904 Nr. 74, der in Übereinstimmung mit einer grofsen Anzahl bayerischer Neuphilologen für die Abschaffung der Übersetzung in eine fremde Sprache als Zielleistung bei den Prüfungen eintritt. Diesem gefährlichen Vorschlag hatte kurz vorher Christoph Beck durch seinen Warnruf „Videant consules!" (Nürnberg 1904, Koch) vorzubeugen gesucht. Auf diese sehr beachtenswerte Broschüre, sowie auf die ganze Frage, die Neudecker und besonders Chr. Wirth auch für unseren Verein zur aktuellen gemacht haben — durch Übertreibungen und Einseitigkeiten, soll später zurückgekommen werden, wenn nicht die Ergebnisse der Versammlung des Bayerischen Gymnasiallehrervereins in Würzburg 1905 es überflüssig erscheinen lassen.

Erfahrungen sehr der Beherzigung würdig. Über neuere Sprachen spricht Münch als der kompetente Fachmann. Gesang, Zeichnen, Handfertigkeit, Turnen finden die gebührende Berücksichtigung. In dem Kapitel XV. Lehrer und Schüler (S. 464—482), das manche Wiederholungen von früheren Gedanken bringt und sich unschwer vertiefen liefse, erscheint der Didaktiker wie andere als Anwalt der Jugend, auch der Schülerverfehlungen (S. 481). Gut ist in diesem Abschnitt das Verhältnis des Lehrers zum Lehrbuch gekennzeichnet (S. 469.) — Aus den sonstigen Lebensbeziehungen des Lehrers (XVI S. 483—493) sei nur der Satz herausgehoben (S. 491): „Natürlich mufs man, wenn man eine geistige Persönlichkeit sein will, nicht in den starren Formen gewisser Gesellschaftsklassen aufgehen, deren Kultus zusammen mit fast krankhafter Empfindlichkeit in allen Rang- und Etikettenfragen einen so unerfreulichen Zug im gegenwärtigen deutschen Kulturleben bildet."

Wie einzelne Ausführungen des Buches nicht selten durch literarische Nachweise gestützt erscheinen, so führt ein Anhang (S. 502 bis 522) in die allgemeine und spezielle Fachliteratur ein; die Kollegen, die nicht die Bibliothek eines der pädagogischen Seminare benützen können, seien auf dieses systematische, doch nicht lückenlose Verzeichnis besonders aufmerksam gemacht. Ein reiches Register schliefst das gefällig ausgestattete, korrekt gedruckte Buch „Geist des Lehramtes" ab.

Wenn man (s. Beilage zur Allg. Zeitung 1903 Nr. 214) die Praktische Pädagogik von Matthias als eine irenische Pädagogik für höhere Schulen bezeichnet hat, so verdient W. Münchs Buch, das oft besprochen und dabei natürlich vielfach mit Jäger, Schiller, Schrader, Matthias u. a. in Vergleich gesetzt wurde, erst recht diese Bezeichnung, wenigstens dem Tone nach: Es ist hier nicht Jägers Naturwüchsigkeit und Ironie, nicht Schillers dogmatische Sicherheit und Paragraphenkälte, aber auch nicht Schraders Ethos; es herrscht ein vorsichtiges Abwägen des kenntnis- und erfahrungsreichen, philosophisch konstruktiven Pädagogen, doch verdichtet sich die Darstellung oft zu manchem Kernwort und Merksatz. Sachlich sind die Forderungen, auf grund deren Münchs Geist des Lehramts regieren soll, zahlreich und schwer. Hier sei mir ein Wort gestattet über die wachsende Literatur der Anweisungen[1]) etc. Der gewissenhafte Lehrer der jetzigen Mittelschulen weifs bald vor lauter „Mufs" und „Soll" nicht mehr, wo hinan und wo hinaus, zumal wenn er Ordinarius ist und Deutsch, Lateinisch, Griechisch, Geschichte, Geographie, ev. noch eine moderne Sprache, Arithmetik, Naturkunde oder Stenographie zu geben hat und ihm aufser den pädagogisch-didaktischen Weisungen der Behörden und der nörgelnden Kritik des Publikums[2]) noch die fachmännischen Rufe „Unwissenschaftlich!", „Veraltet!", „Überholt!" wie Kinder der Sorge umschweben. Es geht dann voraus-

[1]) Konkrete, stichhaltige Durchführungen im Deutschen, in der Geschichte, in den Sprachen sind verhältnismäfsig selten, weil schwerer.

[2]) s. W. Münch, Neue pädagogische Beiträge S. 155 (Nachlese).

sichtlich wie bei überspannten Forderungen an die Schüler: der Pflichteifrige oder zu Ängstliche wird überreizt, der Bequeme und Nachlässige findet Grund, noch weniger zu tun. Der Körper des Lehramts, der Körper des einzelnen und der Gesamtheit, den der Geist nicht blofs als Wohnung benötigt, verdiente als Gegenstück zu Münchs Geist des Lehramts eine lebensvolle Darstellung, wie er ist und wie er sein soll. Auch Fr. A. Wolf stellte neben die Hauptforderung „Habe Geist!" die ergänzende „Sei gesund!"

2. Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Von Wilhelm Münch. Berlin 1904. Reimer. 8°, 269 S. Preis 4 M.

„Nulli sua forma manebat,
Obstabatque aliis aliud, quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus".

Diese Ovidische Schilderung des Chaos entspricht dem Bild der sich entwickelnden Zukunftspädagogik, das uns Münch in einem neuen Buch entrollt. Der Nebentitel, Utopien, Ideale, Möglichkeiten, deutet das besser an als der bequemere, aber irreleitende Haupttitel. Es wird nicht ein fest umschriebenes, einheitlich geplantes Erziehungs- und Unterrichtsprogramm vorgelegt, sondern der geist- und kenntnisreiche Verfasser orientiert den Leser in gewandter und gefälliger Darstellung darüber, was Stürmer und Dränger und mehr oder minder fortschrittliche Fachgenossen von der Schule — meist schwebt das Gymnasium vor — und von den Lehrern im letzten Jahrzehnt gefordert haben. Die Berichte sind durchwoben von Kritiken und Erwägungen des Verfassers, denen im zweiten Teil, S. 154—269, „praktische Ausblicke" folgen. „Eine vermittelnde Stellung zwischen der absoluten Schätzung und der skrupellosen Preisgabe, sagt Münch S. 215 wohl zur Charakterisierung seines persönlichen Standpunktes, wird nun doch bei vielen angetroffen, obwohl andere immer wieder die Forderung erheben, dafs man sich in einem unbedingten Sinne für oder gegen das Recht der alten Sprachen zu erklären habe, wobei dann derjenige die Andeutung von Mattheit, Unklarheit, Mutlosigkeit oder Halbheit gewärtigen mufs, der nicht mit lautem Schalle in das eine der extremen Lager einschwenkt". Der Vorwurf des Lavierens wird denn auch dem Verfasser gemacht, z. B. von dem Rezensenten in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904 Nr. 36.

Ich möchte den Lesern empfehlen, bevor sie die Schwächen der Schrift bemängeln, sich mit dem reichen Inhalt vertraut zu machen. Im literarischen Umblick (S. 7—153) geht das Kühnste, das Radikalste voraus, nach ihm kommt das Mafsvollere und Praktischere zu Wort. Den Reigen eröffnet die Schwedin Ellen Key. Ihr bekanntes Buch „Das Jahrhundert des Kindes" (1902) läfst an den Lehrern und Erziehern von heute kaum ein gutes Haar. Schlagworte zu fabrizieren, wie „die Erziehung soll in der Zukunft eine unendlich

viel einfachere und zugleich unendlich viel schwerere Kunst sein als sie jetzt ist", darf man wohl auch als „mifsbrauchte Frauenkraft"[1] bezeichnen, über die uns die schwedische Schriftstellerin neuestens aufklärt. — Der Pariser Bibliotheksbeamte Paul Lacombe gibt in der Schrift Esquisse d'un Enseignement basé sur la psychologie de l'enfant (1899) von englischem Muster ausgehend und mit Rousseau zufällig zusammentreffend neben manchem Verstiegenen — die Schule solle nur ein „cabinet de consultation" sein — doch nicht wenig Beachtenswertes: vorhanden sein müsse natürliches Lernbedürfnis; der Lehrer solle Interesse zeigen, Konkretes bieten; das Zusammensitzen wirke von vornherein lähmend und verdummend. — Noch ansprechender sind die Notes sur l'Education publique des vielgereisten Pierre de Coubertin (1901): Einengung und Mifstrauen machen nicht tüchtig; der Zögling soll nicht Fremdling (dépaysé) sein auf der Erde; der Geographie sollte die Astronomie vorangehen, die Geologie sich mit ihr verbinden; auch Geschichte (selbst russische), Sport, Kunst werden ausgiebig betrieben; der Schüler soll mehr Ursachen als Einzelheiten wissen. — Edouard Demolins mahnt in seiner „Neuen Erziehung" seine Landsleute, mit den Angelsachsen gleichen Schritt zu halten: Fort mit dem ancien régime! Hinaus aus der Grofsstadt! Anstalten mit 60 Zöglingen, Klassen mit 10 Schülern! Fort mit dem Druck der Autorität und der Last der Grammatik! Keine Hirnmenschen (cérébrals)! Doch wird aufser dem Entwicklungsgang der Menschheit manches andre gelernt, z. B. Englisch und Deutsch. Demolins kommt den Philanthropinen nahe. — Der Amerikaner John Dewey betont in seinem Buche School and Society (Chicago 1900) die Notwendigkeit sozialer Gesichtspunkte für die Erziehung: Entwicklung des Sinnes für gemeinsames Leben, Entfaltung der Triebe (social instinct, constructive instinct, instinct of investigation, expressive instinct, art instinct); er eifert gegen das Buchlernen. — Das Buch von Paul Güfsfeldt „Erziehung der Deutschen" (1890) sowie das von Hugo Göring „Die neue deutsche Schule" (1890) ist den Lesern wohl dem Hauptinhalt nach noch in Erinnerung, schon wegen der Schlager wie: „Der Götzendienst mit Kenntnissen, eine Armee mit Schulhäusern, das Dämmerlicht einer fremden Kultur, die pädagogisch ungeschulten Philologenkohorten." — Mehr gestreift als genau gewürdigt wird von Münch die tiefgreifende, von Entrüstung durchglühte Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" (1902) des Schulmannes, gründlichen Gelehrten und vielseitigen Schriftstellers Ludwig Gurlitt, der mit Kroll Bursians Jahresbericht herausgibt: „Die Regierung ist fortschrittlicher als die Lehrerschaft; 50 % von dem Wissensballast liefsen sich streichen; die Jugend will weniger unterrichtet als angeregt sein". Ähnliche Gedanken werden in den Gesprächen der Lehrer bei uns oft erörtert. Wie Gurlitt und die meisten besprochenen ist auch Hermann Lietz in seinem Roman „Emlohstobba (Anagramm für den englischen Internatsort Abbotsholme), 1897, für Herabminderung der Wissensmasse und Stärkung des Willens durch Arbeit im Freien, auf einem Landbesitze. „Der Jüngling, der neben seinem Shakespeare, Goethe, Molière, seinem Schlosser, Emerson,

Carlyle, neben der Meſsrute, dem Fernrohr, dem Mikroskop, dem Violinbogen und dem Rechenstift auch noch Heugabel, Axt, Spaten, Fuſsball und Faust zu gebrauchen versteht, der hygienisch richtig zu leben gewohnt ist, für den die staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse seines Vaterlandes nicht böhmische Wälder sind, der dem Wind und Wetter ebenso wie der sittlichen Versuchung zu trotzen weiſs: dieser Jüngling gehört keineswegs in das Reich der Fabel, er ist das wohlerreichbare Ideal unserer Erziehung" (Zukunftsp. S. 120). Gewiſs, manch wackerer Schüler vom platten Land kommt dem jetzt schon sehr nahe, jedenfalls näher als die „Groſsstadtpennäler". — Eine Umgestaltung der äuſseren Organisation strebt Julius Baumann an in der Schrift „Volksschulen, höhere Schulen und Universitäten, wie sie eingerichtet sein sollten" (1893). Fritz Schultze „Deutsche Erziehung" (1893) [7 Jahre neue Sprachen — mit Englisch zu beginnen —, dann 3 Jahre die alten] und Paul Natorp „Sozialpädagogik" (1899) werden kurz skizziert.

Ein Stück Plato haben wir in Adolf Dörings „System der Pädagogik im Umriſs" (1894); von der Erziehung will er die dazu meist unfähigen Eltern ausschlieſsen. „Jedem Geborenen wird vom ersten Monat seines Daseins die gleiche Mühewaltung gewidmet." Ähnlich Paul Bergemann in seinem Buch „Soziale Pädagogik auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage" (1900). Die preisgekrönte Schrift des Münchener Stadtschulrats G. Kerschensteiner „Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend" (1901) — Fortbildungsschulen nach Berufsgruppen — bezeichnet auch Münch wegen ihrer Originalität als vortrefflich. Den Reigen der besprochenen Reformer schlieſst Rudolf Lehmann, der Verfasser des „Deutschen Unterricht", mit dem Werk „Erziehung und Erzieher" (1901): Deutsch Mittelpunkt (Goethe und Bismarck!) — philosophischer Abschluſs; Bedeutung des Englischen, auch mehr Kunst. Mit den etwas dürftigen „Ergänzenden Bemerkungen" (S. 152—153) beendet Münch die literarische Umschau. Es baut sich aber die Pädagogik der Zukunft doch nicht auf diesen wenigen Schriften auf, die sich mehr oder minder schroff gegen Stoff und Betrieb der Studienanstalten, besonders gegen den altsprachlichen Unterricht wenden — mehr Erziehung, weniger Wissen, mehr modern, mehr praktisch, mehr Willenskraft! —, sondern auf die positiven Verbesserungen der Lehrer des „ancien régime" und ihrer Freunde. Diese müssen für uns wichtiger sein als die geifernden Anwürfe einer exaltierten Schwedin oder die lustigen Seifenblasen eines, wie es scheint, zu wenig beschäftigten Pariser Munizipalbeamten.

Als der wichtigere Teil des Buches, als der mehr selbständige, sollte der zweite Teil „Praktische Ausblicke" (S. 154—269) zu nehmen sein, in welchem die zusammengebrachten Bausteine zu einem Neubau des Verfassers zu benützen waren, und es wird auch mancher sehr schätzenswerte Ansatz gemacht; im ganzen fühlt man aber eine Art contradictio in adiecto „praktische Ausblicke", auch bei der Durchführung in einzelnen; hier würde sich aus dem Nebentitel die Überschrift „Möglichkeiten" mehr empfehlen.

Indem Münch S. 157 noch einmal das im Bericht Gebotene über-

blickt, bezeichnet er als das Charakteristische: die Richtung auf die Anerkennung der Rechte der Jugend, im Zusammenhang mit rechtem Verständnis der Jugend, Berücksichtigung ihrer Bewegungstriebe. Schätzung auch von anderen als intellektuellen Anlagen und Leistungen. Raum für Initiative und individuelle Entwicklung. Dann, für den Inhalt der Bildung, eine gewisse Verschiebung vom Literarischen hinüber zum natürlich Lebendigen, zu reicherer Anschauung der Wirklichkeit, auch der kulturellen, von der Vorherrschaft des verstandesmäfsigen Analytischen zu besserem Gleichgewicht mit dem Leben der Gefühle, aber Verzicht auf das leicht verflachende Gleichgewicht all der „verschiedenen Studiengebiete", also ein Gegenstück zur alten „harmonischen Geistesbildung". In elf weiteren Kapiteln werden dann wichtige Seiten der künftig zu erstrebenden und möglichen Pädagogik beleuchtet: das Recht der Selbstentfaltung (andere sagen: „sich ausleben, seiner Natur treu leben"); schwierig ist hier das richtige Verhältnis zwischen der Selbstentfaltung und der Kulturübermittlung herzustellen. Denn die Menschheit schreitet vorwärts, der einzelne Mensch bleibt, wie Goethe sagt, immer derselbe; Münch wünscht mehr Selbstarbeit (im Deutschen, in den Fremdsprachen nicht wörtliche Wiederholungen von Übersetzungen), mehr Wahlfreiheit z. B. bei den zu memorierenden Gedichten, aber auch in gröfserem Umfang. Die Betonung der Selbsttätigkeit ist nicht, wie Münch öfters andeutet, eine Errungenschaft der Neuzeit. Ita pueri instituantur, ut ne semper docendi sint; norit se quisque nec tantum ex communibus praeceptis, sed etiam ex natura sua capiat consilium; tum dignum operae pretium venit, cum inter se congruunt praecepta et experimenta: diese und ähnliche Sätze Quintilians und der Alten muten uns sehr modern an, erweisen sich aber als richtig für alle Zeiten. Die Abschnitte „Die Bedeutung der Lebenssphäre" und „Wandlung des Bildungsideals" (vollere Würdigung der Form!) sind leicht skizziert. Wärmer wird der Verfasser, wenn er in dem Kapitel „Der intellektualistische (ein abscheuliches Wort!) Charakter unseres Bildungsideals" der Reaktion gegen die Verstandes- und Wissensbildung sekundiert, wie der anonyme Autor[1]) des „Rembrandt als Erzieher" früher mit blitzenderem Rapier getan hatte. „Die Kulturbevölkerung ist etwas denkmüde und mindestens nicht eben denkfreudig" (S. 195). „Man ruft nach Charakteren, lobt persönliche Gewandtheit, körperliche Tüchtigkeit und Gesundheit und die Bildung des Gemüts gilt allerwärts für edler als die des Intellekts" (S. 250). Das klingt freilich anders als die Losung Johannes Schulzes von 1835: Mögen diejenigen zugrundegehen, die nicht zu dem vollen Mafs der ihnen zugedachten Arbeit sich gewillt oder befähigt zeigen (S. 197). Hinsichtlich eines anderen Übels der

[1]) (Langbehn) Rembr. als Erz. 38. Aufl. (1891) S. 188: „Wie Erasmus, Luther, so steht Mommsen Bismarck feindselig gegenüber; der geistvolle Historiker ist im Kern nur philologischer Antiquar, ein ironischer Teilnehmer an unserer Kulturentwicklung: mit dem getauften Juden Heine, mit dem gröfseren Lessing und dem kleineren Nicolai ist Mommsen (nach Langbehn) der typische Vertreter der „preufsischen Geister", der rein verstandesmäfsigen Richtung.

modernen Bildung, das aber durch die Gleichstellung mehrerer Schulgattungen in Preufsen m. E. schon behoben ist, hinsichtlich des „Universalismus“ äufsert Münch (S. 203): „Man mufs den Mut der Beschränkung haben“; durch die Einheit des Lehrenden für alle oder die meisten Fächer ergibt sich das von selbst (vgl. S. 206). Da bewährt sich Bayerns Ordinariensystem gegenüber der Fachlehrerorganisation. Der transzendente Charakter unseres Bildungsideals, der nach Münch mehr einer Gegenwartsbildung (zeitlich nahe — nützlich!) Platz machen sollte, besteht in dem gezeichneten Umfange wenigstens schon lange nicht mehr. Der Abschnitt „Über die Zukunft des Humanismus“ aus der Feder des Neuphilologen Münch wird die Vertreter der historisch-philologischen Fächer besonders interessieren. Manches abgewogene *μὲν — δὲ* führt ihn zur Losung (S. 221): „Zugleich verzichten und festhalten, hegen und ersetzen!“ Der Wunsch oder das Bedürfnis nach Abwechslung gilt auch für die Bildungsstoffe. „Dafs die Gesamtheit der Gebildeten zu den altsprachlichen Studien noch (= je) wieder die gleiche innere Stellung gewinnen werde, wie sie dieselbe ehedem besafs, ist umsoweniger zu erwarten, als ganz andere Sachgebiete sie so mächtig und dringlich in Anspruch nehmen. Aber damit ist nicht gesagt, dafs nicht ein ferneres und ein neues Leben diesem schönen alten Studiengebiet vorbehalten sein könne. Das Gegenteil dürfte sich als wahr erweisen. Die Art, wie ihm gegenwärtig in allerlei Schriften oder Äufserungen der Prozefs gemacht wird, ist wirklich vielfach leichtfertig und oberflächlich. Es spricht daraus auch die Unfähigkeit der Gegenwartsmenschen, sich ruhig zu vertiefen [1]), und die Nervosität, mit der man zu den Extremen neigt. . . Der Wert der alten Sprachen unter didaktischem Gesichtspunkt ist wirklich ein aufserordentlich grofser.. Den neueren Sprachen mit rasch fertiger Argumentation die gleiche Natur und Wirkung zuzuschreiben ist falsch. . . Die Beschäftigung mit Übersetzungen leichthin als wesentlich gleichwertig derjenigen mit Originaltexten zu bezeichnen, ist ein weiterer Irrtum“ (S. 220 f.) . . . „Sehr möglich, dafs noch einmal eine Renaissance des klassischen Altertums erfolgt, nach der Periode des Humanismus und der des Neuhumanismus als dritte“ (S. 224). — Ein sehr aktuelles Thema behandelt auch Abschnitt 9: „Die Stellung der Kunst im künftigen Erziehungsplan“ (S. 225—234). Dabei werden auch Poesie, Gesang und anderes gestreift, gegen die verwässernde Erklärung der Dichter wendet sich Münch (S. 230) mit flammendem Schwert (ebenso in dem Buch ‘Aus Welt und Schule‘ S. 121 f., S. 131). Es gibt freilich in Wort und Schrift empörende Sünden, aber der Standpunkt Hieckes, der die Notwendigkeit der Erklärung begründet, ist (gegen Wackernagel und v. Raumer) nicht mit Unrecht in den meisten Schulordnungen eingenommen. „Lebhaft vordringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen Kenntnis“ (Goethe, Ital. Reise). Dafs der Schulbehandlung auch des Besten — auch der besten Behand-

[1]) Vgl. Fr. Aly im Hum. Gymnasium 1904 S. 10 ff. „Der Bruch des Königsfriedens“

lung ein gewisser Dégoût folgt, möchte man nur durch das Pindarische *καὶ τὰ τέρπν' ἀφροδίσια χόρον ἔχει* begründen. Findet es Münch doch natürlich, dafs bei Kunstwerken, von denen stofflich interessante in schöner Form und reicher Auswahl dem Schüler zum Anschauen geboten werden sollen, das Bedürfnis nach klärender Deutung erwacht. Mit Recht lehnt er die reinen Stimmungsbilder: „Bach im Winter", „Ein Stück Torfmoor" u. ä. ab und fordert auch für die stofflich den Altersstufen der Jugend entsprechenden ein langsames [1]) Sicheinleben; Ausstattung der Räume. Das sog. Kunstgewerbe, das den Schülern meist näher steht als anderes, z. B. Porträtsmalerei, wird von Münch mit Recht in diesen Kreis gezogen.

Die Abschnitte 10 „Weibliche Bildung" und 12 „Aufgaben der Schulverwaltung" übergehe ich. Der vorletzte (11) befafst sich mit der Lehrerbildung und Universitätserziehung. Der Lehrer der Zukunft soll mehr Erzieher sein, er soll die Familie ergänzen und unterstützen. Die Universitäten haben sich zu sehr von dem abgewandt, was der künftige Lehrer braucht; viele Studenten verderben sich durch Kärrner- und Handlangerdienste — z. B. Zählarbeiten — einem Hochschulspezialisten zuliebe für ihren Lehrerberuf. Münch sieht aber auch viele lebendige Beispiele dafür, dafs tüchtig zu sein durch wissenschaftliche Bildung und tüchtig zu sein durch erzieherische Kraft, nicht im mindesten unmöglich ist" (S. 259). Damit das auch künftig so bleibe, solle der Umfang der Amtsarbeit der einzelnen verringert werden.

Die Zukunftspädagogik ist kein klares, kein reizendes Bild und der Hintergrund oder der Rahmen — „die Zeitbedingungen" — hebt es nicht. „Es fehlt an Konzentration, wie es an Kontinuität fehlt; das Interesse wird beständig von aufsen her angezogen; man beachte nur die Rolle, welche die äufsere sinnliche Anschauung in allen unseren Kulturgebieten gewonnen hat, auch da, wo sie keinerlei bildenden Wert hat. Des Zerstreuenden ist so unendlich viel, des Auseinanderziehenden, des Fragmentarischen, des Engzusammengedrängten statt des organisch Ganzen und ruhig Entfalteten: Die Unzahl der Zeitschriften aller Art mit ihrem bunten Inhalt, ihren bequemen, lockenden, zerstreuenden Darbietungen ist eine der bezeichnendsten Erscheinungen". Ich fürchte daher, dafs wir mit der Losung der Zukunftspädagogik „Selbstentfaltung!" zwar nach der englischen Freiheit und Kraft streben, aber in die frühere Zerfahrenheit und Unwissenheit der sich eben aufraffenden romanischen Völker hinabgleiten.

3. Aus Welt und Schule. Neue Aufsätze von Dr. Wilhelm Münch, Geh. Regierungsrat und Professor an der Universität Berlin. Berlin 1904. Weidmannsche Buchhandlung. 8°, 276 S., 5 M.

Wie Münch 1900 eine Sammlung von Aufsätzen, die in Zeitschriften verstreut waren, in Buchform herausgab „Über Menschenart

---

[1]) Auch in dem Werk „Aus Welt und Schule" wird S. 75 betont, dafs Kunstverständnis gar nichts so Einfaches ist.

und Jugendbildung",[1]) so ist auch das neue Buch „Aus Welt und Schule" seinem wesentlichen Inhalt nach ein Wiederabdruck von früheren Publikationen, die hier durch ihre Aufeinanderfolge in innigere Beziehung zueinander kommen und den pädagogischen Leser über Seiten unseres Kulturlebens und der Menschenart mit besonderer Beziehung auf die Heranbildung der Jugend klären wollen; aus dem engeren pädagogischen Rahmen ragen oder fallen sie nicht selten hinaus und die innere Verknüpfung der 13 Aufsätze ist sehr lose. — Drei Essays seien als besonders beachtenswert gleich von vorneherein hervorgehoben: Psychologie der Grofsstadt (II), Shakespearelektüre auf deutschen Schulen (VIII) und Sprechen fremder Sprachen (IX). Eine kurze Skizze scheint auch für die Abhandlungen angezeigt, die durch ihre farbenreiche Sprache und mannigfaltigen Gesichtspunkte einen weiteren Leserkreis anregen, dem Fachmann aber wenig Neues bieten.

I. Die Rolle der Anschauung im Kulturleben der Gegenwart (S. 1—33). Die Leichtigkeit des Verkehrs lädt in unserem gesteigerten äufseren Kulturleben unvergleichlich mehr Menschen als früher zum Reisen ein; sie nehmen geistig von Land und Leuten und Gegenständen Besitz oder die Gegenstände werden ihnen in natura oder durch Nach- und Abbildungen nahegebracht (Zeitungen, Reklame). Reichen Stoff bieten die kleinen und grofsen Schaustellungen, angefangen von den Läden bis zu den Weltaustellungen, sowie die Sonderausstellungen bildender Künstler, die den Laien Lehrer im Sehen werden; die Phantasie wird angeregt durch die Plastik der Poesie — Münch verweist auf Zolas realistische Schilderungen —; gefördert wird das gegenständlich interessierte, mehr verstandesmäfsige Schauen in allen Wissenschaften (Ethnographie, Archäologie, selbst in der Philologie), welchen Photographie mit den übrigen reproduzierenden Künsten eine ganz neue Darstellungsart ermöglicht — nicht zu gedenken der gelegentlichen Prunk- und Schauaufzüge, in denen uns nebenbei bemerkt das Altertum kaum nachstand. Ein geschichtlicher Überblick von Comenius über Pestalozzi, Basedow („Edukationswaren") bis zur Jetztzeit leitet über zur Abwägung des pädagogischen Für und Wider (zusammengefafst S. 33). Ein blofser Sinnenkitzel, ein Mittel zur Denkbequemlichkeit sollen die Anschauungsgegenstände natürlich nicht sein und nicht werden; das Begriffliche, das Typische ist zu erfassen und auch in Worten auszudrücken, wie dies z. B. mit unzweideutiger Bestimmtheit in dem Vorwort zu Hölzels 'Geographischen Charakterbildern' gefordert

[1]) Auch das Buch „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen", Berlin 1888, ist zur Vergleichung heranzuziehen, besonders die Aufsätze „Ein Blick in das Leben der Muttersprache als Bedürfnis des deutschen Unterrichts", „Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der Schule", „Zur Würdigung der Deklamation", „Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima"; aus den „Neuen pädagogischen Beiträgen" (Berlin 1893) der erste Teil „An der Schwelle des Lehramts". Zum weiteren Anbau des hier umgrenzten Gebietes erscheint auch das Buch von Alfr. Biese, Pädagogik und Poesie, das Münch gewidmet ist (Berlin 1900, 320 S.), vielfach förderlich; z. B. VII „Zur Behandlung Goethes in Prima" S. 93—165.

wird. Im ganzen darf aber die gesteigerte Anschauung und Anschaulichkeit im modernen Unterricht als eine seiner wenigen Lichtseiten betrachtet werden, zumal wenn dadurch eine reichere, reinere, wahrere Weltanschauung ermöglicht wird. Anstatt der Masse der Tatsachen hätte ich von Münch lieber das Warum und Wie der Anschauung auf einem bestimmten Gebiet eingehend erörtert gesehen, wie das Trunk, Lehmann, Oberländer u. a. für die Geographie getan haben; gut orientieren über die ganze Frage die Artikel „Anschaulichkeit des Unterrichts" und „Anschauung und Anschauungsunterricht" in W. Reins Enzyklop. Handb. d. Päd. I² S. 188—217.

Der II. Abschnitt „Psychologie der Grofsstadt" (S. 34—57) sei besonders den Lehrern empfohlen, die von einem kleinen Gymnasium einer Provinzialstadt in die Hauptstadt versetzt werden und da an dem Schülermaterial, besonders an seinem schulmäfsigen Wissen, wenig Befriedigung finden. Münch, früher Direktor in Barmen, kennt die Verhältnisse hier wie dort und vergleicht sie unter sich und mit ausländischen (Paris und London). Die praktischen Konsequenzen mufs der Lehrer aus der lebendigen, wahrheitsgetreuen Darstellung des grofsstädtischen Denkens, Wollens und Fühlens selbst ziehen. Berlin fährt dabei nicht am besten. „Kennzeichnend ist mir für die allgemeine Berührung der Menschen, heifst es S. 36, in London Gleichgültigkeit, in Paris Billigkeit, in Berlin Schärfe erschienen". Obwohl das Buch der Berliner Gymnasiallehrergesellschaft „von ihrem dankbaren Ehrenmitgliede" gewidmet ist, werden die im internationalen Verkehr nicht immer sympathischen Züge der „echten" Berliner unverblümt gezeichnet. Noch schärfer ist das bekanntlich in dem Buch „Rembrandt als Erzieher" geschehen („Berlin ist der einzige Ort, zu dem sich Goethe als Antipode bekannt hat"; „Berliner Bildung — Nicolai, der lebt noch"; preufsische Bildung). „In bezug auf Selbständigkeit und Tiefe, sagte Münch, dürfte ein schwäbischer Kleinstädter einem norddeutschen Grofsstädter sich leicht überlegen erweisen, so sehr dieser ihn an Präzision und Gewandtheit übertrifft."

Dafs es bald oder schon zu viel Grofsstädte gibt, ist wohl das Gefühl von uns allen; ebenso, dafs Umfang und Betrieb des jetzigen Unterrichtes im ganzen Lande zu sehr nach den Bedürfnissen der Grofsstadt zugeschnitten wird oder wenigstens zugeschnitten werden soll.

Der III. Abschnitt „Die Gebildeten[1]) und das Volk" gibt einen Überblick über die Entwicklung des Begriffes Bildung, vergleicht die deutsche Ausdrucksweise mit der anderer Sprachen und beklagt eine immer mehr sich verschärfende Scheidung der Stände und Volksschichten, besonders in Norddeutschland. Unter den Mitteln zur geistigen Hebung des Volkes (Fortbildungsschulen, Bibliotheken u. a.) mifst Münch den in Österreich offiziell, bei uns privatim veranstalteten Volkshochschulkursen mit Recht keine hohe Bedeutung bei, vgl. den Artikel „Die Organisation der Volkshochschulkurse im deutschen Sprach-

[1]) „Nur Gebildeten ist der Eintritt gestattet", diese Aufschrift am Eingang des Dachauer Schlofsgartens veranlafste einmal unseren unvergefslichen Volkskenner W. H. Riehl zur ernsten Erwägung des Gegensatzes (Religiöse Studien eines Weltkindes ³ S. 212—224).

gebiet", Beil. zur Allg. Zeit. 1904 Nr. 78. Unentbehrlich sei der Sozialismus des Herzens (S. 80).

Die Frage „Was ist deutsche Erziehung?" (IV S. 81—89) ward im „Geist des Lehramts" und in der „Zukunftspädagogik" wiederholt angeschnitten. In der hier gegebenen geschichtlichen Übersicht von den Zeiten, „da Tacitus uns forschte", bis in die jüngsten Tage war das Bild der urgermanischen Jugend nach der Germania des Tacitus, nach Juvenal u. a. mit deutlicheren Linien und viel volleren Farben darzustellen; auch „zuht mâze staete" des Mittelalters werden zu wenig auf ihr Wesen geprüft, der Wert der lateinischen Humanistenliteratur ist ganz unterschätzt (vgl. K. Rück in der Besprechung der „Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts" in diesen Blättern 32, 479 ff.). Dafs aber Münch dem Deutschen, in dessen Wesen Wollen, Denken, Fühlen eine schöne Trias bilden (S. 86), etwas mehr Achtung vor der Form (in Sprache, Umgang[1]) u. a.) anempfiehlt, dürften ihm auch die Gründlichsten der Gründlichen nicht schief nehmen. Ebenso entspricht dem gesunden Zug der deutschen Pädagogik die Abweisung der aemulatio, die den Romanen von den Rhetorenschulen her als Erziehungsmittel unentbehrlich scheint; auf die dauernde Lebenskraft des Fremdwortes ζῆλος, zèle, zeal etc. war hinzudeuten, vgl. A. Hemme „Das lateinische Sprachmaterial", 1904 S. 1054; Pflichtbewufstsein und Selbstvergleichung (S. 89), das ἑαυτοῦ ἀμείνω γενέσθαι, sind weit verlässigere und leistungsfähigere Motoren. „Die Erziehung zum Urteil" (V S. 90) prangt unter den vornehmsten Zielen moderner Lehrpläne. Münch verkennt in dem berechtigten Streben die Gefahr nicht. „Zu selbständigen Urteilen über Dinge, Verhältnisse und Menschen verfrüht hinführen zu wollen, schliefst intellektuelle und moralische Gefahr ein" (S. 91). Die Stellung des Urteils in den Philosophenschulen, die apodiktische Sicherheit der Stoiker — sapiens numquam errat — und die Zurückhaltung (ἐποχή) der Akademiker u. a., lernen unsere Gymnasiasten am besten aus den philosophischen Schriften Ciceros kennen. Zur Läuterung und Festigung des Urteils trägt natürlich jeder Teil eines methodisch verständigen Unterrichtes bei; Münch betont hauptsächlich den darstellenden Unterricht, die Behandlung von Anschauungsmitteln und der poetischen Lektüre. Warum nicht auch Grammatik? Dafs die vorbereitende Besprechung deutscher Arbeiten das Urteilen besonders in Anspruch nimmt, hebt Münch mit Recht hervor (S. 97); neu ist das wie vieles andere nicht. Die alten Rhetoren forderten, dafs mit der Auffindung des Stoffes (inventio, εὕρεσις) sich die verstandesmäfsige Sichtung (iudicatio, κρίσις) eng verbinde.

Einem selbständigen Urteil mufs aber auch die Fähigkeit des sicheren, korrekten und gewandten Ausdrucks zur Seite gehen. Ich habe deshalb schon bei der Besprechung von W. Reins Enzyklop. Hand-

[1]) Vgl. „An der Schwelle des Lehramts" S. 29 „In den Kreisen der höheren Lehrer schwankt man, um es kurz zu sagen, höheren Vorgesetzten gegenüber zwischen altmodischer, geschmack- und würdeloser Unterwürfigkeit und gleichgültiger Verabsäumung, verstimmender Ungeniertheit".

buch der Pädagogik I[2] auf den Artikel von Münch „Beredsamkeit und Schule“ besonders aufmerksam gemacht; früher hatte ich den Gegenstand eingehender besprochen in meinem Korreferat „Über Stellung und Aufgaben des deutschen Unterrichtes im Gymnasium“ (im Human. Gymn. VII, 1896, S. 8—28). Münchs wieder abgedruckter Aufsatz ist der VI. Abschnitt des Buches „Aus Welt und Schule“ (S. 101—115). Er ist bei Rein jedermann leicht zugänglich; es sei darum möglichst wenig berührt. Natürlich sollte eine Übersicht über die Entwicklung der Beredsamkeit einsetzen mit den Griechen und Römern, bei denen die Kunst der Rede über ein halbes Jahrtausend in Blüte stand und deren Mittel Spätere (im Gericht, im Parlament und auf der Kanzel) meist unter gewandelten Verhältnissen und oft mit unzureichendem Verständnis fortbenützten bis auf den heutigen Tag. Münch kommt erst bei den mifsachteten Imitatoren, den Humanisten, auf das Altertum (Quintilian) zurück. Gegenüber dem, was Frankreich und England für die Förderung der Muttersprache taten, sind die Bemühungen der Deutschen (u. a. Herder, Schleiermacher, S. 104 ff.) gering; um so genauer sollte man das Wenige ins Auge fassen und die Bestrebungen eines Leibniz (1697: „Unvorgreiffliche Gedancken, Betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ in 114 §§) nicht vergessen. Unter den Mitteln zur Förderung der Beredsamkeit führt Münch vornehmlich auch die vielumstrittenen freien Vorträge auf (S. 113), sowie die fliefsende, wohlgeordnete Rede des Lehrers, der aber in selbstgefälliger Redeseligkeit seine Schüler nicht mundtot machen dürfe.

In dem VII. Aufsatz wird von dem begeisterten Goetheverehrer die Stellung Goethes in der deutschen Schule (S. 116—152) d. i. hauptsächlich alle Klassen der Mittelschule eingehend gewürdigt: es wird gezeigt, wie mit dem wachsenden Strahlenglanze Goethes seine Stellung in den fremden Landen und besonders in den Schulen deutscher Zunge eine immer herrschendere wird wie im ganzen Volke. Gesichtspunkte werden gegeben für die Darstellung der dichterischen Persönlichkeit — Goethes Dichtung eine grofse Konfession —, für die Auswahl der Werke[1]); das schwerste und schwerwiegendste ist die Lyrik; von den Dramen eignen sich Iph., Götz, Egmont; was Münch gegen Tasso vorbringt, scheint mir wenig stichhaltig; richtig ist, dafs die Lektüre eine feine besaitete Klasse voraussetzt. Faust wird nach den verschiedensten Erwägungen — hier führt Münch auch die (neuere) Literatur vor — eher abgelehnt als befürwortet; doch „erlaubt ist, was gelingt“. Wenn Münch das idyllische Epos Hermann und Dorothea der Oberstufe vorbehalten wissen will, so befindet er sich mit dieser berechtigten Forderung im Einklang mit Geh.-Rat Wendt (Hum. Gymn. VII S. 30) u. a. In allen Ecken und Winkeln des Aufsatzes hört man den Donner des über fabrikmäfsige Ausgaben und entweihende Erklärung ergrimmten Strafrichters grollen. Münch hat, scheint es, schlimme Erfahrungen gemacht oder urteilt zu streng; aber seine Programmabhandlung über die Macbethlektüre

[1]) Vgl. die Übersicht nach den bayerischen Katalogen Hum. Gymn. VII S. 21.

(Barmen 1884) steht in einzelnen Punkten dem Charakter mancher Ausgaben nich allzu ferne. Für Goethes Prosa wünscht er eine geeignete Auswahl; eine längere Reihe von Zitaten (aus der Italienischen Reise) beleuchtet (S. 143 f.) gut Goethes Denken. Lernen kann man auch aus diesem Aufsatz Münchs gar manches: wer sich an dem Gegenstand erbauen will, lese Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“ (1895).

Wenn Münch den Aufsatz VIII (S. 156) „Shakespeare-Lektüre auf deutschen Schulen“ u. a. einleitet „die Frage der Auswahl kann man leicht oder schwer nehmen — es gibt offenbar eine falsche Beschränkung und ebenso eine falsche Erweiterung“, so fürchtet der Leser auch weiterhin mit so billigen Antithesen abgespeist zu werden. Aber es folgt eine eingehende Würdigung der für die Schule brauchbaren Dramen: abgelehnt wird Antonius und Kleopatra, König Johann, Heinrich VI. und VIII; Hamlet, Romeo, Othello, fast abgelehnt Heinrich V. (eher Heinrich IV.) und Richard III., unter Umständen auch Richard II. und König Lear; in erster Linie sind geignet Cäsar, Corialan, Macbeth[1]), dann der Kaufmann von Venedig und zur Ergänzung ein Lustspiel (Was ihr wollt, Sommernachtstraum). Die Behandlung soll ein Durchdringen und Beleben im Auge behalten; das Lesen soll am Schlufs erfolgen; Lesen mit verteilten Rollen sei ziemlich wertlos. Geschieht das aber mit Takt und an gut gewählten Partien, so verspricht das nach meiner Erfahrung eine nachhaltige und klärende Wirkung.

In dem IX. Aufsatz „Sprechen fremder Sprachen“ (S. 179 bis 207) liegt ein Schatz reicher Erfahrungen, gesammelt in fast allen Teilen Europas, manchfachen Nachdenkens und praktischer Ratschläge; ihn mögen vor allem die Neusprachler heben, z. B. 202 über den ‚Akzent‘, aber auch der Lehrer der „toten“ Sprachen wird Bemerkungen wie über die naive Meinung, ein Wort, ein Begriff in einer Sprache müsse in der fremden ein vollständig deckendes Wort als Gegenstück haben, mit Gewinn lesen. „Mit Ausnahme der technischen und exaktwissenschaftlichen Bezeichnungen und der Namen decken sich niemals zwei Worte aus gegenüberstehenden Sprachen, d. h. nach Begriffsinhalt und Gefühlston und Gebrauchsweise“ (S. 198); von bekannten „schwierigen“ Wörtern wie *πάθος, λόγος* (Rede — Vernunft — Schlufs), ratio, Gemüt, affaire abgesehen, stellen sich bei näherem Zusehen die gleichen Schwierigkeiten bei „einfacheren“ Ausdrücken ein. Münch hebt u. a. content hervor, das mit „zufrieden“ nicht treffend wiedergegeben ist. Wie wird schon im Lateinischen an der Übersetzung des stoischen Satzes von der Autarkie der Tugend „virtutem se ipsa esse contentam“, dem Titel des 5. Buches von Ciceros Tuskulanischen Gesprächen, herumgestümpert! Die unter Umständen treffendste Übersetzung „Männer eigener Kraft“ würde wahrscheinlich mit Kopfschütteln aufgenommen werden. Ja selbst die von Münch gemachten Ausnahmen unterliegen doch ab und zu dem allgemeinen Gesetze, z. B. Eigennamen oder Zahlen im Wortspiel, so

[1]) Vgl. meine Zusammenstellung Hum. Gymn. VII S. 22.

wenn Sokrates seinem Hauptankläger Meletos, *Μέλητος*, „Sorger" vorhält, dafs er in den wichtigsten Dingen doch recht „sorglos sei" (*ἀμελεῖ*): in Prometheus-Epimetheus begegnet uns oft das bekannte Wortspiel. Dafs die Situation, der ganze Zusammenhang der Dinge den Worten den Inhalt, den Satzfügungen die richtige Lage gibt, wird bei der fremdsprachlichen Lektüre oft vergessen, indem man durch „Konstruieren" alles „herauszubringen" sucht. Je ferner uns eine Kulturwelt liegt — räumlich, zeitlich oder inhaltlich —, um so schwerer ist es, ihren Gehalt zu heben; aber auch bei den nahen und nächsten Fremdsprachen darf nicht wie üblich das Erlernen als unterhaltende Spielerei oder kleine Bildungszier (S. 187) gelten.

Diese geläuterte Auffassung von der Sprache, vom fremdsprachlichen Denken leitet den Verfasser in dem X. Aufsatz „Sprache und Religion" (S. 208—223). Hier wird Religion als das persönliche Innenleben gefafst, betreffs dessen eine Verständigung natürlich nicht so leicht möglich ist wie betreffs des rein Verstandesmäfsigen. Die Gefühlsmomente der Worte, die Ober- und Untertöne schwingen hier mit (vgl. Karl Otto Erdmann „Die Bedeutung des Wortes", 1900, S. 1 ff.). Über das konservative, archaische, rhetorische Element der religiösen Schriften, über den Charakter der Kanzelberedsamkeit, über die Religion im Dienste der Sprache, über das Verhältnis einiger Sprachen zur Religion (zum Christentum), über Luthers Übersetzung spricht Münch kenntnisreich und anregend, aber ein so weit- und tiefgreifendes Thema wie „Sprache und Religion" läfst sich so einfach und auf so wenigen Seiten nicht erledigen.

Das Gleiche gilt von dem Aufsatz XI „Nationen und Personen" (S. 224—236). Die Aufschrift lockt vielleicht manchen Lehrer der Geschichte an, der hier genaueren Aufschlufs über das vielumstrittene biographische Moment[1]) im Unterricht, über die Bedeutung der Nationen und der Personen in der Menschheitsentwicklung, zu finden hofft. Darüber findet er nichts; aber wie wir kurzerhand und leichthin uns einen Engländer, einen Franzosen, die Engländer, die Franzosen konstruieren, höre man von dem *πολύτροπος ἀνήρ* Münch; er lehrt uns unsere Anschauungen gründlich revidieren.

Das Kapitel „Seelische Reaktionen" (XII S. 237—252) behandelt einen Gegenstand, der für den praktischen Lehrer, den Seelenbildner, wohl die gröfste Anziehungskraft hat, weil die psychologischen Forschungen heute reger sind denn je und sich gleichwohl nur schwer einige sichere Ergebnisse für unseren Massenunterricht verwerten lassen. Münch bietet in anschaulichen Bildern die Tatsachen der Wandlungen (Tageszeiten, Jahreszeiten, Anlässe, Anspannung, Erinnerung, im Leben des einzelnen und von Generationen und Völkern; zentripetale und zentrifugale Tendenzen; äufsere und innere Kultur). Neben der Darlegung des *ὅτι* wird das *διότι* mehr gestreift als ausgeführt. Die Anwendung auf einzelne Schüler und Klassen zu machen, bleibt dem fachmännischen Leser überlassen.

[1]) Vgl. Ed. Meyer, Zur Theorie und Methodik der Geschichte, Halle 1902, S. 49.

Mit der hübschen, vielseitigen Causerie XIII „Von menschlicher Schönheit" (253—276) schliefst das Buch. Der Schlufs sei den Kollegen besonders empfohlen, die am Mädchengymnasium unterrichten. Zur Illustration diene „der schöne Mensch" von H. Bulle; als Belehrung über die äufsere Haltung das unerschöpfliche Kapitel Quintilians (XI, 3) über den Vortrag.

So hat Münch viele und fruchtbare Themen angeschnitten und zum Teil in farbenprächtiger Darstellung durchgeführt. Aber was schon andere Kritiker urteilten, er schwebe nämlich über den Wassern, ist auch unsere Empfindung; mehr Entschiedenheit, mehr Bestimmtheit, mehr Gedrungenheit! Die Wiederholung von Gedankengruppen und Einzelgedanken, die etwas schematischen Dispositionen, Divisionen und Partitionen mit den rauschenden oder blendenden Ausarbeitungen erinnerten mich, wie ich in kurzer Zeit die meisten Schriften Münchs las — bei der Lektüre einzelner Partien fällt das weniger auf — an einige Schwächen des grofsen Arpinaten. An Bilderreichtum übertrifft Münch womöglich noch Cicero.[1])

Mit den von Münch erörterten Fragen über Geistesbildung ist nach Inhalt und Form verwandt eine Reihe von Abhandlungen von Oskar Weifsenfels,[2]) doch so, dafs hier mehr der Lehrer der historisch-philologischen Fächer für die Prima sich ausspricht. Weifsenfels ist der Philosoph unter den philologischen Schulmännern. Eine seltene Belesenheit ermöglicht es ihm die sinn- und formvollendeten Sätze der griechisch-römischen Weisheit in ihrer originalen Fassung zu Stützen seiner eigenen Gedanken zu machen und diese mit gewählten Zitaten aus französischen und englischen Schriftstellern zu drapieren und dabei doch rein deutsch zu fühlen und zu sprechen. Ich mufs es mir schon wegen Mangels an Raum versagen, die zehn Abhandlungen, von denen die vier ersten vornehmlich die philosophischen Grundlagen deutscher Geistesbildung beleuchten, während die sechs der zweiten Hälfte der edleren Pflege des Lateinunterrichtes gewidmet sind, eingehend zu besprechen. Es sind folgende „Kernfragen" behandelt: I. Das Inkommensurable des Unterrichtsproblems, wobei passend der Abschnitt „Die Antinomieen der Pädagogik" aus Münchs „Vermischten Aufsätzen" herangezogen wird. — II. Die Philosophie auf dem Gymnasium (S. 53—117). Wenn die deutsche und fremdsprachliche Lektüre (Plato, Cicero, Horaz) sich über die engen Grenzen der üblichen Behandlung hinwegsetzt, so sind besondere Stunden für Philosophie kaum nötig; vgl. indes M. Drechsler im Bericht über die 22. Generalversammlung des Bayer. Gymnasiallehrervereins 1903 S. 66 ff. und neuestens Rud. Lehmann „Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik", Berlin 1905 und

[1]) Vergleiche die Proben aus dem Buche Münchs „Anmerkungen zum Text des Lebens" (3. Aufl., 1904), die in der Besprechung in diesem Hefte mitgeteilt werden.

[2]) Kernfragen des höheren Unterrichts. Neue Folge. Von Oskar Weifsenfels. Berlin 1903, Gärtner, 380 S. Der erste Band „Kernfragen" ist 1901 erschienen.

Jos. Hense, Grundzüge der philos. Propädeutik für den Gymn.-Unterricht, Freiburg 1905. — III. Der Bildungswert der Poesie „Was unserem Unterricht . . . fehlt, ist dieses, dafs kein roter Faden durch das Ganze geht“ (S. 164). „Man mufs gestehen, dafs für eine vernünftige und vorteilhafte Gestaltung des Lebens, des privaten wie des öffentlichen, mit einem Teile der menschlichen Geisteskraft auszukommen ist. Aus der mehr oder weniger klaren Erkenntnis dieser unbestreitbaren Wahrheit stammen ja auch die meisten Anklagen, die gegen die Schule erhoben worden sind. Anstatt sich nun fortwährend zu weiteren Zugeständnissen bereit zu erklären, sollte die Schule mit Klarheit und stolzem Selbstbewufstsein auf ihre höheren Ziele hinweisen“ (S. 143). — IV. Die philosophischen Elemente unserer klassischen Literaturperiode nach ihrer Verwendbarkeit für die Schule (Lessing, Herder, Goethe, Schiller). — V. Die Bedeutung von Ciceros rhetorischen Schriften für die Schule (S. 213—245) und die Briefe Ciceros als Schullektüre (VI.) habe ich den Lesern dieser Blätter bei der Besprechung der Ausgaben von Weifsenfels u. a. schon oft ans Herz gelegt. Die Synonymik, besonders im Lateinischen zu pflegen (VII S. 266—296), ist eine Hauptaufgabe des fremdsprachlichen Unterrichtes, aber nicht als Sonderleistung (Münch, Vermischte Aufsätze S. 202—221 „Englische Synonymik als Unterrichtsgegenstand“), sondern bei dem Herüber- und Hinübersetzen, bei dem Vergleichen der Sprachen im vollen Sinne. Der VIII. Abschnitt „Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horazlektüre“ stützt sich wesentlich auf J. Steiner und enthält wenig Neues; schade, dafs die wohldurchdachten Auswahlen, die Wecklein, Melber, Flierle in den Sitzungen des pädagogischen Seminars vorlegten, nicht gedruckt sind. Eine feine Begriffsbestimmung enthält IX „Die Urbanität“ (nach Hor. epist. I 7); dazu vergleiche man die schöne Darlegung des Wesens der Urbanität in Weifsenfels' Rezension von H. Ludwigs Übersetzung der Satiren des Horaz (Woch. f. klass. Philol. 1904 Sp. 469 f.), wie denn die vielseitige Rezensententätigkeit des Verfassers uns auch manchen Zug in der Skizzierung der „Kernfragen“ erklärt. Für die letzte Abhandlung „Die Sermonen des Horaz, mit besonderer Berücksichtigung seiner Epistula ad Pisones“ hätte das von N. Wecklein gefundene Kompositionsgesetz der Ars poetica (Sitzungsber. der k. b. Akad. d. Wiss. 1894 S. 379—418 Die Kompositionsweise des Horaz und die epistula ad Pisones) die Richtung geben sollen.

München. G. Ammon.

Der 21. Diogenesbrief.

(R. Hercher, Epistolographi Graeci S. 240.)

Um zu beweisen, dafs man den Eltern für seine Geburt keinen Dank schuldig sei, läfst ein Rhetor den Diogenes an Amynandros schreiben:

Ἀμυνάνδρῳ.

Γονεῦσι χάριτας οὐχ ἑκτέον οὔτε τοῦ γενέσθαι, ἐπεὶ φύσει γέγονε τὰ ὄντα, οὔτε τῆς ποιότητος· ἡ γὰρ τῶν στοιχείων σύγκρασις αἰτία ταύτης. καὶ μὴν καὶ τῶν κατὰ προαίρεσιν ἢ βούλησιν οὐδεμία χάρις· ἡ γὰρ γένεσις ἀφροδισίων ἐστὶ παρακολούθημα, ἅπερ ἡδονῆς ἕνεκεν, οὐ γενέσεως ἐπιτηδεύεται. ταύτας τὰς φωνὰς ὁ τῆς ἀπαθείας προφήτης ἐγὼ ἀποφθέγγομαι ἐναντίας τῷ τετυφωμένῳ βίῳ. εἰ δέ τισιν εἶναι φαίνονται σκληρότεραι, φύσις αὐτὰς σὺν ἀληθείᾳ βεβαιοῖ καὶ ὁ βίος ὁ τῶν μὴ κατὰ τῦφον, ἀλλὰ κατ' ἀρετὴν βιούντων.

Der Verfasser des Briefes schöpft aus Lukian und Alkiphron. Daraus ergibt sich, dafs für das hier ungeeignete *ὁ τῆς ἀπαθείας προφήτης* mit Lukian zu schreiben ist *ὁ τῆς ἀληθείας προφήτης*, da bei Lukian *βίων πρᾶσις* 8 Diogenes sagt: *τὸ δ' ὅλον ἀληθείας καὶ παρρησίας προφήτης εἶναι βούλομαι.*

Von Alkiphron benützte der Rhetor den 38. Brief des 2. Buches (bei Schepers), worin ein Landmann klagt, dafs sein Sohn in der Stadt einem Kyniker in die Hände gefallen sei, der ihn ganz an sich gezogen und völlig umgewandelt habe, dafs er sogar seine Eltern verleugne. In der Schilderung dieser Sinnesänderung heifst es:

καὶ ἡμᾶς οὐκ εἰδὼς τοὺς γονεῖς, ἀλλ' ἀρνούμενος, φύσει λέγων γεγονέναι τὰ πάντα καὶ τὴν τῶν στοιχείων σύγκρασιν αἰτίαν εἶναι γενέσεως, οὐχὶ τοὺς πατέρας.

Die Variante *τὰ πάντα* für *τὰ ὄντα* ist ohne Belang, da beides sinngemäfs ist.

Der 21. Diogenesbrief lautet also auf deutsch: „Den Eltern schuldet man keinen Dank, weder für die Geburt, da der Natur alles sein Dasein verdankt, noch für seine Beschaffenheit, denn diese ist ein Werk der Mischung der Elemente. Und in der Tat ist auch für selbstsüchtige Absichten oder Begierden kein Dank am Platze; denn die Geburt ist eine Folge des Liebesgenusses, der Sinnenlust, nicht Geburt zum Zwecke hat. Diese Worte spreche ich, der Verkünder der Wahrheit, aus, die dem dünkelhaften Leben entgegengesetzt sind. Wenn sie aber manchen zu hart erscheinen, so bestätigt sie die Natur im Bunde mit der Wahrheit und das Leben derjenigen, die nicht dünkelhaft, sondern tugendhaft leben."

München. Karl Meiser.

Ein Beitrag zur weiteren Ausgestaltung des physikalischen Unterrichtes.

Mit Rücksicht auf die vielfachen Beziehungen der physikalischen Erscheinungen zu den der unmittelbaren Beobachtung sich darbietenden Vorgängen in der Natur, insbesondere auch zu der menschlichen Tätigkeit im täglichen Leben, in Spiel, Sport, Technik usw. kann man behaupten, dafs ein physikalischer Unterricht ohne Apparate bis

zu einem gewissen Grade recht wohl denkbar sei.[1]) Natürlich kann sich diese Behauptung nur auf eine propädeutische Behandlung der Physik beziehen, bei der es darauf ankäme, die von den Schülern bei ihrem regen Interesse für physikalische Dinge schon frühzeitig gesammelten Erfahrungen für den Unterricht nutzbringend auszubeuten, auf die Bedeutung des aus Selbstbeobachtung hervorgegangenen Wissens aufmerksam zu machen und die Entfaltung des gerade bei unseren Gymnasiasten recht unentwickelten Beobachtungsvermögens, welches ja bei dem wissenschaftlichen Physikunterrichte die conditio sine qua non ist, kräftiger zu gestalten.

Man sollte aus dem bei sachgemäfser Behandlung fruchtbringenden und in Schülerkreisen sehr beliebten propädeutischen Geometrieunterrichte weitere Konsequenzen ziehen. Je mehr ein propädeutischer Unterricht dem Ideale sicht nähert, desto mehr entspricht er dem grofsen Prinzipe der Arbeitsteilung, indem er den wissenschaftlichen Aufbau, wie er auf einer zum Hochschulstudium vorbereitenden Mittelschule nun einmal vorausgesetzt werden mufs, selbst vorbereitet durch Sammlung und Sichtung des namentlich für die Fundamente nötigen Erfahrungsmaterials. Die propädeutische Behandlungsweise hat weiter den sehr grofsen Vorteil, den jüngeren Schülern, deren Hauptstärke in der Entfaltung der Phantasie liegt, in einem gröfseren Mafsstabe Gelegenheit zu einer Art von produktiver Tätigkeit zu geben und so die Arbeitslust mächtig anzuregen. Darin aber liegt die beste Gewähr dafür, dafs das in Schülerkreisen und im Publikum noch immer vorhandene Vorurteil der Mathematik gegenüber mehr und mehr schwindet. Einem so vielgestaltigen, sich rasch vermehrenden Stoffe gegenüber, wie ihn die Physik bietet, ist das oben besprochene Prinzip der Arbeitsteilung besonders angebracht.

Noch eine Erscheinung legt die Einführung einer physikalischen Propädeutik nahe: In den Köpfen der Schüler setzt sich nämlich gar zu leicht die Meinung fest, als sei die Physik, die bei uns ja erst in der 7. Klasse einsetzt, etwas besonders Schwieriges, als beginne für sie das physikalische Denken erst mit dem Eintritte in den „Physiksaal" gegenüber blitzblanken Apparaten und dem Lehrbuche mit seinen naturgemäfs unentbehrlichen mathematischen Formeln. Diesem Irrtum durch Einführung einer apparatlosen physikalischen Propädeutik[2]) schon frühzeitig zu begegnen, liegt in dem eigensten Interesse der Mathematiker, welchen in neuerer Zeit wiederholt der Physikunterricht von Vertretern

---

[1]) Es ist hier an den engen Zusammenhang des physikalischen Unterrichtes mit dem geographischen und dem biologisch behandelten naturkundlichen Unterrichte (Kraepelin, Schmeil), endlich auch dem Turnunterrichte zu erinnern, welch letzterer eine ganz schätzenswerte Fundgrube für physikalische Betrachtungen abgibt. (Unterrichtsbl. f. Math. u. Naturw. J. XIa, 1905, Nr. 1: Walther „Mechanik und Turnen".) — Man denke ferner unter anderem auch an das jedes Kind schon interessierende Eisenbahnwesen mit seiner Fülle von physikalischen Anregungen, also ein Erfahrungsgebiet, das jederzeit zugänglich ist.

[2]) Rein qualitative Behandlung der Physik ohne Lehrbuch und mathematischen Formelapparat und nur auf Grund der dem täglichen Leben entnommenen Beobachtungen!

Fig 2.

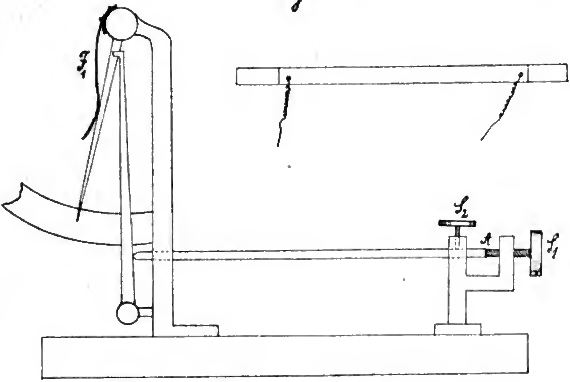


Fig 1.

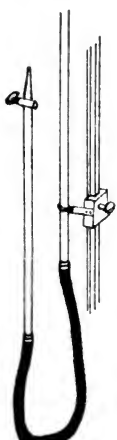
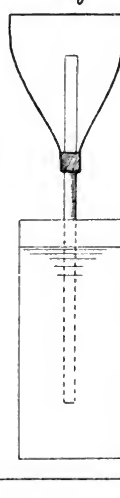


Fig. 3



der biologischen Wissenschaften streitig gemacht wurde mit dem Hinweise, dafs der Physikunterricht von den Mathematikern allzu mathematisch und zu sehr im Sinne einer Instrumentenkunde betrieben werde. Durch Verlegung in die 6. Klasse würde der propädeutische Physikunterricht eine gewisse Vermittlung zwischen dem naturkundlichen Unterrichte in den unteren Klassen und dem wissenschaftlichen Physikunterrichte in der 7. Klasse herstellen, aufserdem, was mit Rücksicht auf die gar so unmodernen Progymnasien wünschenswert wäre, der 6. Klasse wenigstens eine gewisse Abrundung nach der naturwissenschaftlichen Seite hin geben. Bei dem Wegfalle von Apparaten und der für sie nötigen Aufbewahrungs- und Demonstrationsräume käme die Kostenfrage von vornherein nicht in Betracht. Hinsichtlich der für den gedachten Unterricht nötigen Zeit aber behaupte ich, dafs, eine entsprechende Veränderung im Rechenunterrichte vorausgesetzt, eine von den 4 Mathematikstunden der 6. Klasse abgegeben werden könnte.

Zunächst wäre eine von den 2 für die 1. Klasse vorgesehenen Kalligraphiestunden zu streichen und dem Rechenunterrichte zuzuweisen. Wenn man überhaupt dem Kalligraphieunterrichte eine Bedeutung beizulegen gewillt ist, so wird man doch zugeben, dafs die diesem Unterrichte bisher eingeräumten 4 Stunden gegenüber dem Stundenausmafse für andere, wertvollere Fächer mehr als ausreichen.[1]) Aufserdem verlange man von allen Schülern ohne Ausnahme eine vierjährige Volksschulvorbildung, eine sechswöchentliche Probezeit, sehe gleichmäfsig in allen Fächern streng auf eine geordnete Heftführung und verordne den Schülern mit besonders geringer Schreibgewandtheit Nachhilfestunden, wie man das ja auch sonst macht, dann wird es nicht schwer sein, wenigstens eine Kalligraphiestunde zu verschmerzen. Vielleicht darf, was Schreibgewandtheit anlangt, die Aufgabe der Volksschule noch etwas mehr als bisher betont werden. Wenn es natürlich auch nicht die ausschliefsliche Aufgabe der 4 unteren Volksschulklassen sein kann, für die Mittelschule vorzubereiten, so hat doch die Volksschule mit dem Rechte dazu auch die entsprechenden Pflichten. Wenn sich immer mehr die Stimmen der in der 1. Klasse beschäftigten Kollegen erheben in dem Sinne, dafs die uns von der Volksschule übermittelten Schüler gerade in den Hauptfächern der Elementarschule nicht mehr ganz so gut vorbereitet sind wie früher; wenn das selbst von einsichtigen Volksschullehrern zugegeben wird mit dem Hinweis auf die Überbürdung der Volksschule mit naturwissenschaftlichen und technischen Fächern, so kann diesem Übelstande nur durch eine Organisation und zwar innerhalb der Volksschule abgeholfen werden. Die Mittelschule könnte sich nur durch eine Angliederung einer Vorbereitungsklasse an ihre 1. Klasse helfen. Aber diese Einrichtung wäre den Mittelschullehrern

[1]) Ich kenne in diesem Punkte die Ansichten vieler Kollegen, auch solcher mit reicher Erfahrung, welche sogar eine noch weitergehende Reduktion des Kalligraphieunterrichtes befürworten.

aus naheliegenden Gründen und auch den Volksschullehrern unsympathisch, welch letztere in dieser Einrichtung nicht mit Unrecht ein Mifstrauensvotum erblicken würden, wie sie ja auch die Abschaffung der früher mit einigen Gymnasien verbundenen Vorschulen mit Genugtuung begrüfst haben. Dagegen liefse sich an jeder gröfseren Volksschule im Bedarfsfalle neben dem eingentlichen 4. Kurs eine Art Parallelabteilung einrichten, in welche nur diejenigen Schüler aufzunehmen wären, welche, die entsprechenden geistigen Qualitäten vorausgesetzt, auf Grund elterlicher Erklärung zur Mittelschule (speziell dem Gymnasium) übertreten wollen. In dieser Einrichtung, einem Gegenstück zu den für Schwachsinnige bereits bestehenden Sonderklassen, würden teilweise die von Sickinger-Petzoldt geforderten Sonderschulen für hervorragend Befähigte realisiert sein. Lehrstoff und Unterrichtsmethode in dieser Abteilung hätten sich natürlich in erster Linie nach dem angegebenen Zwecke zu richten. Unter all diesen Voraussetzungen wäre es also nicht nur möglich, den Unterricht in den unteren Klassen der Mittelschule, speziell den Rechen- und Mathematikunterricht intensiver zu gestalten, sondern auch die physikalische Propädeutik in der 6. Klasse, mit 1 Wochenstunde etwa vom Januar ab, einzurichten.

Jetzt könnte auch der wissenschaftliche Physikunterricht in der 7. und 8. Klasse, ohne dafs gerade eine Stundenmehrung unbedingt nötig wäre, mit gröfserem Erfolge einsetzen und unter Berücksichtigung des historischen Elementes in einer Zusammenfassung der erkenntnistheoretischen Grundlagen der Naturwissenschaften auslaufen.

Dafs auf der wissenschaftlichen Stufe, wie bisher, Apparate nicht nur nicht entbehrlich, sondern sehr wesentlich sind, ist für jeden naturwissenschaftlich denkenden Menschen selbstverständlich. Handelt es sich doch darum, die zu studierenden Erscheinungen, von allen Nebenumständen isoliert, einzeln in ihrer Ursprünglichkeit hervorzurufen. Dazu aber gehört eben das Experiment mit Apparaten, welche möglichst einfach, übersichtlich (zerlegbar) oder womöglich durchsichtig sein sollen.[1])

In dieser Hinsicht unterscheiden sich daher im allgemeinen Demonstrationsapparate ganz wesentlich von den wissenschaftlichen oder auch technischen Mefsinstrumenten, bei denen gröfstmögliche Präzision oder durch die Praxis gegebene Gesichtspunkte ausschlaggebend sind. Soll aber der Physikunterricht nicht nur eine angenehme Unterhaltung sein, so mufs neben der qualitativen gerade auch die quantitative Seite mehr oder weniger Berücksichtigung finden. Deshalb[2]) müssen auch die meisten Schulapparate immerhin Messungen gestatten von einem Genauigkeitsgrad, den man nicht unpassend mit „Messoid" bezeichnen mag. Nimmt man noch die Forderungen eines angemessenen Preises, solider Ausführung im einzelnen und eines gefälligen Aufbaues

---

[1]) Glasapparate verdienen daher eine ganz besondere Berücksichtigung (vgl z. B. Bohn, Phys. Apparate und Versuche einfacher Art aus dem Schäffermuseum).

[2]) Und auch mit Rücksicht auf etwaige Schülerübungen.

hinzu (Vermeidung häfslicher Farben und Formen etc.), so werden die wesentlichen Bedingungen für die Konstruktion möglichst befriedigender Schulapparate aufgestellt sein. So sehr nun auch hier die guten Einfälle einzelner erfinderischer Köpfe durchschlagen werden, so handelt es sich doch dabei mehr um eine methodische Kleinarbeit, die am ehesten ihr Ziel erreicht, wenn sie, statt sich zu zersplittern, durch Organisation zusammengefafst wird. Besonders wünschenswert erscheint diese mir hinsichtlich der Erfindung von „Universalapparaten". Schon im Interesse möglichster Material- und Raumersparnis, also einer beträchtlichen Kostenverminderung liegt es, Apparate herzustellen, deren Teile leicht abnehmbar und unter sich, sowie mit anderen Apparatteilen kombinierbar sind. Solche Anordnungen haben bei halbwegs geschickter Ausführung auch den inneren Vorzug, dafs sie, verschiedenen Zwecken dienend, zur Konzentration beitragen, indem durch sie die Schüler ganz unbewufst immer wieder an verwandte oder frühere Experimente erinnert werden. Auch mag nicht vergessen werden, dafs Apparate, welche einem einzelnen ganz bestimmten Zwecke dienen, wenn sie einem späteren Kabinettsinhaber nicht sympathisch sind, gar leicht aufser Kurs geraten. Dieses Schicksal wird ein Universalapparat wegen seiner Vielseitigkeit und Kombinationsfähigkeit weniger leicht erleiden; er wird umsomehr als Standardapparat in die Kabinette sich Eingang verschaffen, je mehr sich in ihm die Erfahrungen vieler verdichtet haben.

Damit komme ich zur Frage, wie solche Apparate wohl zustandekommen sollen. Jeder Schulphysiker wird, je nach der Reichhaltigkeit seines Kabinetts, der ihm eigenen Geschicklichkeit und der ihm zur Verfügung stehenden Zeit mehr oder weniger die anregende Tätigkeit ausüben, die man „Posteln" nennt und welche in der Erfindung neuer und Kombination bekannter Apparatanordnungen besteht. Verschiedene Zeitschriften und Lehrbücher geben Zeugnis von dieser Tätigkeit, der schon mancher recht brauchbare Apparat entsprungen ist. Aber ich habe den Eindruck, dafs diese Tätigkeit noch viel intensiver und fruchtbringender gestaltet werden könnte durch eine Art von Organisation, durch eine auf Vereinbarung beruhende Zusammenarbeit mit ganz bestimmten Zielen.

Man kann sich dies etwa so denken, dafs innerhalb möglichst vieler Einzelkabinette alle bemerkenswerten Apparatanordnungen und -kombinationen aufgezeichnet und diese Aufzeichnungen periodisch veröffentlicht oder sonst in Umlauf gesetzt werden.[1]) Solche Aufzeichnungen von Gedanken, die sich einzeln nicht immer zur Veröffentlichung in gröfseren Zeitschriften eignen, aber wegen ihrer Originalität und Entwicklungsfähigkeit doch bis zu einem gewifsen Grad verdienen, bekannt zu werden, haben in erster Linie einen grofsen Wert innerhalb des betreffenden Kabinettes selbst für die

[1]) Hier würde für die Mittelschul- und Hochschulmathematiker umschliefsende bayerische Sektion des „Vereins zur Förderung des Unterrichtes in der Mathematik und den Naturwissenschaften" eine naturgemäfse Aufgabe vorliegen.

Mitarbeiter und Nachfolger in der Benutzung der in der Sammlung vorhandenen Apparate durch Anregung zu möglichst ausgiebiger Verwendung des vorhandenen Materials und zur Unterstützung der Vorbereitung. Aus dem Austausche jener Ideen würde ferner das Material zur Konstruktion möglichst allseitig befriedigender Standardapparate gewonnen, das technische Können der Physiklehrer gefördert und endlich bei grofszügiger Auffassung des Gedankens wenigstens nach einer bestimmten Seite hin die Grundlage für eine Art von Methodik der technischen Erfindung geschaffen. Wie diese nicht nur für den engeren Physikunterricht wichtige Berufsarbeit unterstützt werden könnte, ob durch zweckentsprechende Ferienkurse, periodische Ausstellungen oder auch durch Verleihung von Stipendien[1]) kann an dieser Stelle nicht eingehender behandelt werden. Besonders auch mufs ich es mir versagen, auf den Zusammenhang der obigen Darlegungen mit der Frage der Schülerübungen einzugehen. Vielmehr will ich am Schlusse an einigen wenigen Beispielen zu entwickeln versuchen, wie man gewisse in den meisten Sammlungen vorhandene Hauptapparate bezüglich der Adjungierung passender Zusatzteile geradezu methodisch durcharbeiten kann, um mehr oder weniger vollständige Universalapparate zu erhalten. Mit Rücksicht auf die oben geforderte quantitative Behandlung wird dabei das naheliegende Hauptprinzip gelten, dafs namentlich solche Apparate zum Ausgangspunkt der Bearbeitung gewählt werden, welche von Haus aus für Mefszwecke geeignete Einrichtungen besitzen. Werden solche Apparate zu Universalapparaten erweitert, so verlohnt es sich, jene Mefseinrichtungen bei aller Einfachheit doch möglichst solid und exakt herzustellen.

Ein in dieser Hinsicht besonders bekannter Universalapparat ist die zweiarmige Wage. In erster Linie nur zur direkten Bestimmung von Gewichten eingerichtet, läfst sie mannigfache Kombinationen zu, welche z. B. als hydrostatische, Mohrsche, magnetische, elektrostatische Wage, als Luftdruckaräometer (Fischer), Baroskop (Schoentjes) usw. bekannt sind.

Sache des Mechanikers wäre es, solche Konstruktionen zu wählen, dafs die Zusatzapparate, welche die Wage zu den eben angegebenen Instrumenten stempeln, jederzeit leicht und ohne gegenseitige Störung angebracht und abgenommen werden können, so dafs man eben mit einem einzigen Wagemodell von dem für Messoide zu verlangenden Genauigkeitsgrad auskommen könnte. Dafs mit den obigen Aufzählungen das Verwendungsgebiet der Wage noch nicht erschöpft ist, liegt auf der Hand, namentlich, wenn man dabei die zweiarmige Wage durch die Briefwage ersetzt, wie das aus den Kleiberschen Büchern bekannt ist.

Eine andere Gruppe von zusammengehörigen Apparaten schliefst sich, wie bekannt, an die in der Form der Fig. 1 vorausgesetzten Mariotteschen Röhren an. In dieser Vorrichtung hat man zunächst

[1]) Etwa zu einem längeren Besuche der physikalisch-technischen Reichsanstalt usw.

kommunizierende Röhren, die sich ja als solche vielfach verwenden lassen, z. B. zur Bestimmung des spezifischen Gewichtes von Flüssigkeiten, als offenes und unter Benutzung des Hahnes als geschlossenes Manometer; ferner könnte man diesen Grundapparat durch passende, leicht abnehmbare Zusatzstücke in ein Luftthermometer und eine Geifslersche Quecksilberluftpumpe verwandeln. Versieht man den einen der beweglichen Schlitten mit einer ebenfalls ausschaltbaren Dioptervorrichtung oder einem kleinen Ablesefernrohr, so hat man ein ganz brauchbares Kathetometer usw.

Ein, wie mir scheint, bisher weniger erkanntes Universalinstrument für Messoide kann aus dem Hebelpyrometer (Fig. 2) gewonnen werden, welches bekanntlich in erster Linie zum Nachweise und zur Messung der linearen thermischen Ausdehnung dient. Das Instrument wird sofort zu einer Art von Hitzdrahtampèremeter, wenn man einen Stab von kleinem Querschnitt und grofsem spezifischen elektrischen Leitungswiderstand (Neusilber, Wismut etc.) benutzt. Schickt man durch den mit Isolationsenden versehenen Stab Gleich- oder Wechselstrom (Starkstrom), so wird das Pyrometer die durch die Joulesche Wärme hervorgerufene Ausdehnung und somit auch die Stromstärke anzeigen, indem der in einer ganz bestimmten Zeit (z. B. in 1^m) erhaltene Zeigerausschlag mit der Stromstärke in einem bestimmten Verhältnis steht. Die den einzelnen Skalenteilen entsprechenden Stromstärken lassen sich am besten empirisch ausmitteln.

Das Instrument kann man weiter auch als recht brauchbares Mikrometer benutzen, das bei einigermafsen guter Ausführung des Zeigerwerkes leicht bis zu $^1/_{100}$ mm genaue Resultate gibt. Dabei braucht man nur noch die am ursprünglichen Apparat nicht vorhandene Schraube S_2 (Fig. 2). Man verschraubt etwa S_1, bis der Zeiger etwa auf 20 steht, so dafs der Stab fest eingeklemmt ist (rechts durch Schraube S_1, links infolge des Federdruckes bei F_1) und hält durch Anziehen von S_2 den Stab und damit die Zeigerstellung unverändert. Schraubt man nun S_1 soweit zurück, dafs die zu messende Dicke (Draht etc.) zwischen S_1 und dem Stabende A mit leichter Reibung eingeschoben werden kann und gibt nach Entfernung des zu messenden Gegenstandes S_2 frei, so schnellt der Stab bis zur Berührung mit S_1 und der Zeiger um einen Ausschlag zurück, welcher der zu messenden Dicke offenbar proportional ist. Weitere Verwendungsmöglichkeiten des Instrumentes dürften nicht ausgeschlossen sein.

Als ein letztes vereinzeltes Beispiel dafür, dafs Mefsvorrichtungen, wenn auch einfachster Art, den naturgemäfsen Ausgangspunkt für Universalapparate bilden, zugleich dafür, dafs dabei die zu adjungierenden Apparate zuweilen schon in der Sammlung als Teile anderer Apparate vorhanden sind, möchte ich eine einfache zylindrische, beiderseits offene Glasröhre mit Teilung anführen, indem ich von ihren überaus zahlreichen Verwendungsmöglichkeiten nur die Kombination mit dem zum bekannten Pascalschen Bodendruckapparat gehörigen, dickwandigen Gefäfs erwähne, welches oben einen glatten und genügend breiten Rand besitzt, um mit einer Glasplatte unter Benutzung von

Luftpumpenfett luftdicht abgeschlossen werden zu können. Die in Fig. 3 skizzierte Kombination zeigt so ein sehr brauchbares Volumeter nach dem Prinzip von Says Stereometer.

Wenn nun auch Mitteilungen dieser Art nicht allen Fachkollegen durchweg Neues bieten können, so würden sie doch manchen brauchbaren Gedanken, der sonst vielleicht verloren gegangen wäre, festhalten und auch denen immerhin schätzenswerte Anregungen geben, welche in der Zusammenstellung und Anfertigung von Apparaten ausgesprochenes Geschick haben.

München. Dr. A. Wendler.

Deszendenzlehre und christliche Weltanschauung.

Die moderne Naturwissenschaft beruht der Hauptsache nach auf der vielfach mit dem Darwinismus verwechselten Deszendenzlehre und insbesondere die Biologie ist ohne die Annahme einer fortschreitenden Entwickelung der Lebewesen kaum denkbar. Daher ist es sehr bemerkenswert und auch von Prof. Dr. Haeckel in seinem ersten Vortrage in der Berliner Singakademie (15. IV. 05) als epochemachend bezeichnet worden, dafs der weitaus bedeutendste der katholischen Zoologen, Erich Wasmann S. J. nunmehr offen für die Entwicklungstheorie eintritt. Derselbe hat nämlich eine Reihe von Abhandlungen, die er 1901—1903 in den „Stimmen aus Maria-Laach" veröffentlicht hatte, zu einem Buche zusammengefafst,[1]) in dem er neben und an sehr interessanten Spezialstudien über die Gäste der Ameisen und der Termiten — gerade auf diesem Gebiete ist er ja Autorität ersten Ranges — nachweist, dafs die alte hauptsächlich auf Linné zurückgehende Theorie von der unbedingten Konstanz der Art aus einer Anzahl von Gründen schwerwiegender Art heute nicht mehr haltbar sei, ja ihre Anhänger zuletzt in die schlimme Lage bringen müsse, welche die Verteidiger des ptolemäischen Systems gegenüber der kopernikanischen Weltanschauung einnahmen. Nun ist er ja nicht der erste, der dies sagt — zählt er doch in der Note S. 168 eine Anzahl von Schriften katholischer Theologen auf, welche einer mafsvollen Entwickelungslehre das Wort redeten —, auch übernimmt er nicht diese Lehre schlechtweg und erklärt insbesondere deren Ausdehnung auf den Menschen aus theologisch-philosophischen wie morphologisch-paläontologischen Gründen für ganz unzulässig. Trotzdem wird er durch das Gewicht seines Namens weitere Kreise, die dieser Lehre, gleichviel aus welchen Gründen, noch immer ablehnend gegenüberstanden, nunmehr für dieselbe gewinnen. Am wichtigsten aber erscheint mir, dafs dem Lehrer der Naturkunde damit ein fester Boden unter die Füfse gegeben wird. Solange er sich auf diesem hält, wird er also in schon

---

[1]) Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie. Von Erich Wasmann J. S. Zweite vermehrte Auflage. Mit 40 Abbild. im Text und 4 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1904. Preis: 5 Mk., geb. 6.20 Mk.

aus pädagogischen Gründen bedenkliche Widersprüche mit dem Religionslehrer nicht geraten können; darüber hinauszugehen hat aber an der Mittelschule keinen Sinn. Andererseits hat aber natürlich auch der Religionslehrer die Pflicht diese Dinge kennen zu lernen und in seinen Vorträgen an die Schüler entsprechend zu verwerten. Das wird er aber unbedenklich tun können, denn „wenn die Deszendenztheorie sich bewahrheitet und an die Stelle der alten Konstanztheorie tritt, bleibt doch die Schöpfungstheorie und mit ihr die christliche Weltanschauung ebenso felsenfest begründet, wie sie vorher war. Ja die Weisheit und die Macht des Schöpfers zeigt sich in noch herrlicherem Lichte, indem sie auch die Ausgestaltung der organischen Welt nicht durch fortwährendes Eingreifen in die Naturordnung, sondern durch die in die Natur selber gelegten Gesetze verwirklicht."

München. H. Stadler.

Die Philosophie im Gymnasialunterricht.[1])

Den Versuch, die Philosophie in den Gymnasialunterricht aufzunehmen, könnte man ja als bereits gemacht und mifsglückt ansehen. Und auch ich hoffe, dafs mit der Philosophie, mit der man bisher fast ausschliefslich die Probe gemacht hat, ein Versuch nicht wiederholt werden wird.

Auch dem zweifelnden Einwurf, ob denn die Philosophie fürs praktische Leben einen wesentlichen Gewinn abwerfe, kann ich nur beipflichten; denn wir dürfen von ihr nicht einmal eine Hebung der Moralität oder eine Förderung der Glückseligkeit erwarten. Die Quellen der Moralität sind in einer ganz anderen Richtung zu suchen; sie erzeugt sich aus dem sozialen Zusammenleben der Menschen von selbst und ist unabhängig von der Bewufstseinsstufe, sodafs der einfachste Bauer an moralischem Wert dem tiefgründigsten Philosophen überlegen sein kann. Und die Glückseligkeit ist etwas rein Relatives, ist nichts weiter als das Gefühl der Befriedigung vorhandener Bedürfnisse; es ist aber klar, dafs mit wachsendem Bewufstsein auch das Wollen und Streben wächst und die Befriedigungsmöglichkeit dadurch zum mindesten nicht erleichtert wird. Also, an den Karren des praktischen Nutzens gespannt, versagt die Philosophie einfach ihre Dienste.

Was allein für ihre Aufnahme in den Gymnasialunterricht spricht, sie aber auch gebieterisch verlangt, ist die Menschenwürde, sind die reinsten Kulturinteressen. Denn aller Fortschritt, alle Entwicklung des Menschen geschieht in der Richtung des Sichbewufstwerdens und dem Drang dazu nicht nachgeben heifst die Menschen auf einer niedereren Kulturstufe zurückhalten wollen. Ist es eines Menschen im höheren Sinne noch würdig, wenn er in Tages- und Berufsarbeiten und

---

[1]) Wenn auch die praktische Durchführbarkeit der nachstehend gemachten Vorschläge noch mancherlei Zweifeln unterliegt, so wollten wir sie doch den Lesern unserer Blätter nicht vorenthalten. (Die Red.)

-Freuden sein Leben sich abwickeln läfst und mit lächerlicher Selbstaufblähung diesem Leben noch gar eine grofse Bedeutung beimifst, während die höchsten Probleme des Seins und des Daseins ihn nie berührten? Sind wir Erzieher der Aristokratie des Geistes es ihr nicht schuldig, dafs wir ihr zu der Bewufstseinsstufe verhelfen, die ihr zu erreichen möglich ist?

Man entgegne mir auch nicht, dafs, was hier vom Gymnasium gefordert wird, die Universität erst zu leisten habe. Kein Eingeweihter wird verkennen, wie sehr Fach- und Examensstudien auf der einen Seite und auf der andern Genufs der akademischen Freiheit die Zeit des Studenten in Anspruch nehmen und wie gering doch die Aussicht ist, dafs nachhaltige philosophische Interessen hier geweckt werden.

Und auf der andern Seite scheint mir gerade das Gymnasium nichts so sehr zu bedürfen als eines neuen grofsen Gedankens, der es belebend auffrischte, weil es mir unter nichts so sehr zu leiden scheint als unter einer gewissen Ermüdung und Schlaffheit. Auf dem Humanismus unserer Tage liegt ein dicker Staub, der ihm durch einen frischen Hauch hinweggeweht werden mufs. Und der könnte nur ausgehen von einer neuen, höheren Auffassung des Menschen, die in das Leben und Denken des Einzelnen wieder etwas Spannung, Unruhe und Reiz brächte, die die Gemüter wieder etwas aufrüttelte, indem sie sie vor die Rätsel des Daseins stellte und sie auf das geheimnisvolle Rauschen des Allebens hören liefse. Und es könnte nicht ausbleiben, dafs sich auch in den andern Fächern, namentlich in den humanistischen, eine günstige Folge des neuen Zieles bemerkbar machte, indem die Geschichte der Menschheit, ihr Denken und Treiben, mit erhöhtem Interesse verfolgt würden.

Ob dieses Ziel — ich meine die philosophische Belebung des ganzen Menschen — wohl erreicht werden kann, wenn man die Schüler, was sie schon längst wufsten, nun auch beweisen lehrt, dafs Gajus sterblich ist, oder sie in die wundervollen Geheimnisse von Begriff, Urteil und Schlufs einweiht oder sie mit den Kräften der Seele bekannt macht? Ich glaube nicht. Die philosophische Propädeutik durch Logik und Psychologie scheint mir vielmehr dazu geeignet, den jungen Menschen die Lust am Philosophieren zu verleiden.

Für den richtigen Weg halte ich es auch nicht, wenn man vorschlägt, einzelne wichtige Probleme nacheinander zu betrachten. Denn eine derartige losgelöste Behandlung mufs wegen ihrer Zusammenhangslosigkeit, und weil sie zu früh zum Unlösbaren führt, den Anfänger eher verwirren. Auch liegt in ihr für den Lehrer die Gefahr mangelhafter Objektivität, indem er sich leicht verpflichtet fühlt die aufgeworfenen Fragen auch zu beantworten und die Rätsel zu lösen. Nichts scheint mir aber bedenklicher als die jungen Leute, die eben erst über die Rätsel der Welt nachzudenken anfangen, sofort für ein bestimmtes System zu verpflichten.

Den einzig gangbaren Weg bietet meiner Ansicht nach die Geschichte der Philosophie, die dem Einzelnen zeigt, wie die Welt- und Lebensfragen der Menschheit allmählich gekommen sind und wie sie

sich damit abgefunden hat, wie immer neue Schwierigkeiten gefunden und immer neue Lösungsversuche gemacht wurden. Diese Betrachtung bietet zugleich die beste Grundlage für eine gewisse Objektivität auf seiten des Lehrers und die Vielheit der Systeme beugt am besten einer allzufrühen und ungründlichen Stellungnahme auf seiten des Schülers vor, während das Hauptziel, das Lebendigwerden der Welt- und Menschheitsgedanken, aufs schönste so erreicht werden kann.

Dafs 18- oder 19-jährige Menschen für diese Beschäftigung noch nicht reif seien, sondern dafs sie noch ein Jahr warten müfsten — bis zur Universitätszeit — halte ich für Täuschung. Es lassen sich die Probleme der Philosophie sehr wohl in eine entsprechend einfache und klare Form bringen; und wenn sie auch noch nicht ausgedacht werden können, so ist das auch nicht nötig. Für die Geschichte der griech. Philosophie habe ich selbst in einer kleinen Schrift („Geschichte d. griech. Philos." in Lehmanns Volkshochschule, Stuttgart 1904) den Versuch einer derartigen Behandlung gemacht und bin überzeugt, dafs sich auch die neuere Philosophie in ähnlicher Weise darstellen liefse, wenn ich auch die erhöhten Schwierigkeiten nicht verkenne.

Von grofser Wichtigkeit wäre allerdings der Betrieb dieses Philosophieunterrichtes. Gedeihlich werden könnte er nur, wenn der Zwang von ihm fast gänzlich ferngehalten würde. Begrüfsen würde ich es zwar, wenn der Unterricht obligatorisch wäre, wenn kein Schüler das Gymnasium verliefse, der nicht eine Art Vorlesung über die Geschichte der Philosophie gehört hätte. Aber ferngehalten möchte ich wissen all die Zwangsmittel von Probearbeiten und Noten. Und sollte sich auch manches Schülerherz dem Gegenstand gegenüber spröde zeigen, so brauchte der Betreffende an seinem äufseren Fortkommen keinen Schaden zu leiden. Natürlich hinge von der Persönlichkeit des Lehrers hier sehr viel ab. Philosophische Kenntnisse und vor allem philosophisches Interesse, möglichste Objektivität und pädagogisches Geschick müfsten in seiner Person vereint sein. Aber den Mangel an geeigneten Lehrern als Grund zur Aufgabe jenes schönen Zieles anzugeben, ist eine Schwäche, welche einem Kulturvolk wie dem deutschen schlecht ansteht. Man brauchte nur die Kräfte und sie werden sich finden!

Nürnberg. Dr. Börtzler.

Zum Farbensinn der Alten.

Über den Farbensinn der Alten haben, seit Gladstone 1858 in seinen Studies on Homer and the Homeric Age III. sect. IV p. 457 ff. die Behauptung aufstellte, Homer sei farbenblind gewesen, eine grofse Anzahl von Gelehrten geschrieben, die dieser Behauptung entweder beistimmten oder sie entschieden bekämpften. Zu den ersteren gehört Lazarus Geiger, La Roche und H. Magnus, zu letzteren A. Schuster, W. Jordan, E. Krause, G. Jäger, G. Steinthal, Grant Allen, A. Marty, R. Hochegger und E. Veckenstedt. Letzteren hat sich auch K. Euler angeschlossen, der in dem Jahresberichte des Kgl. Gymnasiums zu

Marburg für das Schuljahr 1902/03 eine recht fleifsige und klare Übersicht über diese Streitfragen gegeben hat, die jedem Homererklärer zur Einsicht zu empfehlen ist. Nun ist neuerdings W. Schultz-Wien[1]) auf den Plan getreten mit der Behauptung, die Hellenen seien blaugelbblind gewesen und hätten also insbesondere blaugrün und violett nicht unterscheiden können. Den Beweis stützt er auf sprachphysiologische, historische und archäologische Gründe und tut sich auf die Exaktheit seiner Methode nicht wenig zu gute. Nun haben aber H. Blümner in der Berliner philologischen Wochenschrift (25. Jahrg. 1905. Nr. 1 Sp. 19 ff.) und Harder in der Wochenschrift für klassische Philologie (21. Jahrg. 1904, Nr. 52, Sp. 1417) bereits die Schwäche seiner Argumente im allgemeinen und die seiner Quellenbenützung im besonderen genügend nachgewiesen; ich kann mich diesen beiden in jeder Hinsicht anschliefsen und nur ergänzend noch einiges bemerken. So, meine ich, ist die Frage nach dem *πορφυροῦν*, *ἁλουργές* etc. ein für allemal durch Dedekinds zwar höchst geschmacklos und schwerfällig geschriebene, aber doch im Grunde richtige „Purpurkunde" erledigt. Ebenso ist es doch längst erwiesen, dafs das *ἴον λευκόν* der Alten eben eine Matthiola und keine Viola ist; wozu also benötigen wir einer weifsen Varietät von diesem? *ἰοειδές* ist also „weifslich schimmernd und nicht = *μέλαν* = *πορφυροῦν*. Wenn Dioskorides mat. med. III 17. *φρύνιον* und *βατράχειον* als synonyme Pflanzennamen gebraucht, so hat die Farbe gar nichts damit zu tun, die Pflanze wächst eben an feuchten Plätzen, wo sich Frösche und Kröten aufhalten. Und wenn mat. med. III 120 (2, 75 ist falsch zitiert) *βότρυς πόα μηλίζουσα* übersetzt wird: Die Weinrebe ist eine ganz und gar *μηλίνη* Pflanze (folglich *μήλινον* = grün), so ist das ganz verkehrt, denn *βότρυς* ist an dieser Stelle eben n i c h t die Weinrebe, sondern nach Sprengel II 545 Chenopodium botrys. Wenn Plutarch Phoc. c. 28 *μήλινον* als Totenfarbe charakterisiert und Pollux den alten Weibern in der Komödie eine *μηλίνη ἐσθής* gibt, so ist damit doch kein „greller Kontrast" gegeben, sondern ein allerdings nicht zarter Witz. Aber auch die Sapphostelle: *ἀμφὶ δὲ ψῦχρον κελάδει δι' ὕσδων μαλίνων* beweist nicht, dafs *μήλινος* grün heifst, denn gleich die Fortsetzung, die freilich nicht im Henricus Stephanus steht: *αἰθυσσομένων δὲ φύλλων κῶμα καταρρεῖ* lehrt, dafs hier eine Herbststimmung vorliegt und also gelbe Blätter fallen! Ich denke, diese wenigen herausgegriffenen Stellen genügen, um noch weiter die philologischen Mifsgriffe des Verfassers zu kennzeichnen.

Auch mit den demokratischen Farbenmischungen hat der Verfasser kein wahres Glück. Denn während er sich S. 70 ff. bemüht, für *χλωρόν* die Möglichkeit der Bedeutung von Gelb und Rot zu erweisen, mufs er wegen ganz unmöglicher Ergebnisse diese beiden Deutungen auf der Farbentafel ausschliefsen und bei Grün stehen

[1]) Das Farbenempfindungssystem der Hellenen von W. Schultz. Mit drei farbigen Tafeln und Figuren im Text. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 1904. Preis brosch. 10 Mk.

bleiben. Es fehlt hier an Raum nachzuweisen, dafs eben alle diese Mischungen rein spekulativ gewonnen sind und nicht durch Experiment.

Was nun schliefslich das Wandgemälde des Zeus von Eleusis anbelangt, so ist es doch allzugewagt aus diesem recht bescheidenen Kunstwerke auf die Farbenblindheit des ganzen Volkes zu schliefsen. Wie oft hat man bei uns Gelegenheit, in Hauseingängen, Wirtschaftslokalitäten, ja sogar in Dorfkirchen die unmöglichsten Farbentöne z. B. blaue Bäume u. a. zu sehen! Sind nun deshalb die Maler, die Auftraggeber, die gesamten Zeitgenossen farbenblind? Aus all diesen Gründen ist also das Ergebnis der im übrigen mit anerkennenswertem Fleifse ausgeführten Arbeit abzulehnen. Daran ändert auch nichts, dafs H. Magnus in den Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften IV. Bd. Nr. 1 S. 156 dafür eingetreten ist; dieser Richter ist eben selbst Partei. Zu einem entgegengesetzten Schlusse kommt, wenn auch auf etwas verschiedenem Felde, K. E. Götz in dem Aufsatze: Waren die Römer blaublind? (Wölfflins Archiv. f. Lat. Lex. und Gr. XIV. Bd. [1905] H. 1. S. 75 ff.) Diese Arbeit, die mit Benützung des Thesaurusmateriales angefertigt und durch klare und verständige Verwertung des philologischen Werkzeuges sich vorteilhaft von der in diesem Punkte verwirrten und verwirrenden Art Schultzes unterscheidet, leitet zunächst caeruleus von caelum Himmel ab und bestimmt also entsprechend der Färbung des italienischen Himmel die Grundbedeutung als „tiefblau". So wird das Wort angewendet vom Regenbogen, Meer, Wassergottheiten, Quellen, Meerestieren; im Übergang zum Dunklen, Düsteren, ferner von der Unterwelt und Zubehör sowie von der Nacht. Bei den Germanen (Tac. Germ. 4) geht es auf die Farbe der Augen, bei den Galliern (Caes. bell. Gall. V 14, 2) auf die Sitte des Tätowierens mit Waid. Weiterhin wird es gebraucht von blauschwarzem gefärbten Haar mancher Völker, von Kleidern, Wiesen im Morgenduft (Ennius ann. 516 V.), verschimmelten Brot (Penicillium glaucum!) Iuven. 14, 128, ferner bei Plinius von der Kupferlasur (37, 119 und 33, 160), Saphir (37, 120) Tückis (37, 115); bei Claud. 28, 324 geht sulphur caeruleum auf die blaue Flamme des brennenden Schwefels.

München. H. Stadler.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Dr. M. O. Raoul Richter: Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. Fünfzehn Vorlesungen gehalten an der Universität zu Leipzig. Leipzig. Dürr. 1903. VII und 288 S. Preis 4 Mk.

Diese Besprechung kommt eigentlich zu spät — hoffentlich zu spät. Denn wir hoffen und wünschen, dafs Richters Buch seit seinem Erscheinen im Herbst 1903 schon so viele Freunde gefunden hat, dafs es dieser Ankündigung nicht mehr sehr bedarf. Aber auch wenn dies der Fall ist, wird dieser nachträgliche Hinweis doch nicht ganz überflüssig sein. Richter unterzieht in diesen 15 Vorlesungen Nietzsches Philosophie einer streng wissenschaftlichen Betrachtung. Da es ihm darauf ankommt, nur den allgemeinen Ideengehalt, nur das wissenschaftlich Wertvolle und zwar nach seiner eigensten inneren Entwicklung zu betrachten, verzichtet er darauf, die Lehre Nietzsches, wie es meist geschieht, aus seiner Persönlichkeit heraus zu erklären und den poetischen Schönheiten ihrer Form nachzugehen. Nur soweit die Persönlichkeit des Philosophen unerläfslich ist zum Verständnis, zieht er sie heran. So handeln denn nur die ersten Vorlesungen von Nietzsches Lebensschicksalen und Persönlichkeit. Besonders hervorheben möchten wir aus diesem Abschnitt die vornehme Behandlung des Konfliktes zwischen Nietzsche und Wagner, durch den eine einzig dastehende Freundschaft zweier grofser Geister infolge der folgerichtig auseinandergehenden Weiterentwicklung ihrer Individualitäten einen tragischen Abschlufs fand. Und überzeugend wirkt der den üblichen Ansichten noch mehr widersprechende Nachweis einer gewissen Einheitlichkeit in Nietzsches scheinbar so sprunghaftem, so widerspruchsvollem Entwicklungsgange. Ihren Träger sieht Richter in Nietzsches philosophischem Trieb, in seinem Trieb nach Erkenntnis des Sinnes, der Bedeutung der uns unmittelbar nur als ein Chaos sinnleerer, bedeutungsloser, ideenbarer Tatsachen gegebenen Gesamtwelt. Weniger überzeugend ist Richters Abwehr der medizinischen Behandlung des Falles Nietzsche durch Möbius. Denn wenn er erklärt, wir hätten kein wissenschaftliches Recht, den Ausbruch der Geisteskrankheit vor das Jahr 1889 zu legen und demgemäfs die Schriften aus den unmittelbar vorhergehenden Jahren auch mit den Augen des Pathologen zu betrachten, so ist demgegenüber doch darauf hinzuweisen, dafs Paralysen nicht über Nacht kommen, sondern nicht selten ein langes Vorstadium haben, ehe sie zum offenen Ausbruch kommen. Den umfangreichsten Teil des Buches bildet natürlich die Darstellung der Philosophie Nietzsches

in ihren drei Stadien des unkritischen pessimistischen Voluntarismus unter dem Einflufs der Schopenhauer-Wagner'schen Weltanschauung, des halbkritischen, evolutionischen Intellektualismus unter der Einwirkung des englischen Positivismus und endlich des kritischen, optimistischen und evolutionistischen Voluntarismus, welcher als eine Synthese der vorausgegangenen Stadien und als eigenste Philosophie Nietzsches gelten mufs, eine dreistufige Entwicklung durch These, Antithese und Synthese ganz nach Hegels dialektischem Schema, die sich übrigens auch bei Kant nachweisen läfst. Da Richter die Geschichte der Philosophie Nietzsches unter diesem Gesichtspunkt dialektischer Entwicklung betrachtet, legt er Wert darauf, die Ansätze zu neuen Gedankengängen, die Brücken von einer Phase zur andern, die durch das Ganze wirkenden Zusammenhänge aufzuzeigen. Gerade darin liegt ein Hauptwert des Buches, der ihm einen ehrenvollen Platz neben Riehls, Zieglers und Vaihingers Darstellungen der Nietzscheschen Philosophie sichert. Die letzten zwei Vorlesungen bringen eine mafsvolle und gerechte Kritik, für die ihm viele Leser sehr dankbar sein werden. Den Abschlufs bildet ein Verzeichnis der wichtigsten einschlägigen Literatur. Schade, dafs Richter seinem Buch nicht auch ein Personenregister beigegeben hat. Alles in allem ist es ein treffliches Buch.

Ingolstadt. Dr. M. Offner.

Dr. Fr. Börtzler, Geschichte der griechischen Philosophie. Stuttgart, Fr. Lehmann. Geb. 1 Mk.

Der Verfasser dieses Büchleins, das unlängst als 5. Bändchen in der Serie „Lehmanns Volkshochschule“ erschien, hat es verstanden, ohne eine besondere philosophische Vorbildung bei seinen Lesern vorauszusetzen, auf dem geringen Umfang von 70 S. in äufserst klarer und gefälliger Form ein lebendiges Bild von dem Entwicklungsgang der griechischen Philosophie zu entwerfen. Ursprünglich für weitere Kreise bestimmt, scheint mir das kleine Werkchen besonders gut geeignet bei unseren Oberklässern das Interesse und Verständnis für philosophische Fragen wachzurufen; namentlich möchte ich es zur Anschaffung für Schülerbibliotheken warm empfehlen.

Nürnberg. Dr. J. Baer.

Alfred Heubaum, Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. I. Bd. Bis zum Beginn der allgemeinen Unterrichtsreform unter Friedrich dem Grofsen 1763 ff. Das Zeitalter der Standes- und Beruferziehung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905. 403 S. gr. 8°. Preis 8 Mk.

Alfred Heubaum ist durch Publikationen kleineren Umfangs (z. B. in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs-

und Schulgeschichte, in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik) rühmlichst bekannt. Umfassende Sach- und Literaturkenntnis zeichnen ihn aus.

In dem Werke, dessen erster Band unter obigem Titel seit einigen Monaten vorliegt, hat sich Heubaum eine viel umfassendere Aufgabe gestellt als z. B. Paulsen in der „Geschichte des Gelehrten Unterrichtes". In universeller Art, bis zu einem gewissen Grade an Otto Willmann erinnernd, will er darlegen, „wie sich das Bildungswesen der Neuzeit nach Organisation, Inhalt und Methode in Wechselwirkung mit dem politischen, sozialen und geistigen Leben gestaltet hat." Die historische Entwicklung des deutschen Bildungswesens soll dargestellt werden; die Rücksicht auf diese Entwicklung seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu den modernen Theorien der Gegenwart hat die Anlage des Werkes wie die Auswahl des überreichen Stoffes bestimmt. Das durch Zeit wie Nationalität wenig beeinflufste Bildungsideal des Jesuitenordens wie der katholischen Orden überhaupt ist nicht zur Darstellung gebracht; unter diesem Gesichtspunkte müssen das ganze Werk wie insbesondere einzelne Sätze beurteilt werden.

Ausgangspunkt des Werkes ist die Mitte des 17. Jahrhunderts d. h. die Zeit, in welcher das Bildungswesen von Theologie und Kirche sich zu lösen beginnt und als Aufgabe oder Hoheitsrecht des Staates in seinem Inhalte wie in seinen äufseren Veranstaltungen von weltlichen Motiven bestimmt wird. Der brandenburgisch-preufsische Staat tritt im Verlaufe des ersten Jahrhunderts, wie der Verfasser selbst hervorhebt, „weitaus in den Vordergrund der Darstellung", weil die eben gekennzeichnete Entwicklung des Bildungswesens, die Einwirkung weltlicher Motive auch in anderen protestantischen Ländern nicht so frühe und umfassend sich vollzogen haben als eben im brandenburgisch-preufsischen Staate. Mit Rücksicht auf das sehr frühe zutage tretende „staatliche Bildungs- und Erziehungssystem von eigenartigem nationalen modernen Gepräge (S. 65) in Brandenburg-Preufsen werden auch mehr unscheinbare Anfänge des Bildungswesens in diesem Staate liebevoll dargestellt und gewürdigt.

Der bis jetzt vorliegende I. Bd. umfafst die Geschichte des deutschen bzw. brandenburgisch-preufsischen Bildungswesens bis etwa zum 7. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts d. h. zu der Zeit, in welcher die Bildungsbewegung der Aufklärungsepoche auch in katholischen Staaten weite Kreise erfafste und die „Befreiung des Unterrichtswesens" „in schweren Kämpfen mit der Kirche und den alten politischen Machtfaktoren" zur Folge hatte (S. 341). Die Darstellung dieser Bildungskämpfe haben wir in den folgenden Bänden zu erwarten. War bis 1770 ein „geradliniger, schnell vorwärts schreitender Entwicklungsgang" zu beobachten, so mufs, wie der Verfasser sich ausdrückt, in den folgenden vier Jahrzehnten unser Blick auf die vielen neben einander verlaufenden Bildungsreformversuche in den deutschen Kleinstaaten sich richten.

Den Inhalt des ersten Bandes noch im einzelnen zu skizzieren, erscheint überflüssig. Wie schon der Begriff Bildungswesen besagt, kommt ein ungemein mannigfacher und reicher Stoff an Tatsachen und Ideen, Projekten, Versuchen und Veranstaltungen, von der Dorfschule angefangen bis zur Akademie und Universität, eine grofse Menge von Namen zur Darstellung. Sehr wichtig ist die Rücksichtnahme auf das politische und soziale Leben; das Hereinspielen wirtschaftlicher Faktoren in die Bildungsbewegung kann schwerlich zu eingehend berücksichtigt werden. Manche goldene Theorien in der Bildungsgeschichte sind eben deshalb Projekte geblieben, weil die graue Wirklichkeit die Durchführung verhinderte. Hervorgehoben sei noch, dafs die Lektüre des Heubaum'sches Buches, soll sie angenehm sein, ein nicht unbedeutendes kulturhistorisches Wissen voraussetzt, dafs aber Heubaum der grofsen Gefahr, welche in der Natur seiner Aufgabe liegt, nämlich polyhistormäfsig den armen Leser mit einer Überfülle von Namen zu überschütten, wohl zu begegnen wufste. Grofszügigkeit, übersichtliche Gliederung und Hervorhebung der Gegensätze zeichnen die Darstellung aus. Literaturangaben nebst erläuternden Anmerkungen und ein alphabetisches Sachregister sind recht willkommene Beigaben; auch Diktion und Druck sind mit vereinzelten Ausnahmen (z. B. S. 104 1. Satz, S. 26 Zl. 2 v. u., S. 77 Zl. 17, S. 299 Zl. 12 v. u., S. 348 Zl. 26) sehr sorgfältig.

München. Dr. Lurz.

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Dritte, gesichtete und ergänzte Auflage. Berlin, Weidmann, 1904. 223 S. 4 Mk. 60 Pfg.

Statt eine Vergleichung mit den beiden ersten Auflagen zu geben, möchte ich die Freunde aphoristischer, gedanken- und bilderreicher Äufserungen einladen zum Genufs des Werkes, das der Verlag im Festschmucke erscheinen läfst. Hier einige Proben.

„Entwertung.

Geht nicht der jähen Entwertung eines edlen Metalles, des Silbers, in unserer Zeit etwas parallel auch in der geistigen oder sittlichen Welt? Gewifs, es wird viel tüchtige Arbeit, die ehedem guten Lohnes sicher war, nicht mehr gewürdigt oder kaum gelohnt, weil man sich das Bessere und Beste zu beschaffen gewufst hat und nur noch das Beste gut genug findet. Es bleibt viel schönes Streben ungeehrt und viel wackeres Können unbeachtet, weil nur das Virtuose noch Reiz ausübt. Wenn denn wenigstens das echte Gold noch seinen Wert behauptet! Aber vielleicht schätzt man demnächst nur noch die glattgeschliffenen, strahlenden, facettenreichen Edelsteine. Vielleicht? In der geistigen Welt sind wir schon ganz auf diesem Wege." (Aus dem ersten Abschnitte „Natur und Seelenleben" S. 21/22.)

„Nach dem Gewitter.

Nie duften die Blüten schöner als nach schwerem Gewitterregen. Und so macht sich die Liebe zusammengehöriger Menschen am

schönsten fühlbar in solcher Zeit, wo die Herzen von den Schauern des Unglücks durchweicht und von Angst gepeitscht wurden und nun wieder Stille geworden ist und in gereinigter Luft das gemeinsame Leben neu anhebt" (Ebenda S. 28).

„Ruhe und Empfindung.

. . . Über dem ewigen Wechsel des Lebens und der Hast des Tuns geht den Menschen unserer Zeit die Ruhe verloren, welche zur Bildung echter und klarer Empfindung nötig ist. Solche echte und klare Empfindung aber ist in Wahrheit die einzig lebende Quelle für die Gesinnung, auch für die Charakterbildung! Es wird sich nur immer mehr fühlbar machen, wie weit blofse Anempfindung, innere Abhängigkeit von Phrase und Schlagwort, Untiefe der persönlichen Grundsätze die moderne Menschheit durchzieht. Die leuchtend aufsteigende äufsere Kultur des Jahrhunderts wirft eben doch auch ihren Schatten und dieser Schatten fällt in das innere Leben der Menschen." (Aus dem zweiten Abschnitt: „Kultur, Gesellschaft, Stände und Völker" S. 39/40).

„Wirksamste Gedanken.

Die in der Welt wirksamsten Gedanken sind die nicht ganz zu Ende gedachten. Sie lassen dem Willen, der Phantasie, dem erregungsbedürftigen Gemüte Spielraum" (Nachlese S. 217).

Es finden sich aber nicht selten auch matte Betrachtungen, wie:

„Alternde Freundlichkeit.

Wenn ich recht beobachtet habe, werden die wenigstens unter uns im Laufe des Lebens unfreundlicher. Aber es fragt sich, ob unsere Freundlichkeit mit dem zunehmenden Alter freier, reicher, echter wird oder äufserlicher, gewohnheitsmäfsiger, technischer. Denn das eine ist so gut möglich wie das andere" (ib. S. 198).

„Neugier ins Weite.

Die modernen Verkehrseinrichtungen haben es mit sich gebracht, dafs wir den Vorgängen in allen Winkeln des Globus mit einer Art von Neugierde gegenüberstehen. Einen ganzen Tag lang ausnahmsweise keine Zeitung empfangen zu haben, irritiert uns fast so, wie wenn man der Base N. irgend ein kleinstädtisches Familienereignis vorenthalten hat" (S. 221).

So beleuchtet Münch feinfühlig und natursinnig, wie er ist, die grofsen und kleinen Flächen unseres Aufsen- und Innenlebens mit seinen Anmerkungen; aus diesen spricht der Freund der beglückenden Sophrosyne; freilich wünschte man öfters gröfsere Tiefe und mehr epigrammatische Schärfe. Denn bei den anmutigen Gedanken und dem Reiz der Wortbilder beschleicht den Leser bisweilen das Gefühl, das wir in Pindars Worte kleiden: *Κόρον ἔχει καὶ τὰ τέρπν' ἀφροδίσια.*

München. G. Ammon.

Zur lateinischen Grammatik und Stilistik.

1) Fr. Neue, Formenlehre der lateinischen Sprache. Vierter Band: Register mit Zusätzen und Verbesserungen. Dritte Auflage von C. Wagener. Leipzig, 1905. O. R. Reisland. 8°. 397 S. 16 Mk.

2) C. Wagener, Beiträge zur lateinischen Grammatik und zur Erklärung lateinischer Schriftsteller. 1. Heft. Gotha, 1905. F. A. Perthes. 8°. 88 S.

Im 38. Bande (1902) dieser Zeitschrift S. 295 konnten wir über die nunmehr vollendete dreibändige Neubearbeitung von Neues Formenlehre der lateinischen Sprache durch C. Wagener berichten. Der dort am Schlusse ausgesprochene Wunsch, es möge bald der unentbehrliche Schlüssel zu dieser Schatzkammer in die Hände der Benützer des verdienstvollen Werkes gelangen, ist nach drei Jahren in Erfüllung gegangen und wir dürfen dem Verleger wie dem Bearbeiter Dank wissen für diese den Wert des ganzen Werkes wesentlich erhöhende Zugabe (Nr. 1.) W. hat nicht blofs ein zuverlässiges, vollständiges Wortregister geliefert (S. 1—388), sondern auch suo loco geschickt Verbesserungen aller Art und namentlich die während der langen Zeit des Druckes gesammelten neuen Belegstellen und Literaturnachweise eingeschaltet. Es ist daher in allen Fällen der Benutzung des Werkes ratsam wegen event. Ergänzungen und Nachträge über die betr. Form auch im Register nachzulesen. Als zweiter kleinerer Teil (S. 389—397) ist ein grammatisches Register angehängt. Einige Artikel hat W. inzwischen selbst in der von ihm mit E. Ludwig redigierten N. Ph. Rundschau weiter ausgeführt, und gerade während ich dieses Referat niederschreibe, kommt mir durch die Güte des Verfassers eine begrüfsenswerte Sammlung seiner verstreuten kleinen Aufsätze zur lat. Grammatik in die Hände (Nr. 2). Wir erwähnen daraus Nr. 1. Betonung der mit que, ve, ne zusammengesetzten Wörter; 2. Lac, lact, lacte, lactis; 4. über den Genetiv Pluralis von mensis; 5. Perfektum und Supinum von ferio . . . ferire; 13. der Infinitiv nach Adjektiven bei Horaz; 20. Nequa bei Lucifer.[1])

Im Anschlufs hieran besprechen wir eine Reihe von Büchern, die speziell dem latein. Unterrichte dienen wollen:

3) M. Schoedel, Lateinische Schulgrammatik. Wolfenbüttel, Verlag von I. Zwifsler, 1903. 8°. 242 S.

4) R. Schnee, Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht. I. Teil: Phrasensammlung, II. Teil: Stilistische Regeln. Gotha, Fr. A. Perthes, 1903. 103 und 81 S.

5) C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens lateinischer Prosa. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 67 S. 8°. 60 Pfg.

---

[1]) Die übrigen Aufsätze von allgemeinerem Interesse beziehen sich auf Horaz (carm. I, 14, 3—9. 17, 9. 20. sat. 1, 9, 69); Livius 6, 20, 2; 21, 37, 1—3; Dictys, Festus.

6) Meifsner-Stegmann, Hilfsbuch für den lateinischen Unterricht der oberen Klassen. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 130 S.

7) H. Ludwig, Lateinische Stilübungen für Oberklassen. Stuttgart, A. Bonz, 1902. I. Teil: Deutscher Text, 148 S.; II. Teil: Übersetzung, 98 S.

Die an erster Stelle erwähnte vortreffliche Schulgrammatik von Schoedel (Nr. 3) zeigt nach ihrer ganzen Einrichtung grofse Ähnlichkeit mit der meinigen. Ein besonderer Vorzug derselben ist, dafs sie mehr als bisher geschehen, die lateinische Sprache in Wechselbeziehung zu der deutschen setzt, von der richtigen Ansicht ausgehend, dafs man „durch den Nachweis der Übereinstimmung der Spracherscheinungen in hohem Grade klärend und bildend auf den Geist des Schülers wirken kann". Als Ergänzung der Grammatik hat Sch. gleichzeitig einen „Grammatisch-stilistischen Abrifs der lat. Spr. für d. oberen Gymnasialklassen" in demselben Verlage erscheinen lassen, doch ist mir derselbe nicht zugegangen. Sehr brauchbar sind für den stilistischen Unterricht die unter Nr. 4—6 aufgeführten Schriften. Das erste Heft von Nr. 4 soll von Quinta an, das zweite von Sekunda an benützt werden. Die Phrasensammlung erstreckt sich nur auf die erfahrungsgemäfs auf dem Gymnasium gelesenen Schriften und weist jeder Klasse ein angemessenes Pensum von Redensarten zu, die einesteils aus der Lektüre der betr. Stufe (so z. B. aus Nepos in Quarta) genommen, andernteils im Anschlufs an die Grammatik gebildet sind. Das zweite Heft gibt den gesamten stilistischen Stoff in durchgängig praktischer Gegenüberstellung des lateinischen und deutschen Ausdruckes nach folgenden Gesichtspunkten geordnet.

Es beginnt mit der Darstellung des Hendiadyoin; Kap. II gibt Beispiele für die Gleichartigkeit und Verschiedenartigkeit des bildlichen Ausdrucks im Lateinischen und Deutschen; Kap. III für die Verschiedenheit in den Beziehungen (convenire in oppidum, spes me fallit, nemo unquam u. ä.); Kap. IV handelt von den phraseologischen Ausdrücken; Kap. V fehlt (!); es folgt Kap. VI mit der Überschrift: Genauerer Ausdruck im Lateinischen (z. B. animum alicuius confirmare). Die Kapp. VII—XIV bringen die Stilistik der Redeteile; Kap. XV behandelt die Periodenbildung, XVI die Satzbildung, XVII die Wortstellung. Das Hilfsbüchlein läfst sich zu rascher Wiederholung gewifser stilistischer Pensa in höheren Klassen gut verwenden:

Nr. 5 ist ursprünglich Hilfsheft zu dem Bardtschen Kommentar der „Ausgewählten Briefe aus ciceronischer Zeit". Da es aber auch ohne den Kommentar benutzbar ist, so hat sich der durch seine vorzügliche Übersetzung der Horazischen Sermonen in weiteren Kreisen bekannt gewordene Verfasser dazu entschlossen, das Büchlein auch für sich unter dem angeführten Titel erscheinen zu lassen. Es gibt eine sehr brauchbare Anleitung „um aus dem Lateinischen leidliches Deutsch und aus dem Deutschen wirkliches Latein herzustellen". Wie diese beiden Nummern, so weist auch die zeitgemäfse Umarbeitung der bekannten Meifsnerschen Synonymik (nebst Antibarbarus) durch

Stegmann auf eine neuerdings in Norddeutschland eingetretene Verstärkung des Lateinunterrichts am Gymnasium. Stegmann hat die Brauchbarkeit des Büchleins (Nr. 6) dadurch beträchtlich gehoben, dafs er den ganzen Stoff in einer alphabetischen Folge (vom deutschen Ausdruck ausgehend) verarbeitete und zwar in der Weise, dafs „zunächst die wichtigsten Phrasen gegeben sind, denen sich in Fufsnoten ein grofser Teil der Einzelbemerkungen anschliefst, während die Synonyma gleichfalls in alphabetischer Ordnung unter dem Strich stehen". Somit dient das Buch in seiner neuen Gestalt vor allem zum Nachschlagen; es ist ein rasch orientierender Antibarbarus für den Schüler, wie es der von Krebs-Schmalz für den Lehrer ist. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dafs Schmalz mit der Bearbeitung einer neuen Auflage dieses für uns Lehrer unentbehrlichen Hilfsmittels beschäftigt ist. Auch von der Nägelsbachschen Stilistik wird noch in diesem Jahre eine neue Auflage, die neunte, bearbeitet von Iwan v. Müller, erscheinen, welche durch die reichhaltigen und vollständigen Literaturnachweise einen besonderen Wert erhalten wird.

An den Schlufs unseres Berichtes setzen wir die Lateinischen Stilübungen von H. Ludwig (Nr. 7). Dieselben sind aus württembergischen Prüfungsaufgaben hervorgegangen und bilden in ihrer Aneinanderreihung (Kollaboraturprüfung, katholisches und evangelisches Landexamen, Reifeprüfung, katholischer und evangelischer Konkurs) zugleich eine regelmäfsige Stufenfolge gesteigerter Schwierigkeiten. Zum Vergleiche sind einige (Nr. 131—135) Aufgaben von nichtwürttembergischen Gymnasien beigegeben; die Prüfungsaufgaben Nrr. 65, 77 und 84 sind dem Nürnberger Programm von Heerwagen 1876 entnommen, aber auch Nr. 108 (Teilnahme der Griechen am öffentlichen Leben) dürfte als eine etwas gekürzte Paraphrase der bayerischen Absolutorialaufgabe vom Jahre 1866 angesehen werden. Wenn wir es nicht schon so wüfsten, so würden uns diese Texte eine deutlich sprechende Probe von dem intensiven Betriebe und dem hohen Stande des Lateinunterrichts im Schwabenlande geben. Dem ersten Bändchen sind Anmerkungen beigegeben mit Verweisungen auf meine Grammatik. Das zweite Bändchen gibt eine durchaus korrekte und geschmackvolle Übersetzung der deutschen Texte. Das hervorragende Unterrichtsmittel sei nicht nur allen Lateinlehrern wärmstens empfohlen sondern insbesondere auch den Studierenden der Philologie als vorzügliches Hilfsmittel zur Vorbereitung für das philologische Staatsexamen.

München. Gustav Landgraf.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Erster Band. Erstes Heft: Gesang I—III. Sechste berichtigte Auflage besorgt von C. Hentze. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1903. 8⁰. X u. 140 S.

Für diese neue Auflage der vorzüglichen Ausgabe ist die neueste Homerliteratur mit gröfster Sorgfalt verwertet worden. Der Text ist

nach der 1902 erschienenen kritischen Ausgabe von A. Ludwich einer Durchsicht unterzogen. Dafs die Hefte des „Anhangs" nicht gleichen Schritt mit den Ausgaben der einzelnen Gesänge halten, ist bei früheren Gelegenheiten schon von mir beklagt worden. Es liegt nahe an einzelnen Stellen die Ausgabe von Hentze mit der von mir bearbeiteten Stier'schen Schulausgabe der Ilias (Erstes Heft. Gotha, F. A. Perthes 1900) zu vergleichen. Einiges hieher Gehörige mag besonders erwähnt werden.

A 5 schreibt Hentze *οἰωνοῖσί τε δαῖτα* statt *οἰωνοῖσι τε πᾶσι*. — A 170 habe ich mit Stier *οὐδέ σοι οἴω* geschrieben, weil sonst bei Homer *σ'* nie = *σοι* ist; H. liest *οὐδέ σ' οἴω* und erklärt *σ'* unbedenklich als Dativ. — A 327 liest H. ohne Not *ἀκέοντε* statt des überlieferten *ἀέκοντε*, was mir der Situation vollkommen zu entsprechen scheint. — A 344 schreibt H. *μαχέονται* statt *μαχεοίατ'*, wie ich mit Stier las. Doch würde ich jetzt den Optativ nicht mehr zu halten suchen. — A 609 ist die Lesart *πρὸς ὃν λέχος* beibehalten, obwohl sie Position und Digamma vernachlässigt. — Zu B 2 wird von H. *νήδυμος* (*ὕπνος*) mit „erquickend" erklärt; auch Christian Harder gibt in seinem Schulwörterbuche diese Bedeutung an. Ich habe die Deutung „unersättlich, tief" vorgezogen. Die Verteidiger der ersteren Erklärung sollten folgerichtig *ἥδυμος* schreiben. — B 356. Hier erklärt H. *Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε* als „die Gemütsbewegungen und Seufzer der Helena", eine Erklärung, die soviel ich sehe, auf Buttmann (Lexil. II p. 5) zurückgeht. Ich halte nach wie vor die schon vom Schol. A gegebene und u. a. von Nägelsbach (Anmerkungen zur Ilias, S. 191) gebilligte Deutung des Genetivs *Ἑλένης* als gen. obiect. für die richtige; der Dichter meint die Anstrengungen und Seufzer (der Achaier) um Helena. Diese würde bei der ersten Erklärung ja förmlich als ein mit Gewalt entführtes willenloses Opfer des Paris erscheinen; auch müfste man fragen, woher Nestor diese ihre Stimmung erfahren haben sollte. — Ich darf wohl schliefslich diese Anzeige benutzen, um einen schlimmen Druckfehler meiner Ausgabe zu berichtigen. B 218 steht im Text *συνοκωχότε* und um die Verwirrung vollständig zu machen, heifst es in der Anmerkung des Kommentars *συνεχωκότε*; es ist natürlich beide Male *συνοχωκότε* zu lesen. Von dem vorliegenden Hefte der Hentzeschen Ausgabe kann man rühmen, dafs es von derartigen unliebsamen Versehen frei ist.

Passau. M. Seibel.

Die Bakchen. Tragödie des Euripides, deutsch von Hans von Arnim. Wien 1903, Alfred Hölder. 80 S.

Es war vorauszusehen, dafs die Art, wie Wilamowitz eine Reihe griechischer Tragödien verdeutscht hat, nicht ohne Nachfolge bleiben würde. So läfst H. von Arnim in seiner Uebersetzung der Bakchen deutlich erkennen, dafs er sich Wilamowitz zum Muster genommen hat. Er hat ihn aber durchaus nicht sklavisch nachgeahmt; das geht schon daraus hervor, dafs er den jambischen Trimeter des

Dialogs, den jener aus bestimmten Gründen für Euripides aufgegeben hat, beibehält. Dagegen folgt er in der Wiedergabe der Chorlieder den Kunstformen, die sich Wilamowitz hauptsächlich an Goethes freien Rhythmen und späteren antikisierenden Dichtungen gebildet hat. Auch sonst erinnert Haltung und Stil der Nachdichtung an Wilamowitz.

Arnims Übersetzung der Bakchen ist ohne Zweifel eine sehr tüchtige Leistung; er hat das Original mit intensiver Geistesarbeit durchdrungen und mit poetischer Gestaltungskraft nachgebildet. An einigen Stellen kann man freilich die Richtigkeit von Arnims Auffassung bezweifeln; auch ist seine Ausdrucksweise nicht frei von Härte.[1]) Es ist von Interesse seine Übersetzung mit der von H. Fugger zu vergleichen, die 1902 als Programm des Hofer Gymnasiums erschienen ist. Auch diese ist eine Leistung, die Beachtung verdient und ihre Vorzüge hat. Ist bei Arnim der Sinn des Originals im ganzen schärfer erfafst und im Deutschen bestimmter und kraftvoller wiedergegeben, so hat Fuggers Sprache mehr natürlichen Flufs und Wohlklang. Jedenfalls sehen wir aus diesen beiden fast zu derselben Zeit erschienenen Übersetzungen, welche Anziehungskraft das euripideische Stück noch heutzutage auszuüben vermag.

Diese Anziehungskraft beruht nicht nur auf der wunderbaren Farbenpracht des Dramas, sondern auch auf dem interessanten Problem, das es für die religiöse Stellung des Dichters bietet. Mit diesem beschäftigt sich die gehaltvolle Einleitung, die v. A. seiner Übersetzung vorausschickt. Während die ältere Ansicht, dafs in dem Drama eine Reaktion gegen frühere Ansichten und Stimmungen des Dichters vorliegt, neuerdings wieder in Ed. Meyer[2]) einen Vertreter gefunden hat, während Ed. Schwartz[3]) auch hier den Dichter im „Kampfe gegen die Götter des Glaubens und der Überlieferung" sieht und aus Chorstellen wie V. 890 ff. nur „schrillen Hohn" heraushört, ist nach

---

[1]) In dem Verhör, das Pentheus mit Dionysos anstellt, sagt dieser (V. 482): *πᾶς ἀναχορεύει βαρβάρων τάδ' ὄργια*, worauf der König hochmütig antwortet: *φρονοῦσι γὰρ κάκιον Ἑλλήνων πολύ*. Dionysos versetzt ruhig: *τάδ' εὖ γε μᾶλλον. οἱ νόμοι δὲ διάφοροι* (V. 484). Das gibt v. A.: „Hierin sind sie voraus; nur herrscht dort anderer Brauch." Die Bräuche der Verehrung sind ja aber gerade die gleichen. Dionysos sagt vielmehr: „Hierin haben die Barbaren das Bessere; die Sitten sind ja verschieden" (mit dem Nebengedanken: also können bald die einen bald die anderen das Bessere haben). Bei *δρυμός* 1229 brauchen wir nicht gerade an „Eichen" zu denken; in dem Wort hat sich die ursprüngliche allgemeine Bedeutung von *δρῦς* „Baum" erhalten.

Sprachliche Härten durch zu engen Anschlufs an das Original finden sich z. B. V. 24 „hab' Theben ich emporgejubelt" (*Θήβας ἀνωλόλυξα*) und 36 „das ganze Weibervolk . . . raste ich von Haus und Hof" (*πᾶν τὸ θῆλυ σπέρμα . . . ἐξέμηνα δωμάτων*). 482 ist „tobt unser Tanz" zu stark für *ἀναχορεύει τάδ' ὄργια*. 569 ist „windungsreich", das man doch nur von einem Flufs sagen kann, von den „Scharen der Mänaden" gebraucht (*εἱλισσομένας Μαινάδας*). „Spiefsgesellinnen" (512 *κακῶν συνέργους*) ift ebenso auffallend wie der coni. imperf. „erkännte" (1116). Übel klingt „Korybanten erfanden" (125) und V. 1149: „Ich gehe, eh' sich dem Palast Agaue naht" (besser: Ich geh', bevor sich usw.). In der Parodos des Chors erfordert die Responsion entweder V. 82 „verehrt" oder V. 97 „verwahret".

[2]) Geschichte des Altertums IV 158.

[3]) Charakterköpfe aus der antiken Literatur (Lpz. 1903). S. 43.

Arnim die Idee des Dramas die ganz objektiv dargelegte „Unfähigkeit des einzelnen Menschen, mit Verstand oder Gewalt eine religiöse Bewegung zu bekämpfen, die aus den Tiefen der Volksseele mit Naturgewalt hervorbricht“. Ob damit die Idee des Dramas erschöpft ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls führt Arnim seine Sache sehr geschickt. Mancher Leser wäre übrigens auch dankbar gewesen in der Einleitung einiges Religionsgeschichtliche über den Dionysoskult und die ursprüngliche Bedeutung der Pentheussage zu hören (vgl. z. B. Gruppe, Griech. Mythol. S. 731 ff.).

Regensburg. R. Thomas.

Prof. Dr. Adolf Hemme: Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache. Leipzig, E. Avenarius 1904. (XVIII Seiten und 1236 Spalten; geb. Mk. 16,—).

Durch dieses Werk, das keinen Anspruch darauf macht, eigene Forschungsresultate mitzuteilen (S. VII), will der fleifsige Verfasser denjenigen dienen, „denen ihr Beruf oder ihr wissenschaftliches Interesse eine gründliche Beschäftigung mit den alten und neueren Sprachen zur Aufgabe macht, ohne dafs sie Zeit haben, eingehende etymologische Studien zu betreiben, bzw. fortzusetzen“ (ebenda). Er nimmt als einziges Verdienst für sich in Anspruch „die Vereinigung des in den hauptsächlichsten modernen Kultursprachen vorhandenen umfangreichen lateinischen Wortvorrats in einem einzigen Werke, die Gruppierung dieses Stoffes nach etymologischem Prinzip unter gleichzeitiger Bewahrung der alphabetischen Anordnung, endlich die konsequent durchgeführte Vergleichung der neueren Sprachen in jedem einzelnen Falle der Entlehnung aus dem lateinischen Sprachschatze“ (ebenda), also eine kompilatorische Tätigkeit. Beeilen wir uns hinzuzusetzen, dafs dieser mühsamen Arbeit des Verfassers, der mit wahrem Bieneneifer aus zahlreichen (mit Ausnahme der Fachzeitschriften auf S. XVI verzeichneten) Büchern ein gewaltiges Material zusammengetragen und verarbeitet hat, uneingeschränktes Lob gebührt. Wenn er selbst (S. VIII) für sich das Privileg in Anspruch nimmt, welches nach v. Meltzl lexikalische Werke haben, nämlich Lücken und Irrtümer aufweisen zu dürfen, so tut er das unseres Erachtens mit Recht. Auch wird Ref. es im Nachfolgenden nicht als seine Aufgabe ansehen, an Einzelheiten zu nörgeln, solche vielmehr nur gelegentlich berühren, zumal Verfasser von dem eben genannten Privileg nur in bescheidenem Mafse Gebrauch macht. Das Gebotene ist meist zuverlässig und auch der Lücken sind nicht zu viele. Dafs in Fällen, wo die Ansichten geteilt sind, Verf. zuweilen nicht auf der Seite steht, die nach der Meinung des Ref. die bessere ist, ist nichts, was jenem zum Vorwurf gereichen kann.

Die Schwäche des Werkes liegt nicht in Einzelheiten, sondern in seiner Disposition oder sagen wir

besser in seiner Konzeption. Da zeigt sich diese Unklarheit, die der aufmerksame Leser in den oben aus der Vorrede zitierten Sätzen wahrgenommen haben wird. Verfasser war sich von Anfang an nicht klar, für wen er arbeitete. Sein Buch soll anscheinend sowohl für den Gelehrten wie für den Dilettanten bestimmt sein und taugt dadurch für keinen von beiden ganz.

Nach dem Titelblatt wendet sich das Werk an den Gelehrten. Nur der Philologe kann ein Interesse daran haben, das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der modernen Sprache zu verfolgen. Ja, er allein ist zu einer Verfolgung befähigt. Woher soll denn der Dilettant wissen, ob ein deutsches Wort, z. B. segnen, oder ein englisches, z. B. game, dem germanischen oder romanischen Sprachgut zugehört? Soll er aufs Geradewohl suchen und, wenn er letzteres in unserem Buche nicht findet, zu einem anderen Werke greifen? Für den philologisch Gebildeten enthält das Werk aber eine Menge Dinge, die ihm wertlos sind, jedoch das Buch unnötig umfangreich (und dadurch teuer) gemacht haben. Hier sind zu nennen in erster Linie die das betr. lat. Wort enthaltenden Sprichwörter und Zitate. Gewifs wird niemand in einem etymolog. Wörterbuch bei incidere das Incidit in Scyllam oder bei sal das cum grano salis, oder bei esse das Fuimus Troes, fuit Ilion suchen oder auch nur willkommen heifsen. Büchmann ist hier ganz ohne Not ausgeschrieben.

Weiter gehören hieher die sehr zahlreichen Angaben lateinischer Ausdrücke, die mit den modernen Sprachen nichts zu tun haben. Hier wird den lateinischen Wörterbüchern ganz zwecklos Konkurrenz gemacht. Wer wird denn z. B. homo novus, novum, nova, de novo, denuo, novae res, novarum rerum cupidus, novissime, oder stat pro ratione voluntas, stat sua cuique dies, stabat mater dolorosa oder sursum corda usw. in einem etymologischen Wörterbuche suchen? Ein Philologe gewifs nicht! Der Einwand, dafs diese Redensarten so oft als Zitate gebraucht werden, dafs sie gewissermafsen in den Wortschatz der modernen Sprachen übergegangen seien, wird wohl nicht im Ernste gemacht werden. Auch hätte, wenn für Dilettantenzwecke ein Verzeichnis häufig verwendeter lateinischer Phrasen aufgenommen werden sollte, der Kreis viel weiter gezogen werden müssen. Man denke nur an die sprachlichen Gepflogenheiten der Theologen, Juristen, klassischen Philologen! Man vergesse aber auch nicht, dafs die Gepflogenheiten dieser Stände bei den verschiedenen modernen Nationen keineswegs dieselben sind!

Nicht weniger überflüssig erscheinen die ständigen Übergriffe in das Gebiet der neusprachlichen Wörterbücher. Was soll z. B. bei ferrum: fer à cheval, fer blanc; bei flos: fleur de lis und fleur de farine; bei mittere: mise en scène, mise en pages; bei pars: billet de part und à part: bei totus; tout à fait, tout à l'heure, tout de suite, tout de bon, tout de de même, tout comme chez nous, tout le monde, tout-

ensemble, toute-bonté, toute-présence, tout-puissant, toute-puissance, toute-science, tout beau, tout coi, toutefois, toujours, à tout, en tout, partout etc. etc., d. h. was sollen sie in diesem Buche? Will der Verfasser dem Schulwörterbuch wie dem Zitatenschatz Konkurrenz machen? Das würde übrigens die Aufnahme nur weniger von den aufs Geradewohl gewählten Beispielen erklären. — Was soll auch die Angabe der Übersetzung in den Fällen, wo die betr. Sprache das fragliche Wort nicht aufweist? Hier genügt ein Beispiel: Sp. 339 lesen wir „prägnant etwa durch significatif, Prägnanz durch signification par excellence zu übersetzen." Welche Verkennung der Aufgabe des Buches liegt in all diesen Dingen! Welche Nichtberücksichtigung der Art, wie ein philologisch gebildeter Mann denkt und arbeitet!

Doch vielleicht geht Ref. von einer falschen Voraussetzung aus! Sollte das Buch gar nicht für philologisch geschulte Leser bestimmt sein? Zu diesem Zweifel wird man veranlafst durch die Behandlung der griechischen Fremdwörter. Voll Verwunderung sieht man, dafs diesen gegenüber die S. VII als Verdienst in Anspruch genommene Gruppierung nach etymologischem Prinzip aufgegeben und dafs die Wörter einfach nach dem Alphabet eingereiht sind. Man bedenke, die zahllosen Wörter mit anti-, apo-, cata-, dia-, en-, epi-, ex-, hemi-, hyper-, meta-, mono-, pan-, para-, peri-, pro-, pros-, syn-, nach dem Alphabet geordnet! — Verfasser konnte die griechischen Wörter, soweit sie nicht durch das Latein hindurchgegangen waren, mit Fug und Recht beiseite lassen. Wenn er sich aber doch (cf. S. VI) entschlofs sie aufzunehmen, dann mufsten sie behandelt werden wie die übrigen Wörter. Wäre dies geschehen, dann würde gegen die Aufnahme dieses Sprachmaterials kein ernstlicher Einwand zu erheben sein, wenn dieselbe auch dem eigentlichen Zweck des Buches nicht entsprach. Man darf wohl annehmen, dafs für manchen Benützer des Buches, dem vielleicht aus irgend einem Grunde das Griechische ferner liegt, eben dieser Teil besonders willkommen gewesen wäre. Die Durchführung des etymologischen Prinzips ist gerade bei griechischen Wörtern verhältnismäfsig leicht und es ist gar kein sachlicher Grund ersichtlich, warum hier davon Abstand genommen wurde. Hat der Verfasser bedacht, dafs er in diesen Teilen sein Buch auf die Stufe eines Fremdwörterbuches herabdrückte? — (Auch bei romanischen Kompositen, z. B. mit non-, més-, ist zuweilen vom etymologischen Prinzip abgesehen worden; doch liegt hier die Sache insofern anders, als die Grundwörter an anderer Stelle behandelt sind, sodafs summarische Zusammenstellung am Platze war.)

Erscheint demnach das Buch für den Philologen nicht bestimmt oder nicht geeignet, so hat dasselbe auch verschiedene Eigenschaften, die seine Benützbarkeit von seiten des Dilettanten, z. B. des nicht philologisch geschulten Lehrers, in Frage stellen. Verfasser klagt selbst (S. VIII), dafs er das ihm vorschwebende Ideal eines praktischen etym. Wb. nicht erreicht habe, bes. nicht in den ersten Druckbogen. Soweit es sich dabei um Einzelheiten handelt, wollen wir, wie gesagt,

nicht mit ihm rechten. Wenn aber zwischen Erb- und Buchwörtern ganz allgemein nicht unterschieden (eingeräumt S. VII), wenn auf die Deszendenz der Wörter oft keine Rücksicht genommen, wenn in bezug auf die Urverwandtschaft ein inkonsequenter Standpunkt eingenommen wird, wenn lateinische Wörter um ihrer selbstwillen angegeben werden ohne Rücksicht auf ihre Verwendung in modernen Sprachen, so sind das Mängel, die bei einer kritischen Würdigung des Buches nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Für die Vernachlässigung des Unterschieds zwischen Erb- und Buchwörtern wird S. VII die Raumersparnis als Entschuldigung angeführt. Ref. vermag sie nicht als solche gelten zu lassen. Jener Unterschied ist von jedem Standpunkte aus ein so fundamentaler, dafs derselbe unter allen Umständen hervortreten mufste. Verfasser hätte sich diese Gelegenheit, auch den Nichtphilologen zu richtigem etymologischen Denken anzuleiten, nicht entgehen lassen sollen! Ein Raumopfer wäre diesem Ziele gegenüber nicht in Betracht gekommen. Übrigens läfst sich behaupten, dafs auch ohne ein solches jene Unterscheidung recht wohl hätte gemacht werden können durch systematische Gruppierung und auch durch bessere Ausnützung der Technik des Buchdrucks, zu welcher die augenscheinlich sehr opferwillige Verlagshandlung gewifs gerne die Hand geboten hätte. — Die Bedeutung der Sache ist gröfser, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Der Verfasser hat sein grofses und mühevolles Buch geschrieben teilweise in der Absicht, der Etymologie auch an den Schulen denjenigen Platz zu erobern, der ihr als Vermittlerin zwischen Bekanntem und Neuem zukommt. Diese Tendenz des Buches ist eine durchaus lobens- und anerkennenswerte und Ref., der durch Erziehung und Neigung ein begeisterter Freund der Etymologie ist und dieselbe seit Jahren als anregendes und bildendes Element beim Unterricht verwendet, ist der Letzte, der sich gegen sie wendet. Doch gilt dabei eine Bedingung: Das Etymologisieren darf nicht mechanisch betrieben werden, es darf nicht dazu ausarten, den Schüler mit unverstandenem Zeug anzufüllen, sondern es mufs in der Weise getrieben werden, dafs der Schüler angehalten wird, zu vergleichen, zu schliefsen, also zu denken. Hier nun liegt die Gefahr des in Frage stehenden Mangels. Es ist zu befürchten, dafs der Nichtphilologe, dessen einzige Quelle in solchen Dingen vielleicht unser Buch ist, sich damit begnügt, das ihm hier Gebotene unverdaut an seine Schüler weiterzugeben. Nur wenn dem Dilettanten kräftig vor Augen geführt wäre, wie grofs der Unterschied in der Bildungsweise z. B. von premier, prime, printanier, principal usw. ist, dürfte man hoffen, dafs er auch seine Schüler zur Beobachtung dieses Unterschiedes anhalten würde. — Genau das gleiche gilt in bezug auf die Deszendenz der Wörter. Hier ist nicht so sehr die auf S. VIII bedauerte Fortlassung von Übergangsstufen zu beklagen als die oft irreführende Anordnung, durch welche der unerfahrene Leser zu falschen Schlüssen verleitet werden kann. Besonders die italienischen und spanischen Wörter spielen da manchmal eine seltsame Rolle. Traiter kommt anscheinend von trattare,

poids (afr. peis) von peso, épée von spade und dieses von it. spada; paura steht vor peur, io vor je, fermo, resp. ferma vor ferme, giuoco vor jeu, usw., so dafs es den Anschein hat, als ob die französischen Formen aus den italienischen herkämen; engl. equipoise steht unter aequipondium, endow unter dotarium, usw. usw.

Von recht zweifelhaftem Wert sind auch die Angaben über Urverwandtschaft gerade für den Dilettanten, obwohl sie vielleicht von diesem sehr willkommen geheifsen werden. Welchen Wert sollte es haben, demselben Benützer, für den die etymologische Behandlung der griechischen Wörter zu schwer erschien, einen Wust von gelehrten Angaben aus Griechisch und Sanskrit usw. vorzusetzen, die er doch nicht beurteilen und verarbeiten kann? Auch dadurch wird wieder das nicht genug zu tadelnde mechanische Etymologisieren befördert. — Hier ist zudem, wie schon angedeutet, nicht konsequent verfahren. Zuweilen fehlen die Angaben über Urverwandtschaft; so bei somnus, uter, qui, oder sie sind unvollständig, so unus: *οἰνός*, oder es fehlt auch hier an der Kenntlichmachung der Deszendenz usw.

Recht überflüssig, wenn auch unschädlich, ist die Angabe mancher lat. Wörter, die in den modernen Sprachen nicht vertreten sind, so nam, quo, quoad usw. Hier gilt das oben über die Hereinziehung der lateinischen Ausdrücke Gesagte.

Der wahre Grund für all diese gröfseren und kleineren Mängel, die, wie schon gesagt, das Buch für den Fachmann und für den Dilettanten minderwertig machen, ist augenscheinlich eine gewisse Hast, die auch in der Vorrede implizite zugegeben wird. Was auch hier wiederum eine halbreife Frucht auf den Markt hat bringen lassen, ist schlechterdings unerfindlich. Man mufs um so mehr bedauern, dafs das reiche und mit so grofser Mühe gesammelte Material nicht gründlicher und rationeller durchgearbeitet wurde, als die Ausstattung, was Papier, Druck und Einband betrifft, eine geradezu mustergültige genannt zu werden verdient.

Mit dem Hinweis auf einige an sich unschädlichen, aber unvorteilhaften Eigenschaften des Buches, die ungleiche Behandlung des Französischen und des Englischen im Wörterverzeichnisse, die oftmalige Verweisung (NB. im Wörterbuch, nicht in der Vorrede!) auf des Verfassers frühere Schriften, z. B. auf sein Verzeichnis griechisch-deutscher Fremd- und Lehnwörter, endlich die wohlgemeinte, aber gänzlich entbehrliche Einleitung (A. Umfang, Ziele und Aufgaben des Sprachstudiums; B. Urquellen der neueren Sprachen) mag diese Anzeige geschlossen sein.

Ref. hat absichtlich auf eine ins einzelne gehende Besprechung verzichtet, da dieselbe den in unseren Blättern verfügbaren Raum weit überschritten haben würde.

Bamberg. Herlet.

Eduard Koschwitz, ein Lebensbild, von Max Kaluza und Gustav Thurau. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904.

50 S. Preis 1 Mk. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für franz. und engl. Unterricht. III. Bd. 5. Heft.)

Im ersten Teil der Schrift, die mit einem hübschen Porträt des am 14. Mai 1904 plötzlich verstorbenen Königsberger Professors der romanischen Philologie geziert ist, gibt M. Kaluza einen Überblick über den Lebensgang und Charakter des hervorragenden Gelehrten und unermüdlich tätigen Universitätslehrers. Im zweiten Teil bespricht E. Thurau die Verdienste, welche Koschwitz sich in dem bedeutungsvollen Zeitraum der letzten dreifsig Jahre um Wissenschaft und Schule erworben hat. Die einzelnen Abschnitte in seiner Entwicklung kommen zur Darstellung, zuerst die gröfseren Arbeiten auf altfranzösischem Gebiet, die für Koschwitz einen Jahrzehnte anhaltenden Erfolg bedeuteten, wie die wissenschaftlichen Untersuchungen über das eigenartige Epos, Chanson du Voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople, und die kritischen Texte der ältesten französischen Sprachdenkmäler, die 1879 zum ersten Mal erschienen und erst 1902 wiederum neu verbessert aufgelegt wurden. Eine längere, im Jahre 1890 unternommene Studienreise nach Frankreich gab Koschwitz mannigfache, mehr auf das Neue gerichtete Anregungen, welche er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit alsbald zu verarbeiten begann. Ohne Bruch mit dem „Alten“ hatte sich Koschwitz schon einige Zeit vorher mit der Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache beschäftigt und seine „Neufranzösische Formenlehre“ bildete den ersten Versuch einer phonetischen Grammatik. Seitdem war die Phonetik ein Thema, das ihn dauernd beschäftigte, wobei er aufs entschiedenste für die Experimentalphonetik eintrat. Die phonetische Anthologie „Les Parlers parisiens“ erschien zuerst 1893. Die „Anleitung zum Studium der franz. Philologie“ endlich (1897), welche als verlässiger Führer und praktisches Handbuch die weiteste Verbreitung fand, auch ins Englische und Russische übersetzt wurde, ist wohl allgemein bekannt. Besondere Beachtung schenkte Koschwitz auch der neueren provenzalischen Literatur und der Bewegung der Feliber, mit deren Haupt, Frederi Mistral, ihn ein warmes Freundschaftsverhältnis verknüpfte und von dessen Mirèio er noch 1900 eine Musterausgabe veranstaltete.

Einen breiteren Raum nimmt in der vorliegenden Abhandlung naturgemäfs die Stellung ein, welche Koschwitz zu der Reform nahm. War er doch bekanntlich der Erste, der in den Kämpfen um einen harmonischen Ausgleich der wissenschaftlichen und praktischen Forderungen im Universitäts- wie im Schulunterricht entschieden gegen die Reformmethode auftrat und den aggressiven Widerstand mit der Gründung der „Zeitschrift für franz. und engl. Unterricht“ im Jahre 1902 organisierte. In dieser Zeitschrift hat er die aufgenommene Fehde in seiner temperamentvollen Weise und mit scharfen Waffen bis zu seinem Tode weitergeführt.[1]) Ein chronologisches Verzeichnis

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei auf eine Sammlung von Aufsätzen zur neusprachlichen Methodik aufmerksam gemacht, welche vor kurzem der Leiter der neusprachlichen Abteilung des mit dem Lyceum I in Hannover verbundenen

der von Koschwitz gegründeten Zeitschriften sowie der von ihm verfafsten Bücher, Aufsätze und Rezensionen schliefst die pietätvoll und sachlich gehaltene Schrift.

Christoph.

Über eine zeitgemäfse Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen. Vorträge, gehalten bei Gelegenheit des Ferienkurses für Oberlehrer der Mathematik und Physik, Göttingen, Ostern 1904, von F. Klein. Mit einem Abdruck verschiedener einschlägiger Aufsätze von E. Götting und F. Klein. Leipzig, bei Teubner, 1904.

Die zur Besprechung vorliegenden Vorträge und Aufsätze sind nur der erste Teil einer gröfseren Schrift, die unter dem Titel *„Neue Beiträge zur Frage des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen"* unterdessen vollständig erschienen ist (Preis 3,60 Mk.), gleichzeitig mit dem von Max Verworn redigierten Sammelbande *„Beiträge zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen"* (bei G. Fischer in Jena, Preis 1,50 Mk.). Alle Abhandlungen der beiden Bücher verfolgen den Zweck, für die Diskussion über die in Rede stehenden Fragen, die am 22. September 1904 auf der Naturforscherversammlung zu Breslau stattfand, eine Grundlage zu bilden. Was das vorliegende Heft enthält, ist aufser den in der Titelangabe vermerkten Vorträgen F. Kleins ein Aufsatz desselben Verfassers *„Bemerkungen im Anschlufs an die Schulkonferenz von 1900"* aus Jhrsb. Dtsch. Math.-Ver. **11** (1902), S. 128—141, ferner ein Abdruck des Aufsatzes von E. Götting *„Über das Lehrziel im mathematischen Unterricht der höheren Realanstalten"* (ibid. S. 189—197), dessen Besprechung an dieser Stelle erübrigt werden kann, sodann ein Abschnitt aus dem Sammelwerke von Lexis *„Die Reform des höheren Schulwesens in Preufsen"* (Halle 1902, S. 254—264) mit dem Titel *„Hundert Jahre mathematischer Unterricht an den höheren preufsischen Schulen"* von F. Klein und desselben *„Bemerkungen zu den sog. Hamburger Thesen der Biologen"*, die aus Jhrsb. Dtsch. Math.-Ver. **13** (1904), S. 197—199 abgedruckt sind und für unsere Gymnasien einstweilen ebenfalls kaum in Betracht kommen.

Wir können hier natürlich nicht eine kritische Würdigung jedes einzelnen dieser Aufsätze geben. Die Vorträge sind alle auf preufsische Verhältnisse zugeschnitten, wo schon seit einem Jahrzehnt, besonders aber seit dem bekannten Kgl. Erlafs vom 26. Nov. 1900, der allen 9klassigen Mittelschulen Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung gab, frisches Leben im Schulwesen pulsiert. Gleichwohl mufs auch uns die Tendenz der Aufsätze aufs äufserste interessieren, da die preufsische Schulreform doch den weitaus gröfsten Teil von Deutschland betrifft

pädagogischen Seminars, Gerhard Budde, der den Standpunkt der vermittelnden Methode vertritt, unter dem Titel „Bildung und Fertigkeit" veröffentlicht hat. (Hannover, Verlag von Carl Meyer.)

und ähnliche Bestrebungen auch in Frankreich hervortreten, wo die Organisation des Mittelschulunterrichts in die Hände der bedeutendsten wissenschaftlichen Forscher (wie der Gebrüder Tannery und E. Borels) gelegt ist. Der Referent möchte hier einfügen, dafs auch in Italien Männer wie Peano, Veronese u. a. sich in den Dienst der Schule gestellt haben und in England ein John Perry daran ist, den dogmatisch-starren euklidischen Geometrieunterricht in etwas freiere Bahnen zu lenken. Dieser Kontakt der Hochschule mit der Mittelschule, der in früheren Jahrzehnten auch in Deutschland enger war, ist gegenwärtig nur ein sehr loser. Und es ist aufserordentlich dankenswert, wenn ein Forscher allerersten Ranges wie F. Klein denselben mündlich und schriftlich wieder zu festigen versucht.

Was nun Klein vor allem will, in Übereinstimmung mit einer grofsen Zahl von Mittelschullehrern, die er, wie Herrn E. Götting und in neuester Zeit sogar Herrn Holzmüller, schon zu gewinnen wufste, das ist nicht etwa eine Vermehrung des Stoffes und der Stundenzahl — die allerdings im ganzen übrigen Deutschland höher ist als in Bayern —, sondern eine Verschiebung des Unterrichtsziels in dem Sinne, dafs auch die Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung als elementar aufgefafst und der Begriff der Funktion schon auf Untersekunda eingeführt werden soll, so zwar, dafs der ganze Unterricht von den Begriffen der Veränderlichkeit und des Grenzüberganges durchdrungen werde. Das soll aber nicht etwa blofs für die realistischen Mittelschulen und für solche Schüler, die sich dem Studium der Mathematik zu widmen gedenken, gelten, sondern gerade auch für Juristen, Mediziner und Chemiker. Dabei sollen diese Begriffe des Differentialquotienten und des Integrals nicht etwa nur in Umschreibung, wie dies ja schon heute vielfach geschieht, sondern mit ihren wirklichen Bezeichnungen $\frac{dy}{dx}$ und $\int y\,dx$ eingeführt werden. Indem wir bez. der näheren Begründung dieser Forderung auf das Buch selbst verweisen, möchte der Referent für seine Person sich vollständig damit einverstanden erklären und freut sich konstatieren zu können, dafs bei uns in Bayern durch die Bestimmungen des neuen Lehrplans für hum. Gymnasien, besonders durch Einführung der analytischen Geometrie, die die Herausarbeitung des Funktionsbegriffs geradezu bezweckt, schon ein wesentlicher Schritt in dieser Richtung gemacht ist. Aber es würde gewifs nichts im Wege stehen, wie Klein dies wünscht, die einfachsten Funktionen schon in der VI. Klasse graphisch darzustellen, was in der VII. Klasse — wir erinnern nur an die Interpolation bei den Logarithmen, an die geometrische Deutung der Gleichungen mit 2 Unbekannten — bereits von grofsem Nutzen sein würde. Von neuem möchten wir nur den Wunsch aussprechen (s. des Referenten Abhandlung *„Über die mathematisch-physikalische Lehraufgabe und die Ausbildung der Fachlehrer im Königreich Bayern“* Z. math. nat. Unterr. **34** [1903] S. 89—98), dafs ein Fach, wie die analytische Geometrie, das als ordentliches Fach gelehrt werden mufs, auch im Absolutorium eine Stelle einnehmen darf.

Die weitere Forderung, „dafs die mathematisch-physikalischen Studien nicht länger mehr mit den biologischen verbunden werden“, eine Forderung, die jetzt in Norddeutschland allgemein erhoben wird, ist glücklicherweise in Bayern längst erfüllt. Bezüglich alles übrigen müssen wir den Leser auf die Schrift selbst verweisen, deren Tendenz wir wohl genügend gekennzeichnet haben.

Nachtrag. Dies Referat war geschrieben, lange bevor Herrn F. Lindemanns Rede zum Antritt des Rektorats, die im Grunde dasselbe bezweckt wie die Vorträge von F. Klein, im Druck erschienen war.

Speyer. H. Wieleitner.

Effert, G., Gymn.-Prof., Mathematische Geographie für Gymnasien. Würzburg 1903. Stahelsche Verlagsanstalt. 8°. IV und 64 S. geb. 1 Mk.

Das Programm unserer humanistischen Gymnasien hat in diesem Fache neuerdings, wie man weifs, eine Umgestaltung in dem Sinne erfahren, dafs ungleich weniger als früher verlangt wird. Ob man darin einen Rückschritt, wie der Unterzeichnete, oder einen Fortschritt im Sinne der Minderbelastung erblickt, ist hier gleichgültig; denn es bleibt nur zu prüfen, ob das vorliegende kleine Buch den jetzigen Anforderungen entspricht. Und das ist unbedingt der Fall. Wenn unsere Primaner den ihnen dargebotenen Stoff in sich aufgenommen und geistig verarbeitet haben, so stehen sie doch den Erscheinungen im Kosmos nicht mehr fremd gegenüber. Von mathematischen Kenntnissen darf ja jetzt nicht mehr viel vorausgesetzt werden, aber was mit etwas Planimetrie und ebener Trigonometrie zu leisten ist, hat der Verfasser gemacht; an einigen Stellen werden auch die Grundgesetze der Mechanik beigezogen. Das Bestreben, die schwierigen Verhältnisse mit den verfügbaren Mitteln möglichst zu klären, ist allenthalben unverkennbar und zeigt sich insbesondere bei der Erörterung der chronometrischen Grundbegriffe (wahrer und mittlerer Sonnentag, Zeitgleichung usw.). Nur hätte da, wo die mitteleuropäische Zeit besprochen wurde, neben England auch Frankreich als ein Land von selbständiger Zeitrechnung Erwähnung finden sollen, weil es uns näher liegt. Wenn es in Genf 12 Uhr ist, hat das östlich von dieser Stadt gelegene Departement Hoch-Savoyen mit seiner Pariser Zeit erst 11 Uhr 4 Min., und das kann den Reisenden sehr wohl in augenblickliche Verwirrung bringen.

Sehr zu billigen sind die den einzelnen Abschnitten angefügten Fragen und Aufgaben; sie sind durchaus leicht, aber wer da aus eigener Lehrerfahrung weifs, wie schwer es den meisten Schülern wird theoretische Wahrheiten, die sie sich anscheinend ganz zu eigen gemacht hatten, nunmehr auch auf einfache Fälle der täglichen Praxis anzuwenden, der wird zugeben, dafs solche Übungen, die selbstverständlich noch weit mehr gesteigert werden müssen, von grofsem

didaktischen Nutzen sind. Auch die gelegentlich eingestreuteu geschichtlichen Notizen sind nur zu billigen; sie dürften sogar noch zahlreicher sein und sich z. B. auf „Kopernicus“ erstrecken, dem doch sein ehrlicher Name „Coppernicus“ — so schrieb er sich selbst sein ganzes Leben lang — nicht vorenthalten werden sollte. Eine angenehme Beigabe des Werkchens bilden vier Tafeln. Die erste gibt die geographischen Koordinaten von vierzig wichtigen Erdorten, die zweite Rektaszension und Deklination von 18 Normalsternen, die dritte dieselben Bogengröfsen für den Sonnenmittelpunkt an 28 Tagen, verbunden mit der entsprechenden Zeitgleichnung, die vierte endlich die Hauptelemente von Sonne, Mond und Planeten (Ceres als Vertreterin der Asteroiden). Die ganze Darstellungsweise verrät den erfahrenen, seine Ansprüche an das Verständnis der Lernenden nicht zu hoch schraubenden Schulmann. Auch die äufsere Form des Buches, die in den Text eingedruckten 17 Figuren mit inbegriffen, ist eine gefällige, und so kann also, wie bereits erwähnt, auch der den Effertschen Leitfaden mit gutem Gewissen empfehlen, der es für seine Person bedauert, dafs künftighin die überwiegende Mehrzahl unserer „Gebildeten“ die Schule verläfst, ohne auch nur eine Ahnung von dem Wesen einer astronomischen Berechnung mitzunehmen.

München. S. Günther.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. 8. Band. Westeuropa, 2. Teil. Der Atlantische Ozean. Von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt, Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Dr. Heinrich Friedjung, Prof. Dr Gottlob Egelhaaf, Prof. Dr. Richard Mayr und Prof. Dr. Karl Weule. Mit 7 Karten, 3 Farbendrucktafeln und 13 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1903. VIII und 646 S. (davon 36 S. Register).

Dieser 8. Band bringt die 2. Hälfte einer Gesamtreihe von Abschnitten, deren erste Hälfte im 7. Bande enthalten ist. Dort wurde die politische und Kulturgeschichte Westeuropas von dem Zeitpunkte an, wo von einem Westeuropa überhaupt die Rede sein darf, bis zur Entstehung der Grofsmächte (1650—1780) in 5 Unterabteilungen durchgeführt (Vgl. die Besprechung des 7. Bandes in diesen Bl. Jahrg. 1901 [Bd. 37], S. 446—451). Da der 7. und 8. Band als ein Ganzes betrachtet sein wollen, so knüpft der letztere unmittelbar an das 2. und 5. Kapitel des 7. Bandes an und zwar behandelt Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt zunächst S. 1—122 Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I und der Reaktion, also die Zeit von 1789—1830. In Anbetracht des gewaltigen Stoffes, den dieser Zeitraum bot, konnte das Ganze nichts anderes als eine gedrängte Übersicht werden, so dafs beispielsweise bei den einzelnen die Revolution in Frankreich behandelnden Abschnitten die Darstellung viel-

fach nicht über den Rahmen eines geschichtlichen Leitfadens hinausgeht; dies schadet nicht viel, da dieser gewaltige Zeitraum ohnehin oft genug ausführlich dargestellt worden ist und die einzelnen Ereignisse desselben längst hinreichend klargestellt sind. Anders wird es beim folgenden Abschnitt S. 123—246: Die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859 von Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Die Angliederung an das Vorausgehende liefs sich nicht ganz ohne Unebenheiten und Wiederholungen oder besser gesagt Rekapitulationen durchführen, aber alsbald geht die Darstellung in einem zusammenhängenden Flusse dahin. In Einzelheiten und Einzelschilderungen verliert sich der Verfasser niemals, so z. B. findet man über „Hambacher Fest“ oder ‚Frankfurter Attentat‘ nicht viel mehr als diese Bezeichnungen, aber was schon über andere Abschnitte dieser Helmoltschen Weltgeschichte gesagt wurde, für jeden, der die Einzelheiten beherrscht, bieten solche grofszügige Darstellungen reichen Genufs und vielfache Anregung und Förderung. Besonders belehrend sind die tiefgründigen und scharfen Urteile über Österreichs Politik und Lage in diesem Zeitraume, so namentlich über Metternich S. 156/157 und über das Ministerium des Fürsten Felix Schwarzenberg S. 231, über Österreichs Versäumnisse während des Krimkrieges und im italienischen Feldzuge 1859; daneben berührt sympathisch die vorurteilsfreie Beurteilung Preufsens und des Königs Friedrich Wilhelm IV. selbst da, wo der Schein unbedingt gegen ihn spricht, so beim Gang nach Olmütz S. 229.

Andrerseits hätte sich manches allzu schneidige Wort wohl vermeiden lassen. Ein so scharfes Urteil z. B., wie es sich Seite 150/151 über den Jesuitenorden findet, wird auch bei solchen teilweise Widerspruch hervorrufen, die nicht durchweg Freunde des genannten Ordens sind. Und wenn es ganz am Schlusse des Abschnittes von Österreich heifst: „Die Hilfe des Himmels, zu dessen Generalvertreter der römische Papst bestellt sein soll, ist ihm nicht zu teil geworden,“ so ist eine solche Bemerkung nur dazu angetan viele zu verletzen, ohne dafs mit diesem Hohn für die geschichtliche Auffassung eben viel gewonnen würde.

Für den folgenden Abschnitt: Die Einigung Italiens und Deutschlands (1859—1866) S. 246—298 hätte Helmolt nicht leicht einen berufeneren Mitarbeiter finden können als Dr. Heinrich Friedjung, der durch sein Werk über den deutschen Einheitskrieg und seine Ehrenrettung Benedeks sich als einen ausgezeichneten Kenner dieses Zeitraumes erwiesen hat. Auch hier vollzieht sich der Anschlufs an das Vorausgehende nicht ohne Unebenheiten. Insbesondere ist die Beurteilung Cavours und des Vorfriedens von Villafranca teilweise verschieden von der im Schlufskapitel des vorhergehenden Teiles. Im übrigen ist dieser Abschnitt der Glanzpunkt des ganzen Bandes. Er stellt insbesondere eine vortreffliche Beleuchtung der Staatskunst Bismarcks und seines Verhältnisses zu König Wilhelm I. dar, ohne dafs jedoch der Verfasser die Tatsachen immer als absolut notwendig

und unvermeidlich anerkennt. Man vergleiche in dieser Beziehung besonders sein Urteil über die Konfliktszeit in Preufsen und Bismarcks Gründe einer Berechtigung der Regierung zur Vornahme von Reformen etc. ohne Bewilligung des Budgets seitens des Landtages.

Viel enger schliefst sich der IV. Abschnitt: Westeuropa in den Jahren 1866—1902 von Prof. Dr. Gottlob Egelhaaf an den III. an, als die vorausgehenden unter einander verbunden sind; sein erstes Kapitel: „Die Verschmelzung der neuen Provinzen mit dem preufsischen Staate" erscheint als unmittelbare Fortsetzung der Arbeit Friedjungs, die mit der Einverleibung Hannovers, der beiden Hessen und Frankfurts in Preufsen schliefst. Von dieser Periode konnte übrigens nur die Geschichte des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches eine eingehendere Behandlung erfahren, die in Bezug auf sachliche Richtigkeit, Übersichtlichkeit und Vollständigkeit billigen Anforderungen entspricht. Dagegen in den Kapiteln, die das Ausland behandeln, zwang die Fülle des Stoffes eben wieder zu ganz kurzen Übersichten, ähnlich wie wir sie im 1. Abschnitte des Bandes finden und wie sie jedes besseres Lehrbuch der Geschichte auch bieten dürfte. Ich kann nicht unterlassen, dabei auf eine Sonderbarkeit hinzuweisen, die man absolut nicht zu billigen vermag. Da lesen wir z. B. S. 362: „am 18. Februar 1903 ward der gemäfsigt-liberale Ministerpräsident Graf **F. A. E. G. C. K.** von Crailsheim (seit 31. Mai 1890) zum Rücktritt gezwungen" oder S. 371: „ein in verschiedener Hinsicht bezeichnendes Zwischenspiel knüpfte sich 1887—91 an den Namen des Generals **G. E. J. M.** Boulanger". Die reinsten Buchstabenrätsel! Wenn es überhaupt notwendig war in einem so gedrängten Abrifs 6, bezw. 4 Vornamen mit der Treue eines Taufregisters anzugeben, dann mufsten sie aber doch ausgeschrieben werden!

Der V. Teil des Bandes: Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (S. 378—582) stammt von Prof. Dr. Richard Mayr an der Wiener Handelsakademie, welcher schon für den VII. Band den glänzendsten Abschnitt (die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen) geschrieben hatte, eine volkswirtschaftliche Abhandlung ersten Ranges. Gab er dort eine Geschichte der materiellen Kultur Westeuropas von den Kreuzzügen bis auf die Gegenwart, so bietet er hier eine Geschichte der geistigen Kultur desselben Westeuropa. Der Abschnitt ist allerdings der umfangreichste des ganzen Bandes, er umfafst 204 Seiten; wenn man aber bedenkt, dafs in diesem Rahmen behandelt wird: die Scholastik, das Bildungswesen vom 16.—18. Jahrhundert, der Barockstil und seine Ausläufer in den bildenden Künsten, die Tonkunst in der Barockzeit, die schöne Literatur in der Renaissance, im Barock und im Klassizismus, die Geisteswissenschaften im Barock und Klassizismus, die Naturwissenschaften im 17. und 18. Jahrhundert, die Philosophie des 17. und angehenden 18. Jahrhunderts, das Aufklärungszeitalter, das Bildungswesen seit der Aufklärung, die schöne Literatur von der Aufklärung bis zur Gegen-

wart, die Erdkunde und die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, die Musik von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart — so mufs man es für ein verblüffendes Kunststück halten, von all diesen Gebieten eine wirkliche Entwicklungsgeschichte zu geben, nicht blofs endlose Reihen von Namen, wenn man auf so engen Raum beschränkt ist. Und doch ist es gelungen! Wie im Fluge wird man durch die geistige Entwicklung der Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen, Niederländer, Deutschen, später auch der Skandinavier und Russen geführt, mit wenigen, aber charakteristischen Strichen werden die einzelnen Epochen und Persönlichkeiten gezeichnet und dabei erfreut die Objektivität, die Sachlichkeit des Urteiles; um das zu erkennen braucht man beispielsweise nur einmal die 4 Seiten zu lesen, welche der Darstellung der Scholastik gewidmet sind. Aber wie gesagt, auch hier wird der den gröfsten Genufs von der Lektüre des Abschnittes haben, der die Einzelheiten schon kennt; hier findet er sie in einen gröfseren Zusammenhang eingereiht.

Abgesehen vom Titel erinnert nur das Schlufskapitel (VI.) „die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Ozeans von Prof. Dr. Karl Weule (S. 585—611) daran, dafs wir es mit einer nach geographischen Gesichtspunkten angelegten Weltgeschichte zu tun haben. Der Gedanke: „der atlantische Ozean — das Weltmeer des Altertums, das Mittelmeer der Neuzeit", wird auf diesen wenigen Seiten in klarer und sachkundiger Weise durchgeführt. Damit sind wir zum Ausgangspunkt des grofsen Werkes zurückgekehrt, welches mit Amerika im 1. Bande beginnend zum grofsen Ozean und von da weiter nach Ostasien führt.

Alles in allem genommen, mufs das Urteil über den ganzen VIII. Band entschieden günstig lauten, wenn auch die einzelnen Abschnitte an sich von verschiedenem Werte sind; rühmend hervorgehoben zu werden verdient noch die treffliche Ausstattung auch dieses Bandes durch das Bibliographische Institut; besonders die Porträttafeln in Schwarzdruck, deren der Band 7 mit meist je 6 Bildnissen enthält, sind ausgezeichnet.

München. Dr. J. Melber.

Max Kellerers Schulwandkarte von Bayern und seinen Nachbarstaaten. München. Preis 35 Mk.

Die in dem ungewöhnlich grofsen Mafsstabe von 1: 250 000 ausgeführte Karte hat einen Umfang von 250: 175 cm. Sie besteht aus neun Blättern, von denen 1—6 Bayern rechts des Rheines enthalten, 2, 4 und 6—9 Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, abgesehen von einem kleinen Teile des nördlichen Oberhessen, die bayerische Rheinpfalz und Elsafs-Lothringen, 1—4 Südbayern. Jede dieser drei Karten, aber auch jedes Blatt ist zugleich einzeln käuflich. Die bereits früher gesondert erschienene Karte von Südbayern wurde auf S. 201 f. des 39. Bandes dieser Blätter angezeigt. Von ihr wurde gesagt, was nun

auch von der ganzen Karte gilt: „Ihr System beruht im engen Anschluſs an den Loreck-Winterschen Atlas für die bayerischen Mittelschulen auf der Darstellung des Geländes in Horizontalschichten, deren Farbe sich mit der Höhe in harmonischer Weise steigert und so, mit der Gröſse der Entfernung wachsend, ein ungemein plastisches und klar verständliches Bild des Aufbaus und der Gliederung des ganzen Gebietes gibt. Zur Unterstützung der Farbe ist das Terrain noch mit seitlicher Belichtung herausgearbeitet, wodurch auch die Charakterisierung des Hoch- und Mittelgebirges und der Moränenlandschaft ermöglicht und in deutlichster Weise zum Ausdruck gebracht ist."

Die technische Gestaltung der von Dr. C. Wolf und Sohn, den Besitzern der kartographischen und lithographischen Anstalt (Piloty und Loehle), bearbeiteten und lithographierten Karte darf in allen ihren Bestandteilen als eine musterhafte bezeichnet werden. Mit anerkennenswerter Sorgfalt ist insbesondere allenthalben darauf geachtet, daſs unter voller Wahrung der unabweisbaren Rechte der Zweckmäſsigkeit jedes die Schönheit des Kartenbildes beeinträchtigende Moment fern gehalten wurde. So sind z. B. die rot eingetragenen Landesgrenzen und die entsprechend schwächer gehaltenen Grenzen der bayerischen Regierungsbezirke, ohne daſs sie in der sonst so häufigen Aufdringlichkeit die Harmonie der Karte irgendwie schädigen, auch aus der Ferne gut erkennbar. In gleich löblicher Fernwirkung heben sich die Seen und die in verhältnismäſsig bescheidener Breite gehaltenen Flüsse und Flüſschen in angenehmem Blau von der sie umgebenden Bodenfläche ab. Zugleich sind um keinerlei Störung des Gesamteindruckes zu veranlassen Titel und jedwede Art von Erklärungen, letztere ohnehin auf das Unerläſsliche beschränkt, auſserhalb des Rahmens der Karte angebracht. Mit einem Worte: an edler Vornehmheit der äuſseren Gestaltung kann von den bisher vorhandenen einschlägigen Schulwandkarten der Kellererschen keine als ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Läſst sich von der technischen Seite eine Beanstandung erheben, so ist es wohl allein nur folgende. Zur Veranschaulichung der von der rheinischen Tiefebene bis zu den Alpen auftretenden Bodenformen sind zehn Höhenschichtenfarben gewählt, für eine Schulwandkarte doch wohl zu viele. So erhielten die Hochgebirge und teilweise sogar schon höhere Mittelgebirge in Braun einen allzu satten Ton, der auf die harmonische Schönheit des Kartenbildes nicht gerade günstig einwirkt. Schlimmer noch ist, daſs hiedurch in diesen Teilen die gleich schön wie zweckdienlich gewählte Schrift selbst in nächster Nähe schwer lesbar wurde. Dagegen verdient eigens bemerkt zu werden, daſs die leichte Schimmerung der Höheschichtenränder die angrenzenden Täler in erfreulicher Plastik zur Anschauung bringt.

Nicht geringeres Lob als der technischen Gestaltung gebührt der rühmlichen Exaktheit, mit der die Karte hergestellt wurde. Dies ist um so höher anzuschlagen, als in ihr ein sehr reiches Material nicht allein in oro- und in hydrographischer Beziehung sondern auch aus

dem Gebiete der Siedelungen, der Eisenbahnen, wichtigeren Verkehrsstrafsen usw. verwertet ist. Dieser Reichtum läfst die Karte für den Anfangsunterricht in unserer 1. Klasse allerdings weniger geeignet erscheinen. Sind aber die ersten Grundlagen gelegt, so kann sie bei der Wiederholung auch in ihr mit Nutzen gebraucht werden, mehr noch in der 2. und in der 5. Klasse. Besonders gute Dienste wird sie dem Lehrer tun.

Der Preis ist leider recht hoch, indes nicht zu hoch unter billiger Bedachtnahme auf den grofsen Umfang der Karte und auf das in ihr Gebotene, wobei namentlich auch der Umstand zu berücksichtigen ist, dafs der physikalische und der politische Teil in ihr vereinigt sind. Es wäre in hohem Grade zu bedauern, wenn die Preislage der so wünschenswerten weitgehenden Verbreitung der formell wie inhaltlich gleich vorzüglichen Karte, vollauf geeignet der Kunstanstalt, aus der sie hervorgegangen ist, wie dem Verleger zur Ehre zu gereichen, irgendwie Eintrag täte. Sie sei zur wohlverdienten Beachtung angelegentlich empfohlen.

München. Markhauser.

Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichtes. 4 Teile mit 18 Tafeln und 13 Kartenskizzen im Text. Von Leo Frobenius. Leipzig. Verlag von Friedrich Brandstetter. Preis geb. Mk. 11.50.

Auf dem Gebiete geographischer Kulturkunde ist uns ein alter und lieber Bekannter Leo Frobenius, der in seinen Kulturstudien mit unermüdlichem Forschertrieb die geheimnisvollen Beziehungen zwischen der Erde und der menschlichen Kultur aufzudecken bemüht ist und in glücklicher Mischung von Geist und Humor wie z. B. in seinem Buche: „Aus den Flegeljahren der Menschheit“ den Leser zu fesseln versteht. Man mufs sich stets freuen über die reiche Fülle des Gebotenen und wird angesichts der grofsen Schwierigkeiten, welche dem Forscher auf einem so ungeheueren, noch so wenig durchforschten und wissenschaftlich ausgebeuteten Gebiete sich entgegenstellen, auch da, wo der Verfasser in der Entdeckerfreude seines Herzens vielleicht zu voreilig noch Zweifelhaftes für ausgemacht hält, ihm für die vielfache Anregung und den Genufs, den man an der von ihm so reichbesetzten Tafel findet, dankbar sein. In seinem neuesten Werke, das er auf den vorigen Weihnachtsmarkt brachte, schreitet er nun über den engen Kreis hinaus, in dem seine ersten Publikationen sich bewegten, und sucht die Beziehungen zwischen der Erde und ihren Trägern der Kultur auf der ganzen Erde klarzulegen. Zu diesem Zweck hat er den reichhaltigen Stoff in 4 Teile gegliedert, von denen jeder selbständig zu dem Preise von Mk. 2.50 zu beziehen ist. Der erste umfafst Afrika, der zweite Ozeanien, der dritte Amerika und der vierte Asien; jeder ist mit mehreren Tafeln und reichlichen Kartenskizzen im Texte aus-

gestattet. Eine ganze Unsumme von Reiseberichten älterer und neuerer Autoren hat Frobenius mit Riesenfleifs durchgearbeitet, um das Brauchbarste und Interessanteste auszuwählen und so auf breitester Grundlage weiterzubauen und seine Schlufsfolgerungen erhärten zu können. — Dafs ein solches Verfahren auch der Belebung des geographischen Unterrichtes und der Erweckung des Interesses für fremde Länder und ihre Völker in hohem Mafse dienlich ist und seinem Buche zu besonderer Empfehlung dient, bedarf keines Beweises. Damit man nun nicht versucht ist, unseres Autors Buch nur für eine Sammlung aller möglichen wahl- und systemlos zusammengestellter Reiseberichte zu halten, ist es nicht zu umgehen, in aller Kürze zu zeigen, wie er seiner Aufgabe gerecht zu werden versucht hat. In jedem der vier Teile eröffnet den Reigen in einem einleitenden Kapitel eine allgemeine Überschau über Land und Leute mit einer umsichtigen Disposition der gefundenen Ergebnisse. In den folgenden Kapiteln werden dann die einzelnen Kulturgeschichten in Wort und Bild eingehend geschildert, in Afrika z. B. die festsässigen Ackerbauern Westafrikas, die treibenden und festsässigen Hackbauern in Ostafrika, die Viehsportler und Nomaden und in Ozeanien die seefahrenden Inselvölker Polymikronesiens, die festsässigen Gartenbauern Melanesiens, die treibenden Jäger Neuhollands und die Mischvölker Indonesiens. In ähnlicher Weise gliedert sich der Stoff im 3. und 4. Teile entsprechend den jeweiligen Kulturschichten, so dafs der Leser in unterhaltendster Weise ein vollständiges Bild von jenen fremdartigen Kulturen bekommt und so das Aufwachsen des Menschen und seines Wesens auf der Erde und seine Abhängigkeit von derselben zu verstehen lernt. Er wird zum Schlusse bekennen, dafs ihm der Geist des Buches sympathisch ist, „das ihm zeigen will, dafs in dieser Erde die Gesetze schlummern, die den Menschen zu dem machen, was er ist, und uns in den Stunden, wo wir an der Rekonstruktion der alten Kulturkunde verzweifeln wollen, daran erinnern will, dafs die Formen vielleicht starben, die Gesetze aber weiterleben und weiterwirken“.

Frankenthal. Koch.

Das Erdsphaeroid und seine Abbildung. Von Dr. Emil Haentzschel, Professor an der Kgl. technischen Hochschule und am Köllnischen Gymnasium zu Berlin. Mit 16 Textabbildungen. Leipzig 1903. Druck und Verlag von B. G. Teubner. VIII und 140 S. 8⁰.

Eine gleich bequeme, übersichtliche und zugleich umfassende Zusammenstellung des gesamten Rechnungsapparates, welcher aus der ellipsoidischen Gestalt der Erde sich ergibt, besitzt unsere Literatur noch nicht, und es ist deshalb das Buch besonders Studierenden der Mathematik, die sich auf diesem Gebiete orientieren und Anregung zu selbständiger Arbeit gewinnen möchten, wärmstens zu empfehlen. Mit soviel Differentialrechnung und analytischer Geometrie, als in einer vierstündigen Semestralvorlesung über höhere Mathematik der

Anfänger sich aneignen kann, wird man sich anstandslos durch die immerhin ziemlich formelreiche Darstellung hindurcharbeiten. Mit Recht wird in der Vorrede betont, dafs heutzutage zumal der Chemiker und der Geograph mathematischer Vorbildung durchaus nicht entraten könne; möge namentlich unter der letztgenannten Kategorie eine gröfsere Anzahl von Lesern sich finden! Denn eminent geographische Probleme sind es ja, um die es sich bei der Ausmessung des Erdsphaeroides handelt.

Es wird zunächst gezeigt, wie sich der Koordinatenbegriff von der sphaerischen auf die sphaeroidische Erde überträgt, wie die reduzierte Breite gewonnen wird und wie man mittelst letzterer die Gröfse eines Meridiangrades bestimmt. Die Formeln auf S. 29 hätten wir, was ja auf wenigen Zeilen geschehen konnte, noch so umgestaltet gewünscht, dafs die Exzentrizität als Funktion zweier Gradlängen erschienen wäre (Zallinger-Bohnenbergersche Formel). Auch die Reihenentwicklungen werden ausführlich abgehandelt und numerische Anwendungen finden gleichfalls ihren Platz. Die Berechnung der ellipsoidischen Zone hat dem Verfasser zufolge, der einen ganz einfachen dahin führenden Weg angibt, zuerst Grunert durchgeführt. Das zweite Kapitel, in dem sich durchweg eine gröfsere Selbständigkeit geltend machen konnte, erörtert in grofser Allgemeinheit die Abbildung des Rotationssphaeroides auf die Kugel und zwar wird sowohl die Flächentreue wie auch später die Winkeltreue als die Bedingung betrachtet, welcher Genüge geleistet werden mufs. Im ersteren Falle wird von der Bildkugel vorausgesetzt, dafs sie mit dem Sphaeroide gleichen Flächeninhalt besitzt und zu ihm konzentrisch ist; beide Flächen durchschneiden sich dann in zwei symmetrisch gelegenen Parallelkreisen, für welche sich als naturnotwendig die Eigenschaft der Längentreue herausstellt. Leicht wird das Tifsotsche Verzerrungsgesetz erhalten, indem zugleich zutreffend vor dem mehrdeutigen Gebrauche des Wortes „Indikatrix“ gewarnt wird. Eine elegante Herleitung der für die konforme Abbildung charakteristischen Gleichung (S. 83) führt zu weiteren Umformungen, die teilweise bereits bei Lagrange zu finden sind, und zum Beweise des Mollweideschen Lehrsatzes über den Zusammenhang zwischen konformer und zentraler Projektion bei geringer Exzentrizität (Fall der Erde). Es wird sowohl auf eine verwandte Schrift, welche E. Hammer (Stuttgart) im Jahre 1891 erscheinen liefs, wie auch andererseits auf die bei der preufsischen Landesaufnahme zur Anwendung gelangten Methoden Bezug genommen; der Nachweis, dafs auch Gaufs bei der berühmten hannöverschen Gradmefsung wesentlich auf Mollweides Schultern stand (S. 113), ist eine dankenswerte Wahrnehmung des Verfassers. Endlich tut derselbe noch dar, dafs eine Erweiterung der Mercator-Projektion dazu dienen kann, den Übergang von der Gaufsschen Hilfskugel zur Ebene zu vollziehen, und mit einer Berechnung des Gradnetzes für die Mefstischblätter schliefst die Schrift, der wir recht zahlreiche Leser wünschen möchten.

München. S. Günther.

Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen herausgegeben von B. Landsberg in Königsberg i. Pr., O. Schmeil in Marburg a. L., B. Schmid in Zwickau i. S. Dritter Band. Mit 95 Textabbildungen. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1904. Preis eleg. geb. 12 Mk.

Der dritte Jahrgang dieser ausgezeichneten Zeitschrift reiht sich seinen Vorgängern durch Reichhaltigkeit und Güte des Inhaltes würdig an. Zum Beweise hebe ich die Aufsätze von Möbius (Lebensgemeinschaften im naturk. Unterr.), R. Hertwig (Zur Frage der Organisation des zoologischen Unterrichts an den höheren Schulen), Kienitz-Gerloff (Neues über die ökologische Bedeutung der Alkoholgährung), E. Wasmann S. J. (Zur Kontroverse über die psychischen Fähigkeiten der Tiere, insbesondere der Ameisen), M. Ebeling (Flüssige Luft), W. Schoenichen (Ob die Wassertiere hören?), F. Schleichert (Eine Wanderung im Urwald am Kubani) hervor. Die Frage der Exkursionen behandeln R. Flatt, G. Lüddecke u. R. v. Haustein, das Zeichnen im naturkundl. Unterrichte A. Franken u. K. W. Genthe. Für die Einheitlichkeit der deutschen Pflanzennamen im Jugendunterrichte hat die Schriftleitung in Verbindung mit Prof. Dr. F. Pfuhl eine sehr dankenswerte und auch bei uns zu fördernde Bewegung ins Leben gerufen, über die nun eingehender berichtet wird. Dr. J. Norrenberg-Berlin behandelt einen geschichtlichen Stoff, nämlich den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Klosterschulen, worin vieles richtig dargestellt, manches aber auch verfehlt ist, so insbesondere der Satz (S. 165): „Mit der Natur wurde man weniger durch unmittelbare Beobachtung als durch das Studium der aristotelischen Schriften bekannt, die wie auch die Werke des Theophrastus, Plinius und Dioskorides durch Isidorus von Sevilla dem Abendland vermittelt worden waren“. Nun kennt aber Isidor weder den Aristoteles noch den Theophrast, den Plinius wahrscheinlich nur aus Solin und den Dioskorides vermutlich aus Gargilius Martialis.

Recht gute Beiträge finden sich auch unter: Kleine Schulversuche, Selbstbeobachtetes, Irrtümer und Streitfragen, Besprechungen, Sammlungsberichte und Sprechsaal, so dafs ich zum Schlusse nur mein vorjähriges Urteil wiederholen kann: Wer irgendwie mit der Entwicklung der Methodik des naturkundlichen Unterrichtes, gleichviel an welcher Schulgattung, Fühlung behalten will, der mufs „Natur und Schule“ kennen.

Das Studium der Zoologie mit besonderer Rücksicht auf das Zeichnen der Tierformen. Ein Handbuch zur Vorbereitung auf die Lehrbefähigung für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Von Dr. Hermann Landois, Professor der Zoologie an der Universität Münster i. W., o. Mitglied der Königl. wissenschaftl.

Prüfungskommission. Mit 685 Abbildungen. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1905. Preis: 15 Mk., geb. 16.40 Mk.

„Vorliegendes Buch beabsichtigt nicht Zoologen von Fach auszubilden, sondern es soll die Studierenden der Zoologie auf den Lehrerberuf an höheren Schulen vorbereiten, ihnen ein Repetitorium zum Examen sein und den wissenschaftlich wie praktisch geschulten Lehrern bei der Ausübung des Lehramtes als Handbuch zur Unterlage des Vortrages dienen." Damit hat der leider jüngst verstorbene originelle Praktikus wohl am besten Absicht und Anlage seines Buches gezeichnet und, wie mir scheint, hat er sein Vorhaben auch vollständig erreicht. Damit ist aber auch die Wichtigkeit dieses Buches gerade für die Lehrer an den bayerischen Gymnasien in die Augen springend. Ich wüſste kein anderes Buch zu nennen, das dem Lehrer in so gedrängter Form allen Wissensstoff darbietet, den er für einen gediegenen Unterricht braucht wie dieses. Es ersetzt geradezu eine zoologische Bibliothek und wird daher besonders in kleineren Orten willkommen sein, wo wenig literarische Hilfsmittel zu haben sind.

Vor allem möchte ich auf die schematischen Zeichnungen der niederen Tiere hinweisen, die an Charakteristik ganz hervorragend sind und auch von einem nicht sonderlich zeichengewandten Lehrer leicht an der Wandtafel wiedergegeben und von den Schülern nachgezeichnet werden können. Minder gelungen erscheinen vielfach die Schemabilder der Wirbeltiere, die alle nachzuzeichnen bei uns ohnehin schon die knappe Unterrichtszeit verbietet.

So sei denn dieses Buch allen denen, welche bereits zoologischen Unterricht geben und noch mehr denen, welche sich darauf vorbereiten wollen, bestens empfohlen.

Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika von C. G. Schillings. Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und Nacht-Aufnahmen des Verfassers. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 1905. Preis geh. 12.50 Mk.

Ein ganz auſserordentliches Buch liegt uns hier vor, denn es ist wohl noch nicht da gewesen und wird so leicht nicht wieder vorkommen, daſs jemand Jahre lang die Wildnis Ostafrikas durchstreift und dort, oft nur auf wenige Meter Entfernung Löwen, Leoparden, Elephanten und Nashörner leibhaftig photographiert. Obendrein sind diese Bilder, nur meistens vergröſsert, genau so reproduziert, wie sie die Originalnegative ergaben, kein einziges ist durch Retouche irgendwie verändert oder „verbessert" worden. Daher lassen sie denn wohl mitunter eine gewisse Glätte und Schärfe vermissen, geben aber dafür auch die unverfälschte und unstilisierte Wirklichkeit, was mehr wert ist als die schönste Kunstaufnahme. Es ist unnötig heute noch dieses

Buch zu rühmen, dessen erste Auflage (8000 Exemplare) bereits binnen vier Wochen nach Erscheinen völlig vergriffen war; was es bedeutet, haben W. Bölsche, P. Matschie, K. Lampert und besonders der Direktor des Berliner zoologischen Gartens Dr. L. Heck in seinem Vorworte ausgesprochen. Ich möchte hier nur noch hervorheben, dafs dieses Buch in ganz hervorragender Weise geeignet erscheint nicht nur den naturkundlichen sondern auch den geographischen Unterricht zu beleben, falsche Vorstellungen und alte Fabeln zu beseitigen und richtige Anschauungen zu erzeugen. Daher gehört es unbedingt in jede Lehrerbibliothek. Ich möchte aber auch dieses Buch eines kühnen und doch warmherzigen Mannes, der nicht etwa als Schlächter die Welt durchzog, sondern als Forscher und Tierfreund, der fast bei jedem Schusse überlegt, ob er denn auch nötig sei, und nur aus wissenschaftlichen Gründen seine Opfer fällt, unserer Jugend nicht vorenthalten wissen. Anstöfsiges habe ich darin nicht gefunden, denn dafs ein paar Negerweiber kein Korsett tragen, kann doch keinen Grund zur Ablehnung bilden — sonst hört eben jede Ethnographie der Tropengegenden auf. Dann aber kann doch für die Jugend nichts gesünder sein als diese wahren und schlichten Schilderungen wirklich erlebter Abenteuer und Gefahren zu lesen statt erlogener Jagdgeschichten voll unmöglicher und falscher Züge aus dem Tierleben oder Phantastereien à la Karl May. Ich würde das Buch schon in die Schülerbibliothek der vierten Klasse einstellen, es wird aber hoffentlich auch noch in späteren Jahren gerne gelesen.

München. H. Stadler.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers Grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text, und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Neunter Band: Hautgewebe bis Jonicus. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1905. 906 S. Preis in Halbfranzband geb. 10 M. — Auch dieser neue Band ist pünktlich nach Ablauf eines Vierteljahres erschienen, wiederum eine glänzende Probe der Leistungsfähigkeit des Bibliographischen Instituts. Im grofsen und ganzen charakterisieren diesen Band im Rahmen des Alphabets eine unendliche Reihe von biographischen Artikeln, welche alle durch Berücksichtigung und Anführung der neuesten Literatur die Sorgfalt der Umarbeitung und Ergänzung bekunden. Nur die Artikel „Homer“ und „Horaz“ erscheinen uns zu trocken und zu dürftig; sie hätten in Anbetracht der Bedeutung beider Autoren für die Weltliteratur erschöpfender und gründlicher sein sollen, wenn auch hier die Reichhaltigkeit der Literaturangaben anzuerkennen ist. Diese macht sich auch sonst wohltuend bemerkbar, so bei „Herero“, wo auch die neuesten Erscheinungen über den Aufstand bis Ende 1904 nachgetragen sind, oder bei dem gröfseren Artikel „Hessen“ (Grofsherzogtum), wo nur die jüngst erfolgte Wiedervermählung des Grofsherzogs nachzutragen sein dürfte. Hingewiesen sei auch auf den Artikel „Hohenzollern“ mit seiner 4seitigen Beilage, welche die sämtlichen Verzweigungen des altberühmten Hauses, der schwäbischen wie der fränkischen Linie, genau aufführt. Bei Indigetes und Indigitamenta wäre jetzt auch auf Wissowa, Religion und Kultus der Römer (in Iwan Müllers Handbuch) 1902 hinzuweisen gewesen.

Hervorragend schön ist auch bei diesem Bande die Ausstattung mit Illustrationen; besonders die Farbentafeln: Heraldik, Hieroglyphen, Hochzeitskleider der Tiere (2 Tafeln), Hühnerrassen, Indianische Kultur, Insektenfressende Pflanzen sind prachtvoll; ihnen schliefsen sich gegen 40 Tafeln in Schwarzdruck ebenbürtig an; auch 5 Karten und ein Stadtplan von Innsbruck sind beigegeben, kurz die Bezeichnung „gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage“ rechtfertigt sich fast auf jeder Seite.

Kalender des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins für das Jahr 1905. Herausgegeben vom Zentralausschufs des D. u. Ö. Alpenvereins. 18. Jahrgang. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis 1.50 M. — Vorliegender, in seiner neuen Auflage noch reichhaltiger ausgestatteter Alpenvereinskalender ist für jeden Bergsteiger, insbesondere für die Ausschufsmitglieder der einzelnen Sektionen ein unentbehrliches Vademecum. Er gibt in allen Fragen, die sich auf den Alpinismus beziehen, untrüglichen Aufschlufs und weifs für alle Bedürfnisse der Touristen Rat. Neben einer Tabelle für Zeitkorrektion und einem Kalendarium enthält das handliche Büchlein ein Verzeichnis der Veröffentlichungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, dessen Satzungen, eine Zusammenstellung der Fahrpreisbegünstigungen für Alpenvereinsmitglieder, eine Zusammenstellung fremder alpiner Vereine und ihrer Publikationen. Der Kalender bietet auch eine vortreffliche Übersicht der bekanntesten Reisehandbücher und Spezialführer sowie der namhaftesten Touristenkarten, macht mit den Notsignalen und dem alpinen Rettungswesen, mit der Zollabfertigung und der alpinen Unfallversicherung bekannt, zählt die Rettungsstellen im Gebirge und im

Alpenvorland auf, enthält Geldumwechslungstabellen und eine Zusammenstellung der Laternbilder der Tauschstelle des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Das treffliche Büchlein bietet ferner ein ausführliches, durch beigegebene Kärtchen erläutertes Verzeichnis der Schutzhütten im Gebiet des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins sowie der Unterkunftshütten in der Schweiz, in Italien und in Frankreich, ein Verzeichnis der patentierten Bergführer des gesamten Alpengebietes sowie der Sektionen des Vereins. Eine willkommene Beigabe bilden eine Zusammenstellung der Führertarife im Lechtal, Zillertal, Mittenwald, Kufstein, Taufers, Bozen, Welschnofen, Tiers, Völs, Kastelruth-Seis, Klausen, Villnös, Sarnthein, Mendel, ein Notizbuch mit Tourentabellen und ein Taschenpanorama vom Grofsglockner, gezeichnet von Kunstmaler Rudolf Reschreiter. Der Kalender, dessen Preis im Vergleich zu der Fülle des Gebotenen ein geringer ist, kann hiemit jedem Bergfreund auf das wärmste empfohlen werden. R.

Zur Schillerfeier. Schiller-Porträt von Karl Bauer. Gröfse 60×50 cm Preis 3 M., ohne Glas gerahmt 10.50 M., mit Glas gerahmt 12 M. In Eiche gerahmt mit Glas 16 M Passende Rahmenfarbe graugrün. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. — Unstreitig bildet dieses in der Sammlung Künstler-Steinzeichnungen erschienene Bildnis Schillers einen trefflichen Wandschmuck für Schule und Haus. Der erste Eindruck, den es hervorruft, darf für seine Beurteilung nicht mafsgebend sein. Man mufs es wiederholt und eingehend liebevoll betrachten um es richtig zu würdigen. Dann wird man erkennen, wie sehr trotz des leidenden Zuges, der dem Antlitz des Dichters unverkennbar aufgeprägt ist, doch seine ganze Erhabenheit, sein Streben nach dem Idealen unverkennbar in diesen Zügen zum Ausdruck kommt. Das Bild ist für die Schule sehr zu empfehlen.

Das Lied von der Glocke. Gedenkblatt zum 100. Todestage Friedrich Schillers. Zeichnung von Christoph Nilson. Herausgegeben mit Erlaubnis der Erben des Künstlers von C. Andelfinger & Cie., Kunstanstalt in München. — Das Blatt ist in der Gröfse 14×18 cm in feinstem Lichtdrucke ausgeführt und stellt in 9 Zeichnungen die Hauptszenen aus Schillers populärstem Gedichte dar, wobei sich der Zeichner etwa in das Zeitalter Maximilians I versetzt. Das gröfsere Kunstblatt nach diesen Zeichnungen findet sich noch in gar manchem deutschen Haus. Um so willkommener wird daher vielen auch das kleine Kunstblatt sein, welches sich zudem bei dem billigen Preis von 20 Pfg. auch zu Massenverteilungen in Schulen und Vereinen, überhaupt unter Schillerfreunden eignet. Es sei angelegentlichst auf das hübsche Blatt aufmerksam gemacht, das man in jeder Postkartenhandlung erhalten kann.

Lomberg, August, Friedrich Schiller in seinem Leben und Wirken. Der deutschen Jugend dargestellt. Mit einem Titelbilde und 15 Abbildungen im Texte. 110 S. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne (Beyer u. Mann) 1905. 110 S. geb. einzeln 75 Pfg., von 10 Exemplaren ab 65 Pfg., von 50—100 Exemplaren 60 Pfg., bei gröfseren Bezügen nach Vereinbarung. — Ein vorzüglich ausgestattetes und äufserst klar und anschaulich geschriebenes, dabei aber durchaus in seinen Angaben zuverlässiges Büchlein, welches dem Verständnis der Jugend durchweg angepafst und daher für die Schülerlesebibliotheken der mittleren Klassen sehr zu empfehlen ist; selbst die Schüler der obersten Klassen werden es übrigens mit Vergnügen und Gewinn lesen. Besonders sei darauf hingewiesen, dafs trotz des billigen Preises die Illustrationen durchaus auf der Höhe der Zeit stehen.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. Vollständig in 60 Lieferungen à 30 Pfg. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. — Die illustrierte Prachtausgabe von Schillers Werken, welche die Deutsche Verlagsanstalt neben anderen derartigen Klassikerausgaben hat erscheinen lassen, ist bestens bekannt und erfreut sich weiter Verbreitung. Demnach ist es nur freudig zu begrüfsen, dafs der genannte Verlag sich entschlossen hat diese Prachtausgabe in der Form einer wohlfeilen

Volksausgabe weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Diese Ausgabe bringt nicht weniger als 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und aufserdem eine reich illustrierte Biographie von Prof. Dr. Heinrich Kraeger. Jede von den 60 Lieferungen, in welchen die neue Ausgabe erscheint, umfafst 32 Seiten und kostet 30 Pfennige. Die 1. Lieferung, welche uns vorliegt, enthält 16 Seiten der Biographie mit 10 Illustrationen und der Faksimilewiedergabe des Theaterzettels zur ersten Aufführung der Räuber und andererseits 16 Seiten der Räuber. Vorgesetzt ist der Lieferung eine farbige Reproduktion des Schillerporträts von Ludovike Simanowiz aus dem Schillermuseum in Marbach, eines der besten Bilder des Dichters in der Vollkraft seiner Jahre. Es unterliegt keinem Zweifel, dafs das dankenswerte Bemühen der Deutschen Verlagsanstalt, die Werke unseres grofsen Dichters noch weiter populär zu machen und zwar in einer so vornehmen Ausgabe, dadurch Entgegenkommen finden wird, dafs möglichst viele Familien im Laufe des Gedenkjahres sich diesen prächtigen Hausschatz um verhältnismäfsig billigen Preis erwerben.

Leibeigen. Roman von J. A. Cüppers. Mit Bildern von Phil. Schuhmacher. Im Anhang die Novelle Noli me tangere, illustriert von R. Ruckdäschel. München 1903, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis gebunden 5 M. — Dieser historische Roman versetzt uns in die Zeit der französischen Revolution, etwa nach der mifslungenen Flucht Ludwigs XVI., aber seine Handlung spielt auf deutschem Boden, in einem sächsichen Gutsdorfe und zeigt uns, welche Bedrückung durch Frondienste aller Art und welche Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit sich auch der deutsche Bauernstand damals gefallen lassen mufste. Durch die Berichte vom Gange der Dinge in Frankreich, die ein aus der Fremde heimgekehrter Sohn des Dorfes, Jürgen Barthel, mitbringt, geraten die jüngeren Elemente in Unruhe und durch ungerechtfertigtes Vorgehen des Schlofsherren und seines Verwalters aufs äufserste gereizt bedrohen sie den ersteren. Doch dadurch, dafs er vor Schrecken vom Schlage gerührt bald stirbt und sein aufgeklärter Neffe und Nachfolger Abhilfe schafft, erhält die ganze Erzählung einen versöhnenden Ausklang. Die Sprache des Verfassers ist schön und gewählt, seine Charakteristik vortrefflich, wenn auch der oben genannte Held des Romans uns etwas zu ideal und überlegen gezeichnet zu sein scheint, besonders aber ist die Zeitstimmung durchaus geschickt wiedergegeben, so dafs das Buch, dessen geschmackvolle Ausstattung der Verlagshandlung zur Ehre gereicht, auch für die Lesebibliotheken der beiden oberen Klassen durchaus zu empfehlen ist. Das Buch enthält gar nichts, was auch nur im geringsten Anstofs erregen könnte.

Die hübsche, im Anhang gegebene Novelle desselben Verfassers, welche im Münchener Künstlerleben der Gegenwart spielt, ist anspruchsloserer Natur, ändert aber in nichts das oben über den Hauptinhalt des Buches abgegebene Urteil. J. M.

Reden und Vorträge des Gymnasialdirektors D. Rudolf Haage zu Lüneburg. Herausgegeben von Dr. A. Kannengiefser, Professor am Gymnasium zu Gelsenkirchen. Gelsenkirchen, Verlag von E. Kannengiefser 1903. 183 S. Brosch. 2 M., geb. 2.50 M. — Der 1901 in den Ruhestand getretene Lüneburger Gymnasialdirektor Haage hat einem früheren Schüler, der ihm nahelegte eine Sammlung seiner Abiturientenreden herauszugeben, Manuskripte derselben überlassen und dieser veröffentlicht nun eine Auswahl von zehn Reden aus den Jahren 1872—1901. Ihr Inhalt ist fast ausschliefslich historisch und politisch; von den Themen seien angeführt: „Der ewige Friede“, „Über das Wesen des Staates“, „Die Kaisersage“, „Von der besten Verfassung“, „Die Träume vom Zukunftsstaate in der Geschichte“. Alle Reden bekunden eine nicht gewöhnliche Vertiefung in die Probleme des staatlichen Lebens und der Geschichte; die politischen Ansichten halten sich in einer gesunden Mitte. Seiner ernsten, nachdenklichen, eher nüchternen als schwungvollen, aber stets wahrhaftigen Natur entsprechend arbeitet der Redner nicht auf flüchtige Feststimmung, sondern auf sachliche Belehrung hin, doch wird jeder Leser hinter den schlichten Worten ein warmes, allem Edlen innig ergebenes Herz spüren. Es wird auch dem Geschick Haages, in Kürze über verwickelte Fragen gemeinverständlich zu orientieren, Anerkennung zollen. Viele von seinen einstigen Schülern werden dem Herausgeber Dank wissen für diese

Sammlung, aus der ihnen das Bild ihres Lehrers so klar und sympathisch entgegentreten mufs; aber auch solche, die dem Verfasser fern stehen, werden mit Interesse und Gewinn diese Reden lesen.

Zwei Kleinigkeiten seien zum Schlusse angemerkt. S. 85 ist statt Grolius zu lesen Grotius. S. 154 sollte angedeutet sein, dafs der Verfasser der Schrift „Der Himmel auf Erden" nicht der berühmte Gregorovius ist, sondern ein anderer Mann dieses Namens. Th.

Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen, zusammengestellt von Dr. H. Heinze, Kgl. Gymnasialdirektor und Dr. W. Schröder, Professor. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. — Im Laufe des Jahres 1904 erschienen von dieser bis jetzt auf 22 Bändchen angewachsenen Sammlung in zweiter, umgearbeiteter Auflage das dreizehnte Bändchen, welches Aufgaben aus Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" und dessen „Hermannsschlacht" und aus Körners „Zriny" und das zwölfte Bändchen, welches Aufgaben aus Lessings „Philotas", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" enthält, ersteres zusammengestellt von Direktor Heinze, letzteres von Professor Schröder. Man kann zugeben, dafs beide mit grofser Umsicht alles zusammengetragen haben, was sich in Aufgabensammlungen und Sonderausgaben für ihre Zwecke fand. Immerhin bleibt noch die Benützung des einen oder anderen Werkes zu wünschen, so z. B. für Kleists Prinz von Homburg wie für Lessings Emilia Galotti das Buch von Rob. Kohlrausch, Klassische Dramen und ihre Stätten in Wort und Bild, Stuttgart 1903 (Lessings Emilia Galotti S. 101—129; Kleists Prinz von Homburg S. 283—306); ferner könnte noch herangezogen werden die in der Schöninghschen Sammlung erschienene erklärende Ausgabe des Prinzen von Homburg von Dr. J. Heuwes; die in der Aschendorffschen Sammlung erschienene Schulausgabe des Zriny von Dr. Heinrich Vockeradt; die in der gleichen Sammlung erschienene Schulausgabe der Emilia Galotti von Dr. Walther Böhme. Auch der 1. Teil des eben in 2. Auflage erscheinenden Buches von Kuno Fischer, G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur kann S. 175—261 mit Nutzen für die Sammlung verwertet werden ebenso wie der 2. Teil desselben Werkes für Lessings Nathan.

Neu hinzugekommen ist ein 22.,. von Heinze zusammengestelltes Bändchen, welches auf 36 Seiten Aufgaben aus Shakespeares König Lear und auf 25 Seiten solche aus Shakespeares Kaufmann von Venedig bietet. Da diese beiden Dramen des grofsen englischen Dichters auch bei uns jetzt mehr und mehr in der 8. oder 9. Klasse gelesen werden, so mag diese Aufgabensammlung zwar für zeitgemäfs gelten, aber freilich wird dadurch die Tätigkeit des Lehrers wesentlich eingeschränkt. Die vorhandenen Hilfsmittel sind noch ziemlich spärlich, darum sind auch beide Sammlungen etwas mager ausgefallen. Der Preis beträgt nur 80 Pfg.

Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten bearbeitet von Dr. F. Teetz zu Bad Oeynhausen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. — Auch diese zweite der Verwertung der Klassikerlektüre durch Aufgaben dienende Sammlung hat in den letzten Jahren eine wesentliche Erweiterung erfahren. Zunächst ist das 3. Bändchen, welches „Das Lied von der Glocke" behandelt, in 2. Auflage erschienen 1904 (die 1. Auflage erschien 1900), scheint also Beifall und Benützung gefunden zu haben. Der Verfasser hat die ihm gewordenen Winke fleifsig benützt, 4 Aufgaben weggelassen und dafür 8 neue eingefügt, endlich 4 einer neuen Bearbeitung unterzogen. — Ferner sei hier hingewiesen auf einige neue Bändchen derselben Sammlung. Dr. Teetz hat zunächst 3 Bändchen Aufgaben aus Uhlands Gedichten zusammengestellt: 1. Teil: Aufgaben für die mittleren und oberen Klassen (zu Bertran de Born, Das Glück von Edenhall, Graf Eberhard der Rauschebart, Ver sacrum, Des Sängers Fluch und Tells Tod), so gedacht, dafs in den oberen Klassen auf eines dieser auf früheren Stufen besprochenen Gedichte zurückgegriffen wird zu gröfserer Vertiefung. Die Sammlung ist reichhaltig und praktisch und wird namentlich jüngeren Lehrern gute Dienste leisten, welche in der Behandlung der angeführten Gedichte noch nicht so erfahren sind. Einen Wunsch möchten wir noch äufsern: in der Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke für den Schulgebrauch, die bei Buchner

in Bamberg erschien, ist der erklärenden Auswahl der Uhlandschen Gedichte ein Kärtchen beigegeben, das speziell zur Orientierung für die Rhapsodie „Eberhard der Rauschebart“ dient. Ein solches wäre auch für dieses Bändchen von Teetz sehr wünschenswert. — Der 2. Teil umfafst Aufgaben zu 12 Uhlandschen Gedichten für mittlere und untere Klassen (163 S.), der 3. Teil dagegen nur Aufgaben für untere Klassen zu 11 Gedichten (137 S.). Der erste und zweite Teil kosten je 1,40 M.; der dritte 1,20 M. — Den drei Bändchen Uhland liefs Teetz Aufgaben aus Goethes Gedichten in 2 Bändchen folgen; das erste umfafst: Heidenröslein, Der König in Thule, Hans Sachens poetische Sendung, Der Fischer, Erlkönig, Der Sänger; das zweite: Zauberlehrling, Legende vom Hufeisen, Schatzgräber, Blümlein Wunderschön, Hochzeitlied, Johanna Sebus, Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart, Totentanz, Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. Gewählt sind durchaus solche Gedichte Goethes, welche als Unterlage für Aufsätze dienen können. Dabei ist es sehr zu begrüfsen, dafs der Verfasser besonders zu Vergleichen mit Gedichten verwandten Inhalts von anderen Verfassern anregen will — eine für die Schüler sehr förderliche und lehrreiche Übung — und dafs er zu diesem Zwecke die in Frage kommenden Gedichte gleich mit abdruckt, so z. B. zu Johanna Sebus Bürgers Lied vom braven Mann, Giesebrechts „Der Lotse“ und Julius Wolffs „Aus Sturmesnot“. Alles in allem genommen werden diese Bändchen für den Unterricht gut zu verwerten sein, vorausgesetzt, dafs nur der Lehrer sie benützt; denn gar manches, was hier zur Erklärung gesammelt ist, würde der Schüler auf dieser Stufe überhaupt nicht genügend verstehen. Gedichte der Gedankenlyrik sind ausgeschlossen; diese sollen später in eigenen Bändchen (Goethe und Schiller) behandelt werden. — Das neueste Bändchen ist vollständig Klopstock gewidmet (1904, 113 S. Preis 1 M.); es führt den Titel „Aufgaben aus Klopstocks Gedichten“, bringt aber auch allgemeine Aufgaben über Klopstock und zusammenfassende Aufgaben übes dessen Odendichtung finden sich. Einzelne Oden sind nur 9 berücksichtigt, solche „die für Schulzwecke in erster Linie in Frage kommen“, gewifs mit Recht, allein nachdem auf der Oberstufe bei der Behandlung Klopstocks in der Literaturgeschichte doch auch seine „literarischen“ Oden herangezogen werden, wäre es immerhin erwünscht gewesen, wenn auch zu solchen Aufgaben gesammelt worden wären, sicherlich z. B. vermifst man ungern die Ode auf Heinrich VI. etc. Doch damit soll das Lobenswerte der Sammlung nicht geschmälert werden; ihr Verfasser hat sich ein unbestreitbares Verdienst um den deutschen Unterricht erworben.

Schöninghs Textausgaben alter und neuer Schriftsteller Herausgegeben von Dr. Funke und Dr. Schmitz-Mancy. — Auf dieses neue Unternehmen der um die Förderung der Klassikerlektüre verdienten Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn wurde im vorigen Jahrgang unserer Blätter S. 685 gelegentlich des Erscheinens der ersten 8 Bändchen hingewiesen. Unterdessen sind weitere 17 Bändchen zur Ausgabe gelangt. Format und äufsere Ausstattung ist die gleich rühmenswerte geblieben, und da ein Bändchen dieser Sammlung bei gutem, deutlichem Druck, haltbarer Heftung in ziemlich steifem Umschlag mit farbigem Leinwandrücken (nach den Autoren in der Farbe verschieden) in der Regel nur um 10 Pfg. höher zu stehen kommt als das entsprechende der Reclamschen Sammlung, so sollte man bei der Klassikerlektüre diese Bändchen neben der Cottaschen Handbibliothek den Schülern unbedingt zur Benützung empfehlen. Eine Aufzählung der neuen Nummern unter Angabe des Preises mag im Interesse der Schule folgen: 9. Uhland, Herzog Ernst (30 Pfg.), 10. Goethe, Hermann und Dorothea (30 Pfg.), 11. Schiller, Jungfrau von Orleans (40 Pfg.), 12. Goethe, Torquato Tasso (30 Pfg.), 13. Goethe, Egmont (30 Pfg.), 14. Schiller, Wallenstein [I. Teil: Wallensteins Lager — Die Piccolomini] (40 Pfg.), 15. Wallensteins Tod (40 Pfg.), 16. Shakespeare, Julius Cäsar (30 Pfg.), 17. Goethe, Lyrische Gedichte (Auswahl, 30 Pfg.), 18. Kleist. Prinz Friedrich von Homburg (30 Pfg.), 19. Goethe, Iphigenie auf Tauris (30 Pfg.), 10. Shakespeares, Hamlet (40 Pfg.), 21. Schillers Wilhelm Tell (40 Pfg.), 22. Lessings Hamburgische Dramaturgie (Auswahl in 192 S., 40 Pfg.), 23. Lessings Minna von Barnhelm (40 Pfg.), 24. Körners Zriny (30 Pfg.). 25. Herder Cid (40 Pfg.).

Bemerkt sei schliefslich, dafs den einzelnen Bändchen auf wenigen Seiten

knapp gehaltene Anmerkungen beigegeben sind (am Schlusse!), welche die wichtigsten Wort- und Sacherklärungen bieten.

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts I. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. Zweite, vermehrte Auflage. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1905. XXV und 118 S., Preis 2,20 M. — Die erste Auflage des aufserordentlich nützlichen und anregenden Büchleins, welche 1895 erschien, findet sich im 31. Band (Jahrg. 1895) unserer Blätter Seite 379 ausführlicher besprochen. Der 1. Teil umfaſste damals nur 99 Seiten und kostete 1,50 M. Die 2. Auflage ist vor allem um eine interessante, XXV Seiten umfassende Vorrede vermehrt, worin der Verfasser sich gegen die von den Behörden in neuester Zeit vielfach vorgenommenen offiziellen Verdeutschungen guter, längst eingebürgerter Fremdwörter wendet, wohlgemerkt Fremdwörter, nicht fremder Wörter! Stellt er sich damit auch teilweise in Gegensatz zu den Bestrebungen des deutschen Sprachvereins, so verdienen doch seine gedankenreichen Ausführungen volle Berücksichtigung.

Das 1. Kapitel des eigentlichen Werkes handelt von den Kriterien für die Chronologie der Entlehnungen von Wörtern; dann bespricht der Verfasser zunächst die keltischen Entlehnungen, sodann die Beziehungen der Germanen zum römischen Reich und gruppiert dann die Lehnwörter nach den Gesichtspunkten: Kriegswesen, Verwaltung und Handel — Steinbau und Weinbau — Landwirtschaft und Gewerbe. Das VI. Kapitel behandelt die ersten christlichen Entlehnungen und zwar zunächst die aus dem arianischen Christentum, welche nur durch die Goten vermittelt sein können. — Das Literaturverzeichnis S. 113/114 zeigt, daſs der Verfasser nichts Wesentliches unbenutzt gelassen hat, sogar das jüngst erschienene Werk von Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, wird wiederholt verwertet.

Das Büchlein wird dem Lehrer in der 4. und 5. Klasse vorzügliche Dienste leisten, insbesondere aber kann es für die Einstellung in die Schülerlesebibliotheken der VII. und VIII. Klasse rückhaltlos empfohlen werden.

Fr. L. Stamm's Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache. Neu hgg. von M. Heyne und F. Wrede. 10. Aufl. Paderborn, Schöningh 1903. (Biblioth. der ältesten deutschen Lit. — Denkmäler I). — Die bewährte Stamm-Heynesche Ausgabe der gesamten gotischen Sprachdenkmäler ist in der neuen Ausgabe wieder wesentlich verbessert, zumal gegen die vorletzte hier besprochene Ausgabe ist die vollständige Mitteilung der Gotica minora, die Umarbeitung der Grammatik (durch Wrede) zu einem wirklich modernen Hilfsbuch, die Bereicherung des Wörterbuchs durch die griechischen Originalwörter bei *ἀπ. λεγομεν*; die Beschränkung der Lesarten unter dem Text auf das Erforderliche hervorzuheben. Das Buch ist jetzt die einzige vollständige Ausgabe der gotischen Bruchstücke und die handlichste, billigste der zusammenhängenden Texte, dabei mehr und mehr den stärksten Anforderungen an Korrektheit entsprechend.

O. B.

Beówulf, mit ausführlichem Glossar hgg. von Moritz Heyne. 7. Aufl. besorgt von A. Socin. (Biblioth. der ält. deutschen Literaturdenkmäler, III. Bd.) Paderborn, Schöningh 1903. Preis 5 M. — Die neue Auflage, in der Seitenzahl völlig gleich der vorausgehenden, ist im Innern doch gründlich überarbeitet. Alle Erklärungsversuche, Emendationen der letzten 5 Jahre sind verzeichnet. Die Ausgabe steht in dieser Beziehung einzig da und ist immer noch für jeden Beowulfforscher, ja man darf sagen, Beowulfleser unentbehrlich. Da sie zugleich in Deutschland wenigstens für Viele die einzige benützte Ausgabe ist, so empfiehlt sich in den folgenden Ausgaben endlich eine kleine Beowulfbibliographie beizugeben. So erfährt der Benützer z. B. ganz zufällig, wenn er eben die betr. Stelle nachschlägt, zu vv. 2355 ff. von dem hübschen Büchlein von M. Förster, Beówulf-Materialien (Braunschw. 1900), das ich am liebsten in unsere Ausgabe aufgenommen sehen möchte.

O. B.

J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. (7. Bändchen der Sammlung: „Aus Natur und Geistes-

welt".) Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig 1904, Verlag von B. G. Teubner. IV. u. 156 S. kl. 8°. Preis geh. 1 M., geb. 1.25 M. — Im Jahre 1899 erschien in der an guten Monographien aus allen Gebieten des Wissens so reichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ein besonderer Treffer — Bruiniers prächtiges Büchlein über das deutsche Volkslied, das sich in kurzem allgemeine Anerkennung eroberte und nunmehr in einer zweiten und ziemlich unveränderten Ausgabe vor uns liegt. Wir kämen erheblich post festum, wenn wir die Vorzüge des bereits in weiten Kreisen bekannt und liebgewordenen Werkchens hier noch besonders und eingehend behandeln wollten. Sie liegen in dem glücklichen Verein von umfassender Sachkenntnis und hingebender Liebe zu dem Gegenstande, die selbst wieder von warmherziger Begeisterung für Volk und Vaterland getragen ist und in schwungvoller, stellenweise geradezu hinreifsender Sprache zum Ausdruck kommt, als deren Glanzstück wir die an innerem Stimmungsgehalt so reiche Einleitung bezeichnen möchten. Fr. B.

Ciceros Rede für Sestius. Für Schüler erklärt von O. Drenckhahn. Berlin 1904, Weidmann. Text und Kommentar getrennt. Geb. 1.40 M. — Die Einleitung gibt ausreichend Aufklärung über die Veranlassung der Rede und die Disposition einen allgemeinen Überblick über den Gedankengang. Der Text schliefst sich an C. F. W. Müller an. Aber § 15 fuerat ille annus iam wird unrichtig auf 63 bezogen; denn der Redner will von dem Jahre vor dem Tribunat des Sestius reden, also von 58; man erwartet einen Ausdruck der Dauer, in welche die Aufnahme des Klodius unter die Plebejer und seine Wahl zum Volkstribun fällt. Ebenso ist § 89 mit Madvig et latere. perfecit ut für die Überlieferung etiam eripere. eiecit ut die Stelle nicht geheilt; vielleicht entspricht eher et misere perire fecit ut. In der sonst treffenden und das Verständnis fördernden Erklärung vermifst man für Schüler manche Erläuterung, wie § 90 aris focis = formelhaft neben dem sonst üblichen aris focisque, aris atque focis 'Heiligtümer der Tempel und Häuser', ebenso § 145. Die Lektüre der Rede selbst kann nur bei rascher und gewandter Führung eine bessere Klasse anregen.

H. Nohl, Ciceros Rede für den Dichter Archias. 3. Aufl. Leipzig 1904, Freytag. 0.40 M. — Die nach 10 Jahren nötig gewordene neue Auflage ist im ganzen unverändert geblieben. Das viel angefochtene gratuito § 10, das auch die scharfsinnige Verbindung mit impertiebant bei Halm-Laubmann kaum retten kann, ist bei Nohl nach Stürenburg in 'non gravate' geändert. Aber man erwartet einen Gegensatz einerseits zu mediocribus, anderseits zu den etwas ironisch behandelten Reginos: sollte diesen Gegensatz nicht gravissumi civitatem in Graecia homines bieten?

Die Erklärung der Eigennamen erleichtert das Verständnis, doch könnte der Abschnitt Luculli deutlicher gefafst sein. Die Einleitung führt mit treffenden Worten in die Umstände der Rede ein; die Disposition, die leider beigefügt ist, kann wenigstens übersichtlich genannt werden.

Zwölf Reden Ciceros disponiert von Prof. Dr. E. Ziegeler. 2. Auflage Bremen 1904, Winter. 55 S. 8°. 1 M. — Die Beurteilung des Ref. (Bl. f. B.G.W. 1900 S. 769) hat dem V. nicht gefallen. Trotzdem mufs wiederholt werden, dafs die Dispositionen zu wenig bestimmt und übersichtlich sind und dem Lehrer, für den er sie ausschliefslich verfafst hat, nicht genug bieten. Soll die Lektüre der Reden bleibenden Gewinn haben, so darf die Technik, die den jungen und auch den erfahrenen Redner leitete, nicht gänzlich unberücksichtigt bleiben, wie es hier geschieht. Nachahmenswert ist auch der sprachliche Ausdruck nicht an allen Stellen.

W. Gebhardi, Ein ästhetischer Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz. Zweite Auflage, besorgt von A. Scheffler. Paderborn, Verlag von F. Schöningh 1902. 336 S. — Die erste Auflage des verdienstlichen Buches von Gebhardi ist in unseren Blättern (Bd. 23 S. 103—114) einer so ausführlichen und gerechten Kritik unterzogen worden, dafs wir uns begnügen können auf dieselbe zu verweisen. Doch soll nicht unerwähnt bleiben, dafs der neue Heraus-

geber sich redlich Mühe gegeben hat, die Auswüchse des Gebhardischen Subjektivismus, die einer übertriebenen Wertschätzung des Dichters entsprangen, möglichst zu beschneiden. Der Ausdruck bedarf noch da und dort der Glättung, z. B. S. 70. „was s c h e r t's jetzt". — Für eine neue Auflage wäre betreffs der Pollio-Ode X, 1 Stellung zu nehmen zu der feinsinnigen Deutung O. S e e c k s in der Festschrift für Bormann. Wien 1902, S. 267—278. — Carm. IV., 3 Quem tu Melpomene vermifst man einen Hinweis auf die Nachdichtung Klopstocks in seiner ältesten Ode „Der Lehrling der Griechen".

B. G e r t h, G r i e c h i s c h e S c h u l g r a m m a t i k. 7. Auflage. Leipzig, G. Freytag 1904. IV und 247 S. Preis gebunden 2.50 M. — Das schon in 7. Auflage erscheinende Buch ist ein rechtes Schulbuch. Das Nebensächliche fehlt ganz, das Wichtigere ist zweckmässig hervorgehoben. Besonders die Darstellung der Syntax zeichnet sich durch ihre praktische Anordnung und Beschränkung auf das Notwendige aus. Die Lautlehre ist natürlich nur kurz behandelt; hier bietet besonders das 3. Kapitel „die Lautverbindungen und Lautveränderungen" ein Muster an Klarheit und Vollständigkeit. Auch in der Formenlehre sind die neueren Ergebnissse berücksichtigt; so sind jetzt die Formen *τέθεικα*, *ἕτισα* etc. durch *τέθηκα*, *ἕτεισα* ersetzt. Alles im allem ein sehr zu empfehlendes Buch. D.

H a u c k, Dr. A. Fr. und Dr. H., L e h r b u c h d e r A r i t h m e t i k für Real-, Gewerb- und Handelsschulen in 3 Teilen. I. Teil, 2. Abt. 8. durchgesehene und verbesserte Auflage, hrsg. von C. W. Bauschinger. Nürnberg, Fr. Korn, 1903. 2.90 M. geb. — Die neue Auflage dieses Teiles des altbewährten Hauckschen Lehrbuches ist von C. W. Bauschinger besorgt; sie umfafst die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, Teilungs-, Mischungs-, Prozent-, Zins-, Diskont- und Termin-Rechnung; dazu ein umfangreiches, wohlgeordnetes Übungsmaterial (1200 B.). Die Bearbeitung beschränkte sich auf Ersetzung veralteter Aufgaben durch neue und die Durchführung der gerechneten Beispiele in einfachen Zahlen, so dafs der Gebrauch der früheren Auflagen neben dieser ermöglicht bleibt.

G a j d e c z k a J., M a t u r i t ä t s - P r ü f u n g s a u f g a b e n a u s d e r M a t h e m a t i k m i t A u f l ö s u n g e n. Wien und Leipzig, Fr. Deuticke, 1903. — Das vorliegende Büchlein enthält eine Sammlung von Beispielen, die bei der mündlichen Maturitätsprüfung als passende Prüfsteine dienen sollen und den Bestimmungen entsprechen, die die Instruktionen vom Jahre 1900 für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien für diese Prüfung vorschreiben; sie sind je nach der Befähigung der Schüler in Gruppen vereinigt, mit Auflösungen versehen und erstrecken sich naturgemäfs über das gesamte Mathematikpensum des Gymnasiums.

D i e t r i c h k e i t O., S i e b e n s t e l l i g e L o g a r i t h m e n u n d A n t i l o g a r i t h m e n a l l e r v i e r s t e l l i g e n Z a h l e n mit Rand-Index und Interpolations-Einrichtung für vier- bis siebenstelliges Schnellrechnen. Berlin, J. Springer, 1903. — Vorliegende Tafel erstrebt die gleichzeitige Befriedigung der beiden Anforderungen, die man beim Rechnen mit Logarithmen stellt — Genauigkeit und Schnelligkeit; letzterer wird entsprochen durch die Verwendung des sehr praktischen Rand-Index und der Antilogarithmen; ersterer, indem die unmittelbar nur die siebenstelligen Logarithmen aller vierstelligen Zahlen enthaltenden Tafeln durch Anwendung einer besonderen — nach Meinung des Ber. doch nicht so ganz einfachen und daher für die Schule wohl nicht brauchbaren — Interpolationsrechnung auch für siebenstellige Zahlen die siebenstelligen Logarithmen liefern.

S e l l e n t h i n, Dr. B., M a t h e m a t i s c h e r L e i t f a d e n m i t b e s o n d e r e r B e r ü c k s i c h t i g u n g d e r N a v i g a t i o n. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1902. — Das vorliegende Buch enthält: Arithmetik und Algebra bis zu den quadratischen Gleichungen mit 2 Unbekannten, Planimetrie, Stereometrie, ebene und sphärische Trigonometrie; beschränkt sich aber auf das, was zum Verständnis der nautischen Rechnungen unbedingt erforderlich ist. Diesen begrenzten Stoff bringt es in ausführlicher Darstellung und mit reichlicher Figurenbeigabe. Uns

kann es nur insoweit interessieren, als es eventuell geeignet erscheint, zur Belebung unseres mathematischen Unterrichts eine neue Gruppe von praktischen Beispielen zu erschließen. Aber so sehr den Berichterstatter selbst die Anwendungen auf die Nautik, angefangen vom Uhrvergleich, Stand und täglichen Gang des Chronometers, Fahrt eines Schiffes über Grund bis zur Berechnung des Mittagsbestecks, anzogen und manches Neue kennen lehrten, so gering mufs er doch, entgegen der vom Verfasser im Vorwort ausgesprochenen Hoffnung, die Ausbeute für unseren Unterricht bezeichnen — einen Teil der in das Gebiet der mathematischen Geographie fallenden Aufgaben ausgenommen. Denn all diese Dinge liegen dem Gesichtskreis unserer Schüler und damit wohl auch ihrem Verständnis viel zu fern; manche Begriffe würden leere bleiben, weil jede Anschauung fehlt, viele sind auch für uns Binnenländer zu wenig erklärt (Glas, achterlicher als Dwars etc.) oder bedürften zu ihrer Erklärung eines zu grofsen Zeitaufwandes. S.

Braun, Dr. W., Rechenbuch für die unteren Klassen von Mittelschulen. Ausgabe f. Gymnasien. I. T. 8. A. 1903. II. T. 6. A. 1902. III. T. 6. A. 1903. Bamberg, H. Uhlenhuth. — Dieses bekannte, in unseren „Blättern" wiederholt, zuletzt in Bd. XXXI angezeigte Rechenbuch hat eine durchgehende, durch das neue Lehrprogramm für die bayerischen Gymnasien bedingte Umarbeitung erfahren. Einzelne Abschnitte mufsten umgestellt, mehrere bedeutend verkürzt bzw. ganz ausgeschaltet werden; die Aufgaben fürs Kopfrechnen erfuhren eine ausgiebige Vermehrung; die Rechengesetze wurden vermindert, im I. Teil ganz beseitigt; sie wird mit mir wahrscheinlich noch manch anderer Lehrer bei der Widerholung ungern vermissen. S.

Sammlung Göschen: Nr. 187. Richard Just „Kaufmännisches Rechnen" III. Teil. Leipzig, G. J. Göschen 1904. — Der 3. Teil dieses Werkchens über kaufmännisches Rechnen, dessen erste beiden Bändchen in Bd. XXXIX S. 364 angezeigt wurden, behandelt die Gold- und Silberrechnung, Münz-, Wechsel-, Effekten-, Waren-Rechnung und Arbitrage. Konnte auch in dem bescheidenen Umfang des Buches keine erschöpfende Darstellung der verschiedenen Kapitel gegeben werden, so gelang es doch dem Verfasser durch Vorführung einfacher an Beispielen durchgerechneter Fälle einen alles Wesentliche enthaltenden Überblick und Einblick in die behandelte Materie zu bieten; das gesamte Werkchen ist vortrefflich geeignet für die Einführung in das kaufmännische Rechnen. Ergänzt wird es durch die in derselben Sammlung erschienene

Nr. 115. Stern Robert, „Buchführung in einfachen und doppelten Posten" 2. A. 1903.

Hier wird zunächst die kaufmännische Buchführung in ihren einzelnen Teilen erklärt und die Einrichtung der Geschäftsbücher an zahlreichen durch beschreibenden Text verbundenen Tabellen demonstriert; die praktische Durchführung eines einmonatigen kleineren Geschäftsganges in einfacher Buchführung sowie eines solchen für ein Grofshandelgeschäft in Verbindung mit einem Detailgeschäft in doppelter Buchführung gibt eine klare und allgemeinverständliche Anschauung von Wesen der kaufmännischen Buchführung. S.

Logarithmen-Tafeln: Rohrbach C., Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln. 4. A. Gotha 1904, E. F. Thienemann. —.80 M. — Schlömilch, Dr. O. Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln, 5. verm. A. Braunschweig 1904, Fr. Vieweg u. Sohn. 2 M. — Stampfer S., Sechsstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln nebst Hilfstafeln, 20. A. neu bearb. von Ed. Doležal, Schulausgabe. Wien 1904, K. Gerolds Sohn. 3 M. geb. — Erstgenannte Tafeln, bereits in Bd. XXXIX, S. 364 angezeigt, konnten sich dank ihrer praktischen innern Einrichtung und der guten Ausstattung bei billigem Preis verhältnismäfsig rasch und gut einbürgern.

Die Schlömilchschen Tafeln sind, wie es in der Natur der Sache liegt, im Hauptteil ein unveränderter Abzug der früheren Auflagen. Nur die den Schlufs bildenden „physikalisch-chemischen Constanten" wurden dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechend völlig neu bearbeitet.

Das dritte Werk, das verbreitetste Logarithmenbuch Österreichs, erfuhr in

seiner neuesten, der 20. Auflage, hinsichtlich seiner äufsern Form eine wesentliche Umgestaltung durch Einführung eines neuen, des englischen Zifferntyps, der ja auch in vielen unserer Tabellen Verwendung findet, doch hätten wohl etwas gröfsere Ziffern gewählt werden sollen. Aufser den gewöhnlichen Tafeln enthält das Buch einen reichen Anhang von Formeln und Constanten. S.

Müller H. und Pietzker F., Rechenbuch für die unteren Klassen der Höheren Lehranstalten. 2 Ausgaben: A für Gymnasien, B für Realanstalten und Reformschulen. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1903. — Beide Ausgaben stimmen in den Abschnitten I—V überein, in denen das Rechnen mit ganzen unbenannten und benannten Zahlen, mit gemeinen und Dezimalbrüchen sowie die Prozent-, Zins- und Mischungsrechnung behandelt wird. Das Buch soll gewissermafsen einen gemeinsamen Unterbau für die Bardey'sche und die Müller-Kutnewsky'sche Aufgabensammlung bilden; demzufolge waren die beiden Verfasser bestrebt, es im Aufbau des Lern- und Übungsstoffes den Bardey'schen Grundsätzen anzupassen, während sich in der Wahl und Gruppierung der Aufgaben der Konzentrationsgedanke überall zur Geltung gebracht findet. Einen grofsen Platz nehmen die Aufgaben für das Kopfrechnen ein; mehr und mehr hat sich ja die Überzeugung Bahn gebrochen, dafs nur durch fleifsige Kopfrechnen-Übungen diejenige Sicherheit und Gewandtheit im Rechnen sich erreichen läfst, die als das Hauptziel unseres Rechenunterrichts zu betrachten ist. Daneben vernachlässigten aber die Verfasser auch die andere Aufgabe nicht, den Rechenunterricht zu einer Vorbereitung für den späteren Unterricht in der Mathematik zu gestalten: die Erklärungen und Sätze sind wissenchaftlich gehalten und lehnen sich nach Möglichkeit an die in der allgemeinen Arithmetik gebräuchliche Form an. In der Ausgabe B findet sich aufserdem noch ein VI. Abschnitt: Vorübungen für die Arithmetik. S.

Lieber Dr. H. und Köhler Dr. A., Arithmetische Aufgaben. 3. A. Berlin, L. Simion Nf. 1903. 3 M. geb. — Köhler Dr. A. Teil II: Mathematische Aufgaben für die Prima der höheren Lehranstalten. Berlin 1904. 1,70 M. geb. — Die „Arithmetischen Aufgaben" wurden in Bd. XXX, S. 528 angezeigt. Die neue Auflage weist eine Vermehrung der angewandten Aufgaben für quadratische Gleichungen auf; auch wurde der Abschnitt über die arithmetischen und geometrischen Reihen vollständig umgearbeitet und um eine Reihe schöner angewandter Beispiele bereichert.

Der II. Teil „Mathematische Aufgaben" enthält aufser Aufgaben aus der Algebra auch solche aus der sphärischen Trigonometrie und der analytischen Geometrie. Die algebraischen Aufgaben umfassen: Diophantische und kubische Gleichungen, Kombinatorik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, unendliche Reihen, binomischen Lehrsatz, Maxima und Minima. Wie im ersten Teile sind zu grofse Zahlen vermieden und wurde Wert auf elegante Entwicklung und einfache Ergebnisse gelegt. Wo sich eine dem Grad der Schwierigkeit angemessene Stufenfolge aus Rücksichten auf die innere Zusammengehörigkeit nicht immer einhalten liefs, wie bei den angewandten Beispielen zu den kubischen Gleichungen, ermöglichen Hinweise in den gesondert gedruckten Auflösungen die entsprechende Auswahl. Die Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie bringen Anwendungen auf die Erd- und Himmelskugel, die aus der analystischen Geometrie reichen bis zur Diskussion der allgemeinen Gleichung 2. Grads. S.

Kreuschmer Dr., Der Universal-Mefsapparat im Dienste der Schule und der Praxis. Mit 18 Figuren. Breslau. Hirt. 1903. Preis 0.40 M. 24 Seiten. — Der Verfasser beschreibt einen von ihm konstruierten einfachen Apparat, mittels dessen Winkel in horizontaler und vertikaler Ebene gemessen werden können; er ist so eingerichtet, dafs sich die Zahlenwerte der zugehörigen Dreiecksseiten entweder mittelst trigonometrischer Funktionen als auch ohne dieselben finden lassen und kann sowohl für die Zwecke der Schule als auch bei einfacheren Fällen der praktischen Feldmessung verwendet werden. Aufser der Beschreibung des Apparates enthält das Schriftchen auch mehrere Beispiele zur Erläuterung für den Gebrauch desselben sowie Übungsaufgaben. Z.

Kleiber L., Lehrbuch der Physik für humanistische Gymnasien. Zweite verbesserte Auflage. Mit 392 Figuren und 4 Spektralbildern. München und Berlin. Oldenbourg 1903. 319 Seiten. Preis 3 M. — Methodische Behandlung und Gruppierung des Lehrstoffes sind dieselben geblieben wie bei der ersten Auflage dieses in unserer Zeitschrift bereits besprochenen Buches; aber einzelne Abschnitte sind inhaltlich und formell umgearbeitet, auch mehrere bisher nicht beschriebene Apparate und Versuchsanordnungen aufgenommen, darunter einige sehr instruktive nach Angaben in der bekannten Zeitschrift von Poske. Die Zahl der Figuren ist um etwa 70 erhöht und die Aufgabensammlung namentlich durch Aufnahme von experimentellen Fragen vermehrt. Diese Ergänzungen sind durchweg als Verbesserungen des trefflichen Buches zu bezeichnen.

Koppe-Husmann, Anfangsgründe der Physik. Ausgabe B. Erster Teil: Vorbereitender Lehrgang. Sechste Auflage. Essen. Bädeker 1903. Mit 176 Holzschnitten.

Püning Dr. H., Lehrbuch der Physik. Dritte Auflage. Mit 343 Figuren und einer Spektraltafel. Münster. Aschendorff 1903.

Mahler G., Physikalische Formelsammlung. Mit 65 Figuren. Zweite verbesserte Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig 1903. — Die neuen Auflagen dieser drei, in unserer Zeitschrift schon zum Teil wiederholt besprochenen Bücher sind abgesehen von einigen didaktischen und methodischen Verbesserungen unveränderte Abdrücke der vorhergehenden. Z.

Die Ursachen aller Bewegungen der Himmelskörper, gesetzmäfsig nachgewiesen von Theodor Schubert. Bunzlau, Verlag von G Kreuschmer 1904, 47 S. 8°, Preis geh. 1,50 M. — Der Verfasser, der schon im Vorjahre ein Buch über „die Entstehung der Planeten-, Sonnen- und Doppelsternsysteme“ verbrochen hat, besitzt infolge aufmerksamer Lektüre populär-astronomischer Werke einige Kenntnisse über die Massen- und Entfernungsverhältnisse in unserem Planetensystem. Das Newtonsche Gesetz ist ihm aber fremd geblieben. Deshalb spiegelt sich das Getriebe der Welten in seinem Kopf etwas eigentümlich und zwar merkwürdig einfach. Liebhabern heiterer „wissenschaftlicher“ Lektüre ist das Heftchen zu empfehlen.

Als Probe wollen wir nur einen der 7 Sätze, in denen die Ursachen der Erdrotation zusammengefafst sind (Satz 3 S. 29) wörtlich hier anführen:

„Durch den gemeinschaftlichen Schwerpunkt der Massen ist diejenige Erdhälfte, welche dem Monde zugewendet ist, in ihrem Gewichte stärker belastet als die andere Erdhälfte. Da der Mittelpunkt der Erde durch sein Abstandsverhältnis zur Sonne fest unterstützt ist, so sinkt jene stärker belastete Erdhälfte in der Richtung des umlaufenden Mondes beständig herab, während die andere Erdhälfte fortwährend emporgehoben wird.“

Das kann genügen! H. W.

Heinrich Müller, Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen. Zweite Auflage. Erster Teil: Die Unterstufe. 137 Seiten. Zweiter Teil: Oberstufe. 311 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1902. — Die Bestimmung der preufsischen Lehrpläne von 1901, dafs der planimetrische Unterricht in Quarta einen propädeutischen Charakter trage, gebot dem Verfasser die ersten Abschnitte der Geometrie umzuarbeiten. Unseres Erachtens hätte die Umarbeitung etwas gründlicher ausfallen sollen; die einzige wesentliche Änderung ist die, dafs die Parallelentheorie dem Pensum der Untertertia eingereiht ist und der Satz über die Winkelsumme des Dreiecks nach dem Vorgange Thibauts veranschaulicht wird.

Die Einleitung in die Trigonometrie und die Anfangsgründe der Stereometrie wurden aus dem ersten Teil in den zweiten versetzt, ohne dafs sie Änderungen erfuhren. Kleinere Zusätze finden sich im zweiten Teil an verschiedenen Stellen. Der „Verbindung der Arithmetik mit der Geometrie“ ist ein eigenes Kapitel gewidmet, der Kombinationslehre ist ein Paragraph über die Wahrscheinlichkeits-

rechnung angefügt und die Bestimmung der gröfsten und kleinsten Werte beschränkt sich nicht mehr auf das Schellbachsche Verfahren; auch das Übungsmaterial hat manchen schönen Zuwachs erfahren. Dagegen vermissen wir eine Anleitung zum korrekten Zeichnen räumlicher Gebilde. Die Figuren zur Stereometrie sind zwar in der neuen Auflage besser als in der ersten, doch ist noch gar manche auszumerzen. L.

Dr. M. Schuster, Geometrische Aufgaben und Lehrbuch der Geometrie. Zweiter Teil: Trigonometrie. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1903. 112 Seiten. — Die Trigonometrie ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die ebene Geometrie, die im 39. Bd. S. 227 eingehend besprochen wurde. Auch der Lehrer, der des Verfassers Methode sich nicht aneignen will, wird aus der vorliegenden Aufgabensammlung viel Anregung schöpfen. Der Übungsstoff ist sehr reichhaltig und mannigfaltig; bei den zahlreichen eingekleideten Aufgaben sind die verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaft berücksichtigt, besonders glücklich finden wir die Wahl der Beispiele aus der Erd- und Himmelskunde. L.

Oskar Lesser, Hilfsbuch für den geometrischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Berlin, Otto Salle. 1902. 189 Seiten. — Nach des Autors Ansicht soll die Konstruktionsaufgabe den Mittelpunkt des geometrischen Unterrichts bilden. „Zuerst lerne der Schüler das Handwerkszeug gebrauchen, d. h. mit Zirkel und Lineal umgehen; er lerne zeichnen. Er lerne aber auch von vorneherein die gezeichneten Figuren betrachten und ihre Eigentümlichkeiten erkennen. Die Sätze sollen nebenher sich ergeben; sie werden hinterher zusammengestellt und streng bewiesen". Nach diesen Leitsätzen sind die Pensen der Unter- und Mittelstufe bearbeitet, während die Lehraufgabe der oberen Klassen in systematischer Weise dargestellt wird.

Die ersten Kapitel enthalten die Erklärungen der Grundbegriffe mit deren wichtigsten Eigenschaften. Sehr früh wird der Begriff der axialen Symmetrie erläutert, um hierauf die Fundamentalkonstruktionen zu stützen. Dann folgen die Dreieckskonstruktionen in dem Umfange, wie sie gewöhnlich nach dem Abschlufs der Kongruenzlehre behandelt werden; hier soll das Lösen der Aufgaben die Eigenschaften des Dreieckes aufdecken, im folgenden Kapitel werden dann die auf induktivem Wege gewonnenen Sätze zusammengefafst und begründet. Zu diesen Beweisen benützt der Verfasser auch Sätze, die in den früheren Abschnitten ohne Begründung aufgeführt sind. Das Lehrgebäude weist daher verschiedene Lücken auf; es fällt z. B. die Parallelentheorie ganz aus.

Der nächste Abschnitt, der das Parallelogramm behandelt, wird eingeleitet durch eine Erklärung der zentrischen Symmetrie; es folgen 50 Konstruktionen verschiedener Parallelogramme und dann erst werden die Eigenschaften dieser Vierecke bewiesen. Kreislehre, Flächengleichheit und Ähnlichkeit werden in gleicher Weise dargestellt; immer erst die Aufgabe, dann Satz und Beweis.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Buches bildet die ausführliche Behandlung der Transversalentheorie; sie wird ausgedehnt auf die Punkte von Gergonne, Nagel und Lemoine sowie auf den Feuerbachschen Kreis und die Polarentheorie schliefst ab mit der neueren Lösung des Taktionsproblemes. Wir bezweifeln, dafs der Schüler nach der oberflächlichen Behandlung des Euklidischen Teiles der Planimetrie für diesen schwierigen Stoff reif ist. L.

Močniks Lehrbuch der Geometrie. Bearbeitet von J. Spielmann 23. Auflage. Wien und Prag, F. Tempsky. 1902. 270 Seiten. 3.80 K. — Das geometrische Lehrpensum der vier oberen Klassen österreichischer Gymnasien wird den Instruktionen entsprechend behandelt. Die Darstellung ist musterhaft, die Ausstattung vorzüglich. L.

Dr. Max Simon, Analytische Geometrie des Raumes. Zweite Auflage. 1903. Sammlung Göschen. — Im Texte wurden wenige Änderungen vorgenommen, dagegen ist die Ausstattung, die wir bei der ersten Besprechung (36. Band) tadeln mufsten, wesentlich besser geworden. L.

Dr. Glaser, Stereometrie. Zweite Auflage 1903. Sammlung Göschen. — Die neue Auflage weist an verschiedenen Stellen kleinere Zusätze auf, von denen wir namentlich die Erklärung der verschiedenen Arten der Parallelprojektion hervorheben möchten. Erwähnt sei auch noch, dafs viele Figuren durch neue, korrektere ersetzt wurden. L.

Bork-Nath, Mathematische Hauptsätze. Zweiter Teil. Pensum der Oberstufe. Ausgabe für Gymnasien. 388 Seiten. 1903. 3.60 M. Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen. 376 Seiten. 1904. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. — Der zweite Teil bringt die Planimetrie und die Algebra zum Abschlufs, behandelt dann die ebene Trigonometrie, die Stereometrie und sphärische Trigonometrie, endlich die Kegelschnitte. Von anderen Lehrbüchern der Elementarmathematik unterscheidet sich die Vorlage durch die aufserordentliche Breite in der Darstellung und den Umfang des Stoffes, der weit über die Lehraufgabe unserer Mittelschulen hinausgeht. L.

Dr. W. Gercken, Grundzüge der darstellenden Geometrie. 120 Seiten. 0,80 M. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. — Das Buch beginnt mit einer kurzen Darlegung der schrägen Parallelprojektion, um dann zu einer ausführlichen Behandlung der Orthogonalprojektion überzugehen. Doch auch hier beschränkt sich die Vorlage auf die grundlegenden Aufgaben; sie geht nicht wie andere Bücher auf die Konstruktionen aller möglichen Lagen zwischen Punkt, Gerade und Ebene ein, schliefst auch die Durchdringungsaufgaben aus. Dieser Beschränkung des Stoffes steht aber anderseits eine Vermehrung gegenüber, indem der Verfasser auch die Zentralprojektion und die Schattenlehre behandelt. L.

Kambly-Röder, Planimetrie. Sechzehnte bis zweiundzwanzigste Auflage. 1904. 160 Seiten. 1.65 M. — Kambly-Röder, Stereometrie und sphärische Trigonometrie. Dritte Auflage. 1903. 224 Seiten. 2.30 M. Breslau, Ferd. Hirt. — Der Erfolg der Kamblyschen Lehrbücher ist einzig dastehend Hundertmal wurde Kamblys Planimetrie aufgelegt, ohne dafs an ihr eine wesentliche Änderung vorgenommen wurde. Erst mit der 101. Auflage wurde sie von Herrn Röder einer Umarbeitung unterzogen. Dafs diese gelungen ist, beweist der Absatz von 15 Auflagen innerhalb 10 Jahren. In der Tat hat sich der Charakter des Buches nicht geändert. Es ist ein systematisches Lehrbuch geblieben, das den Lehrstoff möglichst einschränkt; der Verfasser folgt bewährten Bahnen, ohne sich allgemein anerkannten Fortschritten der Methoden zu verschliefsen.

In der Neubearbeitung sind die Figuren in den Text aufgenommen, die Übungen wurden erheblich vermehrt und den einzelnen Abschnitten angefügt. Die drei ersten Abschnitte sind ganz umgearbeitet worden. Die Darstellung ist jetzt breiter, auch die Anordnung des Lehrstoffes weicht von der früheren ab; es ist nämlich die Kreislehre, soweit sie im alten Buche den dritten Abschnitt bildete, jetzt auf die beiden ersten Abschnitte verteilt; die Herleitung der Kongruenzsätze aus der eindeutigen Dreieckskonstruktion machte es nötig diejenigen Kreissätze voranzustellen, auf die sich die Fundamentalkonstruktionen stützen. Die Lösung geometrischer Konstruktionsaufgaben nach der Methode der geometrischen Örter ist jetzt als dritter Abschnitt eingeschaltet. In den folgenden Abschnitten sind die Änderungen nicht so bedeutend; die Flächenberechnung schliefst sich jetzt unmittelbar an die Sätze über die Flächengleichheit an und der Abschnitt über die Konstruktion algebraischer Ausdrücke wurde ganz gestrichen.

In der Stereometrie sind nicht erst wie in den alten Auflagen die Erklärungen und die Sätze über die Figuren, in welchen Prisma, Zylinder, Pyramide, Kegel und Kugel durch Ebenen geschnitten werden, und dann die Berechnung des Rauminhaltes und der Oberfläche dieser Körper gegeben, sondern jeder dieser Körper ist vollständig für sich behandelt. Die Berechnung des Volumens stützt sich auf den Grundsatz des Cavalieri. Zu den oben genannten Körpern ist jetzt auch das Prismatoid hinzugenommen worden; ferner ist ein kurzer Abschnitt über Rotationsflächen und Rotationskörper beigefügt. Die zweite Hälfte des Buches behandelt die sphärische Trigonometrie, die analytische Geometrie der Kegelschnitte und die Bestimmung der Maxima und Minima von Funktionen nach den Vorschriften der neuen preufsischen Lehrpläne. L.

Dr. D. Hilbert, Grundlagen der Geometrie. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1903. 175 Seiten. — Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten durch fünf Anhänge, die ebenfalls kritische Untersuchungen über die Prinzipien der Geometrie enthalten. Zwei derselben sind aus den Math. Annalen (Bd. 46 und Bd. 57) bekannt, eine dritte ist aus den Proceedings of the London Mathematical Society (Vol. XXXV, Nos 793, 794) abgedruckt, während zwei Abhandlungen hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Die eine der letzteren verbreitet sich über Flächen von konstanter Gaufsscher Krümmung, in der anderen modifiziert der Verfasser die Liescheu Axiome und zeigt durch eine von der Methode Lies (Lie-Engel, Theorie der Transformationsgruppen, Bd. 3 Abt. 5) völlig verschiedene Beweisführung, dafs sein System die Differenzierbarkeit der die Bewegung vermittelnden Funktionen nicht voraussetzt. L.

Iwan Alexandroff, Aufgaben aus der niederen Geometrie. Übersetzt von Dr. M. Schuster. Leipzig, B. G. Teubner. 1903. 120 Seiten. — Die Vorlage zerfällt in vier Abschnitte: Grundlegende Aufgaben und Sätze; Konstruktionsaufgaben und Lösungsmethoden; Anwendung der Algebra auf Geometrie; Vermischte Aufgaben. Von diesen ist der interessanteste und umfangreichste der zweite, welcher über 600 Konstruktionsaufgaben, geordnet nach Lösungsmethoden, enthält. Jede einzelne Methode ist durch einige Musterbeispiele erläutert; bei vielen nicht gelösten Aufgaben helfen Bemerkungen über die Schwierigkeiten hinweg. Es bietet das Buch zwar in methodischer Hinsicht nichts Neues, indem es sich eng an Petersens „Methoden und Theorien“ anschliefst; da es aber aufser vielen Aufgaben, die wir schon in diesem Werke finden, noch zahlreiche neue Aufgaben enthält, kann es den Studierenden der Mathematik nur bestens empfohlen werden. L.

Emil Müller, Lehr- und Übungsbuch der ebenen Geometrie mit besonderer Berücksichtigung des Zusammenhangs zwischen Lehrsatz und Konstruktionsaufgabe. Berlin 1903. Winkelmann. 172 Seiten. — E. Müller betrachtet die Konstruktionsaufgabe als Ausgangspunkt und als Endziel des geometrischen Unterrichts. Gleich am Anfange begründet er das Antragen eines gegebenen Winkels an eine gegebene Gerade und löst dann eine Reihe anderer Fundamentalaufgaben. In der Folge dient die Konstruktion als Grundlage des Beweises, sie tritt an die Stelle der Voraussetzung. Lehrsatz und Aufgabe gehen immer Hand in Hand, d. h. an einen Lehrsatz schliefsen sich stets die Konstruktionsaufgaben, die sich auf den Satz stützen. E. Müllers Methode stimmt im Prinzipe mit der Lessers überein doch wird derselbe Grundgedanke von den beiden Autoren auf verschiedene Weise durchgeführt. L.

Dr. Gustav Holzmüller, Elemente der Stereometrie. Erster Teil. Die Lehrsätze und Konstruktionen. 282 Figuren. 383 S. 6.60 M. Zweiter Teil. Die Berechnung einfach gestalteter Körper. 156 Figuren. 477 S. 10.80 M. Dritter Teil. Die Untersuchung und Konstruktion schwierigerer Raumgebilde. 126 Figuren. 333 S. Vierter Teil. Fortsetzung der schwierigeren Untersuchungen. 89 Figuren. 311 S. Leipzig, G. J. Göschen. — Das vorliegende Werk will einen Überblick über das Gebiet der elementaren Raumlehre geben, der möglichst dem heutigen Stand der Wissenschaft entspricht. Der erste Band enthält die Sätze über die Lage der räumlichen Gebilde, die Konstruktion und die Eigenschaften der Körper, überschreitet aber weit die gewöhnlichen Grenzen der elementaren Stereometrie, indem auch die Resultate der neueren Geometrie aufgenommen sind. Der Verfasser behandelt z. B. ausführlich die Zykliden, die Krümmungsverhältnisse der Flächen, besonders der Zykliden und Pseudosphären, und leitet auch die Haupteigenschaften der Kegelschnitte und der Flächen zweiten Grades ab. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Berechnung einfach gestalteter Körper, wobei das allgemeine Tetraeder besonders ausführlich behandelt wird. Grofses Gewicht legt der Autor auf angewandte Aufgaben, die verschiedenen Disziplinen, der Mechanik, dem Maschinenbau, der Krystallographie u. a. entnommen sind. Im Anschlusse an die Lehre vom Dreikant werden die Hauptformeln der sphärischen Trigonometrie abgeleitet und viele Aufgaben aus der mathematischen Geographie gelöst. Im dritten Band werden die Guldinschen Regeln verallgemeinert; dies erforderte die Einschal-

tung einiger Sätze über Raumkurven, die sich auf Schwingungsebenen, Krümmungskreise, Krümmungsachsen, Normalen, Tangenten, rektifizierende Geraden und die von ihnen gebildeten Flächen beziehen. Der erste Abschnitt enthält viele Beispiele für Inhalts- und Mantelberechnungen, für die Bestimmung des Schwerpunktes von Kurven und Flächen. In den folgenden Abschnitten geht der Verfasser zu Untersuchungen über die Schraubenflächen über. Es werden die Bourschen Sätze über die Möglichkeit der Abwickelung der Schraubenflächen auf bestimmte Drehungsflächen dargelegt. So werden z. B. die gewöhnliche Schraubenregelflächen auf das einmantelige Rotationshyperboloid abgewickelt, die Minimalschraubenregelfläche auf das Katenoid, die abwickelbare Schraubenregelfläche auf die Ebene. Der Band schliefst mit einer Untersuchung der Schraubenröhrenfläche, der logarithmische Spiralröhrenfläche und deren Inversionsverwandten. Im letzten Bande wird die Simpsonsche Regel auf Körper ausgedehnt, deren Querschnittsformel vom dritten Grade ist, und auch die sogenannten Schichtenformel in ihrer vollen Allgemeinheit entwickelt. Sie werden angewendet zu vielen Berechnungen von Kurvenlängen, Flächen- und Rauminhalten; ferner dienen sie zur Bestimmung von Schwerpunktslagen, von statischen, Trägheits- und Zentrifugalmomenten verschiedener Raumgebilde, namentlich von Körpern, die von Flächen zweiten Grades begrenzt sind. Mit einem Nachtrag über das Katenoid, seine Krümmungsverhältnisse und sphärische Abbildung und über seinen Zusammenhang mit der Gaufsischen Pseudosphäre und der Minimalschraubebregelfläche schliefst das Werk, ein Zeugnis hervorragender Arbeitskraft des Verfassers. Dr. Holzmüller ist ein Meister im Konstruieren räumlicher Gebilde und es ist ihm gelungen zahlreiche Eigenschaften von Raumgebilden, die sich bisher nur als Resultate der Differential- und Integralrechnung ergaben, ohne höhere Analysis zu begründen. Die hier benützten Methoden lassen sich sicher noch auf neue Gebiete anwenden, es dürfte namentlich der Mathematiklehrer einer technischen Schule aus der Vorlage viele Anregung schöpfen. Zum Schlusse sei noch bemerkt, dafs die Verlagsbuchhandlung das Werk sehr schön ausgestattet hat; die zahlreichen, zum teil sehr komplizierten Figuren sind mit gröfster Sorgfalt ausgeführt. L.

Dr. Ad. Hochheim, Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene. Erstes Heft. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 98 S. — Das erste Heft enthält etwa 800 Aufgaben über die gerade Linie, den Punkt und den Kreis. Das hier zusammengestellte Übungsmaterial eignet sich recht gut zur Einführung in die analytische Geometrie, daher ist die Vorlage den Studierenden der Mathematik bestens zu empfehlen; auch für den Unterricht am Realgymnasium ist der gröfste Teil der Aufgaben verwendbar. L.

Dr. Féaux, Lehrbuch der elementaren Planimetrie. Neunte Auflage, besorgt durch Fr. Busch. Paderborn, F. Schöningh, 1904. 216 S. — Der Lehrstoff ist übersichtlich geordnet, die Darstellung schlicht und klar. Somit kann die gut ausgestattete Vorlage Freunden eines ausführlichen Lehrbuches ohne Übungsmaterial bestens empfohlen werden. L.

Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising von Dr. Martin von Deutinger. Fortgesetzt von Dr. Frz. Anton Specht, Domkapitular. 8. Bd. (Neue Folge, 2. Bd.) München 1903. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 444 Seiten. Preis 4 M. — Über den 1. Band dieser willkommenen Wiederaufnahme der Deutingerschen Beiträge durch Domkapitular Dr. Specht wurde in unseren Blättern Jahrg. 1902 S. 334 f. ausführlicher berichtet. Ein Beweis, dafs dieselben beifällige Aufnahme gefunden haben, ist das rasche Erscheinen des 2. Bandes. Dieser wird eröffnet durch einen inhaltlich und methodisch gleich interessanten Aufsatz des gelehrten Bibliothekars des erzbischöflichen Ordinariats, Dr. M. Fastlinger, Das Mirakelbuch von Pürten, d. h. ein höchst merkwürdiges Evangeliar, welches die Pfarrkirche Pürten bei Kraiburg a. Inn bis zur Säkularisation besafs und das seitdem als Clm 5250 eine Kostbarkeit der Münchener Staatsbibliothek bildet, besonders bei den Kunsthistorikern rühmlich bekannt, da es kostbare Initialen und Miniaturen enthält. Mirakelbuch heifst es, weil es in Pürten kranken Personen, namentlich Epileptikern,

Melancholikern, Wahnsinnigen aufgelegt wurde, wodurch man Heilung derselben erhoffte. Fastlinger weist nun nach, nachdem bereits festgestellt ist, dafs der Schreiber des im 9. Jahrhundert hergestellten Buches einem französischen Kloster, der Maler der Reimser Schule angehörte, dafs auch die durch die Tradition festgehaltene Spenderin des Buches, eine adelige Frau Alta, eine hochadelige Westfränkin gewesen ist. — An zweiter Stelle folgt eine postume Arbeit des verstorbenen Lyzealprof. Dr. B. Weinhart, herausgegeben von Lyzealprof. Dr. Jos. Schlecht in Freising und von ihm mit Zusätzen versehen: Die Altäre des Freisinger Domes. — 3. Der Freisinger Turmschatz unter Bischof Konrad dem Sentlinger (1314—1322) von Dr. M. Fastlinger. Aus einer seiner Zeit von Domprobst Deutinger für die Münchener Kapitelsbibliothek erworbenen wertvollen Pergamenthandschrift veröffentlicht F. hier ein umfangreiches Verzeichnis der bischöflichen Schatzstücke (aus dem Anf d. 14. Jahrh.), welche in 4 gewölbten Kammern eines Turmes untergebracht waren. Dem wörtlich wiedergegebenen und kulturhistorisch sehr interessanten Verzeichnis sind Bemerkungen des geschichtskundigen Herausgebers über Alter und Herkunft einzelner Gerätschaften und Bücher des Turmschatzes vorausgeschickt. — Einen für den Historiker wichtigen kleinen Beitrag liefert der erzb. Generalvikar Dr. Marcellus Stigloher „Zur Geschichte der Sendlinger Bauernschlacht (1705)", indem er einen Eintrag vom 13. Juli 1707 in das Totenbuch der Pfarrei Beuerberg veröffentlicht, woraus man insbesondere die grausame Art des Verfahrens der Kaiserlichen gegen die Bauern im Widerspruch mit dem ihnen gewährten Pardon erfährt. 24 Namen werden dabei bekannt. Bei dieser Gelegenheit teilt St. aus dem Ordinariatsarchiv noch eine Zeugenaussage eines Paters des Münchener Jesuitenkollegs mit, wonach ein der Pfarrei Neukirchen bei Weyarn angehöriger Bauer in der Schlacht schwer verwundet und gleich vielen seiner Leidensgenossen blutend aus gräfslichen Wunden auf einem Wagen bei gröfster Winterkälte unweit des Jesuitenkollegs providiert wurde und starb. — Den gröfsten Teil des Bandes nimmt eine Historia monasterii Tegernseensis (1762—1803) ein, herausgegeben von P. Pirmin Lindner, Benediktiner des Stiftes St. Peter in Salzburg, eine Fortsetzung aus dem vorausgehenden Bande, welche in ihrem letzten Teile 1781—1803 den letzten Abt von Tegernsee, P. Gregor Rottenkolber, zum Verfasser hat. Gerade diese Partie wird man nicht ohne tiefgehendes Interesse lesen; enthält sie doch eine genaue Schilderung der Säkularisation des Klosters 1803 und gibt damit ein deutliches Bild von der unklugen Art, mit welcher die Regierung damals die Säkularisation der Klöster im einzelnen vollzog. — Richard Hoffmann, Kurat bei St. Johann Nepomuk in München, liefert S. 287—329 einen Bericht über „Altbayerische Klosterkirchen aus Barock und Rokokozeit", worin die Kirchen von Fürstenfeld, Schäftlarn, Beuerberg, Dietramszell, Tegernsee behandelt werden und zwar von einem Kunstfreund, den die für diese Stilgattung berühmte Kirche St. Johann Nepomuk in der Sendlingerstrasse, an der er wirkt, auf solche Studien besonders hingewiesen hat. — Wirtschaftliches aus dem ehemaligen Chorherrnstift Berchtesgaden veröffentlicht Dr. A. Linsenmayer, Lyzealprof. a. D., und zwar aus Haushaltungsrechnungen der Augustinerchorherren vom 17. und 18. Jahrh., jetzt im Pfarrarchiv von Berchtesgaden. — In dieselbe Gegend führt uns der äufserst unterhaltende und zugleich kulturgeschichtlich wichtige Beitrag des Herausgebers Dr. Fr. A. Specht, Fürstbischof Joseph Konrad in Berchtesgaden 1791; derselbe gibt eine Schilderung der Reise nach Berchtesgaden und des Aufenthaltes, welchen der letzte Fürstbischof von Freising, Joseph Konrad (1790—1803) im Sommer 1791 in seiner Residenz im Reichsstifte Berchtesgaden nahm (nach dem genauen Tagebuche des Obersthofmarschalls Frh. von Buguiet des Croisettes.) Wir erhalten dadurch einen amüsanten Einblick in das kirchliche und weltliche Leben im Berchtesgadener Lande und in das Leben an geistlichen Fürstenhöfen in der Zeit vor der Säkularisation. (Das Tagebuch reicht vom 11. Mai — 1. August 1791). — Fügen wir noch bei, dafs den Beschlufs der Arbeiten eine Geschichte der Pfarrei Hart im Chiemgau (von dem verstorbenen Pfarrer Peter Pfatrisch) und ein sorgfältiges Register bildet, so glauben wir durch die vorstehende Übersicht neuerdings gezeigt zu haben, wie diese „Beiträge" den verschiedensten Interessen, denen der Theologen so gut wie der Kulturhistoriker und Historiker entgegenkommen und daher vollste Beachtung verdienen. J. M.

Asien. 2. Aufl. von Professor Dr. Wilh. Sievers. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck von C. T. Compton, E. Heyne, G. Mutzel, E. Pechuel-Lösche, R. Reschreiter und O. Winkler. X und 656 S. Text, 16 Seiten Literaturnachweise und 40 Seiten Register. Leipzig und Wien 1904, Verlag des Bibliographischen Instituts. Preis in Halbleder gebunden 17 M. — Die 1. Auflage dieses Werkes, welches einen Band der „Allgemeinen Länderkunde" bildet, erschien im Oktober 1892; in den inzwischen verflossenen 12 Jahren hat sich mit der fortschreitenden geographischen Forschung auch die wissenschaftliche Literatur über diesen Erdteil, besonders über das russische Asien, über Zentralasien, Ostasien, Hinterindien und die Malayische Inselwelt stark vermehrt; freilich bedürfen grofse Teile noch der Durchforschung. Diese steht auch nicht stille, so berichtet z. B. soeben unser Landsmann Gottfried Merzbacher über seinen zweijährigen Aufenthalt im Tian-Schan, aber es war doch in hohem Grade wünschenswert, dafs die neuen Ergebnisse wieder einmal übersichtlich zusammengefafst wurden. Und da inzwischen Asien in den Vordergrund der Weltpolitik getreten ist, so wird wohl kein Band der allgemeinen Länderkunde beim Erscheinen seiner 2. Auflage mit gröfserem Beifall aufgenommen worden sein als gerade dieser. Sein Herausgeber bezeichnet ihn mit Recht als ein völlig neues Werk.

Denn abgesehen von dem ersten Abschnitt, der Erforschungsgeschichte, bei der aber selbstverständlich die Darstellung bis auf die neueste Zeit fortgeführt worden ist, sind alle Teile gründlich verändert worden, weil nunmehr der Stoff anstatt nach Begriffskategorien, wie in der ersten Auflage, nach geographischen Einzellandschaften gegliedert ist, eine Einteilung, welche sich bei Asien unschwer durchführen liefs und welche insbesondere dem Lehrer der Geographie bei seiner Vorbereitung für den Unterricht von gröfstem Vorteil sein wird. So erscheinen jetzt nach einer allgemeinen Übersicht über den ganzen Erdteil folgende grofse geographische Einzellandschaften abgeschlossen für sich behandelt: 1. Vorderasien in 3 Teilen, die Wüstentafel, Kleinasien nebst Armenien und Kaukasien und Iran. 2. Westasien (darunter wird das sibirische Tiefland, die Kirgisensteppe und Turan verstanden) 3. Nordasien. 4 Ostasien in 3 Teilen: die Mandschurei sowie die Amurländer und Korea, China und die ostasiatischen Inseln 5. Zentralasien (nördliches und südliches) und 6. Südasien (Vorderindien, Hinterindien und der Malayische Archipel). Die Behandlung jeder dieser Einzellandschaften wird gleichmäfsig so durchgeführt, dafs zuerst Bodengestaltung und Bewässerung, dann Klima, Pflanzendecke und Tierwelt, endlich Bevölkerung, wirtschaftliche Verhältnisse und Besiedelung behandelt werden; nur der Unterabschnitt „Der Malayische Archipel" weist eine abweichende Gliederung des Stoffes auf.

Aber nicht blofs die neue, hervorragend übersichtliche Behandlung des ganzen Stoffes zeichnet die zweite Auflage aus, sie hat noch andere in die Augen fallende Vozüge: einmal ist S. 657—672 ein Verzeichnis der wichtigeren Literatur über Asien eingefügt, nach den Hauptabschnitten des Buches gegliedert, welches vielen Wünschen entgegenkommt und welches allein schon das gewaltige Anwachsen der wissenschaftlichen Literatur über Asien seit dem Erscheinen der 1. Auflage deutlich erkennen läfst. Und dabei werden die in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen nur ausnahmsweise berücksichtigt! Ferner bemerkt der aufmerksame Benützer des Werkes, wie allenthalben die statistischen Zahlen nach den neuesten Beobachtungen und Veröffentlichungen eingetragen sind.

Weitere Vorzüge werden, wie Sievers in der Vorrede anerkennt, besonders auch der freigebigen Ausstattung des ganzen Werkes durch die Leitung des Bibliographischen Institutes verdankt, wie sich denn überhaupt diese berühmte Verlagshandlung in der Ausstattung des Werkes wieder ein Denkmal ihrer Leistungsfähigkeit gesetzt hat; denn nicht blofs sind, meist unter Beihilfe ihrer Kartographischen Abteilung, die Karten neu bearbeitet oder ergänzt, es sind auch die Abbildungen durch Ausmerzung alter und Einfügung neuer auf einen ganz anderen Stand gebracht worden. Die meisten sind direkt nach den Photographien der Forscher selbst hergestellt und einzelne sind unübertrefflich so z. B. die prachtvolle Ansicht des Kandschindschinga nach einer Photographie von Vittorio Sella. Ein Gleiches gilt von den Farbentafeln.

Alles in allem genommen wird dieser hervorragende Band der Länderkunde in keiner geographischen Bibliothek, namentlich aber in keiner Gymnasialbibliothek

entbehrt werden können, selbst wenn sich dieselbe bereits im Besitze der 1. Auflage befinden sollte.

Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. — Ausgabe A ohne Namenregister. 28 Lieferungen zu je 30 Pfennig (Gesamtpreis 8.40 M.) oder in Leinen gebunden 10 M. Ausgabe B mit Namenregister sämtlicher Karten. 40 Lieferungen zu je 30 Pfennig (Gesamtpreis 12 M.) oder in Halbleder gebunden 15 M. Lieferung 1—28 enthalten die Karten zu beiden Ausgaben, Lieferung 29—40 das Namenregister zur Ausgabe B. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts 1905. — In diesem vielverbreiteten Hand-Atlas, welcher seinen Namen dem äufserst handlichen Oktavformat verdankt, bietet bekanntlich das Bibliographische Institut eine zusammenfassende Sonderausgabe aller dem grofsen Meyerschen Konversationslexikon einverleibten Karten und Pläne. Da nun dieses monumentale Werk eben in 6. Auflage erscheint, so nahm die Verlagshandlung Anlafs auch ihren Handatlas einer Revision zu unterziehen und ihn in 3. Auflage neubearbeitet und erweitert erscheinen zu lassen. Format und Ausstattung der Karten darf bei der weiten Verbreitung des Konversationslexikons als bekannt vorausgesetzt werden. Das Streben, möglichst viel auf engem Rahmen zu bieten, erschwert manchmal in etwas die Deutlichkeit und infolgedessen die rasche Benutzbarkeit der einzelnen Karten. Dagegen mufs um so nachdrücklicher auf die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Gebotenen hingewiesen werden. Wer z. B. in der 1. der 6 uns vorliegenden Lieferungen Südbayern (Nr. 23) vergleicht, wird keine der in den letzten Jahren neu hinzugekommenen kleinen Eisenbahnlinien vermissen; bei Deutsch-Ostafrika ist die Karte auf das ganze Gebiet erweitert und eine Skizze des Hafens von Dar-es-Salâm beigefügt, neu sind die Karten von Guayana und Kuba, die der Balkanhalbinsel erscheint in gröfserem Mafsstabe und weist ein Nebenkärtchen des Bosporus auf etc. Kurz wer um billiges Geld sich ein reichhaltiges und zuverlässiges Kartenmaterial verschaffen will, dem sei dieser Handatlas dringend empfohlen. Ein Schulatlas soll er, wie wir ausdrücklich bemerken wollen, nicht sein; denn dafür enthält er zu viel Material und ist nicht übersichtlich genug.

Kolonialgeschichte von Dr. Dietrich Schäfer, Prof. der Geschichte an der Universität Berlin. (Sammlung Göschen Nr. 156, Preis geb. 80 Pfg.) 149 S. Text, 4 S. Register. Leipzig 1903, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. — Ein kleines, aber vortreffliches Werk! Es verfolgt die Kolonialgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. In einer interessanten Einleitung bis S. 14 begrenzt sich der Verfasser den Stoff, stellt die Anlässe der Kolonisation zusammen und unterscheidet nach den Zwecken, welche bei den Siedlungsunternehmungen verfolgt wurden, Ackerbau-, Handels- und Eroberungskolonien. Nach diesen Gesichtspunkten werden die Phönizier, die beiden Perioden griechischer Kolonisation und die Römer behandelt. Im Mittelalter ist es die ostdeutsche Kolonisation, welcher besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Aber naturgemäfs nehmen der 3. Abschnitt: die neuere Zeit bis zu den revolutions- und napoleonischen Kriegen und der 4. Abschnitt: das 19. Jahrhundert, den gröfseren Teil des Büchleins für sich in Anspruch. Die Ereignisse selbst können bei der gewaltigen Fülle des Stoffes nur kurz angedeutet werden, dagegen ist der Verfasser überall bemüht, ihre Bedeutung und ihre Wirkung in das rechte Licht zu rücken; er zeigt, woran die gewaltigen Kolonialreiche der Spanier und Portugiesen zu Grunde gingen, wodurch das britische Kolonialreich zu seiner Gröfse emporsteigen konnte. Aus der Betrachtung der Vergangenheit ergeben sich naturgemäfs die richtigen Fingerzeige für die Beurteilung der Gegenwart und damit auch der deutschen Kolonialbestrebungen. Das Schlufskapitel zeigt, dafs der Wert der Kolonien nicht nach dem momentanen materiellen Ertrag geschätzt werden darf, sondern dafs auch ideale Momente und der Nutzen des einzelnen Staatsangehörigen in Betracht gezogen werden müssen, und weist darauf hin, dafs es noch nicht zu spät ist, deutschem Volkstum im Wettbewerb mit anderen Nationen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik bleibende Bedeutung zu sichern. Gerade in der Betonung solch grofser, allgemeiner Gesichtspunkte liegt der Wert dieses vortrefflichen Abrisses, der in keiner Schülerbibliothek unserer beiden obersten Klassen fehlen sollte.

Daniel, Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 242. Auflage. Halle. Verlag des Waisenhauses M. 1.35. — An der Zahl der Auflagen wird es schwerlich ein anderer Leitfaden der Geographie mit dem Danielschen aufnehmen können, dessen Neuauflage von Professor Wolkenhauer in Bremen nach den methodischen Anforderungen der Gegenwart bearbeitet und berichtigt worden ist. Dafs gröfseres Format und schönerer Druck gewählt worden ist, kann nur begrüfst werden; das Buch hat dadurch nur gewonnen. Trotz der splendiden Ausstatung ist der Preis für das schöne und dauerhaft gebundene Buch als sehr billig zu bezeichnen.

Lehrbuch der Geographie von Brust und Berdrow. 2. Auflage mit 36 in den Text gedruckten Karten und einem Bilderanhang. Leipzig und Berlin. Verlag von J. Klinckhardt. 1904. Brosch. 2.60, geb. 3 M. — Weise Beschränkung auf das Notwendige unter besonderer Berücksichtigung des praktischen Lebens haben sich die Verfasser dieses wesentlich für Realschulen, Seminare, Handels- und Gewerbeschulen berechneten Lehrmittels zur Aufgabe gemacht und glücklich gelöst. Auch in methodischer Beziehung ist ein sehr erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen, indem die Länder in kleinere natürliche Bodenabschnitte zerlegt und diese Landschaften in eingehender und allseitiger Weise betrachtet werden. Auch empfiehlt sich die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse von selbst. Der Bilderanhang, der nicht nur vortreffliche Städte- und Landschaftsbilder sondern auch ethnographische Darstellungen in reicher Folge bringt, darf als eine gute Ergänzung des Textes bezeichnet werden. Das Buch ist für preufsische Unterrichtsziele berechnet.

Lernbuch der Erdkunde von Dr. Becker und Dr. Mayer. 2. Teil. Mit reichlichem Lehrstoff, 16 Textfiguren, 4 Tabellen und 1 Diagramm im Anhange. Wien, Franz Deuticke 1903. Preis geh. 4 K. 20 h. geb 4 K. 80 h. — Durch die Bezeichnung „Lernbuch“ wollen die Verfasser kundgeben, dafs ihr Buch dem Schüler bei der häuslichen Wiederholung dessen, was der Lehrer in der Geographiestunde, wo der Leitfaden nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen kann, an der Hand der Wandkarte und des Handatlas mit den Schülern durchgearbeitet hat, unterstützen soll, um sich den Lehrstoff in gründlicher und anregender Weise anzueignen. Diesem Zwecke dient die Beigabe von reichlich bemessenem Lesestoff. Da das Buch nur für österreichische Verhältnisse berechnet ist, müssen wir uns daran genügen lassen, dasselbe dem Lehrer der Geographie zur Kenntnisnahme zu empfehlen.

Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Friedrich Julius Neumann. VII. Band. Die Entwicklung der Bevölkerung in Württemberg im Laufe des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Hans Lang. Mit Tabellen und 5 Karten. Tübingen, Lauppscher Verlag. 1903. Preis 9 M. — Das Buch, das der Volkswirtschaftslehre dient, hat nur sehr indirekt Zusammenhang mit geographischer Wissenschaft und bietet bei seiner Beschränkung auf Württemberg für bayerische Leser kein erhebliches Interesse. Es mufs deshalb genügen hier auf diese Monographie hingewiesen und sie als Muster einer sorgfältigen und gründlichen Durcharbeitung denjenigen empfohlen zu haben, die sich etwa mit gleichen Studien auf bayerischem Boden befassen.

Kleiner deutscher Schüler-Atlas von Dr. Haack. Gotha J. Perthes. Preis 0.60 M. geb. 1 M. — Kleiner deutscher Lern-Atlas von Dr. Haack Gotha J. Perthes. Preis 0.60 M. geb. 1 M. — Nur für die bescheidenen Verhältnisse der Volksschule im äufseren Auftreten, Format und Preis berechnet, ist dieser kleine Schüleratlas samt dem mit ihm übereinstimmenden Lernatlas doch eine beträchtliche Leistung, wie man sie von dem Herausgeber und der Verlagsanstalt nicht anders erwarten kann. Der erstere ist für den Schulunterricht, der letztere zur häuslichen Verarbeitung des in der Schule gelehrten Stoffes bestimmt und entbehrt daher jeder Namensbezeichnung. Die Herausgabe desselben ist wohl durch das Erscheinen des Dennertschen Lernbuches veranlafst worden, und es mufs anerkannt werden, dafs damit ein brauchbares Hilfsmittel für den Hausgebrauch geschaffen wurde. Die Kartenbilder sind schön ausgeführt, die Schrift deutlich, das Namenmaterial auf das Nötigste beschränkt, und auf 27 Karten, die in der Gröfse ein Schülerheft nur wenig übertreffen, alles für den Volksschulunterricht Erforderliche beigebracht. Von der

Karte zur deutschen Geschichte ist jedoch keine besondere Wirkung zu erhoffen, ein Schüler wird sich in dem Farben- und Namengewirr — letzteres namentlich auf den Kärtlein der Schlachtfelder — schwerlich zurechtfinden können. Die 24 Karten des Lernatlas stimmen auch in den Nummern mit dem Schüleratlas überein.

Langenbeck, Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten im Anschlusse an die preufsischen Unterrichtspläne von 1901. 2. Teil. Lehrstoff der mittleren und oberen Klassen. Ausgabe für die Gymnasien. Mit 28 Figuren im Texte. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig. Verlag von W. Engelmann. Preis geb. 2.60 M. — Da dieser Leitfaden nur an preufsischen Anstalten, für deren Lehrziele es bearbeitet ist, in Verwendung kommen kann, so kann hier von einer eingehenden Besprechung umsomehr Umgang genommen werden, als schon mehrmals in diesen Blättern auf diese tüchtige Leistung des angesehenen Verfassers hingewiesen wurde. Der Mangel eines Vorwortes ist nicht erwünscht, da sich ohne solchen Hinweis der Umfang und die Art der Umarbeitung gegenüber der vorigen Auflage nicht leicht beurteilen läfst, wenn man nicht in der Lage ist, beide Bearbeitungen genau miteinander vergleichen zu können.

Dr. A. Berg, Die wichtigste geographische Literatur. Ein praktischer Wegweiser. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke Verlagshandlung. 1902. brosch. 0.70 M. — Das 74 Seiten starke Heft füllt eine vielfach empfundene Lücke aus, umsomehr der Verfasser sich nicht mit der blofsen Aufzählung der einzelnen Werke mit vollem Titel begnügt, sondern meist ein kurzes orientierendes Urteil dazu gibt, das denjenigen, der einer Führung auf diesem weiten Gebiete bedarf, vor Irrtum zu bewahren geeignet ist. Da der Preis im Vergleiche zu dem Gebotenen sehr niedrig gestellt ist, so empfiehlt sich die Anschaffung dieses Literaturverzeichnisses von selbst.

Wiederholungs- und Übungsbuch für den Unterricht in der Geographie in Frage und Antwort nebst Aufgaben. Zur Repetition für höhere Lehranstalten, Seminarien und Lehrer bearbeitet von Ludwig Bauer. Mit 31 Kartenskizzen. Stuttgart. Muth'sche Verlagshandlung 1903. — Der Vorrede ist zu entnehmen, dafs dieses Buch für Studierende bestimmt ist, welche sich der Präzeptorats- oder Reallehrer- oder der 2. Dienstprüfung der Volksschullehrer zu unterziehen haben. Zu diesem Zwecke sind auch die den genannten Prüfungen entnommenen Aufgaben aufgenommen worden. Die hiezu erforderliche gründliche Vorbereitung den Kandidaten des Lehramtes in bequemer Weise zu fördern, ist das Buch so eingerichtet, dafs auf Fragen zur mündlichen Behandlung, auf welche sofort die Antwort in knappster Form erteilt wird, zweckmäfsige Aufgaben zu schriftlicher Bearbeitung folgen. Es ist kein Zweifel, dafs derjenige, welcher die 1368 mündlichen Fragen beantworten kann und die 265 schriftlichen Aufgaben sich geleistet hat, wohlbeschlagen in die geographische Prüfung eintritt. Das Buch tut aber auch jedem andern Lehrer, der sich für seinen Unterricht gewissenhaft vorbereitet, für die Selbstprüfung, ob man seinen Stoff auch wirklich völlig beherrscht, gute Dienste.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstags in Weimar. Deutsche Sprache und Dichtung. — Leipzig. Voigtländer. 1904. M. 1.25 — In der geweihten Stätte Weimars fand in den Tagen vom 9.—11. Oktober v. Js. der zweite Kunsterziehungstag statt. Die dort gepflogenen Verhandlungen dürften diesmal besonderes Interesse beanspruchen, war doch, wie der Untertitel des hierüber erschienenen Berichtes sagt „Deutsche Sprache und Dichtung“ der ausschliefsliche Gegenstand der Beratung. Es kann sich im Nachfolgenden nur um eine skizzenhafte Wiedergabe des auferordentlich umfangreichen Berichtes handeln, der auf nicht weniger als 280 S. eine Fülle von Gedanken und Anregungen bietet.

In den „Einleitenden Worten“ wies Waetzold auf die bedauerliche Unkenntnis des deutschen Publikums in der deutschen Literatur und seine Gleichgültigkeit gegenüber literar. Neuerscheinungen hin. Als eine wesentliche Ursache dieser Erscheinung bezeichnete er die falsche Behandlung der Literaturwerke in der Schule, die unter Zurückdrängung und teilweiser Zerstörung der Phantasie das Verstandesmäfsige allzustark betone. Unter diesem Gesichtspunkte besprachen auch die nachfolgenden Berichterstatter mehr oder weniger die ihnen gestellten Themen.

Otto Ernst fordert in seinem Vortrage über „Lesen, Vorlesen und mündliche Wiedergabe des Kunstwerkes“, dafs die Durchnahme eines Gedichtes nicht mehr in der üblichen Weise erfolge, wonach das Gedicht verstandesmäfsig zergliedert und zerpflückt wird, sodafs schliefslich nichts mehr übrig bleibe, sondern dafs es so wiedergegeben werde, dafs der Schüler in die vom Dichter empfundene oder gewollte Stimmung versetzt werde.

Über den mündlichen und schriftlichen Ausdruck liefsen sich Hackenberg bzw. Diez aus. Jener verlangte für das Kind, dafs es in der Schule mit mehr Freiheit seine Gedanken in der eigenen Sprache ausdrücken dürfe, statt in der Buch- und Schriftsprache, deren sich im gewöhnlichen Leben doch niemand bediene; dieser, dafs der Aufsatzstoff im engsten Zusammenhang mit den übrigen Unterrichtsfächern stehe oder Beziehung zur persönlichen Erfahrung oder Anschauung des Schülers habe, kurz dafs er Berührungspunkte zum Schüler habe, damit dieser nicht in Gefahr komme, heucheln oder falsche Gefühle zum Ausdruck bringen zu müssen.

Das „dichterische Kunstwerk in der Schule“ hinsichtlich seiner Auswahl und Behandlung hatten Hart und Lehmann zum Gegenstande ihres Vortrages. Bezüglich des ersten Punktes erklärte H., dafs die Auswahl des dichterischen Kunstwerkes bis jetzt zu oft nach dem Gesichtspunkte der klassischen Reife und der Brauchbarkeit zu philologischen, patriotischen und moralischen Zwecken erfolgt sei. Nach seiner Ansicht dürfe dieselbe nur nach dem Standpunkte des Schülers geschehen, wobei er auch dem jugendlichen Sinne für Humor (Busch!) und dem Trieb fürs Abenteuerliche Rechnung getragen wissen will. Lehmann tritt hinsichtlich der Frage der Behandlung eines Kunstwerks zunächst der vielfach gestellten Forderung entgegen, dafs dieselbe vollständig tendenzlos sein solle; die intellektuelle wie die Charakterbildung lasse sich nach seiner Meinung sehr wohl damit verbinden. Dagegen wendet er sich sehr entschieden gegen einen übertriebenen Formalismus und auch gegen den Übereifer in sachlichen Erklärungen. Alter des Schülers wie die Art der Dichtung bestimmen das Mafs der Erklärung. Als Ergänzung zum deutschen Unterrichte kommen aufserhalb der Schule hiezu die Privatlektüre und der Besuch des Theaters. Zum letzteren Punkte sprach der Direktor des Berliner Schiller-Theaters, wo bereits die Einrichtung von Schülervorstellungen besteht; über „Jugendschriften, Schülerbibliotheken, das billige Buch“ berichtete Wolgast. Er betonte, dafs in dieser Frage der Geschmack des Schülers ausschliefslich mafsgebend sei, und wünscht, dafs die tendenziösen Jugendschriften durch echte Kunstwerke ersetzt werden möchten, die sich die modernen Dichter und Schriftsteller für die Jugend angelegen sein lassen sollten.

Den Abschlufs dieser Verhandlung bildeten drei Vorträge, die gleichsam die Zusammenfassung des ganzen behandelten Stoffes bieten. Die Einheit der künstlerischen Bildung von Lichtwark, der Deutsche und seine Muttersprache von Waetzold und der Deutsche und sein Verhältnis zur Dichtung von Otto Ernst, der seinen Ausführungen den Vortrag einiger Gedichte vorangehen liefs.

Im Vorliegenden konnten wir, wie gesagt, nur die Hauptgesichtspunkte hervorheben, durch die die Richtungslinien der ganzen Beratung bestimmt wurden. An die Berichterstattung schlofs sich jeweils eine Debatte an, in der alte und neue Anschauung sich oft schroff gegenüberstand, ganz besonders war dies — was eines gewissen aktuellen Interesses nicht entbehrt — hinsichtlich der Frage über Jugendschriften und Schülerbibliotheken der Fall.

Sollen wir ein kurzes Fazit der ganzen Beratung ziehen, so können wir sagen, dafs dem allzuweitgehenden Formalismus in der Behandlung dichterischer Kunstwerke, wie sie in pädagogischen Zeitschriften und Abhandlungen in der letzteren Zeit ganz besondern Ausdruck gefunden hat, eine gesunde Gegenbewegung wirklich not getan hat. Hier ist teilweise des Guten entschieden zu viel geschehen. Aber wie bei jeder Reaktion, so ist auch hier die Gefahr der Übertreibung nicht ausgeschlossen und diese bezieht sich hauptsächlich darauf, dafs der Persönlichkeit des Schülers allzugrofse Zugeständnisse gemacht werden sollen. Schon aus den vorausgehenden kurzen Angaben läfst sich dies erkennen; in der Debatte zu den einzelnen Berichten kam es aber manchmal ganz bedenklich zum Ausdruck. Mit Recht hat Lehmann in seinem Schlufsworte derartige Auswüchse mit dem Hinweise zurück-

gewiesen, dafs die Schule nicht blofs dazu da sei um ihre Schüler in angenehmer Stimmung schwelgen zu lassen, sondern um sie zu ernsten Arbeiten zu erziehen. Auch hier wird es eben auf den Takt des Lehrers ankommen den richtigen Mittelweg zu finden.

Wird der eine oder andere auch nicht mit allem einverstanden sein, was an Ansichten und Gedanken in dem Berichte des zweiten Kunsterziehungstages niedergelegt ist, so enthält er doch sehr viel des Guten und Beachtenswerten, was geeignet ist den deutschen Unterricht anregend und erfrischend zu gestalten und so die ganze Bestrebung zu fördern. In diesem Sinne wünschen wir dem Büchlein weiteste Verbreitung. O. S.

Otto Anthes, Dichter und Schulmeister. Von der Behandlung dichterischer Kunstwerke in der Schule. — Leipzig, Voigtländer 1904. Preis M. —.80. — Das vorliegende Büchlein ist aus den Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages heraus entstanden. Der Verfasser will zeigen, wie nach den dort aufgestellten Gesichtspunkten dichterische Kunstwerke in der Schule behandelt werden können. Zu diesem Zwecke gibt er Proben der Erklärung aus der lyrischen und dramatischen Dichtkunst sowie aus der erzählenden Prosa. Dieselbe ist im allgemeinen der Art, wie sie F. Böhner, in seinem Aufsatz „Ein Beitrag zur Erklärung deutscher Gedichte im Unterricht" (Jahrg. 1904. S. 201. der G.-Bl.) in Anwendung gebracht hat. Wie sehr sich übrigens über die Auswahl lyrischer Gedichte streiten läfst, dafür folgendes Beispiel: während Lehmann (Bericht über den 2. Kunsterziehungstag, S. 146.) es für eine „Barbarei" erklärt, Goethes Gedicht „An den Mond" in der Schule erklären zu wollen, finden wir es unter den von Anthes erklärten aufgenommen. Wem sollen wir nun beipflichten? Es ist klar, dafs es sehr auf die Persönlichkeit des Lehrers und der Schüler ankommt, ob sich ein Gedicht zur Behandlung in der Schule eignet oder nicht.

Das kleine Büchlein, das nicht ohne Humor geschrieben ist, empfiehlt sich von selbst als Ergänzung zum Berichte über den zweiten Kunsterziehungstag.

O. S.

Schmarsow Dr. August, Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten. Sechs Vorträge über Kunst und Erziehung. Leipzig, B. G. Teubner. 1903. Preis geh. M. 2.— in Leinwand geb. M. 2.60. — Unter den Schriften, welche die Kunsterziehungsfrage in nicht unerheblicher Anzahl gezeitigt hat, ist die vorliegende wohl eine der bedeutendsten. Denn sie geht der ganzen Sache einmal auf den Grund, indem sie die Frage stellt: Welches Verhältnis nimmt denn der Mensch zur Kunst ein? In welcher Beziehung steht er überhaupt zu ihr? Erst wenn diese Frage klargestellt ist, gibt es einen Mafsstab für die richtige Beurteilung irgend einer Äufserung oder eines Werkes der Kunst. Die Beantwortung der Frage geht nun dahin, dafs im menschlichen Subjekt selbst der Ausgangspunkt der schöpferischen Tätigkeit liegt und zwar im vollen natürlichen Zusammenhang seiner leiblichen und seelischen Organisation. Unsere leibliche Organisation bestimmt ursprünglich alle unsere Auffassung von den Dingen und zwar nicht blofs der organischen sondern auch der unorganischen. Diese Auffassung ist die eigentlich ästhetische. Hier ist einzusetzen. Gehen wir also vom Menschen aus, so ist in der Ausdrucksbewegung desselben die Entstehung der Künste zu suchen und so wird die Mimik im weitesten Sinne herangezogen um ihre Bedeutung für die Entwicklung der einzelnen Zweige der Kunst — für Plastik, Architektur und Malerei — klarzulegen, wobei auch die Beziehungen zur Musik und der Poesie dargetan werden. Der Zusammenhang sämtlicher Künste untereinander, von denen jede einer besondereren Seite der menschlichen Organisation entspricht, veranlafst den Verfasser für die Erziehung des ganzen Menschen zur künstlerischen Betätigung einzutreten.

Es würde den Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes weit überschreiten, sollte der ganze Gedankengang des Buches einigermafsen ausführlich wiedergegeben werden. Es enthält eine Fülle von Gedanken, die in rascher Folge sich aufeinanderdrängen, die aber auch, da sie nicht immer in leichte Form gefafst sind, die Lektüre zu einer etwas schweren Kost machen. Wer aber mit dem ganzen Ernste, den Verfasser selbst von seinen Hörern für die Sache fordert, die Lektüre durchführt, der wird das Büchlein nicht ohne nachhaltigen Gewinn für sich selbst

aus der Hand legen. In der ganzen Kunsterziehungsfrage scheint Schmarsow diese Selbsterziehung der Erwachsenen für höchst wichtig; das übrige kommt dann von selbst. — O. S.

Wagner, Herm., Illustrierte deutsche Flora. Eine Beschreibung der im Deutschen Reiche und der Schweiz einheimischen Gefäßpflanzen. 3. Auflage, nach der von Dr. Aug. Garcke besorgten 2. Auflage neu durchgesehen und verbessert von Dr. Rob. Gradmann. Mit 1575 Abbildungen. Stuttgart, Verlag für Naturkunde (Sprösser und Nägele) 1905. Preis 12 Mk., in elegantem Halbfranzband 15 Mk. — Wagners Flora, hier bereits angezeigt in Bd. 40. S. 419 und 41, S. 149, liegt nunmehr vollständig vor. Dieselbe hat eine Reihe von Vorzügen vor zahlreichen Werken ähnlicher Art, die sie manchem sehr willkommen erscheinen lassen; erstens ist sie reich illustriert und zwar nicht nur mit Habitusbildern, sondern auch durch zahlreiche Darstellungen kennzeichnender Einzelheiten; zweitens beschränkt sie sich in der Aufzählung der allmählich alles überwuchernden Varietäten, kleinen Arten und Formen; drittens sind die Beschreibungen möglichst anschaulich und zusammenhängend. Das alles und der bei der vortrefflichen Ausstattung verhältnismäfsig geringe Preis lassen das Buch als ein recht brauchbares Hilfsmittel für den Lehrer der Botanik erscheinen, das aber auch allen Anfängern und daher auch unseren Schülern gute Dienste leisten wird und deshalb als passendes Geschenkwerk empfohlen werden kann. Insbesondere für Leute, die ohne eigentlich Botanik betreiben zu wollen, doch durch ihren Beruf oder aus Neigung veranlafst werden Pflanzen kennen zu lernen, dürfte nicht leicht etwas Geeigneteres zu finden sein als Wagners Flora. Wo also, wie das öfter vorkommt, aus Elternkreisen usw. derartige Anfragen einlaufen, kann mit gutem Gewissen auf dieses Werk verwiesen werden. H. St.

Mineralkunde als Einführung in die Lehre vom Stoff der Erdrinde. Ein Abrifs der reinen und angewandten Mineralogie von Dr. A. Sauer, o. Professor an der Kgl. Techn. Hochschule in Stuttgart. Mit 26 farbigen Tafeln und mehreren hundert Textbildern. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung. Vollständig in sechs Abteilungen zu M. 1.85. — Das vorliegende Buch behandelt im ersten, allgemeinen Teil die Form, die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Mineralien, der spezielle Teil macht es sich zur Aufgabe die am meisten verbreiteten Mineralien nach ihrer allgemein geologischen, insbesondere gesteinskundlichen, dann aber auch technischen Bedeutung zu schildern. So enthält denn die vorliegende erste Lieferung nach einer Einleitung über Mineralbegriff, Mineralkunde und allgemeine Erdgeschichte, Geschichte der Mineralogie, die Lehre von der Form der Mineralien (Kristallographie). Im geschichtlichen Abschnitte wäre doch Theophrast *περὶ λίθων* zu erwähnen und neben Plinius des Dioskorides zu gedenken gewesen; dagegen gehören die pseudorpheischen Lithika erst dem 4. nachchristlichen Jahrhundert an, sind also neunhundert Jahre zu früh angesetzt. Die beiliegenden fünf Farbentafeln sind von hoher künstlerischer Vollendung und lassen in Verbindung mit den zahlreichen Textbildern das neue Buch als ein mineralogisches Anschauungsmittel ersten Ranges erscheinen, das insbesondere in den weiteren Kreisen der Lehrer, Studierenden und Schüler, für welche Brauns Mineralreich vielfach im Preise zu hoch liegt, Verbreitung und Anklang finden wird. Weitere Hinweise folgen nach dem Erscheinen der nächsten Lieferungen. H. St.

Unsere Haustiere. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Tierfreunde herausgegeben von Professor Dr. Richard Klett. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Vollständig in 20 Lieferungen à 60 Pfg. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. — Als Ergänzungsband zu dem Sammelwerk: „Die Erde in Einzeldarstellungen“ und besonders zu dessen II. Abteilung „Die Tiere der Erde“ von Prof. Dr. W. Marshall läfst oben genannter Verlag hiemit ein Werk erscheinen, das in kurzweiliger Form die Herkunft, die verschiedenen Rassen, die Lebensweise und die Eigenart von Hund, Katze, Pferd, Rind, Esel, Schaf, dem Nutzgeflügel und den Stubenvögeln weit eingehender schil-

dern soll, als dies in dem Hauptwerke möglich war. Vorliegende erste Lieferung behandelt etwas sehr aphoristisch die Geschichte des Hundes, um sich sodann seinem inneren und äufseren Bau, seinen allgemeinen Eigenschaften und einzelnen Besonderheiten, der Aufzucht, Pflege und Nahrung zuzuwenden. Dazu kommt eine überreiche Fülle prächtiger neuer Abbildungen, die durchweg auf äufserst unmittelbar wirkenden geschmackvollen Momentaufnahmen nach dem Leben beruhen. So dürfte das Werk vielen willkommen sein und auch in unserenKreisen eine freundliche Aufnahme finden.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1905. IX. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen, sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreifskalender eingerichtet. Preis 1,75 Mk. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Der bekannte, hier bereits wiederholt empfohlene Historisch-Geographische Kalender des Bibliographischen Instituts ist heuer im IX. Jahrgang erschienen, ein Umstand, der allein schon für seine Beliebtheit spricht. Wenn er also einer weiteren Empfehlung eigentlich nicht bedarf, so mag doch darauf hingewiesen werden, dafs jeder neue Jahrgang wieder neues Anschauungsmaterial enthält und zwar auf den verschiedensten Gebieten: infolge des Fortschreitens einzelner Sammelwerke des Verlages (Helmolts Weltgeschichte, Meyers grofses Konversationslexikon in der neuen Aufl.) und der Umarbeitung anderer (Sievers, Länderkunde etc.), sowie ganz neuer Erscheinungen (z. B. Steinhausen, Deutsche Kulturgeschichte) steht dem Bibliographischen Institut ein so reichhaltiges Material zur Verfügung, dafs man nur wünschen kann, es möge dasselbe zur Ausstattung noch manchen Jahrganges des beliebten Kalenders dienen.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. — Seit zum letzten Male über diese empfehlenswerte Goetheausgabe in diesen Blättern berichtet worden ist (Jahrg. 1903, S. 210), hat dieselbe so aufserordentlich raschen Fortschritt genommen, dafs nunmehr nicht blofs die erste Hälfte (15 Bände), die dichterischen Werke umfassend, vollständig erschienen ist, sondern auch schon von der zweiten Hälfte (gleichfalls auf 15 Bände berechnet) ein Band vorliegt.

Erschienen ist inzwischen Band II, welcher den 2. Teil der Gedichte bringt, bearbeitet von Heinemann, 435 S. Text und 53 Seiten Anmerkungen des Herausgebers in engem Druck, in welchen wiederholt auf Heinemanns Goethebiographie verwiesen ist, die eigentlich der Benützer der Ausgabe besitzen sollte. — Den III. Band (Fortsetzung der Gedichte) hat Dr. Gg. Ellinger bearbeitet; der Band (416 S. Text und 34 S. Anmerkungen des Herausgebers) bietet die Gedichte aus dem Nachlasse, die Xenien und Hermann und Dorothea, letzteres mit eigener Einleitung des Herausgebers, wie auch S. 443 eingehend über Quellen und Vorbilder berichtet wird, dabei auch über persönliche Vorbilder. Aufserdem enthält dieser Band ein alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte in Bd. I—IV (58 Seiten), unentbehrlich für rasche Orientierung. — Dr. Gg. Ellinger mit Prof. Dr. Gotthold Klee, bekannt durch seine vortreffliche Schulliteraturgeschichte, hat auch den IV. Bd. bearbeitet, der die Achilleis, Reineke Fuchs, Westöstlichen Diwan, samt Goethes Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des Werkes enthält; zu jedem dieser Teile eine eigene Vorrede. — Der XIV. und XV. Band gehören gleichfalls enger zusammen. Der XIV. enthält die Italienische Reise, bearbeitet von Dr. Robert Weber, und zwar den I. Teil samt dem Fragment eines Reisejournals über Italien, und bietet neben der Einleitung und den Anmerkungen am Schlusse auch solche unter dem Texte selbst. Den Schlufs der italienischen Reise bringt der XV. Bd. (Zweiter Römischer Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788); aufserdem enthält derselbe die Kampagne in Frankreich 1792 und die Belagerung von Mainz 1793, wozu Heinemann sowohl eine historische Einleitung als auch knappe, zum unmittelbaren Verständnis des Gelesenen notwendige Anmerkungen unter den Text geschrieben hat. Beides trägt zur Erklärung der Goetheschen Tagebücher sehr viel bei. — Von den Bänden

IX—XI bringt der erste die ersten sechs Bücher von Wilhelm Meister, bearbeitet von Dr. Victor Schweizer; den Schlufs (Buch 7 und 8) enthält der X. Bd., bearbeitet von Dr. Harry Maync. Bemerkenswert ist, dafs hier S. 439 ff. die abweichenden Lesarten der beim Erscheinen des 9. Bd. noch ausstehenden Bd. 21 und 22 der Sophienausgabe nachgetragen werden, ebenso hat der Herausgeber der beiden letzten Bücher auch den literarhistorischen Kommentar zu den sechs ersten bearbeitet. Als letzter Band der ersten Reihe wurde der 11. ausgegeben; diesem verleiht der Umstand besonderen Wert, dafs für seinen Inhalt (Wilhelm Meisters Wanderjahre) der betreffende Band der Sophienausgabe mit textkritischem Kommentar noch nicht erschienen ist, sodafs dieser Band eine selbständige Leistung darstellt, indem seine Lesarten in dankenswerter Weise über die verschiedenen abweichenden Fassungen und Drucke des Romans Aufschlufs erteilen. Es mufs zum Schlusse ausdrücklich hervorgehoben werden, dafs die ganze Anlage und Durchführung dieser Ausgabe, die von gröfster Gewissenhaftigkeit der Bearbeiter zeugt, in allen zweifelhaften Fällen Auskunft gewährt, wie jeder sich durch Stichproben überzeugen kann, dafs aber trotzdem alle Erläuterungen sich in den engsten Grenzen halten, niemals breit und lästig werden und noch weniger den Text überwuchern. Nicht vergessen darf werden, dafs jeder Band, geschmackvoll in Leinwand gebunden und musterhaft ausgestattet, wie dies übrigens vom Bibliographischen Institut kaum anders zu erwarten ist, um den erstaunlich billigen Preis von 2 Mk. zu haben ist, was kaum überboten werden dürfte.

Bereits ist auch als erster Band der zweiten Reihe der 22. erschienen und, wie wir hören, soll bei der Ausgabe dieser zweiten Hälfte überhaupt ein rascheres Tempo eingeschlagen werden. Dieser 22. Band enthält von den Schriften über bildende Kunst den I. Teil, bearbeitet von Prof. Dr. Otto Harnack; dieser legt zunächst in seiner interessanten Einleitung den Wandel in Goethes Kunstanschauungen dar und schildert dann die einzelnen Phasen seiner Kunsttätigkeit, um dann kurz die Entstehungsgeschichte der einzelnen Partien des Bandes zu skizzieren; wir müssen uns hier versagen, ein Verzeichnis der vielen kleineren Abhandlungen zu geben, bemerkt mag nur werden, dafs der letzte Teil dieses Bandes die Selbstbiographie des Malers Philipp Hackert, eines alten römischen Freundes Goethes, enthält, deren Vollendung und Herausgabe Goethe dem letzten Willen des Verstorbenen gemäfs übernommen hatte. Sie erschien 1811. Im 22. Band der Ausgabe hat noch die erste Hälfte der Hackert-Biographie Aufnahme gefunden; die zweite Hälfte wird den 23. Band eröffnen.

Nach dem vielversprechenden Anfang ist auch der zweiten Reihe ein rascher Fortgang zu wünschen.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 6. Bd.: Velasquez. Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Walther Gensel. Preis geb. 6 Mk. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1905. — Die bisher erschienenen 5 Bände der „Klassiker der Kunst" (Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer, Rubens) haben überall eine freudige Aufnahme und durchaus zustimmende Beurteilung gefunden. In dieser Beziehung wird der neueste, sechste Band die vorausgegangenen eher noch überholen. Dies wird er ebenso der vortrefflichen, fesselnden wie belehrenden biographischen Einleitung von Walter Gensel verdanken, die ein vollkommen klares Bild von dem gröfsten spanischen Maler und seiner Entwicklung gibt und seine Meisterwerke in begeisterten Worten charakterisiert, als auch den ausgezeichneten Reproduktionen der sämtlichen Werke des Meisters. Gerade bei Velasquez ist ein solches Überblicken des künstlerischen Gesamtwerkes notwendig, wenn man sich von seiner eigenartigen Richtung einen klaren Begriff machen will. „Fünf oder sechs eigentlich religiöse Bilder, eine Darstellung aus dem Alten Testament, ein paar Mythologien, ein einziges grofses Historienbild und eine mitten aus dem Leben gegriffene Szene, endlich ein paar Landschaften und Jagdbilder — alles übrige Bildnisse und obendrein Bildnisse von Personen, die uns wenig sympathisch sind (stolze kalte spanische Granden, der steife König Philipp IV., unheimliche Narren und Zwerge) oder von denen wir so gut wie nichts wissen." Von diesem merkwürdigen Sachverhalt kann sich jetzt jedermann eine klare Vorstellung machen. Aber auch für die

genauere Betrachtung der einzelnen Bilder leistet die vorliegende Publikation Bemerkenswertes, indem sie von den umfangreichsten Bildern auch Detailausschnitte gibt und die übrigen durchweg in voller Seitengröfse bringt. Beigegeben sind wieder 3 vorzüglich orientierende Verzeichnisse: 1. Chronologisches Verzeichnis der Gemälde, 2. Aufbewahrungsort und Besitzer der Gemälde, 3. Systematisches Verzeichnis der Gemälde. Man kann ruhig sagen, dafs sich die Deutsche Verlagsanstalt mit dieser Veröffentlichung ein Verdienst um die Förderung der Kunstgeschichte erworben hat. Wie billig der Preis gestellt ist, sieht jeder, der das Gebotene genauer betrachtet.

Bei dieser Gelegenheit sei gleich darauf aufmerksam gemacht, dafs die Deutsche Verlagsanstalt, ermutigt durch den schönen Erfolg der 5 ersten Bände ihrer Klassiker der Kunst, sich dazu entschlossen hat, eine Lieferungsausgabe davon zu veranstalten, welche den Bezug erleichtert. Die 5 ersten Bände (Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer, Rubens) bilden die erste Serie. Dieselbe erscheint nun in 70 Lieferungen, von denen jede 50 Pf. kostet, also ist der Preis der gesamten ersten Serie 35 Mk. Soeben ist die erste Lieferung ausgegeben worden, welche 8 Seiten Text und 8 Seiten Abbildungen zu Raffael, 8 Seiten Abbildungen von Werken Tizians und 8 Seiten solcher von Werken Dürers enthält. Es mag genügen, hier darauf hinzuweisen, dafs diese bequeme Lieferungsausgabe für alle jene zu empfehlen ist, welchen die Anschaffung der ganzen Bände auf einmal zu kostspielig erscheint. Inhalt und Ausstattung ist bei der Lieferungsausgabe die gleiche wie bei der Bandausgabe. J. M.

Sechs Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden in Farbendruck ausgeführt nach Aquarellen von Prof. Dr. Julius Naue. Gröfse jeder einzelnen Tafel 110×80 cm. Preis des kompletten Bilderzyklus roh in Hülse, inkl. Erläuterungsheft 20 Mk.; aufgezogen auf Leinwand mit Stäben inkl. Erläuterungsheft 30 Mk. München 1905. Verlag von Piloty und Loehle. — Der bekannte Prähistoriker, Kunstmaler Prof. Dr. Julius Naue hat mit den oben bezeichneten 6 Tafeln einen beachtenswerten Versuch gemacht, neues Anschauungsmaterial für den Unterricht in der Geschichte und Kulturgeschichte zu liefern. Man hat zu unterscheiden zwischen dem tatsächlich vorhandenen und den Zutaten des Künstlers. Ersteres sind die Waffen und Schmuckgegenstände, welche von Naue nach Originalen, teilweise (wie bei Tafel 1) nach eigenen Ausgrabungen aufgenommen worden sind. Daneben kommen die Figuren selbst und ihre Gewänder in Betracht, welche freie künstlerische Erfindung Naues sind, aber doch der Vorbilder nicht entbehren. Übrigens sind ähnliche Versuche schon gemacht worden, so z. B. finden sich in den Sammlungen von Kopenhagen Modellversuche für Tracht, Bewaffnung und Schmuck aus der Zeit der dänischen Moorfunde (Mann und Frau) = altgermanische Zeit, bei welchen allerdings zu beachten ist, dafs das Moor auch die Kleidungsstücke, Schuhe, Mützen vollständig erhalten und nur die ursprüngliche Farbe durch die seinige ersetzt hat (vgl. die schönen Abbildungen bei Heyck, Deutsche Geschichte 1. Abt. 1905 S. 144).

Haben also auch Naues Rekonstruktionsversuche nicht die gleiche Gewähr, so ist doch schon genügend viel für das Verständnis ferner Kulturepochen erreicht, wenn dem Beschauer ganz klar wird, in welcher Weise die Waffen, Heftnadeln und Schmuckstücke, Gürtel etc. getragen worden sind, und dieser Zweck ist vollkommen erreicht worden. Daher kommen diese Bilder in erster Linie für Staats- und Privatmuseen, historische Vereine etc. in Betracht, wo die daneben liegenden Funde erst durch solche Modellbilder gut verständlich werden. Dafs sie aufserdem auch für die Schule (Mittel- wie Hochschule) sehr nützlich und verwendbar sind, wird wohl kaum bestritten werden können. Speziell kommt für Bayern in Berücksichtigung, dafs Naue damit wesentlich ein Bild vorgeschichtlicher Kulturperioden auf altbayerischem Boden geben wollte; denn er stützt sich bei seinen Versuchen meist auf heimische Funde. Der Gedanke dazu kam ihm gelegentlich einiger öffentlicher Vorträge vor mehreren Jahren, wo ein grofser von ihm ausgestellter Figurenkarton lebhaftes Interesse erregte.

Für seine Darstellungen, bei denen er nach eigenem Geständnis besonders an die heranwachsende Jugend denkt, in deren Gedächtnis bildlich vorgeführte Beispiele besser haften, hat sich der Autor auf 4 Kulturepochen beschränkt:

1.) Ältere Bronzezeit (2 Bilder: Die weifse Frau oder die Priesterin von Mühlthal mit der in einem grofsen Grabhügel bei Mühlthal von Naue selbst gefundenen Ausstattung — junger Stammesfürst); 2.) Jüngere Bronzezeit (1 Bild: Reiche Frau); 3.) Hallstattperiode (2 Bilder: Stammesfürst und Reiches Mädchen); 4. Völkerwanderungszeit (1 Bild: Der junge Bajuwarenfürst Hortari nach Dahns Roman Felizitas nach der Eroberung von Salzburg).

Wir empfehlen den Lesern unserer Blätter von dem diesem Hefte beiliegenden Prospekt der Verlagshandlung Piloty und Löhle Einsicht zu nehmen, welcher verkleinerte Nachbildungen der grofsen Wandbilder enthält, damit sie sich selbst von diesen eine Vorstellung machen können. Jedenfalls verdienen Naues Bilder als interessantes Anschauungsmittel für den Unterricht empfohlen zu werden.

Leitfaden der Chemie insbesondere zum Gebrauche an landwirtschaftlichen Lehranstalten von Dr. Heinrich Baumhauer, Professor an der Universität zu Freiburg i. d. Schw. Erster Teil. Anorganische Chemie. Vierte Auflage. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Breisgau 1904. Herdersche Verlagshandlung. Preis 2 Mk., geb. 2.50 Mk. — Wenn der Titel auch das Buch zunächst den landwirtschaftlichen Schulen zuweist, so ist doch besonders die vorliegende Neuauflage auch für den Gebrauch an Gymnasien und anderen Mittelschulen passend. Der Lehrgang ist von Auflage zu Auflage induktiver geworden. den neueren Fortschritten in Theorie und Praxis ist die gebührende Beachtung geschenkt, die Darstellung ist zwar knapp, aber übersichtlich und leicht verständlich und somit insbesondere für das häusliche Studium der Schüler geeignet.

Philosophische Propaedeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterrichte von August Schulte-Tigges Direktor des Realgymnasiums I. E. und der Realschule zu Lüdenscheid. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1904. Druck und Verlag von G. Reimer. Preis 3 Mk., geb. 3.80 Mk. XVI und 221 S. — Die erste Auflage dieses Buches wurde hier (36. Jahrg. S. 275) bereits von Kollega Offner angezeigt. Es genügt also wohl, auf dessen anerkennendes Urteil, dem ich mich vollständig anschliefse, zu verweisen. Hervorheben möchte ich aber noch, dafs mir das Werkchen besonders geeignet erscheint, Religionslehrer der obersten Klassen, an die doch wohl öfters die Notwendigkeit herantritt, auf derartige Probleme einzugehen, über den dermaligen Stand dieser Fragen und über die Meinungen der naturwissenschaftlichen Kreise selbst zu informieren. H. St.

Grabers Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. Bearbeitet von Dr. Robert Latzel, K. K. Gymnasialdirektor. Mit 474 Abbildungen im Texte, 4 Farbendrucktafeln und einer Karte. Preis geb. 3.80 Mk. Leipzig 1904. Verlag von G. Freytag. — Die dritte Auflage dieses Leitfadens wurde hier (35. Jahrg. S. 550) bereits angezeigt. Die Veränderungen der neuen Auflage bestehen, abgesehen von Berichtigungen, Kürzungen und Umstellungen im Texte, hauptsächlich in einer Einschränkung der anatomischen Ausführungen. Weggefallen sind auch mit wenigen Ausnahmen die farbigen Anatomien des Atlasses. Papier und Druck sind wesentlich verbessert. Das Buch erscheint vor allem geeignet für reifere Schüler, die eines „Bilderbuches“ nicht mehr bedürfen.

Gresslers Lehr- und Lernbücher für den realistischen Unterricht in Seminar-, Stadt- und Mittelschulen auf neumethodischer Grundlage. II A. Pflanzenleben und Pflanzenarten. II B. Tierleben und Tierarten. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Gressler. Preis des Bändchens einzeln 1.50 Mk., bei Einführung 1.— Mk. Genannte Sammlung haben wir als methodologisch bedeutsam schon früher gekennzeichnet; auch diese beiden Bändchen entsprechen dem Prinzip der Anschaulichkeit und relativer Wissenschaftlichkeit und verdienen deshalb die Beachtung eines jeden Lehrers der Naturkunde. Papier und Druck, sowie einzelne der sonst recht lobenswerten Abbildungen lassen zu wünschen übrig; doch ist wohl um den beispiellos billigen Preis (269 resp. 216 S.) nichts Besseres zu liefern.

Naturstudien im Hause, Plaudereien in der Dämmerstunde. In Leinwand geb. 3.20 Mk. 2. Auflage 1901. Naturstudien im Garten, Plaudereien am Sonntag Vormittag. 2. Auflage 1905. In Leinwand geb. 3.60 Mk. Naturstudien in Wald und Feld, Spaziergangs-Plaudereien. 2. Auflage 1905. In Leinwand geb. 3.60 Mk. Drei Bücher für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Naturstudien. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1905. Preis geb. 1 Mk. — Die Naturstudien im Hause und im Garten wurden hier in erster Auflage bereits angezeigt. Da nunmehr die ganze Reihe in 2. Auflage vorliegt, möchten wir neuerdings auf diese Bücher verweisen, welche sich ganz vorzüglich zur Einstellung in die Schülerbibliotheken der 3. und 4. Klasse sowie infolge ihrer prächtigen Ausstattung zur Empfehlung als Geschenke eignen. Es wird wohl kaum ein Gebiet der gesamten Natur geben, das hier nicht in allgemeinverständlicher, dramatisch belebter Gesprächsform behandelt wäre. Aber nicht nur die Jugend wird sich durch sie unterhalten und belehren lassen, auch der Lehrer kann von einem Meister volkstümlicher Darstellung wie Kräpelin für Behandlung naturkundlicher Stoffe und Fragestellung noch manches lernen. Das vierte Bändchen ist eine vom Hamburger Jugendschriftenausschufs mit geschickter Hand veranstaltete Auswahl aus den drei ersten und verdient infolge seines billigen Preises bei durchaus gediegenem Inhalte die weiteste Verbreitung.

Chemisch-mineralogischer Kursus: Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie an Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Lehranstalten. Nach methodischen Grundsätzen bearbeitet von Otto Ohmann, Professor am Dorotheen-städtischen Realgymnasium in Berlin. Dritte, teilweise umgearbeitete Auflage. Mit 126 in den Text gedruckten Figuren und einer Spektraltafel. Berlin 1904. Winckelmann und Söhne. Die zweite Auflage wurde hier (34. Jahrg. S. 718) bereits angezeigt, aufserdem hat E. Loew in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre XIII 89 f. den ganzen Lehrgang dargelegt, sodafs ein näheres Eingehen auf diese Dinge nicht mehr nötig erscheint. Die neue Auflage stellt durchaus das Chemische in den Vordergrund und entfernt sich dadurch weiter von unseren bayerischen Verhältnissen als die vorige; auch das Technologische wurde erweitert.

Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von O. Schmeil und W. B. Schmidt. Bd. 1, Heft 9. Die Milbenplage der Wohnungen, ihre Entstehung und Bekämpfung. Nebst einem Anhang über neuerliche Massenverbreitung einzelner anderer bisher wenig beachteter Wohnungsschädlinge von Prof. Dr. Friedrich Ludwig, Gymnasialoberlehrer in Greiz. Mit 7 Abbild. im Texte. Leipzig und Berlin 1904. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Preis 80 Pf. — Verfasser schildert das neuerdings häufiger werdende massenhafte Auftreten von Glycyphagus domesticus (Hausmilbe), Gl. prunorum (spinipes) Pflaumenmilbe, Carpoglyphus passularum (Hering), Aleurobius farinae und Tyroglyphus longior Gerv. u. Siro (L.) em. Latr. Käsemilbe, erklärt die Entstehung der Milbenseuchen und ihre Bekämpfung, die dadurch so sehr erschwert ist, dafs die gewöhnlichen Mittel, wie Insektenpulver, Essigäther, Kampfer, Naphthalin, Lysol, Formalin, schwefeligeSäure etc. nicht verfangen, sondern höchstens Schwefelkohlenstoff, xanthogensaures Kali und verwandte Stoffe oder die Ausräucherung im Buchenauschen Mottenkasten. Zum Schlusse behandelt er noch andere Wohnungsfeinde mit Massenvermehrung, wie Troctes-divinatorius, Atropos pulsatorius, Nymphopsocus destruktor und den Käfer Niptus hololeucus.

Leitfaden der Chemie für Realschulen. Von Dr. Max Ebeling, Oberlehrer an der 4. Realschule zu Berlin. Vierte verbesserte Auflage. Mit 281 Abbildungen. Berlin 1904. Weidmannsche Buchhandlung. Preis geb. 2.60 Mk. Die Vorzüge der Ebelingschen Bücher haben wir schon bei Besprechung des „Lehrbuches der Chemie“ kurz gezeichnet, weshalb wir hiefür auf jene verweisen. Von der letzten Auflage unterscheidet sich diese durch die Aufnahme von 14 neuen

Abbildungen, während der Text nur unwesentlich verändert wurde. Die statistischen Angaben wurden nach den neuesten Quellen ergänzt und am Schlusse des Buches nocheinmal zu einer Uebersicht zusammengefafst. Dabei wird mit Recht auf die bedauerliche Tatsache hingewiesen, dafs das deutsche Volk im Baugewerks- und Hüttenbetrieb alljährlich gegen 2 Milliarden Mark an Werten schafft, für alkoholische Getränke aber 3,3 Milliarden ausgibt.

Sammlung Göschen No. 205, 206, 207, 211. Anorganische chemische Industrie. I. Die Leblancsodaindustrie und ihre Nebenzweige. Mit 12 Tafeln. II. Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. Mit 6 Tafeln. III. Anorganische chemische Präparate. Mit 6 Tafeln. Von Dr. Gustav Rauter. Metalloide (Anorganische Chemie, 1. Teil). Von Dr. Oskar Schmidt, Diplom-Ingenieur, Assistent an der Kgl. Baugewerkschule in Stuttgart. Leipzig 1904. G. J. Göschensche Verlagshandlung. Preis des eleganten Leinwandbändchens 80 Pf. — Da jeder Lehrer der Naturkunde doch auch in Fühlung mit den Fortschritten der Technik bleiben sollte, die entsprechenden Zeitschriften und Handbücher aber wenigen zu Gebote stehen, so dürften vielen diese handlichen Bändchen der bekannten Göschenschen Sammlung willkommen sein, welche gerade dem Bedürfnisse des Lehrers auf diesem Gebiete entsprechen. Durch die dankenswerten Literaturangaben ist zugleich auch Weiterstrebenden der richtige Weg gewiesen. No. 207 (Anorganische chemische Präparate) dürfte sogar manchen Schüler interessieren.

Blumenbüchlein für Waldspaziergänger im Anschlufs an „Unsere Bäume und Sträucher" herausgegeben von Dr. B. Plüss, Reallehrer in Basel. Zweite verbesserte Auflage. Mit 254 Bildern. Freiburg i. Breisgau 1904. Herdersche Verlagshandlung. Preis geb. 2 Mk. Der Verfasser sucht jedem, und sollte er auch ganz ohne botanische Vorkenntnisse sein, das Erkennen der Waldblumen zu ermöglichen. Zu diesem Behufe gibt er nach kurzen Bemerkungen morphologischer Natur eine tabellarische Uebersicht der Waldblumen nach Blütenfarbe, Blatt- und Blütenformen und schliefst hieran eine reich illustrierte Beschreibung der Waldblumen sowie zum Schlusse eine tabellarische Uebersicht nach Standort, Blütenfarbe und Blütenzeit.

Dafs diese Methode Freunde gefunden hat, beweist wohl schon das Nötigwerden einer zweiten Auflage; zu bedauern ist, dafs aus zwingenden Rücksichten auf die Handlichkeit die Bäume und Sträucher in ein eigenes Bändchen verwiesen werden mufsten.

Samuel Schillings kleine Schulnaturgeschichte. Bearbeitung von R. Waeber. Auf Grund der preufsischen Lehrpläne von 1901 umgearbeitet durch J. Seiwert, Oberlehrer am K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Trier. Erster Teil: Der Mensch und das Tierreich. Mit 316 teilweise farbigen Abbildungen im Text sowie 4 Tafeln in vielfachem Farbendruck. Zweiter Teil: Das Pflanzenreich nach dem natürlichen System. Mit 221 Textabbildungen sowie einer schwarzen und 7 farbigen Tafeln. Zweiundzwanzigste Bearbeitung. Ferdinand Hirt, K. Universit.- u. Verlagsbuchhandlung, Breslau, 1904. Preis pro Bändchen geb. 2 Mk. — Ein Vergleich der verschiedenen Bearbeitungen von Schillings Schulbüchern von der ersten bis zur zweiundzwanzigsten Auflage ergäbe eine kleine Geschichte der Methodik der Naturwissenschaften und des didaktischen Illustrationswesens in Deutschland. Denn nur durch fortgesetzte Anpassung an die jeweiligen Forderungen war es diesen Büchern möglich, sich so viele Jahrzehnte lang gegen eine immer zahlreicher werdende Konkurrenz zu behaupten. In der vorliegenden Bearbeitung zeigt sich dieses Anpassungsbestreben insbesonders in der Aufnahme der Farbentafeln, die im zoologischen Teile Schutzfärbung und Nachäffung, im botanischen Pflanzenkrankheiten, Pilze, Alpenpflanzen, fleischfressende Pflanzen, Schmarotzer- und Humus-, Wasser- und Sumpfpflanzen darstellen.

Aus Natur- und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 20. Bändchen. Das Eisenhüttenwesen, erläutert in acht Vorträgen von Professor Dr. H. Wedding, Geh. Bergrat. Mit 12 Figuren im Text. 2. Aufl. Leipzig 1904, B. G. Teubner.

Preis geb. 1.25 Mk. — Bei der weltbeherrschenden Stellung der heutigen Eisenindustrie ist es für jeden Gebildeten unerläfslich, sich einen gewissen Ueberblick über deren Entwicklung, Bedeutung und Technik zu verschaffen. Hiezu erscheint vorliegendes Bändchen besonders passend; bei seiner allgemeinverständlichen Darstellungsweise — ist es doch aus Vorträgen vor Eisenarbeitern entstanden — dürfte es sich auch zur Einstellung in Schülerbibliotheken der 5. Klasse eignen.

Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte, dargestellt von Dr. M. Krass und Dr. H. Landois in Münster. Mit 253 eingedruckten Abbildungen. Elfte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Breisgau 1904. Herdersche Verlagshandlung. Preis 2.10 Mk., geb. 2.60 Mk. Die früheren Auflagen dieses vielgebrauchten Schulbuches fanden hier wiederholte Anerkennung, daher genügt es wohl, darauf zu verweisen, dafs die elfte Auflage mit zahlreichen weiteren Angaben oder kurzen Andeutungen auf dem Gebiete der Pflanzenbiologie bereichert wurde, sowie dafs viele Abbildungen teils ganz neu hinzukamen teils an Stelle minder guter traten.

Sammlung Göschen No. 210. Kristallographie. Von Dr. W. Bruhns, a. o. Professor an der Universität Strafsburg. Mit 190 Abbildungen. Preis in Leinwand gebunden 80 Pf. G. J. Göschensche Verlagshandlung in Leipzig. — Das vorliegende Bändchen der bekannten Sammlung sucht den Laien in das schwierige Gebiet der Krystallographie einzuführen, indem es erst in einem allgemeinen Teil die wichtigsten Vorbegriffe und Ausdrücke erläutert, um sodann nach einer Uebersicht der 32 Klassen der Krystallformen diese selbst nach den sechs Systemen geordnet zu beschreiben. Hieran schliefst sich noch ein gröfserer Abschnitt über die physikalischen und kurze Bemerkungen über thermische, magnetische und elektrische Eigenschaften der Krystalle. Somit gibt das Büchlein wenigstens einen Einblick in den dermaligen Stand dieses Wissenszweiges und erscheint, da im wesentlichen nur Erscheinungen geschildert werden, welche verhältnismäfsig leicht zu beobachten und zu verstehen sind, zur Einführung in denselben sehr geeignet.

Lehrbuch der Botanik für Realschulen und Gymnasien, im Hinblick auf ministerielle Vorschriften bearbeitet von Dr. Th. Bokorny, K. Gymnasialprofessor für Chemie und Naturgeschichte an den K. B. Militärbildungsanstalten. Mit 168 Figuren im Text. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1904. Verlag von Wilhelm Engelmann. Preis: geb. 2.60 Mk. — Der Plan des vorzüglich gedruckten und aufsergewöhnlich gut ausgestatteten Buches ist derselbe geblieben wie in der hier (35. Jahrg. S. 359) besprochenen ersten Auflage, desgleichen auch im grofsen und ganzen die Behandlung und der Umfang der einzelnen Kapitel. Bei der Beschreibung einzelner Pflanzenarten wurden biologische Dinge mehr als bisher berücksichtigt, jedoch ist der Verfasser ein Gegner einer ausschliefslich biologischen Behandlung des ganzen Unterrichtsstoffes. In der Systematik der Blütenpflanzen wurden in pädagogisch sehr anerkennenswerter Weise meist die Ordnungen in den Vordergrund gestellt, die Familien nur dann ausführlich behandelt, wenn sie besonderes Interesse hatten. Somit sei das Buch, das ja gerade für bayerische Anstalten geschrieben ist, der wohlwollenden Beachtung der Botaniklehrer an unseren Gymnasien bestens empfohlen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Schülerlesebibliothek.[1])

8. und 9. Klasse.

Herm. Andr. Krüger, Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern. Hamburg A. Janssen 1904. 508 S. Geb. 6 M.

„Den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war“ so lautet die Widmung des Buchs und in der Tat werden Schüler und Lehrer das Buch mit gleicher Freude und mit gleichem Nutzen lesen. Das Buch enthält die Geschichte eines Schülers von seinem Eintritt in die Knabenschule in „Herrenfeld“ bis zum Verlassen des Pädagogiums in „Girdein“ (letzteres ist Pseudonym für Niesky, wo die Brüdergemeinde ihre eigene Erziehungsanstalt besitzt). Die Entwickelung des Knaben, Freud und Leid im Schulleben, all das ist vortrefflich geschildert und man vergifst oft, dafs man es mit einem Roman zu tun hat. Sicherlich ist es auch bei der Schilderung von Lehrern (unter denen sich ganz prächtige Gestalten befinden) und Schülern vielfach eigene Erinnerung, die dem Verfasser die Feder führt. Auch der Humor kommt zu seinem Recht, wie das in einem „Bubenroman“ selbstverständlich ist. (Nur den Humor auf S. 277 f. hätte vielleicht mancher gern vermifst.) Ich kenne nur ein Buch über die Schulzeit eines Knaben, das ich dem von Krüger an die Seite stellen möchte: „Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugbyjungen. (Nach dem Englischen des Th. Hughes bearbeitet von Dr. Ernst Wagner“. Gotha Perthes). Beide Bücher haben vieles gemeinsam, auch den ernsten religiösen Hintergrund (bei Krüger ist es das Leben der frommen Brüdergemeinde), von dem sich der Erziehungsroman abhebt. Näheres über das Buch findet man Beil. z. Allg. Ztg. 1904 Nr. 266; die schöne Literatur, Beil. z. Lit. Zentralbl. 5 (1904) p. 393. Die Ausstattung (Buchschmuck von E. Liebermann) ist vorzüglich.

Das Buch ist für die Schülerbibliotheken der beiden obersten Klassen aufs wärmste zu empfehlen.

München. Otto Stählin.

8. und 9. Klasse.

Leibeigen. Roman von J. A. Cüppers. Mit Bildern von Phil. Schuhmacher. Im Anhang die Novelle Noli me tangere, illustriert von R. Ruckdäschel. München 1903. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis geb. 5 M.

Sehr geeignet. Ausführlichere Besprechung siehe oben S. 380.

München. Dr. J. Melber.

1. und 2. Klasse.

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. Zweite, verbesserte Auflage. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. (VI u. 140 S.) gr. 8. Preis vornehm geb. 2.40 M.

Die Schüler werden helle Freude an den prächtigen, humorvollen und durchaus harmlosen Märchen haben, worin erzählt wird, warum die Schweine Ringelschwänze haben, wie das Wasser im Meer salzig geworden ist, wie die Feindschaft zwischen Hund und Katze entstand, warum der Ochse langsam geht und

[1]) Vgl. die früheren Verzeichnisse Jahrg. 1904 S. 422 ff., Jahrg. 1905 S. 154 f. (Die Red.)

wie die Knorren ins Holz gekommen sind, von den Feuersteinen und vom Siebengestirn, vom Mann im Mond, von Schlüsselblumen und der Wegwarte, von der Preifselbeere und dem Schneeglöckchen.

Der Lehrer findet darin neuen Stoff für Nacherzählungen. Auch der Bilderschmuck verdient alle Anerkennung.

München. Dr. Stadler.

3. Klasse.

Agot Gjems-Selmer, Die Doktorsfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend. Einzig autorisierte Übersetzung von Francis Maro. 158 S. München. Dr. J. Marchlewski & Co.

Ein reizendes Buch, das in einzelnen, lose aneinander gereihten Bildern das Leben einer Familie am Balsfjord (etwa unter dem 70. Breitengrad bei Tromsö) schildert. Für die 3. Klasse sehr zu empfehlen. Aber der letzte Abschnitt (S. 149—158) ist zu entfernen, da hier S. 156 in einer, einstweilen für Schulbibliotheken noch ungeeigneten Weise von der Entstehung des Kindes im Innern seiner Mutter die Rede ist. Der Abschnitt kann ohne Schaden für das Ganze aus dem Buch genommen werden.

München. Otto Stählin.

Berichtigungen zum Personalstatus 1905.

I. Teil.

1. Als Nichtmitglieder (x) wurden irrtümlicherweise folgende Herren Vereinsmitglieder bezeichnet:

Philipp Finger, (früher Bayreuth, jetzt Fürth), Friedrich Unkelbach, Kaiserslautern, Karl Salzgeber, Kaiserslautern, Theodor Nifsl, Kaiserslautern, Wilhelm Summa, Lohr, Albert Neugschwender, Lohr, Georg Karg, Speyer, Eduard Vogt, Würzburg N., Max Schuster, Landstuhl, Pius Prielmann, München, Maxgymn.

2. Zu streichen ist S. 9 (unter Metten): P. Amand Meyer (M.); statt Dimpf mufs es hier heifsen: Dimfl.

Ferner ist zu streichen S. 19 (unter Miltenberg): Fritz Lötz (jetzt G. A. in Augsburg St.). Als Gründungsjahr für Miltenberg ist einzustellen: 1697. Zu streichen ist auf S. 12 (unter Nürnberg A.): Georg Heinrich (M.). Einzufügen ist auf S. 20 (unter Traunstein): G.-L. Dr. Max Berger (R.).

II. Teil.

S. 26/27 ist bei Bicherl, Rudolf zu streichen die Bez. „zugleich Lehrer für Kalligraphie; sie gehört eine Zeile höher. S. 43 fehlt bei Held Jos. (Frankenthal) und S. 63 bei Pfeiffer Friedr. (Frankenthal) die Bemerkung L. R. S 61 ist bei Osberger Georg, K. R. als Anstellungsdatum zu setzen 11. 11. 74 statt 9. 11. 74. S. 68 fehlt bei Schleufsinger, Aug., G.-Pr. O. L. a. D., Inh. d. silb. Milit.-Verd.-Med., d. Mil.-Verd.-Kreuzes mit Schwertern, der Denkm. 70/71 f. Komb., L. D. 1. Kl. und K. W. E. M. nnd bei Dr Schmitt, Rektor in Edenkoben die Bemerkung: L. L. a. D., Ehrenbürger der Stadt Edenkoben, M. 4., Dienstauszeichnungskreuz f. 20jähr. Tätigkeit im Dienst des roten Kreuzes, Denkm. 70/71 f. Komb., K. W. E. M., L. D. S. 77 fehlt bei Schwab, Dr. Otto, G.-Pr. o. L. a. D., L. D. 1. Kl., bei Thannheimer und bei Vierheilig (Lohr) die Bemerkung: Zgl. Lehrer f. Naturk. S. 80 mufs bei Wimmer, Franz Paul die Bem. lauten: geprüfter Lehrer f. Naturk.; ferner fehlt bei Wurm Adolf (Freising) die Bemerkung: L. R., Lehrer d. Stenogr.

III. Teil.

S. 87 ist das Datum der Ernennung zum Gym.-Prof. in folgender Weise richtig zu stellen bei:

	Konk. 64:	Koch Alwin	1. 10. 80,
	„ 68:	Roth Karl	16. 10 81,
	„ 69:	Dr. Schmitt Joh. Jos.	1. 10. 77,
	„ 74:	Hellfritzsch Franz	30. 11. 79,
S. 88	Konk. 75:	Ebitsch Franz	1. 1 88,
	„ 76:	Bucher Joseph	15. 11. 90,
	„ 77:	Dr. Oertel	1. 9. 94.

S. 98 ist Bauereisen bei Konk. 96 zu streichen und bei Konk. 98 suo loco einzusetzen. S. 99 ist Thürauf Friedrich Konk. 98 auf Konkurs 97 zurückdatiert. S. 101 Konk. 99 ist Dr. Georg Alfred Weifsenburg etc. zu streichen; dafür ist auf S. 99, Konk. 99 einzusetzen zwischen Forster und Dr. Heindl: Dr. Georg Alfred Weifsenburg G. L. 1. 4. 04; ferner ist S. 101 Merz, Ludw. bei Konk. 99 zu streichen und bei Konk. 1900 einzusetzen. S. 103 Konk. 02 ist zwischen Dexel und Ewald einzusetzen: Enzinger Karl, Weiden 1. 10. 03. S. 109 mufs es heifsen: Dr. Tempel Hans statt Tempel Hans. S. 113 ist bei Eichhorn, Karl, Dinkelsbühl als Datum der Ernennung z. Gymnprof. nachzutragen 1. 1. 1904. S. 116 Konk. 02 mufs es statt Rab Karl heifsen: Käb Karl".

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: der Gymnasiallehrer am Gymnasium Ingolstadt Hugo Kögerl zum Gymnasialprofessor an das Gymnasium Schweinfurt, der Gymnasiallehrer am Ludwigs-Gymnasium in München Mich. Amend zum Gymnasialprofessor am Gymnasium Dillingen und der mit dem Titel und Rang eines Gymnasialprofessors ausgestattete Gymnasiallehrer für neuere Sprachen Georg Riedel am Gymnasium Kaiserslautern zum Gymnasialprofessor für neuere Sprachen an dieser Anstalt; der Assistent am Gymnasium Neustadt a. H. Kaspar Höfs zum Gymnasiallehrer am Gymnasium Speyer, der Assistent am Alten Gymnasium in Würzburg Hans Abert zum Gymnasiallehrer am Gymnasium Eichstätt, der Assistent für neuere Sprachen an der Gisela-Kreisrealschule in München Dr. Friedrich Holl zum Gymnasiallehrer für neuere Sprachen am Progymnasium Schwabach, der Assistent an der Lateinschule Hafsfurt Franz Adam Bergmann zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Kusel, der Assistent an der Lateinschule Hammelburg H. Sattler zum Studienlehrer an der Lateinschule Blieskastel und der Assistent am Gymnasium Fürth P. Kellermann zum Studienlehrer an der Lateinschule Lindau. Der Predigtamtskandidat und vormalige Repetent in der theologischen Fakultät der k. Universität Erlangen Dr. Gustav Heumann in Erlangen wurde, seinem Ansuchen entsprechend, zum protestantischen Religionslehrer am Theresien-Gymnasium in München und der derzeitige Hausgeistliche an der Kreisirrenanstalt Werneck, Pfarrer Karl Schöpf zum prot. Religionslehrer am A. G. in Nürnberg in widerruflicher Weise ernannt und beiden zugleich für die Dauer dieser Funktion der Titel und Rang eines k. Gymnasialprofessors verliehen;

b) an Realanstalten: der Reallehrer für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Kreislandwirtschaftsschule Lichtenhof Franz Xaver Sponheimer zum Professor an dieser Anstalt mit dem Range und Gehalt eines Gymnasialprofessors befördert;

Versetzt: a) an humanischen Anstalten: die Nachbenannten wurden auf ihr Ansuchen in gleicher Diensteseigenschaft versetzt und zwar der Gymnasialprofessor Matthias Graf vom Gymnasium Dillingen an das Luitpoldgymnasium in München; der Professor für neuere Sprachen Dr. Heinrich Gafsner vom Kadettenkorps in München als Gymnasialprofessor für neuere Sprachen an das Theresiengymnasium in München, der Gymnasialprofessor August Keppel vom Gymnasium Schweinfurt an das Gymnasium Bayreuth; der Gymnasiallehrer Georg Ledermann vom Gymnasium Eichstätt an das Ludwigsgymnasium in München, der Gymnasiallehrer Friedrich Mordstein vom Progymnasium Kusel an das Gymnasium Ingolstadt und der Studienlehrer Georg Faderl von der Lateinschule Blieskastel als Gymnasiallehrer an das alte Gymnasium in Bamberg.

b) an Realanstalten: —

Assistenten: a) an humanistischen Anstalten: dem Gymnasium Neustadt a. H. wurde der geprüfte Lehramtskandidat Wilhelm Weber aus Bärenhütte, B.-A. Pirmasens, dem Gymnasium Bayreuth der geprüfte Lehramtskandidat Dr. Otto Gebhardt aus Donauwörth, dem Gymnasium Fürth der geprüfte Lehramtskandidat Philipp Finger aus Ramberg, B.-A. Bergzabern, dermalen Assistent am Gymnasium Bayreuth, seiner Versetzungsbitte entsprechend, dem Alten Gymnasium in Würzburg, der geprüfte Lehramtskandidat Dr. Wilh. Metzger aus Schweinfurt, der Lateinschule Hammelburg der gepr. Lehramtskandidat Ferd. Leuchtweis aus Neubrunn, B.-A. Marktheidenfeld, und der Lateinschule Hafs-

furt der geprüfte Lehramtskandidat Robert Weinmann aus München, sämtliche in widerruflicher Weise, als Assistenten beigegeben; der Assistent am Progymnasium Kusel Cyriakus Grünewald auf Ansuchen der ihm übertragenen Funktion enthoben und dem Progymnasium Kusel der geprüfte Lehramtskandidat Wilhelm Bauer aus Straubing in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben;

b) an Realanstalten: die an der Gisela-Kreisrealschule in München sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen wurde dem geprüften Lehramtskandidaten Max Drexler aus Klafferstrafs und die an der Realschule Deggendorf neuerrichtete Assistentenstelle für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie dem geprüften Lehramtskandidaten Eduard Leibeck aus Schaidt, dermalen Lehrer am Pädagogium Ustrich in München, in widerruflicher Weise übertragen.

Stipendien: dem Assistenten am Theresiengymnasium Georg Hofmann in München wurde für das Jahr 1905 zum Besuche des Archäologischen Institutes in Rom und dessen Filiale in Athen ein Reisestipendium im Betrage von 2160 M. verliehen.

Neuphilologische Reisestipendien wurden für das Jahr 1905 an folgende Lehrer der neueren Sprachen verliehen: im Betrage von 900 M: dem Reallehrer Max Berger an der Realschule in Landau i. P.; dem Reallehrer Dr. Friedrich Buff an der Realschule Hof; dem Aushilfsassistenten Jakob Treu an der Kreisrealschule I in Nürnberg; im Betrage von 700 M.: dem Reallehrer Franz Bichlmaier an der Luitpoldkreisrealschule in München; dem P. Michael Huber O. S. B., Lehrer am Gymnasium in Metten; dem Assistenten Fritz Joseph an der Industrieschule Nürnberg; im Betrage zu 500 M.: dem Gymnasialprofessor Dr. Richard Ackermann am Alten Gymnasium in Nürnberg; dem Reallehrer Christoph Beck an der Realschule Deggendorf; dem Professor Dr. Arnold Debétaz an der Realschule Fürth; dem Gymnasialprofessor Dr. Heinrich Dhom am Gymnasium in Eichstätt; dem Professor Dr. Otto Fischer an der Giselakreisrealschule in München; dem Reallehrer Ludwig Hartmann an der Realschule Weilheim; dem Gymnasialprofessor Dr. Georg Heeger am Gymnasium in Landau i. Pf.; dem Gymnasialprofessor Dr. Bruno Herlet am alten Gymnasium in Bamberg; dem Reallehrer Friedrich Kratz an der Realschule Ansbach; dem Reallehrer Lorenz Reff an der Realschule Aschaffenburg.

Entlassen: a) an humanistischen Anstalten: der Gymnasialprofessor für protestantische Religionslehre am Theresiengymnasium in München Julius Lohmann wurde auf Ansuchen aus dem Staatsdienste entlassen vorbehaltlich des Rücktrittes; dem Gymnasialprofessor für neuere Sprachen am Progymnasium Schwabach Dr. Jakob Haber wurde die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste vorbehaltlich des Rücktrittes bewilligt;

b) an Realanstalten: Dem Professor für Tiefbau an der Industrieschule Nürnberg Karl Seidl wurde, seinem Ansuchen entsprechend, die Entlassung aus dem Staatsdienste bewilligt.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: der im zeitlichen Ruhestande befindliche Gymnasialprofessor Max Toussaint, vormals am Wilhelmsgymnasium in München, der im zeitlichen Ruhestande befindliche Gymnasialprofessor Robert Neidhardt, vormals am Gymnasium Passau, und der im zeitlichen Ruhestande befindliche Gymnasiallehrer Peter Rief, vormals am Gymnasium Speyer, sämtliche wegen Fortdauer ihres körperlichen Leidens und der hiedurch herbeigeführten Dienstesunfähigkeit wurden unter Anerkennung ihrer langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt. Der Gymnasialprofessor am Gymnasium Bayreuth Dr. Wilhelm Brunco, der Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium in Bamberg Johannes Braun und der Gymnasiallehrer am Gymnasium in Speyer Karl Goetz, sämtliche ihrem Ansuchen entsprechend, wegen körperlichen Leidens in den Ruhestand auf die Dauer eines Jahres versetzt.

b) an Realanstalten: der im zeitlichen Ruhestande befindliche Reallehrer für Chemie und Naturbeschreibung der Realschule Bad Kissingen Professor Max Bottler und der im zeitlichen Ruhestand befindliche Reallehrer der neueren Sprachen der Realschule Bad Kissingen Michael Baefsler wegen nachgewiesenen körperlichen Leidens ihrem Ansuchen entsprechend unter Anerkennung ihrer langjährigen und treuen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt, dann der

Professor für Chemie und Naturbeschreibung der Kreisrealschule I in Nürnberg Johann Riefs wegen körperlichen Leidens auf die Dauer eines Jahres in den Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Clemens Cammerer, Gymnasialprofessor in Burghausen; Georg Froschmaier, Gymnasiallehrer a. D. in Neuburg a. D.; Friedrich Eckerlein, Gymnasialprofessor für prot. Religion am alten Gymnasium in Nürnberg, Anton Geist, Gymnasialprofessor a. D. in Dillingen.

b) an Realanstalten: Hubert Merk, Reallehrer a. D. in Kaiserslautern.

Neu erschienene, der Redaktion zugegangene Bücher.

Vorbemerkung: Die grofse Zahl der uns zugehenden neuen literarischen Erscheinungen aus den verschiedensten Gebieten steht nicht im Verhältnis zu dem uns für die Besprechungen zur Verfügung stehenden Raume in unseren Bättern; selbst wenn zahlreiche kürzere Besprechungen in der Abteilung III: „Literarische Notizen" untergebracht werden, ist es nicht möglich, jedes einzelne Buch zu besprechen, zumal es sich oft um Grammatiken, Lesebücher, Übungsbücher, literargeschichtliche und geschichtliche Leitfäden, Aufgabensammlungen etc. handelt, die für eine Einführung in bayerischen Schulen überhaupt nicht in Betracht kommen, oder auch um Neuauflagen von Werken, die früher in unseren Blättern besprochen worden sind und unerhebliche Veränderungen aufweisen. Daher wird fortan jedem Hefte ein alphabetisches Verzeichnis der inzwischen neu eingesandten Bücher zum Teil mit ganz kurzen Bemerkungen beigegeben, soweit solche Bücher nicht einem der Herren Mitarbeiter bereits zur Besprechung übergeben wurden. Besprechung der hier verzeichneten Erscheinungen bleibt vorbehalten, auf Rücksendung der nicht besprochenen Bücher, soweit sie uns unverlangt zugesandt worden sind, können wir uns nicht einlassen. Die Redaktion.

Auswahl aus den Höfischen Epikern des deutschen Mittelalters. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Paul Hagen und Thomas Lenschau 2. Bändchen. Wolfram von Eschenbach 1. Auflage. Zweiter Abdruck in neuer Rechtschreibung (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). 78 S. geb. 60 Pfg. Leipzig, G. Freytag 1905.

Baumgartner Andreas: Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichtes. B. — Zürich, Art. Institut Orell Füfsli, 1904. (VII u. 132 S.; geb. 1.60 M.).

Bibliothek der Gesundheitspflege. Bd. 1. Joh. Orth, Geh. Medizinalrat, Prof. Dr. Berlin. Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheitspflege Brosch. 80 Pfg. geb. 1 M. Bd. 20. Rubner, Geh. Medizinalrat, Prof. Dr. Berlin. Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde. Brosch. 1.20 M. geb. 1.50 M Stuttgart, E. H. Moritz. 1904.

Zwei vortreffliche Werkchen, die in kurzer und allgemein verständlicher Fassung weitesten Kreisen durchaus wissenschaftliche Belehrung über diese wichtigen Fragen bieten. Es wäre nur zu wünschen, dafs auch die Schüler höherer Klassen an solcher Lektüre Geschmack fänden, den unteren Stufen fehlt dafür noch der nötige Ernst und das Verständnis.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon (ohne Text!) Leipzig, Teubner. 1905.

15. Paul Heyse, Kolberg. Erläutert von Prof. Dr. Heinrich Gloël in Wetzlar. 47 S.

16. Franz Grillparzer, Libussa. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Erläutert von Prof. Dr. Richard M. Mayer in Berlin. 38 S.

17. Theodor Storm, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant Erläutert von Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. 40 S.

18. C. F. Meyer, Der Heilige. Erläutert von Dr. K. Tredner in Jüterbog. 32 S.

19. Wilhelm Raabe, Alte Nester. Erläutert von Prof. Paul Gerber in Stargard in Pommern. 44 S.

20. Adalbert Stifter, Studien. Erläutert von Dr. Rudolf Fürst in Prag. 44 S.

Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. II. Hans Sachs. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. Jul. Sahr, Oberlehrer a. D. am Kgl. Kadettenkorps zu Dresden. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1905 (Sammlung Göschen, Bd. 24, Preis geb. 80 Pfg.).

In der 1. Auflage umfafste das Bändchen Hans Sachs und Johann Fischart, sowie in einem Anhang Brant und Hutten auf 169 S.; jetzt sind 144 S. ausschliefslich Hans Sachs gewidmet, so dafs die Sammlung um 2 Lieder und 1 Spruchgedicht vermehrt werden konnte.

Streifzüge durch die Welt der Grofsstadtkinder. Lebensbilder und Gedankengänge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen. Von F. Gansberg. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. (VIII u. 214 S.) geb. M 3.20.

Ein ganz originelles Buch zur Förderung des Anschauungsunterrichtes zunächst für die Hand des Volksschullehrers, doch mag es auch bei uns für Heimatkunde und deutschen Aufsatz dem Lehrer der beiden untersten Klassen gute Dienste leisten. Für die Schülerbibliotheken ist es nicht geeignet, da es vielfach nur pädagogische Winke und Skizzen bietet und sehr viele norddeutsche Provinzialismen enthält.

Hense, Dr. Josef, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Paderborn, Grundzüge der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht. — Beigabe zum deutschen Lesebuche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten desselben Verfassers. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1905. VIII. u. 37 S. Preis 70 Pfg.

Ursprünglich dem 3. Band des Lesebuchs beigegeben, dann weggelassen als die Lehrpläne von 1891 die philosophische Propädeutik ausschieden, erscheint dieser bei aller Knappheit höchst klare und übersichtliche und daher sehr empfehlenswerte Abrifs etwas erweitert in einem besonderen Hefte, nachdem die neuen Lehrpläne in Preufsen von 1901 die Aufnahme einer „in engen Grenzen zu haltenden Behandlung der Hauptpunkte der Logik und der empirischen Psychologie“ in den Lehrplan der Prima als „wünschenswert“ bezeichnet haben. Auch für unsere Verhältnisse ist das Heft sehr brauchbar.

Hinterberger, Alex., Doktor der gesamten Heilkunde in Wien, Ist unser Gymnasium eine zweckmäfsige Institution zu nennen? Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller, K. u. k. Hof- u. Universitätsbuchhandlung 1905. 115 S. 1.50 M.

„Dieser Aufsatz ist in bezug auf österreichische Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache geschrieben. Über Gymnasien nichtdeutscher Nationen Österreichs ist gar nicht gesprochen. Soviel dem Verfasser bekannt ist, sind ein Teil der Mittelschulen des deutschen Reiches in bezug auf vieles, besonders auf Latein und Griechisch, als die den ganzen Lehrplan beherrschenden Hauptgegenstände, durchaus nicht besser daran als die österreichischen Gymnasien. Es dürfte vieles von dem hier gesagten auch in bezug auf eine Anzahl von Mittelschulen des Deutschen Reiches gelten.“

Hug, J.: Kleine französische Laut- und Leseschule mit phonetischen Erläuterungen. Mit einem Begleitwort von Prof. A. André, Lektor an der Universität Lausanne. Zürich, Art. Institut Orell Füfsli. (XII u. 52 S.; geb. 1 fr. 50.)

Jerome K. Jerome, Fact and Fiction. Sketches, Tales and a Play in Prose. Edited w. explan. notes by Dr. Kurt Schladebach. Berlin, Weidmann, 1904 (Schulbibliothek v. Bahlsen und Hengesbach, Nr. 42). IX u. 144 S. geb. 1.40 M.

Die Verwendbarkeit dieses Lesestoffes an Gymnasien ist nicht unbedingt in Abrede zu stellen, doch mufs dieselbe bezweifelt werden. — Brauchbare Ausgabe.

Koch, Dr. John: Elementarbuch der Englischen Sprache. Dreifsigste

Auflage, Ausg. B. (Teil I von Foelsing-Koch, Lehrbuch der Englischen Sprache.) Hamburg, Henri Grand, 1904. 218 S. geb. 2.10 M.

Koch, Dr. John, Schulgrammatik der englischen Sprache nebst einer Synonymik und Übungsstücken Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Teil IV von Foelsing-Koch, Lehrbuch der Englischen Sprache.) Hamburg, 1905. Verlag v. Henri Grand. 268 S geb. 2.80 M.

Krueger, Dr. G., Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von Mr. William Wright. I. Teil: Elementarbuch. Leipzig, G Freytag, 1905. 114 S. geb. 1.60 M.

Die übermäfsige Verwendung der phonetischen Umschrift — S. 65 bis S. 80 enthalten nur Transskriptionen — läfst die Verwendbarkeit des Buches beim Klassenunterricht äufserst zweifelhaft erscheinen.

Linnig, Frz., Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zehnte, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. XII u 502 S. brosch. 3.40 M.

Eine empfehlende Besprechung der 6. und 7. Auflage dieses jedem Lehrer des Deutschen Belehrung und Anregung bietenden Aufsatzbuches findet sich Jahrg. 32 (1896) unserer Blätter, S. 263/64. Seitdem ist der Umfang des Buches um nahezu 100 Seiten gewachsen; es kann also nur noch angelegentlicher empfohlen werden.

Linnig, Frz., Deutsches Lesebuch. Zweiter Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschliefslich Untersekunda. 11. Auflage Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. XII u. 559 S. Preis geb. 4.10 M.

Die an der neuen Auflage dieses längst bewährten Lesebuches vorgenommenen Änderungen sind abgesehen von formellen Verbesserungen stoffliche Ergänzungen und Bereicherungen des bisherigen Bestandes, so namentlich zur 3 Abteilung „Zur Veranschaulichung der Geschichte und Kultur des deutschen Volkes", zu welcher zwei ganz neue Abschnitte kamen. Im poetischen Teil sind jetzt die Gedichte nach ihrem Grundcharakter in lyrische und epische geschieden.

Marschall, G. N., Deutsches Stilbuch. Dritter Kursus. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 6. verbesserte, nach der amtlichen Schreibweise und Interpunktion berichtigte Auflage. Nürnberg, Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung, 1905. Preis 1.80 M.

Zu wesentlichen Änderungen war kein Anlafs gegeben; doch wurde das Buch einer gründlichen Durchsicht unterzogen und vieles im einzelnen verbessert.

Meier, Dr. K. und Afsmann, Dr. B., Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache. Leipzig, Dr. Seele & Co.

1. Teil I. Engl. Schulgrammatik von Dr. K. Meier. 1899. XVI u. 213 S. 2.25 M. — 2. Teil II. Englisches Lese- und Übungsbuch. A. Unter- und Mittelstufe. 1899. 197 S. und Karte. — B. Oberstufe. 1901. 244 S. — 3 Ausgabe für Anstalten mit dreijährigem Kursus. I. Teil. Engl. Lehrgang. 1902. 298 u. 7 S. 2.60 M. II. Teil. Engl. Lesebuch. 1902. 229 S. — 4. Wörterbuch von Dr. B. Afsmann. 1900. 72 S. (Bei mehreren Bänden ist kein Preis angegeben.)

Nieberdings Schulgeographie Bearbeitet von Wilhelm Richter, Prof am Gymn. zu Paderborn. 24. Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. geb. 1.35 M.

Mit Rücksicht auf die neuesten Lehrpläne ist die Reihenfolge der Erdteile geändert und die Beschreibung der deutschen Kolonien etwas gekürzt, sonst ist dem Buch sein bisheriger Charakter gelassen. Für bayerische Schulen kommt es zur Einführung nicht in Betracht.

Ploetz, Dr. G., Übungsbuch. Ausgabe E. Neue Ausgabe für Gymnasien, bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901. (Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der franz. Sprache.) Berlin, F. A. Herbig, 1905. XII u. 298 S. Ladenpreis ungeb. 2.25 M.

Plötz, Dr. Karl, ehem. Prof am Französ. Gymn. in Berlin, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Vierzehnte verbesserte Auflage. Preis geb. 3 M. Leipzig 1905, Verlag von A. G. Ploetz.

Die vorliegende Auflage zeigt einige Kürzungen in unwesentlichen Dingen, damit Wichtiges besser hervortrete, und übersichtlichere Gliederung der Ereignisse nach 1871.

Plüfs, Dr. B., Unsere Bäume und Sträucher. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube, nebst Blüten- und Knospen-Tabellen. 6. verbesserte Auflage. Mit 124 Bildern. Taschenformat. 12°. (VIII u. 138 S.) In Original-Einband: Leder-Imitation mit Deckenpressung 1.40 M. Freiburg im Breisgau. 1905. Herdersche Verlagshandlung.

Diese handlichen und praktischen Büchlein sind bereits so gut eingeführt, dafs sie keiner weiteren Empfehlung mehr bedürfen, nur auf die vielfach verwertbare Bestimmungstabelle der Holzgewächse im Winter möchten wir noch besonders hinweisen.

Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster:

4. Band. Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. Ein Beitrag zur Kenntnis der beginnenden Wiederbelebung des deutschen Mittelalters in der Literatur des 18. Jahrh. von Walther Pantenius. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1904. 132 S. Preis 4.80 M.

5. Band Die Dialogliteratur der Reformationszeit nach ihrer Entstehung und Entwicklung. Eine literarhistorische Studie von Gottfried Niemann. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1905. 95 S. 3.60 M.

Schiewelbein, Karl: Die für die Schule wichtigen französischen Synonyma. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904. Kart. 0,60 M. — 49 Seiten.

Schiller, Dr. Herm., Geh. Oberschulrat und Universitätsprof. a. D., Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig. O. R. Reisland. 1904. XIV u. 750 S. Preis 12 M.

Gegenüber der 1894 ausgegebenen 3. Auflage ist das Buch um 48 Seiten vergröfsert; bis Seite 575 konnte der Verfasser noch selbst die Revision der 3. Auflage vornehmen; nach seinem Tode hat es eine Reihe von Fachkollegen übernommen die fehlenden letzten Ergänzungen und Literaturnachweise zu geben. Trotzdem zwischen der 3. und 4. Auflage die Reform des höheren Schulwesens in Preufsen liegt, hat Schiller gröfsere Änderungen nicht vorgenommen, sondern nur einzelne Umarbeitungen. Übrigens bedarf das längst bekannte Buch keiner besonderen Empfehlung mehr.

Schönbach, Anton E, Über Lesen und Bildung. Siebente, stark erweiterte Auflage. 13. bis 15. Tausend. Graz, Leuschner und Lubenskys Universitätsbuchhandlung 1905. XV und 407 S. Preis 4.50 M.

Die 5. Auflage dieses mit Recht geschätzten und weitverbreiteten Buches (7.—9. Tausend, 333 S.) wurde in diesen Bl. Jahrg. 1898 (Bd. 34) S. 362, die erweiterte 6. Auflage (10.—12. Tausend, 369 S.) Jahrg. 1901 (Bd. 37) S. 616 besprochen und warm empfohlen. Die 7. Auflage erscheint abermals um 40 Seiten vermehrt. Im Hinblick auf die früheren Besprechungen braucht zur Empfehlung nichts weiter hinzugefügt werden.

Schüler-Kalender für Schüler höherer Lehranstalten für das Schuljahr 1905/1906. Herausgegeben von Dr. Adolf Sütterlin. 24. Jahrgang. Oster-Ausgabe. (Januar 1905 — Ende 1906). Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Schülerinnen-Kalender für das Schuljahr 1905/1906. Herausgegeben von Dr. Adolf Sütterlin. 22. Jahrgang. Oster-Ausgabe. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Schulz, Dr. Bernh., Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Nach Mafsgabe der Lehrpläne für die preufsischen höheren Schulen vom Jahre 1901 herausgegeben von Prof. Dr. Schmitz-Mancy in Crefeld, Prof. Köster in M.-Gladbach u. Oberlehrer Dr. Weyel in Crefeld. Erster Band. Für die unteren Klassen. 13., völlig umgearbeitete Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh 1905.

Das weitverbreitete und in seinem Werte vielfach anerkannte Lesebuch von Schulz ist in der neuen Bearbeitung im wesentlichen ein neues Buch geworden, welches nicht gar viele Stücke des alten wiederaufnehmen konnte. Sowohl die nachgoethische poetische Literatur als auch die reiche Prosaliteratur des 19. Jahrhunderts hat jetzt Berücksichtigung gefunden. Dieser Hinweis mag genügen um auch die bayerischen Kollegen auf dieses vortreffliche Lesebuch aufmerksam zu machen; denn in die bayerischen Mittelschulen kann es doch seiner Eigenart

nach, die in einem grofsen Abschnitt zunächst die vaterländische Geschichte im engeren Sinne berücksichtigt, nicht eingeführt werden.

Spies, Luise: Musterlektionen für den englischen Unterricht. Nach der analytischen Methode. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1904. XIV u. 239 S. 3 M. (Für den Unterricht an Mädchenschulen bestimmt).

Thiergen, Prof. Dr. O.: English Lessons. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der englischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Mit drei Ansichten und einem Plan von London sowie einer Münztafel. (Teubners kleine Sprachbücher. II. Englisch). 2. Auflage. Leipzig. B. G. Teubner, 1904. VI u 229 S.

Das Buch dürfte zur Erreichung seiner praktischen Ziele wohl geeignet sein, wenn es auch auf dem Titelblatt und im Vorwort etwas zu selbstbewufst auftritt.

Wershoven, Prof. Dr. F. J.: Conversations françaises. Stoffe und Vokabular zu französischen Sprechübungen. Nach den Forderungen der neuen Lehrpläne bearbeitet. — Zweite, verbesserte u. vermehrte Auflage. Cöthen, O. Schulze, 1904. 114 S. Geb. 1.25 M. (Ein nützliches und brauchbares Buch).

Ziegeler, Dr. Ernst, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia u. Sekunda. I. Heft. Vierte, verbesserte Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh 1905. XIV u. 112 S.

Die Sammlung enthält Dispositionen zu Aufgaben aus Cornelius Nepos, Cäsars Bellum Gallicum und Civile, Livius Buch XXII. Ovids Metamorphosen, Xenophons Anabasis, Homers Odyssee, Uhlands Balladen und Dramen und Schillers Gedichten, im ganzen 196 Nummern. Die vierte Auflage ist im einzelnen vielfach gebessert, einige unpassende Themata sind gestrichen worden, dagegen hat der Gesamtcharakter der Sammlung mit seiner nachdrücklichen Betonung antiker Stoffe keine Änderung erfahren.

Vereinsnachrichten.

Infolge der auf der jüngsten Generalversammlung in Würzburg vorgenommenen Neuwahlen und der inzwischen vollzogenen Ergänzung besteht der Ausschufs des Bayerischen Gymnasiallehrervereins aus folgenden Mitgliedern:

1. G.-Pr. Dr. Aug. Stapfer (Wilhelmsg.), 1. Vorstand;
2. G.-Pr. Dr. Friedr. Burger (Wilhelmsg.), Stellvertreter des Vorstandes;
3. G.-L. Joh. Inglsperger (Wilhelmsg.), Kassier;
4. G.-L. Dr. Sebastian Schlittenbauer (Ludwigsg.), Schriftführer;
5. G.-Pr. Dr. Joh. Melber (Maxg.), Redakteur;

ferner:

6. G.-Pr. Eugen Brand (Ludwigsg.);
7. G.Ass Leonhard Loesch (Luitpoldsg.);
8. G.-Pr. Ernst Piechler (Theresieng., Math.);
9. G.-Pr. Dr. Herm. Stadler (Maxg.);
10. G.-Pr. Dr. Michael Waldmann (Wilhelmsg., N.Spr.);
11. G.-L. Dr. Friedr. Weber (Maxg.);
12. G.-Pr. Jos. Zametzer (Luitpoldsg., Math.)

Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten, jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Johann Inglsperger in München (Bürkleinstr. 15/III) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Max Kellerer, Hofbuchhandlung, München.
1 Piloty & Loehle, München.
1 Allgemeine Verlags-Gesellschaft München.
1 Ernst Wunderlich, Leipzig.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

Einundvierzigster Band.

VII. & VIII. Heft.

Juli-August.

(Ausgegeben am 11. Juli 1905.)

München, 1905.

J. Lindauersche Buchhandlung.

(Schöpping.)

Kaufingerstrasse 29.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des VII. & VIII. Heftes.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Friedr. Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) wenden; außerdem können Anfragen in Vereinsangelegenheiten auch direkt an den Schriftführer, Gymnasiallehrer Dr. Sebastian Schlittenbauer in München, Ringseisstraſse 14/II gerichtet werden; **alle die**

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Die Verwendung von Farbe an den Baudenkmälern und Bildwerken des klassischen Altertums.

Vortrag von Dr. Nik. Spiegel, K. Gymnasialprofessor am Alten Gymnasium Würzburg, gehalten bei der XXIII. Generalversammlung der bayerischen Gymnasiallehrer zu Würzburg, Ostern 1905.

[Die Arbeit wurde angeregt durch einen Vortrag des Herrn Professors Dr. Bulle-Erlangen auf dem letzten archäologischen Kurse und wesentlich gefördert durch die reichen Schätze des unter der Leitung von Professor Dr. Wolters stehenden Kunsthistorischen Instituts (Wagnerschen Museums) in Würzburg.]

Bis weit in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein war man allgemein der Ansicht, dafs Farben bei den Erzeugnissen der darstellenden Kunst im Altertum nicht angewendet worden seien. Zeigten doch weder die erhaltenen Bautenüberreste eine Spur von solchen noch auch die Bildwerke, welche man dem schützenden Erdboden entnahm. Ja, man erklärte den augenscheinlichen Verzicht auf Farbe für einen der gröfsten Vorzüge der griechischen Kunst gegenüber den Bestrebungen späterer Zeiten, weil hier einzig durch die reine Form die ganze Wirkung erzielt werde.

Da überraschten in den Dreifsigerjahren des verflossenen Jahrhunderts zwei deutsche Gelehrte, die aber beide ihre Studien in Paris gemacht hatten, die gelehrte Welt mit der Nachricht, dafs sie unzweifelhafte Farbspuren an Bauten des Altertums beobachtet hätten, und zwar Hittorf, ein geborener Kölner[1]), an den Tempeln von Selinunt, und Semper, geboren zu Hamburg[1]), am sogenannten Theseion zu Athen. Die Männer der Wissenschaft verhielten sich diesen Mitteilungen gegenüber sehr kühl. Da nach der herrschenden Ansicht die Anwendung von Farbe in der griechischen Kunst grundsätzlich ausgeschlossen war, so konnten, wenn die beobachteten Spuren überhaupt wirkliche Farben und nicht Oxydationsprodukte des Marmors[2]) waren, diese nur zufällig an Ort und Stelle gekommen sein. Gegen die weitere Schlufsfolgerung, wenn die Tempel bemalt gewesen seien, so müfsten auch die Bildwerke Farben getragen haben, was schon 1815 Quatermère-de-Quincy in seinen Untersuchungen über den Olympischen Jupiter aus anderen Gründen geschlossen hatte, verhielt man sich völlig ablehnend. Die Vernichtung der Neuerer übernahm

---

[1]) Hittorf war geboren 1793. Seine „Vorläufige Anzeige“ erschien 1831, sein Hauptwerk: L'architecture polychrome chez les Grecs, 1851 zu Paris. Er hat überzeugend die Blaufärbung der Triglyphen nachgewiesen. — Von Gottfried Semper (geb. 1803) kommt hauptsächlich in Betracht sein Werk: Der Stil und die tektonischen Künste. 1860.

[2]) Jeder Marmor enthält nämlich Eisen.

Kugler[1]), aber mit negativem Erfolg. Gerade die Sorgfalt, mit der er alle beobachteten Spuren zusammentrug, lieferte den Anhängern der Farbentheorie weitere Waffen und führte ihnen neue Jünger zu, von denen manche, ich erinnere nur an Karl Bötticher[2]), mit hinreifsender Begeisterung für ihre Ansicht kämpften. Immerhin blieb aber der ganze Streit noch ein Kampf der Ansichten gegen Meinungen, weil es an beweiskräftigem Material fehlte. Erst seitdem durch neue Funde und sorgfältige Untersuchungen nach dieser Richtung hin eine feste Grundlage geschaffen war und so besonnene und kenntnisreiche Männer wie Treu[3]), Fenger[3]), Bulle[3]) und andere mit voller Überzeugung für die Vielfarbigkeit der Antike sich aussprachen, können wir die Frage als prinzipiell entschieden ansehen.

Leider wird die Tatsache, dafs sowohl die Tempel wie die Bildwerke des klassischen Altertums zu allen Zeiten in bunten Farben prangten, in unseren Kreisen viel zu wenig beachtet, sodafs es mehr als ein Gymnasium gibt, an welchem die Schüler nur vom Zeichenlehrer gelegentlich darauf hingewiesen werden. Daher ist es vielleicht von Interesse einmal eine Auswahl von den erhaltenen Denkmälern polychromer Baukunst und Plastik im Bilde vorzuführen unter Angabe der Quellen und Hervorhebung dessen, was heute noch an Farben zu sehen, was von den Ergänzungen als sicher, als wahrscheinlich, als versucht und als mifslungen zu betrachten ist.

Aus dem homerischen *μέγαρον* ist sowohl das griechische Haus wie der griechische Tempel hervorgegangen. Die althellenischen Kultusstätten waren von sehr einfacher Konstruktion: die Mauern aus porösem Kalkstein trugen ein wagrechtes Dachgebälk von Holz und dieses wieder war belegt mit einer dicken Schicht Lehm. Wo das Holzwerk zutage trat, verzierte man es mit Schnitzereien oder man suchte es durch Tonplatten gegen das Wetter zu schützen. Cybulski (Tfl. 10) hat den Versuch gemacht, das griechische „Urhaus" zu rekonstruieren. Allein an seiner *Οἰκία ξυλίνη** [4]) ist doch manches bedenklich. Vor allem ist die erhöhte Lehmdecke unsicher, denn die Darstellung der Françoisvase, die Cybulski zugrund gelegt hat, ist an dieser Stelle be-

[1]) Über die Polychromie der griechischen Skulptur und Architektur und ihre Grenzen 1835. Die Blaufärbung der Triglyphen gestand er zu, sonst aber waren die Tempel der Griechen nach seiner Ansicht ohne Farben. An Bildwerken nahm er nur an, was sich nicht wegleugnen liefs: Färbung der Lippen, Augen, Haare und Gewandsäume, vielleicht auch noch einzelne Ornamentalmuster.

[2]) In seiner „Tektonik der Griechen" 1844 trat er fast leidenschaftlich für Semper ein und suchte die Vielfarbigkeit zu einer Art von System auszubauen. Von ihm stammt das Blattmuster auf dem dorischen Echinus und der Mäander auf dem Abakus, sowie das gemalte Metopenmuster (nach Sempers Vorgang).

[3]) Treu, Sollen wir unsere Statuen bemalen? Berlin 1884. Fenger, Dorische Polychromie. Berlin 1886. Alt, Die Grenzen der Kunst und die Vielfarbigkeit der Antike. Berlin 1886 (S. 57—89). Bulle, Klingers Beethoven und die farbige Plastik der Griechen. München 1903. Collignon, Polychromie der griechischen Plastik. 2 Bände, Strafsburg 1897/98 (Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik Leipzig 1881 ist in dieser Frage veraltet).

[4]) Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei. München 1902, Tfl. 1 und 2. — Die durch * bezeichneten Objekte wurden in farbigen Diapositivbildern vorgeführt.

schädigt und kann ebensogut ein Giebeldreieck gezeigt haben (=templum in antis). Auch die Annahme einer Säulenbasis ist für jene Zeit unbeglaubigt und ebenso ist natürlich für die Farben an der Vase kein Anhalt gegeben.

Ein gewaltiger Fortschritt war es, als von Korinth aus das steinerne Schrägdach aufkam und das Holzwerk der Decke durch ein steinernes Gebälk ersetzt wurde. Dabei behielt man die Verzierungen an den Balkenköpfen bei: es entstanden die Dreischlitze (Triglyphen). Diese Dreischlitze waren stets und überall blau bemalt. Der Raum zwischen je zweien derselben heifst Metope. Man hat lange Zeit nach dem Vorgange Winckelmanns, der sich auf die bekannte Stelle aus der „Iphigenie auf Tauris“ stützte[1]), die Metope als leeren Raum zwischen je zwei Triglyphen betrachtet, allein die Funde haben dem widersprochen. Selbst an den ältesten Tempeln waren die Metopen geschlossen und zwar wurden dieselben ursprünglich nicht bemalt[2]). Erst später, als die Tempel so grofs wurden, dafs die bisweilen hier angebrachten Rosetten nicht mehr ausreichten und man auf den Gedanken kam diesen Raum durch Skulpturen auszufüllen[3]), erhielt auch die Metope Farben um die Bildwerke besser vom Hintergrunde abzusetzen.

Blaue Triglyphen und weifse Metopen zeigt daher auch das Schatzhaus der Megarer in Olympia* aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Die Rekonstruktion[4]) desselben steht nach Form und Farbe absolut fest und zwar deshalb, weil das gesamte Material in eine byzantinische Befestigungsanlage verbaut war. Zumal an dem in der Masse gefärbten Stuck haben wir sichere Anhaltspunkte für die polychrome Behandlung der Bauwerke des 6. Jahrhunderts.

Abgesehen von dem Antenkapitell im Vordergrund beginnt die Farbengebung erst beim Fries; im besonderen zeigt das dorische Säulenkapitell weder am Wulst (Echinus) noch an der Tragplatte (Abacus) Farbe. Die Triglyphen sind, wie gesagt, blau, die hier zum erstenmale nachgewiesenen Metopen ohne Farbe. Dagegen sind eben-

---

[1]) Die Stelle lautet nach Wecklein (V. 113 f.):
ὅρα δὲ γείσων τριγλύφων τόπους κενούς
δέμας καθεῖναι und wird hinlänglich aufgehellt durch die Annahme, dafs eine einzelne Öffnung als Rauchabzug gedient habe und dafs auf sie als Beispiel eines Weges ins Innere des Tempels hingewiesen wird.

[2]) Nach den Beobachtungen Dörpfelds (Mitteil. des Athen. Instituts X 362 ff.) waren am Nikiasdenkmal zu Athen die Metopen aus Marmor, die Triglyphen aus porösem Kalkstein. Letzteres war ganz in der Ordnung; denn da die Triglyphen doch blaugefärbt und deshalb mit Stuck überzogen werden mufsten, so genügte das billigere Material. Dagegen beweist die Wahl des Marmors für die Metopen, dafs bei den letzteren ein Farbenauftrag nicht beabsichtigt war.

[3]) Einen Beweis für das spätere Aufkommen der Bildwerke in den Metopen scheint die Tatsache zu liefern, dafs am Heraklestempel zu Selinunt die Skulpturen ohne jede Verbindung mit der Architektur in den Kasten gestellt waren und dafs auch bei athenischen Metopen die Figuren etwas aus der Vorderlinie des Gebäudes heraustreten. Man wollte eben, als der Figurenschmuck aufkam, an den ursprünglichen Verhältnissen nichts ändern (Fenger).

[4]) Olympia II, Tfl. 112 (farbig). Manche Einzelheiten sind auch nach der Südosthalle und dem Südwestbau ergänzt, von denen sich sogar die Terrakotten des Daches erhalten haben. Ähnlich Baumeister, Tfl. 46.

falls blau die schmalen Leistchen (regulae) unter den Dreischlitzen und die Tropfplatten (viae), die sich an der roten Unterfläche des Geisons über jeder Triglyphe und Metope befinden. Die Tropfen selbst sind rot, desgleichen der schmale, Architrav und Fries trennende Streifen (taenia). Das Giebeldreieck (tympanon) ist blau und nach oben begrenzt durch ein dorisches Kyma in Blau und Rot. Die (auf der Rückseite ausgehöhlte) Traufrinne (Sima) mit ihrem wasserspeienden Löwenkopf und die beiden Dachakroterien rechts haben wir uns vorzustellen als gebrannte Tonware, wie sie seit alten Zeiten überall verwendet wurden. Es finden sich darunter ganz gefällige Muster*[1]). Die Sachen wurden schon vor dem Brande mit den Grundfarben angelegt, sodann die entsprechenden Zeichnungen aufgetragen und dann durch einen zweiten Brand die Farben wetterbeständig gemacht. Manche von diesen Terrakotten sind von ganz ansehnlicher Gröſse: die Dachakroterien vom Heraion in Olympia*[2]) messen im Durchmesser ca. 2,5 m. Zugleich ersehen wir aus der vorstehenden Abbildung, wie diese gewaltigen Scheiben auf der Rückseite verstärkt waren, damit sie dem Druck des Windes standhalten konnten. Später hat man bei Marmortempeln auch die Sima aus Marmor gearbeitet und das herkömmliche Anthemienmuster durch Farbenauftrag angebracht. Das älteste bekannte Beispiel dafür bietet uns der alte Athenetempel auf der Akropolis*[3]).

Etwa 100 Jahre jünger als das Megarerschatzhaus in Olympia ist der Tempel auf Ägina, von dem wir eine schöne Rekonstruktion von Fenger besitzen (Westfront)*[4]). Wie dort sind hier die Säulen einschlieſslich des Kapitells weiſs; nur zwei schmale rote Streifen ziehen sich unterhalb des Wulstes um den Schaft. Ebenso sind ohne Farbe der Tragbalken (Architrav) und die Metopen, welche plastischen Schmuckes entbehrten. Die Bemalung der sonstigen Bauglieder kommt nicht über die des 6. Jahrhunderts hinaus, nur daſs Kranzgesims und Marmorsima reichere Details aufweisen. Auch die Akroterien (rechts und links je ein Greif, am First ein lyraförmiges Pflanzenornament zwischen zwei Mädchenstatuen) trugen Farbe. Die Cellawand war an der Auſsenseite nicht getönt; das verschiedene Korn und die natürlichen Farbennüancen des Marmors boten hier die einzige Abwechslung.

Selbst der Parthenon, von welchem ich eine Rekonstruktion der N-W-Ecke* vorführe,[5]) steht noch auf dieser Stufe. Die Einzelheiten sind jedoch zahlreicher und dadurch so zierlich geworden, daſs sie von ihrem hohen Standorte aus gar nicht zur Geltung kommen konnten. Wenn der Eindruck trotzdem ein weit mächtigerer ist, so kommt das auf Rechnung der vielfarbig behandelten Metopenskulpturen. Dabei ist es allerdings auf-

---

[1]) Hauptwerk: Dörpfeld, Verwendung von Terrakotten am Geison und Dach griechischer Bauwerke (41. Winckelmann-Programm 1881); daraus Baumeister Tfl. 45.

[2]) Olympia II, Tfl. 115. Bötticher, Olympia Tfl. 8.

[3]) Antike Denkmäler I, Tfl. 38.

[4]) Fenger, Dorische Polychromie. Berlin 1886. Tfl. 1.

[5]) Fenger a. a. O. Tfl 2. Daraus weniger gut Tfl. 4 bei Springer; besser als letzterer, aber nur Antentempel, Tfl. 46 bei Baumeister.

fallend, dafs Fenger den Metopengrund weifs dargestellt hat, während doch rot an einer derselben festgestellt ist.[1]) Ich habe daher dieselbe Ansicht noch einmal* mit roten Metopen angefertigt. Der Anblick mufs ein prächtiger gewesen sein, zumal da am Architrav noch die persischen Schilde angebracht waren, die Alexander der Grofse auf die Akropolis stiftete.

Wir treten in den Peripteros des Parthenon und zwar an der Nordseite.*[2]) Was uns hier zunächst auffällt, ist die Kassettendecke. Die Entstehung der Kassettierung hat man sich derart vorzustellen, dafs ein Marmorgebälk den Raum horizontal überspannte, dafs sodann die rechtwinkligen Zwischenräume mit Platten hinterlegt wurden, die wieder eine viereckige Öffnung in der Mitte aufwiesen, und dafs dann diese Öffnungen mit kleineren Platten ganz geschlossen wurden. Die Stofsfugen wurden endlich mit rot-grünen oder rot-blauen Eierstäben verdeckt und die Schlufsplatten mit Füllmustern auf blauem Grunde bemalt. Ob im vorliegenden Falle das Muster in allen Kassetten das gleiche war, ist ungewifs. Dagegen steht die ornamentale Dekoration auch hinsichtlich der Farben ziemlich fest.

Das Gleiche gilt von der Deckenrekonstruktion der Osthalle des sogenannten Theseion.[2]) Der Fries war blau grundiert und auch die farbige Bemalung der einzelnen architektonischen Glieder scheint festzustehen. Die Ornamente an den Balken waren rot und grün oder rot und blau. Wo zwei lebhafte Farben zusammenstiefsen, scheint man zur Ausgleichung Gold in Anwendung gebracht zu haben: wenigstens war das, nach den noch erhaltenen Baurechnungen zu schliefsen, am Erechtheion der Fall. Notwendig jedoch war das nicht. Die Rekonstruktion der Decke in der westlichen Propyläenhalle*[2]) rechnet nicht damit und erzielt doch eine mächtige Wirkung. Die Farben der Decke selbst stehen fest; ebenso ist es sicher, dafs die Wände weifs waren. Die Bemalung der Kapitelle bezw. ihrer Eierstäbe ist nach erhaltenen Farbspuren ergänzt, eines der besten Beispiele von der Farbenbehandlung des jonischen Kapitells. Zwischen den rotgesäumten Windungen befindet sich ein jonisches Kyma in blau und rot mit grünen Zwickelblumen; auch der niedere Abakus trägt Farben.

Die Frage, inwieweit sonst noch Farben beim jonischen Baustil zur Anwendung kamen, läfst sich nicht leicht beantworten, einmal weil es überhaupt weniger Bauwerke dieses Stils gab als dorische und dann weil uns hier ein Olympia fehlt. Soweit jedoch einzelne Beobachtungen einen Schlufs auf die Allgemeinheit zulassen, können wir sagen, dafs die Behandlung der einzelnen Bauglieder ganz ähnlich war wie beim dorischen Stil. Am Mausoleum zu Halikarnafs*[3]) z. B. kommt zu der bereits erwähnten Bemalungsweise des jonischen Kapitells noch hinzu, dafs der Fries buntfarbige Figuren auf blauem Grunde trug und dafs der Zahnschnitt am Geison und die Sima in

[1]) Collignon II, 9, nach Beulé, l'Acropole II, 136.
[2]) Fenger a. a. O. Tfl. 3; Theseion Tfl. 4; Propyläen Tfl. 5.
[3]) Rekonstruktion von Niemann, Seemannsche Wandbilder Nr. 72.

rot und blau gehalten war. Die Säulenschäfte, der dreigeteilte Architrav und das eigentliche Geison waren nicht bemalt.

Die Farbenverwendung beim griechischen Tempelbau erhielt sich bis in die alexandrinische Zeit, wo die plastischen Verzierungen so tief ausgearbeitet wurden, dafs die sich ergebende Schattenwirkung ein Herausholen der Einzelheiten durch Farbe überflüssig machte. Am frühesten mufs das beim korinthischen Stil der Fall gewesen sein; doch zeigten noch im 2. Jahrhundert vor Christus die Kapitelle des Stadioneingangs zu Olympia*[1]) Farben, vielleicht aber nur ausnahmsweise, um die ziemlich grobe Arbeit zu verbessern.

Bevor wir weitergehen, müssen wir noch die Bauskulpturen betrachten, welche ja wesentlich den Eindruck der Tempel bestimmten. Es ist schon bemerkt worden, dafs die Metopen Farbe erhielten, sobald sie mit plastischen Bildwerken ausgefüllt wurden. Die ältesten Metopen (im engeren Sinne), welche wir besitzen, stammen vom Tempel C zu Selinunt.*[2]) Sie gehören dem Ende des 6. Jahrhunderts an und stellen in den unbeholfenen Formen jener Zeit Herakles dar, welcher die beiden gefangenen Kerkopen an eine Tragstange gebunden hat, und die Tötung der Medusa durch Perseus. Die Figuren standen auf rotem Grund, der sich zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten hat. „Blau, Rot, Gelb und Grün dienten sodann zur Angabe der Einzelheiten der Gewandung, z. B. des Mäanders am Chiton der Athene, an den Personen selbst der Pupillen, Lippen und Augenbrauen."[3])

150 Jahre jünger sind die Metopen vom Heratempel zu Selinunt[2]) Der Grund war blau. Die Figuren sind aus porösem Kalkstein gefertigt, ausgenommen die besonders eingesetzten Fleischpartien der weiblichen Körper. Das beweist, dafs die Figuren gänzlich bemalt waren, doch finden sich keine bestimmten Angaben darüber und so habe ich die Verteilung der Farben bei der Hochzeit des Zeus mit Hera gewählt nach einem Wandgemälde in Pompeji,[4]) das den gleichen Stoff in ganz gleicher Darstellung bietet, während die Färbung der zweiten Metope, die Zerfleischung des Aktäon durch seine eigenen Hunde, nur einen Versuch darstellt.

Am Zeustempel zu Olympia, dessen Vollendung gleichfalls in die Mitte des 5. Jahrhunderts zu setzen ist, standen die Figuren der eingemauerten und daher zu den ältesten Partien des Tempels gehörenden Metopen auf rotem bezw. blauem Grunde. Ich kann mir das nur so vorstellen, dafs diese abwechselten. Die Darstellung, wie Herakles den kritischen Stier bändigt,*[5]) hatte einen blauen Hinter-

[1]) Olympia II, Tfl. 114 (farbig).

[2]) Museum zu Palermo. Denkmäler 286 und 290.

[3]) Collignon I, 259. Nach Fenger befand sich auf den Riemen über den Metopen ein roter Mäander; nach Lange (Göttergestalten) war die Ägis der Athene braunrot.

[4]) Raoul-Rochette, Peintures de Pompéi. Paris 1844, Tfl. 1.

[5]) Die Metopen waren bekannt ich nicht an dem Säulenumgang des Tempels, sondern an der Cella angebracht. Der kretische Stier: Olympia III Tfl. 44, Denkmäler 443, dazu Treu 13 und Fenger. — Atlasmetope: ibid. III Tfl. 40, Denkmäler 442, sämtlich ohne Farben.

grund, von dem sich der braunrote Leib des Stieres lebhaft abhob. Für die Atlasmetope* jedoch fehlte es mir an näheren Angaben, die farbige Wiedergabe ist also gleichfalls nur ein Versuch.

Der Parthenon endlich bezeichnet auch nach dieser Richtung den Gipfel des dorischen Tempelbaues. Von den 92 Metopen, die sich um das Gebäude zogen, sind 41 noch an Ort und Stelle, allerdings gröfstenteils sehr beschädigt, 15 sind in London, nur 18 sind verschollen. An einer Metope nun hat man Rot am Hintergrund und Grün, wahrscheinlich verderbt aus ursprünglichem Blau, an einem Gewande festgestellt.[1]) Weitere Anhaltspunkte fehlen.[2]) Da nun auch das Tympanon rot war, so scheint es mir zweifelhaft, ob alle Metopen rot gefärbt gewesen sind; ich glaube, dafs Rot und Blau abwechselten wie in Olympia. Die vorstehende Probe*[3]) nun kann nicht rotgrundig gewesen sein. Überall sind sonst die Schilde im Innern rot gefärbt und damit ist schon die Hintergrundfärbung zugunsten von Blau entschieden. Da ferner zwei Metopen inhaltlich stets zusammenzugehören scheinen, durch die vorstehende Erwägung aber Blau auf den siegenden Kentauren trifft, so habe ich die Proben mit siegreichen Griechen*[3]) auf rotem Hintergrund dargestellt.

Wie die Metopen so trugen auch die G i e b e l Figurenschmuck, ja wir finden diesen selbst an Tempeln, welche leere Metopen zeigten. Am Parthenon war das Giebeldreieck rot, gewöhnlich aber war dasselbe blau wie am Megarerschatzhaus zu Olympia oder dem Tempel von Ägina.

Vom Giebel des Megarerschatzhauses hat sich nur ein Bruchstück erhalten.* Der Anführer der Giganten, nach altertümlicher Auffassung als Hoplite dargestellt, sinkt eben zu Boden, von Zeus tödlich in der Seite verwundet. Die vorherrschend in Rot gehaltenen Figuren standen auf blauem Grunde.[4])

Von der Akropolis zu Athen besitzen wir ferner infolge eines merkwürdigen Umstandes Überreste von den Giebelgruppen der peisistratischen Tempel auf der Burg. Als man nämlich unter Kimon daranging die von Xerxes zerstörten Tempel wieder aufzubauen, benützte man die herumliegenden Trümmer dazu um das Burgplateau einzuebnen. So empfing der Erdboden eine ganze Menge von Erzeugnissen frühattischer Kunst und bewahrte sie treulich, bis man sie gelegentlich der Untersuchung der Parthenonfundamente in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder zutage förderte. Dazu gehören auch die vorstehenden Giebelfragmente.*[5])

Die untere Gruppe zeigt uns einen Stier, der von einem Löwen-

---

[1]) Collignon, II. 9 nach Beulé, l'Acropole II, 136.

[2]) Fenger: „Die Kentauren waren wohl modifiziert fleischfarben, Haare braunrot oder schwarz; die Kleider farbig durch undurchsichtige Wachsfarben, ähnlich den Terrakotten und Lekythen."

[3]) Denkmäler 185, 184.

[4]) Olympia III, Tfl. 4, nicht farbig. Zu den Farben vgl. Collignon I, 251.

[5]) Denkmäler 456. S t i e r k o p f farbig bei Collignon, Tfl. 3 und Springer, Tfl. 5; die T y p h o n g r u p p e farbig bei Springer Tfl. 5, doch mit sinnlosem gelben Hintergrund. K o p f d e s T y p h o n farbig: Antike Denkmäler I, Tfl. 30.

paar niedergerissen wurde. Die Leiber der beiden Löwen waren blafsrot, die Mähnen braunrot; der Stierleib war bei rotem Schweif blau und, wo das Blut unter den Krallen hervorströmte, rotgestreift: das Maul war gelblich, Lippenrand und Zunge rot. — Die Typhongruppe ist das Bruchstück eines Kampfes zwischen Zeus und dem dreileibigen, schlangenähnlichen Typhon. „Von den 3 Köpfen hatte der mittlere weifses, die beiden anderen blaues Haar, alle drei aber blaue Bärte. Die Fleischpartien waren kräftig rot, die Brustwarzen bräunlich; der dreifache Schlangenleib zeigte ein blaues Band zwischen zwei roten; blau und rot waren auch die Flügel des Typhon und der schuppige Leib". Der Deutlichkeit wegen gebe ich den Kopf des „Blaubart"*, wie er bei den Archäologen heifst, noch einmal in vergröfsertem Mafsstabe. Die sichtbaren Farben sind heute noch an ihm erhalten. Die Augäpfel sind gelb, die Iris giftgrün, die Pupille schwarz. Augenbrauen und Lider sind durch schwarze Striche angedeutet. — Auch die Giebelgruppen des Zeustempels in Olympia*[1]) trugen Farben. Der Mantel des Apollo war rot und Spuren von Rotbraun fanden sich noch an manchen Köpfen, deren Modellierung überhaupt für eine Nachhilfe mit Farbe berechnet waren.[2]) Da wir jedoch ein Beispiel haben, über das wir ungleich besser unterrichtet sind, so wähle ich das letztere zu eingehenderer Besprechung, nämlich die Münchener Äginetengruppe,[3]) die am besten erhaltene Giebelgruppe des gesamten Altertums. Farbspuren sind an derselben heute nicht mehr zu sehen, weil man seinerzeit die Krusten für Schmutz gehalten und die Statuen davon gesäubert hat. Doch ist das Vorhandensein von Farben durch die Fundberichte von Wagner und Cockerell völlig sicher gestellt. Helme, Schilde, Harnische und Beinschienen waren stahlblau, die Schilde versehen mit rotem Rand, vielleicht nur der Grundlage für eine Vergoldung. Ein Köcher war blau, der andere rot. Zinnoberrot waren die Helmbüsche, die Innenseiten der Schilde, die Sandalen und der Gewandsaum der Athene. Die Ägis der Göttin trug gemalte Schuppen und die Haare wiesen die bei den Griechen höchst beliebte rotbraune Färbung auf. Zahlreiche Bohrlöcher an den Statuen beweisen, dafs aufserdem noch viele Beitaten wie Locken, Schildkleinodien, Waffen und Zieraten aus vergoldeter Bronze bezw. übergoldetem Blei angebracht waren. Das Fleisch war nicht mit Deckfarben bemalt, wohl aber lasiert, denn ausgesprochenes Weifs wirkt ungünstig zwischen Farben. Die Rekonstruktion von Fenger* kann nicht als durchaus gelungen bezeichnet werden: an mehr als einer Stelle treffen Rot und Blau so hart zusammen, dafs der Zweck der Bemalung, das gegenseitige Absetzen der Gestalten und das Herausholen der Einzelheiten, vereitelt erscheint. Zur Ergänzung gebe ich noch das Bild der Athene

---

[1]) Über die Farben Fenger und Treu 13. Die Abbildung selbst nach Collignon I, Tfl. 2.

[2]) Man betrachte nur die Köpfe Olympia III, Tfl. 27, ibid. 17; ibid. 41, 1 u. 2.

[3]) Nach Photographie. Farbenangabe bei Fenger, Collignon, Furtwängler. Rekonstruktion bei Fenger (farbig).

in vergröfsertem Mafsstab ohne die Metallbeigaben.*[1]) Ob das Gewand weifs oder bemalt war, läfst sich nicht mehr entscheiden.

Ein drittes polychrom behandeltes Bauglied an den griechischen Tempeln war der Fries, der bei dorischen Bauwerken um die Cellawand, bei jonischen über dem Epistyl (Architrav) sich hinzog. Am Parthenon* bildete derselbe ein stattliches Band von 160 m Länge bei 1 m Breite. Die Figuren sind im ausgesprochenen Flachrelief gehalten, konnten also, noch dazu in der dunkleren Beleuchtung des Säulenumgangs, nur als Bauglieder wirken und dazu genügte an und für sich der blaue Hintergrund, der an ihnen nachgewiesen ist. Wer jedoch einmal dieses Durcheinander von Pferdefüfsen auf dem Ostfries betrachtet hat, dem erscheint die Farbe unerläfslich nicht nur um Reiter und Pferde gegen einander abzusetzen sondern auch um erkennen zu lassen, dafs immer je 5 Reiter eine Reihe bilden. Die vorstehenden Gruppen, eine Abteilung des Reiterzuges und eine Gruppe wartender Männer von der Ostseite,[2]) geben von der feinen Arbeit keinen rechten Begriff. Besser macht sich die Übertragung der Farbe auf die bekannten Aufnahmen der Bruckmannschen Tafeln, so eine Reitergruppe vom Nordfries*[3]) und einige Götter von der Ostseite,*[3]) welche in feierlicher Ruhe den Festzug erwarten. Auch der Fries des Mausoleums von Halikarnafs*) war buntfarbig. Der Grund war ultramarinblau; die männlichen Körper waren braunrot, die Gewänder und Waffen ebenfalls mit Deckfarben polychrom behandelt.[4]) Ferner prangte das Harpyendenkmal zu Xanthus ursprünglich in Farben,[5]) dagegen hat man vergebens nach Spuren von solchen geforscht an den Skulpturen des grofsen Altars von Pergamon.[6]) Derselbe scheint auch gar nicht darauf berechnet gewesen zu sein Farben aufzunehmen, denn die Federn des Adlers, die Haare der Felle und die Schuppen der Schlangenleiber, die Verzierungen an Schuhen und Gewandsäumen sind mit einer Sorgfalt plastisch nachgebildet, welche die frühere Zeit für überflüssig gehalten hatte.

Wenn wir damit die griechischen Tempelbauten verlassen, so begleitet uns die Überzeugung, dafs bestimmte Teile derselben mit stets wiederkehrenden kräftigen Farben bemalt waren und dadurch ein heiteres, farbenprächtiges Gepräge trugen.

Die Farbenfreudigkeit der Antike begegnet uns aber auch auf einem anderen Gebiete, auf welchem bei uns Farben zumeist ausgeschlossen sind, nämlich beim Schmuck der Gräber. Die griechischen Grabreliefs führen uns die Verstorbenen ohne jede Spur von Traurig-

[1]) Photographie Bruckmann.

[2]) Fenger, Dorische Polychromie, Tfl. 8.

[3]) Denkmäler 113, 194. Reitergruppe auch Seemann 37.

[4]) Newton I, 238 u. a. Vgl. Fenger, Collignon II, 360. („Die wachhaltenden Löwen (Denkmäler 72, 73) waren rotbraun mit roter Zunge und roten Lippen"), Baumeister 1345, Treu 14 (die Gewänder der Kolossalstatuen, welche die Pyramide krönten, waren purpurn). Abb. nach Denkmäler 96.

[5]) Zimmermann I, 73.

[6]) Rayet, Monuments de l'art antique, Paris 1884, Tfl. 61; Collignon II, Tfl. 12. Denkmäler 483.

keit gewöhnlich in einer Stellung vor, in der man sie im Leben hundertmal hatte beobachten können, die Männer in Waffen oder bei Opferhandlungen, die Frauen mit ihren Kindern oder mit Putz beschäftigt.

Eines der bekanntesten Grabmäler ist die Stele des Aristion*[1]), 1838 bei Brauron gefunden und nach der Form der Buchstaben aus der Zeit des Peisistrates stammend. Sie schmückte also nicht das Grab eines „Marathonkämpfers". Die Bemalung hat sich zum gröfsten Teil bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Grund war dunkelrot. Harnisch, Helm und Beinschienen sind stahlblau; auf dem Harnische waren rote und weifse Bänder mit Mäandermustern. Die Panzerklappen und das Untergewand sind braunrot, weil von Leder; die gleiche Farbe zeigen Haare und Speer; das Fleisch zeigt keinen Farbton mehr, wird also nur lasiert gewesen sein. Helm und Akroterion sind ergänzt. Auf dem Schildchen unter den Füfsen befand sich ursprünglich wohl ein kleines Gemälde wie auf der Lyseasstele.

Die Darstellung auf dem zweiten Steine*[2]) hielt man für einen in die Heimat zurückgekehrten Odysseus. Da jedoch jener Zeit Allegorien völlig unbekannt sind, so tun wir besser in der Gestalt einen Mann zu sehen, „der noch nicht den Übungen der Palästra und den Wettläufen der Rennbahn entsagt hat." Das schöne Akroterion ist antik, die sonstige Farbenverteilung jedoch hypothetisch.

Aus der Zeit des Peisistratos stammt ferner die Lyseasstele*[3]), eine lebensgrofse Darstellung des Verstorbenen, wie er zu einem Opfer schreitet, bemerkenswert vor allem deshalb, weil die Farben ohne Relief auf den schwach vertieften[4]) Marmor aufgemalt sind. Sicher steht, dafs der Chiton purpurrot und der Zweig grün war; die erste Farbe hat sich auf der Brust bis heute erhalten; vermutlich war der Becher schwarz und der Mantel als Festgewand weifs mit buntem Saum. Der Grund war rot.

Zu den künstlerisch wertvollsten Grabmälern aus der Zeit des Pheidias gehört das 1870 am Dipylon gefundene Relief der Hegeso*[5]), der Tochter des Proxenos. Auf einem eleganten Stuhle sitzend entnimmt die Verstorbene dem von einer Dienerin gehaltenen Schmuckkästchen einen Gegenstand, nach der Haltung der Hände vermutlich eine Perlenschnur. Der Schmuck selbst ist nicht zu sehen; zugleich aber weist der Stein an dieser Stelle keinerlei Beschädigung auf. Wir

---

[1]) Nach Fenger, Dorische Polychromie, Denkmäler 41. Noch bessere Wiedergaben der Stele im heutigen Zustande bei Conze, Attische Grabreliefs, Berlin 1893 I, 2 und Jaeger, Weltgeschichte I, S. 120/121. Vgl. Overbeck, Griech. Plastik I, 151, wo ein bräunliches Karnat angegeben ist.

[2]) Nach Fenger, Dorische Polychromie. Denkmäler 41.

[3]) Conze, Att. Grabreliefs I, 1. Mitteil. des Athen. Instituts 1879 Tfl. 1, 2.

[4]) Die scharfen, hellen Umrifslinien sind dadurch entstanden, dafs man um den Schmutz zu beseitigen den Stein vorsichtig abschliff; wenn also Farbe sich überhaupt erhalten hat, so mufs die Auftragstelle tiefer gewesen sein wie die Oberfläche des Steines.

[5]) Blatt des kaiserlichen archäologischen Instituts; Seemann 144; Collignon II, Tfl 4; Denkmäler Tfl. 436.

dürfen also annehmen, dafs derselbe durch Farben dargestellt war, obwohl sich keine Spur von solchen erhalten hat. Die Verteilung derselben hat Fenger vorgenommen nach einem gleichzeitigen sogen. Totenmahle aus Kleinasien. Die Perlenschnur ist eine Zugabe von mir.

Zu den Grabreliefs gehört vielleicht auch die bekannte Darstellung, wie Orpheus* seine Gemahlin Eurydike im Hades holt, aber auf dem Rückweg wieder verliert.[1]) Die Bemalung ist nur ein Versuch, zu welchem die Notiz veranlafste, dafs in der Dresdener Sammlung eine farbige Wiedergabe auf meergrünem Grunde zu sehen sei. Dagegen ist für uns von gröfster Wichtigkeit das prunkvollste Stück antiker Polychromie, der sogenannte Alexandersarkophag* [2]), 1887 durch Zufall in der Nähe des alten Sidon entdeckt. Er hat seinen Namen davon, dafs auf ihm zweimal Alexander der Grofse dargestellt ist. Gearbeitet wurde der Sarkophag vermutlich für Abdalonymus von Sidon, den Schützling und Freund Alexanders. Der Sarkophag ist verschwenderisch ausgestattet: auf einer attischen Basis mit Hohlkehle und zweifachem lesbischen Kyma erheben sich die mit lebensvollen Hochreliefbildern geschmückten Wände. Je eine Perlschnur und ein Kyma, oben jonisch, unten lesbisch, fassen die Wände ein. Hieran schliefst sich nach oben ein breiter Mäander und nach einer weiteren Perlschnur eine Art Architrav, eine gelbe Weinranke auf violettem Grunde; darüber ein Zahnschnitt und endlich das Dach, an den Ecken mit Löwen, am Sima mit Widderköpfen, am unteren Rand und dem First mit phantastischen Frauenhäuptern und Akroterien geschmückt. Da der Sarkophag in einer trockenen Höhle stand, so haben sich die Farben bis auf den heutigen Tag erhalten und geben uns die wertvollsten Aufschlüsse über die damalige Art der vielfarbigen Behandlung von Bildwerken. Während wir früher nur 3, höchstens 4 Farben an einem Bildwerk verwendet gefunden haben, umfafst die Farbenskala jetzt Violett, Purpur, Blau, Gelb, Grün, Karmin, Zinnober, Rotbraun und Bister. „Es werden sogar die schillernden orientalischen Seidenstoffe nachgeahmt, ferner Stickereien und Einsätze, Aufschläge an Ärmeln, die selbst wieder vom Mantel abstehen, mehrfarbige Beinkleider, Litzen an den Satteldecken u. a. Die Fleischpartien sind deutlich lasiert und zwar von gelb bis braun, manchmal ins Rötliche spielend, ohne dafs jedoch weitere Nüancen unterschieden würden.“[3]) Selbst die Bemalung der Augensterne hat sich erhalten und verleiht daher den Gesichtern am Alexandersarkophag eine Lebendigkeit, wie wir solche an plastischen Werken des Altertums sonst kaum mehr antreffen.

Die beiden Hauptreliefs sind je 280 cm lang und stellen in 58 cm hohen Figuren eine Löwenjagd und eine Schlacht dar, in ersterem

[1]) Die Neapeler Darstellung: Seemann 107; Denkmäler 341.

[2]) Hauptwerk: Hamdy-Bey et Reinach: Une nécropole royale à Sidon, Paris 1892, Tfl. 30, 31, 32, 34, 35. Das Jagdrelief Blatt des k. archäolog. Instit.; Springer, Tfl. 6 (farbig); Woermann I, 364 (farbig); Die Hirschjagd allein Collignon II Tfl. 8 (farbig).

[3]) Bulle, S. 27; Collignon II, 440.

wohl einen Vorgang aus dem königlichen Jagdpark bei Sidon, in letzterem Szenen aus der Schlacht von Jssus. Das Schlachtenbild* zerfällt in 3 Gruppen; rechts tötet der greise Parmenio einen persischen Grofsen; in der Mitte fällt ein nackter Grieche dem Pferde eines persischen Anführers in den Zügel und holt Hephaistion zum Stofse gegen einen schutzflehenden Perser aus; links endlich dringt Alexander persönlich auf den feindlichen Oberfeldherrn Oxathres ein, dessen Pferd zum Sturz gekommen ist.

Auf dem Jagdrelief* eilt Alexander seinem von einem Löwen angegriffenen Freunde zu Hilfe, während am rechten Ende des Streifens eine Hirschjagd dargestellt ist.

Bei der Wichtigkeit des Stückes darf ich vielleicht die Skulpturen noch einmal in vergröfsertem Mafsstabe rasch vorführen: 1.* Parmenio, ein Mann von ganz charakteristischer Gesichtsbildung, hat den feindlichen Anführer durchbohrt, der sterbend vom Pferde herabgleitet, aber von seinem Knappen aufgefangen wird. Dreierlei Rot an einer Figur, wie hier bei Parmenio das Fuchsrot der Haare, das Ziegelrot des Leibrockes und der Purpur des Mantels, sind gegen früher etwas Ungewohntes. — 2.* Rechts sinkt der eben erwähnte Perser in die Arme seines Knappen, in der Mitte fällt ein Grieche in heroischer Nacktheit dem Pferde eines persischen Anführers in den Zügel, während ein knieender Bogenschütze auf Parmenio zielt, und links erblicken wir noch das sich bäumende Pferd des Hephaistion. — 3.* Rechts holt Hephaistion zum Stofse gegen einen knieenden unbewaffneten Perser aus, in der Mitte haben wir eine Gruppe zu Fufs Kämpfender und links das gestürzte Pferd des Oxathres. — 4.* Oxathres, Bruder des Grofskönigs und Oberfeldherr des persischen Heeres, ist mit seinem Pferde gestürzt. Er will eben vom Pferde springen, da dringt von links Alexander, gleich Herakles den Löwenhelm, aber mit Ammonshörnern geschmückt, auf dem Haupte tragend, auf den Gestürzten ein. — Bei der 1. Gruppe des Jagdreliefs* drängt alles nach rechts, dem Platze der Gefahr: der persische Bogenschütze, der prächtig modellierte nackte Grieche, der die Chlamys wie einen Schild am linken Arme trägt, die windhundähnlichen Fanghunde und Alexander, diesmal gekennzeichnet durch das königliche Diadem. — 2.* Links Alexander mit stofsbereiter Lanze und Augen, die vor Jagdlust förmlich brennen, rechts Abdalonymus, dessen Pferd der Löwe angefallen hat. — 3.* Links der Löwe, bedrängt von einem die Axt schwingenden Perser, einem die Lanze erhebenden Griechen und einem Fanghund, rechts eine Person der Hirschgruppe. — 4.* Die Gruppe der Hirschjagd, welche mit der Löwenszene nur soweit in Verbindung steht, dafs sie vielleicht bei der gleichen Gelegenheit in demselben Lustgarten abgehalten wurde. — Als Beispiel für die Bemalung der Augensterne am Alexandersarkophag biete ich noch den Kopf eines Persers*, der uns den Beweis liefert, dafs durch den Hinzutritt der Farbe die plastischen Bildwerke einen ganz wunderbaren Ausdruck von Leben erhielten.

Nach alledem wird es wohl niemand wunder nehmen, dafs auch

die freistehenden Statuen Farbenschmuck trugen, obwohl gerade dieser Teil der Frage noch am meisten umstritten ist. Man war eben zu lange Zeit ausschliefslich auf gelegentliche Bemerkungen der Schriftsteller und die Schlufsfolgerungen angewiesen, welche die römischen Nachbildungen griechischer Originale ermöglichten. So berichtet Plinius (histor. natur. 35, 133), Praxiteles habe auf die Frage, welches von seinen Bildwerken er selbst am höchsten stelle, geantwortet, diejenigen, welche durch die Hand des Nikias gegangen seien. Dieser Nikias war ein namhafter Maler in Athen, der also sein Farbengefühl in den Dienst der plastischen Kunst stellte und sicherlich sich nicht darauf beschränkte, die Gewandsäume zu vergolden oder die Augen und Lippen besser herauszuholen. Dafs man Statuen mit dem Pinsel bemalte, geht hervor aus einem pompejanischen Wandbildchen,*[1]) wo eine von 2 Frauen beobachtete Malerin eben die Wirkung des nach einer Vorlage betätigten Farbenauftrages betrachtet. Ferner hat man auf eine völlige Bemalung der Statuen geschlossen aus den Tanagrafigürchen,* welche ebenfalls auf die Zeit des Praxiteles zurückgehen.[2]) Es sind das farbige Figürchen von 20—30 cm Höhe aus gebranntem Ton. Obwohl dieser die Farben willig annimmt, hat man doch dieselben um sie den grofsen Statuen ähnlich zu machen mit einem weifsen Grunde überzogen und diesen dann wieder mit Farben bedeckt. Ebenso hat man schon frühzeitig bemerkt, dafs manche Skulpturen gebieterisch eine Nachilfe mit Farbe verlangen; ich erinnere nur an den Schmuckgegenstand auf dem Grabrelief der Hegeso. Immerhin aber sind das keine zwingenden Gründe. Erst seitdem man bemalte Statuen wirklich aufgefunden hat, sind wir auch bezüglich der Freiplastik weiter gekommen. Nur die Bemalung des Fleisches dürfte etwas klarer sein. Metalloxyde scheinen zur Wiedergabe des Karnates nur ganz vereinzelt in Anwendung gekommen zu sein, denn man hat bis auf den heutigen Tag nur einen einzigen Kopf gefunden,*[3]) an welchem die Bemalung des Gesichtes mit Deckfarben erfolgt ist. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, dafs die Fleischpartien an den Statuen lasiert waren. Vitruv kommt in seiner Architektur (VII, 9) auch auf die geringe Lichtbeständigkeit des Zinnobers zu sprechen und sagt, man könne dem Übel durch einen Überzug von heifsem Öl und Wachs abhelfen „so wie die nackten Marmorstatuen behandelt werden“, ein Verfahren, das man griechisch γάνωσις nenne.[4]) Nehmen wir noch

[1]) Mau, Pompeji 1900 S. 265, aus Helbig, Wandgemälde Campaniens Nr. 1443,

[2]) Treu 33. Abb. Kekulé, Griech. Tonfiguren aus Tanagra, Stuttgart 1878. Tfl. 1, 8, 17; dieselben Abb. bei Sammlung Sabouroff, Berlin 1883/87, Tfl. 100, 101, 125.

[3]) Derselbe befindet sich im Britischen Museum. Abb.: Jahrb. d. arch. Inst. 1889, Tfl. 1.

[4]) Das würde erklären, warum sich so selten eine Bemalung des Fleisches erhalten hat: Da in der Bodenfeuchtigkeit die viel derberen Deckfarben nicht standhielten, so mufste ein Lasurüberzug noch weit eher zerstört werden. Bediente man sich bei Lasuren jedoch einer Harzlösung statt des Wachses, so bot diese andererseits mehr Schutz gegen die Feuchtigkeit als die stets mit Wachs verbundenen Deckfarben, sodafs auch die Erscheinung erklärt würde, dafs an manchen Statuen der Marmor an den Fleischpartien sich besser erhalten hat wie an den übrigen Teilen.

dazu, dafs Lasuren des Fleisches sich erhalten haben — ich erinnere nur an den Alexandersarkophag, die Aristionstele, den Mausoleumfries —, so können wir sagen, dafs nicht nur Haare, Augen und Lippen bemalt, nicht nur Gewandsäume und Sandalenriemen durch Farbe herausgehoben waren, sondern dafs gerade in der Blütezeit der griechischen Plastik die Statuen an allen Teilen Farben trugen.[1])

Die Farbe ist das Ursprüngliche. Nach Fenger war daher der sogenannte Apollo von Tenea*[2]) an Augen, Lippen und Haaren mit Deckfarben bemalt und das Fleisch gelblich lasiert, obwohl sich von alledem nichts erhalten hat. Dagegen hat sich in ihrer Bemalung bis heute erhalten eine ganze Reihe weiblicher Gewandstatuen,* die gleich dem oben erwähnten Porosgiebel aus dem Perserschutt auf der Akropolis zutage gefördert worden sind (1884).[3]) Die weifsgelben Festgewänder tragen Mäanderverzierungen sowie Pflanzenornamente und Streumuster in Rot und Grün, das wohl aus ursprünglichem Blau verderbt ist. Das Untergewand der einen zeigt Purpurfarbe. Die Zierlichkeit dieser Bemalung ist besser zu ersehen aus einer anderen Darstellung,* wo der grüne Mäander und das Stickmuster auf rosa Grund neben den zarten Streuornamenten einen sehr gefälligen Eindruck machen. Die Statuen standen vor dem Athenetempel auf eigentümlichen Sockeln,* die den Namen des Künstlers und des Stifters trugen und die Form bald von schlanken Säulen bald von vierkantigen Pfeilern zeigten. Nur eine derselben ist dorisch, die anderen* sind jonisch und letztere besonders deshalb merkwürdig, weil das Volut hier auf den glatten Marmor gemalt, nicht gemeifselt ist.

Nicht einmal Bronzestatuen blieben farblos. So waren am Wagenlenker von Delphi,* den die Franzosen 1896 ausgegraben haben, die Lippen vergoldet und die Siegerbinde trug farbige Einlagen. Die Augen waren besonders eingesetzt und zwar mit schwarzer Pupille und brauner Iris bei weifsem Apfel.[4]) — Ebenso trug die Nike des

---

[1]) Wo auf pompejanischen Gemälden Statuen vorkommen, und das ist etwa ein dutzendmal der Fall, sind dieselben stets in vollem Karnat wiedergegeben. Ebenso trägt auf einem Tonrelief der Göttermutter aus Kleinasien (Sammlung Sabouroff, Tfl. 137) die Tempelstatue eines Eros vom praxitelischen Typus am ganzen Körper Farbe. An lebensgrofsen etruskischen Terrakotten ist auch das Rot der Wangen wiedergegeben. (Antike Denkmäler I, 20. Mon. dell'Instit. XI, 1.)

[2]) Denkmäler, Tfl. 1. Die Haare waren im allgemeinen gelb grundiert und die einzelnen Strähne mit rot- oder dunkelbraunen Schattenparallelen herausgehoben (Treu 35. Alt 58). So ein Marmorkopf in Dresden (Treu a. a. O.); ein Jünglingskopf von der Akropolis (Denkmäler 460; Ephemeris Arch. 1888 Tfl. 2); eine Pansmaske in Dresden (Treu 33); ein Herakleskopf aus der Zeit des Pheidias in Olympia. Die Augen waren braun oder blau. Ein archaischer Kopf aus Cypern (Sammlung Barracco, Tfl. 20) hat schwarze Haare und grünen Kranz mit roten Blüten.

[3]) Antike Denkmäler I, Tfl. 19 (farbig); der Rumpf ibid. I, 39; ähnlich Collignon, Tfl. 1. — Die Sockel: Antike Denkmäler I, 29 und 18. Vgl. Denkmäler 87.

[4]) Bulle S. 15, offenbar nach Furtwängler, Katalog der Glyptothek zu Nr. 457. Nach Alt (80 ff.) fand sich durch Mischungen der Bronze sogar Rot an den Gewändern und ähnliches. Abb. in d. Fondation Piot, Monuments et Mémoires IV 1897, Tfl. 15, 16.

Paionios* von Mende ursprünglich Farben, obwohl sich auch hier keine Spur von solchen erhalten hat. Der Adler zu den Füfsen der schwebenden Siegesgöttin ist so flüchtig gearbeitet, dafs Farbe unentbehrlich ist. Die Statue stand auf einer 6—7 m hohen, dreikantigen Basis. Ich habe daher dem Mantel einen rötlichen Ton gegeben, weil die Kolossalstatue des Mausolos von Halikarnafs gleichfalls ein Purpurgewand erhalten hatte um dieselbe gegen den Himmel sich abheben zu lassen.[1]) Auch die grofsen Meister des 5. und 4. Jahrhunderts verschmähten die Farbe nicht. Bezüglich des Pheidias braucht man nur auf die Skulpturen des Parthenon hinzuweisen um jeden Zweifel zu verscheuchen. Polychrom wirkten ferner seine chryselephantinen Werke. Sie allein schon würden genügen, die Annahme einer ausschliefslichen Weifsplastik für jene Zeit abzuweisen. Daher zeigen auch die Nachbildungen der Parthenos, die wir aus römischer Zeit haben, das Bestreben den Eindruck eines vielfarbigen Bildwerkes wiederzugeben, allerdings in unbefriedigender Weise. Die Athene Varphakion*[2]) zeigte bei ihrer Auffindung zahlreiche Farbspuren. Ich habe versucht nach der Beschreibung Langes dieselben auf das Bild zu übertragen, aber der Eindruck ist kein glänzender. Einheitlicher wirkt ein Berliner Kopf,* der 1885 zu Rom gefunden wurde.[3]) Die Helmkappe ist gelblich, der Rand des Nackenschirmes und der Stirnschild sind blauschwarz mit aufgesetzten Goldlichtern, die Iris dunkelblau, das Fleisch marmorn. Doch haben wir im ganzen nur den Kopf eines naiven römischen Mädchens vor uns, nicht aber eine Parthenos vom Typus des Pheidias. Diesen lernen wir am besten kennen aus der Gemme des Aspasios* in Wien.[4]) Die Rekonstruktion bei Luckenbach* entspricht am besten dem, was man heute von der Statue weifs. Die Farben habe ich gewählt nach den erwähnten Statuen. Der blaue Hintergrund und die roten Säulen haben ihre Vorlage in Olympia.

Ebenso schlimm sind wir daran mit Abbildungen des Olympischen Zeus.[5]) Brauchbar ist immer noch die Rekonstruktion des alten Quatermère-de-Quincy, wenn man seine unmögliche Architektur und den Theatervorhang hinwegläfst. Allerdings ist auch so noch manches falsch. Der Gott* fafste das Szepter nicht oben am Knauf, sondern mit mäfsiger Hebung des Armes etwas über der Mitte und der Mantel war nicht ganz auf die Hüften herabgefallen, sondern über die linke Schulter geschlagen. Wir wissen das durch mehrere elische Münzen,* von denen uns die eine den Kopf und die andere

[1]) Olympia III, Tfl. 46, 47, 48. Denkmäler 444 f. Seemann 52. Bötticher Tfl. 13.

[2]) So genannt nach der Fundstelle unweit des nach seinem Stifter Βαρβάκης genannten Gymnasiums. Denkmäler, Tfl. 39, 40. Lange, Athen. Mitteil. 1880 S. 377 ff.

[3]) Antike Denkmäler I, Tfl. 3 (farbig).

[4]) Furtwängler, Antike Gemmen, Leipzig 1900: 49, 12 und etwas gröfser 51, 16.

[5]) Quatermère-de-Quincy, Le Jupiter Olympien, Paris 1815: Der Gott auf dem Throne, Tfl. 1; der Thron allein, Tfl. 13 (beide farbig). Die elischen Münzen: Imhoof-Blumner, Kommentar zu Pausanias.

die Haltung der Statue veranschaulicht. Wenn auch beide aus der Zeit Hadrians stammen, so sind die Darstellungen doch wesentlich von der des Hadrianischen Zeus verschieden. Der Thron des Gottes* war ein Kunstwerk für sich, ein prachtüberkleidetes Gezimmer aus Ebenholz mit Einlagen von Elfenbein, Gold, edlen Steinen und Schmelz.

In ähnlicher Weise müssen auch die Goldelfenbeinstatuen anderer Künstler gewirkt haben, z. B. die Hera des Polyklet in Argos. Von Skopas ferner wissen wir, dafs er in hervorragender Weise an der Herstellung des Mausoleums von Halikarnafs beteiligt war. Zugleich aber haben wir oben gehört, dafs bei diesem Wunderwerke nicht nur der Fries sondern auch die Wache haltenden Löwen und die den Bau bekrönenden Kolossalstatuen Farben trugen, sodafs auch Skopas als ein Sohn seiner Zeit erscheint. Von Praxiteles vollends haben wir eine Originalstatue, den 1877 aufgefundenen Hermes von Olympia,*[1]) den ich nach der Rekonstruktion von Rühm gebe. Denn obwohl die Statue gut erhalten ist, weil sie beim Sturze in weichen Lehm fiel, sind doch das eine Bein vom Knie abwärts und der erhobene Arm zu Verlust gegangen. Bei der Ausgrabung beobachtete man Rot mit Gold an der Sandale sowie Braunrot an den Haaren, deren flüchtige Behandlung auch ohne das eine Nachhilfe mit Farbe wahrscheinlich gemacht hätte. Eine Rille im Haar beweist, dafs um den Kopf ein Metallkranz sich wand. Der Mantel ist nur rauh zugerichtet, im auffälligen Gegensatz zur schimmernden Glätte der Haut, und ist gefüttert, trug also vermutlich zwei Farben, vielleicht die überaus beliebte Zusammenstellung von Gelb und Blau.[2]) Auch das Fleisch mufs lasiert gewesen sein schon deshalb, weil das zuckerweifse Aussehen des Marmors sich mit Farben nicht verträgt, und dabei wird wohl ein Unterschied eingehalten worden sein zwischen dem zarten Dionysosknäblein und dem wettergebräunten Boten der Götter.

Ferner ist noch an einem Werke, das Lysippische Kunst verrät, dem Münchener Silen mit Bacchusknaben,*[3]) Rot konstatiert in Haar und Bart sowie Braunrot am Baumstamm, dann aber hören wir lange Zeit nichts mehr von Verwendung von Farben an Bildwerken.

Bei näherem Zusehen ist jedoch die Lücke, vor der wir stehen, uns nicht mehr unbekannt. Es ist dieselbe Stelle, bis zu welcher wir die Bemalung der griechischen Tempelbauten verfolgt haben, die Zeit zwischen dem Alexandersarkophag und dem Pergamenischen Altarfries, von denen der erstere bemalt war, der andere nicht, kurz der Anfang

---

[1]) Olympia III, Tfl. 53; verstümmelt ibid. III, 49 f.; Collignon II, Tfl. 5; Denkmäler 466; Seemann 22; Der Kopf allein: Olympia 51; Denkmäler 467 (sämtlich ohne Farben).

[2]) Treu 13; Bulle 26. Dafs sich Rot erhalten hat, Blau und Gelb aber nicht, stimmt völlig mit meinen Beobachtungen bezüglich der Haftfähigkeit der Farben überein. Am hartnäckigsten ist Rotbraun, dann Rot. Blau und Gelb waschen sich leicht aus; Grün und Violett zersetzen sich gern. — Der Satyr in München (nach Praxiteles) ist nach einer Notiz von Alt (S. 59) mit gelb-rötlichen Farbenresten bedeckt, während Furtwängler (Katalog der Glyptothek zu Nr. 229) nur Rot im Haar feststellt.

[3]) Furtwängler Nr. 238. Denkmäler 64.

der hellenistischen Kunstentwickelung, in welcher die Plastik, die bisherigen Bahnen verlassend, die Wirkung der Malerei erstrebt. Es werden jetzt die feinsten Einzelheiten plastisch herausgearbeitet,[1]) man rechnet jetzt mit Schattenwirkungen und es kommen die „malerischen Reliefs" auf, bei denen auch der landschaftliche Hintergrund mit aller Sorgfalt dargestellt ist. Das alles verträgt sich nicht mehr mit Farbe, wird aber erklärlich durch die aufkommende Sitte die Wände der Wohnräume mit bunten Marmorplatten zu verkleiden, wobei der Plastik die Aufgabe zufiel inmitten der Farben beruhigend zu wirken.

Auch nach dem Westen wanderte diese Sitte und verdrängte die altgriechische Einfachheit in der Ausstattung der Wohnräume.[2]) In den Anaktenhäusern von Tiryns waren die Wände bemalt mit spiralförmigen Ornamenten,* ferner mit Darstellungen aus dem menschlichen Leben, darunter der bekannten eines jungen Mannes, der im Sprung über einen gewaltigen, dahinrennenden Stier hinwegsetzt.*[3]) Genau so war es in Orchomenos; auch hier fand man Überreste von bemalten Wänden, die entweder Ornamente* trugen oder Darstellungen von Menschen.*[4]) Über die Ausschmückung des späteren griechischen Wohnhauses herrscht jedoch völliges Dunkel. Einzig die Notiz, Alkibiades habe den Maler Agatharchos so lange in seinem Hause eingeschlossen gehalten, bis dieser mit seiner Arbeit fertig gewesen sei, läſst uns vermuten, daſs wenigstens die Reichen auf künstlerische Ausgestaltung ihrer Häuser etwas gaben, und da Agatharchos als *σκηνογράφος* (Theatermaler) bekannt war, so erstreckte sich seine Tätigkeit vielleicht auf perspektivische Architekturmalerei, wie wir sie in Pompeji später finden. Vielleicht. Wenn wir übrigens vernehmen, daſs Sokrates 5 Minen an Vermögen besaſs und hierin sein Haus schon eingerechnet war, daſs das Anwesen des Stephanos von Demosthenes (adv. Neaer. 39) auf 7 Minen geschätzt wurde, und daſs beim Ausbruch des Peloponnesischen Krieges die Bürger in der Umgebung Athens ihre Häuser niederrissen und mit dem Balkenwerk als dem kostbarsten Teile derselben in die Stadt übersiedelten, so kann von einer nennenswerten Ausschmückung solcher Gebäude keine Rede sein.

Hierin trat nun seit der Diadochenzeit eine Änderung ein, auch bei den Tempelbauten. Allerdings ersetzte in dem ärmeren Westen polierter Stuck oder Malerei den teueren Marmor und erst das kaiserliche Rom kommt auch im Luxus den hellenistischen Diadochenresidenzen gleich. In Pompeji hatte der Tempel des Juppiter, der Juno und der Minerva solche Stuckwände, die Marmortafeln nachahmten; die gleiche Wirkung ward im Juppitertempel durch Malerei erzielt;

[1]) Man betrachte nur das in Lykosura gefundene Gewandstück von dem Messenier Damophon (Abb. Collignon II, S. 681), demselben, der auch den Olympischen Zeus renovierte.

[2]) Bei öffentlichen Gebäuden waren auch in Griechenland Malereien üblich; ich erinnere nur an die Lesche in Delphi, die Propyläenhalle in Athen und andere.

[3]) Das Spiralmuster farbig bei Baumeister Tfl. 76; der Springer ibid. S. 1815; die Farben dazu bei Cybulski Tfl. 10.

[4]) Nach den noch nicht veröffentlichten Originalaufnahmen der Ausgrabungskommission (Furtwängler und Bulle).

dagegen zeigte der Tempel Vespasians einen echten Marmorbelag an den Wänden.[1]) Dazu kamen dann Säulen, deren unterstes Drittel rot oder gelb gestrichen war, mit vergoldeten Kapitellen und vergoldete Zieraten, so dafs wir einen Eindruck empfangen, wie ihn etwa die Rekonstruktion des Juppitertempels in Pompeji von Weichardt bietet.*[2]) Mit gröfserem Pomp treten uns natürlich die Tempel der Hauptstadt entgegen, beispielsweise der Tempel der Juno Moneta auf dem Kapitol,* von welchem uns ein Ausschnitt aus dem bekannten Rundgemälde „Rom zur Zeit Kaiser Konstantins d. Gr." eine Anschauung geben mag.[3])

Die Entwickelung der römisch-griechischen Wanddekoration gehört zwar, genau genommen, nicht zu unserem Thema, mufs aber doch, wenigstens in Kürze, behandelt werden, weil sie nicht ohne Rückwirkung auf die Bemalung der plastischen Bildwerke geblieben ist. Nach Mau[4]) haben wir 4 Stile zu unterscheiden, welche die Zeit von etwa 200 v. Chr. bis 79 n. Chr. umfassen. Der erste oder Inkrustationsstil (200—100 v. Chr.) lehnt sich eng an die im hellenistischen Osten aufgekommene Sitte der Wandverkleidung mit Marmortafeln an, nur dafs die Arbeit in poliertem Stuck ausgeführt ist. So will die vorstehende Wand aus dem Atrium des Hauses des Sallust*[5]) den Eindruck einer Hausfassade mit Marmorquadern hervorrufen. Immerhin war auch diese Art der Dekoration für eine allgemeine Nachahmung noch zu kostspielig und so machte man sich daran denselben Effekt durch perspektivische Malerei auf der glatten Wand zu erzielen. So entstand der zweite oder perspektivische Architekturstil, der Stil des ersten Jahrhunderts v. Chr. Die vorstehende Wand aus der Casa del Labirinto*[6]) möge uns einen Begriff von der Wirkung vermitteln. Die vorspringenden Pilaster lassen die abschliefsenden, schwarzen Wände etwas zurücktreten und erweitern dadurch scheinbar den Raum. Zugleich weist die Wand deutlich eine horizontale Dreiteilung auf: Sockel, eigentliche Wand und, durch einen Karnies getrennt, einen oberen Teil mit glatten Marmorintarsien. In entwickelteren Beispielen dieses Stils kommt dazu noch eine vertikale Dreiteilung, indem, wie aus der Rekonstruktion einer Wand aus dem Hause der Bilderinschriften*[7]) ersichtlich ist, nicht nur Sockel, Mittelwand und Oberteil unterschieden, sondern durch eine in die Mitte gesetzte Ädicula ein Mittelstück und

---

[1]) Näheres zu ersehen bei Mau, Pompeji. Im Isistempel fanden sich Stuckverzierungen in einem Nebenraum, in einem anderen figürliche Darstellungen. Im Apollotempel waren im Hof Szenen aus der Ilias gemalt. Malereispuren zeigte auch das Macellum.

[2]) Weichardt, C., Pompeji vor der Zerstörung. Leipzig Tfl. 8 (ohne Farben).

[3]) Gemalt von Bühlmann und Wagner. Photographie Hanfstängl.

[4]) Mau, Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompeji. Berlin 1882. Presuhn, Die pompejanischen Wanddekorationen. Leipzig 1882. Raoul-Rochette, Peintures de Pompéi. Paris 1844; sämtlich mit farbigen Abbildungen.

[5]) Mau, Tfl. 2. Bilder an der Wand kommen im ersten Stil nicht vor; dafür Mosaiken auf den Türschwellen und den Fufsböden. Vgl. die Alexanderschlacht aus der Casa del Fauno (Abb. b. Baumeister S. 929; farbig b. Jaeger, Weltgeschichte S. 224/225 u. a.).

[6]) Mau, Tfl. 3.

[7]) Mau, Tfl. 5, 6.

zwei Seitenpartien geschaffen werden. An den so geschaffenen Wandflächen erscheinen jetzt Wandbilder oder das mittelste Feld ist von einer Art Fenster durchbrochen, das wie hier einen Ausblick in den Garten zu eröffnen scheint. Das obere Drittel der Wand tritt etwas zurück, was sich vielleicht deutlicher an der Einzeldarstellung* erkennen läfst.[1])

Weit Besseres in dieser Stilgattung als das vorstehende Beispiel finden wir in Rom, z. B. in einer Wand aus dem Hause der Livia auf dem Palatin*[2]). Das Mittelfeld enthält eine Copie des Gemäldes „Jo zwischen Argus und Hermes" nach Nikias. Die Bilder der beiden Seitenteile sind über den Karnies gesetzt und können scheinbar durch Türchen geschlossen werden. Links eröffnet sich durch ein Fenster ein Ausblick nach der Strafse, natürlich ebenfalls gemalt.[3]) Unter Augustus kam sodann der dritte oder ornamentale Stil auf, zu dessen Veranschaulichung uns eine Wand aus dem Hause des Spurius Masor in Pompeji* diene.[4]) Auf eine scheinbare Erweiterung des Raumes ist verzichtet, der Sockel tritt also nicht mehr über die Wand heraus, er ist nur durch eine Bordüre von der eigentlichen Wandfläche getrennt. Der hellere Streifen im oberen Drittel zeigt eine spielende Architektur, welche keineswegs den Eindruck der Wirklichkeit machen soll. Die Ädikula in der Mitte ist geblieben, allein ihre weifsen Säulchen haben nichts mehr zu tragen, sie dienen nur zur Umrahmung des Bildes, das wahrscheinlich die Entsühnung irgend eines Mannes durch eine Priesterin darstellt. Die Figuren der von einer Art Bordüre eingefafsten Seitenteile sind auffallend klein. — Ein weiteres Beispiel haben wir am Hause des Caecilius Jucundus.*[5]) Auch hier bemerken wir den nicht vorspringenden Sockel, durch eine Bordüre abgesetzt gegen die Wandfläche, ferner das von schlanken weifsen Säulchen eingefafste Mittelbild (Heimschaffung der Leiche Hektors) und die

[1]) Mau, Tfl. 5, 6.

[2]) Monum. dell. Institut. XI, 22.

[3]) Auch eine Wand aus Trastevere* (Monum. dell'Instit. XII, 18) zeigt die charakteristischen Merkmale des zweiten Stils: Hauptbild in einer von kräftigen Säulen getragenen Ädikula in der Mitte, auf den beiden Seitenflächen kleinere Bilder, die von geflügelten Gestalten getragen werden. — Ganz eigentümlich ausgeführt ist ferner eine andere Wand aus Trastevere* (ibid. XI, 44): Der Sockel springt nur schwach hervor und trägt dünne, weifse Säulen (3. Stil), auf denen nur je eine Figur steht. Die schwarzen Wände zeigen Landschaften in leicht getönten Umrissen. Darüber zieht sich ein Fries mit Szenen aus dem Gerichtswesen und ein zweiter mit Ornamenten. Man hat vermutet, dafs die ganze Dekoration alexandrinische, mit Glas belegte Wände nachahmen sollte. Dem zweiten Stil gehören ferner an die Odysseelandschaften* auf dem Esquilin (herausgegeben von Woermann, München 1876, Tfl. 6), die hinter perspektivisch gemalten roten Pfeilern eine zusammenhängende Landschaft mit Szenen aus der Odyssee in fortlaufender Erzählung zeigen, vorstehend die Befragung des Teiresias durch Odysseus (Odyssee XI). Noch weiter geht die Wanddekoration eines Zimmers im Hause der Livia zu Primaporta* (Antike Denkmäler I Tfl. 11), wo durch die Malerei, ohne dafs die einzelnen Bilder durch Wandpfeiler von einander geschieden wären, der Eindruck erweckt werden soll, als trete man in einen mit seltenen Blumen bepflanzten und von buntfarbigen Vögeln belebten Garten.

[4]) Mau, Tfl. 12.

[5]) Mau, Tfl. 13.

bandförmigen Ornamente in zarten Tönen. Namentlich die Zusammenstellung: Violett neben Grün und Orangegelb ist charakteristisch für den dritten Stil. Aus einer Darstellung in vergröfsertem Mafsstabe* wird sich die Feinheit der Arbeit noch besser erkennen lassen.[1])

Bei weitem am häufigsten jedoch finden wir in Pompeji den vierte Stil, die phantastische Architekturmalerei, angewendet und ihre leuchtenden Farben treten uns vor Augen, wenn wir von pompejanischen Wänden schlechthin sprechen. Der vierte Stil kommt auf um das Jahr 50 nach Chr. und hält sich, erbittert bekämpft von Vitruv, bis zum Ende der Stadt. Eine teilweise Zerstörung durch das Erdbeben von 63 nach Chr. ermöglicht es eine ältere und eine jüngere Epoche zu unterscheiden, von denen die erstere an das Prinzip der völlig geschlossenen Wand wieder anknüpft — als Beispiel gebe ich die Rückwand des grofsen Oecus q aus der Casa Vettiorum*[2]) mit zu Verlust gegangenem Mittelbild, — während die letztere in dem kleineren Oecusp desselben Hauses in Anwendung gekommen ist. Ich gebe zunächst nach Photographie (Mau, Pompeji Tfl. VIII) eine Ansicht des ganzen Raumes in seiner heutigen Gestalt;* dagegen werden wir die Neuerungen besser verfolgen an einer Rekonstruktion der Rückwand.*[3]) Der Sockel ahmt Marmorintarsia nach. Auf ihm erhebt sich die Wand, die einen starken Ton Blau aufweist und im rotumsäumten Mittelfeld eine mythologische Darstellung bietet: Die Bestrafung des Ixion. Die Säulenumrahmung des Bildes ist nicht mehr weifs, sondern gelb, mit Reliefdarstellungen verziert. Der Karnies, der früher die Wand nach oben abschlofs, ist geschwunden; an seine Stelle ist ein reizendes Spiel von zierlichen Architekturen getreten, so wie sich in den Seitenwänden Durchblicke auf Architekturen eröffnen, die sogar durch Figuren belebt sind. Die Farbenzusammenstellung ist lebhafter, wenn man will, schreiender geworden als sie zur Zeit des Augustus war. Damit haben wir die charakteristischen Merkmale des vierten Stils hervorgehoben, die wir uns an einer Wand der Markthalle*[4]) noch einmal vergegenwärtigen wollen: Bildumrahmung mit gelben Säulen, Durchbrechung der Wände mit Ausblicken auf spielende (ja häufig genug unmögliche) Architekturen, stilisierte Ornamente und grelle Farben.[5]) Und nun

[1]) Mau, Tfl. 14. Auch die Abbildung eines Wandviertels aus dem Hause des M. Epidius Sabinus* (Mau, Tfl. 16) zeigt uns die charakteristischen Merkmale des dritten Stiles und ebenso die Abbildung einiger Einzelornamente* bei Mau, Tfl. 20.

[2]) Casa dei Vettii, Neapel o. I., Tfl. 8. Daselbst auch Details der Pilaster (5) und die berühmten Amorettenbilder (6, 7), sämtlich in Farben.

[3]) Casa dei Vettii, Tfl. 3.

[4]) Raoul-Rochette, Tfl. 4.

[5]) An weiteren farbigen Beispielen des vierten Stils finden wir: eine Wand aus der den Apollotempel umgebenden Säulenhalle*, welche auf weifsem Grunde Szenen aus den Kämpfen vor Troja enthielt (Raoul-Rochette, Tfl. 8). Ausgesprochen Architekturen zeigt ferner eine Wand aus der rechten Ala im Hause der Jagd* mit einer sehr beschädigten Erkennung des Achilleus auf Skyros (Raoul-Rochette, Tfl. 12) Ganz in Architekturen aufgelöst ist die Rückwand eines im Garten stehenden Schlafzimmers aus der Casa di Apollo*, wobei über einem Holzsockel inmitten des Architekturenspieles drei Lichtgottheiten auf ihren Thronen sitzen (Presuhn Tfl. 12; Hauptfarben: Blau, Grün, Braun).

denke man sich vor diese immer bunter, immer greller werdenden Wände farbige Statuen gestellt! Das gäbe ein Unding. Und deshalb erblicke ich in dem Aufkommen der farbigen Wände, wie sie als Marmorverkleidung im Osten begann, als Stuckarbeit und Wandmalerei im Westen sich fortsetzte, den Hauptgrund für das Abkommen der Farben an plastischen Bildwerken. Bemalte Statuen werden daher seit der hellenistischen Periode seltener. Unter Augustus machen sich wie in der Wanddekoration so in der Plastik noch einmal echt griechische Bestrebungen bemerkbar und diesen verdanken wir sogar die am schönsten bemalte Statue des ganzen Altertums, den Augustus von Primaporta.*[1]) Die Statue ist auf der Rückseite nur oberflächlich behauen und trägt im Rücken einen Haken aus Eisen, ein Beweis, dafs sie in einer Nische stand. Die Farben sind jetzt verblafst, aber völlig sichergestellt. Der Feldherrnmantel war purpurn, das Untergewand karmesinrot, die Panzerbehänge blau mit goldenen Einfassungen und Fransen; die Haare zeigten eine gelbliche, der Delphin eine grünliche Färbung. Die Fleischpartien waren weifs, können also höchstens lasiert gewesen sein. Ebenso zeigte der Panzergrund keine Farbe: doch mufs er ursprünglich das Aussehen von Goldbronze gehabt und müssen die farbigen Figuren den Eindruck von aufgeschraubter Schmelzarbeit gemacht haben. Der Deutlichkeit wegen gebe ich den Panzer noch einmal in gröfserem Mafsstabe.*[2]) Zuoberst erblicken wir den Himmelsgott Caelus, der mit beiden Armen ein Purpurgewand über seinem Haupte hält. Darunter lenkt Sol im langen, blauen Gewande eines Wagenlenkers auf karmesinrotem Wagen sein Gespann; nach rechts schweben dem Wagen voran Herse in blauem Gewande und blauen Flügeln, das Taukrüglein in der Linken und die rote Eos mit ihrer Fackel auf dem Rücken tragend. Entsprechend dieser Darstellung des Himmelsgewölbes haben wir unten eine gleichfalls hellenistische Personifikation der Erde: mit einem Ährenkranze geschmückt greift die grüngekleidete Tellus nach einem gefüllten Fruchthorn, während zwei kleine Kinder (Romulus und Remus) sich an ihre Brust schmiegen. Über derselben erscheinen die Schutzgötter des julischen Hauses und zwar links Apollo, in karmesinrotem Mantel und mit der Leier auf einem blaugeflügelten Greifen reitend, rechts Diana in einem roten Gewande, getragen von einem braunroten Hirsche. In der Mitte steht Mars im purpurnen Feldherrnmantel, begleitet von einem Wolfe, und vor ihm ein Barbar in roter Ärmeltunika und blauen Beinkleidern, der mit beiden Händen einen Legionsadler mit blauen Abzeichen schräg in die Höhe hält. Offenbar stellt die Mittelgruppe die freiwillige Rückgabe der dem Crassus abgenommenen Feldzeichen durch die Parther dar. Die beiden Figuren seitwärts von der Hauptgruppe stellen wohl die Verkörperung der Provinzen Gallien und Spanien dar, welche auf jede Hoffnung die Freiheit wieder zu erlangen jetzt verzichten müssen.

---

[1]) Denkmäler, Tfl. 225. Blatt des k. Archäolog. Instituts. Seemann 13. Farbig bei Fenger, Tfl. 8, Kuhn u. a.

[2]) Über die Deutung des Panzerreliefs siehe das Programm von Luckenbach, Karlsruhe 1900/01.

— Aus der römischen Kaiserzeit hat sich noch eine Statue in ganzer Bemalung erhalten, eine Venus aus Pompeji*[1]) mit einem Mantel, der innen himmelblau war und auf der äufseren, jetzt weifsen Seite einen breiten rosagefärbten Saum aufwies. Das Untergewand ist gelb, ebenso die Haare, während die Haarbinde und die Sandalen rot bemalt waren. Die Iris war rotbraun, das Weifse bläulich getönt, Lider und Wimpern schwarz. Sie stützt sich auf eine altertümliche Nike in grünem Gewande mit rosa Saum. Dagegen zeigt eine gleichfalls aus Pompeji stammende altertümliche Artemis*[2]) nur Gelb im Haare und den Rosetten des Diadems, und Rot am Saume des Mantels (hier von weifsen Ornamenten unterbrochen), an den Ärmellöchern des Chitons, an dessen Saum, der Halskante des Mantels und dem Köcherriemen sowie an den Sandalen. Auch die Trajanssäule weist noch Spuren von Bemalung auf,[3]) dann aber verschwinden die Farben, wenn man von einer Vergoldung der Haare an der Mediceïschen Venus und der Gewandsäume an der Gruppe des Menelaos mit der Leiche des Patroklos absieht. Man hat zwar in Rom einen Ersatz dafür gesucht in der Verwendung bunten Marmors und in einzelnen Fällen ganz gefällige Wirkungen erzielt, ich erinnere nur an die kandelabertragenden Perser* in Neapel aus phrygischem und schwarzem Marmor[4]) oder an eine der zahlreichen Porträtbüsten aus der römischen Kaiserzeit, etwa die der Manlia Scantilla,* der Gemahlin des Kaisers Didius Julianus[4]), allein es war das doch nur ein Unterfangen, zu dem weniger künstlerische Rücksichten wie Prunksucht verleiteten. Um die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunders nach Christus war die Weifsplastik den Römern etwas Bekanntes und galt nach einer Stelle bei Lucian (Imagines c. 4) die Farbe als ἔξω τοῦ ἀγάλματος. Am längsten hat sich die Farbe an den Augen gehalten, und wenn wir die Sache ruhig überlegen, kommt uns das auch gar nicht wunderbar vor. Wer empfände es nicht als ein Unding, dafs in der vorstehenden Gruppe,*[5]) welche doch offenbar das treue Zusammenhalten eines römischen Ehepaares ausdrücken will, die beiden Leute so nichtssagend an einander vorbei ins Leere starren? Das hat denn auch nicht stattgefunden. Zu keiner Zeit hat es im Altertum Augen ohne Sterne gegeben. Entweder waren die Augen eigens eingesetzt, wie an der Statue eines afrikanischen Fischers*[6]) oder die Pupillen waren durch Farbe wiedergegeben. Seit Hadrian treten dann allgemein plastische Augensterne an die Stelle der gemalten, z. B. an dem bekannten Antinouskopfe*[7]), und selbst dabei ist später noch hie

[1]) Archäolog. Zeitung 1881, Tfl. 7. Auch Baumeister, Tfl. 47, beide farbig.

[2]) Seemann 105; Denkmäler 356; Mau, Pompeji, Tfl. 10; ibid. S. 443. Vgl. Overbeck I, 193.

[3]) Semper im Bulletino dell'Inst. Arch. 1833 S. 92.

[4]) Der „Perser" Arndt, Einzelverkauf, II Nr. 502 f.; Manlia Scantilla nach Photographie des Wagnerschen Instituts in Würzburg.

[5]) Seemann 116; Arndt Nr. 210; Denkmäler 267.

[6]) Nach Photographie des Wagnerschen Instituts. Vgl. den Apollo Musagetes in München.

[7]) Nach Photographie des Wagnerschen Instituts.

und da Farbe zu Hilfe genommen worden, wie an dem Porträtkopf eines römischen Kaisers aus dem vierten Jahrhundert*[1]).

Bedeutsam ist es auf jeden Fall für unsere Frage, dafs die Verwendung von Farbe an den Baudenkmälern und Bildwerken des klassischen Altertums endgültig erst aufhört zu einer Zeit, die auch sonst als Epoche des Verfalls der antiken Kunst bekannt ist.

Würburg. Dr. N. Spiegel.

Zur Frage der Hin-Übersetzung.

Vortrag, gehalten bei der XXIII. Generalversammlung in Würzburg, Ostern 1905.

Die Hin-Übersetzung Unterrichtsmittel, aber nicht Zielleistung! Diese Forderung vertrat mein neusprachlicher Kollege Dr. Uhlemayr bei der III. Hauptversammlung des Bayer. Neuphilologen-Verbandes Ostern 1904 in München in einem trefflich ausgearbeiteten Vortrage, in welchem er, sowohl auf die Erfahrung wie auf die Ergebnisse der Logik und Psychologie sich stützend, die vorwiegend „rezeptive“ Betätigung beim fremdsprachlichen Unterricht als das eigentliche und richtige Ziel unserer Mittelschulen zunächst für die neueren Sprachen nachwies. Allein nach meiner festen Überzeugung gilt jene Forderung erst recht für die alten Sprachen und deshalb mufs man, nachdem sie für das Griechische trotz aller Bedenken, die man auch hier dagegen geltend gemacht hatte, glücklicherweise schon seit Jahren durchgesetzt worden ist, immer wieder die Notwendigkeit betonen, die Übersetzung ins Lateinische beim Absolutorium gleichfalls abzuschaffen und dafür eine Her-Übersetzung einzuführen. Das ist ein Wunsch, der auch bei unseren Generalversammlungen schon früher ausgesprochen wurde. Von meinem Vortrag zur Gymnasialreform v. J. 1899 bei der Nürnberger Versammlung will ich absehen, da ich ja zu meinem Bedauern von vielen altphilologischen Kollegen als Ketzer in gymnasialen Fragen nicht ganz für voll genommen werde. Aber vor zwei Jahren in München stellte, wie Sie wissen, Kollege Flierle, wenn auch mit einiger Einschränkung, „die Forderung einer Version im Absolutorium neben oder statt der Übersetzung ins Lateinische und der Einfügung von Versionen in die Hälfte der Schulaufgaben in sämtlichen Klassen.“ Vor allem erinnere ich an den Vortrag Gebhards bei der Regensburger Versammlung vor 4 Jahren. Es war für die Freunde eines gesunden Fortschritts und einer der heutigen Zeit entsprechenden Gestaltung des Gymnasiums ein wahres Labsal, zu hören, wie dort ein Altphilologe aussprach: „Der eine Herrscher ist im Grunde immer das Deutsche im weitesten Sinne, das im humanistischen Gymnasium auf dem festen Fundamente der Antike ruht,“ wie er öffentlich und ohne Scheu dafür eintrat, den deutsch-lateinischen Übungen ihre Herrscherstellung zu nehmen und die Hin-Übersetzung als Zielleistung

---

[1]) Arndt Nr. 84.

aufzugeben. Deshalb möchte ich jene Rede Gebhards, dem wir ja auch sonst als dem langjährigen, unermüdlichen und zielbewufsten Vorstande unseres Vereins zu dem gröfsten Danke verpflichtet sind, die Morgenröte einer neuen schönen Zukunft nennen. Wenn nun, da nach dieser vielverheifsenden Morgenröte der Tag leider bis jetzt noch nicht angebrochen ist, bei der gegenwärtigen Versammlung gerade ich mir erlaube die Frage der Hin-Übersetzung vor Ihnen zu behandeln, so bin ich mir ja nach früheren Erfahrungen sehr wohl bewufst, dafs mir die niederschmetternde Entgegnung, ich sei als Nichtfachmann überhaupt nicht berechtigt hierüber ein Urteil abzugeben, auch diesmal nicht erspart bleiben wird. Hätte ich gewufst, dafs eine Behandlung wenigstens eines Teils der Frage von anderer, altphilologischer Seite in Aussicht stehe, so hätte ich mich gewifs nicht vorgedrängt, sondern mich damit begnügt bei der Debatte meine Ansicht auszusprechen. Denn — das dürfen Sie mir glauben — zu den angenehmsten Gefühlen gehört es gerade nicht, vor einer Versammlung, von der man zum Teil, vielleicht zum grofsen Teil in der betreffenden Angelegenheit als unberechtigter, ja wohl auch unverständiger Eindringling betrachtet wird, über Dinge zu reden, welche die so leicht entflammte Empfindlichkeit der einzelnen erregen können. Aber mögen Sie mir laut oder in Gedanken, jetzt oder erst nachträglich ein Ecrasez l'infâme! entgegenschleudern, das kann mich nie abhalten mein staatsbürgerliches Recht der freien Meinungsäufserung auszuüben und in einer Frage, die ich für das wirkliche Gedeihen des humanistischen Gymnasiums als geradezu entscheidend betrachte, das Wort vor Ihnen zu ergreifen. Ich meine überhaupt, wir sollten bei der Verhandlung über vorwiegend pädagogische Fragen nicht so engherzig sein und auch die von Nichtfachmännern vorgebrachten Gründe und Einwendungen, die man ja nicht gleich als persönlich gemeinte Vorwürfe aufzufassen braucht, ruhig anhören und erwägen. Wenn mir z. B. ein Altphilologe Bedenken ausspricht über die Art, wie ich meinen Unterricht gebe, so werde ich seine Ansichten ruhig prüfen und erforschen, ob ich nicht vielleicht manches davon verwenden kann, das mir unberechtigt Erscheinende jedoch nicht mit dem bequemen Einwande, er verstehe nichts von der Sache, sondern mit tatsächlichen Gründen zu widerlegen bestrebt sein; und wenn mir einer sogar sagt: Deine Schüler leisten im Französischen nicht das, was sie sollten, so erwidere ich ihm einfach: Ja, hältst Du mich denn für so blind, dafs ich das nicht selbst sehe? Ich weifs das nur allzu gut, aber ich weifs auch, dafs daran mehr als ich das ganze System und die Schulordnung schuld sind. Wollen wir uns daher alle bei der Besprechung solcher Dinge, wobei man naturgemäfs nicht alles Bestehende loben oder über alle Schäden und Mängel hinwegsehen kann, vor jener übergrofsen Empfindlichkeit hüten, von der Otto Frick, wie Rektor Deuerling im Jahre 1890 bei der letzten Tagung unseres Vereins hier in Würzburg in seinem Vortrag anführte, mit Recht sagt: „Es wird Zeit, dafs wir Schulmänner unsere Empfindlichkeit in der Behandlung solcher Fragen, zumal jene doch immer ein Zeichen von Schwäche ist, ab-

legen und dafs wir endlich einmal anfangen uns selbst zu sagen, nicht alles im gegenwärtigen Schulwesen sei vollkommen." Dies gilt heute gewifs noch ebenso gut wie damals. Ich möchte Sie ferner noch an die Worte erinnern, die Kollege Gebhard vor 4 Jahren in Regensburg sprach — überhaupt werde ich bei Urteilen, die zu hören manchem nicht angenehm sein mag, tunlichst andere für mich sprechen lassen — „Auch wir," sagte damals Gebhard, „dürfen uns noch in manchen Punkten bessern. Schon jahre-, ja jahrzehntelang hört man aus Kreisen, die dem humanistischen Gymnasium die wohlwollendste Gesinnung entgegenbringen, die selbst am humanistischen Gymnasium ihre Bildung erhielten, so manchen Warnungsruf, dem wir viel zu wenig Gehör schenkten." Ferner: „Diejenigen, in deren Händen die Leitung der Gymnasien liegt, ebenso wie die einzelnen Lehrer dieser Anstalten haben Anlafs, eine viel gründlichere Gewissenserforschung vorzunehmen als jemals, denn die Zeiten sind ernst." Seien Sie davon überzeugt, dafs, wenn ich auch manches am Gymnasium nach den berechtigten Forderungen unserer Zeit etwas anders haben möchte, doch auch ich von der „wohlwollendsten Gesinnung" dabei erfüllt bin und dafs ich, nur weil mir dessen Gedeihen eine Herzensangelegenheit ist, schon mehrmals den — ich wiederhole es — nicht immer angenehmen Versuch gemacht habe zur Beseitigung vorhandener Mängel ein kleines Scherflein beizutragen.

Der Wunsch, die Hin-Übersetzung als Zielleistung aufzugeben, ist bekanntlich in Bayern schon von verschiedenen Seiten wiederholt erhoben und vertreten worden. Ich führe aufser den schon oben erwähnten Vorträgen besonders die Abhandlungen Wirths und Neudeckers an. Ihre Schriften haben meines Erachtens noch immer nicht die Beachtung gefunden, die sie in vollstem Mafse verdienen. Ich glaube, dafs man bei der von Gebhard gewünschten „gründlicheren Gewissenserforschung" bald zu der Ansicht gelangen müfste, dafs derartige nicht etwa unerwiesene, sondern überzeugend begründete Aufstellungen nicht so einfach beiseite gelassen werden sollten, sondern der ernstlichsten Erwägung wert sind. Beim Abdruck der eben genannten Abhandlung Neudeckers[1]) fügte der Herausgeber unserer „Blätter" bei, es würden gewifs „viele Kollegen teilweise einen anderen Standpunkt einnehmen" und forderte sie ausdrücklich auf diesen in den Blättern zu vertreten. Bis heute ist keine Antwort darauf erfolgt. Könnte man hieraus schliefsen, dafs die mir unwiderleglich erscheinenden Ausführungen Neudeckers auch die anderen Leser von ihrer Richtigkeit überzeugt haben, so wäre dies ja mit Freuden zu begrüfsen. Allein ich fürchte, jenes Schweigen ist nur eine Folge der Gleichgültigkeit trotz der grofsen Bedeutung der ganzen Frage oder jener vornehmen Geringschätzung, mit der die „beati possidentes" jede Störung der hergebrachten Ordnung betrachten und so abzutun versuchen.

Bekanntlich ist die Übersetzung ins Lateinische als selbständige Leistung der letzte Rest aus einer längst vergangenen Zeit, da Latein

[1]) Blätter f. d. Gymn.-Schulwesen, 1901, VII u. VIII.

noch die allgemeine Gelehrtensprache war. Aber selbst damals, als das Lateinische noch in dieser Eigenschaft herrschte und sich unsere Muttersprache erst langsam und schüchtern hervorwagte, zeigte sich im Neuhumanismus das Streben, den rein formalen Sprachbetrieb gegenüber der Lektüre zurückzudrängen. Joh. Matth. Gesner sah den Schwerpunkt des klassischen Unterrichts nicht mehr im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Fremdsprache, nicht mehr in einer mühsamen und doch stets vergeblich erstrebten imitatio, sondern er erhoffte durch gründliche Einführung in die alten Schriftsteller Schärfung des Urteils, Läuterung des Geschmacks und Mehrung der Einsicht in die historischen Zusammenhänge unserer Kultur und ihrer einzelnen Elemente. [1]) Wie pafst doch das wieder auf die Gegenwart! Überhaupt mufs es uns überraschen, wenn wir von Gesners Bestrebungen lesen, wie viele seiner Aussprüche über die Verhältnisse an den damaligen Schulen, wie viele seiner Klagen und Wünsche fast wörtlich auch für die heutigen Zustände gelten, was uns beinahe traurig stimmen könnte, da es uns zeigt, wie langsam die Menscheit in solchen Dingen fortschreitet. Ziegler billigt es, [2]) dafs das Gymnasium es weder für nötig noch für rätlich gehalten habe, bis heute von dem Lehrziele Fr. Aug. Wolfs abzugehen, der verlangte, der Abgehende solle jeden Schriftsteller von mittelmäfsiger Schwierigkeit, nach einiger Präparation erklären, einen mündlichen Vortrag verstehen — was heutzutage natürlich nicht mehr in Betracht kommt — und ohne grammatische Fehler lateinisch schreiben können. Ich meine dagegen, es wäre sehr rätlich und nötig das Ziel heutzutage den Zeitverhältnissen mehr anzupassen. Wolf selbst sagte, dafs es zu einer wahren Fertigkeit im Lateinschreiben nur sehr wenige bringen. Wozu also hierauf heute so viel Zeit verwenden, da gegenwärtig doch nur ganz ausnahmsweise noch Lateinisch geschrieben wird? Eine gründlich veränderte Zeit fordert auch ein anderes Schulziel. Beides zugleich, die sozusagen produktive Tätigkeit und die rezeptive in der Fremdsprache lassen sich heute nicht mehr aufrecht halten. Wollte man das, so müfsten die nichtklassischen Fächer wieder beseitigt oder zur völligen Bedeutungslosigkeit eingeschränkt werden. Dann wäre aber das humanistische Gymnasium nicht mehr eine Anstalt für allgemeine Bildung, was es doch sein soll und will, sondern würde zur Fachschule für Altphilologen und etwa noch Theologen herabsinken. Die Äufserung in dem Erlafs des Kaisers vom 26. November 1900 über die Betonung der Eigenart der einzelnen Anstalten darf unter keinen Umständen falsch aufgefafst werden. Ich kann in diesem Punkte nicht mit den Bemerkungen Gebhards in Regensburg über die sog. „Nebenfächer" und die Bestimmungen über den „Vermerk" übereinstimmen. Im kaiserlichen Erlafs heifst es ausdrücklich „man solle nicht für alle Unterrichtsfächer gleich hohe Anforderungen stellen." Damit kann jedoch nur gemeint sein, dafs man beispielsweise im Französischen zwar nicht der Art, aber dem Grad

[1]) Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre, I, 1 Geschichte der Pädagogik von Prof. Dr. Th. Ziegler, S. 250.

[2]) a. a. O. S. 266.

nach am humanistischen Gymnasium ein weniger hohes Ziel steckt als am Realgymnasium oder der Oberrealschule. Erhält ein Schüler bei diesem weniger hohen Ziel nicht einmal die Note „Genügend“, so mufs das bezüglich des Vermerks gewifs ebenso ins Gewicht fallen wie beim Lateinischen und Griechischen. Sonst setzt man den Vertreter des Faches der Gefahr einer völligen und grundsätzlichen Gleichgültigkeit und Vernachlässigung von seite des Schülers aus. An anderer Stelle sprach sich Gebhard mit Recht gegen die Neigungen aus, die dahin gehen, „die humanistischen Gymnasien sollten sich mehr noch als bisher dem Betrieb des Griechischen und Lateinischen widmen und die anderen Bildungselemente zurücktreten lassen.“ Es ist kein Zweifel, dafs eine solche Betonung ihrer Eigenart zu ihrem sicheren Untergang führen müfste. Wenn nun, wie oben erwähnt, die produktive und die rezeptive Betätigung in der fremden Sprache aus Zeit- und Raummangel nicht mehr beide festgehalten werden können, wenn von zwei Zielen eines fallen mufs, so ist es klar, dafs man das weniger wichtige aufzugeben hat, und das ist die stilistische Leistung. Dies ist um so dringender notwendig, wenn sich bei der Art, wie dieses Ziel verfolgt wurde, schwere Schäden gezeigt haben. Und das ist unleugbar je und je der Fall gewesen. Die Hin-Übersetzungsmethode hat oft zu übertriebenem Formelwesen geführt. Darüber klagten schon in früherer Zeit Gesner und Herder ebenso wie in unseren Tagen z. B. Professor Römer, wenn er in seiner bekannten Schrift sagt, dafs „noch heute vielfach durch ungeschickte, ganz unpädagogische Behandlung die herrlichen griechischen und lateinischen Autoren den Schülern vergällt und verekelt werden“, oder v. Orterer, der bei den Verhandlungen der Abgeordnetenkammer zugab, „dafs der Betrieb besonders der altsprachlichen Fächer manches zu wünschen übrig läfst, insofern er noch vielfach zu mechanisch und schablonenhaft ist und lediglich auf Äufserlichkeiten sich erstreckt.“ Wenn Römer in unserer jetzigen Schulordnung „den vollen Bruch mit dem formalistischen Prinzip“ erkennen will, so kann ich dem nicht beistimmen, solange, wie gegenwärtig, bei den Bestimmungen für das Lateinische an erster Stelle die Hin-Übersetzung genannt ist, was nicht einmal bei dem von Fr. Aug. Wolf aufgestellten Lehrziel der Fall war. Römer, der sich scharf gegen die übertriebene Wertschätzung der stilistischen Leistungen wendet, spricht sich trotz der Klagen, die über den Rückgang der Kenntnisse der Schüler im Griechischen zu hören seien, entschieden gegen die Wiedereinführung der deutsch-griechischen Übersetzung beim Absolutorium aus, weil damit „die allergröfste Gefahr für die Behandlung der griechischen Autoren“ verbunden sei. „Wie früher werden dann“, sagt er, „die Anstrengungen und Bemühungen der Schüler einseitig wieder diesem Ziele zustreben, weil danach früher fast ausschliefslich die Noten bestimmt wurden.“ Allein gilt das nicht alles ebenso fürs Lateinische? Hat nicht hier gleichfalls die Hin-Übersetzung als Ziel übertriebenen Grammatikbetrieb zur Folge? Werden nicht bei Schulaufgaben vielfach zu wenige Her-Übersetzungen gegeben, ja an einzelnen Anstalten, was Gebhard damals rügte, selbst in den obersten Klassen,

und wohl an den meisten in den drei untersten Klassen gar keine? Und doch sind sie in der Instruktion zu § 28, 1 ausdrücklich vorgeschrieben.

Die Hin-Übersetzung als Zielleistung und der ganze damit zusammenhängende, überlieferte Sprachbetrieb sind vor allem durchaus unnatürlich. Bevor man sich in einer Sprache richtig und ihrem Geiste entsprechend ausdrücken kann, mufs man ihre Formen, Wendungen, ihre ganze Vorstellungs- und Redeweise häufig gehört oder aufmerksam angeschaut haben. Unsere Muttersprache lernen wir ja auch zunächst nicht durch grammatische Regeln, sondern durch Hören und Nachsprechen, später durch vieles Lesen und verständiges Betrachten. Diese natürliche Art der Spracherlernung läfst sich nun zwar nicht, wie die radikalen Reformer auf dem Gebiete der neueren Sprachen gemeint haben, ohne weiteres in ihrer ganzen Ausdehnung auf den fremdsprachlichen Unterricht in der Schule übertragen, weil es hier an allen Vorbedingungen, an der ganzen Umgebung fehlt; aber einen Wink für das richtige Verfahren kann sie uns doch an die Hand geben, indem sie uns zeigt, dafs man zu dem so unumgänglich notwendigen Sprachgefühl nur von der lebendigen Sprache aus, die man lernen will, nicht durch die Theorie und grammatische Abstraktion gelangen kann, die naturgemäfs erst an zweiter Stelle kommen dürfen. Und das entspricht zugleich dem Wesen des jugendlichen Geistes. Schon der alte Gesner empfahl deshalb, nicht von der Grammatik auszugehen; er sagte[1]): „Die Grammatik ist keine Lektüre für die Kinder und ist von ihren Erfindern auch nicht dazu bestimmt worden, dafs der Anfang des Studierens davon gemacht werden solle.“ Denn „unsere ganze Natur ist von dem Schöpfer so eingerichtet, dafs unsere Erkenntnis nicht von allgemeinen und abgezogenen Sätzen, sondern von einzelnen und die Sinne unmittelbar rührenden Dingen anfängt und entstehet“. Da die Sprache nicht durchaus logisch, sondern psychologisch ist, so kann die Fremdsprache eben nicht, wie Kollege Christoph Beck in seiner Schrift: Videant consules[2]) meint, „lediglich durch gesetzmäfsiges Denken“ vom Schüler richtig gehandhabt werden. Die fleifsigen Schüler stellen oft künstliche Satzgebilde zusammen, die im einzelnen ganz nach den grammatischen Regeln gebaut und doch sprachlich unmöglich sind. Es fehlt ihnen eben das sichere Gefühl für das Idiomatische der fremden Sprache. Und dieses heutzutage in der Schule in wirklich ausreichendem Mafse zu bekommen, ist bei den Anforderungen, die auch die anderen Fächer stellen, einfach unmöglich. Da soll es bis zu einem gewissen Grade durch Auswendiglernen ersetzt werden. Mühsam und mit einem grofsen Aufwand an Zeit werden Redensarten über Redensarten eingedrillt, wobei man sich nicht mit den in der Grammatik stehenden begnügt, sondern noch stilistische Ergänzungshefte beizieht und wohl auch bei der Lektüre noch neue Sammlungen anlegen läfst. Ehe man ans Über-

[1]) a. a. O. S. 248.
[2]) Eine Stimme für die Übersetzung (Traductio), Nürnberg, C. Koch, S. 10.

setzen in die fremde Sprache geht, mufs natürlich erst der Sinn des deutschen Textes verstanden sein. Gerade diese Notwendigkeit führen ja viele als einen Hauptvorteil der Übertragung ins Lateinische an. hat man doch vorgeschlagen, mit den Schülern die deutschen Klassiker ins Lateinische zu übersetzen, um ein besseres Verständnis derselben zu erreichen. In ähnlicher Weise wollte mir einmal ein für die Hinübersetzung begeisterter Kollege deren Nutzen damit beweisen, dafs er erzählte, er habe einer oberen Klasse den bekannten Vers zu übersetzen gegeben: „Soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“, und eine grofse Anzahl Schüler hätten dabei deus geschrieben. Allein dieser Gedankenlosigkeit kann man doch wahrhaftig innerhalb der Muttersprache zu Leibe gehn, dazu bedarf es nicht erst einer Überetzung, und dann beweist der Vorfall gerade das Gegenteil von dem, was er beweisen soll, er zeigt, dafs die Übersetzung an sich nicht immer zu scharfem Nachdenken veranlafst, dafs bei der Betrachtung des deutschen Textes oft sehr oberflächlich und ohne Überblick über das Ganze verfahren wird. Glaubt der Schüler nun den deutschen Text, den er übertragen soll, verstanden zu haben, so beginnt das mühsame Zusammensuchen der fremden Redewendungen aus dem Gedächtnis, das ihn naturgemäfs dabei häufig im Stiche läfst. Hat er eine Redensart überhaupt noch nicht „gehabt“ — alle können ja unmöglich eingeprägt und geübt werden — so mufs er sie auf gut Glück selber bilden und hier tritt nun jenes qualvolle Gefühl des Schwankens, der Unbefriedigtheit und Unsicherheit auf, das beim Übersetzen ins Lateinische durch den immer noch vorhandenen Zwang, ciceronianisches Latein zu schreiben, gerade nicht gemildert wird und sehr wenig im Einklang steht mit dem von O. Jäger dem Schüler zugeschriebenen Bewufstsein, das schlechthin Richtige, das möglichst Gute zu finden, oder gar mit dem von Beck in jugendlicher Schwärmerei behaupteten Gefühle des „ästhetischen Genusses“, der „Glückseligkeit“ beim Hin-Übersetzen, der „Freude, wenn das neue Werk das Produkt der eigenen angestrengten Tätigkeit ist.“ Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir Lehrer selbst gestehen, dafs wir beim Übersetzen in fremde Sprachen und zwar, obwohl in geringerem Grade, auch in neuere, gar oft unter jener quälenden Unsicherheit leiden, wenn es sich darum handelt zu entscheiden, ob ein Ausdruck nicht etwa grammatisch richtig, sondern idiomatisch und wirklich gebräuchlich ist. So ist es also für die Schüler meist sehr schwer, ja oft unmöglich etwas wirklich Befriedigendes bei diesen Übersetzungen zu leisten. Und dabei wird es ihnen vielfach von unten auf noch unnötig erschwert. Schon im Anhang zum Bericht über die Würzburger Versammlung v. J. 1890 sprach Gerstenecker davon, dafs bei den deutsch-lateinischen Übersetzungen die Aufgaben durch Häufung der in Anwendung kommenden Regeln durchschnittlich zu schwierig und viel zu wenig übersichtlich für die betreffenden Altersstufen seien, und auch Flierle erwähnte vor zwei Jahren in München die „viel zu schwierigen Stilübungen, bei denen weitaus die meisten Schüler nichts Ordentliches fertig bringen“, beides Ansichten, die ich durch die Beobachtungen an den Arbeiten meiner

eigenen Söhne bestätigt gefunden habe. Vor allem glaube ich, dafs man schon beim Anfangsunterricht und auch später bei der Durchnahme neuer Regeln viel zu bald ins Lateinische übersetzen läfst. Es würde sich empfehlen, folgenden Satz der Instruktion für die neueren Sprachen auch in die Verordnung für die alten Sprachen aufzunehmen: „Übersetzungen in die Fremdsprache sind immer erst dann vorzunehmen, wenn die betreffenden Spracherscheinungen durch vorwiegend mündliche, dazwischen auch schriftliche Übungen am fremden Texte gründlich veranschaulicht und eingeprägt sind."

Infolge all der erwähnten Schwierigkeiten wird mit der hergebrachten Hin-Übersetzungsmethode tatsächlich schon lange nicht mehr das erreicht, was man ihr in der Theorie zuschreibt. Wenn man nach der überlieferten Anschauung glaubt, die Schüler würden durch sie einesteils dazu gebracht logisch zu denken und wissenschaftlich zu arbeiten und erhielten anderenteils die zu wirklich genufsreicher Lektüre der Schriftsteller unbedingt nötige Sicherheit in der Grammatik, so stehen dem Beobachtungen entgegen, die nicht nur vereinzelt, sondern in sehr grofser Zahl gemacht worden sind. Dafür nur einige Beispiele aus neuerer Zeit. Von Universitätsprofessoren hört man Klagen, „dafs die Fähigkeit Dinge und Erscheinungen bestimmt und genau wahrzunehmen und aus den Wahrnehmungen Schlüsse zu ziehen oder den vom Lehrer gezogenen Schlüssen zu folgen, bei den meisten Gymnasiasten viel, wenn nicht alles, zu wünschen übrig läfst." Kollege v. Raumer erwähnt in einem Aufsatz[1]) „Die sich mehrenden Klagen der Amtsvorstände über die Unfähigkeit der jungen Leute, ein klares, in gutem Deutsch geschriebenes Referat zu liefern", ferner die Äufserung von Universitätslehrern, „es sei heutzutage unendlich schwer mit Studenten Seminarübungen abzuhalten, da sie nicht imstande seien die Quellenschriftsteller zu lesen und man stets genötigt sei sich mit den elementarsten Dingen abzugeben, welche auf dem Gymnasium erledigt sein sollten." Herr Oberstudienrat Lechner, der sich bei seiner Gabe anregend und begeisternd zu wirken, um den humanistischen Unterricht hohe Verdienste erworben hat und gewifs nicht der Voreingenommenheit gegen die Erfolge des Gymnasiums geziehen werden kann, sagte einmal in einer Sitzung, es sei doch sehr betrübend, an den Arbeiten der Schüler in den höheren Klassen wahrzunehmen, wie wenig sie im allgemeinen im Lateinischen lernten und wie ihre Leistungen gar nicht im Verhältnis zu dem Aufwand an Zeit stünden. Und Flierle sprach auch vor 2 Jahren von der in den oberen Klassen zu bemerkenden „oft so jämmerlichen Unsicherheit und Unwissenheit in den Elementen, die das Fortschreiten der Lektüre in der ärgerlichsten Weise erschwert", sowie von den „manchmal so armseligen Leistungen im nichtgelesenen Autor". Wenn also Beck meint[2]) die Uebersetzung in die Fremdsprache bei der Schlufsprüfung sei „die Bescheinigung

---

[1]) „Das humanistische Gymnasium" 1904, Heft III.
[2]) a. a. O. S. 12.

darüber, dafs das Hauptziel des Sprachunterrichtes, das klare Erkennen und Urteilen, bis zu einem gewissen Grade erreicht sei", so beweisen die Tatsachen, dafs der „gewisse Grad" sehr niedrig angenommen werden mufs und dafs jene Bescheinigung meist recht mangelhaft ausfällt. Was an Grammatikkenntnis sowie an logischer Durchbildung erreicht werden soll, das würde durch die richtig betriebene Her-Übersetzungsmethode ohne Zweifel viel besser erreicht werden als durch das bisherige Verfahren.

Mit dem Verlangen der Her-Übersetzung als Ziel will ich nicht, wie Wirth, ein vollständiges Aufgeben jeder Hin-Übersetzung fordern. Als Unterrichtsmittel soll diese ja innerhalb der richtigen Grenzen beibehalten werden. Dieser Punkt wird von unseren Gegnern viel zu wenig beachtet, welche die Sache immer so darstellen, als wollten wir überhaupt keine Hin-Übersetzungsübungen mehr und als redeten wir damit zugleich auch der Vernachlässigung gründlichen Grammatikbetriebes das Wort. Auch Beck hat diesen Unterschied nicht genügend in Betracht gezogen, sonst könnte er nicht als Beweis für seine Ansicht den Satz Kaluzas anführen [1]): „Was die Fingerübungen für den Klavierspieler, das sind die Übersetzungsübungen für den, der eine fremde Sprache lernen will". Übersetzungsübungen wollen wir ja auch machen lassen, aber wo hat man denn jemals Fingerübungen als Zielleistung gefordert oder etwa bei einem Konzert zum besten gegeben? Unsere jetzige Schulordnung will gewifs die Übersetzungen ins Lateinische hauptsächlich als Unterrichtsmittel, als Mittel zum Zweck einer richtigen Lektüre aufgefafst wissen. Allein der Durchführung dieser so löblichen Absicht steht einmal das aufgestellte Ziel störend im Wege. — Gebhard betonte mit Recht: „Gegenwärtig sagen sich Lehrer und Schüler noch vielfach: „Das Skriptum ist Lehrziel und die Folge ist, dafs auf dieses auch in der Klassikerlektüre ein Nachdruck gelegt wird, der für letztere schädlich ist" — und aufserdem erregen mir auch zwei Ausdrücke im Wortlaute der Schulordnung Bedenken. In § 10,1 heifst es, der grammatische Unterricht habe sich wesentlich auf das zu beschränken, was für das Verständnis der Autoren im Umfange der Gymnasiallektüre von Bedeutung sei, und im Abschnitt 7 des gleichen Paragraphen lesen wir, die Übersetzungsaufgaben für die Klassen 6—9 seien in stilistischer Beziehung stufenweise zu steigern. Obwohl ich nun überzeugt bin, dafs die oberste Schulbehörde in beiden Fällen das Richtige gemeint hat, so scheint mir doch der Wortlaut zu unbestimmt. Solche Zusätze wie jenes „Wesentlich" sind bekanntlich aufserordentlich dehnbar und ich fürchte sehr, die Freunde der übertriebenen Hin-Übersetzung werden sich auf beide Stellen berufen, wenn man ihnen vorwirft, dafs, wie es tatsächlich geschieht, den Schülern meist viel zu schwierige Aufgaben zum Übersetzen vorgelegt werden. Daher wäre m. E. das Wort „wesentlich" ganz zu streichen und an der zweiten Stelle genauer anzugeben, bis zu welchem Grade

[1]) a. a. O. S. 8.

die Aufgaben in stilistischer Beziehung gesteigert werden dürfen. Man sage nicht, das gehe schon aus den einschränkenden Worten vom Abschnitt 1 hervor, daſs der zu übersetzende Text „im Gedankenkreise der alten Schriftsteller" zu liegen habe; denn diese Bedingung kann erfüllt sein und dabei der deutsche Text doch von Germanismen und ganz modernen Wendungen wimmeln.[1]) Ich bin also vollständig gegen Gebhards Ansicht, die deutsch-lateinischen Übungen sollten in den Klassen in dem bisherigen Maſse weitergetrieben werden. Kommt die Hin-Übersetzung als Ziel in Wegfall, dann sind auch die Hin-Übersetzungsübungen, da sie nicht mehr auf jenes Ziel hinarbeiten, sondern nur zu gründlicher Lektüre vorbereiten sollen, in allen Klassen und in allen Fremdsprachen bedeutend einzuschränken. Sie haben hauptsächlich zur festen Einübung der grammatischen Formen und der wichtigsten Konstruktionen und zwar stets im Anschluſs an den zuerst durchgenommenen fremdsprachlichen Text des Übungs- oder Lesebuches zu dienen. Sie sollen zum Zweck der Erhaltung des in dieser Beziehung früher Gelernten auch in den oberen Klassen nicht ganz aufhören, treten jedoch hier mehr zurück gegenüber der gründlichen Behandlung des fremden Textes und sollen die eigentliche höhere Stilistik nur in geringem Maſse berücksichtigen. Der Anschluſs dieser Übungen an den Text der fremdsprachlichen Lesestücke ist deshalb notwendig, weil so einigermaſsen Ersatz für die fremde Umgebung geboten und jene früher erwähnte quälende Unsicherheit in Bezug auf das Idiomatische der Fremdsprache vermieden wird. Der Schüler muſs so nicht im Dunkeln tappen, sondern bewegt sich, falls er vorher fleiſsig war, auf festem Boden. Will man, statt die gelesenen Stoffe nur umzuwandeln, was übrigens bei einigem Geschick in stets wechselnder Weise geschehen kann, gelegentlich andere Stoffe verwenden, so ist dagegen nichts einzuwenden, nur müssen mit ganz verschwindenden Ausnahmen dabei die an dem fremden Text gelernten Wörter und Redensarten verwendet werden, um dem Schüler die Aufgabe nicht unnötig zu erschweren; denn erfahrungsgemäſs hält der

[1]) Erst jüngst hatte ich Gelegenheit, den Stoſsseufzer eines altphilologischen Kollegen mit anzuhören. Es handelte sich um die lateinische Wiedergabe der im Übungsbuch stehenden Wendung: Demosthenes war ein Prediger in der Wüste. Das soll nun einer ins Lateinische übersetzen! rief jener Kollege aus. Mich deucht, dieser Fall ist entscheidend für die ganze hier vorliegende Frage. Ein Mann von der groſsartigen Belesenheit und stilistischen Gewandtheit wie Nägelsbach konnte ja wohl ohne allzulanges Besinnen dafür einen lateinischen Ausdruck finden, der ihm selbst den deutschen Sinn wiederzugeben und zugleich echt lateinisch zu sein schien — wie ein alter Römer darüber geurteilt hätte, wissen wir nicht — aber für die meisten Lehrer ist gewiſs eine solche Uebersetzung sehr schwierig und sie vom Schüler zu verlangen, hat gar keinen Sinn. Zu dergleichen gelehrten Spielereien fehlt heute am Gymnasium die Zeit. Die Wendung nach ihrer Herkunft und Bedeutung zu erklären, das gehört zum Unterricht in der Muttersprache. Kommt ein Ausdruck mit ähnlichem Sinn in einer fremden Sprache bei der Lektüre vor, so wird dem Schüler bei der Her-Übersetzung entweder selbst jene deutsche Wendung einfallen oder man weist ihn darauf hin. Dann wird das, was man der lateinischen Stilübung als Vorzug nachrühmt, die lehrreiche Vergleichung zwischen der Vorstellungs- und Ausdrucksweise zweier verschiedener Volksseelen, viel natürlicher und nutzbringender von statten gehen.

Schüler ein Stück mit vielen ihm fremden Ausdrücken, selbst wenn sie alle angegeben werden, für schwerer als ein anderes, das nur bekannte Wendungen enthält. Dafs diese an Gelesenes angeschlossenen Hin-Übersetzungsaufgaben doch an das Denken der Schüler Ansprüche stellen müssen und nicht blofse Gedächtnisübungen sein dürfen, habe ich schon an anderer Stelle betont.[1]

Wenn man den Wert und die Notwendigkeit der bisher üblichen Hin-Übersetzungsmethode mit den Erfahrungen, die man in Preufsen gemacht habe, beweisen will, so begeht man einen grofsen Irrtum. Ein Rückgang in den grammatischen Kenntnissen der Schüler wurde in Preufsen infolge der Lehrordnung von 1892 wahrgenommen, nicht weil man die Hin-Übersetzungen eingeschränkt hatte, sondern weil man die Grammatik überhaupt zu sehr vernachlässigte und wahrscheinlich auch bei der Behandlung des fremden Textes nicht gründlich genug verfuhr. Daher jene Äufserung eines Studenten, die Virchow einmal in der Kammer mitteilte: Grammatik? O darauf ist bei uns am Gymnasium gar kein Gewicht mehr gelegt worden! Damit ging man natürlich zu weit. Oberflächlichkeit, mechanisches Arbeiten, blofses Raten wollen auch wir nicht, feste grammatische Grundlage fordern wir ebenso wie die Anhänger der bisherigen Hin-Übersetzung. Das sei auch hier noch einmal ausdrücklich festgestellt. Nur bezüglich des Weges weichen wir von jenen ab und zwar gerade, weil wir gesehen haben, dafs ihre Methode unnatürlich und zweckwidrig ist, dafs sie sich überlebt hat und dafs sie weit entfernt davon ist das, was sie will, in befriedigender Weise wirklich zu erreichen. Ich kann mich daher zwar mit Kollege Schöner[2]) darüber freuen, dafs jetzt in Preufsen nicht wie 1892 als Ziel für den lateinischen Unterricht nur genannt ist: „Verständnis der bedeutenderen Schriftsteller," sondern dafs es jetzt heifst: „A u f s i c h e r e r G r u n d l a g e g r a m m a t i s c h e r S c h u l u n g g e w o n n e n e s Verständnis der bedeutenderen Schriftsteller Roms und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des Altertums"; aber ich kann mich nicht mit ihm freuen, dafs man als Weg zu dieser grammatischen Schulung den alten ausgetretenen Pfad der überlieferten Hin-Übersetzung wieder beschritten hat, den ich mit Wirth nur für einen Irrweg halten kann. Dieser sagt mit Recht[3]): „Wenn Schüler mangelhafte Kenntnisse im Her-Übersetzen verraten, so kann nur durch ausgiebigen Betrieb der Her-Übersetzungslehre und des Her-Übersetzens geholfen werden." Was er mit Her-Übersetzungslehre bezeichnet, ist das nämliche, was ich auf den fremden Text begründete, nicht vom Deutschen ausgehende Grammatik nenne. Waldeck, Professor in Corbach, der in dem beachtenswerten Werke: „Die Reform des höheren Schulwesens in Preufsen"[4]) den Abschnitt über den Unterricht im Lateinischen geschrieben hat,

[1]) Ich verweise hier auch auf meinen „Beitrag zur Frage der Her-Übersetzung und zum Grammatikunterricht" in den „Blättern", Heft 1 dieses Jahrgangs.

[2]) Blätter f. d. G.-Sch. 1903, I u. II, S. 5.

[3]) Grammatikblindheit, S. 34.

[4]) Herausg. von W. Lexis, Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1902.

betrachtet die Vermehrung der Grammatikstunden in den Oberklassen und das Abgangsskriptum als „eine Konzession an die Lehrer, damit sie sich in der neuen Lage und ihren Anforderungen zurecht finden, den richtigen Weg zu dem neuen Ziele suchen können."[1]) Er ist der Ansicht, „dafs der Ersatz des Abgangsskriptums durch eine Übersetzung ins Deutsche oder seine Verlegung an den Schlufs der U II sogar in hohem Mafse im Interesse der Lektüre liegt." „Dafs," wie er meint, „als reife Frucht dieser Erkenntnis eine solche Mafsregel sich ohne abermalige Reform von selbst ergeben wird," glaube ich allerdings nicht. Aber sehr zu beherzigen, auch für unsere bayerischen Gymnasien, solange das jetzige Ziel betreffs der Hin-Übersetzung besteht, ist, was er S. 154 sagt: „Sehen die Lehrer in der Beibehaltung des Abgangsskriptums nur ihren Berechtigungsschein zur Fortsetzung des alten Betriebs und in den 6 neuen Grammatikstunden nur das Mittel dazu, so wird nicht nur ein innerer Widerspruch entstehen zwischen dem amtlich aufgestellten Ziel und dem tatsächlichen Betrieb des lateinischen Unterrichts, sondern der bisherige Notstand wird fortdauern, . . . zugleich aber auch die alten Schäden und die Abneigung des gebildeten Publikums. Entschliefsen sie sich dagegen, rückhaltlos sich auf den Boden der neuen Lehrpläne zu stellen, die Lektüre als einziges Ziel zu betrachten, alles andere nur nach seinem Werte für dieses zu betrachten und einzurichten, so wird darin auch erheblich mehr geleistet werden können."

Wie Waldeck und viele andere betrachte auch ich die richtig gehandhabte Her-Übersetzungsmethode in Verbindung mit mafsvollen an den fremden Text sich anlehnenden deutsch-fremdsprachlichen Übungen, wie ich sie geschildert habe, für völlig ausreichend, dem Schüler sowohl die für eine verständige Lektüre erforderliche grammatische Sicherheit als auch die durch das übertriebene bisherige Hin-Übersetzen angestrebte, aber schon lange nicht mehr erreichte allgemeine Ausbildung des Geistes zu geben. Vorzüge der Her-Übersetzung müssen auch diejenigen zugeben, die sonst nicht zu ihren Anhängern gehören. So sagt Beck, wenn auch ganz nebenbei und sehr kurz,[2]) „auch die Lektüre sei recht geeignet, Denken und Urteilen zu fördern" und Direktor Dr. Müller (Blankenburg) räumte in seinem Vortrag bei der Versammlung des Gymnasialvereins in Bremen ein[3]) „dafs bei der Lektüre Gedächtnis, Verstand, Phantasie und Willenskraft ebenso geübt werden wie beim Hin-Übersetzen." Noch stärker drückte sich Ad. Harnack[4]) aus: „Die Arbeit, die man an einen Grundtext

[1]) A. a. O. S. 150.

[2]) A. a. O. S. 5. Auf S. 9 führt er infolge eines eigentümlichen Versehens die Worte Haucks, Professors an der Techn. Hochschule Charlottenburg, als Beweis für den Nutzen der Hin-Übersetzung an, während doch diese Worte gerade das Gegenteil, den Vorzug der Lektüre und Her-Übersetzung begründen sollen, wie jeder sofort zugeben wird, der ohne Voreingenommenheit Haucks Rede in ihrem ganzen Zusammenhang in den Verhandlungen der Schulkonferenz von 1900 nachliest.

[3]) Wirth, „Grammatikblindheit", S. 26.

[4]) In einem Vortrage: „Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit", s. „Tägliche Rundschau", Unterhaltungsbeilage Nr. 288 u. 290, Dezember 1904.

gesetzt hat, um ihn in die eigene Sprache überzuführen, kann samt ihrem Gewinne durch nichts ersetzt werden." Ich erinnere Sie aufserdem an Flierle und Gebhard. Jener sagte, die richtig betriebene Übersetzung aus dem Lateinischen sei ein ausgezeichnetes Mittel geistiger Schulung, und dieser schätzte den Vorteil von Versionsübungen in sprachlich-logischer Richtung nicht geringer ein als den der Hin-Übersetzung, wobei er zur Bestätigung dieser seiner Auffassung aus den Verhandlungen der preufsischen Direktorenversammlungen hinzufügte: „Mit der Forderung „So treu als möglich" soll der Schüler die Sicherheit seiner grammatisch-logischen Schulung erweisen; mit der Forderung „So frei als nötig" den Grad seines Verständnisses, wie sich der Geist der Muttersprache von der fremden in der Formung des Gedankens unterscheidet."

Im Wesen der Her-Übersetzung liegt es mit nichten, dafs sie zur Oberflächlickeit und zur Vernachlässigung der Grammatik führen müsse. Es kommt ganz darauf an, wie sie gehandhabt wird. Auch hier mufs und kann der Schüler von Anfang an und immer wieder angehalten werden zur gründlichen Betrachtung des fremden Textes nach seinem ganzen Zusammenhang wie in den einzelnen Teilen, zum Respekt vor der Endung, wie es Kollege Steiger nennt, oder allgemeiner vor der grammatischen Form jedes Wortes, zur genauen Unterscheidung und Vergleichung der Beziehungen der fremden Wörter unter sich wie auch zwischen diesen und den zu wählenden Ausdrücken der Muttersprache. Wirklich unbekannte Wörter werden ihm natürlich angegeben, aber die besondere Bedeutung eines ihm sonst schon vorgekommenen Wortes gerade in dem Zusammenhang, in dem es hier steht, kann er durch scharfes Nachdenken und vergleichendes Prüfen logisch erschliefsen, was man durchaus nicht blofses Raten nennen kann und was von weit gröfserem Werte für seine geistige Ausbildung ist als das oft ziemlich gedankenlose Zusammenstückeln auswendig gelernter Redensarten beim Hin-Übersetzen. Dem Raten und der Oberflächlichkeit entgegenzuwirken, hat man überhaupt das sehr einfache Mittel in zweifelhaften Fällen stets wörtliche Übersetzung zu verlangen, und zwar auch bei schriftlichen Arbeiten, in denen diese wörtliche Übersetzung bei Stellen, wo der deutsche Ausdruck sehr frei ist, in Klammern beigefügt werden soll. Übrigens glaube man ja nicht, dafs das Raten beim Hin-Übersetzen gänzlich ausgeschlossen ist. Wie oft findet auch da das blinde Huhn ein Körnchen. Wie häufig wundert sich der Schüler selbst mit einem Ausdruck, den er eben auf gut Glück hingeschrieben oder ausgesprochen hat, Brauchbares oder sogar das Richtige getroffen zu haben. Die Her-Übersetzung bietet besonders den grofsen Vorteil, dafs man bei der erwähnten genauen Betrachtung des vorgelegten Stückes die Anschauungs- und Ausdrucksweise der fremden Sprache, in der selbst zu schaffen man sich bei der Hin-Übersetzung oft so vergeblich abmüht, im mustergültigen Texte des Schriftstellers vor sich hat. Diesen Text dann, nachdem man alle Beziehungen zwischen den einzelnen Wörtern und Satzteilen richtig erkannt, den Sinn und Zusammenhang

verstanden hat, in möglichst gutes Deutsch zu übertragen, das ist eine oft gar nicht so leichte, aber doch eine lösbare Aufgabe und hier kann der Schüler, weil er in seiner Muttersprache doch ein ganz anderes Gefühl der Sicherheit hat als jemals in einer fremden, auch von einer gewissen Befriedigung und Freude über seine Leistung etwas verspüren, hier kann wirklich vom Produzieren, vom Schaffen die Rede sein. Hier wird er also nicht durch die zu grofsen unüberwindlichen Schwierigkeiten von Anfang an abgeschreckt, gleichgültig, abgestumpft und zur Arbeit unlustig.

Über die Frage der gröfseren Schwierigkeit der Hin- oder Her-Übersetzung sind die Ansichten geteilt. Viele Anhänger der Hin-Übersetzung wollen sie gerade wegen ihrer gröfseren Schwierigkeit nicht aufgeben. Aber häufig ist eine einigermafsen befriedigende Übersetzung einer solchen mit Fufsangeln gespickten Aufgabe nicht nur schwierig sondern, wie schon ausgeführt, für den Schüler unmöglich und deshalb überhaupt zu verwerfen. Andrerseits erklärt Steiger die Her-Übersetzung beim Absolutorium für schwerer und wir wissen, dafs mancher mittelmäfsig begabte, aber fleifsige Schüler im Griechischen den Ersatz der Hin- durch eine Her-Übersetzung nicht gern sah. Gegenwärtig mag die letztere allerdings manchem Schüler oft gröfsere Schwierigkeiten bieten, das liegt daran, dafs er zu ungenügend darauf vorbereitet ist, weil von der ersten Klasse an stets ein besonderes Gewicht auf Hin-Übersetzung gelegt wird. Das müfste natürlich vor allem anders werden. In dieser Beziehung müfste der ganze Unterricht umgestaltet werden. Dann würde man bald durch Erfahrung, die man bis jetzt naturgemäfs auf diesem Gebiete noch gar nicht haben kann, zu einem anderen Urteil über den Wert der Her-Übersetzungsmethode kommen und Waldeck zustimmen, welcher sagt[1]): „Hätte sich der Betrieb des Lateinischen mit derselben Ausschliefslichkeit wie aufs Schreiben auf die Lektüre entwickelt, so würde man gefunden haben, dafs die planmäfsige Ermittlung und Übertragung grofser Gedankenkomplexe in einem Schriftsteller eine wirksamere Verstandesanstrengung und vielseitigere und intensivere Denkoperationen erfordert als das halbmechanische Anwenden auswendig gelernten Sprachsstoffes zum Bilden lateinischer Sätze. So aber schrieb man diese Wirkung fast nur der Grammatik und dem Schreiben zu.“ Man darf natürlich nicht die ersten besten Stücke zum Her-Übersetzen geben, die Texte müssen sehr sorgfältig ausgewählt werden, sowohl bei der Prüfung wie bei den Schulaufgaben. Dann werden sich für jede Altersstufe passende Stücke finden lassen, die weder zu leicht noch zu schwer sind.

Wenn Beck im Anschlufs an die Bedenken Steinmüllers befürchtet[2]), dafs durch Beseitigung der Hin-Übersetzung als Prüfungsaufgabe das Studium der Grammatik auch von seiten des Lehrers zu sehr vernachlässigt werden könnte, so habe ich doch von der Mehrheit der Kollegen am Gymnassium eine bessere Meinung. Ich glaube doch,

[1]) a. a. O. S. 138.
[2]) a. a. O. S. 20.

dafs die meisten zunächst nicht ihre Bequemlichkeit, sondern ernste Pflichterfüllung im Auge haben. Und wenn ihnen die Verordnung gründlichen Grammatikbetrieb zur Pflicht macht, so werden sie ganz sicher bestrebt sein dieser Verordnung nach Kräften nachzukommen. Dazu gibt es ja auch noch Mittel, z. B. durch sachverständige Inspektionen öfter zum rechten zu sehen. Auch wäre es falsch anzunehmen, dafs bei der Her-Übersetzungsaufgabe und in den neueren Sprachen, beim Diktat sowie bei der mündlichen Prüfung nicht eine wirkliche Vernachlässigung der Grammatik durch den Lehrer in den Leistungen der Schüler sich zeigen würde. Die weitere Befürchtung Steinmüllers, dafs ein Unterrichtsgegenstand, wenn er bei der Prüfung keinen Platz hat, „in den Augen der Schüler wie der Aufsenwelt an Ansehen und Bedeutung verliert“, ist richtig für ein Lehrfach, aus dem überhaupt nicht geprüft wird, trifft aber in dieser Allgemeinheit nicht zu für die Betätigung in einem einzelnen Teil dieses Faches. Wir Lehrer haben wahrhaftig Mittel genug in der Hand gegen solche Vernachlässigung aufzutreten, und dann werden wir, wenn wir wollen, auch Erfolg darin haben. Meine Schüler wissen z. B. ganz genau, dafs bis jetzt beim Absolutorium des hum. Gymnasiums kein Diktat im Französischen verlangt wird; dennoch fällt es kaum einem ein, die Diktate gegenüber den anderen Teilen des Unterrichtes zu vernachlässigen; denn sie wissen auch, dafs ein schlechtes Diktat bei der Schulaufgabe ebenso für die Gesamtnote in Betracht kommt wie eine schlechte Hin- oder Her-Übersetzung. Damit ist auch der von Modlmayr in Regensburg gegen die Her-Übersetzung erhobene Einwand, man habe bei ihr die Schüler weniger sicher in der Hand, widerlegt.

Während die Her-Übersetzung einen wirklichen Zweck hat, der auch dem Schüler einleuchten mufs, denn er lernt doch eine fremde Sprache um das in ihr Ausgedrückte zu verstehen, ist die Hin-Übersetzung an sich für ihn vollständig zwecklos. Hat er irgend einen Gedanken, eine Mitteilung, eine Erzählung in der Muttersprache verstanden, so hat es nicht den mindesten Reiz für ihn zu wissen, wie man das in der fremden Sprache ausdrückt. Mufs er sich infolge der übertriebenen Hin-Übersetzungsmethode immer wieder damit beschäftigen, so erregt ihm das Unlust. Wer aber mit Unlust arbeitet, der ist nicht mit ganzer Seele bei der Arbeit, sondern kommt sehr bald dazu diese nur mechanisch und gedankenlos zu machen und auf den Sinn und Zusammenhang dessen, was er massenhaft in die fremde Sprache übersetzen mufs, nicht mehr richtig zu achten. Wirth, der sich dabei auf wissenschaftliche Beobachtungen stützt, sagt[1]): „Der Schüler erinnert sich allmählich immer weniger an Sinn und Bedeutung der deutschen Worte, weil eben die Denkanschlüsse der deutschen Worte an die Dingvorstellungen bei ihm mehr und mehr verkümmern; er denkt hauptsächlich daran, was jedes deutsche Wort auf Lateinisch, Griechisch und Französisch heifst, weil man die Herstellung starker, gutleitender Denkanschlüsse an die fremden Worte von ihm mit allen

[1]) a. a. O. S. 59.

Mitteln erzwingt. Die Verkümmerung der Dingvorstellungen ist die Ursache des unpraktischen Wesens vieler Gymnasialschüler und ihrer Unbeholfenheit im Vorstellen und Behandeln von wirklichen Verhältnissen.“ Ähnliche Beobachtungen, dafs die zu sehr der Form zugewandte Aufmerksamkeit leicht vom Erfassen des Inhaltes abzieht, können wir an uns selbst machen. Wem, der sich viel mit einer Fremdsprache beschäftigt, wäre nicht schon beim Lesen oder Hören seiner Muttersprache, statt dafs nur die darin gerade zum Ausdruck gebrachten Vorstellungen erweckt wurden, blitzschnell der Gedanke aufgetaucht, wie sich diese oder jene Wendung in die fremde Sprache übersetzen lasse? Oder haben wir uns selbst nicht schon darüber ertappt, dafs wir etwa nach der Vorbereitung auf ein Stück zum Hin-Übersetzen am Ende vom Inhalte des Ganzen wenig wufsten, weil wir eben nur auf die Form geachtet hatten? Das ist der Grund für die von mir schon wiederholt an anderer Stelle behandelte klägliche Unbeholfenheit unserer Schüler in allem, was das Lebende an der Sprache betrifft, der Grund dafür, dafs viele den Eindruck machen, als sei für sie innerhalb der Schule sogar ihre Muttersprache eine tote, der Grund für ihr Buchstabenwesen, für ihre Unfähigkeit, vom Buche loszukommen. Wie häufig machen wir neusprachlichen Lehrer diese Beobachtung, wenn wir in der 6. Klasse die Schüler bekommen, die 5 Jahre lang ohne genügendes Gegengewicht nach der einseitigen Hin-Übersetzungsmethode unterrichtet worden sind. Dies würde ohne Zweifel anders werden, wenn von Anfang an die richtig betriebene Her-Übersetzung geübt würde. Denn, sagt Wirth [1]), „die Herstellung von sicheren Anschlüssen deutscher Worte an fremde ist für das naturgemäfse Denken nicht schädlich, weil sie den Anschlufs der Dingvorstellungen an die deutschen Worte nicht verkümmert.“

Die Oberflächlichkeit im Erfassen des Inhalts, im Überblick über das Ganze, das Kleben an der Form, zu denen die Hin-Übersetzungsmethode führen kann und tatsächlich nur allzuoft führt, werden — und das ist die schlimmste Wirkung, die sie nach sich zieht — von den Schülern meist auch auf die Lektüre übertragen. Ein Blick in die Präparationshefte gerade der ordentlichen Schüler, die der Versuchung widerstehen, eine gedruckte Uebersetzung zu benützen, zeigt uns, wie mechanisch sie bei ihrer Vorbereitung verfahren. Statt den fremden Text auf die oben angegebene Weise denkend zu erschliefsen, kommen sie über das gedankenlose Wörterbuchwälzen nicht viel hinaus. Scheint ihnen irgend ein ihnen bekanntes Wort oder eine Redensart gerade in der Bedeutung, in der sie ihnen früher vorgekommen sind, an der betreffenden Stelle nicht recht zu passen, so wird nicht etwa aus der bekannten Grundbedeutung auf die hier passende geschlossen, was eine sehr gute Denkübung ist, sondern es wird einfach zum Wörterbuch gegriffen, woraus dann manchmal fast alle, manchmal gerade die ungeeignetste der angegebenen Verdeutschungen ins Heft geschrieben werden. Ja viele sind so denkfaul, dafs sie ganz bekannte

[1]) a. a. O. S. 60.

Wörter, wenn ihnen die Bedeutung nicht sofort einfällt, ohne vorher scharf nachgedacht zu haben, sofort immer wieder aufschlagen und ins Heft schreiben. Und nach dieser gedankenlosen Tätigkeit meinen sie dann wunder wie fleifsig gewesen zu sein und es heifst dann bei ihnen mit einiger Abänderung wie beim Schüler im Faust: „Denn was man schwarz auf weifs besitzt, kann man getrost zur Schule tragen.“ Würde die Her-Übersetzung von unten auf in der richtigen Weise geübt, so würde auch dieser grofse Übelstand beseitigt.

So sehen wir, dafs die Hin-Übersetzungsmethode das eine Ziel, das sie sich steckt, die Schüler zum Schreiben in der fremden Sprache zu bringen und damit zur sprachlich-logischen Ausbildung ihres Geistes beizutragen, heutzutage nur in sehr unbefriedigender Weise erreicht und dabei das andere, das Hauptziel des Gymnasiums, das wirklich verständige und genufsreiche Lesen der Schriftsteller, aufs schwerste gefährdet. Und doch mufs es unser erstes Streben sein beim Sprachunterricht, neben der Ausnützung der Vorteile, die gründliches Grammatikstudium auch nach der Her-Übersetzungsmethode als geistiges Bildungsmittel gewährt, dem öden Formalismus gegenüber vor allem dem Gemüte der Schüler einen wirklichen Inhalt zu geben, wie schon der alte Gesner durch die Lektüre ihren Geist mit einer Fülle edler Gedanken bereichern wollte. Wie das auf dem Gebiete der altklassischen Sprachen geschehen kann, hat in neuerer Zeit wieder Kollege Steiger in seiner vorzüglichen Abhandlung: „Das Realgymnasium und der Humanismus“ [1]) gezeigt. Glücklich die Schüler, die unter einem so kundigen und begeisterten Führer den klassischen Boden durchwandern dürfen. Aber beim Lesen dieses mit so wohltuender Wärme geschriebenen Aufsatzes kommt einem doch unwillkürlich der Gedanke, ob nicht in ähnlicher Weise, wenn auch natürlich in geringerem Grade, einige der Erleichterungen, die Steiger den Realgymnasiasten gewährt, ohne dabei auf ihre gründliche Einführung in die Welt der Griechen und Römer zu verzichten, auch den Schülern des humanistischen Gymnasiums zu Teil werden könnten und ob damit in dem, was eigentlich wichtig und wertvoll ist, nicht weit mehr erreicht werden könnte ohne das noch vielfach herrschende Übermafs des trockenen Formalismus. Ist es z. B. im Griechischen wirklich notwendig soviel Nachdruck zu legen und soviel Zeit zu verwenden auf die Akzentlehre — bekanntlich spricht sich auch von Wilamowitz für Befreiung der Schüler vom Akzentschreiben aus — oder auf die Einübung der schwierigsten und seltensten Formen der unregelmäfsigen Zeitwörter bis zu dem Grade, der doch nicht erreicht, oder wenn ja erreicht, nicht bis zum Abgang vom Gymnasium erhalten werden kann, dafs die Schüler jederzeit imstande sein sollen diese zahlreichen schwierigen Formen selbst zu bilden? Sagt doch auch Römer: „Wenn der Schüler in der Sprache Homers und der Tragiker die Form e r k e n n t, so ist das vollständig genügend.“ Ich habe schon früher wiederholt ausgesprochen — und

---

[1]) G.-Blätter, 1903, I u. II, S. 26 ff.

was Steiger über die lateinische Lektüre am Realgymnasium sagt, bestärkt mich in dieser Ansicht — dafs man noch einen Schritt weiter gehen und dies auch für die Lektüre der anderen griechischen Schriftsteller gelten lassen könne. Kann hier der Schüler, nicht etwa durch Raten, sondern durch tüchtige, soweit es möglich ist, auch auf die Bildungsgesetze eingehende Schulung die Formen nach dem Zusammenhang des griechischen Satzes sicher erkennen und erschliefsen, so sehe ich nicht ein, wozu man mehr von ihm verlangen sollte. Ich sage mit Steiger: „Unser Ziel werden wir auch auf diesem Wege erreichen: Der Schüler lernt den Urtext kennen und kommt so dem Schriftsteller näher." Vor allem aber gilt folgender Satz Steigers ganz gewifs auch vom humanistischen Gymnasium: „Der Humanismus soll ja dem Schüler zu Herzen sprechen und das geht weit besser, wenn das Fach mit weniger Schrecken umgeben ist." Ich glaube nicht nur dieses Fach, sondern auch die anderen Fächer haben gegenwärtig noch zu viel Abschreckendes an sich; ich bin überzeugt, wir könnten unsere Schüler oft auf weniger dornenvollem Wege zu den frischen Wasserquellen führen, ohne sie dabei irgendwie in falscher Weise zu verweichlichen. Wir könnten in allen Fächern manches Überflüssige endgültig über Bord werfen und das wirklich Notwendige um so gründlicher üben. Die von mir früher gewünschte Streichkommission ist ja leider noch immer nicht zusammengetreten. Einstweilen möge jeder für sich gewissenhaft erwägen, ob nicht gar manches, womit die Schüler bisher gequält worden sind, tatsächlich entbehrt werden könnte, ob nicht besonders der eigentliche Memorierstoff ganz bedeutend einzuschränken wäre. Ohne Zweifel bliebe in allen Fächern noch genug übrig, auch ferner, worauf nie verzichtet werden darf, die Schüler zu ernster Arbeit zu erziehen. Sicherlich würde auf solche Weise wieder mehr Freude in die Schule kommen. Wer möchte behaupten, dafs diese heutzutage in wünschenswerter Weise vorhanden sei? Noch immer stimmen, obwohl man jetzt viel eher die Mittel hätte, es zu ändern, für den Sprachunterricht, der einen so grofsen Raum am Gymnasium einnimmt, die Klagen des alten Gesner, welcher sagte, „man gehe mit Erlernung der Sprache meistens so verkehrt zu Werke", dafs „bei vielen Schülern ein fast unauslöschlicher und sozusagen unversöhnlicher Hafs entstehe, wo nicht gegen alle, doch gegen die lateinischen" (und, wie man heute gewifs dazu fügen kann, griechischen) „Bücher, als mit deren Sprache sie am meisten geplaget worden sind". Ohne Zweifel bekommen auch andere Fächer ein gut Teil dieser Unlust der Schüler ab. Allein dafs diese so wenig für die Sache gewonnen und erwärmt werden, das mufs doch gerade beim Humanismus, dem wir einen so grofsen Wert für die allgemeine Bildung zuschreiben, und bei den Vermittlern desselben, den alten Sprachen, denen die meiste Zeit am Gymnasium gewidmet wird, vor allem auffallen. Höchst selten greift heute noch einer, abgesehen von den Philologen und manchmal vielleicht einzelnen Theologen, nach dem Absolutorium nach einem alten Klassiker, nicht einmal mehr nach Horaz, im Gegenteil man kann alle diese Bücher gar nicht rasch genug in die Ecke werfen und wie oft hört man von früheren

Schülern, die sich alle Mühe geben, das so mühsam Erlernte nur möglichst schnell wieder zu vergessen. Diese unleugbare Tatsache zeigt uns einen höchst betrübenden, ungesunden Zustand. Der Humanismus müfste nach Steigers Worten den Schülern mehr zu Herzen sprechen, wenn er ihnen ohne den Schrecken des übertriebenen Formalismus entgegengebracht würde, wenn man es vermiede, sie, wie schon Herder sagte, [1] „mit unnützen Dingen oder mit dem Besten in der schlechtesten Methode zu martern." Und das ist nach meiner festen Überzeugung und Erfahrung die alte Hin-Übersetzungsmethode mit allem, was damit zusammenhängt. Eine gründliche Abänderung nach der von mir angedeuteten Richtung würde zweifellos gröfsere Teilnahme der Schüler und damit mehr Freude an der Schule bei Schülern und Lehrern hervorbringen. Was die Methode im engeren Sinne betrifft, so mufs es auffallen, dafs man in letzter Zeit immer mehr, auch bei unseren Versammlungen, davon hört, die induktive Methode sei schon wieder im Verschwinden begriffen. Wenn manche dies triumphierend und mit einer gewissen Schadenfreude verkündigen, so kann ich mir das nur so erklären, dafs sie selbst entweder noch keine oder nur unrichtige Versuche mit dieser Methode gemacht haben und das ist gerade ein starker Beweis für die immer noch weite Verbreitung der alten Hin-Übersetzungsmethode, zu der die verständige, mafsvolle Induktion im schroffen Gegensatze steht. Wer die letztere in ihrem ganzen Werte durch Erfahrung wirklich erkannt hat, der kann über jene schadenfrohen Rufe nur lächeln. Man versuche es doch einmal, statt des ewigen, gedankenlosen und eintönigen Auswendiglernens und Herleierns von Regeln geeignete Mustersätze der fremden Sprache lernen und daraus dann die Regeln mit Worten ableiten zu lassen, um so die Spracherscheinungen zum bewufsten geistigen Eigentum der Schüler zu machen, dann wird man sehen, wie eine ganz andere Frische in den Unterricht kommt, dadurch dafs das lebendige Wort der Fremdsprache gegenüber dem Buchstaben der toten Regel zur Geltung gebracht wird. Man ist bekanntlich hie und da zu weit mit dem induktiven Verfahren gegangen, man kann verschiedener Ansicht sein, bis zu welcher Ausdehnung es in einzelnen Fällen mit Nutzen angewendet werden könne, aber es etwa gänzlich wieder aufzugeben, das wäre ein beklagenswerter, verhängnisvoller Rückschritt und wäre mir und gewifs allen, die seine grofsen Vorteile erprobt haben, geradezu unbegreiflich. Ich kann nur aus eigener Erfahrung auch hier wiederholen, wie aufserordentlich durch vernünftige Anwendung der Induktion die Berufsfreudigkeit des Lehrers gehoben wird.

Dafs die Hin-Übersetzung als Zielleistung und damit ihre bisherige Herrscherstellung fallen mufs, erfordert mehr noch als alles andere die Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler. Flierle sagt mit vollem Recht: „Unsere gewissenhaften Schüler der oberen und vielleicht auch mittleren Klassen sind überbürdet, selbst wenn sie gut begabt sind." Die Fälle

[1] Baumeister, a. a. O. S. 261.

von starker Nervenüberreizung der Schüler nehmen in erschreckender Weise zu. Hier haben wir und vor allem die oberste Schulbehörde die ernsteste Pflicht, eine Besserung herbeizuführen. Was hilft der an sich so dankenswerte Erlaſs betr. der Turnspiele, wenn die Schüler wegen der vielen Aufgaben, unter denen die Hin-Übersetzungen mit dem, was sie im Gefolge haben, so viel Zeit beanspruchen, keine rechte Muſse dazu haben oder wenn der pflichteifrige Schüler nach dem Spiel abends um so länger bei der Lampe sitzen muſs? Wenn man bedenkt, welche Masse Zeit die Hin-Übersetzungsmethode mit ihrem Auswendiglernen der Grammatik und der stilistischen Redensarten, mit dem viel zu häufigen Anfertigen der Übersetzungen zu Hause und deren Durchnehmen in der Schule erfordert, so muſs man einsehen, daſs hier zuerst eingesetzt werden muſs, um Raum zu schaffen für die Erholung und Pflege der Gesundheit der Schüler und auſserdem für unumgänglich notwendige zeitgemäſse Dinge, unter denen Sie sich nicht wundern werden, auſser stärkerer Berücksichtigung der Naturkunde, von mir gröſsere Betonung der lebenden Sprachen und zunächst die Vermehrung der französischen Stunden hervorgehoben zu sehen. Wir neusprachlichen Lehrer am humanistischen Gymnasium sind durchaus nicht, wie Wirth meint, Feinde des Humanismus, wir möchten nur in aller Bescheidenheit auch ein Plätzchen an der Sonne, auf dem man sich ein wenig rühren kann, während wir jetzt ganz in den Schatten gedrängt sind. Wenn Gebhard in Regensburg, wie eingangs schon erwähnt, von dem einen Herrscher am Gymnasium sprach und als einen seiner Paladine das Fremdmoderne, vertreten durch das Französische, nannte, so ist das nach unserer bayerischen Einrichtung wahrhaftig ein kläglicher Paladin, schon mehr ein Ritter von der traurigen Gestalt, der mit den armseligen 10 Wochenstunden an Abzehrung leidet. Solange hier keine wirklich entsprechende Abhilfe getroffen ist, muſs auf diesen Übelstand bei jeder Gelegenheit wieder hingewiesen werden. Über die Art der auch bei der Versammlung des Deutschen Gymnasialvereins in Straſsburg 1901 als notwendig erklärten Abänderung des Zustandes an den bayerischen Gymnasien verweise ich auf meine früheren Äuſserungen und auf den Beschluſs des II. Neuphilologentages in Nürnberg, nach welchem „das Französische am humanistischen Gymnasium in der 3. Klasse mit wenigstens 4 Wochenstunden beginnen sollte.“[1])

[1]) Das wäre in Übereinstimmung mit der Einrichtung in den meisten anderen deutschen Staaten. Es muſs auch hier noch einmal nachdrücklich betont werden, daſs die Hinzusetzung je einer Stunde in 8 und 9, so erwünscht sie auch an sich ist, ohne diesen früheren Beginn in der 3. Klasse mit 4 Stunden, nur ein Notbehelf wäre, und daſs das Französische als heilsames Gegengewicht gegen die Schäden, die der immer einseitige Betrieb der toten Sprache stets im Gefolge hat, nur wirken kann, wenn es in einer unteren Klasse angefangen wird. Die Ansicht, daſs es am besten dem Latein als erste Fremdsprache vorausginge, habe ich nicht etwa geändert; doch genügt es mir, die Vorteile dieser Einrichtung hervorgehoben zu haben, deren Verwirklichung, wenn sie auch jetzt noch aussichtslos erscheint, eine spätere Zukunft nach meiner Überzeugung noch bringen wird.

Wenn Sie mir einwenden, dafs ja nicht einmal die Mehrheit meiner Fachgenossen für Abschaffung der Übersetzung in die Fremdsprache als Ziel sei, so trifft das bis jetzt leider zu; doch erinnere ich Sie an Modlmayrs Worte bei der Regensburger Versammlung, es sei an jener solange im Französischen festzuhalten, als sie im Lateinischen verlangt werde. Diese Ansicht habe ich im Gespräch auch sonst noch gehört. Meine Kollegen sind also nur zu ängstlich den ersten Schritt zu tun. Sie wollen Ihnen den Vortritt lassen. Zeigen Sie sich moderner als die Vertreter des Modernen. Ich glaube mich nicht in der Annahme zu täuschen, dafs manche der älteren, dafs die Mehrzahl der jüngeren Altphilologen mit meinen Ausführungen im wesentlichen übereinstimmen. Treten Sie hier und bei jeder Gelegenheit wirklich dafür ein, machen Sie, wie Gebhard sagte, der obersten Schulleitung Mut! Es ist ja nach der ganzen bisherigen Entwickelung kein Zweifel: „Einst wird kommen der Tag, wo die Hin-Übersetzung als Ziel sinkt;" aber sollen wir alle die erwähnten Schäden noch fortbestehen lassen und noch weiter warten, wenn doch auf so einfache Weise Abhilfe geschafft werden kann? Wir und die vorgesetzte Behörde würden damit eine schwere Verantwortung auf uns laden. Einmal erkannte Schäden mufs man sofort beseitigen, wir dürfen die Gesundheit der uns anvertrauten Schüler nicht länger ernsten Gefahren aussetzen, wir dürfen veraltete pädagogisch unhaltbare Einrichtungen nicht länger bestehen lassen. Hier kann sofort die Zeit für die jetzt noch notwendige Schulreform gewonnen werden. Das bayerische Schulwesen kann durch rasches Handeln einen Vorsprung gewinnen vor allen anderen Staaten und kann sich für alle Zeiten den Ruhm erwerben, in dieser überaus wichtigen Sache den Anfang gemacht zu haben. Auf die Regensburger Morgenröte mufs ein neuer schöner Tag folgen. Läfst man in gänzlicher Verkennung der berechtigten Forderungen unserer Zeit alles beim alten, so kann das humanistische Gymnasium nur scheinbar gedeihen, es kann nicht zur Ruhe kommen, die ihm Wohlgesinnten, soweit sie nicht blind sind gegen seine Schäden, werden immer wieder auf diese hinweisen und seine wirklichen Gegner werden stets Anlafs genug haben zu unaufhörlichen, nicht immer ganz unberechtigten Angriffen. Versteht man aber die Zeichen der Zeit und läfst man die in der gegenwärtigen Schulordnung schon vorhandenen Keime einer Neubildung sich entfalten, befreit man den gesamten fremdsprachlichen Unterricht von dem jetzt so schwer darauf lastenden Alp der Hin-Übersetzungsmethode durch die Beseitigung der Übertragung in die Fremdsprache bei der Schlufsprüfung, beschränkt man in allen Fächern möglichst den Umfang des Unterrichtsstoffes, um dafür dessen Behandlung zu vertiefen,[1]) — dann werden wir zu unserer

[1]) Sehr zu empfehlen wäre es auch, wie ich schon früher in meiner Broschüre und in meinem Nürnberger Vortrage über Gymnasialreform angeraten habe, eine etwas freiere Gestaltung der Oberstufe des Gymnasiums eintreten zu lassen, um innerhalb bestimmter Grenzen den persönlichen Anlagen und Neigungen einzelner Schüler etwas entgegenzukommen. Hierfür spricht sich auch Geh. Oberregierungsrat Dr. Matthias aus in einer Abhandlung in der „Monatsschrift für

Freude sehen, wie das Gymnasium, dem wir unsere ganze Kraft widmen, nicht blofs von seinem alten Ruhm zehren sondern sich die Achtung aller Einsichtigen aufs neue erringen wird, wie es siegreich allen Stürmen wird widerstehen können, wie es durch den Wert und die Tiefe der von ihm vermittelten Gesamtausbildung der Schüler zu neuem Leben, zu frischer Blüte gelangen wird. Und in diesem Wunsche fühlen wir uns gewifs alle einig.

Nürnberg. Christian Eidam.

Sprachliche Übungsbücher auf psychologischer Grundlage.

Wie viele Übungsbücher werden in unserer Zeit nicht geschrieben! Nun gar über Übungsbücher selbst zu schreiben scheint eine höchst überflüssige Aufgabe. Aber gerade der Schulbücherfabrikationswut, wie Ziemer [1]) diese Erscheinung in unsrem Schulleben treffend bezeichnet, einen Damm entgegenzusetzen, für die Herstellung von Übungsbüchern bestimmte Grundsätze aufzustellen, deren Erfüllung man fordern kann und bei deren Beobachtung an Stelle der gegenwärtig in die Erscheinung tretenden Masse wirklich gute Übungsbücher zutage gefördert würden, halte ich für eine Aufgabe, durch deren Lösung man sich ein wirkliches Verdienst um die Schule erwerben würde.

Denn nicht immer ist eine tatsächliche Verbesserung als der Zweck der Herstellung eines neuen Übungsbuches zu erkennen; die eilig gefertigte Fabrikware ist öfters deutlich erkennbar. Wie verschwommen und nichtssagend ist vielfach der Inhalt der Sätze, wie wenige wirklich gute, der Auffassung der Schüler angepafste und geistig anregende zusammenhängende Stücke sind hier zu finden! Hinsichtlich ihrer Anlage erwecken diese Bücher oft den Anschein, als ob in ihnen gar keine bestimmten Grundsätze befolgt seien, sondern als ob den Schülern damit einfach ein Material geboten werden solle, woran die Regeln der Grammatik der Reihe nach eingeübt werden.

Und wenn sie bestimmte Grundsätze verfolgen, wie verschieden sind diese! Wie in der Methodik des Unterrichts die einen diesen Lehrgang für den besten halten, die anderen den entgegengesetzten Standpunkt verfechten, viele gottbegnadete Lehrer auch, welche die Natur von vornherein mit dem richtigen Takt ausgestattet hat, sich weder um die eine noch um die andere Methode kümmern, sondern den Unterricht so erteilen, wie es ihnen ihr sicherführendes Gefühl

---

höhere Schulen" (Januar 1905), worin der Verfasser zugesteht, dafs die Freude an der Schule gegenwärtig nirgends vorhanden ist.

[1]) Jahresberichte über das höhere Schulwesen 1901; VI 51. Leider werden diese von Rethwisch herausgegebenen für die Schulsache so verdienstlichen Jahresberichte von den bayerischen Kollegen zu wenig beachtet; Ziemer klagt, dafs aus Bayern einschlägige literarische Erscheinungen öfters nicht einliefen.

sagt, so weisen auch die Übungsbücher ganz verschiedene Standpunkte auf, von denen aus sie abgefafst sind; und bei einem Einblick in die Literatur der sprachlichen Methodik findet man diese entgegengesetzten Standpunkte mit Eifer verfochten: die einen halten schöne zusammenhängende Stücke für das Ideal eines Übungsbuches,[1]) den anderen erscheinen die Einzelsätze als zweckdienlicher zur Einübung der Sprache,[2]) die einen sind der Ansicht, dafs das Übungsbuch sich auf den notwendigsten Stoff beschränken solle,[3]) die anderen verlangen vom Übungsbuch reiche Auswahl und Übung der Sprache an vielem Stoff,[4]) die einen legen das Hauptgewicht auf die fremdsprachlichen Stücke und wollen die fremde Sprache hauptsächlich an dieser selbst erlernen lassen,[5]) die anderen wünschen, dafs der Schüler sich vor allem selbst versuche und übe, und dafs das Buch dementsprechend weit mehr deutsche Stücke biete.[6]) Und so könnte man noch andere einander entgegengesetzte Ansichten über die Übungsbücher anführen, die alle nachdrücklich vertreten werden, ja es gibt schliefslich solche, die überhaupt Übungsbücher für überflüssig halten,[7]) und solche, die umgekehrt der Ansicht sind, dafs die Sprache mittels der sog. natürlichen Methode nur aus dem sprachlichen Material erlernt und an diesem geübt werden solle, und dafs die Grammatiken überflüssig sind.[8])

Dafs von diesen extremsten Ansichten die letzte, wornach dem sprachlichen Übungsbuch eine so hohe Bedeutung zukommt, in der Praxis wirklich durchführbar ist, davon kann man sich ja leicht überzeugen. Freilich ist es zunächst noch eine Frage, ob diese Art der Spracherlernung für die Ausbildung des Geistes auch zweckdienlich sei. Aber die entgegengesetzte Ansicht, wornach Übungsbücher überflüssig sind, ist in der Praxis einfach undurchführbar, wenn man dieselbe so auffafst, als ob mit der Erlernung der Grammatik alles

---

[1]) z. B. Bolle im Lehrpr. und Lehrg. 67. (1901) S. 20; Klügel, Der lat. Unterricht in Sexta, Progr. Blankenburg 1884 S. 13.

[2]) z. B. Schöner in diesen Blättern 39. (1903) S. 7; Bottler, Beiträge zur Methodik des lat. Unterrichts Progr. Mühlhausen in Els. 1900 S. 23 ff.

[3]) z. B. Lutsch, Der lateinische Unterricht am Gymnasium nach den neuen preufsischen Lehrplänen, Kreuznach 1893 S. 16 ff.

[4]) s. eine Begründung in diesen Blättern 39. (1903) S. 457.

[5]) z. B. Bärwald, Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule? Marburg 1899. Und derselbe: Neue und ebenere Bahnen im fremdsprachlichen Unterricht. Marburg 1899.

[6]) Schon ein flüchtiger Überblick über die Übungsbücher zeigt diese verschiedenen Standpunkte. Die letztgenannte Ansicht vertritt z. B. Schütze, Jahresbericht des Viktoria-Gymnasiums zu Burg, 1899; S. 8.

[7]) z. B. Eckstein in der Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, XI. S. 582 f.

[8]) Wenn Willenbücher in den Lehrpr. u. Lehrg. Hft. 59 S. 67 meint, dafs in pädagogischer Hinsicht die Meinungen ohne Nachteil für die Erreichung des Zieles auseinandergehen können, und dafs dies durch die Fülle der Lehrbücher bewiesen werde, so ist er zu fragen, woher er wisse, dafs alle diese Bücher zur Erreichung des Zieles gleich zweckmäfsig seien. Ich glaube vielmehr, dafs gerade mangelhafte Übungsbücher vielfach die Schuld an den geringen sprachlichen Leistungen der Schüler tragen.

getan sei. Aus der Grammatik allein läfst sich eine Sprache so wenig lernen wie aus theoretischen Anweisungen das Klavierspielen oder irgend eine andere komplizierte Fertigkeit. Darüber braucht kaum ein weiteres Wort verloren zu werden. Doch jene, welche sich gegen die Übungsbücher aussprechen, sind, soweit ich sehe, nur der Ansicht, dafs die Lehrer selbst im Unterricht jederzeit geeignete Beispiele zur Hand haben können, die ebenso gut, und vielleicht noch besser, ihre Dienste tun würden als die Beispiele des Übungsbuches. Aber einerseits ist die Beschaffenheit der Sätze, wie wir unten zeigen werden, durchaus nicht gleichgültig, sowohl für die Spracherlernung als auch aus anderen Gründen; andererseits ist es keineswegs so leicht schöne geeignete Sätze aus dem Stegreif zu bieten; selbst zu Hause, wo die Aufmerksamkeit nicht auch nach anderen Seiten hin in Anspruch genommen wird wie in der Schule, erfordert dies nicht selten ein längeres Nachdenken und die Sätze lassen sich nicht so ohne weiteres aus den Ärmeln schütteln. Doch dafs sich der Lehrer stundenlang zu Hause mit der Produzierung geeigneter Beispiele abmühe, kann man ihm billigerweise nicht zumuten; er kann seine Zeit für anderes verwenden. Ich habe mich Jahre lang die Mühe nicht verdriefsen lassen geeigneten Stoff für die Einübung der Sprache zu Hause zusammenzustellen, um im Unterricht an Stelle von Sätzen des Übungsbuches, die mir ungeeignet schienen, etwas Besseres bieten zu können, auch um den bei weitem nicht ausreichenden Übungsstoff zu ergänzen. Aber ich hätte die kostbare Zeit nicht daran gewendet, wenn das Übungsbuch genügt hätte. D a f ü r i s t e b e n d a s Ü b u n g s b u c h da, d a f s d e m L e h r e r e i n T e i l d e r A r b e i t a b g e n o m m e n w e r d e. Ich kann also jenen entschieden nicht beitreten, welche Übungsbücher überhaupt für überflüssig halten. Auch können wir schon aus dem Grunde von einem Übungsbuch nicht wohl absehen, weil bei uns häusliche Aufgaben vorgeschrieben sind und weil gerade hiefür sich diese Bücher sehr gut eignen.[1])

Nach meiner Ansicht ist e i n g u t e s s p r a c h l i c h e s Ü b u n g s b u c h für den Unterricht v o n g r o f s e r W i c h t i g k e i t; es vermag nicht nur für die Aneignung der Sprache eine gesichertere und festere Grundlage zu schaffen, ein rascheres Vorwärtsschreiten zu ermöglichen als ein mangelhaftes Buch, es kann viel dazu beitragen, dafs der Schüler Freude gewinnt an der Sprache, Freude am Auffinden ihrer Gesetze; es kann aber auch, ähnlich wie ein deutsches Lesebuch, den Schüler in der Muttersprache fördern, ihn zu klarem Denken anleiten, zur Entwickelung seines Urteils und Schärfung seines Verstandes beitragen, seine Phantasie anregen und befruchten, seine Interessen für manchfache Erscheinungen des Lebens wecken, ihm wertvolle Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten vermitteln, früher erworbene Kenntnisse durch neue Beleuchtung und in einer neuen Form auffrischen; es

[1]) Die Notwendigkeit eines richtigen Übungsbuches begründet gut auch Petschar, Empirismus, Sprachgefühl und Grammatik im altklassischen Unterricht; Progr. Klagenfurt 1903; S. 9 f.

kann durch seinen Inhalt auch auf das Gemüt des Schülers bildend und veredelnd einwirken und ihn in sittlicher Hinsicht heben.

Ob ein Sprachbuch derartiges zu leisten vermag, was wir hier voraussetzen, müssen die folgenden theoretischen Ausführungen, besonders aber die praktischen Versuche zeigen. Und sie werden es hoffentlich zeigen. So viel ist von vorneherein klar, daſs ein Buch diese Ziele schwerlich erreichen wird, wenn der Verfasser dieselben nicht einmal anstrebt.

In je reicherer Wechselverbindung aber die oben genannten Ziele angestrebt, je mehr die verschiedenen Seiten des Geistes angeregt werden, desto weniger wird das Buch den Schüler ermüden, desto leichter wird es ihm werden; aber ein Buch, welches — wie man es oft genug trifft — nur auf die gedächtnismäſsige Aneignung und Einübung von Sprachformen ausgeht, ohne auf die Anregung der verschiedenen Seiten des Geistes bedacht zu sein, muſs ermüden und geistig einseitig machen, gerade so wie unter einseitiger körperlicher Anstrengung die harmonische Entwicklung des Körpers leidet. Die harmonische Ausbildung des Geistes aber ist ein Hauptziel, dem wir bei der Jugenderziehung nachtrachten müssen. Und wir werden sehen, daſs bei Anregung der verschiedenen Seiten des Geistes sogar jenes Ziel der Aneignung der Sprache vollkommener erreicht wird als bei einseitiger Betätigung des Gedächtnisses. Mit einem solchen Buche wird der Schüler auch gerne arbeiten und dies ist für ein Schulbuch von der gröſsten Wichtigkeit. Denn ein Buch, das vom Schüler nur als eine Quelle der Plage betrachtet wird, bewirkt Unlust an der geistigen Arbeit und damit Erschlaffung der Geisteskräfte. Die Weckung hoher intellektueller Gefühle aber, wie es die Freude an geistiger Tätigkeit ist, müssen wir, so gut wie die Pflege hoher ethischer Gefühle, zu den letzten hohen Endzielen der Menschenbildung rechnen. So kann ein Schulbuch, das durch seinen Inhalt dem Schüler Freude macht, Segen bringen nicht nur für die Schulzeit sondern auch für künftige Tage.

Wenn Übungsbüchern eine solche Bedeutung zukommen kann, so verlohnt es sich wohl auf die Grundsätze einzugehen, die bei ihrer Herstellung maſsgebend sein sollen. Freilich ist hiebei die gröſste Vorsicht notwendig. Hat es ja bei dem Auseinandergehen der Meinungen fast den Anschein, als ob durch neue Erörterungen die herrschende Verwirrung nur noch gröſser werden könnte. Doch daſs die verschiedenen Fragen sich mit der Zeit ohne unser Zutun von selbst klären und lösen werden, ist kaum anzunehmen. Die groſse Meinungsverschiedenheit aber kommt daher, daſs jeder seine Erfahrungen mitteilt und glaubt mit seiner Methode die besten Erfolge erzielt zu haben, ohne daſs er auch andere Methoden versucht und sich überzeugt hat, was mit dieser geleistet werden kann; nicht zum geringsten aber haben die verschiedenen Ansichten ihren Grund darin, daſs in psychologischen Fragen — und solche sind es ja, die hier in Betracht kommen — überhaupt so schwer Klarheit zu erreichen ist: was auf der Oberfläche liegt, wird jedem leicht klar; aber in solchen Fragen

ist ein tiefes Eindringen und die gröfste Gründlichkeit notwendig. So lange wir fortfahren uns mit dem auf der Oberfläche Liegenden zu begnügen, werden wir nicht Klarheit über diese schwierigen Fragen gewinnen und das unsichere Umhertasten wird fortdauern.

Mufs doch einem beim Studium der einschlägigen Literatur wahrlich das Gefühl des Unmuts überkommen, wenn man fortwährend bei dem einen Schulmann genau das Gegenteil von dem liest, was man soeben von dem andern mit Eifer vertreten gefunden hat. Freilich mufs da auch das Gefühl immer stärker werden, durch genaue Beobachtung und Vergleichung und intensives Studium doch endlich einmal Klarheit wenigstens über die Grundfragen zu gewinnen, aber auch das Gefühl, der gewonnenen Erkenntnis durch die gründlichste Behandlung und möglichst klare Darstellung Ausdruck zu verschaffen.

Dies ist das Bestreben, von dem wir bei unseren Darlegungen geleitet sind. Es kommt uns nicht sowohl darauf an, auch unserseits unsre Ansichten über die Anlage von Übungsbüchern zu veröffentlichen, als vielmehr auf die eingehendste Begründung und, wenn möglich, unwiderlegliche Beweisführung, um endlich einmal wenigstens in die Hauptfragen, soweit es in unsren Kräften steht, Klarheit zu bringen. Das, wodurch wir dieser Arbeit so gerne einen Vorzug vor den vielen ähnlichen geben möchten, ist die gröfsere Gründlichkeit. Und ich glaube, man kann auf diesem Gebiete, eben wegen der herrschenden Unsicherheit, gar nicht gründlich genug sein. Es nützt ja unsre Arbeit nichts, wenn nach wie vor dasselbe Schwimmen und Schwanken fortbesteht. Ich werde mich deshalb auch auf die Übungsbücher der unteren Stufe beschränken und besonders die lateinischen Bücher zugrunde legen. Es ist ja, wenn die Grundsätze für die eine Stufe und für die eine Sprache festgestellt sind, die sinngemäfse Anwendung derselben auf eine andere Stufe und eine andere Sprache naheliegend.

Wenn ich dabei besonders einige Übungsbücher einer genauen Prüfung auf ihre Anlage unterziehe, so hat dies seinen Grund nicht darin, dafs dieselben besser oder schlechter sind als andere, sondern darin, dafs ich gerade diese Bücher im Unterricht zu erproben Gelegenheit hatte. Da ich selbst kein solches Übungsbuch verfafst habe, so brauche ich nicht zu befürchten, dafs ich von vornherein in meinem Urteil unbewufst in eine bestimmte Richtung gedrängt bin.

A. Inhalt der Übungsstücke.

1. Kommt es überhaupt auf den Inhalt der Übungsstücke an?

So verschieden sind selbst in einem so wichtigen Punkte die Ansichten, dafs wir überhaupt eine so allgemeine Frage vorausschicken müssen. Denn tatsächlich sind nicht wenige Schulmänner von der Überzeugung durchdrungen, dafs es gleichgiltig ist, an welchem Stoff die Grammatikregeln eingeübt werden, und dafs dabei der

Inhalt von keinerlei Wichtigkeit ist. So spricht z. B. Schütze[1]) sich in klaren Worten dahin aus: „Welcher Inhalt in dem Satze steckt, ist ihm (dem Schüler) völlig einerlei". Wenn aber dies dem Schüler gleichgiltig ist, so läfst sich nicht wohl ein Grund ersehen, warum dem Lehrer etwas daran liegen soll auf die Bietung eines gediegenen Inhalts besondere Mühe zu verwenden. Freilich wenn eine Autorität wie O. Jäger[2]) sich mit Entschiedenheit dahin äufsert, dafs es auf den Inhalt der Sätze nicht ankomme, so ist es begreiflich, dafs diese Ansichten einen weiten Kreis von Anhängern finden.[3]) Aber es mufs zugestanden werden, dafs sehr viele Lehrer, auch ohne dafs sie Jägers Ansicht kennen, derselben Anschauung sind und dafs vielleicht sogar die meisten Lehrer, soweit wenigstens ich die Ansichten kennen lernte, den Grundsatz vertreten: „Die Schüler sollen beim Übersetzen an die Formen und Regeln denken; der Inhalt der Sätze ist gleichgiltig". Da andere Schulmänner der entgegengesetzten Anschauung sind,[4]) so gilt es von vornherein diese Frage mit aller Gründlichkeit zu behandeln. Für Verfasser von Übungsbüchern ist es ja wichtig klar darüber zu sein, ob sie viele Zeit daran wenden sollen Stücke mit einem entsprechenden Inhalt zusammenzusetzen, oder ob sie Sätze bieten dürfen, wie sie ihnen der Zufall eingibt, wobei die einzige Rücksichtnahme darauf besteht, dafs die einzuübenden Regeln darin vorkommen. Wenn der Inhalt gleichgiltig ist, dann ist es schade für die Mühe und Zeit, die man auf das Herstellen von Stücken verwendet. Es ist begreiflich, dafs gar manche Verfasser von solchen Büchern sich einen Grundsatz, wie ihn O. Jäger vertritt, dessen Ausführung nicht schwer fällt, gerne zu eigen machen.

Aber wenn man solche Sätze, wie sie Übungsbücher oft bieten und wie sie mit ihrem nichtssagenden, teilweise geradezu lächerlichen, den Hohn und Spott herausfordernden Inhalt jedem von uns bekannt sind, nur liest, so wird man doch zu zweifeln beginnen, ob die Aufstellung jenes Grundsatzes in so allgemeiner Fassung angängig ist. Man mufs doch Anstand nehmen solchen Inhalt den Schülern zu bieten wie: „Die Grofsmutter befreit die Kühe von den Fliegen" (Biedermann, Lat. Elementarbuch für die 1. Klasse, 9. Aufl.; Nr. 24, 9). Dafs die Sätze derart sind, dafs der Schüler sich überhaupt nichts Bestimmtes darunter vorstellen kann, diese Fälle kommen ja sehr häufig vor, z. B. „Der Schreiber befreit die Königin durch den Brief von der Sorge" (Biedermann, Nr. 25, 4). Wenn F. Hertlein[5]) meint, an den ledernen Beispielen sei schuld, dafs man in den Schulen mit dem Latein beginne, und wenn er darin einen Grund findet, mit dem Französischen den Anfang zu machen, so ist er auf dem Irrweg. Man kann auch im Latein so gut

[1]) J. Schütze, die neuen Lehrpläne, Progr. des Viktoria-Gymnasiums zu Burg 1899; S. 6.

[2]) Lehrkunst und Lehrhandwerk S. 25.

[3]) Z. B. in diesen Blättern, 1903 S. 6; W. Becher, „Zum lat. Elementarunterrichte" in den neuen Jahrbüchern für Pädagogik 4. Jahrg. 1901 S. 95.

[4]) Z. B. in den au feinen Bemerkungen so reichen Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich, 2 Aufl. S. 27.

[5]) Neues Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 9. Jahrg. 1902, S. 44 f.

wie im Französischen den Schülern der unteren Stufe einen klaren, vernünftigen, das Interesse weckenden Inhalt bieten. Aber bezeichnend für den Inhalt unserer Übungsbücher ist es, dafs Hertlein überhaupt auf diesen Gedanken kommt.

Es ist begreiflich, dafs bei öfterer Wiederkehr solcher Sätze, wie sie oben angedeutet wurden, die für die Schüler fast blofs leere Wörter sind, sich dieselben gewöhnen überhaupt auf den Inhalt nicht mehr zu achten; der Inhalt wird ihnen gleichgültig.

Doch darin eben erblicken viele Schulmänner keinen Schaden: „Die Form ist das, worauf die Schüler bei der Spracherlernung achten müssen"! Ja, man kann auch hören — und es klingt sehr wahrscheinlich —: „Wenn die Schüler auf den Inhalt achten, dann können sie ihr Augenmerk nicht so gut auf die Form richten; der Inhalt darf sie nicht interessieren".[1]) Man sieht, dafs hier das gerade Gegenteil von dem gesagt ist, was viele andere Schulmänner fordern, dafs der Inhalt der Stücke nämlich derart sei, dafs er die Schüler zu interessieren vermöge. Wenn Lehrer und Übungsbücher nach dem Grundsatz verfahren, dafs der Inhalt des zu Übersetzenden nicht zu interessieren brauche, ja nicht einmal interessieren dürfe, dann kann es uns nicht wundernehmen, wenn die Schüler sich tatsächlich gewöhnen beim Lesen der Übungsstücke nicht an den Inhalt zu denken; sie übersetzen später, wovon man leicht die Probe machen kann, ganze Stücke, selbst zusammenhängende ohne den Inhalt zu beachten; wenn man am Schlusse nach diesem fragt, schauen sie verwundert, als ob man eine sonderbare Frage stelle: sie wissen von dem Inhalt des Gelesenen nichts anzugeben; sie haben eben tatsächlich ihr ganzes Augenmerk nur auf die in den Sätzen vorkommenden Regeln gerichtet. Diese Erfahrung kann man jeden Tag machen. Wir werden sehen, dafs verschiedene Faktoren, besonders aber die Art des Inhalts der Stücke diese Gewöhnung zustande bringen.

Aber Worte zu lesen und Worte zu sprechen ohne an den Inhalt zu denken ist doch ein leeres Plappern. Und ist es nicht eine Hauptaufgabe der Erziehung den Zögling vor allem daran zu gewöhnen, dafs er nie leere Worte spricht, sondern stets den Inhalt des Gelesenen voll erfafst und dafs er nie mechanisch Worte hersagt, sondern das Gesprochene sich möglichst klar vorstellt? Sollte es hier bei der Spracherlernung anders sein? Wenn es hier wirklich anders wäre, dann wäre doch mit ihr ein schwerer Nachteil verknüpft, insoferne der Schüler an etwas gewöhnt wird, was sonst jede gesunde Erziehung und Geistesbildung sorgfältig zu vermeiden sucht. Eine Geistesbildung, die mit einem so schweren Nachteil verbunden ist, wäre doch dieses Namens kaum würdig.

Und kann es dann wundernehmen, wenn der Schüler auch beim Herübersetzen ins Deutsche oft nur Wörter hersagt ohne etwas dabei zu denken, wenn er sich nicht scheut etwas auszusprechen, was wider-

---

[1]) Vgl. Weyland, „Die Pronomina im sprachlichen Unterricht" in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 1885, S. 414.

sinnig ist, weil er eben nicht klar genug an den Inhalt denkt? Vielfach sucht man dies freilich mit der ungenügenden Begabung der Schüler zu erklären; aber seien wir aufrichtig, könnte nicht auch eine Methode mit Schuld tragen, wodurch die Schüler systematisch daran gewöhnt werden auf den Inhalt nicht zu achten? Mufs nicht darunter die geistige Entwicklung leiden? Wird nicht dadurch die Gedankenlosigkeit grofsgezogen?[1]) Und wird man da nicht an die Klagen erinnert, die man leider nur zu oft hört, dafs die Schüler an unsren Gymnasien, je weiter hinauf, desto gröfsere Stumpfheit zeigen?

Freilich, ob diese Klagen berechtigt sind, ist nicht so leicht zu entscheiden, und ob der Grund gerade in dieser Methode der Spracherlernung liegt, ist ja auch nicht ausgemacht, wie man denn überhaupt derartigen Klagen, die in so allgemeiner Form gehalten sind, wenig Bedeutung beimessen kann. Aber dafs es ein Nachteil für die geistige Bildung ist, wenn der Schüler nur leere Formen spricht und dabei nicht an den Inhalt denkt, halte ich für feststehend. Ich halte einen solchen Betrieb der Spracherlernung für eine Versündigung an der Jugend. Wenn Altenberg[2]) sagt: „Man fühlt oft, wie die Jugend mit Worten, die ihr geläufig sind, doch sachlich unklare Begriffe oder Vorstellungen verbindet", so hat der erfahrene Schulmann gewifs Recht. Aber durch die Methode, dafs Wörter und Formen gelernt und Sätze gesprochen werden, ohne dafs dabei an den Inhalt gedacht wird, mufs dieser Übelstand doch geradezu systematisch gepflegt werden. Wenn Eidam[3]) klagt, die Erfahrung zeige, dafs die Schüler beim Anfang des Französischen in der 6. Klasse oft zu reinen Buchstabenmenschen geworden sind, so mag er nicht Unrecht haben: was aber liegt näher als in einer solchen Methode den Grund zu suchen? In handgreiflicher Weise tritt dieser Mifsstand zutage in Sprachfehlern, welche eine geradezu haarsträubende Verwechslung von Wörtern bekunden, die nur äufserlich ähnlich, ihrem Inhalt nach aber grundverschieden sind, z. B. mereo und servio in Sätzen wie multi voluptatibus merent oder discipulus praemium servit, wobei infolge des Gleichklangs der deutschen Wörter „dienen" und „verdienen" die Verwechslung entstanden ist. Andere ähnliche Verwechslungen bei Verba habe ich in diesen Blättern[4]) aufgezählt und ich könnte ihre Zahl durch solche aus dem Gebiete anderer Wortarten vergröfsern. Sicher haben andere Lehrer ähnliche Fehler beobachtet und O. Perthes[5]) führt solche aus dem Lehrstoff der Unter-

[1]) Diesen Übelstand beklagt auch M. Petschar, Empirismus, Sprachgefühl und Grammatik im altklassischen Unterricht, Progr. Klagenfurt 1903, S. 4 ff. Ebenso H. Schiller, Handbuch der prakt. Pädagogik. S. 360. Auch Dettweiler, Did. und Meth. des Lat., S. 64 macht diese Methode für die heutige Urteilslosigkeit unsrer Schüler verantwortlich. S. auch Gentsch, Der lat. Unterricht in den unteren Klassen des Realgymn. Progr. Eisenach 1900, S. 4 f.

[2]) „Sachbildung und Wortbildung im Gymnasium" in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialschulwesen 1900, S. 426.

[3]) Neue Jahrbücher für Pädagogik 1902, S. 170.

[4]) Jahrg. 1901 S. 20.

[5]) „Der gegenwärtige Stand der Reform von Herm. Perthes und die Mittel zu ihrer Weiterbildung", Progr. v. Bielefeld 1901; S. 3.

stufe an wie luna und papaver „Mond“ und „Mohn“ u. ä. Selbst in der 4. Klasse mufs man noch auf Verwechslungen stofsen wie contigit und pervenit „gelang“ und „gelangte“, z. B. in dem Satze Ciceroni pervenit, ut coniurationem detegeret; oder Verwechslungen wie aetas und aestas, ja sogar die doppelte Verwechslung von aetas und hiems, z. B. aetate exacta bellum renovavit. Und ich weifs, dafs selbst in noch höheren Klassen ähnliche Fehler zu finden sind. Diese Fehler haben ihre Quelle eben darin, dafs die Schüler die Wörter als leere Laute ohne Rücksicht auf den Inhalt betrachten, und müssen dann auftauchen, wenn nicht der Inhalt als etwas Wesentliches bei der Spracherlernung aufgefafst wird. Überhaupt haben die vielen Verwechslungen, die unsere Schüler in den fremden Sprachen aufweisen — wiederholt hörte ich: Die Schüler verwechseln alles, was man nur verwechseln kann — ihren Grund zum grofsen Teil wohl darin, dafs der Inhalt des Sprachstoffes zu wenig beachtet wird: dieser bildet den festen Hintergrund, an den sich die Wörter und Formen anlehnen, ohne diesen gehen sie wie leere Phantome ineinander über und verschwimmen ineinander.

Aber können denn die Sprachen in Wirklichkeit nicht so erlernt werden, dafs dabei fortwährend an den Inhalt des Gesprochenen gedacht wird? Ist dies etwa deshalb nicht möglich, weil ja die Grammatikregeln im Auge behalten werden müssen?

Wenn das Kind die Sprache lernt, so hält es seinen Sinn nicht sowohl auf die Beobachtung der Sprachregeln gerichtet als darauf den Sinn und den Inhalt des Gehörten zu erfassen: und wenn es selbst zur Sprache greift, so geschieht dies in der Regel, damit es einem in seinem Geist vorhandenen Inhalt Ausdruck verleiht: für das Kind ist immer der Sinn und der Inhalt das Wesentliche, wie dies tatsächlich dem Wesen der Sprache entspricht. Und so entwickelt und bildet sich mittels der Sprache zugleich der Geist des Kindes. Und diese Art der Spracherlernung nehmen sich auch andere Methoden zum Vorbild. Und wir müssen ehrlich sein und es gestehen, wenn wir die Erfolge, wie sie bei unseren Schülern in der Sprachfertigkeit meistenteils erzielt werden, mit den Erfolgen anderer Methoden vergleichen, dann finden wir, dafs wir entschieden zurückstehen. Und solche Versuche sind gegenwärtig nicht schwer anzustellen. Die Klagen, die man so vielfach hört, dafs unsere Schüler die fremden Sprachen nur sehr mangelhaft beherrschen und selbst bis in die obersten Klassen die schwersten Verstöfse sich zu schulden kommen lassen, sind nicht unberechtigt, wie man sich leider nur zu leicht überzeugen kann. Aber es ist unrecht diese Klagen so zu verallgemeinern, als ob kein Lehrer im Sprachunterricht etwas zu leisten vermöge und als ob gar die von oben gewünschte Methode daran schuld sei. Die Sache verhält sich vielmehr so, dafs die Unterschiede in dem, was die verschiedenen Lehrer leisten, sehr grofse sind. Doch mufs als richtig zugegeben werden, dafs im allgemeinen die Leistungen tief stehen. Der Grund hievon mag zum Teil in der Mangelhaftigkeit unserer sprachlichen Übungsbücher liegen, zum Teil aber auch darin,

dafs man die vortrefflichen Winke, die uns unsere Schulordnung, Instruktionen und Anweisungen geben, entweder zu wenig beachtet oder unrichtig auffafst. Und darin wird grofses Gewicht auf die Fertigkeit in der Handhabung der Sprache und Vertrautheit mit derselben gelegt, also jenes Moment betont, welches bei den oben angedeuteten Methoden die Hauptrolle spielt.

„Aber“, wendet man ein, „die Grammatik ist ja doch die Hauptsache, die Gewandtheit in der Anwendung der Sprache, ohne dafs man volle Klarheit über die Gesetze derselben hat, ist nicht würdig ein Bildungsmittel genannt zu werden. Die Bonnenmethode wollen wir nicht an unsere Gymnasien einführen!“ Ich aber sage, wenn jemand eine Sprache so beherrschen gelernt hat, dafs er seine Gedanken in derselben fliefsend wiedergeben kann, ohne dafs er gerade über die Gesetze der Sprache volle Klarheit besitzt, dann hat er sich ein gediegeneres Bildungsmittel erworben als derjenige, der nur mit vieler Mühe einen deutschen Text in die fremde Sprache übersetzt, wobei er sich in jedem Satze auf die Formen und Regeln besinnen mufs und dabei die Klarheit über den inhaltlichen Zusammenhang verliert, ja vielfach gar nicht an den Inhalt denkt, da die Aufmerksamkeit ganz von der Form in Anspruch genommen wird.

Ich bin mir bewufst, dafs ich damit etwas ausspreche, was der bisherigen Anschauung vieler zuwiderläuft. Aber ich sage, wenn wir vor der Wahl stünden zwischen beiden Arten der Spracherlernung, so müfsten wir jene bevorzugen, wornach der Inhalt fortwährend im Auge behalten wird und die Gesetze der Sprache nur unbewufst angewendet werden. Denn die Sprache ist wegen des Inhalts da, dieser ist die Hauptsache, dieser der Kern, der festgehalten werden mufs, sonst hat man nur die hohle Schale in Händen; und eine Methode der Spracherlernung, welche derart ist, dafs dabei der Inhalt zu wenig beachtet wird, ist auf dem Irrweg.

Aber eine Sprache kann ganz wohl so erlernt werden, dafs der Inhalt stets als die Hauptsache im Auge behalten wird und dafs der Schüler dabei doch vollkommene Klarheit über die Gesetze der Sprache gewinnt. Eine Verbindung beider Ziele ist, wie sich im Laufe unserer Darlegungen zeigen wird, sehr wohl möglich und mufs erstrebt werden; und dies liegt auch im Sinne unserer Schulordnung.

Zunächst müssen wir der so vielfach verbreiteten Anschauung entgegentreten, als ob es bei der Spracherlernung für den Schüler eine Erschwerung sei, wenn er zugleich an den Inhalt denken soll, und als ob die Einprägung der Form darunter leide, wenn die Aufmerksamkeit auch nach Seite des Inhalts in Anspruch genommen wird.

Die Sache verhält sich in Wirklichkeit vielmehr gerade umgekehrt. Beim Sprechen an den Inhalt zu denken, ermüdet so wenig, dafs einer stundenlang sprechen, sich mit jemand unterhalten kann, ohne dafs deswegen eine besondere Ermüdung eintritt. Dafs der Inhalt sehr abstrakt und schwierig sein und deswegen sehr ermüden kann, sind Fälle für sich, um die es sich hier nicht handelt;

bei der Spracherlernung setzen wir voraus, dafs der Inhalt klar und leicht fafslich ist und an sich selbst keine Schwierigkeiten bereitet. Blofse Wortformen aber ohne einen damit verbundenen klaren Inhalt, der den Geist interessiert, einzuprägen fällt ungemein schwer, so schwer, dafs nicht mit Unrecht vor einiger Zeit, als ein durch seine Roheit bekannt gewordenen Hauslehrer viel von sich reden machte, in einem Witzblatt darauf hingewiesen wurde, dafs man die Schüler auch ohne solchen Qualen, wie dieser Hauslehrer sie anwandte, in der Schule durch Memorieren der unregelmäfsigen Verba foltern könne. Wie viele, die das Gymnasium durchgemacht haben und von einer verkehrten Einpaukmethode gequält wurden, wie eine solche jetzt noch von alten Herren befürwortet und leider auch verlangt wird, haben beim Lesen des Witzblattes jenen Worten wohl Recht gegeben! Denn tatsächlich ist das Memorieren von blofsen Verbalformen eine Qual und noch dazu, wie wir unten sehen werden, eine nutzlose Qual. Mit Recht sagt Mülder vom Stoff der Quinta: „Die für Kinder endlose Zahl der Worte und Formen, die alle nur mechanisch gelernt, wiederholt und abermals wiederholt werden müssen, eine gedankenlose Arbeit und dauernde Qual zu gleicher Zeit!“ Aber wenn Mülder glaubt, dafs kein andrer Weg der Erlernung möglich sei als der des mechanischen Drills, so ist er im Irrtum. Jener tote Stoff kann lebendig, anschaulich und interessant gemacht werden, wenn er mit interessantem Inhalt verknüpft wird. An Stelle der gedankenlosen Arbeit, durch die der Geist nicht gebildet wird, kann eine den Geist im hohen Grade anregende Tätigkeit treten. Die Qual besteht hauptsächlich darin, dafs die abstrakten Formen durchaus nicht haften wollen und sich immer wieder verflüchtigen: und wie bald beim Einpauken solcher Formen Ermüdung eintritt, durch welche selbst wieder ein Festhalten und ein Unterscheiden der Formen ungemein erschwert wird, kann man sehr leicht beobachten. Aber je intensiver der Geist durch einen entsprechenden Inhalt interessiert wird, desto leichter, aber auch zugleich desto fester und dauernder prägen sich die Formen ein. Je unklarer und verschwommener dagegen der Inhalt ist, je mehr er sich also leeren, abstrakten Formen nähert und je weniger er Interesse zu wecken imstande ist, desto schwerer haften auf die Dauer die in demselben dargebotenen Sprachformen.

Der Beweis ist am leichtesten und auf die überzeugendste Weise durch die tatsächliche Probe und die praktischen Versuche im Unterricht zu liefern. Wir wollen aber den Satz, der für die Spracherlernung und für die Einrichtung eines Übungsbuches von der gröfsten Wichtigkeit ist und doch bei allen jenen auf Widerspruch stofsen mufs, welche die Beachtung des Inhalts bei Einprägung der Sprachformen für unnötig, ja für hinderlich halten, auch theoretisch im einzelnen nachzuweisen versuchen, zumal derselbe Satz auch in anderer Hinsicht für die Anlage eines Übungsbuches in Betracht kommt.

[1]) Lehrpr. u. Lehrg. 49. Heft S. 76.

Darin, dafs die Schüler bei Worten zugleich an einen Inhalt denken, liegt für sie so wenig eine Schwierigkeit, dafs es vielmehr einer systematischen Entwöhnung bedarf, — wie sie leider durch einen gewissen Betrieb der Spracherlernung erreicht wird, — um es dahin zu bringen, dafs sie bei den Worten nicht mehr an den Inhalt denken. Sie sind eben von den ersten Anfängen her, wo sie die Sprache gelernt haben, gewohnt mit jedem gehörten Laut einen Inhalt zu verbinden, so dafs es schwer ist sie dessen zu entwöhnen. Die Tausende von Jahren lange Übung hat in unsrem Geschlecht die innigste Assoziation zwischen Laut und Inhalt bewirkt, so dafs es uns fast unmöglich ist ein Wort zu hören ohne zugleich an einen Inhalt dabei zu denken, ein Wort zu sprechen ohne einen Inhalt hineinzulegen. Diese innige Verbindung von Wortlaut und Bedeutung ist auch der Grund, warum manche, die wenig Begabung für psychologische Unterscheidungen besitzen, sich eine Trennung von Wortlaut und Bedeutung gar nicht denken können.

Und sobald wir einzelne Worte nebeneinander hören, sind wir sofort geneigt sie zu einem vernünftigen Inhalt zu verbinden. Wie jedes Wort, so hat ja jeder Satz einen in sich geschlossenen Inhalt, und unser Geist strebt fortwährend nach einem einheitlichen Inhalt So suchen wir also beim Hören einzelner Worte einen Zusammenhang herzustellen um eben die geistige Einheit, die im Inhalt besteht, zu gewinnen.

Es ist nun bekanntlich viel leichter sich einen Satz mit einem vernünftigen zusammenhängenden Inhalt einzuprägen als einzelne Wörter, die in keinem Zusammenhang mit einander stehen: der Inhalt ist das geistige Band, wodurch die einzelnen Wörter zusammengehalten werden. Dazu kommt das Interesse, das sich bei jedem vernünftigen, besonders bei einem klaren Inhalt einstellt. Und dafs das Interesse für die Festhaltung im Gedächtnis sehr wichtig ist, ist allgemein bekannt; viel Wahrheit liegt in dem Satze: „Gedächtnis ist Interesse." Und wenn wir zu dem einzelnen Worte zurückgehen, so ist es hier ähnlich: einzelne Buchstaben, die nicht verbunden zu einem Worte, durch das geistige Band der Bedeutung festgehalten werden, sind schwer für die Dauer einzuprägen. Der Inhalt aber, der mit einem Wort verbunden wird, knüpft an dieses ein gewisses Interesse, welches das Wort im Geist feste Wurzeln fassen läfst. Und wenn wir hinaufsteigen zu einem gröfseren Zusammenhang, so liegt doch auf der Hand, dafs einzelne Sätze, die nicht unter sich durch einen vernünftigen Inhalt zu einer Einheit verbunden sind, schwerer im Geiste festgehalten werden als eine zusammenhängende Erzählung: je inniger die einzelnen Sätze durch den Inhalt mit einander verbunden sind, desto leichter haften sie. Sehen wir uns aber vor die Aufgabe gestellt einzelne zusammenhangslose Sätze uns einzuprägen, so streben wir unwillkürlich darnach, sie in einen Zusammenhang zu bringen, um sie auf diese Weise, nachdem sie wie durch ein einheitliches Band verbunden sind, uns leichter einzuprägen.

Daraus erhellt klar: der Inhalt der Laute ist nicht etwas aufserhalb derselben Stehendes, was neben diesen

noch dazu eingeprägt werden mufs, sondern er ist das die Laute Belebende, die Laute zu einer Einheit Verbindende: wie die Seele nicht etwas aufserhalb des Körpers Stehendes ist, sondern das, was die einzelnen Körperteile zur Einheit verbindet.

Blofse Wortformen sind etwas Totes, es sind leere Phantome, die dem Geist bald wieder entschwinden; sie haben an sich nichts Interessantes, was sie im Geist festhaften machte. Festgehalten werden sie erst durch einen fesselnden Inhalt. Dieser ist der feste Hintergrund, an den sich die Sprachformen anlehnen; ohne diesen schweben sie in der Luft. Je mehr dieser Hintergrund zur Geltung kommt, desto fester prägen sie sich dem Geiste ein; je unklarer und verschwommener derselbe ist, desto weniger Halt haben sie. Darin also, dafs die Schüler bei den Worten an einen Inhalt denken, liegt für sie keine Erschwerung, sondern eine Erleichterung.

Wie leicht und mühelos der menschliche Geist sich die sprachlichen Formen aneignet, wenn er sie in einem ihn fesselnden Inhalt kennen lernt, kann man bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachten. Wenn ein Kind ein deutsches Lesebuch mit Interesse für den Inhalt gelesen hat, — allerdings nicht so hastig, dafs die einzelnen Worte nicht recht zur Geltung gekommen und nicht recht ins Bewufstsein eingetreten sind — dann kann man sich leicht davon überzeugen, wie viel sich das Kind in sprachlicher Beziehung angeeignet hat; es weifs auch vielfach, in welchem Zusammenhang es die einzelnen Ausdrücke kennen gelernt hat. Je mehr das Kind gerade vom Inhalt erfüllt war, desto tiefer hat sich ihm die Form eingeprägt. Würde es jemand über sich bringen das Kind anzuhalten, dafs es eine gröfsere Erzählung auf die sprachlichen Erscheinungen hin prüfe, so würde sich wohl zeigen, dafs sich die Sprachformen nicht so tief einprägen. Zwar wird man das Kind kaum vermögen auf den Inhalt, wenn er interessant ist, nicht zu achten; aber darunter, dafs die Aufmerksamkeit auf die äufsere Form hingelenkt wird, wird wohl das Interesse für die Sache leiden, es wird derselben nicht solche Wärme entgegenbringen und infolgedessen werden die sprachlichen Formen nur äufserlich angeeignet werden ohne sich so tief einzuwurzeln wie dann, wenn die Seele vom Inhalt erwärmt ist.

So bildet man sich also geradezu spielend, indem man sich dabei gut unterhält, in der Sprache aus unter der Einwirkung des fesselnden Inhalts. Was ohne diesen eine anstrengende Arbeit wäre, wird durch diesen zum Vergnügen. Wie viel und wie leicht man in sprachlicher Hinsicht aus dem Inhalt lernt, kann man auch aus folgendem sehen. Wenn man Knaben im Alter von neun Jahren, in welchem sie ans Gymnasium kommen, und selbst noch jüngeren Kindern eine sie interessierende deutsche Erzählung vorliest, so vermögen sie diese leicht nachzuerzählen, vielfach mit denselben Worten. Und wenn sie nicht dieselben Worte gebrauchen, so kann man sich doch leicht auf andere Weise überzeugen, dafs die Ausdrücke der Erzählung feste Wurzel gefafst haben. Aber dieselbe Beobachtung kann man auch in einer fremden Sprache, z. B. im Lateinischen

machen bei zusammenhängenden Stücken, die die Schüler interessieren. Und umgekehrt zeigt die Erfahrung, dafs Schüler sich Wörter, bei denen sie nicht an einen klaren Inhalt denken, ungemein schwer einprägen; besonders kann man dies in der untersten Lateinklasse beobachten. Sobald aber der Lehrer ihnen den Inhalt klar macht, behalten sie das Wort leicht: es zeigt sich in dem Glanz der Augen, dafs sie jetzt mit dem Wortlaut ein ganz anderes Interesse verbinden. Ein vom richtigen Gefühl geleiteter Lehrer wird auch stets darauf bedacht sein, wenn er Sätze des Übungsbuches bietet, die an sich wenig besagen, doch den Inhalt recht klar zu machen und Interesse für denselben zu wecken. Die halbe Minute, die er darauf verwendet, lohnt sich reichlich. Wenn ich z. B. den Schülern in der ersten Lateinstunde die Worte vorsage: Luscinia cantat und ihnen dabei ein lebhaftes Bild von einer singenden Nachtigall vorzaubere, dann zeigt sich, dafs sich diese lateinischen Wörter viel tiefer einprägen, als wenn ich sie das Wort luscinia mit dem deutschen Namen lernen lasse und später getrennt bei der Reihe der Verba ebenso das Wort canto, wobei sie sich weder hier noch dort etwas Klares vorstellen. Ebenso fafst das Sätzchen: agricola laborat im Geiste viel tiefere Wurzeln, wenn ich den Schülern einen Landmann vor Augen führe, der auf dem Felde im Schweifse seines Angesichtes sich abmüht; oder das Sätzchen: auriga clamat setzt sich fester, wenn ich sie erinnere an einen Fuhrmann, der die Pferde mit beladenem Wagen den Berg hinauf mit mächtiger Stimme antreibt. Freilich könnte und sollte das Übungsbuch so eingerichtet sein, dafs solche Zusätze nicht notwendig sind, sondern der Inhalt der zu übersetzenden Stücke selbst ziemlich anschaulich ist.

O. Jäger[1]) weist darauf hin, dafs der die Sprache neu erlernende Knabe an den blofsen Wörtern und Formen Freude zeige, und dafs deshalb kein anderes Interesse notwendig sei. Es ist ja richtig, dafs die Schüler eine solche Begeisterung für die neue Sprache, die sie jetzt lernen sollen, mitbringen, dafs ihnen im Anfang auch blofse Wortformen Freude machen. Es reizt eben alles Neue und weckt das Interesse. Aber dieser Eifer der Schüler darf für uns kein Grund sein ihnen Steine statt Brot zu reichen, ihnen tote Formen zu bieten statt geistnährenden Inhalt. Auch kann es dem aufmerksamen Lehrer nicht entgehen, dafs die Freude und der Eifer noch viel gröfser ist, wenn sie mit der neuen Form auch einen klaren Inhalt, für den sie Interesse haben, verbinden. Welche Freude kann man immer besonders dann bei den Schülern beobachten, wenn sie aus einem lateinischen Sätzchen einen ihnen naheliegenden und sie interessierenden Inhalt gefunden haben! Mit welchem Eifer übersetzen sie ein deutsches Sätzchen, das ihrer Interessenssphäre entnommen ist! Jeder möchte ein solches Sätzchen am liebsten selbst übersetzen dürfen. Es ist nicht zu verkennen, dafs hier gerade der Inhalt sie besonders freut. Und erreicht nicht die Freude dann ihren Höhepunkt, wenn sie zum erstenmal ein

[1]) Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 25.

schönes zusammenhängendes Stückchen übersetzen dürfen? Welcher Lehrer hat dies noch nicht beobachtet?[1]) Und da will man noch sagen: Welcher Inhalt in dem Satze steckt, ist dem Schüler völlig einerlei!"[2]) Dies ist nur begreiflich, wenn die Sätze alle öde und langweilig und nicht der Gedankensphäre des Schülers angepafst sind: da ist ihm freilich der Inhalt einerlei. Wenn also auch die blofsen Wortformen dem begeisterten Schüler im Anfang Freude machen, so kann doch kein Zweifel sein, dafs einerseits die Freude durch einen ihn interessierenden Inhalt noch gröfser wird, andererseits die blofsen Wörter und Formen auf die Dauer ihren Reiz verlieren und den Schüler als etwas Totes anöden; ist der erste Eifer verraucht, dann tritt Langweile ein. So sind Klagen begreiflich, wie man sie nicht selten hört, dafs das Interesse der Schüler bald nachlasse, und dafs sich in den folgenden Klassen Gedankenlosigkeit breit mache.[3])

Wenn es nicht auch auf den Inhalt bei Einprägung der Form ankäme, würde man z. B. die Formenlehre der lateinischen Sprache (also den Stoff der 1. und 2. Klasse) am besten dadurch einprägen, dafs einfach die Wörter und alle Paradigmen der verschiedenen Deklinationen und Konjugationen eingeprägt und zuerst der Reihe nach, dann kreuz und quer abgefragt würden; dann, sollte man annehmen, müfsten die Schüler den Stoff „perfekt los haben". Aber wer so verfahren würde, würde abgesehen von der Qual, die er den Schülern bereitet, am Anfang des nächsten Schuljahres, wenn er die Schüler selbst wieder bekäme — einem Kollegen würde er es vielleicht nicht ganz glauben — die Wahrnehmung machen, dafs der Stoff fast gänzlich verflogen ist und derselbe von keinem Schüler, der nicht selbst durch Übersetzungen sich geübt hat, genügend beherrscht wird.

Ich selbst hatte einmal Gelegenheit eine ähnliche Erfahrung zu machen. Nach den ersten vier Wochen des Schuljahres wurde ich an ein anderes Gymnasium versetzt und hatte hier der Vorschrift gemäfs alsbald eine lateinische Probearbeit zu halten. Der Lehrer vor mir hatte die vier Wochen auf die Wiederholung des vorjährigen Stoffes, der Formenlehre verwendet. Die Probearbeit erstreckte sich über diesen Stoff. Aber trotz der wochenlangen Wiederholung hätten die meisten Aufgaben als ungenügend bezeichnet werden müssen, wenn man den verdienten Mafsstab angelegt hätte. Und die gegebene Arbeit war noch dazu kurz und leicht und der Lehrer, der die vier Wochen hindurch die Klasse geleitet, hatte als ein sehr gewissenhafter und tüchtiger Lehrer sicher seine Pflicht erfüllt. Aber worin lag der Grund der tiefen Leistungen? Der Lehrer, der die Klasse das vorausgehende Jahr geführt, hatte, wie er selbst sagte, das Hauptgewicht darauf gelegt, dafs die Schüler alle Verba der vier Konjugationen tadel-

---

[1]) Auch in den Instruktionen für die österr. Gymnasien ist auf die Freudigkeit hingewiesen, mit der die Schüler ein richtig abgefafstes Thema übertragen, 2. Aufl. S. 27.

[2]) Schütze l. c. S. 6.

[3]) Mülder a. a. O. S. 76 spricht dies mit anerkennenswerter Offenheit aus und ist auch beim Aufsuchen des Grundes auf der richtigen Fährte.

los mit ihren Formen aufsagten. Aus diesem Fall sah ich deutlich, wie wenig Wert das tadellose Memorieren der Wörter und Formen hat. Übrigens änderte dieser Lehrer seine Methode und er erzielte dann — ich überkam auch die folgenden zwei Jahre seine Klasse und hatte also Gelegenheit mich davon zu überzeugen — sehr gute Erfolge.

Solchen verkehrten Anschauungen von dem hohen Wert des Memorierens und geläufigen Aufsagens von bloſsen Wörtern und Formen begegnet man aber häufig und die Vertreter solcher Anschauungen wollen um keinen Preis zugeben, daſs die augenscheinlichen Miſserfolge daher rühren, sondern überall wollen sie den Grund finden, nur nicht hier; denn man will durchaus nicht glauben, daſs dieser mechanische Drill so wenig Wert hat. Mehr als einmal konnte ich hören: „Wenn die Grammatik tadellos aufgesagt wird, kann es doch unmöglich fehlen". Ich möchte umgekehrt sagen: „Wenn die Grammatik noch so tadellos memoriert und flieſsend aufgesagt wird, müssen die Leistungen schlieſslich ungenügend sein, wenn nicht die Wörter, Formen und Regeln der Grammatik in Sätzen angeschaut werden und in diesen zum Bewuſstsein kommen".[1]) Und je gediegener der Inhalt insoferne ist, als er recht ins Bewuſstsein zu treten geeignet ist, um so anschaulicher werden auch die Sprachformen, und um so tiefer prägen sie sich ein; aber je verschwommener der Inhalt ist, um so weniger wirkt er als solcher, um so mehr kommen die Sprachformen leeren Hülsen gleich, wie sie es ohne Satzzusammenhang sind.

Der Sprachlehrer, der auf den Inhalt, in dem die Satzformen auftreten, keinen Wert legt, verfährt ähnlich wie der Lehrer der Geographie, der seine Schüler Reihen von Zahlen, z. B. die Einwohnerzahl von Städten, die Quadratmeilen der Länder und Provinzen, die Höhe der Berge einprägen läſst, ohne daſs er ihnen durch mannigfache Vergleichung eine Vorstellung von dem Inhalt der Zahl macht. Die Schüler können sich wohl die Zahlen für einige Tage merken, Schüler und Lehrer können auch damit vielleicht prunken; aber nach einigen Wochen ist alles vergessen, wie eben jegliches, wobei nichts gedacht und nichts vorgestellt wird, im Geiste keinen Halt hat und sich rasch verflüchtigt. Ebenso leistet der Geschichtslehrer, der das Hauptgewicht auf die Einprägung von Namen und Jahreszahlen legt, ohne daſs er einen lebensvollen, anschaulichen Inhalt hinzutreten läſst, seinen Schülern einen schlechten Dienst.

Wie wenig Interesse die Schüler in Wirklichkeit bloſsen Sprachformen und abstrakten Regeln entgegenbringen, davon kann man sich auch im deutschen Unterricht überzeugen. Wird hier die grammatische Seite zu sehr betont, so kann man bei den Schülern bald das Schwinden des Interesses beobachten, selbst wenn der Unterricht so anregend als möglich gestaltet und den Schülern selbst das Auffinden der sprachlichen Gesetze ermöglicht wird; geschieht letzteres nicht, sondern

[1]) Ich stimme also auch nicht Lutsch bei, welcher a. a. O. S. 16 meint, daſs Sicherheit in der Formenlehre am leichtesten und schnellsten durch das Abfragen der Formen selbst gewonnen werde.

werden die Regeln blofs geboten und erklärt, dann ist es ja umsomehr begreiflich. Es sind eben doch abstrakte Gegenstände, die gerade in den unteren Klassen besonders schwer fallen, indem sie zu einseitig den Verstand anstrengen. Dafs bei einseitiger Betätigung dieser Seite des Geistes sich bald Ermüdung einstellt, ist ja auch einleuchtend; ebenso dafs diese Dinge, für die kein so tiefes Interesse vorhanden ist, nicht so fest haften. Aber ein ganz anderes Leben kommt in die Schüler, wenn ein hinsichtlich des Inhalts interessanter Stoff geboten wird, der ihre Phantasie anregt. Wie glänzen da ihre Augen, wie betätigen sie da ihre geistigen Kräfte! Und wenn zum Schlufs das gesammelt wird, was sie in grammatischer Hinsicht gewonnen haben, so überträgt sich auch ein gut Teil des Interesses auf diese mehr verstandesmäfsige Arbeit: die Befriedigung ist unverkennbar. Ähnlich aber kann auch bei der Erlernung einer fremden Sprache verfahren werden und es ist durchaus nicht notwendig von vornherein mit abstrakten Regeln an die Schüler heranzutreten. Je lieber aber diese ein Stück bereits wegen ihres Inhalts gewonnen haben, mit um so mehr Interesse und Liebe, aber auch mit mehr Erfolg werden sie die daraus zu gewinnenden grammatischen Kenntnisse sammeln.

Aber das Interesse am Inhalt ist für die Spracherlernung auch aus einem anderen Grund höchst wichtig. Nur dadurch dafs der die Sprache Erlernende ganz erfüllt ist von dem Inhalt, erhält er erst für viele individuelle Gestaltungen der Sprache ein Gefühl. Die Sprache schmiegt sich ja so innig an den jeweiligen Zusammenhang an, dieser wirkt derart modifizierend auf die Bedeutungen der Wörter[1]) und auch auf die Konstruktionen des Satzes, dafs ein volles Verständnis für die Eigentümlichkeiten der Sprache nur dann möglich ist, wenn eben der Inhalt voll erfafst wird: nur dann vermag man in den Geist der Sprache einzudringen. Richtig spricht dies auch Altenburg[2]) aus: „Nur aus dem Verständnis des Inhalts heraus gewinnt der Schüler ein Verständnis für das individuelle Gepräge der fremden Sprache“. Ein Schüler, der selbst ein deutsches Lesebuch blofs nach Seite der Form durchstudieren würde vielleicht um seine Kenntnisse in der Muttersprache zu vermehren, würde, wenn er nicht zugleich erfüllt ist von dem Inhalt, vieles verkehrt auffassen. Dafs die Form der Sprache nur dann voll erfafst wird, wenn der Inhalt voll und ganz begriffen ist, erhellt ja auch daraus, dafs die Form eben aus dem Inhalt heraus erwächst: wer seiner Rede eine recht entsprechende Form geben, wer die treffendsten Worte finden möchte, der mufs den Inhalt recht auf sich wirken lassen, seine Seele ganz mit den Gedanken erfüllen, die er zum Ausdruck bringen möchte, und die richtigen Worte werden sich einstellen. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Die Gedanken

[1]) Darüber habe ich mich eingehend verbreitet in dem Büchlein: „Bedeutungswandel der Wörter“, namentlich im ersten Kapitel: Wichtigkeit des Zusammenhangs für die Wortbedeutung.

[2]) Lehrpr. u. Lehrg. 1900 S. 6.

ringen nach Ausdruck und schaffen sich Ausdruck. Dies hat schon der alte Kato richtig erkannt, wenn er sagt: Rem tene, verba sequentur. Nur durch den Inhalt besteht die Sprache, ohne diesen ist sie ein leeres Nichts. Da also die Form derart von dem Inhalt abhängig ist, so leuchtet ein, dafs wir ein volles Verständnis für die sprachliche Form nur dann erhoffen können, wenn der Inhalt stets als der Kern, um den es sich handelt, festgehalten wird. Und deshalb mufs der Inhalt eines Übungsbuches so sein, dafs er das Interesse fesselt.

Wenn das Übungsbuch einen den Geist des Schülers interessierenden Inhalt bietet, vermag es für die geistige Ausbildung des Schülers aufser der Schulung durch die fremde Sprache auch noch das zu leisten, was ein deutsches Lesebuch leistet: der Geist kann nach den verschiedensten Seiten hin angeregt und für die mannigfaltigsten Gegenstände interessiert werden. Doch wie dies im einzelnen möglich ist, wird später zu zeigen sein.

Wir betonten bisher fortwährend das Interesse des Schülers, das der Inhalt wecken müsse. Aber leider ist dieses Wort manchem Schulmanne — es klingt zunächst unglaublich, aber ich habe die Erfahrung gemacht — ein Dorn im Auge. Es gibt Schulmänner, die selbst diesen wichtigen Faktor im Schulleben, das Interesse, verbannen möchten: „Ach, fortwährend dieses Interesse! Die Schüler werden dadurch nur verdorben. Die Schüler sollen ernst arbeiten lernen, ohne dafs ihnen alles so interessant gemacht wird.“ — Aber wenn das Interesse für die Sache fehlt, fehlt auch die Freude an der Beschäftigung mit ihr. Durch das Interesse an der Sache werden die Geisteskräfte angeregt und in Bewegung gesetzt; denn der Geist strebt darnach den Gegenstand, für den er sich interressiert, zu durchdringen; er fragt nach dem Warum und nach dem Wie, wodurch eben nicht blofs das Gedächtnis, sondern auch der Verstand und die Phantasie in Tätigkeit gesetzt werden. Aber ohne das Interesse greift toter Mechanismus Platz, der Schüler begnügt sich damit sein Pensum zu absolvieren und seine Aufgabe sich gedächtnismäfsig einzuprägen. Interesselosigkeit hat Gedankenlosigkeit und Stumpfsinn zur Folge, statt dafs ernste Geistesarbeit anerzogen wird, wie man bezweckt. Es ist ein schwerer Fehler in der Erziehung, wenn man glaubt, ernste Geistesarbeit könne nicht mit warmem Interesse für die Sache verbunden sein: eines der schönsten Ziele der Jugendbildung ist vielmehr dies, Interesse für alle Erscheinungen des Lebens zu wecken und die Freude an geistiger Arbeit zu pflegen. Schon viel hat derjenige der Sache genützt, der das Interesse für sie geweckt hat; denn das Interesse, das einmal erwacht ist, arbeitet von selbst weiter. Wer es aber als Jugendbildner unterläfst das Interesse für die Lehrgegenstände zu pflegen, der mufs befürchten, dafs sein Zögling nachläfst, sobald der Lehrer nicht mehr hinten steht und ihn antreibt; nur Banausentum wird auf diese Weise grofsgezogen.

Den meisten wird es überflüssig erscheinen eine so klare Sache weitläufig zu begründen. Aber gestreift mufste sie werden, da wir eben für die Herstellung eines Übungsbuches so grofsen Wert darauf

legen, daſs der Inhalt des Übungsstoffes den Schüler zu interessieren vermag.

Wir haben also die diesem Abschnitt zugrunde gelegte Frage, ob es nämlich auf den Inhalt der Übungsstücke ankomme, entschieden dahin beantwortet, daſs dieser durchaus nicht gleichgültig ist, wie man so vielfach glaubt, sondern vielmehr von groſser Wichtigkeit ist. Wenn wir auch so viele Seiten darauf verwendet haben um dies möglichst überzeugend nachzuweisen, so ist doch die aufgewandte Mühe reichlich gelohnt, wenn endlich einmal jene Übungsbücher verschwinden, die durch ihren öden, nichtssagenden, unklaren und verschwommenen Inhalt, der den Geist des Schülers nicht zu interessieren vermag, diesen systematisch zur Gedankenlosigkeit erziehen und der geistigen Entwicklung mehr schaden als nützen. Es sollte jeder Verfasser eines Übungsbuches nie Sätze nur deshalb bringen, damit darin gewisse Wörter und Regeln vorkommen, sondern sich stets vor Augen halten, ob der Inhalt auch vernünftig, klar und wohlverständlich und den Geist des Schülers anzuregen imstande ist. Wenn aber der Inhalt derart ist, daſs man nicht wohl annehmen kann, daſs ihm der Schüler seine Aufmerksamkeit schenke, so ist das Buch nicht viel wert, so methodisch es auch sonst angelegt sein mag. Denn das Eindrillen leerer Formen liegt dann zu nahe. Vermag hingegen der Inhalt eines Übungsbuches das Interesse der Schüler unwiderstehlich auf sich zu ziehen, dann bringt es reichen Segen, wenn es auch sonst nicht so hervorragend methodisch angelegt sein sollte: die Sprachformen prägen sich in den interressanten Inhalt tief ein, richtig erfaſst der Geist, der von dem Inhalt erfüllt ist, die Bedeutung der Wörter, Formen, Konstruktionen, der Geist erhält auch in sachlicher Hinsicht mannigfache Anregung, kurz, es wird hier — im Gegensatz zum mechanischen Drill dort — wirklich geistige Arbeit geleistet.

2. Inhalt der Einzelsätze.

Wenn nun feststeht, daſs der Inhalt derart sein muſs, daſs er das Interesse des Schülers weckt und wach erhält, so erhebt sich die Frage: Wie wird dies im einzelnen erreicht?

Man kann nun hinsichtlich des Inhalts in unseren Übungsbüchern zwei Hauptarten von Stücken unterscheiden: 1. die aus Einzelsätzen bestehenden Stücke, 2. die zusammenhängenden Stücke. Die Einzelsätze scheinen zunächst den Vorzug zu haben, daſs die Regeln, die gerade zur Einübung kommen sollen, bequem und gründlich eingeübt werden können.[1]) Und dies ist ja viel wert; denn je gründlicher von Anfang an die Regel eingeübt ist, desto besser. Ob freilich diese gründliche Einübung wirklich nicht an zusammenhängenden Stücken zu erreichen ist, ist eine andere Frage, der wir erst später näher treten können. Aber auch die immanente Wiederholung methodisch vorzunehmen, worauf unsere Übungsbücher bisher leider so wenig

[1]) S. in diesen Blättern Jahrg. 1903 S. 7.

achteten — einer der Hauptfehler unserer Übungsbücher — scheint zunächst bei Einzelsätzen leichter möglich als bei zusammenhängenden Stücken. Auf jeden Fall müssen wir mit den Einzelsätzen, wie sie ja die allermeisten unserer Übungsbücher aufweisen, rechnen und uns mit denselben auseinandersetzen.

Woran kranken vielfach die Einzelsätze in unseren Übungsbüchern und wie sollten sie sein?

Vor allem fehlt es bei den Einzelsätzen oft an der Klarheit der Vorstellung. Was soll sich der Schüler Klares vorstellen bei dem oben angeführten Satz: „Der Schreiber befreit durch den Brief die Königin von der Sorge"? Oder bei dem Satz: „Der Gesandte verkündigt der Königin den Sieg der Bundesgenossen"? (Biedermann a. a. O. 38, 9). Der Verfasser hat sich wohl selbst nichts Klares dabei gedacht; er wollte nichts weiter als die betreffenden Wörter in dem Satz vereinigen. Kein Wunder, wenn dann der Schüler auch nur an Wörter denkt, sich aber nichts Bestimmtes dabei vorstellt. Unklarheit des Inhalts aber erweckt Mifsbehagen und Unlust und bewirkt überhaupt Schwinden des Interesses am Inhalt. Unklare, verschwommene Sätze können auch nicht darauf rechnen, dafs sie die Klarheit des Denkens beim Schüler fördern. Zwar kann man manchmal den Schülern bei solchen Sätzen eine klare Vorstellung machen, wenn man sie dabei an bestimmte Personen und bestimmte Vorgänge erinnert; doch wäre es eben Aufgabe des Übungsbuches Sätze mit klaren Vorstellungen zu bringen; der Lehrer kann nicht damit Zeit verbrauchen. Übrigens verlohnt es sich bei der Behandlung solcher Sätze nach dem Übungsbuch, wie ich oben S. 35 des näheren ausgeführt habe, doch lieber etwas Zeit zu opfern und bei solchen Sätzen klare Vorstellungen zu erzeugen. Der Lehrer wird für die halbe Minute, die damit vergeht, reichlich entschädigt, wie die Erfahrung zeigt: infolge des Interesses haften die Wörter und Formen besser; auch tritt dann viel weniger eine Ermüdung ein, als wenn nur abstrakte Formen und Sätze unklaren Inhalts gedrillt werden. Der Fehler des Buches aber bleibt auf jeden Fall.

Auch hat es wenig Wert, wenn der Verfasser selbst bei dem Satz an etwas Bestimmtes denkt, der Schüler dies aber nicht versteht und sich deshalb nichts Klares vorstellen kann, z. B. „Neben der 3. Legion hat die 10. gekämpft" (Biedermann 261, 3). Was besagt für den Schüler der Satz: „Der Herr preist den Mut und die List des Sklaven" (Biedermann 44, 5)?

Oft aber sieht man deutlich, dafs es dem Verfasser nicht um irgend eine Tatsache zu tun ist, sondern nur um Wörter, z. B. „Die Landleute töten die Tiere des Waldes mit Pfeilen und Lanzen" (Biedermann 25, 10). Der blofsen Zusammenstellung von Wörtern verdankt auch der wunderliche Satz in Pistners griechischem Übungsbuch (1. Teil 3. Aufl. K. 10, 6) sein Dasein: *Ὦ νεανία καὶ μαθητά, ὦ δέσποτα καὶ οἰκέτα, ὦ πολῖτα καὶ στρατιῶτα, ὦ Σπαρτιᾶτα καὶ Πέρσα, φεύγετε τὰς ἡδονάς!* Ebenso der Satz im folgenden Kapitel (11, 8): *Ὦ νεανίαι καὶ μαθηταί, ὦ πολῖται καὶ προστάται, τῇ δόξῃ δουλεύετε.*

Nicht klar an den Inhalt, sondern nur an die Wörter ist auch bei dem Satz gedacht: *Θαυμάζετε τὴν τῶν δικαστῶν δικαιοσύνην* (K. 11, 3). Denn mit Recht antworten die Schüler, wenn man sie über den Inhalt dieses Satzes fragt: „Daſs Richter gerecht sind, ist nicht etwas Auſserordentliches, das man bewundert, sondern etwas Selbstverständliches."

Mehr schon kann man sich Sätze gefallen lassen wie: „Der Vater geht mit den Söhnen und Töchtern im Garten spazieren" (B. 263, 4). „Die Tauben fliegen aus dem Wald in das Feld" (263, 5). „In dem goldenen Becher ist roter Wein" (266, 1). „Die Königin gibt dem Schreiber Geld" (17, 3). „Der Landmann schenkt der Frau eine Taube" (17, 4). Hier vermag sich der Schüler doch wenigstens leicht etwas Bestimmtes vorzustellen. Freilich sind auch dies keine Mustersätze und wir würden solche Sätze, wenn sie unsere Schüler in einer deutschen Aufgabe, etwa zur Einübung grammatischer Regeln, bilden würden, wegen ihres nichtssagenden Inhalts nicht dulden. Und eine Anforderung, die wir an Schüler stellen, sollten billigerweise auch Verfasser von Übungsbüchern erfüllen. Diese Sätze sind deshalb nicht viel wert, weil sie eine Aussage enthalten, die nur unter gewissen Umständen zutrifft, deren Inhalt aber nicht zwingend ist. Es ist in ihnen nicht ein abgeschlossener Gedanke niedergelegt, so daſs man sich durch die Aussage befriedigt fühlen könnte. In einem bestimmten Zusammenhang können ja diese Sätze einen passenden Sinn haben; aber ohne solchen Zusammenhang haben sie keine Berechtigung. Es ist für ihre Zusammensetzung kein anderer Grund ersichtlich, als daſs in ihnen gewisse Wörter und Formen vorkommen; ihr Inhalt ist gleichgültig. Dieses Gefühl erhält auch der Schüler. Dies erzeugt aber Interesselosigkeit gegenüber dem Inhalt und bei öfterer Wiederkehr Gedankenlosigkeit — und dies ist es, wogegen wir ankämpfen.

Wenn man Einzelsätze über das alltägliche Leben bieten will, so müssen sie, wenn sie auch noch so einfach sind, doch einen in sich abgeschlossenen Gedanken enthalten. Weil es scheinen kann, als ob diese Anforderung besonders beim Stoff der 1. Klasse schwer zu erfüllen sei, so will ich einige Sätze aus diesem Gebiete bringen, damit ich zeige, wie ich mir solche Sätze denke: Gallus est superbus. Canis est fidus. Canis dominum comitatur. Canis custos domus est. Asinus est bestia pigra. Apis est sedula. Apis hominibus mel dulce donat. Vacca nobis lacte et carne prodest. Felis murem captat. Colla ciconiarum sunt longa et tenuia. Fons est clarus. Culter est acutus. Hieme in terra nix alba est. In cacuminibus altissimis etiam aestate nix est. In sinistra parte corporis est cor. Lignum est durum, lapis est durior, ferrum est durissimum. Aurum est metallum pretiosum. Agricola segete laeta delectatur. Viator fessus somno recreatur. Diebus festis non laboramus.

Freilich können solche Sätze, die auf Geratewohl gebracht sind, weiter keinen Wert beanspruchen, weil es darauf ankommt, wie sie in das Ganze eingebaut sind. Doch suchte ich abgeschlossene Gedanken mit klarem Inhalt zu geben. Wichtig ist dabei, daſs alle Satzteile eng zusammengehören, so daſs ein einheitliches Ganze entsteht, das

fest zusammenhält. Dafs es bei den Einzelsätzen sehr wünschenswert ist, dafs das Prädikat ein charakteristisches Merkmal enthält, hat auch Mülder[1]) richtig erkannt. Treffend sagt er: „Ding und Merkmal müssen sich gegenseitig zur Stütze dienen können". Aber die innige Zusammengehörigkeit ist bei allen Satzgliedern wünschenswert, ja nach unserer Ansicht notwendig: alle Satzglieder müssen derart eine in sich geschlossene Einheit bilden, dafs das eine Wort das andere nahelegt. In zusammenhängender Rede ist dies, eben infolge des Zusammenhangs, auch der Fall; wenn aber Einzelsätze nicht in dieser Weise in sich abgeschlossen sind, dann sind sie wie etwas aus dem Zusammenhang Gerissenes nicht ganz verständlich, was bei den oben genannten Sätzen aus Biedermann der Fall ist. Bei der von uns geforderten engen Verknüpfung der Satzteile ist es auch möglich, dafs wenn in solchen Sätzen das eine oder andere Wort neu und unbekannt ist, dieses durch den ganzen Zusammenhang nahegelegt wird. Dies ist ja der gewöhnliche Weg, wie wir die Bedeutung der Wörter und Formen in unsrer Muttersprache kennen lernen. Wenn ich es also in den Ausführungen zur Methode des lateinischen Unterrichts[2]) aus anderen Gründen didaktischer Natur für sehr zweckmäfsig hielt, dafs bei der Darbietung lateinischer Sätze diese so gebaut seien, dafs der Schüler die Bedeutung des neuen Wortes leicht finden könne, so tritt uns jetzt diese Forderung von einem höheren Gesichtspunkt entgegen. Auch wird in solchen Sätzen, wie die Erfahrung zeigt, die Einprägung neuer Wörter und Formen in hohem Grad erleichtert. Es sind hier für das Gedächtnis mehrere Stützen auf einmal geboten; die Worte haben eine Anlehnung an dem klaren Inhalt; auch ist die Assoziation, die sich ja immer zwischen den Wörtern im Satz bildet, eine viel wirksamere, als wenn die Wörter lose auseinanderfallen. Alles hält besser zusammen, weil eben alles ein einheitliches Ganze bildet. Und ein einheitlicher Gedanke ist leichter festzuhalten, strengt den Geist weniger an als eine Mehrheit von Gedanken, die lose miteinander zusammenhängen. Auch prägt sich die Bedeutung des neuen Wortes deswegen so tief ein, weil sie gleichsam aus dem Satz herauswächst. Es ist hier kein äufserliches Aneinanderreihen von Wortlaut und Bedeutung wie sonst, wenn neben das lateinische Wort einfach die deutsche Bedeutung gesetzt wird, wo dann die Assoziation von Wortlaut und Bedeutung eine träge ist. Hier, wo alle Satzteile zusammenwirken, macht sich bei dem neuen Worte die Vorstellung mit Energie geltend. Auch ist es sehr wichtig, dafs sich hier sofort beim ersten Hören des Wortes die Bedeutung einstellt. Der Wortlaut ist gleichsam etwas Leeres, das sofort beim Auftreten eine Ausfüllung heischt. Und womit der Laut von Anfang an ausgefüllt wurde, dieser Inhalt setzt sich fest und verwächst im Augenblick innig mit ihm. Es tritt auf diese Weise eine innige Verschmelzung von Laut und Bedeutung ein: sobald später der Schüler das Wort hört, wird

[1]) Lehrpr. u. Lehrg. 1895 S. 81.
[2]) In diesen Blättern Jahrg. 1901 S. 18 f.

die damit verknüpfte Vorstellung auftauchen; und umgekehrt wird die auftretende Vorstellung im Bedarfsfalle sofort das Wort wecken. Je rascher aber die Bedeutung eines Wortes ins Bewufstsein tritt, desto klarer wird man auch an den Inhalt denken, weil so im Satze alles leicht zusammenwirkt. Wie viel gerade auf die erste Erfassung des Wortes ankommt, sieht man recht deutlich daraus, dafs wenn einer zufällig ein Wort bei seiner ersten Begegnung falsch auffafst, diese falsche Auffassung sich so fest daran heftet, dafs sie lange Zeit immer wieder auftaucht, selbst nachdem sie korrigiert worden: sie ist eben mit dem Laut zu einer Einheit verwachsen; wir werden diese falsche Assoziation nicht los. Je besser aber ein Satz in sich geschlossen ist, so dafs alles einzelne darin durch den ganzen Gedanken bestimmt ist, desto weniger leicht wird sich hier eine falsche Auffassung einstellen. Auf jeden Fall sind hier falsche Auffassungen nicht so leicht möglich wie beim mechanischen Einprägen von Wortlaut und Bedeutung, wie wir solche oben andeuteten, wenn z. B. onus und vitium Last und Laster, ovis und somnus Schaf und Schlaf, simul und statim zugleich und sogleich verwechselt werden; der Schüler denkt hier beim deutschen Wort nicht klar an den Inhalt, noch viel weniger beim lateinischen; und so ist nur der Klang des Wortes im Gedächtnis, nicht die Bedeutung.

Wenn Sätze, die in dieser Weise gebaut sind, mit einem neuen Wort, einer neuen Form geboten werden, so ist damit auch folgender Vorteil verbunden. Der Schüler, der in einer Reihe von bekannten Wörtern eine neue Form hört, stöfst damit gleichsam auf einen Widerstand und er richtet unwillkürlich seine Aufmerksamkeit besonders auf diese Form; er fafst also dieselbe scharf ins Auge. Schon dies ist viel wert. Aber um die unbekannte Gröfse zu ermitteln, sucht der Geist sofort nicht nur mittels des Zusammenhangs den Sinn zu gewinnen, sondern er setzt unwillkürlich auch sonst alle Hebel in Bewegung um Klarheit zu erreichen: er sucht sofort nach Anlehnungspunkten, er bringt das neue Wort mit solchen in Verbindung, an die es anklingt, z. B. wenn im Satze: Omnes cives regem iustum amant das Wort regem neu ist, so tastet das Gefühl nach ähnlichen bekannten Wörtern wie regina, regnum, regno. Es sind also solche Sätze auch ein gutes Mittel die Schüler zum Aufsuchen des etymologischen Zusammenhangs des neuen Worts zu veranlassen, wodurch auch ein festeres Haften des Wortes bewirkt wird, selbst wenn der richtige etymologische Zusammenhang nicht gefunden werden sollte. All dies geht aber in der Regel so schnell und in so inniger Verbindung miteinander vor sich, dafs diese Bemühungen des Geistes kaum zum Bewufstsein kommen. Denn wir sind ja diese Operationen von unsrer Muttersprache her gewöhnt, wo wir uns ja über die meisten Wörter auf diesem Wege allmählich Klarheit verschaffen. Es liegt aber in diesen rasch und meistens unbewufst vor sich gehenden Operationen eine ausgezeichnete Schulung des Geistes: die Findungsgabe und der Spürsinn, die so wichtig für das Leben sind, werden dadurch fortwährend entwickelt. Dafs diese Kräfte besonders dann eine Steigerung

erfahren und zu neuer Betätigung angeregt werden, wenn das Suchen wirklich durch das Finden des Richtigen gelohnt wird, liegt auf der Hand. Dafs das auf diesem Wege Gefundene mit besonderem Interesse verknüpft ist und sich tief einprägt, ist ebenfalls klar. So finden sich denn genug Gründe für die Erscheinung, die wir in der Schule beobachtet haben, dafs solche Sätze bei den Schülern so freudige Aufnahme finden und dafs das in ihnen Gebotene so leicht und so fest haftet.

Sind aber solche Sätze mit abgeschlossenem Inhalt nicht etwas Gekünsteltes, Unnatürliches? Geben wirklich in der Sprache, so wie sie gewöhnlich gesprochen wird, die Sätze in sich abgeschlossene Gedanken wieder? Freilich; es kommt eben die Situation, der Zusammenhang dazu, wodurch der Gedanke abgeschlossen wird; z. B. wenn ich einen Vater mit seinem Sohn im Garten spazieren gehen sehe und ich sage: „Der Vater geht mit dem Sohn im Garten spazieren", so ist dies ein abgeschlossener Gedanke mit festem Gehalt. Es ist ein bestimmter Garten, es sind bestimmte Persönlichkeiten, kurz, alles ist durch die Situation festgelegt, während der oben ohne Zusammenhang angeführte Satz: „Der Vater geht mit den Söhnen und Töchtern im Garten spazieren" nach jeder Seite offen ist, deshalb in seiner vagen Unbestimmtheit unbefriedigt läfst. Erst durch den Zusammenhang, in den sich die Worte einfügen, gewinnen sie bestimmten Gehalt und ihre Bedeutung wird verständlich und klar. So kommt es, dafs es möglich ist eine Sprache von jemand zu lernen auch ohne die Zuhilfenahme einer anderen Sprache, die uns schon bekannt ist. Die Situation, der Zusammenhang, gegebenfalls durch den Gesichtsausdruck und eine Handbewegung unterstützt, macht uns die Worte verständlich und oft viel besser als die Wörter einer zweiten uns bekannten Sprache, die nur zu oft Mifsverständnisse und schiefe Auffassungen in die Worte der fremden Sprache hineinbringen. Jede Sprache will eben für sich aufgefafst und verstanden sein.

Die oben S. 480 aufgeführten lateinischen Einzelsätze waren nur deshalb in sich abgeschlossen, weil sie eine allgemein giltige Aussage enthielten, was bei den S. 479 gebrachten deutschen Einzelsätzen nicht der Fall war. Einen allgemeinen Inhalt haben auch die Sprichwörter, welche sich, wenn sie leicht verständlich sind, recht wohl eignen. Sonstige allgemeine Sätze philosophischen und moralischen Inhalts sind weniger zweckmäfsig; die Jugend liebt nicht die Reflexion. Auf jeden Fall müssen sie leicht verständlich sein und nicht erst der Erklärung bedürfen, wie z. B. bei Röckl Kap. 113, 9; nicht richtig ist auch daselbst der Satz 6 in Kap. 105. Für Kinder, die lieber und leichter in Sätzen konkreten Inhalts denken, werden sich bei der Spracherlernung zunächst nur Sätze konkreten Inhalts eignen. Richtig sagt Schmidkunz:[1]) „Wer auf Kinder unterrichtlich einwirken will, für den gilt als vornehmstes und gröfstes Gebot, in welchem das ganze didaktische Gesetz hanget, immer einfach und konkret zu sein." Für die Spracherlernung ist es überhaupt das Natürliche mit Konkretem

[1]) Lehrpr. u. Lehrg. 1900 S. 9.

zu beginnen. Auch in der ersten Lateinklasse wird man in den Anfangsstunden Sätze konkreten Inhalts wählen, so daſs der Inhalt der Worte durch die lebendige Anschauung unterstützt wird. Wenn ich mit Hinweis auf die Schultafel den Satz spreche: Tabula est longa und auch den Begriff, der in longa liegt, durch eine Handbewegung veranschauliche, so wird der Satz verstanden und zwar durch sich selbst, und dies ist mehr wert, als wenn er erst mit Zuhilfenahme der Muttersprache verständlich gemacht werden muſs.[1]) Wenn die Sache, der Inhalt selbst spricht, dann ist nicht so leicht zu befürchten, daſs der Schüler Wörter lernt ohne klaren Inhalt; ein leeres Nachsprechen ist dann nicht wohl anzunehmen. Und konkret soll der Sprachunterricht so lange sein als möglich und von dem Mittel der Anschauung, vor allem der sinnlichen, sollte, wo nur immer leicht möglich, Gebrauch gemacht werden. Wo der Inhalt selbst nicht eine klare Anschauung zu geben vermag, sind auch Zeichnungen vorteilhaft; deshalb ist die Einrichtung in Gurlitts Fibel als zweckmäſsig zu begrüſsen.[2]) Was Gurlitt[3]) in dieser Beziehung begründend darlegt, ist sehr richtig, und es ist fast unverständlich, wie man sich gegen solche klare Wahrheiten verschlieſsen kann. Bei Sätzen geographischen Inhalts, z. B. „Isara est rapidus. Monachium ad Isaram situm est. Rhenus, Visurgis, Albis sunt amnes Germaniae. Roma, caput Italiae, ad Tiberim sita est" wird man nicht versäumen, die Karte zu Hilfe zu ziehen. Natürlich darf man nicht so weit gehen, daſs man alles und jedes zur Anschauung bringen will; aber es läſst sich viel mehr, als man zunächst denkt, mit den einfachsten Mitteln anschaulich machen und man wird leicht darauf verfallen, wenn man nur von dem Streben nach Anschaulichkeit beseelt ist.[4])

Freilich werden später auch abstrakte Begriffe gebracht werden müssen. Aber unsere Üungsbücher fehlen darin, daſs sie zum Teil gleich mit abstrakten Begriffen beginnen. Namentlich fand ich dies im Griechischen. Freilich hängt dieser Fehler damit zusammen, daſs man mit der sogenannten ersten Deklination, den Substantiven auf η und α beginnt — eine Einrichtung, gegen die verschiedene Gründe sprechen.[5]) Doch selbst wenn hier Substantiva konkreten Inhalts, wie πηγή, ῥίζα vorkommen, so werden sie von den vielen Abstrakta in Mitleidenschaft gezogen und treten z. B. im Übungsbuch von Pistner in den Sätzen in übertragener abstrakter Bedeutung auf, wie ἡ ἀρετὴ τῆς εἰρήνης

[1]) Deshalb wird auch in Frankreich durch die Reform von 1902 verlangt, daſs das Wort gelehrt werde unter Anschauung des Gegenstandes und möglichst seltener Benützung der Muttersprache.

[2]) Mit Unrecht verwerfen manche, z. B. Reinhardt (Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1901 S. 274) die Bilder in den Grammatikstunden ebenso wie illustrierte Schulbücher.

[3]) In den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik 1902 S. 185 ff.

[4]) Über die Mittel das Unsinnliche durch die Sprache anschaulich zu gestalten, spricht Münch, Geist des Lehramts, Berlin 1903, S. 407. Vgl. auch Matthias, Praktische Pädagogik S. 34 ff., S. 39 ff.

[5]) Einige dieser Gründe streift G. Ammon in diesen Blättern, 1904 S. 310 unten.

πηγή ἐστιν (Kap. 1,1), *τὴν ἀρετὴν τῆς τιμῆς πηγὴν νομίζομεν* (1,10), ähnlich in Kap. 8: 1, 15, 17.

Von vornherein glaubt man wohl, dafs dies in der 4. Klasse, wo die Schüler doch schon mehr ans abstrakte Denken gewöhnt sind, nicht viel schade. Aber die Erfahrung lehrt anders. Diese Einrichtung ist deswegen so schädlich, weil durch die Abstrakta, deren Bedeutung etwas verschwommen ist, die Schüler gerade von Anfang an zu leicht gewöhnt werden bei den Wörtern der fremden Sprache sich nicht etwas Klares, Bestimmtes vorzustellen und leere Wörter und Sätze zu sprechen. Besonders nahe liegt die Gefahr dann, wenn dieselben allgemeinen Gedanken immer wiederkehren und z. B. namentlich die verschiedenen Tugenden (*ἀρετή, καλοκἀγαθία, σωφροσύνη, δικαιοσύνη, ἀλήθεια, ἀνδρεία, ἐγκράτεια, εὐσέβεια, ὁμόνοια, φιλοπονία*) angepriesen und die Laster verurteilt werden (*κακία, ἀδικία, ἀκράτεια, ἀσέβεια*).

Es braucht dann nicht wunder zu nehmen, wenn Interesselosigkeit gegenüber dem Inhalt Platz greift; und zu leicht kann sich diese Angewöhnung schlimmster Art auch auf später übertragen. Deswegen mufs auch in diesem Punkte in den Übungsbüchern Wandel geschaffen werden: es darf nicht mit Abstrakta begonnen werden. Ein anderer Nachteil, den diese Einrichtung im Gefolge hat, ist der, dafs sich die Abstrakta, bei denen die Schüler sich nichts Klares vorstellen, mit ihrer Bedeutung sehr schwer einprägen und leicht verwechselt werden. Gerade im Anfang aber sollte den Schülern alles möglichst leicht gemacht werden, da sich ja ohnedies genug Schwierigkeiten einstellen; sonst verlieren besonders schwache Schüler leicht den Mut. Es ist auch nur natürlich, dafs man die Sprache nicht mit Abstrakta beginnt, sondern mit Konkreta; aus diesen sind ja jene erst entstanden.

Ein anderer Fehler wird dadurch gemacht, dafs die Sätze mit den abstrakten Begriffen für die Schüler ganz unklar sind. Was denkt sich wohl ein Schüler der 1. Klasse bei dem Satz: „Törichte Begierden sind blind und den Menschen verderblich" (Biederm. 111,1) oder bei dem Satz: „Cupiditates morbi animi sunt" (110,1)? Er stellt sich entweder etwas Falsches darunter vor oder, was für die geistige Entwicklung noch schlimmer ist, er denkt sich gar nichts dabei.[1]) Gerade bei abstrakten Begriffen, wie cupiditas, vitium, spes, metus, fides, virtus, auxilium mufs das Übungsbuch recht auf klare Sätze bedacht sein, damit die Schüler über diese Begriffe selbst Klarheit gewinnen. Ich denke mir solche Sätze etwa so: Ira, odium, invidia sunt cupiditates. Avaritia est vitium turpe. In rebus adversis homines spe meliorum temporum se consolantur. Discipulus sedulus praemium sperat; puer, qui piger fuit, metu poenae vexatur. Canum fidem admiramur. Fides, pietas, probitas sunt virtutes. Auxilio medicorum multi homines aegri sanantur.

Allgemeine Begriffe werden zweckmäfsig durch speziellere klar gemacht, z. B. bonus in dem Sätzchen: puella bona est sedula,

[1]) Richtig äufsert sich hierüber auch Klügel, Der lat. Unterricht in Sexta, Progr. Blankenburg 1884, S. 11.

pia, modesta; magnus in dem Satze: Tabula est magna; nam longa et lata est; decus in den Sätzchen: statuae sunt decora urbis. Pulchra imago est decus conclavis. Tempus wird in dem Sätzchen klar: Ver est tempus anni pulchrum.

Bei Wörtern, die neben der eigentlichen Bedeutung auch eine bildliche aufweisen, ist als das Natürliche zu erstreben, dafs zuerst die eigentliche Bedeutung geboten wird, worauf auch Otto Perthes[1]) mit Recht Gewicht legt. Wenn zuvor die eigentliche Bedeutung aufgetreten ist, dann erkennt der Schüler leicht die bildliche, z. B. uva bona; puella bona. Mel est dulce; verba matris sunt dulcia. Animus est immortalis; nomina virorum clarorum sunt immortalia. Er findet das Bild von selbst im Zusammenhang und es freut ihn das in der Sprache gebrauchte Bild zu erkennen. Es hat seinen eigenen Reiz die vielen Bilder in der Sprache zu schauen und dem wunderbaren Wirken des Sprachgeistes nachzugehen: richtig dargeboten können die Bilder sofort in die Augen springen.

Bei Einzelsätzen können nun leicht die eigentliche und die bildliche Bedeutung in der zweckmäfsigen Aufeinanderfolge vorgeführt werden, weniger jedoch bei zusammenhängenden Stücken. Aber wenn in dieser der Zusammenhang derart ist, dafs zuerst die bildliche Bedeutung des Wortes auftritt, dann wird es gut sein in darauffolgenden Einzelsätzen das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung zu zeigen. Wenn z. B., um einen von Perthes angezogenen Fall zu betrachten, zuerst bei Schilderung einer Schlacht das Wort cano neu aufgetreten ist in dem Satze: „Tubae cecinerunt“, dann kann dieses Verbum in Sätzchen, die sich an das zusammenhängende Stück anschliefsen, erläutert werden, wie: Homines laeti canunt. Multae aves, velut luscinia, alauda, canunt. Gallus canit. Unter Umständen auch: Homines tibiis, fidibus, cithara canunt. So erhält der Schüler in einigen kurzen Sätzchen einen Begriff von dem Umfang und Inhalt des Wortes canere. Dafs das deutsche „singen“ nur halb entspricht, erkennt er dann auch; so kann durch derartige Sätzchen dem Schüler schon bald das Auge dafür geöffnet werden, — es schadet durchaus nicht, wenn dies so früh geschieht, sondern ist nur vorteilhaft — wie wenig sich die Wörter der verschiedenen Sprachen decken und wie jede Sprache ihre Begriffe in eigener Weise bildet.

Recht konkrete, anschauliche Sätze müssen besonders bei der Darbietung solcher Wortarten, die ihrem Wesen nach sehr abstrakt sind, wie die Pronomina, angestrebt werden, damit der Schüler von Anfang an Klarheit über das Wesen und die Bedeutung der einzelnen Wörter erhält und damit nicht infolge der Unklarheit darüber Verwechslungen auf Verwechslungen entstehen, die schliefslich im Kopfe des Schülers ein unentwirrbares Knäuel bewirken, in das so schwer Ordnung zu bringen ist, weil die einmal verwechselten Wörter immer wieder mit einander zusammenfliefsen. Ich brauche keine Beispiele von den Pronomina anzuführen; sie sind uns

[1]) Jahresbericht von Bielefeld 1901 S. 4.

Schulmännern zu bekannt. Vielfach sind an diesem Mifsstand wohl unsere Übungsbücher schuld. Wenn hier Sätze geboten werden wie: „Jener Hannibal hat den Römern viel geschadet" (Biedermann 284, 1), was auch gar nicht deutsch ist, oder: „Die Fröste dieser Nächte sind jenen Saaten (statt: „Staaten", wie ich in der 8. Aufl. lese) verderblich gewesen" (284, 7), so ist begreiflich, dafs der Schüler sich bei diesen Pronomina nichts denkt und kein richtiges Gefühl für die Bedeutung derselben erhält. Es braucht dann nicht wunder zu nehmen, wenn selbst solche Pronomina wie „jener" und „jeder" verwechselt werden. Wenn dagegen der Lehrer Sätze gibt wie: „Quot discipuli sunt in hac classe?" „Qualis est color horum parietum?" wobei er mit einer Handbewegung das anzeigt, was er meint, oder wenn er einen Satz bietet wie: Huius discipuli industria maior est quam illius und dabei auf solche Schüler hinweist, für welche die beiden Pronomina am Platze sind, dann kann der Schüler Klarheit über diese Pronomina gewinnen.

Besonders mufs in dieser Hinsicht auch auf die Pronominaladverbien, wie hic, huc, hinc, inde, unde etc. geachtet werden, bei denen sich gleichfalls so viele Verwechslungen einstellen, wenn sie nicht von Anfang an in klaren konkreten Sätzen geboten werden. Aber auch bei den Präpositionen ist recht auf Anschaulichkeit der Sätze zu sehen, damit die Schüler nicht leere Wörter gebrauchen. Durch solche sinnlose Sätze wie: „Diesseit des Sees nahe bei dem Hügel haben die frommen Bewohner Gott einen Tempel gebaut," (Biedermann 261, 4) oder: „Jenseit des Flusses standen drei Legionen in Schlachtordnung, diesseit des Flusses kämpften zwei Legionen gegen den kleineren Teil der Feinde" (268,1) werden die Schüler zum Gebrauch leerer Wörter erzogen; braucht es dann zu wundern, wenn cis und trans, die doch in ihrer Bedeutung einander entgegengesetzt sind, mit einander verwechselt werden? Wie leicht können hier treffende konkrete Sätze gegeben werden, in denen die Bedeutung der Präposition recht klar zum Bewufstsein kommt! Quod flumen per urbem nostram manat? Es folgt je nach der Örtlichkeit die Antwort: Isara, Danuvius, Moenus per urbam nostram manat. An einem Münchener Gymnasium wird man weiterfahren: Citra Isaram domus regia, theatrum regium, quinque gymnasia sunt; trans Isaram Maximilianeum est. — Qui pons supra urbem, qui pons infra urbem est? Die Antwort hierauf zeigt die Bedeutung der beiden Präpositionen klar. Das Übungsbuch kann auf die Bildung solcher Sätze wenigstens hinweisen.

Bei einer anderen Art von Wörtern wird auch viel durch inhaltslose, leere Sätze gesündigt, bei den Numeralia. Hier werden schale Sätze gereicht wie: „In nido gallinae sunt tria ova". „Lupus tres agnos laceravit" (Biederm.) u. ä. Und doch können auch hier recht wohl Sätze mit einem wirklichen Inhalt geboten werden: Homini sunt duo oculi, duae aures, unus nasus, unum os, una lingua, duo bracchia, duae manus. In manu sunt quinque digiti. In duabus manibus sunt decem digiti. In ore hominis sunt triginta duo dentes. Homini

sunt duo pedes, equo sunt quattuor pedes. Und so können über diese Wortart aus dem Gebiet der Naturkunde viele Sätze gegeben werden, deren Inhalt die Schüler interessiert, indem sie z. B. erfahren, wieviel Füfse, wieviel Klauen, wieviel Zähne einzelne Tiere haben. Auch aus der Botanik und Mineralogie werden die Schüler gerne von gewissen Zahlenverhältnissen hören. Natürlich darf hier nicht durch ein Übermafs das Interesse erstickt werden. Aber auch sonst können über die Numeralia genug Sätze aus dem Leben geboten werden, die einen bestimmten Inhalt haben. Z. B. aus der Zeiteinteilung: Dies constat ex viginti quattuor horis. Septem dies vocantur hebdomas. Annus constat ex trecentis sexaginta quinque diebus seu quinquaginta duabus hebdomadibus et uno die. Sunt duodecim menses: primus mensis est Januarius. Januarius ex uno et triginta diebus constat. Secundus mensis est ... Sunt quattuor anni tempora: primum est ver, secundum ... etc. Aus der Schule: In urbe nostra sunt quinque gymnasia. In gymnasio nostro hoc anno sunt ... discipuli etc. In gymnasio sunt novem classes. Quot discipuli sunt in classe nostra? Quot discipuli hodie absunt? Aus der Grammatik: In lingua Latina sunt sex casus nominum. Primus casus est nominativus, secundus ... In lingua Latina sunt litterae viginti tres; nam k et w desunt. Ex quot syllabis haec nomina constant: viola, maior etc. etc. So können, wie man aus diesen Andeutungen sieht, auch mit den Numeralia genug Sätze mit einem vernünftigen Inhalt zur Darbietung und Einübung dieser Wörter geboten werden. Besser auch als Sätze, wie man sie bei Biedermann findet, sind kleine Rechnungsbeispiele, z. B. Quot discipuli sunt tredecim et quindecim? Worauf der Schüler lateinisch antwortet. Auch bei diesen Sätzchen denkt der Schüler mehr als dort; doch müssen es leichte Rechnungsbeispiele sein, damit nicht auch durch das Rechnen selbst Zeit und Kraft verbraucht wird.

Wir betonten bisher bei Einzelsätzen die Forderung, dafs ihr Inhalt etwas Abgeschlossenes, nicht aus dem Zusammenhang Gerissenes darstelle, dafs er vernünftig und klar sei. Noch mehr an Klarheit gewinnt aber der Inhalt eines Satzes, noch besser in sich geschlossen wird dieser, wenn der Gegensatz hinzutritt: Tabula est nigra, creta est alba. Vacca est magna, vitulus est parvus. Equus est pulcher, camelus est foedus. Gladius est longus, culter est brevis. Rivus est angustus, fluvius est latus. Uva matura est dulcis, uva immatura est acerba. Corpus hominis est mortale, animus est immortalis. Puer sanus est alacer, puer aeger est tristis. Dominus imperat, famulus paret. Milites bellum, cives pacem amant. Latrones tenebras amant, lucem vitant. In flumine naves parvae, im mari naves magnae sunt. Hieme saepe frigore laboramus, aestate saepe aestus nobis molestus est. Hieme dies sunt breves, noctes sunt longae etc. Durch den Gegensatz tritt alles einzelne im Satz schärfer ins Bewufstsein, es wird durch sein Gegenteil in helleres Licht gesetzt. In solchen Sätzen stellt sich die Bedeutung neuer unbekannter Wörter klar und unzweideutig von selbst ein: alles bildet ein so inniges Ganze, dafs der eine Teil den andern bedingt. Dafs die Schüler solchen klaren

Sätzen ein ganz besonderes Interesse entgegenbringen und besondere Befriedigung dabei empfinden, braucht kaum versichert zu werden, ebenso, dafs sich solche Sätze, wenn sie auch länger sind, ungemein leicht einprägen: der Inhalt ergibt sich, sobald das eine Wort bekannt ist, leicht von selbst.

Aber Sätze können auch auf andere Weise in sich festgeschlossen sein, so dafs alle Teile eng zusammenhängen, z. B. wenn der eine Teil *die Begründung* des andern enthält: Rana muscam devorat; nam rana est magna, musca est parva. Ciconia ranam devorat; nam ciconia est magna, rana est parva. — Puella bona est laeta; nam parentes et magistri omnesque homines eam amant. — Ferrum utilissimum omnium metallorum est; nam ex ferro constant multa instrumenta nostra.

Auch *Schlufssätze* sind hiezu gut geeignet: Aquila est robusta, columba est infirma; itaque columba est praeda aquilae. — Bavaria patria nostra est; nam nos Bavari sumus. Germania patria nostra est; nam nos Germani sumus. Itaque et Bavariam et Germaniam patriam nostram vocamus. (Unter Umständen kann hier den Schülern auch noch eine Bedeutung von patria gezeigt werden mit dem Sätzchen: Monachium est patria nostra.) — Luna est stella. Luna est rotunda. Stellae sunt rotundae. Terra est stella. Terra igitur est rotunda. — Qui rebus suis contentus non est, non est beatus. Homines divites non semper rebus suis sunt contenti; itaque homines divites non semper beati sunt. Homo avarus non est rebus suis contentus; homo avarus igitur non est beatus. Das wiederholte Vorkommen von Wörtern ist kein Fehler, sondern ist zu erstreben, weil dadurch dieselben geläufiger werden. Nur mufs der Inhalt immer etwas variiert sein, damit nicht mechanisches Hersagen eintritt.

Wie durch alle Arten der vorangehenden Sätze *klares Denken* erzielt wird, so kann insbesondere durch die letzte Art von Sätzen auf logisches Denken hingearbeitet werden. Denn logisch denken lernen wir nicht sowohl dadurch, dafs wir Logik studieren, als vielmehr dadurch, dafs wir scharfes Denken in vielen einzelnen Fällen betätigen und die Lehren der Logik anwenden.

Die Einzelsätze, die wir bis jetzt aus den Übungsbüchern besprachen und denen gegenüber wir etwas Besseres aufzustellen suchten, waren dem alltäglichen Leben entnommen. Aber *die Sätze können auch der Sage und Geschichte entnommen* sein und hier ist es allem Anschein nach leichter einen gediegenen Inhalt zu bieten. Dies haben die Verfasser verschiedener Übungsbücher erkannt und deshalb ihren Übungsstoff zu den Sätzen diesen Gebieten entnommen. Aber sie sind dabei in einen Fehler verfallen, der noch schwerer ist als derjenige, der mit wenig besagenden Sätzen begangen wird: sie geben *Sätze aus der Sage und Geschichte, die dem Schüler, weil aus einem ihm unbekannten Zusammenhang gerissen, unverständlich sind.* Es ist hier gegen eine Hauptregel aller Didaktik gesündigt: es fehlt die Anknüpfung an Bekanntes. Und doch begegnet man diesem Fehler in den Übungsbüchern auf Schritt und Tritt: der

tiefere Grund liegt wieder darin, dafs man beim Übungsstoff eben die Beachtung des Inhalts durch die Schüler und deshalb auch das Verständnis desselben nicht für notwendig hält. Wenn in der 1. und 2. Klasse so viele Sätze aus der Sage und Geschichte der Griechen und Römer geboten werden, wo doch den allermeisten Schülern die Vorkenntnisse dazu ganz und gar mangeln, so ist dies eine nicht zu billigende Einrichtung.

Besonders zu verurteilen ist es, wenn dem Schüler in einem Satz gleich mehrere unbekannte Gröfsen auf einmal geboten werden, z. B.: „Dem Mucius wurde der Beiname Scävola gegeben, weil seine rechte Hand vom Feuer versengt worden war" (Röckl-Köbert, Lat. Übungsbuch für die 2. Klasse. 6. Aufl. Kap. 127, 1). Gerade der geschichtliche Name, der den Schülern nicht weiter bekannt ist, mufs sie abstofsen, weil sie mit demselben nichts anzufangen wissen. In dem gesund denkenden Schüler entsteht ein unangenehmes Gefühl; er fragt sich: „Wer ist denn dieser Mucius?" Da er noch dazu nicht weifs, was Scaevola bedeutet, so ist für ihn der ganze Satz unverständlich; es sind für ihn leere Wörter. Solche Sätze sind wiederum, wie wir dies schon oft beklagen mufsten, so recht geeignet die Gedankenlosigkeit grofszuziehen. Denn wenn solche Sätze öfter wiederkehren, gewöhnt sich der Schüler daran überhaupt nichts dabei zu denken.

Es leuchtet ein, dafs obiger Satz schon klarer und dem Verständnis des Schülers näher gebracht wird, wenn er so lautet: „Dem Mucius wurde der Beiname Linkhand gegeben, weil" etc. Es erhellt aber, dafs der Schüler für den Satz ein ganz anderes Interesse gewinnt, wenn er hört, dafs dieser Mann bei dem Versuch den seine Vaterstadt belagernden König zu töten betroffen wurde, und wenn er die näheren Umstände erfährt. Jetzt verbindet er mit dem Satz klare Vorstellungen. Auch hier soll man, wenn das Buch solche Sätze bietet und man sie doch im Unterricht nehmen will, den Zeitverlust nicht scheuen und kurz das Nähere dazu angeben, damit der Schüler den Satz versteht. Das Einpauken leerer Sprachformen ermüdet auch zu sehr; in solchen Erklärungen aber liegt für die Schüler eine Erquickung und Erholung.

Doch sollte das Übungsbuch eben so gehalten sein, dafs der Lehrer nicht erst den Inhalt des Satzes zu erklären braucht. Denn Zeit vergeht doch damit, zumal wenn solche Sätze oft wiederkehren. Ist ja in dem genannten Übungsbuch gleich der nächste Satz (127, 2) ähnlich. Auch beim 3. Satz müfste der Name Kreta erklärt werden. Und auch sonst enthält das Buch viele solche für die Schüler ganz oder teilweise unverständliche Sätze, z. B. Kap. 92, 6, 7; 93, 1, 2, 3.

Aber auch in dem Buch der 1. Klasse von Biedermann treten schon sehr bald solche Sätze auf; so wird z. B. im Kap. 64 (8) der Satz gereicht: „Du liebst, o Alexander, die Märchen des blinden Dichters" für den Schüler ein doch recht wunderlicher Satz, bei dem wahrscheinlich an Alexander den Grofsen und an Homer gedacht ist, wenn überhaupt dabei an etwas gedacht ist, was „die Märchen" allerdings sehr zweifelhaft erscheinen lassen. Später nehmen die Sätze

aus der alten Geschichte überhand und tragen viel dazu bei das Interesse für den Inhalt zu ersticken, da die vorkommenden historischen Namen für den Schüler leere Klänge sind; namentlich können auch die Jahreszahlen, die sich besonders in den Kapiteln 247—254 häufen, nicht auf ein Interesse seitens des Schülers rechnen. Wenn aber dem Schüler in einem Satz (284,10) gleich vier Namen auf einmal geboten werden: „Sulla und Caesar sind sehr berühmte Feldherrn der Römer gewesen; jener hat mit Mithridates, dieser mit Pompejus gekämpft," so wird man damit doch nicht wohl dem Schüler möglichst viele Kenntnisse in der alten Geschichte beibringen wollen. Es ist vielmehr begreiflich, dafs ihm solche Sätze zuwider sind, dafs ihm solche leere Namen selbst zum Ekel werden und dafs er von vornherein gegen diese historischen Namen abgestumpft wird, weil er sich darunter nichts Klares vorstellt. Statt dafs schon von der untersten Stufe das Interesse für die Geschichte geweckt würde, wird durch solche Sätze das Interesse dafür von Anfang an untergraben. Auch in Pistners griechischem Übungsbuch stiefs ich öfters auf Sätze besonders mit mythologischen Namen, mit denen der Schüler nichts anzufangen weifs.

Die Sätze aus Geschichte und Sage müssen, wenn sie das Interesse des Schülers wecken wollen, einem Stoff entnommen sein, der ihm schon bekannt ist. Dann ist ihm die Anknüpfung an das Bekannte erwünscht; er wird an einen Inhalt, der ihn im Zusammenhang interessierte, erinnert. Die Sätze haben einen vollen Inhalt, weil die Einzelheiten des Zusamenhangs entweder klar ins Bewufstsein treten oder doch wenigstens „mitschwingen"; sie haben eine Anlehnung an einen Hintergrund und vermögen im Geiste feste Wurzeln zu fassen. Aufserdem könnten aus diesen Gebieten nur Sätze ganz allgemeinen Inhalts gegeben werden wie: Carthago urbs opulenta Africae ad mare mediterraneum sita erat. Hannibal fuit dux audacissimus et prudentissimus Carthaginiensium. — Juppiter rex deorum erat. Neptunus deus marium erat.

Das Gleiche gilt aber auch von allen Einzelsätzen, die sonstigen Erzählungen, Anekdoten, Märchen, Fabeln etc. entnommen sind; auch ihr Inhalt kann auf das Interesse der Schüler nur dann rechnen, wenn die Voraussetzung erfüllt ist, dafs die Erzählung selbst bereits bekannt ist: dann gewinnt ihr Inhalt durch die Eingliederung in ein gröfseres Ganze Interesse.

Freilich besteht in den unteren Klassen des Gymnasiums die Schwierigkeit, dafs die Schüler eine verschiedene Vorbildung mitbringen und dafs deshalb der Lehrer schwer wissen kann, was als bekannt vorausgesetzt werden darf. In der folgenden Klasse aber, wo die Schüler bestimmte Stoffe gemeinsam gelernt haben, können diese die Grundlage für Einzelsätze geben: so können solche sehr wohl z. B. dem behandelten Geschichtsstoff entnommen sein. Indes erhebt sich bei verschiedenen Stoffen auch später dieselbe Schwierigkeit, dafs sie nicht allen Schülern bekannt sind, z. B. bei den Stoffen des deutschen Lesebuches: nicht an allen Anstalten ist das nämliche Lesebuch eingeführt und von dem nämlichen Lesebuch werden an verschiedenen

Anstalten und in verschiedenen Abteilungen derselben Klasse verschiedene Stücke gelesen.

So gut es also ist Einzelsätze zusammenhängenden Stoffen zu entnehmen, so ist dies doch mit verschiedenen Schwierigkeiten verbunden: eines aber hebt über diese Schwierigkeiten hinweg, wenn nämlich die Einzelsätze sich anschliefsen an zusammenhängende Stücke, die im Übungsbuch selbst bereits vorangegangen sind: dann ist für den Stoff eine feste Grundlage geschaffen. Der Inhalt der Einzelsätze kann zur Auffrischung des Früheren in einer neuen Form, zur Vertiefung des Stoffes oder auch zur Erweiterung desselben dienen. Im lateinischen Übungsbuch von Hirmer für die 2. Klasse ist dieser Grundsatz zum Vorteil des Buches angewendet.

Indes müssen diese zusammenhängenden Stücke an einer Stelle des Übungsbuches stehen, wo sie zur Erlernung der Sprache unerläfslich sind. Sonst kann es vorkommen, dafs dieselben übergangen werden, so dafs die späteren Einzelsätze doch in der Luft hängen. Sie müssen deshalb besonders zur Darbietung des neuen grammatischen Stoffes verwendet werden. So gelangen wir zu einer Einrichtung, wie sie der bisherigen Gepflogenheit der Übungsbücher geradezu entgegengesetzt ist: denn gewöhnlich wurde bisher der neue Stoff in Einzelsätzen dargeboten, während die zusammenhängenden Stücke später zur Einübung des grammatischen Stoffes folgen. Und dies erscheint insofern natürlich, als sich der neue Stoff bequemer an Einzelsätzen darbieten läfst. Doch hoffen wir schliefslich zu zeigen, dafs auch an zusammenhängenden Stücken sich schon von den ersten Stunden des fremdsprachlichen Unterrichts an der neue Stoff recht wohl darbieten läfst. Auch werden uns noch andre Erwägungen dazu führen die Darbietung des Stoffes an zusammenhängenden Stücken vorzunehmen. Aber dies gehört in jenen Teil unsrer Ausführungen, der sich über die Anlage des Übungsbuchs verbreiten wird.

Hier haben wir noch ein Wort einzulegen speziell für die Sätze aus der antiken Sage und Geschichte, die wir, wenn sie in der von Übungsbüchern beliebten Form gehalten sind, zurückwiesen. Gerade dieser Stoff aber eignet sich auch in den unteren Klassen vorzüglich zur Einübung der alten Sprachen: wenn er in einer Weise dargeboten wird, die der Auffassung und dem Verständnis der Schüler angepafst ist, vermag er diese, da sie durch ihn in eine ganz neue Welt eingeführt werden, in merkwürdig hohem Grade zu fesseln. Während sonst die verschiedenen Sätze des Übungsbuches z. B. über Hannibal den Schüler langweilen und anöden, wird das tiefste Interesse für diese Persönlichkeit geweckt und aller auf dieselbe bezügliche Inhalt mit grofsem Eifer verfolgt, wenn der Schüler von Anfang darüber aufgeklärt wird, wer dieser Mann ist, in welchem Verhältnis er zu den Römern steht, wo seine Vaterstadt liegt, kurz wenn eine Basis gelegt wird, worauf sich die folgenden Einzelheiten aufbauen. Das Übungsbuch darf aber nicht darauf rechnen, dafs der Lehrer viel Zeit mit der Klarlegung solcher Verhältnisse verliert, sondern es mufs eben den Stoff

selbst in dieser Weise bieten: ein vorangeschicktes kleines zusammenhängendes Stück wird am besten den Zweck erfüllen, besonders wenn es eine interessante Einzelgeschichte enthält. Dann werden die folgenden Einzelsätze, die zum Ausbau der Erzählung und zur Vervollständigung des Bildes dienen, mit warmem Interesse aufgenommen werden.

Die Einzelsätze schliefsen sich überhaupt am zweckmäfsigsten an zusammenhängende Stücke an: selbst die Sätze allgemeinen Inhalts, wie sie früher angeführt sind, eignen sich gut im Anschlufs an zusammenhängende Stücke: namentlich kann auf diese Weise über Inhalt und Umfang eines Wortes, welches in einem zusammenhängenden Stück auftrat, über Anwendung desselben und Verbindungen mit ihm Klarheit geschaffen und dasselbe zugleich geläufiger gemacht werden.

Schliefslich erübrigt noch auf eine Art von Einzelsätzen hinzuweisen, die von der gröfsten Bedeutung für den Unterrichtsbetrieb in den Sprachen sind, wenn auch unsre Übungsbücher dieselben nicht berücksichtigen, ja sogar jeden Hinweis auf dieselben vermissen lassen. Mit diesen Sätzen, die einen wesentlichen Bestandteil des Sprachunterrichts bilden sollten, meine ich kleine Fragesätze, die entweder am besten selbst lateinisch oder unter Umständen auch deutsch gestellt werden und vom Schüler lateinisch zu beantworten sind. Sehr bald, schon in der ersten Lateinstunde, sollte mit lateinischen Fragen begonnen werden. Wenn z. B. vorangegangen ist: In schola est tabula. Tabula est magna: nam longa et lata est. „In schola est mensa. In mensa est creta. Tabula est magna, creta est parva. Tabula est nigra, creta est alba" und einige ähnliche Sätzchen mit porta, penna, dann können schon Fragen gestellt werden wie: Quid est in schola? Quid est in mensa? Ubi est tabula? Ubi est creta? Qualis est penna? Qualis est porta? Es freut die Schüler sehr zu zeigen, dafs sie den gesprochenen lateinischen Satz verstanden haben, und ihre Gedanken schon jetzt in der fremden Sprache selbst wiederzugeben? Dafs dadurch schon in den ersten Stunden ein reges Leben in den Sprachunterricht kommt, bedarf kaum der Versicherung. Richtig weisen die österreichischen Instruktionen[1]) auf diese Übung hin und sagen mit Recht, dafs man nicht auf den Abschnitt der Pronomina interrogativa warten solle.

Es können dabei auch Fragen nach allgemeinen Gesichtspunkten aufgestellt werden, so dafs ganze Reihen von Sätzchen zu bilden sind; z. B. auf die Frage: Quid est in horto? wird der Schüler mit Verwertung des ihm bereits bekannten Wortschatzes Sätzchen bilden, worin die Wörter auftreten: mali, piri, plantae, herbae, bacae, rosae, violae; lusciniae; casa, rivus. Ähnlich wird die Beantwortung des Satzes: Quid est in agris? Quid est in pratis? Quid est in silva? ausfallen. Wenn Fragen vorgelegt werden wie: Quis laborat? Quis cantat? worauf die Antwort erfolgt: Ancilla, agricola, scriba laborat. Puella cantat; luscinia, alauda cantat, so wird der Schüler dadurch angehalten Begriffe scharf ins Auge zu fassen. Er wird

[1]) 2. Aufl. S. 31.

durch solche Zusammenstellungen darauf aufmerksam, dafs hier dasselbe Wort nicht ganz das nämliche bedeutet, er erhält ein Gefühl dafür, dafs laborat bei agricola im Sinne etwas verschieden ist von laborat bei scriba, dafs cantat bei puella doch etwas anderes bedeutet als bei luscinia. Während bei Übersetzungen der Schüler vielfach Wort für Wort übersetzt ohne sich viel um die Bedeutung zu kümmern, wird er hier genötigt diese als das Wesentliche zu betrachten; er mufs wohl an den Inhalt der Worte denken; sonst ist ja in der Regel eine vernünftige Antwort nicht möglich. Wenn an ihn die Frage gestellt wird: Quis est timidus? worauf er antwortet: Puella est timida: columba est timida, agnus est timidus, so mufs er das Wort wohl ins Auge fassen und er wird dann später nicht so leicht auch das Wort „furchtbar“ mit timidus übersetzen, wie solche Verwechslungen beim gedankenlosen Übersetzen so leicht vorkommen. Oder wenn er die Frage zu beantworten hat: Quid est pretiosum? so wird er gezwungen diesen Begriff sich nach Umfang und Inhalt wohl zu überlegen. Wie oft sind die Schüler über den Inhalt von deutschen Wörtern unklar! Wenn sie das entsprechende lateinische Wort dafür kennen lernen, so liegt es erst recht nahe, dafs sie sich bei dem lateinischen Wort mit leerem Klang begnügen. Aber wenn der Lehrer Fragen stellt wie: Qualis est axis? Quale est ebur? so mufs der Schüler Rechenschaft darüber geben, ob er das Wort versteht, und die dem Wort vom Schüler beigelegten Prädikate, wie ebur est durum, album, pretiosum zeigen dem Lehrer, ob sein Zögling nicht blofs ein leeres Wort gebraucht.

Dafs durch solche Fragen sehr zweckmäfsig auch die grammatischen Regeln eingeübt werden können, sei hier nur kurz gestreift um wenigstens einen Ausblick zu gewähren, welch weite Verwendung dieser methodischen Einrichtung zukommen kann. Zur Einübung z. B. des Akkusativ Plural kann sehr bald die Frage gestellt werden: Quid puella amat? worauf der Schüler antwortet: Puella rosas, violas, coronas pulchras, bacas, uvas maturas, gemmas pretiosas amat. Auch können hier die Schüler schon auf richtige sinngemäfse Anordnung hingewiesen werden. Zur Einübung des Dativ können Fragen gestellt werden wie: „Cui aquila periculosa est?“ worauf die Antwort folgt: Aquila columbae, gallinae, agno etc. periculosa est. Durch solche und ähnliche Fragen kann sich der Lehrer leicht überzeugen, nicht nur ob der Schüler die Bedeutung des Wortes richtig aufgefafst hat, sondern auch ob er dasselbe richtig anzuwenden versteht. Zur Einübung des Geschlechts der Wörter ist diese Methode nicht minder vorteilhaft; z. B. qualis est sanguis hominum? Sanguis hominum est ruber, calidus. Ebenso können auf diese Weise leicht die verschiedenen Formen des Verbums geläufig gemacht werden; z. B. das Perfekt durch die Beantwortung der Frage: „Was hast du gestern getan?“ Das Futur durch die Beantwortung der Frage: „Was werdet ihr während der Ferien tun?“

Einen wie weiten Umfang diese Methode annehmen kann, erkennt man aus den wenigen hier gegebenen Andeutungen. Und dafs je

höher die Stufe, desto leichter die Handhabung dieser Methode ist, leuchtet ein. Diese Fragen sind ein ganz vorzügliches Mittel, für die Spracherlernung zweckmäfsige Sätze zu erreichen und die Schüler zum Denken anzuhalten. Was der Schüler selbst findet, ist mehr wert als was ihm einfach dargeboten wird. Solche Sätze, die er selbst bildet, haben einen Hauptvorzug auch darin, dafs sie eben aus der Auffassung des Schülers herauswachsen, und weil somit der betreffenden Stufe ganz angemessen, auch von den andern Schülern leicht begriffen werden, gewöhnlich leichter als die des Lehrers, der sich nicht immer ganz in die Anschauung der Schüler zu versetzen vermag. Deshalb ist schliefslich selbst die ganz allgemein gestellte Frage: „Wer kann mit diesem Wort, für diese Form etc. einen Satz bilden?“ nicht zu verwerfen, sondern von Vorteil. Besonders eignen sich solche Fragen im Anschlufs an zusammenhängende Stücke. Wenn ein Wort in einem solchen Stück nur einmal vorkommt, kann es leicht durch derartige Fragen geläufiger gemacht, Formen können eingeübt, Konstruktionen an verschiedenen Beispielen anschaulich gemacht werden. Diese Fragen brauchen aber durchaus nicht so allgemeiner Natur zu sein, wie sie bis jetzt vorgeführt wurden, sondern können sich ganz speziell an das Stück anschliefsen; z. B. wenn ein Stück über Hannibal vorangegangen ist, kann durch Fragen folgender Art geprüft werden, ob der Inhalt im einzelnen verstanden, ob die vorgekommenen Formen und Wörter behalten wurden, und leicht können auf diese Weise zugleich die neuen und auch alte Sprachregeln geläufig gemacht werden: „Quis fuit Hannibal? Quae erat patria Hannibalis? Ubi Carthago sita erat? Cuius populi hostis fuit Hannibal? etc.“

Hier, wo es sich zunächst nur um den Inhalt der Sätze handelt, ist nicht der Platz, dafs wir uns über diese Einrichtung, so wichtig sie auch nach unserer Ansicht ist und so einschneidende Bedeutung sie für den Unterrichtsbetrieb hat, weiter verbreiten. Ein Übungsbuch aber wird, wenn eine solche Erlernung und Einübung der Sprache zweckmäfsig ist, darauf sich einrichten müssen; dafs die Lehrer zwar selbt auf diese Fragen kommen können, ist ja richtig; aber dieselben werden doch zu leicht übersehen, selbst wenn man ein Jahr vorher den Unterricht so eingerichtet hatte; und deshalb ist ein Hinweis und eine Erleichterung durch das Übungsbuch notwendig; dazu ist ja das Übungsbuch da. Es wird zwar den Lehrer in seiner Methode nicht einengen, aber es wird ihm an die Hand gehen, wo und wie es kann.

Wir haben uns so eingehend mit den Einzelsätzen befafst, weil gerade bei ihnen die Gefahr der Vereinzelung und Abgerissenheit, der Unklarheit und Verschwommenheit so nahe liegt. Im übrigen können sie allen Gebieten entnommen sein, wie die zusammenhängenden Stücke, über die wir unten sprechen werden; auch sonst gelten für sie alle die nämlichen Forderungen wie für die zusammenhängenden Stücke, so weit dies eben möglich ist. Und darum ist es nicht notwendig noch länger bei diesem Abschnitt zu verweilen. Wenn wir besonders Beispiele für die erste

Klasse wählten, so taten wir dies deshalb, weil gerade hier die Gefahr inhaltslose Sätze zu geben sehr nahe liegt, und weil zugleich gerade hier die inhaltslosen Sätze am gefährlichsten sind. Denn dadurch werden die Schüler von Anfang an gewöhnt den Inhalt der Übersetzungen nicht zu beachten und nur leere Worte zu sprechen und diese Gewöhnung setzt sich so fest, dafs in den folgenden Klassen vergebens dagegen angekämpft wird.

Was ich im Vorausgehenden aufstellte, beruht nicht blofs auf theoretischen Erwägungen, sondern ist aus der Praxis hervorgegangen. Ich habe nur solche Grundsätze vertreten, die ich nach Vergleichung als bewährt gefunden habe. Unsere Übungsbücher aber werden, wenn sie die für die Einzelsätze hier aufgestellten Forderungen erfüllen, ein verändertes Aussehen bekommen, wie ich glaube, zu ihrem Vorteil und der Spott und Hohn, den ihnen namentlich die Einzelsätze in den unteren Klassen — mit Recht — eingetragen haben, wird verstummen und einer gröfseren Wertschätzung und Achtung Platz machen. Und diese Achtung wird dem Gymnasium überhaupt zu gute kommen und den Gegnern desselben eine beliebte Handhabe zum Angriff entziehen.

Schweinfurt. Dr. J. Stöcklein.

Zu Senecas Dialogen.

Sen. dial. 9, 5, 5 handelt von dem wahren Mann, der, wenn ihn Gefahren umdrohen, sich in seiner Tüchtigkeit nicht irre machen läfst und sich nicht vom Schauplatz der Tätigkeit zurückzieht: ‚non est enim servare se obruere. <vere>, ut opinor, Curius Dentatus aiebat malle se esse mortuum quam vivere: ultimum malorum est e vivorum numero exire antequam moriaris.'

Ist der Ausspruch des Curius Dentatus in der überlieferten Form haltbar? Der neueste Herausgeber der Dialoge, E. Hermes 1905, glaubt es ebenso wie H. A. Koch (1879) u. a. Die Verteidiger der Überlieferung berufen sich auf Justus Lipsius, der die Stelle — ich zitiere die Antwerpener Ausgabe von 1605 — folgendermafsen interpretiert: ‚Quam vivere] repetendum commune verbum mortuum. sententia est: malle se re vera esse mortuum, quam mortuum inter vivos agere.'

Ich kann mir nicht helfen: meinem Sprachgefühl erscheint eine solche Auffassung ganz unmöglich; ‚mortuum esse' und ‚vivere' sind so geläufige Gegensätze, dafs es keinem unbefangenen Leser beikommen kann zu vivere noch ein mortuum als Ergänzung aus dem ersten Glied hinzuzudenken; aufserdem müfsten in diesem Falle ‚esse' und ‚vivere' wenigstens gleichwertige Wörter sein, d. h. esse das selbstständige Verbum substantivum (existieren) und nicht blofses Hilfsverbum des Deponens.

Diese Unzuträglichkeit haben wohl die Seneca-Herausgeber und -Kritiker gefühlt, welche die Stelle auf verschiedene Arten zu heilen versuchten: ‚quam videri (statt vivere)' schreibt Haupt, ‚quam

<nequam> vivere' Madvig, ,quam vivere <sepultum>' Hense, ,quam viv<um torp>ere' Häberlin. Alle diese Konjekturen treffen mehr oder minder den Gedanken des Diktums: es fehlt nur immer die epigrammatische Spitze; und eine solche müssen wir verlangen, denn der Gedanke an sich ist so allgemein, fast trivial, dafs dafür kein Urheber mit Namen zitiert zu werden brauchte.

Alle Herstellungsversuche gingen von der allgemeinen Bedeutung des Wortes ,vivere' aus: ,am Leben sein,' ,das Leben haben.' Wie aber, wenn eine besondere Bedeutung ihm zugrunde läge? Vivere kommt im emphatischen oder gesteigerten Wortsinn vor, wie die meisten Begriffe, deren sich das Empfindungsleben des Menschen in einer oder der andern Weise bemächtigt. Es heifst dann: ,im vollen Sinne des Wortes, wahrhaft leben.' Diese Bedeutung hat wieder ebensoviele Nüancen, als es Lebensideale der Menschen gibt. Was der gemeine Mann unter vivere versteht, hören wir aus den Worten des Verführers bei Seneca, epist. 123, 10: ,esse, bibere, frui patrimonio, hoc est vivere.' Nicht viel anders denkt sich den Inhalt des Lebens Trimalchio bei Petron 72, wenn er mahnt: ,cum sciamus nos morituros esse, quare non vivamus?' oder der Verfasser der Grabschrift C I L. XII 4548: ,amici, dum vivimus, vivamus.' Ähnlich läfst der Dichter der Copa den Tod mahnen (38): ,vivite . . . ! venio'. Schon auf einer höheren Stufe steht Catull (5, 1): ,vivamus, mea Lesbia, et amemus' — das Glück der Liebenden, das Glück des Poeten schwebt seinem trunkenen Auge vor. Und wieder andere Empfindungen klingen aus Ciceros Worten, wenn er seufzt (ad Q. fr. 3, 1, 12): ,quando vivemus?' — ,wann werde ich einmal mir selbst gehören, meinen Studien leben dürfen?' Auf der höchsten Warte des Daseins steht der Philosoph, besonders natürlich der stoische ,Weise': so hat vivere bei Seneca seinen besonderen Klang. Dial. 10, 7, 3: ,nihil minus est hominis occupati quam vivere: nullius rei difficilior scientia est' usw. ,vivere tota vita discendum est'; aus einem griechischen Tragiker stammt wohl das Wort dial. 10, 2, 2: ,exigua pars est vitae, qua vivimus'; der Begriff des Philosophen vom Leben wird dem des Pöbels gegenübergestellt epist. 55, 4: ,exclamabant homines: „o Vatia, solus scis vivere". at ille latere sciebat, non vivere'; und ähnlich epist. 93, 3: quid illum octoginta anni iuvant per inertiam exacti? non vixit iste, sed in vita moratus est'.

Was ein Curius Dentatus unter „leben" verstand, das mufs der Anschauung Senecas innerlich verwandt gewesen sein; ihm war das Leben männliche Betätigung, tüchtige Leistung. Legen wir diesen Sinn dem Worte vivere unter und lassen wir ihn sagen: malo, mortuus esse quam <non> vivere'! Wir haben dann, glaube ich, den Sinn der Sentenz, wie er von allen Seiten gefordert wird, und zugleich die epigrammatische Pointe: sie besteht darin, dafs ,mortuum esse' und ,non vivere', die begrifflich sich zu decken scheinen, durch den in vivere liegenden Hintersinn als Gegensätze auseinandertreten. Wir können das Wortspiel im Deutschen leider nicht nachahmen, da die emphatische Bedeutung von „Leben" bei uns nur an bestimmte Verbin-

dungen geknüpft erscheint: „Er weiß zu leben" und dergl.[1]) Übrigens bemerke man, daß die auf das dictum des Dentatus folgenden Worte deutlich auf unsere Antithese zurückweisen: ultimum malorum est e vivorum numero exire, antequam moriaris. Ähnlich klagt bei Conrad Ferdinand Meyer (Huttens letzte Tage, V) der kranke Hutten, dem der Arzt Enthaltung von aller Tätigkeit empfiehlt:

„Freund, was Du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll".

Anhangsweise noch einen Vorschlag zu dial. 10, 2, 4! Überliefert ist im Ambrosianus von erster Hand: ‚Quam multorum eloquentia & (? Lesung unsicher) cotidiana ostentandi ingenii spatio sanguinem educit'! Daraus hat die gleiche Hand durch Rasur von et und Korrektur ‚eloquentia cotidiano' gemacht. Lipsius will ‚studio' für ‚spatio' einsetzen, Madvig ‚servitio'; Gertz und Hermes halten an ‚et cotidiana' fest und schlagen ‚occupatio', bzw. ‚iactatio' vor. Der Fehler der Überlieferung dürfte jedenfalls in ‚spatio' stecken; da seltenere, weniger verstandene Worte am meisten den Korruptelen ausgesetzt sind, dürfte vielleicht folgender Vorschlag nicht zu kühn sein: ‚Quam multorum eloquentia cotidiano ostentandi ingenii spasmo sanguinem educit' — bei wie vielen ist es der Rednerberuf, der infolge der täglichen krampfhaften Anspannung im Leuchtenlassen des Ingeniums Neurasthenie herbeiführt.

München O. Hey.

Zu Walther von der Vogelweide.

In dem Spruch auf den Hof zu Thüringen, bei Lachmann S. 20 Z. 4 ff., heißt es:

„Der in den oren siech von ungesühte si,
daz ist min rat, der la den hof ze Düringen fri:
wan kumet er dar, deswar er wird ertoeret.
Ich han gedrungen, unz ich niht me dringen mac:
ein schar vert uz, diu ander in, naht unde tac.
Groz wunder ist daz iemen da gehoeret."

Da ertoeren sonst die Bedeutung „zum Toren machen" hat, so hat man auch an unserer Stelle, wie ich aus den Anmerkungen, Übersetzungen und Wörterbüchern ersehe, diese angenommen. Doch verlangt hier der Gedankengang etwas anderes. Warum sollte denn gerade eine Ohrenkrankheit Ursache der Betörung sein? Warum wird dann nochmal versichert, daß es ein Wunder ist, wenn noch jemand hört? Notwendig muß in dem Worte „ertoeren" der Verlust

---

[1]) Würde der Spruch von einem Lüstling statt von einem sittenstrengen Altrömer im Munde geführt, so könnte man etwa übersetzen: „Ich will lieber ein Mann des Todes als kein Lebemann sein".

des Gehörsinnes zum Ausdrucke gebracht sein. Eine Ahnung davon finden wir ausgesprochen bei Franz Pfeiffer: Deutsche Klassiker des Mittelalters, I. Bd., 3. Aufl., besorgt von Karl Bartsch. Dort ist zwar die gewöhnliche Worterklärung gegeben: „Ertoeren = zum Toren machen: der wird vollends dumm gemacht," dann aber hinzugefügt: „Wer etwa eine böse Krankheit an den Ohren hat, dem rate ich von dem Thüringer Hofe fern zu bleiben, sonst wird er närrisch (oder ganz taub?)". Bartsch gab aber diese Idee wieder auf im Wörterbuche zu seiner Schulausgabe des Sängers mit der Angabe: „Ertoeren = zum Toren machen, von Sinnen bringen". Damit sind wir immer noch nicht am Ziele. Eine richtige Worterklärung wird noch vermifst. Eine solche ist aber zu finden mit Zuhilfenahme des bayerischen Dialektes, der doch bei dem aus Tirol stammenden Dichter sehr ins Gewicht fallen mufs. Auf die richtige Spur hätte schon führen können eine Angabe bei Schmeller: Bayerisches Wörterbuch, I, 423: „Taub, wie hochdeutsch, doch in dieser Bedeutung in Altbayern wenig üblich und durch toret ersetzt". Ich kann noch hinzufügen, dafs von einer Situation, wie die hier geschilderte ist, so gern gesagt wird, es sei ein Lärm, dafs man toret werden könnte. Also dieses Wort müssen wir hier heranziehen und ertoeren mit „toret machen" wiedergeben. Nur so bekommt Walthers Gedicht den richtigen Sinn: Wer nicht ganz gesunde Ohren hat, der wird taub, es ist überhaupt ein Wunder, dafs noch jemand seinen Gehörsinn hat.

Eichstätt. Dr. J. Gg. Brambs.

Wie können wir Lehrer an den Mittelschulen zur körperlichen Erziehung unserer Jugend beitragen?[1])

... Sie ersehen, m. H., aus meinen Ausführungen, dafs das Jugendspiel mit seiner heiteren Fröhlichkeit das ernste, straffe Turnen in der glücklichsten Weise ergänzt: beides Hand in Hand gehend, keines ohne das andere, vereinigt in sich eine Fülle von Eigenschaften, welche die Erziehung des Menschen erst vervollständigen und welche, um ein Wort des Altmeisters Jahn zu gebrauchen, imstande sind „der einseitigen Vergeistigung die verloren gegangene Leiblichkeit wieder zuzuführen."

Ich erlaube mir nun die Frage aufzuwerfen: Sollten wir Lehrer an den Mittelschulen nicht auch, soweit es überhaupt für uns möglich ist, das vorzügliche Erziehungsmittel, das wir in den Leibesübungen erkennen, zur Erziehung unserer Jugend mitverwenden? Sollten wir nicht alle, wie wir da sind, ein klein wenig zur Körpererziehung unserer Schüler beitragen können und wollen?

„Das fehlt gerade noch!" wird mir mancher entgegnen. „Wozu haben wir denn unseren Turnlehrer?" Gewifs, m. H., hat der Turn-

[1]) Aus dem am 30. Mai 1905 in der Gymnasiallehrer-Vereinigung München gehaltenen Vortrage: „Turnen und Jugendspiel an den Mittelschulen."

lehrer in erster Linie die Aufgabe für die körperliche Erziehung zu arbeiten. In gewissem Sinne aber hat meines Erachtens jeder Lehrer, sofern er auf das Prädikat „Erzieher“ Anspruch macht, die Pflicht für die körperliche Ausbildung seiner Schutzbefohlenen das zu tun, was in seinen Kräften steht. „Aber ich verstehe nichts davon!“ entgegnet man mir. Soviel zur Erledigung der hier angedeuteten Pflicht nötig ist, versteht ein jeder von Ihnen. Es ist ein ganz falscher Standpunkt anzunehmen, zur Mitwirkung in der körperlichen Erziehung gehöre es unbedingt gewisse Turnkunststückchen erlernt zu haben oder in gewissen Übungen bewandert zu sein. Dieser falsche Standpunkt ist es eben, der uns Förderern der Turnsache immer so hemmend entgegentritt. Gerade deswegen, weil so viele Herren aus den Lehrerkreisen glauben, sie verstünden nichts von der Sache, sie könnten oder dürften nicht mittun und mitreden, die körperliche Erziehung gehe sie überhaupt nichts an, deshalb geht es so langsam vorwärts mit unseren Turnbestrebungen. Zweifellos ist jeder von Ihnen überzeugt, dafs die Ausbildung des Charakters, um ein Beispiel heranzuziehen, keineswegs Sache eines einzelnen Lehrers, etwa des Religionslehrers ist, sondern Sie werden mir alle entschieden beistimmen, wenn ich behaupte, dafs jeder einzelne von uns alles, was in seinen Kräften steht, zur Charakterbildung beitragen mufs. Das Gleiche gilt von der Körpererziehung! Nicht sorglos dürfen wir uns mit dem Bewufstsein trösten, dafs der Turnlehrer schon das Nötige tun wird. Bei den zwei Stündlein, die dem Turnlehrer in der Woche zur Verfügung stehen, ist es diesem geradezu unmöglich, allein all die Forderungen zu erfüllen, die wir an die körperliche Ausbildung stellen. Da müssen wir alle dem Turnlehrer helfend zur Seite stehen und dürfen keinen Augenblick anstehen auch unsererseits das zu tun, was möglich ist. Denn die möglichst vollkommene Ausbildung des Körpers gehört genau so zum Erziehungsideal wie die Heranbildung eines edlen Charakters, das dürfen wir nie aus dem Auge lassen.

Wie soll sich nun diese Beihilfe äufsern? Darüber möchte ich kurz einige Andeutungen geben. Es liegt mir fern Sie aufzufordern etwa dahin zu arbeiten, dafs Sie Ihre Klassen im Turnen selbst unterrichten. Das kann immer nur Sache dessen bleiben, der ganz besonderes Interesse für die Leibesübungen hegt und entsprechende Vorbildung besitzt. Nur auf solche Punkte möchte ich hinweisen, die jeder Lehrer der Mittelschule, selbst wenn er der Turnerei aktiv völlig fern steht, ohne Schwierigkeit zuwege bringen kann.

Vor allem ist es eine gewichtige Pflicht der Rektoren, der Anstaltsleiter überhaupt, dem Fache der körperlichen Erziehung die vollste Beachtung und eingehendste Aufmerksamkeit zu schenken. Wo das nicht geschieht, wo der Anstaltsleiter der Pflege der Leibesübungen nicht das nötige Interesse entgegenbringt, da kann der Turnunterricht unter keinen Umständen die Segnungen hervorbringen, welche den Leibesübungen rückhaltlos zugesprochen werden müssen. Die Schüler bekommen es mit einer seltenen Findigkeit gar bald heraus, wie sich ihr Rektor zum Turnen stellt, und darnach verfahren sie. Wissen

sie, dafs das Turnen an der Anstalt als etwas Nebensächliches, als eine nun einmal geduldete Notwendigkeit angesehen wird, dann richten sie sich auch ihrerseits ganz darnach ein und der Turnlehrer, der bezüglich der Disziplin, wie ich aus eigener Erfahrung weifs, ohnedies keinen sehr leichten Stand hat, wird vergeblich seine Kraft aufwenden, er wird aber auch, wenn er sieht, dafs er keine Unterstützung und kein Entgegenkommen findet, in seiner Arbeitslust und in seiner Schaffensfreudigkeit gar bald erlahmen, wie das ja nur begreiflich ist. Wie ganz anders arbeiten die jungen Leute, wenn ihnen bekannt ist, dafs der Rektor viel auf die Pflege der Leibesübungen hält! Ein zeitweiliger Besuch des Turnunterrichtes, des Spielplatzes durch den Rektor, ein hie und da veranstaltetes Schauturnen bei irgend einer festlichen Gelegenheit, zu dem auch die Eltern eingeladen werden, tragen aufserordentlich viel bei zur körperlichen Arbeitslust der Schüler.

Genau so wirksam, ja mitunter noch bedeutungsvoller ist das Interesse, das der Klassenlehrer, der Ordinarius oder auch der Fachlehrer, den körperlichen Übungen gegenüber bekundet. Wirkt schon eine gelegentliche Erkundigung des Lehrers nach den besten Leistungen an dem oder dem Geräte, nach dem schnellsten Läufer, dem tüchtigsten Spieler, dem gewandtesten Springer der Klasse anregend auf den Ehrgeiz der Schüler, der in den Übungen des Körpers oft weit stärker hervortritt als bei den geistigen Leistungen, so ist vollends ein gelegentlicher Besuch des Ordinarius oder des Fachlehrers für die Klasse, welche gerade Turnunterricht hat, eindrucks- und wirkungsvoll. Wie nehmen sich da selbst die Schwächlichen zusammen, wie ist da jeder bemüht sich möglichst vorteilhaft zu zeigen und sein bestes Können darzutun! Mancher Schüler hat schon bei solchen Anlässen seine ganze Kraft und Energie eingesetzt und Leistungen zuwege gebracht, die er sich vordem niemals zugetraut hätte, die ihm aber zugleich für die Folgezeit zum Mafsstab seines Könnens dienten. Ist das nicht eine Beihilfe zur körperlichen Ausbildung? Wenn sie auch nur indirekt ist, immer hat sie eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Und wenn der Klassenlehrer ganz besonders gute Leistungen lobt, zögernde und unentschlossene Schüler aufmuntert, natürlich ohne in den Gang des Unterrichtes einzugreifen, wenn er verspricht in absehbarer Zeit sich wieder von den Fortschritten seiner Klasse zu überzeugen, wird da nicht jeder seine volle Kraft einsetzen und bemüht sein das Beste zu leisten, was er vermag, um bei dem nächsten Besuch seines Ordinarius möglichst gut abzuschneiden. Fürchten Sie nicht, m. H., den Turnlehrern durch einige Besuche während des Jahres lästig zu fallen. Kein verständiger Turnlehrer wird, wenn er darum gebeten wird, dem Ordinarius das Ansuchen, seine Klasse beim Turnunterricht besichtigen zu dürfen, abschlagen oder übel aufnehmen oder gar als indirekte Inspizierung auffassen, jeder wird es als das beurteilen, was es sein soll, als Bekundung des Interesses an der Sache. Übrigens habe ich von den Turnlehrern der Mittelschulen Münchens die ausdrückliche Gewifsheit, dafs jeder von ihnen gerne bereit ist dem Klafslehrer Einblick in die Führung seiner Klasse beim Turn-

unterricht zu gewähren und auch die Turnlehrer in anderen Städten werden sicherlich nichts dagegen einzuwenden haben. So geringfügig dieser Vorschlag scheint, so wenig man sich vielleicht im Augenblick davon verspricht, so ungemein fördernd ist in der Tat meine Anregung und wir dürfen, wenn anders wir ganze Menschen erziehen wollen, nicht das Geringste verabsäumen, was zu einer möglichst vollkommenen Erziehung auch nur beiläufig beitragen kann. In der württembergischen Schulordnung ist der Vorteil, der das Zusammenwirken von Ordinarius und Turnlehrer für die leibliche Erziehung der Jugend im Gefolge hat, wohl gewürdigt; es heifst hier: „Von den Klafslehrern wird erwartet, dafs sie auch dem Turnunterricht ihr Interesse zuwenden und sich über den Fleifs, das Verhalten und den Fortschritt ihrer Schüler in fortwährendem Benehmen mit dem Turnlehrer erhalten.“ Was dort „erwartet“ wird, kann bei uns leicht freiwillig und gern und eben deswegen vielleicht noch mit besserem Erfolge geschehen!

Etwas anderes, auf das der Lehrer nutzbringend sein Augenmerk richten kann, ist die straffe, stramme Haltung. Diese ist von jedem Schüler zu verlangen, der in der Klasse aufgerufen wird oder sonst mit einem Lehrer in Verkehr tritt. Diese Haltung bekundet nicht nur die Achtung vor dem Lehrer sondern sie schliefst auch alles Saloppe, Schlappe und Nachlässige aus, zwingt den Schüler zu geradem, freiem Blick und straffer Muskelanspannung: damit fördert sie die Körperhaltung im besonderen, die Schulzucht im allgemeinen.

Des weiteren ist besonders zu achten auf die Haltung beim Sitzen. Es ist erklärlich, dafs die Rückenmuskulatur des Schülers nach längerem Sitzen erschlafft. Der Schüler sucht unbewufst Stützen für den ermatteten, schwächlichen Rücken, lehnt sich auf die Arme und häufig mit der Brust auf die vordere Kante der Bank. Das ist nun die denkbar schlechteste Haltung. Diese und die bekannte schiefe Haltung beim Schreiben sind besonders geeignet, Krümmungen der Wirbelsäule und damit eine Verunstaltung des zarten, wenig widerstandsfähigen Körpers hervorzurufen und darum mufs der Lehrer ganz besonders diese schlechten Haltungen mit aller Energie bekämpfen. „Rücken anlehnen!“ ist eine Forderung, die immer und immer wieder an die Schüler mit steter, andauernder Zähigkeit gestellt werden mufs. Bei kleineren Schülern kann man wirksam einer Übermüdung der Rückenmuskulatur durch öfteren Befehl zum Aufstehen entgegenarbeiten und vorbeugen. Auch damit leistet der Lehrer einen Beitrag zur Körpererziehung, der, so klein er ist, so hoch angeschlagen werden mufs.

Dafs der Lehrer nach jeder Stunde, auch im Winter, die Fenster öffnen mufs um die schlechte, verbrauchte Luft abziehen und neue sauerstoffhaltige Luft hereinströmen zu lassen, halte ich für zu allgemein bekannt, als dafs ich des längeren mich darüber ergehen zu müssen glaube, obwohl dieses Gebot der Hygiene manchmal aus Bequemlichkeit oder auch aus unbegründeter Angst vor Erkältung nicht immer ganz so strikte durchgeführt wird, wie es sein mufs. Wenn man sich die Stunde über im Klafszimmer aufgehalten hat, merkt man gar nicht, wie dick und verdorben und verpestet die Luft

im Zimmer ist. Erst dann, wenn wir nach einer Schulstunde unvermittelt von der Draufsenluft das Zimmer betreten, weht uns ein Odem entgegen, der uns fast zurückwirft. Also: Fenster auf!

Auch auf den schwer sich auf die Atmungsorgane legenden Staub mufs der Lehrer ein wachsames Auge haben und nötigenfalls mit aller Energie bei seinem Rektor durchzusetzen suchen, dafs alle Mittel, wie sorgfältigste Reinigung, staubbindendes Öl etc. verwendet werden.

Desgleichen müssen wir immer darauf achten, dafs den Schülern um keinen Preis aus übertriebener Minutenknauserei die höchst wichtigen Pausen nach jeder Unterrichtsstunde irgendwie verkürzt werden Die Forderung: Nütze die Zeit aus! ist wohl berechtigt, aber diese Forderung läfst sich viel besser in ganz anderer Weise durchführen. Wenn die Schüler, wie wir es verlangen, eine volle Stunde mit aller Energie und mit aller Geisteskraft dem Unterricht gefolgt sind, dann können wir unmöglich von ihnen fordern, dafs sie, wenn der eine Lehrer dem anderen die Türklinke in die Hand gibt, sofort mit einem Schlage sich wieder in die Arbeit des nunmehr dozierenden Herrn hineinstürzen, dafs sie, die vielleicht eben einem anregenden Vortrag über einen deutschen Dichter gelauscht, dessen Schönheit in ihrem Geiste noch nachhallt, nunmehr in der nächsten Minute mit demselben Eifer einem schwierigen mathematischen Beweise folgen oder umgekehrt. Einige Minuten mufs der Geist sich sammeln, mufs das Gehirn sich ausruhen, mufs der Körper sich strecken und dehnen können, wenn die nächstfolgende Unterrichtsstunde fruchtbringend sein soll. Ganz besonders wichtig sind die Pausen für die kleineren Schüler, denen man vor allem die 10-Uhr-Pause nicht dadurch verkümmern darf, dafs man sie zwingen will schön sittsam je zwei nebeneinander im Schulhofe wie die Zöglinge eines Klosters einherzuwandeln. Die Jugend hat einmal den Trieb, hat einmal das Bedürfnis nach freier, flotter Bewegung, sie will sich austummeln und körperlich ausarbeiten. Das Laufen, Rennen, Jagen gewährt dem Kinde Befriedigung und ist ihm eine Lust, während ihm das geordnete, wohlgesittete Einherspazieren, das für manche Lehrer oder Anstaltsleiter freilich als Glanzpunkt der Disziplin gelten mag, ein unerträglicher Zwang ist. Wenn wir einen Knaben im Freien sich selbst überlassen sehen, werden wir stets die Wahrnehmung machen, dafs er nicht geht, sondern läuft und so, oft unbewufst, seinem Bewegungstriebe nachhängt. Diesen Fingerzeig der Natur dürfen wir auf keinen Fall aufser acht lassen und der Jugend die so notwendige Bewegung in rigoroser, unbegründeter Härte untersagen. Lassen wir die Kinder laufen und sich tummeln, lassen wir sie ihrem Bewegungsdrange folgen, sie brauchen es, weifs Gott, und danken uns dafür nachher mit doppelter Aufmerksamkeit. Werfen wir doch endlich die kleinliche, durch nichts begründete Angst, die Kinder möchten sich zu sehr zerstreuen, wenn sie in der Pause spielen, beiseite, sie ist gänzlich verkehrt: die Kinder sollen spielen, sie sollen sich zerstreuen und die ihrem Körper so notwendige Bewegungsnahrung geniefsen. Wer da den Kindern das bischen Laufen in der Pause verbieten wollte, dürfte ihnen nicht nur die Pause verekeln sondern der

zeigt auch, dafs er für die Jugend und ihre Bedürfnisse nicht das richtige Verständnis hat.

Sehr viel können wir Lehrer auch dadurch wirken, dafs wir die Eltern, namentlich solche, die geneigt sind ihre Söhne körperlich zu verzärteln und zu schwachen, kränklichen Treibhauspflänzchen heranzuziehen, auf den hervorragenden Nutzen der Leibesübungen aufmerksam machen und ihnen den Wert und die Bedeutung des Turnens und des Jugendspiels eindringlichst vor Augen führen. Gerade weil viele Eltern den gewaltigen Nutzen der körperlichen Übungen, besonders des Jugendspieles auf die Gesundheit nicht kennen, beachten sie es entweder gar nicht oder sie schimpfen und räsonieren in einem fort darüber; andere wieder halten in ihrer Ängstlichkeit jede Minute für verloren, welche sich ihr Sohn dem Spiel widmet. Da gibt es für uns Lehrer ein grofses Arbeitsfeld, wo wir segensreich schaffen, wo wir ratend, überredend, empfehlend, aufklärend für die Turn- und Spielsache wirken können. Das sollten wir nicht unbetätigt lassen! Sehr oft lassen sich die Eltern ganz anders herbei, wenn der „Herr Professor es gesagt hat", als wenn ihnen das Gleiche vom Turnlehrer nahegelegt wird, an den sie sich ohnedies merkwürdigerweise nur selten wenden.

Auch dadurch leisten wir der körperlichen Erziehung unserer Schüler einen nicht zu unterschätzenden Dienst, dafs wir die Jugend eifrigst und immer wieder zu peinlichster Hautpflege, zum Schwimmen und Baden sowie zu sonstiger Körperbewegung wie Rudern, Schlittschuhlaufen, Wanderungen, Bergsteigen in freier Zeit, besonders in den Ferien anregen. Ein paar nachdrückliche Worte bei geeigneter Gelegenheit wirken oft mehr und nachhaltiger, als man glaubt. Ein gelegentlich unternommener Klassenausflug, bei dem das „Einkehren" tunlichst vermieden werden soll, ist stets ein Fest für die Kleinen.

Ein gewichtiger Punkt zur Förderung der körperlichen Erziehung, dem freilich nur wenige sich werden widmen wollen und können, ist die Beteiligung der Lehrer an den Jugendspielen. Das mufs natürlich immer Sache der freien Wahl bleiben, da hiezu eine spezielle Lust und Liebe, spezielles Interesse nötig ist, was bei der Verschiedenheit der Neigungen nicht jedermann zugemutet werden kann. Überdies hat nicht jeder Lehrer dazu die nötige Zeit, da sehr viele von uns durch Übermafs von Korrekturen, wissenschaftliche Arbeit, Nebenunterricht usw. abgehalten sind. Aber wer von uns irgendwie nicht abgeneigt ist, und gottlob gibt es in unseren Reihen immer solche Herren, der möge der Jugend einen in dieser Hinsicht unbezahlbaren Dienst erweisen. Spielaufsicht kann unter keinen Umständen entbehrt werden. Den Einwurf: Wir haben früher auch gespielt ohne Aufsicht, lasse ich nicht gelten; solche Massenspiele, wie wir sie jetzt pflegen, waren das einfach nicht. Diese Massenspiele aber brauchen einen umsichtigen Leiter, zumal sich auf dem Spielplatz gar leicht Streit erhebt. Da will der eine dieses Spiel, der andere jenes, wenn da keine vermittelnde Autorität vorhanden ist, geht alles auseinander. Für eine Menge von Eltern ist es auch eine grofse Beruhigung, wenn

sie wissen, dafs ihre Söhne unter sicherer Obhut sind. Die Frage, ob der beaufsichtigende Lehrer besonders für die Spiele vorgebildet sein müsse, ist nicht unbedingt zu bejahen. Es genügt, wenn der Lehrer ein frisch für die Jugend schlagendes Herz mitbringt, die paar Spielregeln, die er allenfalls zur Schlichtung eines mitunter ausbrechenden Streites kennen soll, hat er sich bald ohne Mühe angeeignet. Für seine Opferwilligkeit findet er reichlich Entschädigung in dem Verkehr mit der Jugend. Hier auf dem Spielplatz tritt ihm der Schüler ganz anders gegenüber als in der Klasse: hier zeigt er sich frei und offen von seiner natürlichen Seite ohne den steifen, beengenden Schulzwang, hier hat auch der Lehrer Gelegenheit den Mangel des persönlichen Verkehrs, der bekanntlich oft eine merkwürdige, unnahbare Scheu zwischen Schüler und Lehrer hervorzurufen imstande ist, gewinnbringend auszugleichen und das nicht selten von seiten der Schüler ausgehende Mifstrauen gegenüber dem Lehrer gründlich zu beseitigen. Auf dem Spielplatz vermag der Lehrer noch mehr wie bei gemeinsamen Wanderungen das Wesen der Schüler genau kennen zu lernen und ihre Charaktereigenschaften zu studieren: die Ängstlichen und Zaghaften, die Kühnen und Mutigen, die Trägen und Bequemen werden sich ihm hier ebenso deutlich bei seiner Beobachtung offenbaren wie die Launenhaften und Verträglichen, die Ausdauernden und die vom Strohfeuer der Augenblicksbegeisterung Brennenden. Er wird wahrnehmen, dafs mancher Schüler, den er in der Klasse für einen langweiligen, schwerfälligen Menschen hielt, hier auf dem Tummelplatz der Jugend ein sehr geschickter, rascher, findiger Kopf ist, der hier nichts von jener Ängstlichkeit und Befangenheit der Klasse merken läfst, der hier gewissermafsen neu auflebt: Kann dieser doch hier zeigen, dafs auch er etwas zu leisten vermag, dafs er nicht überall der Dummkopf ist, als der er häufig gilt. Und hier ist der Ort, wo die Schüler dieser Art das Lob des Lehrers verdienen können, wo sie das Vertrauen zum Lehrer und zu sich selbst wieder erwerben, dessen sie oft notwendig bedürfen um Entsprechendes in geistiger Hinsicht zu leisten. Zugleich hat hier auch der Lehrer Gelegenheit an den Schülern zu beobachten, dafs nicht die geistigen Fähigkeiten allein den Charakter bestimmen, dafs mancher geistig schwächere Schüler ein weit edlerer und liebenswürdigerer Charakter und somit ein weit besserer Mensch ist als mancher geistig hochstehende Knabe.

Auch auf die Gesundheit des Lehrers selbst ist der anregende Aufenthalt auf dem freien Spielplatz nicht ohne Nutzen. Der frische, sonnige Verkehr mit der lebensfrohen Jugend schützt den Lehrer vor Mifsmut und Verstimmung, vor Grämlichkeit und mürrischem Wesen, vor Hypochondrie und Verdriefslichkeit und bietet ein treffliches Gegenmittel gegen die in unseren Kreisen so häufige Nervosität; er macht den Lehrer selbst wieder jugendfrisch, erhält ihn anspruchslos, opferwillig, hilfsbereit, Eigenschaften, die wiederum der Schule zu statten kommen. Bei der heiteren Jugend kreist uns selbst wieder das Blut rascher durch die Adern und wenn die von dem angestrengten Lesen und Korrigieren ermüdeten Augen sich auf dem frischgrünen Rasen

des Spielplatzes erholen, wird auch der abgespannte Geist zu neuer Arbeit fähig und willig.

Spielaufsicht durch Lehrer ist, um wieder anzuknüpfen, bei unserem Massenbetrieb nötig und unersetzlich. Selbst wenn die Eltern ihre volle Sympathie dem Jugendspiel entgegenbringen, niemals wird dieses so recht in Wertschätzung und Blüte kommen, wenn wir ihm unsere Unterstützung und unseren Beistand versagen. Indes mufs die Beteiligung der Lehrer aus den angeführten Gründen immer dem Willen und Ermessen des einzelnen überlassen bleiben. Womit hingegen wir Lehrer alle ohne Ausnahme die körperliche Erziehung gewaltig fördern können, ist das, dafs wir dem Turnen und dem Jugendspiel unser Wohlwollen entgegenbringen und den Leibesübungen als einem trefflichen Mittel zur Erstarkung des Körpers und Erholung des Geistes sowie als einem brauchbaren Erziehungsmittel unsere Anerkennung nicht versagen.

Diese Erkenntnis macht aber eine gewisse Rücksichtnahme auf die sich am Spiel beteiligenden Schüler nötig. Wenn unsere Schüler angehalten werden sich am Schlufs des Nachmittagsunterrichtes sofort auf dem Spielplatz in lebhaftester Weise zu tummeln, so dürfen wir nicht verkennen, dafs die rege, andauernde Bewegung in der freien Luft stark ermüdet. Das ist nun kein Nachteil: gerade die Ermüdung zeigt, dafs das Spiel in richtiger Weise betrieben wurde. Mit der körperlichen Ermüdung ist aber naturgemäfs eine Abspannung auch der geistigen Arbeitskraft verbunden, genau so wie es umgekehrt der Fall ist: die körperlich abgearbeiteten Schüler sind für diesen Tag für geistige Arbeit wenig leistungsfähig mehr. Somit erscheint es als ein die körperliche Erziehung in hohem Grade unterstützendes Entgegenkommen des verständigen Lehrers die Hausaufgaben, welche auf den dem Spieltag folgenden Tag treffen, möglichst einzuschränken, eine Rücksichtnahme, die sich so leicht durchführen läfst, wenn die Spieltage für die einzelnen Klassen geordnet sind. Es soll mit dieser Anregung keineswegs der Bequemlichkeit der Schüler das Wort geredet werden. Für die Fachlehrer fällt die Rücksichtnahme in den meisten Fällen ohnedies fort, weil es genügt, die Schüler zu ermahnen sich die Arbeit eben mit Rücksicht auf den Spieltag einzuteilen. Wenn hingegen die Ordinarien, welche in erster Linie die Aufgaben von einen Tag auf den andern bestimmen, ein klein wenig das zu erledigende Pensum beschneiden, so ist damit schon viel erreicht. Es ist ja leicht erklärlich, dafs die noch zu leistende Aufgabe wie ein drohendes Damoklesschwert über den Häuptern der Kleinen schwebt und so eine rechte Spielfreude, die doch notwendigerweise zum Spiele gehört, nicht gut aufkommen läfst. Andererseits braucht aber die beliebte Ausrede der Schüler: „Wir haben gestern Spieltag gehabt und darum die Aufgabe nicht machen können" dann absolut keine Berücksichtigung zu finden, wenn die Aufgabe schon vorher erledigt werden konnte. Wenn z. B. die Schüler Mittwoch von 5—7 Uhr spielen, so kann und mufs die Arbeit längst vor 5 Uhr

erledigt sein. Aufserdem müssen es die Schüler eben lernen ihre Zeit einzuteilen, wir müssen auch mit unserer Zeit rechnen. Ein wenig Rücksicht also läfst sich nötigen Falls schon nehmen, wir brauchen nur zu wollen: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wird doch dadurch auch vielen ängstlichen Eltern ein Stein des Anstofses genommen, wenn sie wissen, dafs wir auch in dieser Weise das Spiel berücksichtigen und begünstigen.

Schliefslich möchte ich Sie, m. H., noch auf solche Zeitschriften verweisen, welche sich mit dem Turnen und der körperlichen Erziehung überhaupt beschäftigen und welche in jedem Lesezimmer aufliegen oder doch aufliegen sollten. Mancher nützliche Wink und manche gute Anregung in pädagogischer Hinsicht dürfte aus ihnen zu entnehmen sein.

Wenn wir Lehrer so alles tun, was die Schule für die körperliche Entwicklung der Schüler zu leisten imstande ist, fördern wir zugleich auch die geistige Tätigkeit und Leistungstüchtigkeit unserer Schüler und vermindern dadurch die Möglichkeit einer Überbürdung. „Im Turnen und Jugendspiel liegt, das dürfen wir nicht vergessen, ein viel zu wenig benutzter Jungbrunnen, der unserer Jugend zu einer gedeihlichen Gesamtentwicklung führt, der damit auch die Volksgesundheit hebt, sodafs unser Volk in der Lage ist den Kulturaufgaben gerecht zu werden, der aber auch unsere nationale Wehrkraft stärkt, die uns in die Lage setzt uns der Segnungen des Friedens zu erfreuen."[1]) Und wenn wir ein an Körper und Geist kräftiges Geschlecht erziehen können, sollten wir da nicht gerne etwas Unbequemlichkeit mit in den Kauf nehmen? Je zäher und widerstandsfähiger, je kerniger und kräftiger aber unser Geschlecht ist, desto gröfser ist die Bürgschaft für das Gedeihen und Aufblühen des Staates. „Das blofse Wissen" sagt Moltke, „erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland. Dazu gehört die ganze Erziehung." Dieser Satz des alten Strategen soll uns in unserem Erziehungsgange eine Richtschnur sein, die wir in der Schule immer vor Augen haben wollen. Und wenn wir einerseits all unsere Kraft einsetzen unsere Schüler geistig nach jeder Hinsicht zu fördern, so wollen wir andererseits in Anerkennung des Wertes der Leibesübungen all das tun, was in dem Bereiche unserer Möglichkeit liegt, die Jugend auch in körperlicher Hinsicht zu tüchtigen, brauchbaren Männern heranzubilden zum Wohle des einzelnen und somit zum Heile unseres deutschen Vaterlandes.

München. Dr. Martin Vogt.

---

[1]) Freiherr von Schenckendorff.

Schülerwanderungen.

Nicht allein in jenen Kreisen, die über unsere gegenwärtigen Schulverhältnisse mifsvergnügt sind, sondern auch unter den konservativen Schulmännern Deutschlands ist die Frage diskutiert worden, ob es sich nicht empfehlen würde die Schüler der sogenannten Mittelschulen mehr, als es bisher der Fall war, aus den Mauern des Schulortes hinauszuführen um auch anderswo als im Lehrzimmer Unterricht zu erteilen. Es dürfte daher wohl auch einmal in einer bayerischen Fachzeitschrift am Platze sein auf diese Frage einzugehen und das Für und Wider derselben hinsichtlich unserer Gymnasien zu erörtern.

In der Schulordnung für die Humanistischen Gymnasien im Königreich Bayern vom 23. Juli 1891 ist lediglich im § 16 gefordert, dafs der Unterricht in der Naturkunde mit Exkursionen verbunden sei. Eine Forderung hinsichtlich der Zahl und der Ziele der Exkursionen ist nicht gestellt, ebensowenig in Betreff ihrer Ausdehnung und Dauer. Sehen wir uns in anderen deutschen Staaten um, so fällt besonders der Satz ins Auge, der in der Berliner Schulkonferenz vom 4. bis 17. Dezember 1890 aufgestellt wurde: „Der Unterricht im Freien ist für Naturkunde sowie für geographische und geschichtliche Heimatkunde auf alle Weise zu fördern.“ In „Lehrpläne und Lehraufgaben für höhere Schulen (des Königreichs Preufsen)“, Berlin 1901, ist bei den Bestimmungen über Erdkunde verlangt, dafs man an die „umgebende Natur anknüpfe“, und darauf hingewiesen, dafs „naturwissenschaftliche Exkursionen die Möglichkeit gewähren werden die Lebenserscheinungen der Tier- und Pflanzenwelt, die gegenseitige Abhängigkeit und die Lebensgemeinschaften beider der Anschauung und dem Verständnis der Schüler nahezuführen . . .“ Ähnliche Bestimmungen enthalten die Lehrpläne von Württemberg, Baden und Hessen.

Vergleichen wir hiermit, was die Verhandlungen in der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, Breslau 1904, bei der Beratung über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an höheren Schulen ergaben! Geheimrat Merkel stellt u. a. die Forderung auf: „Alle Schüler, welche sich eine allgemeine Bildung aneignen wollen, müssen beobachten lernen . . . Die studierende Jugend mufs dazu erzogen werden die Natur als das Buch, in dem sie vor allem zu lesen hat, zu betrachten.“ Medizinalrat Leubuscher behauptet: „In den höheren Schulen ist zweifellos eine Überbürdung vorhanden und die hygienischen Verhältnisse haben sich nicht gebessert, sondern in mancher Hinsicht verschlechtert . . . Die Kenntnis der Biologie müfste weniger durch theoretischen Unterricht als praktisch durch Unterweisung im Freien beigebracht werden, wobei zugleich die körperliche Entwicklung gefördert würde.“ Prof. von Borries erklärt namens des Vereins deutscher Ingenieure unter anderem: „Der Verein beschäftigt sich seit langer Zeit mit der Unterrichtsfrage, hauptsächlich wegen der Unzulänglichkeit der Vorbildung, welche die höheren Schulen vermitteln. Diese Unzulänglichkeit besteht nicht nur in bezug auf den technischen Beruf sondern in bezug auf die allgemeine Bildung überhaupt . . .

Den meisten jungen Leuten fehlt die Fähigkeit der Anschauung, die Beurteilung von Gröfsenverhältnissen und des kausalen Zusammenhanges."

In den Blättern des Bayerischen Gymnasiallehrervereins wurde diese Frage meines Wissens noch nicht behandelt, in den Versammlungen noch nicht diskutiert. Wer diesen Gegenstand anschneidet, mufs sich zunächst über folgende Punkte Rechenschaft geben: Sind diese Forderungen berechtigt? Sind sie ohne Schaden für die Aneignung eines genügenden Mafses von Kenntnissen in allen Lehrgegenständen durchführbar? Worauf hat sich die Unterweisung des Unterrichts aufserhalb des Schulzimmers zu erstrecken? Überwiegen nicht die Nachteile den Gewinn?

Mens sana in corpore sano! Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die Schule mit dem Elternhaus die Pflicht teilt ein körperlich und geistig gesundes Geschlecht zu erziehen. Ebensowenig läfst es sich bestreiten, dafs viele Familien nicht imstande sind in genügender Weise für die körperliche Ausbildung ihrer Söhne, die höhere Lehranstalten besuchen, Sorge zu tragen. Ja gerade daraus, dafs die Eltern ihren Söhnen Bewegung in freier Luft oft ohne Beaufsichtigung gestatten müssen, entstehen die meisten Schäden für die Moralität und häufig auch Nachteile für die Gesundheit derselben. In Würdigung dieser Verhältnisse hat daher auch das Kgl. Bayerische Staatsministerium für die Einrichtung von Turnspielen Sorge getragen, wobei hinsichtlich der Beteiligung kein Zwang geübt wird und aus mehreren Gründen vorerst auch nicht geübt werden kann.

Anders verhält es sich mit einem „Unterricht im Freien", den wir „Schülerwanderungen" nennen wollen. Schülerwanderungen müfsten bindend für alle Schüler sein — insoferne diese nicht gebrechlich oder gerade krank gemeldet sind — und nicht allein der körperlichen sondern auch der geistigen Förderung dienen. Unterricht im Vereine mit Bewegung in freier Luft ist, wenn auch in einzelnen Fällen bei Witterungsumschlägen durch Erkältung oder Durchnässung katarrhalische und andere Krankheitserscheinungen auftreten können, im allgemeinen dem jungen Menschen sicher zuträglich, um so zuträglicher, als dadurch Abwechslung und Ausspannung aus der „sitzenden" Alltagsarbeitsweise eintritt, was für die in der Entwicklung begriffenen jungen Leute schon vom sanitären Standpunkte allein betrachtet entschieden von Vorteil ist.

Welcher Art kann nun die Belehrung sein, die wir auf Wanderungen unseren Schülern bieten sollen? Sie wird je nach dem Alter der Schüler sowie der Gröfse und Umgebung des Schulortes sich verschieden gestalten, aber sie wird sich erstrecken können auf Geographie, Geschichte, Naturkunde, eventuell auch auf das Zeichnen und auf die Weckung des ästhetischen Sinnes unserer Jugend überhaupt.

Beginnen wir mit dem geographischen Unterricht! Schon in der Volksschule wird Heimatkunde praktisch durch Klassenspaziergänge

und Ausflüge gelehrt. Aber dem doch nunmehr um eine Stufe fortgeschritteneren Schüler des Gymnasiums läfst sich das Verständnis sowohl für den geographischen Aufbau des Landes sowie für eine Menge von Einzelnheiten wecken, die er früher noch nicht erfassen konnte, für Erscheinungen, die er bei seinen privaten Spaziergängen nicht sieht, sondern auf die er an Ort und Stelle von Berufenen aufmerksam gemacht werden mufs. Selbst der in reizlosester Gegend liegende Ort kann viel beitragen zur elementaren Propädeutik für die Länderkunde. Der Schüler mufs zur Betrachtung der heimischen Landschaft, zur Kenntnis von Entfernungen, Höhen und Flächengröfsen veranlafst werden. „Es ist gar nicht zu viel verlangt“, sagt Dr. Alfred Kirchhoff,[1]) dafs der Sextaner auf heimatkundlichen Gängen ins Freie — (von denen zu erwarten steht, dafs der Lehrer selbstlos genug ist deren mehrere in die nähere und fernere Umgebung seiner Stadt persönlich zu führen) — etwas von Geometerkünsten lernt; er mufs aus der sinnlichen Wahrnehmung erfahren, wie grofs sich die Strecke eines Kilometers, die Fläche eines darauf errichteten Quadrats ausnimmt ... Bodenoberfläche, Bach und Flufs gilt es kennen zu lernen in der Eigentümlichkeit ihrer Gestalt, nicht minder in der unablässigen Wechselwirkung des Festen und Flüssigen sowie beider mit den atmosphärischen Erscheinungen . . . Er sieht den Flufs an der einen Uferstelle den Boden abnagen, an einer anderen Schwemmboden anlagern; er bemerkt das Abspülen des Erdreiches von der Gesamtoberfläche durch niederrinnendes Regenwasser in das nächste Rinnsal . . . Talbildung durch Erosion, gleichfalls Denudation und Verwitterung, die den härtesten Felsen in Schutt umwandelt, wird ihm augenfällig klar.“ Es lohnt sich im Frühling einen Felshang zu besuchen, um die Wirkung des eingedrungenen Wassers zu erklären. Ist aber die Gegend gebirgig, welche Summe von lehrreichen Themen läfst sich hier aufrollen, die auch das Fassungsvermögen des 10—12jährigen Knaben nicht überspannen![2]) Aus den gewonnenen Anschauungen ergeben sich Vergleiche mit ähnlichen in der Schule gehörten anderwärtigen Vorkommnissen, von denen sich der Schüler nunmehr leichter eine Vorstellung bilden kann, weil er Ähnliches betrachtet hat. Er kann aber auch allmählich zum Erfassen der einfacheren Phänomene der Erdgeschichte angeleitet werden, wozu Moränenlandschaften, Gletscherschliffe, erratische Blöcke, Steilabstürze in Flufstälern, die verschiedenen Formationen unserer bayeri-

---

[1]) Dr. A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. IV 2: Didaktik und Methodik der einzelnen Lehrfächer. Abschn. XII 13.

[2]) Vgl. Kirchhoff, l. c. p. 15 ff., wo auch die weitere einschlägige Literatur angeführt ist, auf die näher einzugehen hier nicht Raum ist: Heinrich Matzat, Methodik des geographischen Unterrichts; Peter und Pilz, Die Heimatkunde in Sexta mit besonderer Berücksichtigung von Jena und Umgegend (In Frick und Richter, Lehrproben und Lehrgänge, 6. H., Halle 1886, S. 45—75); Rott, Heimatskunde, Grundzüge des Unterrichtes für Sexta höherer Lehranstalten, Berlin 1891; Jonas, Induktive Heimatkunde als Grundlage des geographischen Unterrichts. Progr. des Kgl. kath. Gymnasiums zu Oppeln 1892. Vgl. aufserdem: Dr. Anton Becker, Methodik des geographischen Unterrichtes. Ein meth.-didakt. Handbuch für Lehramtskandidaten und Lehrer. Leipzig-Wien 1905.

schen Mittelgebirgslandschaften Stoff und Gelegenheit in Hülle und Fülle bieten. Die Unkenntnis, die das Gros unserer Gymnasiasten in den oberen Klassen gegenwärtig in allen diesen Fragen beweist, ist haarsträubend und beschämend für unsere Bildungsanstalten; der Beispiele zur Erhärtung dieser Behauptung wäre Legion!

Werfen wir sodann einen Blick auf die Geschichte! Die Wege, die der Lehrer einzuschlagen hat um den historischen Sinn der Schüler zu wecken, sind verschieden. Als einer davon hat jedenfalls auch derjenige zu gelten, der an die am Schulorte selbst oder in dessen Nähe befindlichen Stätten führt, die irgend eine geschichtliche Merkwürdigkeit bieten. Und jeder Ort hat solche Objekte zu verzeichnen. Hier ist Gelegenheit gegeben, das Augenmerk auf prähistorische Stätten (Pfahlbauten, Grabhügel, Ringwälle etc.) zu lenken; dort finden sich Baureste aus der Römerzeit, (Spuren von Lagern, Strafsen, Teile des Limes, ausgegrabene Bäder, Türme, Tore u. dgl.); anderswo führen alte Kirchen und alte Burgen die Kultur- und politische Zustände des Mittelalters vor Augen. Aber auch neuere Dome und Kirchen mit ihren Baustilen, bemerkenswerte Profangebäude, Statuen von Fürsten, grofsen Feldherrn, Staatsmännern und Gelehrten, Denkmäler zur Erinnerung an bedeutende Schlachten, Residenzen und Schlösser ehemaliger Fürsten, endlich auch Museen — und alle diese Stätten möchte ich als Ziele für Schülerwanderungen betrachtet wissen — sind dazu angetan nicht allein die Kenntnis der politischen sondern auch der Kulturgeschichte, der mit vollem Rechte in neuerer Zeit im Unterrichte eine weit gröfsere Bedeutung beigemessen wird als früher, sowie ganz besonders der heimatlichen Geschichte im engeren Sinne[1]) zu fördern. Ein Besuch derartiger Orte, verbunden mit entsprechender Belehrung und Anleitung, wird imstande sein früher Gelerntes wieder aufzufrischen und zu befestigen. Und wir sind es in der Tat unserm Patriotismus schuldig das Wissen unserer Schüler in der vaterländischen Geschichte mehr zu fördern, als es in den hierfür zugemessenen Lehrstunden möglich ist. Nicht selten wird gegen unseren Geschichtsunterricht der Vorwurf erhoben, dafs unsere Gymnasiasten wohl aus der griechischen und römischen Zeit alle möglichen Details wüfsten, in der deutschen und bayerischen Geschichte dagegen recht wenig bewandert seien. Dem ist entgegenzuhalten, dafs an unseren Gymnasien nicht viel mehr als zwei Jahre alte, die übrigen fast fünf Jahre aber deutsche und bayerische Geschichte in ebensovielen Wochenstunden gelehrt wird; der Grund jener Erscheinung, der wohl nicht ganz bestritten werden kann, erklärt sich aber einmal aus dem gewaltigen Umfang des Stoffes der deutschen Geschichte, sodann auch daraus, dafs die Lektüre der alten Klassiker aufserordentlich zur Festigung des historischen Wissens beiträgt. Es wird ja auch in jüngster

[1]) Wenn in den Theorien für Geschichtsunterricht ein Streit darüber entbrannt ist, ob bei der Behandlung der deutschen Geschichte der Kenntnis der des engeren Vaterlandes besondere Aufmerksamkeit zu schenken ist oder nicht, so klärt uns § 14,4 der Schulordnung darüber auf, wie unsere bayerische Schulleitung hierüber denkt.

Zeit im deutschen Unterricht, soweit es die Stundenzahl gestattet, die Prosalektüre nicht aufser acht gelassen und unsere Lesebücher bieten erfreulicherweise vortreffliche Aufsätze historischen Inhalts. Doch glaube ich im Besuche von Stätten, die Interesse für die politische und Kulturgeschichte im allgemeinen, insbesondere aber auch für die Heimatgeschichte bieten, in der genauen Betrachtung und Erklärung derselben eine gewichtige Ergänzung unserer Unterrichtsmittel erblicken zu müssen, bestimmte Bedingungen vorausgesetzt, von denen unten die Rede sein soll. Hierdurch wird nicht nur der Sinn für die Taten unserer Vorfahren mehr geweckt, nicht nur die Jugend für das Wirken grofser Männer lebhafter begeistert werden können; es wird speziell auch die Kenntnis der Geschichte unseres engen Vaterlandes, unseres Heimatortes vertieft werden. Es stünde vielleicht auch zu hoffen, dafs wenigstens die besseren der zahlreichen auf die heimatliche Geschichte bezüglichen Bücher der Schülerbibliotheken, die wie Aschenbrödel im Winkel des Schrankes zu stehen pflegen und — viele Kollegen haben mir diese Erfahrung bestätigt — den Schülern zur Lektüre fast aufgenötigt werden müssen, alsdann ein mehr begehrter Artikel wären, weil Autopsie das Verständnis wachgerufen hat. Denn der beredteste Lehrer wird mit einer Abbildung nicht den nachhaltigen Eindruck zu machen vermögen, den er vor dem Monument selbst, das eine lebhaftere Sprache redet, erzielt.

Was ferner die allerdings an unseren Gymnasien noch junge Disziplin, die Naturkunde betrifft, so schreibt unsere Schulordnung in richtiger Würdigung der Verhältnisse Exkursionen vor. Wird auch die Systematik als das Fundament für das Verständnis der Biologie in Tier- und Pflanzenwelt nie entbehrlich sein und nicht als so lächerlich wertlos erachtet werden dürfen, wie die modernen Biologen behaupten, so mufs dennoch die Betrachtung der Lebensvorgänge der organischen Wesen der Natur die Würze des Unterrichtes bilden. Es lassen sich nun zwar auch frische Pflanzen in gröfserer Anzahl in das Klassenzimmer bringen, es steht da und dort ein Schulgarten zur Verfügung, wo der Lehrer einiges Demonstrationsmaterial pflanzen kann, aber ausreichend ist diese Art der Unterweisung keineswegs, wenn man auch nicht gänzlich auf sie verzichten kann. Und dies gilt gerade für die Botanik in höherem Grade als für die Zoologie, da dem Schüler die Lebensvorgänge an den Pflanzen weniger bekannt sind als an den Tieren.[1]) Nur der Besuch der Natur selbst kann diesem Unterricht das nötige Leben einhauchen. Worauf sich hier die Betrachtung zu erstrecken hat, wurde von Loew (l. c. XIII 35 ff.) ausführlich entwickelt. Manche Erscheinungen, wie z. B. Schlafbewegungen der Blätter, Heliotropismus in seinen einfachsten Vorgängen.

[1]) Vergl. hierüber: Loew bei Baumeister, Handbuch Bd. IV., Abschn. XIII S. 17 ff.; G. Lüddecke, Der Beobachtungsunterricht in Naturwissenschaft, Erdkunde und Zeichnen. Braunschweig 1893, wo die Einwände, die gegen die „Feldübungen“ gemacht werden, eine gründliche Zurückweisung erfahren; ferner: Dr. Felix Kienitz-Gerloff, Methodik des Botanischen Unterrichts. Berlin 1904, p. 55 ff.

Insektenbesuch, fleischfressende- und Schmarotzerpflanzen werden am besten, zum teil ausschliefslich in der Natur selbst demonstriert werden können. Hierzu gesellt sich insbesondere die Betrachtung von Lebensgemeinschaften und Vegetationstypen (die Wiese, der Acker mit Kultur und Unkraut, der Nadel- und Laubwald, das Flufsufer, der Teich, das Moor, die Heide etc.). Aber auch mineralogische und petrographische Beobachtungen lassen sich in freier Natur anstellen, die, wenn auch nicht überall eine Mannigfaltigkeit der Vorkommnisse besteht, doch Anregung zu selbständiger Tätigkeit geben und somit die unentbehrliche Grundlage für die gesunde geistige Entwicklung unserer Jugend überhaupt schaffen helfen.

Nur mit einem Worte soll schliefslich noch der Gelegenheit zur Ausbildung der zeichnerischen Fertigkeit der Schüler gedacht werden, insofern sich ihnen auf Wanderungen je nach Alter und Befähigung manches Objekt zu einem Entwurfe in dem mitgenommenen Skizzenhefte darbietet, womit sich ja auch die Hebung des Natur und Kunstsinnes der Jugend verbindet. Unsere Schüler sind grofsenteils blind gegenüber den hervorragendsten Schöpfungen der Kunst und der unerschöpflichen Schönheit der Natur. Hier gilt es vornehmlich den Hebel anzusetzen und Wandel zu schaffen.

„Naturpflege“ und „Denkmalpflege“ sind in den letzten Jahren in allen Gauen Deutschlands zu Schlagwörtern geworden. Historische und naturwissenschaftliche Vereine haben die Hilfe der Staatsregierungen zum Schutze der geschichtlich merkwürdigen und der Erhaltung werten Denkmäler im weitesten Sinne sowie der naturwissenschaftlich hervorragend interessanten Lebewesen und Lebensgemeinschaften und sonstigen Naturgebilde[1]) angerufen. Bereitwilligst haben die Regierungen ihre Unterstützung zugesagt und auch in Bayern haben die Staatsministerien des Innern bereits Mafsnahmen angebahnt, die dieser Bewegung Rechnung tragen sollen. Sowohl in der obengenannten Schrift von Conwentz als auch in den Beratungen im Kgl. bayerischen Staatsministerium des Innern, denen Verfasser dieses Aufsatzes anwohnte, wurde betont, dafs ganz besonders die junge Generation für diese Bestrebungen gewonnen werde müsse, dafs die Ideen zur Pflege und Erhaltung der „Naturdenkmäler“ in die Schule eingeführt und bei gegebenen Gelegenheiten zu wiederholten Malen erörtert werden sollten. Conwentz hebt[2]) auch hervor, dafs es sich für Schulen empfehle, wie es teilweise bereits geschehe, allgemeine Lehrausflüge zu unternehmen um Schüler und Schülerinnen mit den Denkwürdigkeiten der heimatlichen Natur — und ich füge noch hinzu „auch mit denen der heimatlichen Geschichte!“ — bekannt zu machen. Unserer Jugend mufs Begeisterung für die Natur und ihre Wunder eingepflanzt, mufs das Verständnis für Beurteilung historischer Denkwürdigkeiten anerzogen werden. Ich zweifle nicht, dafs es manchem

[1]) Zur Orientierung sei auf die gediegene Arbeit von H. Conwentz, Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Berlin, Borntraeger, 1904, hingewiesen.

[2]) L. c. S. 127 f.

jungen Manne Vergnügen machen würde zu der geplanten Inventarisierung der „Naturdenkmäler" beizutragen. Damit wäre denn überhaupt eine Ablenkung der studierenden Jugend von mancher schädlichen, satzungswidrigen Tätigkeit angebahnt und ich habe dabei namentlich das Kneip- und Verbindungswesen im Auge. Unser Unterrichtsbetrieb ist unserer Jugend vielfach zu abstrakt; eine konkretere Gestaltung, wenn ich mich dieses Ausdrucks hier bedienen darf, wird in mancher Hinsicht von Vorteil sein. Besonders sollte meines Erachtens, was bisher bei uns nicht geschieht, darauf hingewirkt werden, dafs unsere Schüler der naturkundlichen Kenntnisse, die sie sich in den unteren und mittleren Klassen erworben haben, später nicht ganz verlustig gehen, sondern dafs sie im Kontakt mit der Natur erhalten werden und nicht mit blasierter Verachtung auf ihre frühere Beschäftigung mit Naturkunde zurückblicken. Ich habe in langjähriger beruflicher Tätigkeit oftmals die Beobachtung gemacht, dafs jene Schüler, die Sinn für Natur hatten und naturkundlichen Interessen huldigten, vor der Pestilenz des Kneip- und Verbindungswesens bewahrt blieben.

Es unterliegt ferner kaum einem Zweifel, dafs die Berufsfreudigkeit unserer Schüler durch zeitweise stattfindende Unterrichtung aufserhalb des Gymnasialgebäudes erhöht wird; denn wenn überhaupt, so gilt das „Variatio delectat" für unsere Jugend und ist bei wohlbemessener Beschränkung nicht gefährlich.

Nach diesen Darlegungen bedeuten Schülerwanderungen ein Entgegenkommen gegenüber den hygienischen Forderungen der Neuzeit, eine Anleitung zur eigenen, selbständigen Beobachtung sowie eine Förderung des allgemeinen Wissens und die Weckung des ästhetischen Sinnes unserer Jugend. Es steht nun die Frage zur Erörterung, ob und wie sich die Einführung solcher Wanderungen ermöglichen läfst.

Es gab eine Zeit, wo an bayerischen Studienanstalten sogenannte Maispaziergänge abgehalten und zwar auf einen ganzen Tag ausgedehnt wurden. Die gegenwärtig geltende Schulordnung gestattet letzteres ihrem Wortlaute nach nicht und zwar mit Recht. Erinnere ich mich doch noch aus meinen eigenen Schülerjahren, welch schlimme Ausschreitungen sie im Gefolge hatten. Die Schülerwanderungen in dem oben besprochenen Sinne sollen wesentlich davon verschieden sein. Dem Schüler mufs vor allem nachdrücklichst zum Bewufstsein gebracht werden, dafs diese Ausflüge nicht dem Vergnügen dienen, sondern ein Stück Unterricht darstellen und dabei Zucht und Aufmerksamkeit herrschen mufs. Der Aufenthalt im Gasthaus ist möglichst zu beschränken, bei weniger ausgedehnten Ausflügen zu vermeiden; Rauchen, Kegel- oder gar Kartenspielen unbedingt zu untersagen. Die Rückkehr mufs — Notfälle ausgenommen — vor Einbruch der Nacht erfolgen. Da aber diese Wanderungen dem Unterrichte dienen, so sollen sie nicht etwa auf freie Nachmittage verlegt werden, die der Schüler, wie jeder Vater, dessen Söhne Studienanstalten besuchen und gewissenhaft arbeiten, mir bestätigen wird, zur Erledigung der häuslichen Aufgaben, namentlich der deutschen Hausaufgaben und zur Wiederholung für

Schularbeiten, zur Pflege der Musik u. dgl. dringend nötig hat. Nebenbei nur sei bemerkt, dafs auch Lehrer, die mit Korrekturen reichlich gesegnet sind, gleichfalls den Verlust freier Nachmittage schwer empfinden, zu denen nicht etwa die Ausflüge mit Schülern gerechnet werden dürfen, welche für den Lehrer erheblich anstrengender sind als die Erteilung von zwei Unterrichtstunden im Schulzimmer. Sind Wanderungen in die nächste Umgebung oder der Besuch von Museen u. dgl. in Aussicht genommen, so soll darauf ein Schulnachmittag verwendet werden. Liegt aber das Ziel weiter entfernt, so sollen ganze Tage zur Verfügung sein. Und die Wanderungen müssen, sollen sie bei der neunjährigen Dauer des Gymnasialunterrichtes Abwechslung und stets Neues bieten und reiche Belehrung bringen, unbedingt auch in weitere Entfernung vom Schulorte führen und zwar hinsichtlich aller oben angeführten Disziplinen. Ich weifs aus der Reihe von Jahren, wo ich naturkundlichen Unterricht erteilte, dafs die Ziele, die wirklich ausgiebige Gelegenheit zur Anstellung der anziehendsten Beobachtungen geben, nicht immer gerade unmittelbar vor dem Stadttore zu suchen sind, sondern dafs oft ein Zeitaufwand von mehreren Stunden zu deren Erreichung nötig ist. Dies ist auch einer der Gründe, weshalb die naturwissenschaftlichen „Exkursionen", denen bisher durchaus nicht die entsprechende Zeit eingeräumt ist, gegenwärtig vielfach nicht viel mehr bedeuten, als dafs sie auf dem geduldigen Papiere stehen. Auch der Besuch der nächsten Stadt mit ihren historischen Denkwürdigkeiten erfordert Zeit. Der Exkursionstag — und von diesem Vorurteil mufs man sich a priori freihalten — darf nicht, weil nicht inter parietes gymnasii unterrichtet wird, als verloren gelten, sondern mufs Anspruch darauf haben als gleichwertig neben den gewöhnlichen Schultagen betrachtet zu werden. Auch sei die Zahl solcher Wanderungen keine minimale, vielmehr soll es gestattet sein in jedem Monat der wärmeren Jahreszeit (also März bis Oktober) eine Wanderung, mag sie sich nun auf einen ganzen oder auf einen halben Tag erstrecken, zu unternehmen, mindestens aber eine Anzahl von etwa 3—4 solchen Ausflügen im Schuljahre gefordert sein. Die Frage, auf welche Lehrgegenstände bei den einzelnen Klassen das Hauptaugenmerk zu richten ist und wer die Führung übernimmt, regelt sich durch das Lehrprogramm von selbst; doch soll auch Schülern höherer Klassen durch Beteiligung von Lehrern, die in der Naturkunde unterrichtet sind, nach Tunlichkeit Anregung geboten werden.

Ausflüge solcher Art ziehen aber weitere Konsequenzen nach sich, indem sie die körperliche Leistungsfähigkeit unserer Schüler mehr oder weniger in Anspruch nehmen. Dem körperlich Ermüdeten mufs die geistige Arbeit nach der Rückkehr von der Wanderung unbedingt erspart bleiben. Es ergibt sich daher die Forderung, dafs Aufgaben für den folgenden Tag nur insoweit gegeben werden dürfen, als sie am Abend vor dem Ausfluge leicht erledigt werden können. Man erlasse einmal dem Schüler die schriftliche (und auch die mündliche) Übersetzung des üblichen fremdsprachlichen Kapitels, was wohl der Übel gröfstes nicht bedeutet; man

extemporiere tags darauf im Klassiker, ein Verfahren, das auch nach der Ansicht hervorragender Schulmänner an unseren Gymnasien zu wenig geübt wird; man benütze die etwa treffende Stunde der Geschichte, Geographie oder Naturkunde zur eingehenden Besprechung und Vertiefung der auf der Wanderung gewonnenen Eindrücke und präpariere eventuell bisweilen im Anschlufs hieran einen deutschen Aufsatz! Wer jedoch meint in der Erledigung des Lehrpensums dadurch etwas versäumt zu haben, möge in der erhöhten Frische und Leistungsfähigkeit der einmal aus der Alltagstätigkeit herausgerissenen Schüler an den folgenden Tagen Ersatz finden!

Es ist jedoch nicht zu verkennen, dafs der praktischen Durchführung dieser Vorschläge manche Bedenken gegenüberstehen, die bisher nicht berührt wurden. Zunächst werden hiermit an die Lehrer Anforderungen mehrfacher Art gestellt. In noch höherem Mafse als im Schulzimmer wird hier der Erfolg von dem Grade der Autorität abhängen, die sich der Lehrer zu verschaffen weifs, sowie von seinem allgemeinen Wissen, vermöge dessen er imstande ist in mehreren der oben angeführten Disziplinen den Schüler die sachgemäfse Beobachtung zu vermitteln. Die Wanderungen erfordern sodann von ihm Gesundheit, Rüstigkeit und körperliche Widerstandsfähigkeit. Eine unerläfsliche Bedingung besteht aber auch darin, dafs der Lehrer alle jene Orte, die das Ziel der Ausflüge bilden, zuvor besucht und sich genau informiert hat, womit er seine Schüler da und dort bekannt zu machen hat. Er mufs in allen einschlägigen Fragen bis ins Detail unterrichtet sein um wifsbegierigen Schülern stets Auskunft erteilen zu können. Dies gilt auch für den Besuch von Staats- und Vereinssammlungen. Gewifs würde auf Ersuchen die Leitung derartiger Museen den Lehrern der Studienanstalten für gemeinsamen Besuch zu ihrer Unterweisung eine sachkundige Führung gewähren. Auch müfste der Klassenbesuch von Sammlungen zu einer Zeit gestattet sein, wo sie nicht dem allgemeinen Besuche offen stehen; denn in letzterem Falle wäre das „Zaunpublikum“ ebenso störend und lästig wie bei naturkundlichen Exkursionen in unmittelbarer Nähe der Stadt, was viele Lehrer der Naturkunde schon erfahren haben.

Aus Informationsausflügen und Wanderungen mit den Schülern erwachsen jedoch für den Lehrer auch Ausgaben. Wir dürfen nun freilich nicht mit dem Rufe nach „Diäten“ hervortreten — so unbescheiden ist der Schulmann nicht! —; denn damit wäre wohl jeder Versuch mit einer solchen Neuerung ad Kalendas Graecas verschoben. Aber eine approximative Entschädigung der Barauslagen wäre ein Gebot der Billigkeit und müfste gewährt werden aus einer Pauschalsumme, die nach der durchschnittlichen Klassenzahl einer Anstalt dieser aus der Staatskasse zur Verfügung gestellt werden müfste. Ebenso hätte auch für alle etwa auf Exkursionen vorkommenden Unfälle, insofern dem Führer nicht eine eklatante grobe Fahrlässigkeit nachgewiesen werden kann, der Staat für die Haftung noch in etwas bestimmterer Weise zu garantieren, als sie in der Ministerialentschliefsung vom 5. August 1904 vorgesehen ist.

Eine weitere Schwierigkeit für die Durchführung der Klassenwanderungen liegt auch in der leider noch häufig bestehenden zu grofsen Schülerzahl. Ist bei Klassen, welche die Maximalzahl oder gar darüber aufweisen, schon der Unterricht im Gymnasialgebäude schwierig und die Förderung des einzelnen nicht so leicht wie bei weniger besetzten Klassen, so trifft dies ganz besonders bei Exkursionen zu, wo sich die bequemeren und interesselosen Schüler — und welche Klasse hätte sie nicht? — gerne zu Allotria separieren. Es kann hier, wenn die Herabsetzung der Schülerzahl vorerst ein pium desiderium sein mufs, nur durch unerbittlich strenge Zucht auf Wanderungen der gewünschte Erfolg erzielt werden.

Häufige Klassenausflüge naturkundlicher Art können aber auch, wie gerade in letzter Zeit von verschiedener Seite betont wurde, eine Gefahr für die Flora einer Gegend involvieren. Dem ist vorzubeugen, wenn der Lehrer jene Plätze einer Gegend, die er als Standorte seltener, der Ausrottung naher Pflanzen kennt, geflissentlich und unauffällig meidet, wie er dann auch dafür zu sorgen hat, dafs den Stätten landwirtschaftlicher Kulturen möglichste Schonung zu teil werde.

Auch in schultechnischer Hinsicht können Schwierigkeiten entstehen, die jedoch bei gutem Willen und kollegialem Entgegenkommen der Beteiligten aus der Welt zu schaffen wären. Hätte ein Lehrer, der mit einer Klasse sich auf die Wanderung begibt, am gleichen Tage in einer oder mehreren anderen Klassen Unterricht, so müfsten für ihn hier die Stunden von den sonst in den betr. Klassen beschäftigten Lehrern übernommen werden. Er hätte dann ein anderes Mal, falls ihm durch Exkursion einer Klasse mit einem anderen Lehrer Stunden frei würden, eventuell Gelegenheit seinen Unterricht dort nachzuholen. Es würde dadurch, angenommen dafs kleinliche Rechnung für recht wenig angezeigt und ausgeschlossen betrachtet werden darf, sich ein billiger Ausgleich in der Stundenzahl ermöglichen und eine nennenswerte Mehrbelastung des einzelnen vermeiden lassen. Voraussetzung wäre hierbei, dafs die Lehrer all der einschlägigen Fächer Lehrer der betr. Anstalt wären und sie nicht blofs im Nebenamt führten, ferner dafs die Lehrer der Naturkunde nicht mit einer zu hohen Stundenzahl belastet wären.

Endlich gilt es noch ein Bedenken und zwar nicht das geringfügigste zu prüfen. Es betrifft die Geldfrage, den Kostenpunkt für die Schüler. In erster Linie darf man vor Eisenbahnfahrten und zwar auch vor gröfseren Strecken — also von einer Stunde Eilzugfahrt und darüber! — nicht zurückschrecken. Auch vorausgesetzt, dafs solche der Jugenderziehung- und -Belehrung dienende Ausflüge von seiten des Kgl. Verkehrsministeriums einer möglichst reduzierten Fahrtaxe teilhaftig werden möchten, ja dafs auch die bayerische Staatseisenbahn, wie bereits Privatgesellschaften genehmigen (z. B. Dampfschiff auf dem Starnbergersee), armen Schülern bei Exkursionen Freifahrt gewährte, würde das Budget weniger bemittelter Schüler immerhin eine Belastung erfahren, die ihm unter keinen Umständen zugemutet werden darf. Abhilfe liefse sich meines Erachtens einmal dadurch

schaffen, dafs gewisse Stipendien, bezw. Erübrigungen, die an manchen Anstalten den Schülern zugute kommen, zum Teil für diese Zwecke verwendet würden, wodurch jedenfalls die Stipendiengelder eine angemessenere Verwendung erfahren würden, als wenn Stipendiaten mit Gummischuhen und Kragenschonern auftauchen. Aufserdem dürfte, was einstmals in Bayern geschehen konnte, dafs nämlich „zur Ermöglichung der Teilnahme minder bemittelter Schüler am Schwimmunterricht eine angemessene Position in den Etat“ eingesetzt wurde (Min.-Entsch. v. 31. Dzb. 1857), auch heutzutage, wenn es gilt sowohl das leibliche Wohl als auch zugleich das geistige Niveau unserer Jugend zu heben, nicht unerreichbar sein.

Werfen wir noch einmal einen kurzen Rückblick auf das Gesagte, so dürften sich alle jene, welche die von mir vorgebrachten Ideen einer geneigten Würdigung zu unterziehen sich die Mühe nehmen, mögen sie auch nicht in allen Einzelheiten mit mir übereinstimmen, die Überzeugung bilden, dafs Schülerwanderungen in dem von mir vertretenen Sinne nicht allein förderlich und wünschenswert sondern auch durchführbar sind. Zugleich würde ihre Einführung, die an unseren humanistischen Anstalten möglich ist, ohne dafs ihr humanistischer Charakter Schaden leidet, dazu beitragen, dafs manchem Angriff, der von gegnerischer Seite auf unsere Gymnasien erfolgt, die Spitze gebrochen würde.

München, Mai 1905. Dr. Franz Vollmann.

II. Abteilung.

Rezensionen.

W. A. Lay, **Experimentelle Didaktik.** Ihre Grundlegung mit besonderer Rücksicht auf Muskelsinn, Wille und Tat. I. Allgemeiner Teil. O. Nemnich, Wiesbaden 1903. XII und 595 S.

In den neunziger Jahren hat Lay ein beachtenswertes auch in unserer Zeitschrift gewürdigtes Buch veröffentlicht, in dem er die einzelnen Methoden des Rechtschreibeunterrichts auf ihren praktischen Wert untersucht und zwar — das war das Neue — mit Hilfe ausgedehnter psychologischer Versuche. Seine Arbeit fand Anklang, wie die vielen Anerkennungsschreiben, die er in der Vorrede der zweiten Auflage mitteilt, beweisen, und das ermutigte ihn die Grenzen weiter zu stecken und die ganze Didaktik experimentell zu begründen. Der erste Teil, der bis jetzt vorliegt, möchte, wie Verfasser bemerkt, über die Voraussetzungen, das Wesen und die Durchführung der experimentellen Forschungsmethode auf dem Gebiete der Didaktik theoretisch und praktisch orientieren, zur praktischen Anwendung derselben aufmuntern und diese erleichtern."

„Zu diesem Zwecke bietet er zunächst kinderpsychologische, psychologische und erkenntnistheoretische, ethische, ästhetische und religiöse, pathologische und hygienische Tatsachen und Literaturangaben, soweit sie dem Unterrichte und seiner experimentellen Erforschung zurzeit als allgemeine Grundlage dienen können." „Nicht blofs die deutsche sondern auch die französische, englische und nordamerikanische Literatur mufste zu Rate gezogen werden, um — wohl zum erstenmale — eine innige Verknüpfung der modernen Psychologie mit der Didaktik herbeizuführen und einen fruchtbaren Boden für das didaktische Experiment zu gewinnen. Eine eingehende Behandlung war den motorischen Prozessen und insbesondere den Bewegungsvorstellungen zu widmen, da deren Gebiet in der pädagogischen Literatur und bei den Schulmännern im allgemeinen noch eine terra incognita darstellt und die Bewegungen für die experimentelle Forschungsmethode als Reaktionen von gröfster Bedeutung sind. Im unmittelbaren Anschlufs an die grundlegenden Tatsachen sind die Resultate experimenteller Forschung mitgeteilt, didaktische Probleme gestellt, Mittel und Wege zur Lösung durch Beobachtung von Experimenten angegeben und eine Reihe von didaktischen Beobachtungen und Versuchen nach ihrer Entstehung, Durchführung und praktischen Verwertung als typische Beispiele bis ins einzelne dargestellt. Neu und in der vorliegenden Schrift zum

erstenmale veröffentlicht sind die didaktischen Beobachtungen und Experimente 1) über die Sprechbewegungsvorstellungen im mündlichen Unterricht, 2) über die Sprechbewegungsvorstellungen im Gesangsunterricht, 3) über die Auffassung von Formen, 4) über die Anschauungs- und Gedächtnistypen, 5) über das physische Tempo und die physische Energie im Verlaufe der Tages- und Jahreszeiten. Zum Schlusse wird das Wesen und die Bedeutung der experimentellen Forschungsmethode, der didaktischen Beobachtung, Umfrage, Statistik und des didaktischen Experiments zur Darstellung gebracht und auf die Notwendigkeit der Errichtung pädagogischer Lehrstühle, der Pflege pädagogischer Forschung an den Lehrerseminarien und pädagogischen Instituten gröfserer städtischer Gemeinwesen hingewiesen." Man sieht, Lay fühlt sich sehr als didaktischer Pfadfinder. Freilich, wenn man seiner Führung folgt, kommt man doch auf manchen bekannten Weg. Man wird auch sehen, dafs man nicht so viel Experimentelles findet, als Titel und Vorrede vermuten lassen, selbst da, wo die Wissenschaft schon ein reiches Material aufgehäuft hat, wie bei der Frage der Assoziationen. Das Physiologische macht sich breiter, als es sollte. Verfasser mifst ihm entschieden zu grofsen Wert für die Erklärung bei und vergifst, dafs eher die physiologischen Erscheinungen der physischen zur Erklärung bedürfen als umgekehrt. Ebenso überschätzt er unseres Erachtens — unter dem Banne Münsterbergs — die Bedeutung der Bewegungsempfindungen. Im einzelnen läfst die Arbeit des öftern die Sorgfalt im kleinen vermissen. Es scheint uns, als ob das Buch etwas rasch entstanden und in die Öffentlichkeit getreten wäre, noch ehe der Verfasser das Viele, was er nach umfangreicher Lektüre in sich aufgenommen, zu einem streng einheitlichen, abgeklärten Ganzen zusammengeschlossen hatte. Immerhin wird man aus dem Buche sehr viele Anregungen entnehmen können, so dafs es trotz seiner Mängel eine Bereicherung der didaktischen Literatur darstellt.

Ingolstadt. Dr. M. Offner.

Die bayerische Mittelschule seit der Uebernahme durch die Klöster bis zur Säkularisation. Von Dr. Georg Lurz, Kgl. Gymnasiallehrer in München. Beiheft zu den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 6. Berlin A. Hofmann 1905.

In Kehrbach Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung etc. IV, Bayerngruppe 1, Jahrgang 1901 und besonders in den bayerischen Gymnasialblättern Jahrg. 1904, VII u. VIII. Heft schildert G.-P. Eugen Brand die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern seit der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773. Mit diesem Jahre begann nämlich eine Umbildung der Gelehrtenschulen Bayerns hinsichtlich des Lehrpersonals, aber auch der Lehrgegenstände, der Methode etc. Legte Brand mehr die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes dar, so suchte Kollege Lurz vor allem die Umge-

staltung der Mittelschule selbst in der kurzen aber wichtigen Periode vom Jahre 1773 bzw. 1781 bis 1803 vor Augen zu führen.

Bis 1773 hatte (Lurz, Seite 5) der Staat in bequemer Weise die Mittelschule dem Jesuitenorden überlassen. Nach Aufhebung des Ordens lehnte der Staat eine Unterhaltungspflicht der Schulen prinzipiell ab. Die Kosten für die Mittelschulen wurden daher aus dem Fond des aufgehobenen Ordens gedeckt. Als aber Karl Theodor bald nach seinem Regierungsantritte den Entschlufs fafste eine bayrische Zunge des Malteserordens zu gründen (S. 26), mufste zu diesem Zwecke der Jesuiten-Fond von der Schullast frei gemacht werden; die finanzielle Unterhaltung der Mittelschule sollte der Prälatenstand übernehmen, dafür aber die Berechtigung überkommen die Lehrer aufzustellen unter Vorbehalt der Genehmigung der Staatsregierung. (S. 36).

Laut Entschliefsung vom 13. September 1781 waren folgende ehemalige Jesuitengymnasien zu besetzen: Amberg, Burghausen, Ingolstadt, Landshut, München, Neuburg a. D., Straubing. (S. 39). Dem Malteserorden war die Verpflichtung auferlegt in den übernommenen Jesuitengebäuden Räume für Schule und Lehrerwohnungen abzugeben. (S. 43). Mit welcher Rücksichtslosigkeit dieser Punkt erledigt wurde, zeigt Lurz in seiner Abh. S. 44 u. ff. Von S. 47 bis 53 bespricht sodann der Verfasser das gemeinsame Leben der Professoren, das Verhältnis zwischen Rektor und Professoren, um hierauf in Abschnitt VIII die Zusammengehörigkeit des Gymnasiums und des damaligen Lyceums klarzulegen, kennzeichnet die neue Lehrmethode im Gegensatz zur alten (jesuitischen) und zählt unter Anführung der Schulordnung vom 30. August 1782 die Unterrichtsgegenstände auf: (Latein, Deutsch, Griechisch, Geographie und Geschichte, Arithmetik und Mathematik), Naturkunde, Zeichnen und neuere Sprachen, Tanzen und Fechten waren fakultative Fächer.

Abschnitt IX behandelt die Unterrichtszeit, Ferien, Prüfungen, Instruktoren, Frequenz. Letztere war wie „Disziplin" (Abschnitt X) wesentlich zurückgegangen. Das Schlufskapitel zeigt ein unerquickliches Bild vom Streite zwischen dem Prälatenstand und der Regierung.

Lurz hat mit seiner Abhandlung einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Mittelschule Bayerns geliefert. Er mufste reichliches Material verarbeiten, der fleifsigen Hand entstand aber auch ein gutgelungenes Werk. Abgesehen von einigen Druckfehlern, die sich von selbst korrigieren wie S. 3 „der bayrischen Schulgeschichte", S. 47 überhaupt, und von wiederholt gebrauchten Ausdrücken so z. B. charakteristisch, Epoche ist am Inhalte wenig auszusetzen. Über die Ursachen des Frequenzzurückganges sind die Meinungen geteilt. „Die Errichtung von Realschulen", wie der Verfasser anführt, wird wohl die unbedeutendste gewesen sein. In der Frequenztabelle S. 101 ist die Schülerzahl in Amberg zu klein angegeben.

Kollegen, welche sich für die Entwicklung des bayerischen Gymnasiums interessieren, mögen es nicht verabsäumen sich obengenanntes „Beiheft" zur Lektüre zu verschaffen.

Amberg. Dr. Denk.

Dr. W. Berg, Die Erziehung zum Sprechen. Teubner, Leipzig, 1903. 55 S.

Der Titel dieser Broschüre ist irreführend. Man könnte denken, es handle sich um die Unterweisung im Gebrauche der Sprache, im Ausdruck der Gedanken; es ist aber die Erziehung zur Stimmbildung gemeint. Viel Neues enthält die Schrift nicht. Sie beklagt wie Engel, Hennig, Schwidop u. v. a. die Vernachlässigung der Stimme im Gegensatz zu allen anderen leiblichen und geistigen Anlagen. Bei vielen Menschen werde die Stimme schon in früher Jugend geschädigt durch verkehrtes Sprechen, unzweckmäſsiges Singen und wüstes Schreien. Die schlimmen Folgen dieser Versündigungen seien das Lispeln, Stammeln und Stottern, Heiserkeit und Halserkrankungen und in späteren Jahren die miſsbräuchliche Atemführung und falsche Periodisierung der Rede auf Katheder, Kanzel und Rednerbühne. Es sollte daher neben der wissenschaftlichen Phonetik auch die praktisch-ästhetische Phonetik an der Hochschule und in den Lehrerbildungsanstalten vertreten sein. Die alten Griechen und Römer, die den Wert eines schönen Vortrages zu schätzen wuſsten, und unter den modernen Völkern die Franzosen, die ihrer Stimme und Sprache die sorgsamste Pflege zuwenden, könnten uns als Vorbilder dienen. Zum Schluſs wird die Methode Prof. Engels empfohlen, durch welche eine entstellte oder verdorbene Stimme mittels ruhiger, sicherer Atemführung, zweckmäſsiger Zungenlage und Leitung des Luftstromes nach der richtigen Ansatzstelle in kurzer Zeit wieder hergestellt werden kann.

Würzburg. J. Jent.

Gustav Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1903, XX und 473 S. Preis: in Leinwand gbd. 2,50 M.

Wustmanns Allerhand Sprachdummheiten, die nach einem im 48. Jahrgange der Grenzboten veröffentlichen Aufsatze als Buch 1890 in erster Auflage erschienen und nunmehr in dritter, abermals verbesserter und vermehrter Auflage vorliegen, haben eine Verbreitung gefunden, wie sie nur wenigen Büchern zuteil zu werden pflegt. Gewiſs mit gutem Rechte; denn die Schrift zeugt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bei all dem, wogegen sie ankämpft, nicht allein von tüchtigen Kenntnissen und von einem durchgebildeten, feinen Sprachgefühl des Verfassers, sowie im Zusammenhange hiemit von einem ungewöhnlich scharfen Blicke für die mannigfachen Ausartungen, sondern auch von einem geradezu glühend zu nennenden Eifer für die Reinigung unserer Sprache von den zahlreichen Schlacken, die sich namentlich in neuerer Zeit in sie eingenistet haben. Bei diesem seinen Bemühen geht er keiner Schwierigkeit aus dem Wege und reiſst nicht bloſs ein sondern baut auch auf. Im Einklang mit den Absichten, die ihn zur Herstellung des Buches führten, verweilt er allerdings mit Vorlieben beim ersteren. Dabei hat er denn auch für das Aufspüren

alles dessen, was sich ungerechtfertigt oder verkehrt bezeichnen läfst oder doch wenigstens ihm als solches erscheint, in langen Jahren keine Anstrengung gescheut. So ist das Buch an Ergebnissen eines in andauender, unverdrossener Arbeit betätigten Sammeleifers reich, ja überreich.

Will der Verfasser die Schrift auch mit vollem Recht als „ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen“ angesehen wissen, so ist sie doch als „kleine Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häfslichen“ von gröfster Wichtigkeit für die Lehrer und ganz besonders für die Lehrer der Mittelschulen. Keiner sollte sich einer gründlichen Durcharbeitung dieser „kleinen Grammatik,, entziehen; jeder wird aus ihr lohnenden Gewinn ziehen. Jeder wird einerseits in ihr zu seiner Freude vieles bestätigt finden, wofür er in der Schule nachhaltig gewirkt hat, anderseits aber zugleich bei der Lektüre auf gar manches aufmerksam gemacht werden, was ihm sei es wegen eigener Angewöhnung, sei es durch Unachtsamkeit veranlafst, bisher entgangen ist. Gar oft wird er sich hiebei nach reiflicher Überlegung nicht zu verhehlen vermögen, dafs Wustmann einen wohlberechtigten Kampf kämpft.

Nebenher bemerkt, erfreut das Buch obendrein durch eine vortrefflich äufsere Ausstattung und durch einen in Anbetracht dieses schmucken Gewandes und des wertvollen Inhaltes sehr mäfsig zu nennenden Preis.

Bei aller Anerkennung dieser Vorzüge und ungeachtet des angelegentlichen Wunsches, dafs auch die neueste Auflage in recht weiten und namentlich in Lehrerkreisen die wohlverdiente Beachtung finden möge, darf freilich zugleich nicht verschwiegen werden, dafs durchaus nicht alles und jedes im Buche Enthaltene auf den uneingeschränkten Beifall der Leser rechnen darf. Unbestreitbar ist der feurige Kampfesmut des Verfassers für die von ihm vertretene Sache gern gezollten Lobes wert; allein letzteres hätte sicher keinerlei Einbufse erlitten, wenn sogar klobige und zum Überdrufs häufig wiederkehrende Ausfälle gegen Andersgläubige und Andersgewöhnte vermieden geblieben wären, und wenn die Würze bitterer Ironie und ätzenden Sarkasmus beträchtlich sparsamer Anwendung gefunden hätte. Vorzugsweise sind es die Schulmeister jedweder Rangordnung, die Juristen, die Kanzlei-, Zeitungs- und Papiermenschen, die Kunst- und Musikschwätzer, Theaterschreiber, über die der Verfasser ein vollgerütteltes Mafs des galligsten Zornes ausgiefst. Auch die Fabrikanten und Ärzte, die Wein- und Zigarrenreisenden, Ladendiener, Friseure und Kellner, alle gebildeten Philister und denkfaulen Leute werden ausgiebig bedacht. Sie, meint Wustmann, sind schuld an den Schulmeister- und Schulknaben-Narrheiten, die sich in unserer Sprache immer mehr und mehr breit machen, an all der Sinnlosigkeit, einem Hohn auf den gesunden Menschenverstand, an der Steifbeinigkeit der ganzen schriftlichen Ausdrucksweise, an der bazillusartigen Fehlerverbreitung, an den Modephrasen, an den Triumphen der Bildungsphilisterlogik, an den Austriacismen und Berolinismen, an den lumpigen technischen Schnitzern, an

den verschiedenen Malstummeln, an den nichtsnutzigen Spielereien, an der grauenhaften Liederlichkeit, an dem grauenvollen Schanddeutsch, das immer mehr verengländert, an dem richtigen Dummenjungendeutsch, und wie derlei Kosebezeichnungen noch weiter heifsen. Zu verwundern ist es nicht, wenn unser derartig temparamentvoll angelegter Verfasser einmal so einem Kerl einen Stein ins Fenster werfen möchte, wenn sich ein anderes Mal dem Leipziger der Magen umkehrt, und wenn er wieder ein anderes Mal als sprachfühlender Mensch, dem es ganz schlimm und übel geworden, folgerichtig Brechreiz verspürt. Immerhin dürften die an sich nicht unberechtigten Aufwallungen, in etwas weniger grellen Farben zum Ausdruck gebracht, ansprechender und selbst auch wirkungsvoller veranschaulicht worden sein.

Indes nicht blofs in formeller, auch in sachlicher Beziehung artet der Eifer des Verfassers mitunter in Übereifer aus. So wird nicht selten, wo für eine Behauptung ein oder zwei Belege genügen würden, eine lange Reihe vorgeführt. Es mag ja sein, dafs hiedurch die Lachmuskeln des Lesers des öfteren stärker in Bewegung gesetzt werden, und dafs seine Mifsstimmung über die in Rede stehenden Unarten erhöht wird; allein der Übersichtlichkeit und der Lesbarkeit des Buches ist diese Überfülle sicher nicht förderlich: weniger wäre besser.

Anderseits gilt, dafs weniger mehr wäre, von manchen der mit grofsem Nachdruck erhobenen Beanstandungen. Im Apostroph erkennt der Verfasser auf S. 7 nur eine grofse Kinderei, in die Schulmeister und Professoren ebenso verliebt sind wie Setzer und Korrektoren. Darin, dafs dieses Zeichen viel zu oft und zuweilen gänzlich unbegründet angewendet wird, hat Wustmann unanfechtbar recht; aber dafür besteht kein genügender Anlafs, einen Insassen, dem nicht blofs das Verjährungsrecht zur Seite steht, sodann der auch in nicht wenigen Fällen, keineswegs nur ein auf dem Papier stehendes Häckchen, gute Dienste leistet, gewalttätig auf die Strafse zu setzen.

Voraussichtlich wendet der Verfasser vergebliches Liebesmühen dafür auf, dafs vor der Apposition zu einem Eigennamen, die den Beruf, das Amt, die Tätigkeit eines Mannes bezeichnet, das Wort Herr auszumerzen sei. Anstatt der Herr Minister v. N. jedesmal zu sagen der Minister Herr v. N. klingt doch wohl gespreizt (S. 14).

Auf S. 38 wird innerhalb vier Wochen als unmöglich und falsch bezeichnet. Lessing schrieb innerhalb wenig Tagen, Schiller innerhalb vierzehn Tagen: warum soll die gleiche Ausdrucksweise für andere Menschenkinder zu den verbotenen Früchten zählen?

Auf S. 75 wird gegen das unorganisch an Wörter weiblichen Geschlechtes in der Zusammensetzung angegliederte s angekämpft: nicht Liebesdienst und Majestätsbeleidigung sei zu schreiben, sondern Liebedienst, Majestätbeleidigung. Allein der Verfasser sieht sich in eigener Widerlegung schon auf der nächsten Seite zu ziemlich weitgehenden Konzessionen genötigt.

Wustmann scheint selbst einzusehen, dafs er mit seiner auf S. 84 gestellten Forderung, statt des grofsen Winckelmann zu schreiben Winkelmann und so wohl auch Bismark statt Bismarck auf Erfolg

geringe Aussicht hat. Ihm allerdings ist die übliche Schreibweise lediglich ein Ausflufs des grenzenlosen juristischen Genauigkeitsbedürfnisses unserer Zeit, das keinen gesunden Menschenverstand kennt und anerkennt.

Der Krieg, den der Verfasser auf S. 110—14 gegen die Anwendung des Relativpronomens welcher, welche, welches statt der, die, das eröffnet, ist, soweit er das Übermafs bekämpft, unzweifelhaft berechtigt; allein die völlige Unverwendbarkeit der ersteren Form auch in der ungebundenen Rede ergibt sicht daraus nicht, dafs sie in der gebundenen mit Vorliebe nur in der Biedermeierpoesie gebraucht wird. Im Latein findet sich is, ea id, durch seine Bedeutung veranlafst, in der Poesie äusferst selten. in der Prosa zahllos oft. Besser begründet ist, was auf S. 231 ff. gegen das steifbeinige. in unserer Schriftsprache überall einherstorchende Papierpronomen derjenige, diejenige, dasjenige ins Feld geführt wird.

Auf S. 137 erregt der Verfasser in dem Satz: „so viel bekannt, ist der Vorsitzende der Bürgermeister" das nach bekannt weggelassene ist das Gefühl der Häfslichkeit. Ist doch wohl nur Geschmacksache, da anderen die Einstellung von ist vor dem unmittelbar darauf folgenden ist das gleiche Gefühl verursachen würde.

Auf S. 181 sind eine gröfsere Anzahl von Adjektiven auf -lich und -isch beanstandet, die in Zusammensetzungen statt eines Bestimmungswortes gebraucht werden. So will der Verfasser z. B. elterliches Haus, unterrichtliche Methode, schöpferische Kraft nicht passieren lassen. Ob er wohl mit der angestrebten Verbreitung viel Anklang finden wird?

An Spinositäten ähnlicher Art ist das Buch auch sonst nicht arm. Nach S. 195 könnte ein Wagnerverehrer nur ein Kerl sein, der gewerbsmäfsig jeden verehrt, der Wagner heifst. Nach S. 216 wären Zusammenstellungen wie Prinz-Gemahl, Prinz-Regent, Königin-Mutter, Fürst-Bischof, Fürst-Reichskanzler zu verpönen, und doch durfte sich Goethe seinen Bürger-General erlauben. Wustmann ist die Ausdrucksweise nach Hause gehen statt zu Hause gehen eine Dummheit; hierzulande wird er mit dieser Grobheit kaum viele für seine Ansicht bekehren. (S. 341.)

Derartige Belege für die aufgestellte Behauptung, dafs in dieser Beziehung weniger mehr gewesen wäre, liefsen sich aus dem Buche viele Dutzende anführen; die erwähnten mögen genügen von der Hyperkritik des Verfassers ein Bild zu geben. So wie er sich's vorstellt, wird die fortschreitende Sprachbildung und Entwickelung sich nie einengen lassen und auch nicht einengen lassen dürfen.

> Nedum sermonum stet honos et gratia vivax.
> Multa renascentur, quae iam cecidere, cadentque
> Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
> Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.
>
> Horat. epist. 3, 69—72.

Jedoch hindern die in dieser Anzeige erhobenen Gegenerinnerungen in Anbetracht der grofsen Fülle des durchaus Richtigen, das

die Schrift bietet, mit nichten, sie namentlich den Lehrern wiederholt nachdrücklich zu eingehendem Studium zu empfehlen. Ihr eigenes Wissen. ihre Erfahrung und ihr Sprachgefühl würden es ihnen nicht allzusehr erschweren da und dort Spreu aus dem reichlich gebotenen Weizen auszusondern.

München. Markhauser.

Schuldichtungen.

Eiber, Dr. Eugen, Ein Maigang (1898). — Was die Schulbücher erzählen (1899). — Am Lorelei (1900). — Aufs Land! (1901). — Klänge aus der Pfalz (1902). — Was will ich werden? (1903). Sämtliche Bändchen im Selbstverlag, Preis à 40 Pfg.

Büchle, Adolf, Die Heimkehr, Dramatisches Bild aus Badens Vergangenheit. — Der Klausner von Geroldsau; dsgl. — Die Nachbarn. — Theodor Körners letzte Tage. Szenen aus den Befreiungskriegen. — Die Köhler von Zähringen. Nach einer Sage aus deutscher Vorzeit. — (Die 5 Bändchen bilden Nr. 1—5 der „Sammlung vaterländischer und geschichtlicher Schauspiele zu Schüleraufführungen an Mittelschulen", Karlsruhe bei Fr. Gutsch.)

Gurlitt, Dr. Ludwig, Beim göttlichen Sauhirten. Berlin 1902 (Selbstverlag, in Kommission bei E. Kannengiefser in Schalke. Westfalen).

An den Jesuitenkollegien spielte bekanntlich die Vorführung von Schuldramen, meistens in lateinischer Sprache und in schwulstigem Barockstil, der im Grunde auf Seneca zurückging, eine grofse Rolle. Kein Geringerer als Goethe hat im Anfang seiner italienischen Reise sich sehr anerkennend über eine solche Aufführung in Regensburg ausgesprochen. Die Zeiten haben sich geändert. Nur ganz sporadisch bei besonderen festlichen Gelegenheiten kann sich das moderne Gymnasium den Luxus einer Schüleraufführung gestatten. Und doch hat die Aufführung eines Schuldramas so viele didaktische Momente. Abgesehen von dem Zauber, den das Theater an sich auf das jugendliche Gemüt ausübt, zwingt sie den Darsteller dazu seinen alltäglichen unbeholfenen Schlendrian, die farblose cantilena seiner Stimme umzutauschen und mit Bewegung, Wort und Geste einen Charakter zu bilden und zu gestalten, wobei die Furcht vor öffentlicher Blamage und das Geizen nach Beifall viel mächtigere Triebfedern zur höchsten Kraftanstrengung sind, als der alltägliche Unterricht sie bieten kann. Erziehungsinstitute und Seminare tun daher gut daran ihr Schultheater sich zu erhalten und zu pflegen; für eine Wiederaufnahme von regelmäfsigen Vorstellungen an unsern Gymnasien selbst möchte ich jedoch nicht unbedingt das Wort reden. Solche Dinge beanspruchen bekanntlich viel Zeit und Arbeit und da liegt die Gefahr der Zerstreuung und

Ablenkung zu nahe; über dem Guten würde das Bessere, der Lehrstoff, der sicherlich in allen Klassen reichlich genug bemessen ist, verabsäumt werden.

So wenig wir aber Schüleraufführungen im gröfseren Stil befürworten können, so wollen wir doch andrerseits nicht aus dem Auge verlieren, dafs deklamatorische Vorträge nicht von den musikalischen, insbesondere nicht von den leider so beliebten Bravourstücken mit irgend einem Instrument (dessen Einübung doch gewöhnlich aufserhalb des gymnasialen Musikunterrichtes liegt!) gänzlich überwuchert werden bei der fast einzigen Gelegenheit, die ein öffentliches Auftreten der Schüler zuläfst, beim Maifeste. Hier mag denn auch zeitweilig ein Gedichtzyklus von gröfserem Umfang oder ein Dramolett, das für Szenerie und Kostümierung bescheidene Ansprüche erhebt, zur Sprache kommen. Darum wollen wir es mit Freuden begrüfsen, dafs sich in neuerer Zeit mehrfach das Bestreben zeigt eine geeignete Literatur für den genannten Zweck zu schaffen.

Eine solche sehr erfreuliche Sammlung von sechs Gedichtzyklen liegt zunächst vor von Dr. Eugen Eiber, Reallehrer an der k. Realschule Neustadt a. H., und zwar bildete jedes der sechs Heftchen den Text einer Maifestvorstellung in den Jahren 1898—1903. Der Verfasser versteht es ganz in die Gedankenwelt der Schüler einzudringen, ihre Freuden und Leiden, ihr Dichten und Trachten zu erlauschen, es in wahrheitsgetreuen Bildern festzuhalten und die bald ernsten bald schalkhaften Gedanken in die schwungvolle, leicht und zwanglos fliefsende Form prächtiger Reimstrophen zu kleiden. Nicht wenige davon eignen sich inhaltlich wie formell zur Aufnahme in unsere Lesebücher, insbesondere die von gesundem Humor durchhauchten, womit ich dem V. eine besondere Anerkennung ausspreche, da für ein Schulbuch bekanntlich nur das Beste gut genug ist. Der „Maigang“ schildert einen Maispaziergang zu einer pfälzischen Burgruine; das fröhliche ungebundene Treiben der Jugend, die helle Freude an der Natur, der reiche Szenenwechsel, all das umweht den Leser ordentlich wie Maienlust. „Was die Schulbücher erzählen“: zehn Gedichte voll sprudelnden Humors, auf 10 Rollen verteilt gedacht, die zusammen ein launiges Ensemble bilden; jedes Buch führt sich redend ein und während der alternde Atlas scherzhaft von sich zu künden hat (S. 15):

„In Grönland fehlt die halbe Küste,
Es fehlt die Bahn am Mont Cenis,
Und Afrika zeigt Sumpf und Wüste,
Doch keine deutsche Kolonie,“

erhebt sich das Lehrbuch der Naturgeschichte zu den schönen ernsten Worten (S. 13):

Doch eines Rätsels Pforte blieb
Dem Forscherblick verschlossen:
Wie ist des Lebens Werdetrieb
Dem dumpfen Staub entsprossen?
Wer hauchte in der Zelle Saft
Des Kreisens hohe Wunderkraft?

Der Zyklus „Am Lorelei“ behandelt die Sage von dem falschen, habsüchtigen jungen Grafen, der die Rheintochter Lura samt ihrer Zaubermacht gewinnen will und darüber zugrunde geht; die schöne Dichtung wird nur dadurch, dafs die Handlung zuweilen zu sehr in den Hintergrund tritt, ein wenig beeinträchtigt. „Aufs Land“ nennen sich 11 frische, liederartige Gedichte, zuweilen von Scheffels Geiste angeweht, reich an Beobachtungen und dem Gedankenkreis der Jugend trefflich angepafst; in dem Liede „Auf hoher Warte“ erhebt der Dichter sich und uns mit dem Ausrufe:

„O Welt! O Licht! O Wunder!
O lichte Wunderwelt!
Mir gehn die Sinne unter
In Wonnen ungezählt.“

Die „Klänge aus der Pfalz“ verherrlichen in bald ernsten bald schalkhaften Strophen den Rhein, den Speirer Dom, die Haardt, die Ebernburg u. a. und schliefsen mit einem Preislied auf die regierende Linie unseres Herrscherhauses. Die jüngste Sammlung endlich mit dem Titel „Was will ich werden?“ läfst in humorreicher Weise die Vertreter der verschiedenen Stände sprechen und ihre Berufswahl begründen, wobei u. a. auch der Gelehrte bei der Trockenheit seiner Tätigkeit nicht zu kurz kommen will:

„Zwar mag des Wissens ernste Pflege,
Wie man mir sagt, gar trocken sein.
Doch fürcht' ich nichts. Ich finde Wege:
Mein Vater handelt ja mit Wein.“

Nach dem Gesagten empfehlen sich Eibers Gedichte insbesonders für die Mittelklassen unsrer Anstalten und seien zur Berücksichtigung bei Schulfesten nochmals aufs wärmste empfohlen.

Eine „Sammlung vaterländischer und geschichtlicher Schauspiele zu Schüleraufführungen an Mittelschulen“ bringt der Verlag von Fr. Gutsch in Karlsruhe. Es sind bis jetzt fünf Dramolette von Direktor Dr. Adolf Büchle in Bruchsal, die auch zusammen als Prämienbuch (fein geb. Pr. 3 M.) zu haben sind. Die Behandlung des Stoffes, gröfstenteils aus Badens Vergangenheit entnommen, zeugt von schlichtem, gesundem, nicht aufdringlichem Patriotismus, der die bekanntlich sehr nahe liegenden Klippen geschickt zu meiden weifs; abgefafst sind sie in einem natürlichen, an rechter Stelle gehobenen Prosastil.

„Die Köhler von Zähringen“ lehnen sich an eine Sage des 10. Jahrhunderts an, dafs das Geschlecht der Zähringer von einem Köhler abstamme, der in seinem Meiler viel gefundenes Silber aufgehäuft habe, vgl. Bäfsler, Sagen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, S. 117. Im Breisgau kam der mächtige Graf Erchanger empor und wurde Herzog, aber vom Kaiser wurde er als Rebell hingerichtet; sein treuer Diener Guntram, der der Hinrichtung beiwohnte, erzieht des Herzogs Sohn Bertold zur Rache, zu der sich Gelegenheit bietet, als der Kaiser geschlagen und verlassen in die Gegend kommt; allein vom treuen Eckart gewarnt, vollzieht Guntram die Rache nicht.

während der junge Bertold die Bauern der Gegend gewinnt und die Feinde des Kaisers schlägt, der ihn zum Lohne wieder als Herzog einsetzt: ein schönes Spiel von deutscher Treue. — „Der Klausner von Geroldsau" (1676) ist eigentlich ein Ritter namens Lassolai, der des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden Enkel, den Prinzen Wilhelm Ludwig seiner am üppigen französischen Hofe weilenden verwitweten Mutter entführt hat um ihn in stiller Abgeschiedenheit zu erziehen. Bei der Flucht hatte er vermeintlich den eigenen Bruder unter den Verfolgern getötet; da stellt sich aber heraus, dafs der Totgeglaubte noch lebt und von Kaiser Leopold die Aufforderung bringt den Rhein gegen die Franzosen zu schützen, worauf der ‚Klausner' unter seines Prinzen Führung wieder zu den Waffen greift. — „Die Heimkehr" (1689) versetzt in die Zeit der Türkennot und der Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen und entrollt ein rührendes Familienbild. Während der Sohn eines Bürgers des zerstörten Durlach mit seinem Freunde sein halbzerstörtes Vaterhaus aufsucht um den geflüchteten Vater zurückzuführen, stellt sich unverhofft sein verloren geglaubter älterer Bruder wieder ein, der französischer Offizier geworden war, aber gegen die eigene Heimat zu kämpfen nicht vermocht und darum den Dienst quittiert hatte, und erhält vom alten Vater Verzeihung, während gleichzeitig die Nachricht anlangt, dafs der badische Markgraf Gustav die Franzosen bei Stuttgart zurückgedrängt und Markgraf Ludwig einen grofsen Sieg über die Türken errungen hat. — „Die Nachbarn" (1896), ein Festspiel zu Ehren des 70. Geburtstags des greisen Grofsherzogs von Baden. Einem alten Professor bereiten seine Enkel zu seinem 70. Geburtsfest, das zugleich das des Landesfürsten ist, in seinem Gärtchen Überraschungen, so dafs auch der bisher ihm feindlich gesinnte benachbarte Major, als Zeuge der patriotischen Feier, sich mit dem Professor aussöhnt und beide den Erinnerungen des Siebziger Krieges sich hingeben. — „Theodor Körners letzte Tage" (1813) versetzt uns in das Leben und Treiben des Lützowschen Freikorps, dessen Seele der edle Körner ist: er rezitiert seine eben gefertigten Lieder, gibt einen Beweis seiner Herzensgüte, indem er einen armen Häusler und seinen kranken Sohn vom Verzweiflungstod rettet und dichtet vor seinem Heldentod bei Gadebusch seinen Schwanengesang „Du Schwert an meiner Linken". — Diese Stoffangaben mögen genügen um Büchle's anspruchlose Geschicklichkeit patriotische Stoffe für die Schule verwendbar zu machen darzulegen.

Ein originelles Schuldrama schuf Dr. Ludwig Gurlitt, Oberlehrer am Gymnasium zu Steglitz (bei Berlin), indem er unter dem Titel: „Beim göttlichen Sauhirten" den Hauptinhalt des 14., 15. und 16. Gesanges der Odyssee in zwei dramatische Bilder umgofs und so „zur Belebung und Erweiterung des Unterrichts" nach der wortgetreuen, Schritt für Schritt zu gewinnenden Übersetzung eine freie deutschgedachte Wiedergabe bieten will, die uns „die poetische Schönheit, den Gemüts- und Stimmungsreichtum" näher bringen soll. Dem Dramolett liegt gewifs eine gute Idee zugrunde, deren Ausführung gleichfalls Geschick und Verständnis verrät; man gewahrt mit Vergnügen,

wie lebhaft-dramatisch Homer seine „Szenen" gedacht und gestaltet hat. Freilich verträgt sich die ausführliche Wiedergabe der drei eingestreuten Erzählungen des Odysseus nicht gut mit der Forderung dramatischer Handlung; auch dürfte der S. 25 geforderte Vorgang „die Hirten schlachten, sengen, zerstücken das Tier; Eumäus bestreut einige Stücke mit Mehl und wirft sie ins Feuer" in solcher Realistik doch nicht so leicht aufführbar sein, als sich der Verfasser denkt. Ferner sollte Rudolf Pannwitz, der nach der Vorrede den Text eigentlich geschaffen hat, den dann Gurlitt überarbeitete, doch auch als Mitverfasser auf dem Titelblatt angegeben sein. Insofern die Verfasser „sich nicht anmafsen Homers Kunstwerk nachbilden zu wollen, sondern bescheiden zu versuchen den Eindruck und Genufs, den wir von ihm haben, in einer selbständigen Form andern zu vermitteln", verdient dieser Versuch sicher unser Interesse und lobende Anerkennung.

Mögen die besprochenen Werkchen bei der Nachfrage nach geeigneten Schulaufführungen eine freundliche Berücksichtigung bzw. Verwendung finden!

München. Dr. J. Menrad.

Fügner, Caesarsätze zur Einübung der lat. Syntax in Tertia. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1904. Preis M. 1.—.

Das vorliegende Büchlein (1. Aufl. im B. 21 S. 204 f. bespr.) verfolgt denselben Zweck wie die im vorigen Jahrgange (S. 251) besprochene Beispielsammlung von Dr. J. Menrad, nämlich geeigneten Stoff zur Einübung der lat. Syntax darzubieten. Es unterscheidet sich aber von dem letzteren dadurch, dafs es einerseits die ganze Syntax umfafst, während andererseits die Beispiele aus einem engbegrenzten Gebiete, aus dem bell. Gall. und civ. Caesars genommen sind. Dieser letztere Umstand legt dem Gebrauch des Büchleins im Unterrichte gewisse Schranken auf. Denn es stellt sich gar bald heraus, dafs die Aufmerksamkeit der Schüler zu erlahmen droht, wenn die Beispiele nur ein und demselben Gedankenkreise entnommen werden. Dazu kommt, dafs die Sätze aus dem Zusammenhang genommen dem Schüler gänzlich unverständlich sind. Um nur ein Beispiel für viele anzuführen, lesen wir S. 33 o.: naves paulo facit humiliores, quam quibus in nostro uti consuevimus (bell. Gall. V 1,2). In dieser Form bleiben dem Schüler die beiden Subjekte unbekannt. Es bleibt also dem Lehrer nichts anderes übrig als eine sachliche Erklärung zu dem Satze zu geben, wodurch wieder die für die sprachliche Einübung bestimmte Zeit verkürzt wird, oder den Satz selbst dem Augenblick entsprechend umzuändern. In dieser Weise verwendet wird das Büchlein dem Lehrer nützliche Dienste leisten — und nach dem Vorworte ist es zunächst auch für ihn als Fundgrube von Beispielen bestimmt, während für den Schüler es sich wohl nur dann eignet, wenn er sich aus der Lektüre mit Caesars Sprache bereits vertraut gemacht hat. Insofern eignet es sich für die Schüler unserer Gymnasien nicht so fast zur

„Einübung", als vielmehr zur Wiederholung der Syntax. Zu bemerken wäre noch, dafs es in dem Satze castra vallo fossaque duodeviginti pedum munire iubet (S. 25 o.) muniri heifsen mufs. Der inf. activi rechtfertigt sich bei Caesar aus dem Zusammenhange. Desselben entkleidet mufs muniri stehen, soll der Schüler nicht mit seiner Grammatik in Widersprüche geraten. — Auf derselben Seite Satz 42 findet sich als Druckfehler gravisus — S. 20. Nr. 37. passnum.

München. O. Silverio.

E. Stemplinger, Horaz in der Lederhos'n. Verlag J. Lindauer (Schöpping), München 1905. 55. S., Preis 1.— M.

Es ist nicht blofs ein Zeichen von der Lebensfähigkeit der klassischen Dichter sondern auch von frohem Gemüt und künstlerischer Gestaltungskraft der Nachdichter, wenn sie die ewig jungen Klänge der Alten so neu zu beleben verstehen wie unser Kollege. Nicht eine Übertragung ‚in den Versmafsen der Urschrift' oder in Prosa zu liefern, sondern mit intuitivem Blick das Bleibende am alten Horaz zu erkennen, den Kern seines Dichtens und Denkens der oft genug harten Schale zu entkleiden und diesen Kern mit dem ‚Erdgeruch' eines ewig frischen Volksdialektes — diesmal des bayerischen — zu würzen, das ist echte Kunst. Wie versteht er die Töne der klassischen Kithara in die der ‚Zithern' unserer Senn- und Almhütten umzumodeln! In solcher Umbildung steht er nicht vereinzelt da: ein Gegenstück bildet der Mecklenburger Dichter Felix Stillfried (Adolf Brandt), der in seiner Liedersammlung, ‚In Lust und Leed' (Wismar 1896) 20 Horazoden in köstliches Plattdeutsch übertragen hat, vgl. meine Anzeige in d. Bl. Bd. 34 (1898), S. 321 f. Doch uns Süddeutsche muten die heimatlichen Klänge Stemplingers vertrauter an. Man höre zur Probe nur Od. III 8 (Martiis caelebs quid agam Calendis)!

D' Einladung an an Stadtherrn.

Was tuast denn an die Weihnachtstag?
Oagspanni (caelebs!) in der Stadt!
Von die Manner koaner ausgeh' mag,
Bist ganz alloa, 's is schad.
Schlupf eini in dein' Lodenrock,
Dö G'nagelt'n tat'nd nöt schod'n
Und kimm! I woafs an foasten Bock,
Dös gibt an Festtagsbrat'n!
Und drunt im Keller, ganz versteckt,
Hab' i an gschwirzten Wei',
Werst spitzen, wia dös Tröpferl schmeckt,
Der g'hört alloani dei! —
Wenns draufsn schneibt und stürmisch tuat,
Dafs d' Ladn umareifst,
Wia schmeckt a Pfeiferl da so guat
Und a Wachholdergeist!
Was kümmert uns dös Zeitungsplärrn
Von z'wegn die Landtagswahl'n?

Die welchan a die mehrern wern,
Für uns hoafst's allweil „zahl'n"!
Die Grofsen hab'n dös mehra Geld,
Dös is an alte Geschicht;
Und wia beim Karteln, in der Welt
Der Ober an Unter sticht.
Du änderst mit dem besten Will'n
Nix an der ganzen Sach';
Drum lafs die Narrn Komödi spiel'n
Und schaug eah' zua und — lach'!

So möge Stemplingers ‚Horaz in der Lederhos'n' uns in die Ferien begleiten, vielleicht auch in seine eigentliche Heimat, nicht in die Sabinerberge, sondern unsere jugendfrische bayerische Bergwelt! Die Gedichte haben nur einen Fehler, den aber der V. leicht gut machen kann: sie schmecken nach mehr! Die gediegene Ausstattung — schlichter grüner Einband, einer Lodenjoppe vergleichbar, einige derbwitzige Holzschnitte — machen uns das Büchlein noch lieber. Auf Wiedersehen!

München. Dr. J. Menrad.

Ludwig Hüter, Schüler-Kommentar zu Sophokles' Antigone. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky, 1905. 140 S. 8°. Preis 1 M. 20 Pfg.

Dieser Kommentar ist zunächst für die im gleichen Verlag erschienene Ausgabe der Antigone von Schubert-Hüter (6. Aufl. 1905) bestimmt. Die abweichenden Lesearten der Teubnerschen Textausgabe sind daneben berücksichtigt worden. Deshalb werden auch willkürliche Konjekturen wie *σχεδῶσιν* 607 (für *θέοντες*) besprochen. Es besteht ein grofser Unterschied zwischen einer solchen „Lesart" und einer überlieferten Variante wie *τί φροιμιάζει* (241). Und *ἀφαγνίσαι* 196 ist nicht „Konjektur", sondern handschriftliche Überlieferung. Eigene Konjekturen wie zu 681 „Da eine blofse „Artigkeitsphrase" im Munde des Ch. seltsam klingt, so ist der Vers vielleicht unecht" wären besser unterdrückt worden. Auch der Verfasser eines Schülerkommentars sollte wissen, dafs der Vers gar nicht fehlen kann.

Wie schon die Seitenzahl erkennen läfst, ist der Umfang für einen Schülerkommentar ziemlich bedeutend. Aufnahme hätten nur solche Mitteilungen finden sollen, welche für die Schüler zu einer selbständigen Präparation nötig sind. Wer Sophokles lesen will, sollte Angaben wie „*ἀρθείς*] *αἴρω* (hom. *ἀείρω*): der sich erhoben hatte" nicht nötig haben. Auch sollte ein solcher Kommentar sich nicht als Aufgabe setzen den Lehrer überflüssig zu machen. Dahin gehören auch die etymologischen Hinweise besonders bei Wörtern, deren Grundbedeutung dem Schüler bekannt ist. Vor allem hätten zweifelhafte Etymologien beiseite bleiben sollen wie „*ἀμάω* aus *ἀπ(ο)-μάω* abmähen". In *ἀμᾷ* 602 ist die erste Silbe kurz.

Besser wären auch die ästhetischen Bemerkungen dem Lehrer überlassen worden, zumal da die Ansichten des Verfassers in dieser

Hinsicht wenig einwandfrei sind. S. 55 wird gegen die Auffassung, dafs Antigone durch die Art, wie sie ihre Sache führt, dazu beitrage den tragischen Ausgang herbeizuführen (vgl. S. 6 meiner Ausgabe), polemisiert; aber doch wird zugegeben, dafs die bitteren und verächtlichen Äufserungen gegen Kreon und seine „Gesetze" diesen schwer beleidigen müssen. Übrigens sollte es nicht „Gesetze" heifsen, denn diese ehrenvolle Bezeichnung gesteht Antigone den „κηρύγματα" (so ist das Anführungszeichen am Platz, vergl. zu 450 in meiner Ausgabe) des Herrschers nicht zu.

Was die Erklärung des Textes anbelangt, kann man von einem allgemeinen und einem persönlichen Gut der verschiedenen Ausgaben reden. Verfasser hat nicht blofs jenes, wie es sich gehört, verwertet, sondern auch von dem letzteren sehr freien und ausgiebigen Gebrauch gemacht. Die wenigen selbständigen Auffassungen sind zum Teil schief oder unrichtig. Bei ἐρήμης 739 ist nicht im entferntesten an Auswanderung der Bürger zu denken. Die Auffassung von 854 f., wo πολύν (πολύ) in τάλαν geändert ist, „du warfst dich an die hohe Stufe der Dike nieder = flüchtetest dich in ihren Schutz" widerspricht dem Zusammenhang und der Tendenz des ganzen Chorgesangs, in welchem zwar die Beweggründe der Antigone anerkannt werden, ihr Verhalten gegen die Herrscher aber eine Rüge erfährt. Die Worte πατρῷον δ' ἐκτίνεις τιν' ἆθλον mit 471 f. geben die richtige Deutung von φρενῶν ἐρινύς 603 an die Hand. Verfasser bezieht es auf Kreon und betrachtet ἐρινύς als eine Rachegöttin, die nicht nur den Frevel straft sondern auch vorher den Menschen verblendet und in die Schuld führt. Aber diese Verblendung kann nur zur Sühne einer früheren Schuld statthaben, welche bei Kreon nicht vorliegt. Weil man den Dichter nicht verstehen will, mufs Antigone von jedem Fehler frei gemacht und dem Kreon alles Schlimme nachgeredet werden. Sogar von Bütteldienst ist zu 216 die Rede. Nicht „selbstherrlicher Dünkel spiegelt es ihm als Staatstugend vor in dem politischen Gegner auch nach dem Tode den zu verabscheuenden Feind zu sehen", sondern die Sorge für das Wohl des Vaterlandes und das Streben dieses gegen Feinde zu schützen läfst ihn die durch Religion und Humanität gezogene Schranke übersehen. So wenigstens stellt es der Dichter 191—206 dar und das wird wohl für uns mafsgebend sein.

München. Wecklein.

Kurzgefafste griechische Schulgrammatik, bearbeitet von Joseph Pistner, K. Gymnasialrektor a. D. in München, und Dr. Augustin Stapfer, K. Gymnasialprofessor am Wilhelmgymnasium in München. Erster Teil: Formenlehre. München 1905, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). VI + 96 S. Preis gebd. M. 1.50.

Die Schulgrammatik, welche eben zwei erprobte Schulmänner in den Dienst der Gymnasien, zunächst der bayerischen Gymnasien stellen, zeichnet sich aus:

1. durch planmäfsige Beschränkung,
2. durch zweckdienliche Anordnung,
3. durch geschickte Raumverteilung und typographische Vollkommenheit,
4. durch ebenso knappe wie klare Fassung der Regeln.

Diese vier Vorzüge wollen wir erst kurz würdigen, bevor wir ihnen weitere anreihen oder ihnen kleinere Mängel gegenüberstellen.

Nicht aufgenommen sind die unsicheren Formen εὔνοα, ὦ σῶτερ, Vereinzeltes wie τὸ δοῦν, ῥιγῶν, Ausnahmen, die durch die angeführten in ihrer Art gekennzeichnet sind, wie ἄρκτος, πλίνθος, nach ὁδὸς, Verba πάττω, στίζω, στηρίζω nach ἁρμόττω und στενάζω. Streichen würde ich demnach auch κέκλειμαι — ἐκλείσθην nach δέδραμαι — ἐδράσθην (δρᾶμα — δραστός), ebenso κέχριμαι neben χριστός; χρῖσμα (Chrisam) bleibt uns doch näher als χρῖμα. Überflüssig ist ἐπειράθην neben ἐπειρασάμην, nachdem die passiven Deponentia schon reichlich bedacht sind. Ziemlich viel Einzelheiten sind nach R. Wesselys Vorgang (vgl. meine Besprechung seiner Vereinfachten Griechischen Grammatik in diesen Blättern 40, 1904 S. 370—372) in das alphabetische Verzeichnis am Ende der Grammatik S. 92—95 aufgenommen; soweit sie wichtig sind mit Recht; unwichtigen wie ἦξα für ἤγαγον, ὦ ἄδελφε, ὦ δέσποτα, Φιλομήλας, ἀφθονέστερος, βλώσκω (gehe) würde ich auch diesen Zugang versperren, anderen wie ἀλέω, δάκνω, ζώννυμι ihren Platz an der Sonne gönnen. Aber die Verfasser haben im ganzen mit scharfem Blick das Typische und Wichtige beobachtet: so kommt auch der Dual, die attische Deklination, das Genus (der konsonantischen Deklination) zu seinem Recht. Eine Wortbildungslehre [1]) beizufügen unterliefsen sie wohl in der berechtigten Anschauung, dafs hier der Unterricht durch Findenlassen und Zusammenstellen einzugreifen habe; mir scheint aber die Bildung von ἀκρόαμα, ἦχουσμα, πρᾶξις, φάνσις, τάσις so wichtig wie ἠκρόαμαι, ἤκουσμαι, πέπραξαι, πέφανσαι, τέτασαι, die Bildung von κλοπή (zu κλέπτω) so wichtig wie ἐκλάπην; vgl. meinen Aufsatz »Zum Anfangsunterricht im Griechischen« in diesen Blättern 40 (1994) S. 312. Ob ohne Anregung der Grammatik das Nötige geschieht?

In der Anordnung ist die knappe Lautlehre S. 1—9 systematisch vorausgestellt (natürlich nicht so durchzunehmen!); von der I. Hauptdeklination geht die O-Deklination der A-Deklination voraus; hier wie bei der konsonantischen Deklination, die mit κρατήρ anhebt, werden die Adjektiva passend mit den Substantiven verbunden [2]); Einzelheiten werden nach dem Regelmäfsigen erledigt; an die Komparation schliefsen sich ihre Adverbien, ebenso an die Pronomina die zugehörigen. Den orientierenden §§ über das Verbum folgt zweckmäfsig das volle Paradigma παιδεύω, an dem dann die scheinbaren

[1]) Die Konjunktionen gehören zur Syntax.

[2]) Die Deklination von γένος hat die von Διογένης (dies würde ich lieber als Σωκράτης nehmen) naturgemäfs im Gefolge, nur meine ich εὐγενής, εὐμενής, διογενής etc. sollten den Eigennamen, die auch barytonierte Adjektiva (incl. die auf — κλῆς) sind, vorausgehen.

oder wirklichen Eigenheiten der verba vocalia, muta und liquida in geschickter Zusammenstellung zur Freude findiger Schüler beleuchtet werden. Die gleiche Übersichtlichkeit herrscht bei den Verben auf *μι*, die ich indes noch nie in einer fünften Klasse zu behandeln hatte. Den Dual (S. 90/91) würde man doch besser getrennt nach seiner nominalen und verbalen Seite behandeln. Die verba defectiva und anomala enthalten nach Kaegis Vorgang kurze syntaktische Bemerkungen, wie *κάμνω ποιῶν τι*, und die genaue Angabe der Stämme, so zu *ἀγορεύω*: *ἀγορευ*, *λεγ*, *φα*, *ερ*, *επ*, *ῥε*, über deren Zweckmäfsigkeit und Richtigkeit man bisweilen verschieden denken kann.

Die geschickte Verteilung des Raumes und die Ausnützung typographischer Hilfsmittel, so bei den Tabellen S. 46 ff., S. 70/71, unterstützt nicht blofs das lokale Gedächtnis sondern erleichtert ungemein den Überblick, so bei den untereinander stehenden Infinitiven und Partizipien, und ist für das Auge eine Wohltat. Den gleichen Zweck verfolgt der Druck bei der Angabe der Stämme *λογ*ᵒ, *τεχν*ᵅ u. s. f.

Wenn man auch die Gesetze der Sprache auf induktivem Weg finden läfst, so kommt schliefslich auf den Wortlaut beim grammatischen Gesetz sehr viel an ähnlich wie beim bürgerlichen. Die Gefahr, die das Horazianische «Brevis esse laboro, obscurus fio» dem Schriftsteller vorhält, haben die Verfasser glücklich vermieden. Zur Einprägung und Veranschaulichung dienen auch konkrete Substantive, bezeichnende Adjektive, die als Paradigmen gewählt sind. S. 15 würde ich zu „*ἴδιοι*, *ἴδιαι*, *ἰδίων*, *ἰδίων*" die Formen *οἶκοι*, *οἰκίαι οἴκων*, *οἰκιῶν* entsprechend setzen.

In wissenschaftlicher Hinsicht tut eine knappe Schulgrammatik das ihrige, wenn sie nicht rückständig ist; Fortschritte verlangt man von ihr nicht. Auch hier haben sich die Verfasser auf der Höhe gehalten. Von der Sprachvergleichung machen sie einen bescheidenen Gebrauch (*ἕρπω*—serpo, *φάναι*—fari; Ausfall von *σ* und *ϝ*, *λ*j, *ν*j, *ρ*j, K- und T-Laut + j) mit Recht. Begründete Formen wie *τιμῷμι*, *ἀγγελοῖμι* (neben — *οίην*), *τέθηκα* für *τέθεικα*, *δεικνύει*, neben *δείκνυσι*, nur *ᾖσαν* („sie gingen"), wie Kaegi bietet, kommen zu ihrem Rechte.

Geschrieben wird *ἀνύτω*, *ἀθρόος*, *μιμνῄσκω*; *σῴζω* (aber natürlich *ἐσώθην*), *ὁ ἰχθῦς* (für *ἰχθύς*), *Θαλέω* statt *Θάλεω* (=*Θάλητος*), beides gilt neuerdings als das Richtigere; ebenso die Bevorzugung *ει* für *ι*: in *ξεῖ*, *πεῖ*, *φεῖ*, *χεῖ*, *ψεῖ*, in *ἔτεισα*, *ἐμείχθην*, aber *οἰκτίρω*. Ich halte nach den argen Schwankungen der Herkulanensischen Rollen, (*κεινητικός*, *πολειτικός*), nach Analogie des Lateinischen (omneis und omnis) u. a. die Sache für fraglich; jedenfalls hat die Schule kein Gewicht darauf zu legen.

So bin ich bereits ins Bemängeln geraten und will noch Einzelheiten zusammenstellen, an denen bei einer Neuauflage nachgebessert werden kann. S. 6 Druckfehler für *προὔβαλλον*. S. 23 heifst der Stamm *ἠχοϝ* oder *ἠχοσ*? S. 29 *πεποιθώς τινι* «einem vertrauend» (statt «überzeugt»), S. 55 *ἐπαινέω* lobe, *παραινέω* rede zu. S. 60 (Behand-

lung der Muta) und S. 66 (*ἦχα, τέταχα* als tempora secunda) sind in Einklang zu bringen; zu *οὐδεὶς* setze man *οὐδενός* und betone beide Akzente, zu *ἤγαγον* auch *ἀγάγω*, zu *εἰκός*[1]) die Phrase *εἰκός ἐστιν* «es ist natürlich», zu *ἔχω* die Verbaladjektiva *σχετός* und *ἑκτός*.

Den Verfassern und dem Verleger verdanken wir aber — um das zum Schlufs noch einmal hervorzuheben — ein trefflich ausgestattetes Büchlein, mit dem der Lehrer die Schüler sicherer, rascher und mit mehr geistigem Gewinn durch die griechische (attische) Formenlehre führen wird, als es meist üblich ist.

München. G. Ammon.

P. Banderet, Histoire résumée de la Littérature française depuis ses origines jusqu' à nos jours. Troisieme édition. Berne, A. Francke, 1903. pp. 334. 8°. Preis brosch. Mk. 2.—, geb. 2.50.

Dafs der praktische Wert des vorliegenden Handbuchs zur Einführung in die französische Literaturgeschichte in des Verfassers engerem Vaterlande längst erwiesen ist, bezeugt der Umstand, dafs von dem Buche, das zuerst im November 1893 erschien, hier die dritte Auflage vorliegt, in der nur die Geschichte der Gegenwart vollständig umgearbeitet wurde mit Bezugnahme auf G. Pellissiers: Le mouvement littéraire au XIX^{e} siècle, und: Le mouvement littéraire contemporain. Im übrigen ging das Augenmerk des Verfassers darauf hinaus die Nomenklatur möglichst zu beschränken ohne doch einen bedeutenden Namen ganz zu übergehen, ebenso den anekdotischen und biographischen Teil zu kürzen um für das unbedingt zum Verständnis Notwendige möglichst viel Raum zu haben: wir müssen anerkennen, dafs dem auch auf dem Gebiete der Grammatik anerkannten Schulmanne sein Vorwurf wohl gelungen ist, wie auch durch schönen deutlichen Druck und Ausstattung das Buch sich empfiehlt. Da der Verfasser häufig in geschickter Weise kurze charakteristische Proben bei einzelnen Autoren zur Erläuterung eingestreut hat oder Analysen wie bei le Cid und Britannicus mit gröfseren Stellen aus den Dramen, bedauern wir, dafs er es bei der Schilderung des Mittelalters unterlassen hat, wo ein Stück aus dem Rolandslied und dem Roman de la Rose wohl am Platze gewesen wäre. Dafs der Schweizer besonders Rousseaus Émile eingehend behandelt und Lamartines immer schönen Le Lac abdruckt, dafür wissen ihm auch die übrigen Leser Dank wie auch für die Proben aus den Elegien Alfred de Mussets. In kurzen Zügen sind auch die Vertreter des Realismus bis herauf zu den Symbolisten und Dekadenten richtig gezeichnet; die Benützung der Studien Faguets und Brunetières wird im Vorwort dankbar anerkannt.

---

[1]) *εἴωθα* fehlt.

Dr. Heinr. Grein, Studien über den Reim bei Théodore de Banville. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Verstechnik. Kiel, R. Cordes, 1903. pp. 72. 8°. Mk. 2.—

Diese zweite Nummer der „Kieler Studien zur französischen Verslehre" schliefst sich an die von uns besprochene Studie über Rostands Reim von Schenk an; die Dichtungen des bekannten Verskünstlers, eines Schülers Théophile Gautiers, wurden gewählt, weil er in bezug auf Reim und Strophenbau ja das menschenmögliche geleistet hat und zugleich als Theoretiker in der französischen Verslehre hervorgetreten war, was Veranlassung gibt seine Theorien mit der von ihm als Dichter geübten Praxis zu vergleichen. Überhaupt hebt Grein hervor, dafs der Reim in der neufranzösischen Poesie noch wenig Gegenstand der Untersuchung gewesen ist, wenn auch Schenk schon eine neue Anregung (Berg, der Reim bei Verlaine, 1901) gegeben hat. Nach den neuesten Methoden wird nun die Frage in zwei grofsen Kapiteln, I: die Phonetik des Reimes und II: die Semantik des Reimes, nach allen Seiten untersucht, wobei für den Reim eine umfangreiche phonetische Versskala in tabellarischer Form zur Übersicht und zu verschiedenen Ergebnissen numerischer Art beigefügt ist. Interessant sind gerade bei diesem Parnassier die vielfachen Reimspielereien, mit homonymen, äquivoken und funambulesken (Seiltänzer-) Reimen, wenn auch ihr Wert für die Poesie selbst wohl nicht hoch anzuschlagen ist.

Joseph Lebierre, Le mouvement réformiste des 35 dernières années et l'État actuel de la langue française. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner 1902. pp. 54. 4°.

Die Broschüre, die bei ihrem Erscheinen Aufsehen erregte und von der Kritik günstig beurteilt wurde, unterrichtet über das Wesentliche ihres Inhaltes schon durch ihren Titel. Für die deutschen Romanisten ist sie deshalb wertvoll, weil sie übersichtlich und mit genauen Zitaten sämtliche Änderungen und Erleichterungen an Orthographie und Grammatik seit 50 Jahren darstellt sowie die Stellungnahme der bedeutendsten Sprachkenner und Autoren zu denselben. Der Hauptstreit dreht sich natürlich für und wider die Verordnung des Ministers Leygues. In dem zweiten Teile wird der beklagenswerte Verfall der modernen Prosa bejammert, der die wichtigsten Gesetze der Syntax einfach negiert und zuviel von der Sprache des argot und patois in sich aufnehme. Noch betrübendere Bilder zeigt die Darstellung der Poesie der „décadents, symbolistes, impressionnistes, poètes amorphes" deren Vers nur am Nebulosen zu erkennen ist; deren Poetik wird von dem Verfasser mit genauer Kenntnis an einzelnen Mustern veranschaulicht. Die Sprache macht gegenwärtig eine Periode der Revolution durch, deren Endziel noch nicht abzusehen ist. Die Stimmung Lebierres darüber ist ziemlich pessimistisch: la plupart

s'accordent sur ce point: que la prose est vilaine et que la poésie est défunte ou ce qui est pire, en pleine décrépitude."

Nürnberg. Ackermann.

Max Walter, Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Vortrag, gehalten auf dem XI. Deutschen Neuphilologentage zu Köln. Marburg, Elwertsche Buchhandlung 1905.

In der vorliegenden Schrift behandelt der bekannte Direktor des Realgymnasiums „Musterschule" in Frankfurt die Frage: Wie gestaltet sich der Gebrauch der fremden Sprache bei der Lektüre auf der Oberstufe?, eine Frage, welche auch die bayerischen Fachkollegen mit um so gröfserem Interesse verfolgen, als ja unser Lehrprogramm auch „beim Unterrichten in allen Klassen den möglichst häufigen Gebrauch der fremden Sprache als geboten" bezeichnet. Walter berichtet zunächst, wie er den Text mit den Schülern in der Klasse verarbeitet.

Der Lehrer trägt entweder den Text selbst frei vor — was das Idealste ist — oder er liest ihn vor und zwar so, als ob es das gesprochene Wort selbst wäre. Nach dem Vortrag eines gröfseren Abschnittes haben die Schüler festzustellen, was ihnen noch unbekannt geblieben ist; die Bedeutung dieser Worte wird in der fremden Sprache erklärt. Dann kann in verschiedener Weise verfahren werden. Ist der Stoff leicht, so können die Schüler sofort daran gehen, das Vorgetragene nachzuerzählen; ist der Stoff schwieriger, so wird der Lehrer das Wichtigste noch einmal herausheben, Fragen stellen und erst dann zusammenhängend nacherzählen lassen. Alsdann wird der Stoff auch schriftlich verarbeitet. Mündliche und schriftliche Darstellung gehen stets Hand in Hand; denn grundsätzlich und auch im Interesse der Entlastung der Schüler von häuslichen, schriftlichen Arbeiten, die tunlichst einzuschränken sind, soll der Lehrer in jeder Stunde möglichst viel schreiben lassen. Dabei schlägt nun Walter folgendes Verfahren ein: Einzelne Schüler schreiben den durchgenommenen Stoff an mehreren Tafeln zugleich an, während der Lehrer mit der Klasse mündlich weiter arbeitet, indem er andere Schüler das Ganze vor der Klasse frei vortragen läfst. Die nicht vorgerufenen Schüler machen sich dazu Aufzeichnungen und vermerken Verstöfse gegen Aussprache, Grammatik, Ausdruck und Inhalt. Schliefslich folgt eine Kritik über das Vorgetragene durch die ganze Klasse. Hierauf kommt das unterdessen an den Tafeln entstandene Schriftbild zur Prüfung durch die ganze Klasse an die Reihe und endlich schliefsen sich noch kurze Übungen grammatischer oder synonymischer Natur an.

Für die häusliche Vorbereitung dienen einerseits die neuen Schulausgaben mit einsprachigen Anmerkungen und andererseits P. Larousse, Dictionnaire complet illustré. Die Schüler tragen die ihnen unbekannten Wörter, und zwar stets im Satzzusammenhang, in ein

Heft ein. Dabei will aber Walter, wie er ausdrücklich betont, „keine Prinzipienreiterei treiben. Wird die Erklärung in der fremden Sprache zu unverständlich, so wird das deutsche Wort gesagt, und der Schüler kann sich in diesem Fall sogar das deutsche Wort in das Heft eintragen". Bei der häuslichen Arbeit werden aufserdem noch die gründliche Vorbereitung des Lesens in guter, lautreiner Aussprache und die Einprägung des Inhalts besonders betont. Bei Gelegenheit der Übersicht über das Ganze und der Zergliederung des Inhalts wird der Lehrer wiederum, „wenn der Stoff schwieriger oder abstrakt wird, zur Muttersprache zurückgehen".

Als Ziel wird bezeichnet, die Schüler sollen dahin gebracht werden den gegebenen Sprachstoff schnell zu erfassen und womöglich nach einmaligem Hören oder Lesen wiederzugeben, mit anderen Worten, das Verstehen soll mit dem Lesen zusammenfallen. Es ist klar, dafs die konsequente Durchführung der geschilderten Methode sehr grofse Anforderungen an den Lehrer stellt; damit rechtfertigt sie auch den Wunsch nach einer Arbeitsteilung, die nach dem Vorschlag Dr. Borbeins [1]) in der Weise eintreten müfste, dafs der neuphilologische Lehrer nur in einer lebenden Fremdsprache unterrichten soll.

Übersetzungen, natürlich nur solche aus der Fremdsprache, läfst Walter nicht regelmäfsig machen. Er sagt hierüber „Was nach der alten Methode dauernd geschieht, das tun wir nur gelegentlich, aber gründlich".

Mag man auch durchaus nicht einverstanden sein mit allen Punkten der skizzierten Schrift, mag man schwere Bedenken hegen gegen das dargestellte Verfahren bei der Arbeit in der Klasse, namentlich gegen die gleichzeitige, verschiedenartige Beschäftigung der Schüler, oder in Bezug auf die Bewertung der Übersetzung ganz anders denken, ja die Ausschaltung der Muttersprache überhaupt verwerfen, so enthält Walters Schrift doch immerhin eine Fülle anregender Gedanken, so dafs sie gewifs die allgemeinste Beachtung verdient. Besonders angenehm berührt auch, dafs der Verfasser sich keineswegs als starren Doktrinär zeigt und sich von polemischen Ausfällen vollständig frei hält. Walters Vortrag bildete, was methodische Fragen angeht, den Höhepunkt der vorigjährigen Kölner Tagung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes und machte dort grofsen Eindruck. Im Anschlufs an die Diskussion bemühte sich Geheimrat Münch versöhnend zwischen den Parteien zu wirken und tatsächlich erscheint auch die wünschenswerte Annäherung um einen Schritt weiter gekommen zu sein. Walter selbst schliefst sein kurzes Vorwort mit dem Wunsche, den auch die Freunde einer gemäfsigten Reform aufrichtig teilen werden, dafs der Münchener Neuphilologentag im Jahre 1906 eine weitere Annäherung der verschiedenen Richtungen bringen möge.

München. Dr. Christoph.

[1]) Dr. H. Borbein, Die mögliche Arbeitsleistung der Neuphilologen. Vortrag, gehalten auf dem XI. Neuphilologentag in Köln. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1904.

Allgemeine Theorie der Raumkurven und Flächen von Prof. Dr. V. Kommerell und Prof. Dr. K. Kommerell. 2 Bände. Sammlung Schubert Nr. XXIX und XLIV. Leipzig 1903. G. J. Göschen.

Heute, wo man die fundamentalen Werke von G. Darboux, von L. Bianchi, von G. Scheffers und a. m. besitzt, bietet es ja keine grofse Schwierigkeit mehr, ein Buch von geringerem Umfang über die Anwendung der Differentialgeometrie auf Raumkurven und Flächen zusammenzustellen. Es kann sich hierbei nur um die Auswahl und die Darstellung des Stoffes handeln. Was die erstere betrifft, so dürfte man in den vorliegenden beiden Bändchen der verdienstlichen Sammlung Schubert kaum etwas Wesentliches vermissen, ja mir scheint sogar das verarbeitete Material für den geringen Raum, den es einnimmt (346 S.) etwas überreich bemessen, eine Einschränkung desselben hätte eine manchmal wünschenswerte gröfsere Ausführlichkeit in der Darstellung gestattet. Im übrigen ist auf diese augenscheinlich viel Sorgfalt verwendet, und gerade das Aufsteigen vom Speziellen zum Allgemeinen, das die Verfasser bevorzugen, wird die Auffassung der bekanntlich nicht ganz leichten Materie wesentlich erleichtern. Dazu kommt, dafs am Schlusse eines jeden Abschnittes Aufgaben über den Inhalt desselben zusammengestellt sind, eine sehr begrüfsenswerte Einrichtung, da man bislang keine Sammlung solcher Beispiele besitzt und dieselben zweifelsohne den Eifer der Studierenden mächtig anregen.

Unsern Kandidaten für das Lehramt der Mathematik möchte ich die beiden Bändchen warm empfehlen.

Vorlesungen über projektive Geometrie von Federigo Enriquez, o. Professor an der Universität Bologna. Deutsche Ausgabe von Dr. Hermann Fleischer mit einem Einführungswort von Felix Klein und 187 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1903. XIV u. 374 S. 8 M.

Ein italienisches Werk, das wie das vorliegende auf Anregung von keinem geringeren als F. Klein in deutscher Übersetzung erscheint und von letzterem mit einem Einführungswort versehen ist, bedarf wohl kaum mehr einer weiteren Empfehlung. Wir werden uns daher darauf beschränken den Standpunkt des Autors zu präzisieren, da hierin zugleich der Umstand seine Begründung findet, weshalb eine deutsche Übersetzung wünschenswert erschien.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt ein System der projektivischen Geometrie zu schaffen, wie Euklid einst ein System der elementaren Geometrie ins Leben rief. Zu diesem Zwecke geht er von Punkt, Gerade und Ebene als Grundelementen aus und definiert und gruppiert die aus ihnen entstehenden Grundgebilde erster, zweiter und dritter Stufe in der Weise, dafs sich auf Grund von fünf Axiomen,

die an die Spitze gestellt werden, zunächst unmittelbar das Gesetz der Dualität sowie einige einleitende Sätze ergeben. Daran schliefsen sich als weitere Folgerungen die Sätze über die harmonischen Gruppen, und man gelangt zu der Frage: „Wenn zwischen zwei Grundgebilden 1. Stufe eine umkehrbare eindeutige Beziehung existiert, in welcher jeder harmonischen Gruppe der einen eine solche der andern entspricht, kann man dann diese Beziehung als eine solche betrachten, die durch Projektionen und Schnitte entsteht?" Es zeigt sich nun, dafs diese Frage auf Grund der vorausgesetzten 5 Axiome nicht lösbar ist, sondern dafs noch ein sechstes Axiom, das der Stetigkeit der Gebilde erster Stufe, eingeführt werden mufs, wodurch dann jene Frage bejaht und der Staudtsche Fundamentalsatz der Projektivität bewiesen werden kann. Nun ist eine Untersuchung der Eigenschaften der projektiven Gebilde 1. Stufe möglich, welche im 6. Kapitel gegeben wird, während das 7. Kapitel sich mit der Involution in diesen Gebilden beschäftigt. Im 8. Kapitel folgt die Lehre von den Projektivitäten zwischen Gebilden der 2. Stufe (Kollineation und Korrelation), wobei auch die metrischen Beziehungen mit einbezogen werden. Darin und in der Begründung derselben durch das „Absolute", d. h. in der Auffassung der metrischen Eigenschaften als visueller oder lagengeometrischer Beziehungen der Figuren zu der unendlich fernen Geraden und der absoluten Involution auf ihr, sehen wir einen besonderen Vorzug des Buches. Dies zeigt sich namentlich im 11. Kapitel, welches „bestimmten Aufgaben" gewidmet ist, indem hier z. B. nachgewiesen wird, dafs man auch metrische Aufgaben mit alleiniger Benützung des Lineals lösen kann, wenn man das Absolute der Ebene durch ein Quadrat gibt. Ferner ist daselbst gezeigt, dafs sich alle graphischen Aufgaben 2. Grades unter Benützung eines festen Kreises lösen lassen; überhaupt ist die strenge Scheidung der Aufgaben nach den zu ihrer Lösung notwendigen Hilfsmitteln sehr wertvoll.

Ungewohnt aber dem Aufbau des ganzen Systems entsprechend ist die Definition der Kegelschnitte als Örter aller sich selbst konjugierter Punkte und Geraden einer Polarität. Aus dieser Definition lassen sich in folgerichtiger Weise die bekannten Erzeugungsweisen dieser Kurven wie alle ihre visuellen und metrischen Eigenschaften bequem ableiten, was im 9. und 10. Kapitel geschieht. Das 12. Kapitel bringt die Brennpunktseigenschaften, das 13. die metrischen Eigenschaften der Kegel 2. Grades und das 14. die Projektivität in den Grundgebilden 3. Stufe. Endlich ist ein Anhang beigegeben, in welchem die Gruppen von Projektivitäten, die abstrakte Geometerie, die Raumtransformationen, bei welchen Kugeln wieder in Kugeln übergehen, die projektiven Koordinaten und endlich die imaginären Elemente besprochen werden. Derselbe schliefst mit einer ebenso anziehenden als anschaulich geschriebenen geschichtlichen Studie über die Entwicklung der projektiven Geometerie, bei der ich nur zu beanstanden habe, dafs die Grundlagen der Polarentheorie noch immer De la Hire zugewiesen werden, während sie doch bei Desargues schon völlig entwickelt sind.

Das vorliegende Werk besitzt in der Tat, was systematischen und streng logischen Aufbau der behandelten Wissenschaft anlangt, keinen Konkurrenten, wodurch eine Übersetzung ins Deutsche vollkommen gerechtfertigt erscheint. Diese liest sich im ganzen gut, nur wirken die vielen durch Klammern gekennzeichneten Schaltsätze oft recht störend. Dafs das Studium des Werkes einem Anfänger manche Schwierigkeiten bereiten wird, brauche ich nach dem Gesagten wohl kaum zu betonen, desto gröfseren Genufs wird aber seine Lektüre dem Gereifteren bieten.

München. A. v. Braunmühl.

Stich Dr. Hans, Marc Aurel, Der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron. Mit sieben Abbildungen und einem Übersichtskärtchen (Gymnasialbibliothek Heft 38). Gütersloh, C. Bertelsmann, 1904. 62 S., 1 M.

Es war ein glücklicher Gedanke eine Monographie über den Kaiser Marc Aurel in den Rahmen der von Prof. Hugo Hoffmann herausgegebenen Gymnasialbibliothek aufzunehmen und so die sympathische Erscheinung dieses Mannes unseren Gymnasiasten näher zu bringen, als es der Geschichtsunterricht infolge der beschränkten Zeit vermag. Wer wäre aber besser imstande gewesen das Leben Marc Aurels zu schildern und die Bedeutung des Kaisers und Philosophen zu würdigen als der Herausgeber seiner Selbstbetrachtungen? So enthält das Heft eine ungemein anziehende, offenbar mit grofser Liebe geschriebene Schilderung des Kaisers und seiner Zeit.

Das Schriftchen ist in sieben Abschnitte gegliedert. Zuerst wird die römische Kaiserzeit vor Marc Aurel in kurzen Zügen dem Leser in Erinnerung gerufen und die Persönlichkeit des Vorgängers und Adoptivvaters Marc Aurels, des Kaisers Antoninus Pius, eingehend gewürdigt. Der zweite Abschnitt behandelt Marc Aurels Jugend, vor allem seine Studien. Für den jugendlichen Leser, für den die Schrift in erster Linie bestimmt ist, kann es nur von Gewinn sein zu sehen, mit welch rastlosem Fleifs und ernstem Wissenstrieb der jugendliche Marc Aurel seinen Studien oblag. Die beiden folgenden Abschnitte sind der Wirksamkeit Marc Aurels als Kaiser und der Geschichte des Markomannenkrieges gewidmet. Bei letzterem ist besonders die Bilderchronik auf der Markussäule näher beschrieben und sind die interessanten und wertvollsten Züge daraus hervorgehoben. Das fünfte Kapitel behandelt die Selbstbetrachtungen Marc Aurels und gibt Auszüge aus ihrem Inhalt, damit der Leser „eine Vorstellung von dem Seelenadel und dem sittlichen Ernst des kaiserlichen Philosophen gewinne.“ Manchem Leser mag in diesem Abschnitt zum erstenmal die Erhabenheit der stoischen Sittenlehre entgegentreten; daher könnte man vielleicht in diesem Abschnitt noch etwas reichlichere Auszüge aus den Worten Marc Aurels wünschen. Welch grofsen Eindruck auch heutzutage noch die Lehren der Stoa hervorrufen können, zeigte sich z. B. vor

einigen Jahren, als Professor Karl Hilty in seinem Buche „Glück“ eine Übersetzung von Epiktets Enchiridion veröffentlichte. An diesen Abschnitt, der sich vor allem mit dem Philosophen Marc Aurel beschäftigt, schliefst sich passend der sechste Abschnitt an: Marc Aurel und die Christen. Hier wird zunächst unter Benützung auch der neuesten theologischen Literatur (z. B. A. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten) die damalige Lage des Christentums geschildert und sein Verhältnis zur heidnischen Philosophie erörtert. Mit Recht wird hier die Annahme direkter Beeinflussung der griechischen Philosophie, speziell der stoischen, durch die christliche Lehre abgelehnt; war doch vielmehr in mancher Hinsicht das Gegenteil der Fall. Wie es dazu kam, dafs gerade Marc Aurel so streng gegen die Christen verfuhr, wird verständlich gemacht. Ausführliche Behandlung erfährt dann noch das berühmte Regenwunder[1]). Als Parallele zu dem Beten um Regen hätte u. a. auch die Geschichte von Äakos (vgl. z. B. Apollodor Bibl. III 12, 6, 10, Pausanius I 44, 9; II 29,7 ff), neben Elias auch Samuel (vgl. Sam. 12, 18) angeführt und neben dem Juppiter Pluvius auch der **Ζεὺς Ἰκμαῖος** (vgl. Apoll. Rhod. II 522) oder *Ὑέτιος* genannt werden können. Der letzte Abschnitt endlich behandelt Marc Aurels Fortleben. Hier ist auch die berühmte Reiterstatue auf dem Kapitol erwähnt, die ihre vorzügliche Erhaltung wohl dem Umstand verdankt, dafs sie als Bild Konstantins angesehen wurde. Vielleicht hätte hier auch die Erzählung der Mirabilia Urbis Romae über diese Statue Platz finden können: Wie einst zu den Zeiten der Konsule und Senatoren Rom belagert ward, habe ein kühner Reiter sich erboten die Stadt zu befreien, wenn man ihm aufser klingendem Lohn eine Statue errichten wolle. Auf ungesatteltem Rofs reitet er in die Nacht hinaus, von einer Eule geführt, und nimmt den König gefangen. So ward er dann dargestellt, unter den Hufen die Zwerggestalt des besiegten Königs. (Nach A. Elter, Das alte Rom im Mittelalter. Festrede gehalten am 3. August 1904). Die Geschichte ist übrigens ein echtes *αἴτιον*; sie erklärt die Eule auf dem Kopf und den König unter den Füfsen des Pferdes, welche damals noch erhalten waren. Die Pilger des Mittelalters nannten die Statue Theoderich, die Gelehrten M. oder Q. Curtius. Auch die heutige Sage beschäftigt sich mit dem Standbild. Die Vergoldung, meint der Römer, nehme zu und wenn die Statue wieder ganz vergoldet glänzen werde, dann werde die Welt untergehen. Vgl. Elter u. a. O. S. 15.

Die Schrift schliefst mit der Frage, was Friedrich den Grofsen, die grofsen Dichter und Denker, den Amtmann in Fritz Reuters „Franzosentid“ zu dem Büchlein Marc Aurels führte. Die Antwort lautet: „weil es Zeugnis ablegt von der Macht des Menschen durch den rechten Gebrauch seiner Vorstellungen und des Willens alle krankhaften und niedrigen Gedanken zu besiegen“. Marc Aurel bleibt darin

[1]) Zu den Zeugnissen ist jetzt eine neue, allerdings sehr sekundäre Quelle gekommen: Georgios Akropolites S. 23, 16 ff. Heisenberg. Vgl. über das Verhältnis dieser Erzählung zu den übrigen Quellen K. Praechter, Byz. Zeitschr. 14 (1905), S. 257—259.

vorbildlich, dafs er die Pflichterfüllung stets als die Richtschnur seines Handelns festgehalten hat. So können auch heutzutage noch starke Impulse von seiner Persönlichkeit ausgehen. Möge daher die treffliche Charakterisierung in die Hände von recht vielen Schülern unserer Gymnasien kommen!

München. Otto Stählin.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Unter Mitwirkung von P. Herre, B. Hilliger, H. B. Meyer, R. Scholz hgb. von Erich Brandenburg. 7. Aufl. 16 M. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher 1905.

Der „Dahlmann—Waitz" gehört sozusagen zum eisernen Bestand eines modernen Historikers, wie der „Wattenbach", den wir jüngst hier angezeigt haben[1]), oder wie die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft[2])" u. dergl. mehr. Begründet von dem bekannten Historiker und Politiker Dahlmann, ist das Buch dann mehrmals von Georg Waitz und nach dessen zu frühem Tode von dessen Schwiegersohn E. Steindorff in Göttingen zuletzt in 6. Auflage in erweiterter Gestalt 1894 neu herausgegeben worden. Auch dieser ist inzwischen dahingegangen, während das Bedürfnis nach dem trefflichen, unentbehrlichen Hilfsmittel, welches Muster und Vorbild für andere Länder wurde, das gleiche geblieben ist oder sich nur noch mehr gesteigert hat. Nun hat E. Brandenburg im Vereine mit den obengenannten Fachgenossen die Bearbeitung der neuen 7. Auflage übernommen, von welcher einstweilen nur der erste Halbband vorliegt. Denn, nachdem sich der Druck wegen Erkrankung eines Mitarbeiters verzögert hatte, wollte man mit der Veröffentlichung nicht allzulange mehr warten und entschlofs sich zu einer Zerlegung des Buches in zwei Halbbände, von denen der zweite in etwa einem halben Jahre ausgegeben werden soll. Er wird auch das Register und eine kurze Vorrede enthalten, und wir werden seiner Zeit darauf zurückkommen. Einstweilen ist dem ersten Halbbande eine kurze Übersicht über den Inhalt und den Anteil der einzelnen Mitarbeiter beigegeben. Er enthält den „ganzen allgemeinen Teil und die spezielle Literatur der Urzeit und des früheren Mittelalters" d. h. erstens „Allgemeine Werke" geteilt in die vier Gruppen: Hilfswissenschaften, Quellen, Bibliographien etc., Bearbeitungen und zweitens die „Quellen und Hilfsmittel (Bearbeitungen) nach der Folge der Begebenheiten" (bis zum Interregnum).

Die neue Auflage zeigt mehrere Änderungen gegenüber der letzten, so in der Anordnung des Stoffes — bei den Hilfswissenschaften ist z. B. jetzt die Chronologie vor die Siegel- und Wappen- und Münzkunde gesetzt — und durch die Hinzufügung neuer Unterabteilungen, wie

[1]) Blätter etc. Jhg. XL S. 283 ff.

[2]) cf. Blätter etc. Jhg. XXXIX, S. 485. Die letzten Jahresberichte konnten wir nicht mehr anzeigen, weil uns von der Verlagshandlung (Gaertner in Berlin) keine Rezensionsexemplare zugegangen sind.

z. B. hier der Archivkunde und bei den „Quellen und Hilfsmitteln etc.“ der Abschnitt „Geistiges Leben“. Besonders aber hat äufserlich schon das Buch dadurch eine andere Gestalt erhalten, dafs an den Rand zahlreiche Inhaltsangaben gesetzt sind. Dies ist meines Erachtens als ein grofser Vorteil zu betrachten. Das Buch hat dadurch an Übersichtlichkeit aufserordentlich gewonnen und läfst sich nun viel leichter und rascher benützen als zuvor. Notwendig wurde diese Änderung gewissermafsen wohl durch die starke Vermehrung der verzeichneten Werke und Titel. War schon die 6. Auflage um 2700 Nummern reicher, als die vorausgegangene, da Steindorff vielfach Aufsätze u. s. w. aufgenommen hatte, so übertrifft die jetzige Bearbeitung die letzte 6. Auflage wieder um ein Bedeutendes: der Nummer 2866 der 6. Auflage entspricht jetzt die Nummer 4384!

Und doch, bei aller Reichhaltigkeit sind, wie sich mir bei einer nur kursorischen Durchsicht aufdrängte, mancherlei Lücken vorhanden! So fehlt z. B. bei Nr. 3851 die neue Ausgabe der Streitschriften des Gerhoh von Reichersberg in den „Monumenta Germaniae historica“ (Abt. Libelli de lite imperatorum et pontificum), die doch schon 1897 erschienen ist. — Bei Nr. 3863 wäre zu Albert Beham auf Ratzingers (in Nr. 1212 aufgeführte) „Forschungen zur bayerischen Gechsichte“ zu verweisen gewesen. Bei Nr. 3906 fehlt die 1880 in Königsberg erschienene Monographie über Anselm von Havelberg von Dombrowski, wozu der Aufsatz von Dräseke doch nur eine Ergänzung bietet. — Neben der Dissertation von J. Mayr (Nr. 3966) über Markvard von Anweiler hätte die ungleich gehaltvollere von P. Prinz (Emden 1875) nicht übergangen werden sollen. — Besonders fehlt auch in dieser Auflage, wie schon in der 6., jeder Hinweis auf das wichtige Testament Heinrichs VI. und die ganze einschlägige Literatur, worüber man in einem Nachschlagewerk, wie diesem, doch gewifs Aufschlufs erwarten darf. — Vielleicht hätte auf S. 68 auch meine Arbeit „Zur Landeskunde Bayerns“ (1894) erwähnt und bei Nr. 2200 speziell noch auf die 2. Folge, die Denkmäler der Tonkunst in Bayern aufmerksam gemacht werden dürfen. — Bei Nr. 3907 ist auf Nr. 4180 (nicht 4186) zu verweisen, bei Nr. 4190 Strnadt statt Strnad zu lesen. — Endlich wäre im 2. Halbband auch eine kurze Notiz erwünscht, bis zu welchem Termine die neuere Literatur benützt ist. Wenn unter Nr. 3899 und 4276 noch Schriften aus dem Jahre 1904 aufgeführt sind, vermifst man ungern eine Arbeit, wie die Allgemeine Münzkunde von Luschin von Ebengreuth, welche auch die Jahreszeit 1904 auf dem Titelblatt aufweist. — Möge der zweite Halbband wirklich bald erscheinen!

München. H. Simonsfeld.

Widmann, Dr. S. P., Gymnasialdirektor (in Hadamar), Kanon der Jahreszahlen. Leipzig und Berlin, Teubner, 1904. Geheftet.

Durch Einrücken der Zeilen sind die Daten, welche nur auf der Oberstufe des Geschichtsunterrichtes gelernt werden sollen, von denen geschieden, welche schon für die Unterstufe in Betracht kommen.

Letztere beginnen mit 594 Solonische Verfassung, erstere mit 776 Beginn der Olympiadenrechnung. So fällt nicht nur die frühere Geschichte des Orients weg sondern auch die griechische Vorzeit, soweit sie noch im Zwielicht der Sage und Geschichte schwankt. Dagegen sind für die eigentlich historische Zeit die Angaben bedeutend reichlicher als z. B. in dem vor einiger Zeit hier besprochenen Kanon von Neubauer; vgl. S. 346 ff. des vorigen Jahrganges. Auch Bemerkenswertes aus der Kulturgeschichte ist aufgenommen, so (für die Oberstufe) 425 erste Aufführung einer Komödie des Aristophanes; 335—323 Aristoteles lehrt im Lyceum; für die neuere Geschichte sind nur Angaben über technische Erfindungen gemacht, wie 1807 erste regelmäſsige Dampfschiffahrt (Fulton, Hudson), doch folgen Geburts- und Todestag von Goethe und Schiller unter den „Gedenktagen" nach. Auch ziemlich reichliche Regentenverzeichnisse sind beigegeben; darunter „einige Wittelsbacher" „einige Sachsen" und „einige Braunschweiger". Stammtafeln finden sich nur zwei und zwar auf der Rückseite des Titels: 1. zum Jülich-Klevischen Erbfolgestreit, 2. zum spanischen Erbfolgekrieg (wobei Joseph I. und Karl VI. irrtümlich als aus 2. und 3. Ehe Leopolds stammend angeführt sind). Die allgemeine Unsicherheit in der Setzung der groſsen Anfangsbuchstaben begegnet natürlich auch in diesem Heftchen, so steht der Archidamische Krieg neben dem deceleischen, der Niedersächsisch-Dänische und der erste Schlesische Krieg neben dem dänischen und dem dritten macedonischen, der Norddeutsche Bund neben dem deutschen Orden. Wir wollen darüber nicht mit dem Verfasser rechten, die Schuld liegt an der Unzulänglichkeit der amtlichen (Amtlichen?) Vorschriften über die deutsche Rechtschreibung, namentlich in der Dehnbarkeit von § 21, 4, wonach alle Teile von Titeln und Namen groſs zu schreiben sind, während in § 21, 5 und § 22, 2 nicht leicht zu fassende Ausnahmebestimmungen gegeben sind. Selbstverständlich beeinträchtigt die angeführte Ungleichheit nicht die Brauchbarkeit des Widmannschen Kanons, der fast verdient das Vorbild für zahlreiche andere widmannsche Kanones zu werden.

Zweibrücken. H. Stich.

P. Goeſsler, Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus. Mit 12 Landschaftsbildern in Lichtdruck und 2 Karten. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag. 1904. 80 S. 4 Mk.

Nachdem Dörpfelds Ansichten über das homerische Ithaka nur in Zeitschriften durch ihn selbst und durch andere bekannt geworden sind, sollen sie durch Goeſslers im Buchhandel selbständig erschienene Schrift einem gröſseren Publikum, insbesondere den mit Homer in der Schule sich beschäftigenden Kollegen leichter zugänglich gemacht werden. Das ist gewiſs ein sehr dankenswertes Bestreben des Verfassers. Ich fürchte nur, daſs der hohe Preis des Büchleins einer weiteren Verbreitung entgegensteht. Gerechtfertigt ist dieser allerdings

durch die Beigabe der 12 trefflichen Reproduktionen von vorzüglichen landschaftlichen Photographien aus Leukas. Aber nicht berechtigt erscheint mir die sonstige Ausstattung des Buches; sie ist allzu anspruchsvoll für ein Büchlein, das doch in allem Wesentlichen nur referiert über die Ideen eines andern und noch nichts vollständig Abschliefsendes bieten kann. Etwas mehr Zurückhaltung in dieser Beziehung, welche einen weniger hohen Preis ermöglicht hätte, wäre für die Verbreitung des Schriftchens gewifs von Vorteil gewesen.

Über den Inhalt brauche ich die Leser dieser Blätter nicht nochmals zu informieren und verweise auf meinen Aufsatz Bd. 39 S. 369 ff. Goefsler bringt zu den dortigen Darlegungen nichts wesentlich Neues, nur in einigen nebensächlicheren Punkten hat Dörpfeld seine Anschauung geändert, z. B. wird die Landungsstelle des Telemachos in die Skydi-Bucht verlegt, die Gegend der Eumaios-Ställe, der Arethusa und des Koraxfelsens in dem über dieser Bucht sich erhebenden Plateau Achrada vermutet (S. 69). Auch ist mitgeteilt (S. 70), dafs Dörpfeld an der Syvota-Bucht (= Phorkyshafen) eine Höhle mit Stalaktiten gefunden hat. Einige Bemerkungen über Einzelheiten: den Rheithron-Hafen mag sich der Dichter tatsächlich vom grofsen Stadthafen verschieden gedacht haben; ich will das zugeben; aber wie Mentes von Südosten kommend durch das Anlaufen dieser nördlich der Stadt gedachten Bucht Zeit gewonnen haben soll (S. 68), verstehe ich nicht, da er doch von seinem Schiff erst südlich zur Stadt und dann wieder zurückgehen mufste. Was Goefsler (S. 39) über die Richtung der akarnanischen Küste und die gegenseitige Lage der Inseln sagt, kann meine Zustimmung nicht finden. Die vier Inseln liegen auf der Karte nach Ptolemaios (Müller) richtig zueinander; dafs dies bei Kephallenia und Zakynthos davon herkommen soll, dafs Ptolemaios auf seinem Blatt keinen Platz mehr hatte, wie Goefsler S. 39 sagt, klingt doch sehr wunderlich. Es ist auch eine sehr gewagte Behauptung, dafs die Vorstellung von der ost-westlichen Richtung der akarnanischen Küste Gemeingut des Altertums gewesen sei (S. 40). Strabo p. 324,5 wird wohl nur auf einer falsch gezeichneten Karte beruhen. Sonst ist m. W. keine Klassikerstelle für diese Anschauung beigebracht. Ich weise dagegen hin auf Herod. IV 33 *ἀπὸ δὲ Σκυθέων ἤδη δεκομένους, αἰεὶ τοὺς πλησιοχώρους ἑκάστους κομίζειν αὐτὰ τὸ πρὸς ἑσπέρης ἑκαστάτω ἐπὶ τὸν Ἀδρίην, ἐνθεῦτεν δὲ πρὸς μεσαμβρίην προπεμπόμενα πρώτους Δωδωναίους Ἑλλήνων δέκεσθαι* ... Herodot bzw. die Priester auf Delos, deren Erzählung er widergibt, dachten nicht an eine ost-westliche Richtung, sondern hatten die geographisch richtige Vorstellung. Sollten wir diese bei Homer leugnen, weil ein Strabo eine andere Angabe machte? Freilich kommt noch die Bedeutung von *ζόφος* bei Homer hinzu. Dafs diese Frage noch nicht gelöst ist, beweist der Umstand, dafs auch Dörpfeld seine Meinung über die betr. Stelle geändert hat; er sieht in *ζόφος*, *ἠώς* und *ἠέλιος* nicht mehr Himmelsrichtungen, sondern Teile der Sonnenbahn. Ich halte das für unwahrscheinlich. Goefsler meint, es sei nur Osten und Westen. Bei Besprechung der Stelle (S. 37 f.) hat er aber Il. V 267, wovon ich,

wie ich glaube, mit Recht ausgegangen bin, ganz unbeachtet gelassen. Auch seine Erklärung der (angeblichen) Richtung nach Norden bei Beobachtung des Vogelflugs ist nicht anzunehmen; er sagt (S. 38), sie erkläre sich aus dem natürlichen Bedürfnis, das Glückverheifsende von rechts und von der Sonnenseite her, das Gegenteil von links, von Westen her kommend sich zu denken. Aber erstens würde diesem „natürlichen Bedürfnis" genau so entsprochen, wenn man sich gegen Osten wendet: Licht und Dunkel bedeuten Glück und Unglück. Zweitens ist es nicht richtig, dafs die Glücksvögel von rechts her kommen, vielmehr fliegen sie nach rechts zur Sonne hin, und ebenso umgekehrt die Unglücksvögel. — Ob es angeht die Schilderung des Landes durch Athene *ν* 242 ff. zur Charakterisierung der Insel zu verwerten, bezweifle ich (S. m. Aufs. S. 397).

Wichtig für die Bedeutung des vielumstrittenen *χθαμαλός* (*ι* 25) ist die Mitteilung Dörpfelds, dafs auch heute noch in der Schiffersprache auf Inseln dieses Wort in der Bedeutung existiert, die es bei Homer an mehreren Stellen hat = am Boden, unten befindlich. Man sagt heute noch: *τὸ καράβι εἶνε ὑψηλά* oder *ἐψήλωσε*, wenn ein Schiff auf hoher See ist; dagegen *χαληλώνει* oder *εἶνε χαμηλά*, wenn es der Küste zufährt oder ihr nahe ist.

So möge denn das übersichtlich und klar geschriebene Büchlein allen aufs beste empfohlen sein und dazu beitragen die Ergebnisse von Dörpfelds Studien zu verbreiten und wo es nötig ist, die Ansichten darüber zu klären.

München. K. Reissinger.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Meyers Grofses Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagwerk des allgemeinen Wissens. Sechste gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Zehnter Band. Jonier bis Kimono. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 1905.

Gerade dieser eben erschienene 10. Band ist besonders geeignet von der Gründlichkeit und Umsichtigkeit, mit welcher bei der Neugestaltung des ganzen Werkes verfahren wurde, ein vorteilhaftes Zeugnis abzulegen; denn er enthält zahlreiche gröfsere Artikel aus allen Gebieten, welche dieses Urteil bestätigen.

Zunächst findet sich da eine ganze Reihe von geographischen Abhandlungen, bei welchen die Literaturangaben wie die Ergebnisse der Forschung bis auf die Gegenwart herab nachgetragen sind. Ich nenne Irland (mit Karte); jonische Inseln und ihre Geschichte, Island mit trefflichen Literaturangaben; einer der umfänglichsten Artikel ist Italia und Italien S. 70—82, dem ein eigenes Inhaltsverzeichnis vorausgeschickt wird. 5 Karten (das alte Italien, das moderne Italien ganz und dann in 2 Teilen, nördliche und südliche Hälfte, ferner 4 Kärtchen auf einem Blatt zur Geschichte Italiens) sind beigegeben; der Abschnitt, welcher die Geschichte Italiens enthält, ist eine treffliche Leistung; ebenso der sich anschliefsende Abschnitt „Italienische Literatur (12 enggedruckte Seiten). — Bei Ithaka konnten zu der Literatur über die Frage, ob Leukas = Ithaka zu setzen ist, neben der dort angeführten Literatur auch noch der Aufsatz von Reissinger in unseren bayer. Gymnasialblättern Jahrg. 1903 und die einschlägigen Artikel in den südwestdeutschen Schulblättern Ende 1904 und Anfang 1905 angeführt werden. — Vor allem ist gegenwärtig der Artikel „Japan“ von besonderem Interesse, 20 S., darunter die Geschichte Japans, bei welcher jedoch für die näheren Angaben aus der jüngsten Vergangenheit auf den Artikeln „Russisch-Japanischer Krieg“ verwiesen wird. Die Japanische Kunst wird in einem eigenen Abschnitt behandelt, dem 3 Tafeln, darunter eine Farbentafel, beigegeben sind. — Uebrigens wäre auch zu dem Artikel Java eine Karte erwünscht! — Hingewiesen sei auch auf die Schilderung von Jerusalem (mit Plan und 2 Planskizzen im Text, darunter einem Grundrifs der Grabeskirche); so liefsen sich noch hervorheben: Jura und Juraformation, Kairo, Kalifornien, Kamerun, Kanada, Karlsruhe, Kassel, Kärnten, Karolinen. Zu Kapkolonie gehört eine sehr wichtige Doppelkarte, welche einerseits eine geologische Uebersicht gibt andrerseits das Vorkommen der nutzbaren Mineralien in Südafrika darstellt; besonders hingewiesen sei noch auf den Artikel Kiautschou, dem eine sehr eingehende Karte im Mafsstabe 1 : 50000 beigegeben ist, ähnlich ist es bei Kiel, wo ein Lage- und Umgebungsplan (1 : 25000) und der Kieler Hafen (1 : 55000) gegeben wird.

Neben diesen zahlreichen und wichtigen geographischen Beiträgen finden sich ebensoviele geschichtlichen und biographischen Inhalts, die hervorgehoben zu werden verdienen, so zunächst Islâm. Bei „Islamitische Kunst“ wäre nachzutragen die Monographie von Franz Pascha: Die Grabmoschee des Sultans Kait-Bai in der Sammlung „Die Baukunst“ von Bormann und Graul. — Bei den Kurfürsten Joachim I. Nestor und Joachim II. Hektor sollten doch auch die Beinamen erklärt sein (so fehlt z. B. beim Artikel Kairos auch eine Erklärung, warum der Gott der günstigen Gelegenheit ein Scheermesser

hält). Sehr ergiebig für die historische Betrachtung ist der Name Johann, den 23 Päpste und 55 Fürsten geführt haben (zusammen 22 Seiten!). — Bei Johann von Leyden vermifst man die tüchtige Monographie des Münsterer Archivars Dr. Gg. Tumbült, Die Wiedertäufer, Bielefeld 1899. — Hingewiesen sei ferner auf den ausführlichen Artikel „Juden" und „Jüdische Literatur", Kalifen, Karl (82 Namen von fürstlichen Personen, nach Ländern geordnet, auf 27 Seiten!), Karthago (Geographie und Geschichte vereinigt). Wie umsichtig auf diesem Gebiete die Erneuerung vorgenommen wurde, dafür ist ein Beweis, dafs bereits eine kurze Biographie der taubstummblinden Schriftstellerin Helen Keller Aufnahme gefunden hat, die in jüngster Zeit soviel von sich reden machte. Selbst die neueste Geschichte ihres Lebens von 1905 ist bereits angeführt.

Abweisen werden dagegen die Mehrzahl der christlichen Benützer des Buches den im Geiste einer „von theologischem Vorurteil und dogmatisch-apologetischer Tendenz emanzipierten Wissenschaft" geschriebenen Artikel „Jesus Christus", der keinen Zweifel darüber läfst, dafs seinem Verfasser die Gottheit Christi ein überwundener Standpunkt ist.

Auch die Naturwissenschaft endlich ist mit einigen hervorragenden Beiträgen vertreten: Käfer (mit 2 prachtvoll ausgeführten Farbentafeln von unserem Kollegen H. Morin in München), Kaffee, Kakteen (gleichfalls mit prächtiger Farbentafel), Kaninchen (Farbentafel), Kiefer etc. Unter den technischen Artikeln ist besonders Keramik deswegen hervorzuheben, weil hier 2 wundervolle Farbentafeln beigegeben sind, die allein schon für die Ausstattung des Werkes durch das Bibliographische Institut ein glänzendes Zeugnis ablegen würden.

Und dabei mufs man immer wieder daran erinnern, dafs ein solcher glänzend ausgestatteter Band von 908 Seiten, geschmackvoll gebunden, um den niedrigen Preis von 10 M. zu haben ist.

Cottasche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und der ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nr. 98—114. Stuttgart und Berlin. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Es sind teilweise stattliche Bände, nicht mehr blofs Bändchen, welche die Cottasche Buchhandlung unter den neu erschienenen 17 Nummern ihrer Handbibliothek veröffentlicht hat.

In erster Linie ist wohl mit aus Anlafs des Jubiläumsjahres Schiller berücksichtigt: Nr. 109: Schillers Gedichte mit Einleitung von Goedeke. 304 S. Preis 50 Pf., Nr. 110: Braut von Messina (25 Pf.); Nr. 111: Don Karlos (30 Pf.); Nr. 112: Die Verschwörung des Fiesko (25 Pf.); Nr. 113: Wallenstein, I. Teil und Nr. 114: Wallenstein, II. Teil (je 25 Pf.). Gerade in diesen Bändchen tritt wieder, ganz abgesehen von der aktuellen Bedeutung, der Wert der ganzen Sammlung für die Zwecke der Schule zutage, der in diesen Blättern wiederholt betont wurde. Bedenkt man, dafs diese Ausgaben Schillerscher Dramen nur um 5 Pf. mehr kosten als in der Reclamschen Sammlung und dafs die Handbibliothek durch grofses Format und solide Ausstattung, besonders durch gutes Papier und klaren, grofsen Druck den hygienischen Forderungen Rechnung trägt, so wird man nicht anstehen den Schülern zur Anschaffung für die Klassenlektüre gerade diese Bändchen zu empfehlen. Da sie gut und sauber brochiert, auch beschnitten sind, so braucht der Schüler sie nicht eigens binden zu lassen.

Nächst Schiller ist Goethe in der neuen Serie hervorragend vertreten, einmal durch den 4. Band von Goethes Briefen, ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen, umfassend die Zeit von 1797—1806, worin also auch die Äufserungen Goethes über Schillers Tod enthalten sind. (Nr. 101. 296 S. 60 Pf.); insbesondere aber bieten die Nr. 102—105 in 4 stattlichen Bänden (mit meist über 200 S.) Goethes Briefe an Frau von Stein nebst dem Tagebuche aus Italien und den Briefen der Frau von Stein, mit Einleitung von K. Heinemann. Es ist ein Neudruck der 3. Auflage dieser Sammlung, die bei Cotta 1899—1900 von Jul. Wahle herausgegeben wurde; im 4. Band steht eine Auswahl der Briefe von Frau von Stein an Goethe aus der Zeit von 1765—1826; die früheren sind bekanntlich alle

vernichtet worden. — Hervorragendes literarisches und psychologisches Interesse bieten Nr. 106 Briefe und Nr. 107 Tagebücher von Grillparzer, als Ergänzung zu seinen Werken gesammelt und herausgegeben von Karl Glossy und August Sauer.

Endlich enthält auch diese Serie eine Reihe von erzählenden Werken der modernen Literatur, deren ausschliefsliches Verlagsrecht die Cottasche Buchhandlung besitzt, so Novellen von Paul Heyse, Karl Emil Franzos und Ludwig Anzengruber, und das Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen „Die Judenbuche von Annette von Droste-Hülshoff", nachdem eine frühere Nummer schon ihre ausgewählten Gedichte gebracht hatte.

Möge die treffliche Sammlung, welche nunmehr das erste Hundert glücklich überschritten hat, rüstig vorwärts schreiten und weitere Freunde gewinnen. J. M.

Die christliche Kunst. Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst sowie für das gesamte Kunstleben. In Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst herausgegeben von der Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., München, Karlstrafse 6. Jährlich 12 Hefte. Preis vierteljährlich 3 M.; Einzelpreis des Heftes 1,25 M.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst wurde mit dem Sitze in München am 4. Januar 1893 gegründet, erstreckt aber ihre Wirksamkeit nicht blofs über ganz Deutschland sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus. Bisher bot sie ihren Mitgliedern (Jahresbeitrag 10 M.) abgesehen von unentgeltlichen Auskünften und Lieferung von Skizzen und Kostenanschlägen bei beabsichtigter Anschaffung von Werken der christlichen Kunst sowie von Ausstellungen vor allem zweierlei: 1. die unentgeltliche Lieferung einer umfangreichen Jahresmappe mit vielen Textabbildungen und eigenen Kunstbeilagen (ca. 10—12 Tafeln), deren Kaufpreis für Nichtmitglieder 15 M. beträgt. 2. Jährliche Verlosungen von Originalwerken der Malerei und Plastik und von künstlerischen Reproduktionen, sodafs jedes Mitglied mindestens jedes 4. Jahr einen Gewinn erhält.

Seit Oktober 1904 kommt dazu noch die bis jetzt in 8 Heften uns vorliegende Monatsschrift, welche an Mitglieder zu einem Sonderpreis abgegeben wird. Das erste Heft enthält einen einführenden Aufsatz „Zum Geleite", der die Ziele der Gesellschaft für christliche Kunst im allgemeinen und ihrer neuen Zeitschrift im besonderen darlegt und zwar, wie wir jedem Argwohn gegenüber im voraus bemerken wollen, in einer durchaus vorurteilsfreien und weitherzigen Weise. Die neue Zeitschrift umfafst die Architektur, Malerei und Plastik und zwar die Kunst der Gegenwart und der Vergangenheit, sie will in die zeitgenössischen Schöpfungen einführen, dem Ausstellungswesen ihre Sorgfalt zuwenden, der kirchlichen Kleinkunst, der religiösen und weltlichen Kunst für das Haus und den angewandten Künsten will sie Beachtung schenken, besonders aber den heutigen Vertretern der christlichen Kunst jede Förderung angedeihen lassen. Aber auch die Vergangenheit soll zu ihrem Rechte gelangen, indem die besten Schöpfungen aller Jahrhunderte in tadellosen Abbildungen und sachgemäfsen Besprechungen dem Genusse zugänglich gemacht werden sollen. Besonders sei betont, dafs am Schlusse jedes Jahrganges die alte Kunst, die neue christliche Kunst und die profane Kunst der Gegenwart in Text und Illustration mit je einem Drittel vertreten sein soll.

Nachdem jetzt 8 Hefte, also zwei Drittel des ersten Jahrganges vorliegen, läfst sich wohl ein Urteil darüber abgeben, ob und in welcher Weise die neue Zeitschrift ihrem Programm gerecht geworden ist. Den Reigen der Aufsätze eröffnet der Vortrag B. Riehls bei der X. Generalversammlung der Gesellschaft „Albrecht Dürer ein Meister christlicher Kunst" (Heft 1 u. 2), der durch 22 vortreffliche Illustrationen in Schwarzdruck und durch eine prächtige Farbentafel (Mittelbild des Paumgartnerschen Altars) erläutert wird. — Anselm Feuerbach wird zu seinem 25. Todestage, 4. Januar 1905 eine gleichfalls durch gute Reproduktionen einiger Bilder geschmückter Artikel von Carl Conte Scapinelli in München gewidmet, der dem hohen Ernste und der stillen Gröfse dieses eigenartigen Künstlers durchaus gerecht wird (4. Heft). — Gianbattista Tiepolos Eigenart schildert im 5. Heft ein kunstgeschichtliches Essay von Dr. Bern-

hard Patzak, welches besonders Tiepolos feine Empfindung für die Farben-Phänomene Venedigs und seine Bedeutung für die kirchliche Freskomalerei hervorhebt. — Das 6. Heft bringt einen umfänglichen kunstgeschichtlichen Aufsatz: „Die Türen der Stiftskirche in Altötting und ihr Meister" von Dr. Philipp M. Halm, welcher die drei Portale der spätgotischen Stiftskirche in Altötting aus dem 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhundert bespricht und unter Heranziehung stilähnlicher Werke auf einen unbekannten Meister der Zeit zurückzuführen sucht, dem etwa 2 Dutzend Arbeiten zugeschrieben werden (Bildschnitzerwerke), der aber auch als tüchtiger Steinmetz erwiesen wird und als dessen Wohnstätte neben Eggenfelden Alt- und Neuötting in Betracht kommt. Schliefslich wird aus Rechnungen der Stiftskirche ein Bildschnitzer Matthäus Krenifs eruiert, der das Chorgestühl schuf und der nun dem Verfasser ohne Zweifel auch als Meister der prächtigen Türen von Altötting gilt. 30 Illustrationen sind diesem inhaltreichen Aufsatz beigegeben, der fast das ganze 6. Heft füllt. — Im 7. Hefte widmet Carl Conte Scapinelli dem liebenswürdigen Künstler Franz von Defregger Worte der Begrüfsung zu seinem 70. Geburtstag (12 Illustrationen). — Im 8. Heft endlich bringt Dr. Bernhard Patzak (Graz) „Neues über Giovanni Battista Tiepolo und seine Schule", ein Aufsatz, der die bisher in den Studien und Forschungen zu Tiepolo vermifste Besprechung der prächtigen Fresken liefert, mit denen er die Villa Soderini (jetzt Berti) zu Nervesa an der Piave geschmückt hat (5 Abbildungen). Damit haben wir nur die gröfsten und wichtigsten Beiträge zur Kunstgeschichte berührt.

Daneben gehen aber eingehende und inhaltreiche Besprechungen, so der Münchener Jahresausstellung und der Berliner Sezession und eine besonders ausführliche der III. Ausstellung der Gesellschaft für christliche Kunst in Regensburg (89 Künstler mit 225 Werken).

Mit ganz besonderer Genugtuung aber hat es uns erfüllt, dafs ein ausführlicher Aufsatz der St. Paulskirche in München gewidmet wird, diesem prachtvollen, im Typus der Frühgotik von Meister Hauberrisser geschaffenen Gotteshause, welches auf jeden kunstsinnigen Besucher einen imponierenden Eindruck macht. 9 Abbildungen unterstützen die Beschreibung. — Fügen wir nun noch bei, dafs auch Artikel wie „Die gesellschaftliche und soziale Stellung der Künstler in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Max Fürst oder „Der Stil in der modernen Malerei" von Franz Schmid-Breitenbach ein allgemeines Interesse beanspruchen und dafs jedes Heft vermischte Kunstnachrichten, eine Bücher- und Zeitschriftenschau etc. enthält, so glauben wir von der Reichhaltigkeit der neuen Zeitschrift ein ausreichendes Bild gegeben zu haben.

Die Ausstattung ist musterhaft, insbesondere sind die jedem Hefte beigegebenen farbigen Sonderbeilagen durchaus vortrefflich gelungen.

Beim Durchblättern der 8 Hefte gewinnt man immer mehr die Ueberzeugung, dafs vorläufig die Kunst unseres engeren Vaterlandes und zwar die ältere wie die gegenwärtige in der neuen Zeitschrift mit besonderer Bevorzugung behandelt wird. Und das ist gerade kein Schaden! Alles in allem läfst sich die Monatsschrift „Christliche Kunst" insbesondere für den Familienkreis empfehlen, weil ihr Inhalt und ihre Abbildungen durchaus einwandfrei und passend sind; doch kann auch die Schule gelegentlich reichlichen Nutzen daraus ziehen. J. M.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Schülerlesebibliothek.

8. und 9. Klasse.

Cüppers J. Ad. Leibeigen Kulturhistorischer Roman, herausgegeben von der deutschen Literarischen Gesellschaft, mit Bildern von Phil. Schumacher. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. Preis brosch. 4 M. geb. 5 M.

Jeske-Choinski. Eine Sonne im Erlöschen. Geschichtlicher Roman aus der römischen Geschichte. Bachemscher Verlag, Köln. Preis geb. 6 M.

Nabor Felix. Mysterium crucis. Geschichtlicher Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Manzscher Verlag, Regensburg. Preis 5 M.

Landsteiner Carl. Ein Jünger Ahasvers. Geschichtlicher Roman. Manzscher Verlag, Regensburg. Preis 3.40 M.

Sinkiewicz Hr. Quo vadis. Geschichtlicher Roman aus der Zeit der ersten Christen. Allgemeine Verlagsgesellschaft, München. Preis 4 M.

Domanig Karl. Die Fremden. Ein Kulturbild aus dem Tyroler Land. Mit Zeichnungen von Alb. Stolz. Jos. Rothsche Verlagshandlung, Stuttgart-Wien. Preis ungeb. 3.80 M.

Vorstehende neuere Roman-Literatur wurde von einer Literarischen Kommission durgelesen uud geprüft. Der meist historische Inhalt, die gediegene stilistische Darstellungsweise, die frei ist von jeder Tendenz, und der erzieherische bildende Wert lassen sie besonders empfehlenswert erscheinen. Die Fremden sind mehr für katholische Schüler berechnet.

Morawski, P. S. J. Abende am Genfersee. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg in Breisgau. Preis geb. 2.80 M. Für manchen jungen Mann, der gerade in den Jahren der Entscheidung steht, dürfte ein solches Buch, in dem die Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung in angenehmer Gesprächsform entwickelt werden, ein Bedürfnis, Führer und Leiter fürs Leben werden.

Schmidt, Maximilian. Am goldenen Steig. Englmar Vitus. Erzählungen aus dem Böhmerwald. Enfslin und Laiblin, Reutlingen. Preis brosch. 1.25, geb. 2 M.

Eine rührende Familiengeschichte. Der goldene Steig ist die uralte Handelsstrafse zwischen Bayern und Böhmen. Der Sohn des Buchberger Müllers wird ein tüchtiger Musiker, gelangt in Amerika zu Ansehen und Wohlstand. Die Sehnsucht nach dem herrlichen Böhmerwald zwingt den Künstler in die Heimat zurückzuziehen. Er findet bei der Rückkehr die Mühle in Konkurs und gründet dann ein neues Lebensglück.

Schmidt Maximilian. Der Hergottsmantel. Ein Kulturbild aus dem bayerisch-böhmischen Waldgebirge. Ebd. Preis brosch. 1.75, geb. 2.40 M.

Die Geschichte eines Mantels, der einem armen Sünder von einem Wohltäter bei bitterer Kälte gereicht wird. Der Missetäter spricht bei Darreichung den Wunsch aus, es möge der Mantel dem Spender Glück und Segen bringen, was auch eintrifft.

Schmidt Maximilian. Der Zuggeist oder die Zugspitzbesteigung. — Die Ameisenhexe. Ebd. Preis brosch 1.50, geb. 2.25 M. Reich illustr-

Der Autor schildert die erste Zugspitzbesteigung durch einen Leutenant und 2 Burschen, die dasselbe Mädchen lieben. Die Naturschilderungen nehmen mit Recht eine breite Stelle ein.

Lendenfeld von, Dr. Robert, Professor. Neuseeland. Bibliothek der Länderkunde. herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Dr. Rudolf Fitzner. 9. Bd. Berlin, Alfred Schall, Kgl. Hofbuchhandlung. Preis 8 M.

Eine tiefwissenschaftliche Arbeit auf einem ganz neuen Gebiete der Länderkunde an der Hand guter Veranschaulichung durch naturgetreue Bilder und zweckmäfsig ausgewählte Spezialkarten.

Landshut. J. Schwarzmann.[1])

Mitteilung über die Gymnasiallehrer-Vereinigung München.

Mitte Januar d. J. traten auf Anregung des G.-L. Dr. Schlittenbauer 27 jüngere Müncheuer Kollegen privatim zusammen um über die Gründung einer lokalen Organisation sich zu besprechen. Der Gedanke fand begeisterte Zustimmung. Alsbald luden die 27 Kollegen in einem Zirkular, in dem die Notwendigkeit der Gründung einer örtlichen Vereinigung und deren Ziele und Aufgaben skizziert waren, sämtliche Münchener Mitglieder des Bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins zu der konstituierenden Versammlung ein. Diese fand am 21. März statt, 62 Herren fanden sich ein. Das Referat über die Frage, ob ein lokaler Verband der Gymnasiallehrer Münchens gegründet werden solle, erstattete Dr. Schlittenbauer, der die Punkte des Zirkulars aufs eingehendste darlegte. Seine Ausführungen wurden mit allseitigem Beifall aufgenommen und die Gründung einer lokalen Vereinigung einstimmig beschlossen. Auch die von dem vorbereitenden Komitee entworfenen vorläufigen Satzungen fanden im ganzen Zustimmung. Nachdem nahezu sämtliche Anwesende ihren Beitritt erklärt hatten, schritt man zur Wahl der Vorstandschaft, deren volle Erledigung wegen der vorgerückten Zeit in der 2. Versammlung am 28. März vollzogen wurde. Gewählt wurde zum 1. Vors. G.-Pr. Flierle, zum 2. (stellvertretenden) Vors. G.-L. Inglsperger, zum Schriftführer G.-L. Dr. Schlittenbauer, zum Kassier G.-A. Enzensberger, als Beisitzer als Vertreter der einzelnen Gymnasien: G.-Pr. Dr. Christoph (M.-G.), G.-Pr. Dr. Ipfelkofer (Luitp.-G.), G.-L. Dr. Rehm (W.-G.), G.-L. Dr. Reifsinger (Realgym.), G.-L. Dr. Vogt (Th.-G.). Die Höhe des Jahresbeitrags wurde vorläufig auf 2 Mark festgesetzt.

Die 3. Versammlung am 12. April beschäftigte sich ausschliefslich mit den Thesen, welche für die G.-V. des Bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins in Würzburg aufgestellt worden waren. Als Ergebnis der Besprechung der These von G.-Pr. Reiter liefs sich feststellen: Der Vorschlag über die Ersetzung des deutsch-lateinischen Skriptums durch eine Version ist zu radikal; wünschenswert ist für alle fremden Sprachen eine Hin- und Her-Übersetzung wie im Französischen; die Arbeiten beim Absolutorium müfsten ohne Lexikon gemacht werden. Der bisherige übermäfsige Betrieb der Stilistik, der unter dem Einflusse des allgemein eingeführten Übungsbuches, das unter den obwaltenden Verhältnissen eine Art Monopol besitze, auch an starker Einseitigkeit und Pflege hohler Phrasen leide, bedürfe entschieden einer Beschränkung. — Die Anträge der 27 Müncheuer Kollegen (Bericht der Generalvers. S. 25) fanden im allgemeinen lebhafte Zustimmung.

Die Besprechung der Thesen von Dr. Heisenberg zeigte, dafs man vor allem einig war über die Mängel der jetzigen Prüfungs-O., über die schlimmen Folgen, die sie für Schule und Stand gezeitigt. Es sei an der Zeit, dafs den immer lauter werdenden Wünschen auf Abänderung Gehör gegeben werde um einer weiteren Verschlechterung der Gesamtlage des Standes vorzubeugen (Vgl. auch im Bericht der Generalvers. S. 48 die Bemerkungen Inglspergers).

In der 4. Versammlung vom 16. Mai sprach zunächst der 1. Vorsitzende Worte der Erinnerung an Schiller, dessen idealgesinnter Optimismus vor allem es sei, der den besseren Teil unserer Jugend fessele und den auch der Lehrer besitzen müsse um sich trotz aller Schwierigkeiten berufsfreudig zu erhalten. — Dann folgte ein kurzes Referat Inglspergers über den Verlauf der Würzburger Generalversammlung. Nach der Diskussion, die auch die beabsichtigte Verleihung

[1]) Herr Kollege Schwarzmann zeichnet mit seinem Namen für eine Reihe Landshuter Kollegen, welche sich bereitwillig der Mühe unterziehen wollen neuere Erscheinungen, besonders aus dem Gebiete der Erzählungsliteratur in bezug auf ihre Brauchbarkeit für unsere Schülerlesebibliotheken zu prüfen. (Die Red.)

des Professorentitels an die Lehrer der Schullehrerseminare streifte, schritt man zur Ergänzungswahl der Vorstandschaft, die durch die Wahl Inglspergers und Schlittenbauers in die Vorstandschaft des Gymnasiallehrer-Vereins gemäfs den provisorischen Satzungen notwendig geworden war. Als zweiter Vorsitzender wurde G.-L. Dr. Friedrich Weber, als Schriftführer G.-L. Dr. Eduard Stemplinger, für den infolge Studienurlaubs austretenden Dr. Rehm Dr. Schlittenbauer in den Ausschufs gewählt.

Zum Schlufs nahm der 1. Vorsitzende Stellung gegen die ungerechtfertigten Angriffe, die bei der Schillerfeier wiederum gegen die Lehrer der Gymnasien erhoben wurden, als ob von ihnen Schiller und die deutschen Dichter überhaupt der Jugend systematisch verekelt würden. Man verallgemeinere in der Regel die schlimmen Erfahrungen, die einzelne vielleicht vor Jahrzehnten gemacht haben, und stelle jene Mifsstände als heutzutage noch und zwar allgemein bestehend hin. Wenn man sich auf pedantische Dichterkommentare u. dgl. berufe, — benütze denn der verständige Lehrer solch ungeschickte Erzeugnisse? Immerhin werde aber vielleicht noch nicht allgemein die Dichtung als Kunstwerk mit Weglassung aller überflüssigen Erklärungen behandelt; eine gründliche Erörterung der Frage, die als Ehrensache der Gymnasial-Lehrerschaft erscheine, in einer der nächsten Versammlungen sei nötig.

In der 5. Versammlung regt der 1. Vorsitzende an in Zukunft geschlossene Versammlungen (ohne genaueren Bericht in den Zeitungen) und allgemeine (mit Bericht) zu unterscheiden. — Dann bot G.-L. Dr. Vogt einen sachkundigen Vortrag über „Turnen und Jugendspiele an den Mittelschulen". In überzeugender Weise wurde der Wert des Turnens und der Jugendspiele in körperlicher und seelischer, besondes ethischer Hinsicht dargelegt. 2 Turnstunden stünden zu den durchschnittlich 30 Wochenstunden in den übrigen Fächern in grellem Mifsverhältnis. Die häuslichen Arbeiten seien an Spieltagen zu vermindern; jeder Lehrer müsse für hygienische Schulverhältnisse eintreten. — In der Diskussion hob man vor allem hervor, dafs die hygienisch notwendigen Pausen nach jeder Unterrichtsstunde wieder einzuführen seien; durch Minderung der Korrekturlast sei den Lehrern die Zeit zur Mitarbeit an den Turnspielen zu verschaffen; ein eigner Spielnachmittag sei wie in Württemberg einzuführen; die Bezahlung der Jugendspielleiter sei eine Forderung der Billigkeit.

G.-Pr. Dr. Menrad verbreitete sich über „Wert und Unwert der deutschen Hausaufgaben". Die von Lehrern und Schülern aufgewandte Mühe stehe in keinem Verhältnis zu dem Erfolge. Dem Schüler werde häufig die notwendige Sonntagsruhe entzogen oder geschmälert; die Aufgaben seien oft unselbständig gefertigt, also pädagogisch wertlos. Dem Lehrer raube die abstumpfende und nervös machende Korrekturlast die Zeit zu Nützlicherem. Kleinere Wochenarbeiten ins Heft, geringe Vermehrung der deutschen Schulaufgaben werden dagegen vorgeschlagen. — In der Diskussion hob man hervor, der Lehrer mache sich häufig selbst mehr Arbeit als nötig durch Stellung zu grofser Aufgaben; andrerseits wird betont, dafs manche Anstaltsvorstände durch willkürliche Interpretation der Schulordnung oder durch selbständige Verordnungen die Lasten mehrten.

Die 6. allgemeine Versammlung vom 20. Juni, der als Gäste Ministerialrat Schätz, Oberstudienrat Dr. v. Arnold und Rektor Dr. Ohlenschlager beiwohnten, — der gleichfalls anwesende Oberstudienrat Dr. Wecklein gehört der Vereinigung seit der Gründung als Mitglied an — brachte ein hochinteressantes, vor allem auch von kritischem Blick zeugendes Referat des G.-Pr. E. Brand „über den 1. internationalen Kongrefs für Schulhygiene in Nürnberg 1904", das in den „Blättern" erscheinen wird. — In der Diskussion hob man besonders hervor, wie wünschenswert die Einführung des Vormittags-Unterrichtes sei, der nach persönlichen Erfahrungen einzelner Herren in Hessen und am Theresiengymnasium keineswegs für die Schule nachteilig erscheine. — Zum Schlusse gab der 1. Vorsitzende einen gedrängten Überblick über die bisherige Geschichte der Vereinigung, die trotz ihrer Jugend sich schon aufserordentlich lebenskräftig und rührig gezeigt habe. Zeuge dessen sei, dafs bereits mehr als zwei Drittel der Münchener Kollegen ihr angehören, Zeuge die Anerkennung, welche ihr der 1. Vorsitzende des bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins auf der letzten Generalversammlung in Würzburg gespendet habe (Bericht S. 22), Zeuge vor allem ihre bisherige Tätigkeit. Belebung

der Vereinstätigkeit im weitesten Umfange, eingehende Erörterung von Standesfragen im engeren Kreise, Förderung kollegialen Sinnes, in erster Linie aber Hebung der Berufstüchtigkeit sei ihre Losung.

Mit dem Wunsche und der Hoffnung auf ersprießliche Weiterförderung dieser Ziele geleitet der Vorsitzende die Vereinigung in das nächste Schuljahr hinüber. — Auf allgemeinen Wunsch findet am 8. Juli eine rein gesellige Versammlung statt, die durch musikalische und poetische Darbietungen nach der ernsten Arbeit auch der schönen Kunst, dem Humor und geselligem Zusammensein zu ihrem Rechte verhelfen soll.

Personalnachrichten.

Organische Einrichtung: Dem Benediktinerstifte Scheyern wurde die Genehmigung zur Errichtung einer königlich öffentlichen Lateinschule in Ettal, Bezirksamt Garmisch, wovon zunächst bei Beginn des Schuljahres 1905/06 die erste Klasse eröffnet werden soll, in widerruflicher Weise erteilt. Als Subrektor und Studienlehrer wurde für das Schuljahr 1905/06 der geprüfte Lehramtskandidat und Ordenspriester P. Johannes Maria Pfättisch bestätigt. — Genehmigt wurde ferner die Errichtung der achten Klasse am Gymnasium Weiden vom Schuljahre 1905/06 an.

Ernannt: a) an humanistischen Gymnasien: die nachbenannten Gymnasialprofessoren zu Gymnasialrektoren befördert und zwar: der Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Würzburg Dr. Bartholomäus Baier zum Gymnasialrektor am Alten Gymnasium in Bamberg, der Gymnasialprofessor am Neuen Gymnasium in Würzburg Dr. Johann Nusser zum Gymnasialrektor am humanistischen Gymnasium Münnerstadt und der Gymnasialprofessor am Wilhelmsgymnasium in München Dr. Gustav Landgraf zum Gymnasialrektor am humanistischen Gymnasium Schweinfurt, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Realgymnasium in München Dr. Wilhelm Braun zum Konrektor am Theresiengymnasium in München befördert und der Gymnasialprofessor am Progymnasium in Dinkelsbühl Ludwig Schiller zum Rektor an dieser Anstalt seinem Ansuchen entsprechend ernannt; die nachbenannten Gymnasiallehrer zu Gymnasialprofessoren befördert und zwar: der Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium in München Dr. Johann Kempf zum Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Landau, der Gymnasiallehrer am Alten Gymnasium in Regensburg Joseph Lirk zum Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Amberg, der Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium in München Dr. Albert Mayr zum Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Eichstätt, der Gymnasiallehrer am Ludwigsgymnasium in München Dr. Georg Maurer zum Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Münnerstadt, der Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Straubing Richard Rösel zum Gymnasialprofessor am humanistischen Gymnasium Schweinfurt und der mit dem Titel und Range eines Gymnasialprofessors ausgestattete Gymnasiallehrer am Progymnasium Schwabach Karl Raab zum Gymnasialprofessor an dieser Anstalt; die nachbenannten geprüften Lehramtskandidaten und Assistenten zu Gymnasiallehrern ernannt und zwar: der Assistent am humanistischen Gymnasium Passau Dr. August Steier zum Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Burghausen, der Assistent am Maximiliansgymnasium in München Dr. Oskar Meiser zum Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Speyer, der Assistent am humanistischen Gymnasium Straubing Dr. Max Stocker zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Germersheim, der Assistent am humanistischen Gymnasium Lohr Engelbert Müller zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Kirchheimbolanden und der Assistent am Progymnasium Miltenberg Karl Kreutzer zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Kusel, endlich in Genehmigung eines Stellentauschgesuches ihrem Ansuchen entsprechend der Reallehrer an der Realschule Deggendorf Christoph Beck zum Gymnasiallehrer für neuere Sprachen am Progymnasium Neustadt a. Aisch und der Gymnasiallehrer am Progymnasium Neustadt a. A. Peter Amann zum Reallehrer für neuere Sprachen an der Realschule Deggendorf ernannt. — Der Aushilfsreligionslehrer am k. humanistischen Gymnasium Aschaffenburg Priester Dr. Alfred Dessauer wurde zum ordentlichen

Religionslehrer und Offiziator für die katholischen Schüler dieser Anstalt in widerruflicher Weise ernannt und demselben für die Dauer dieser Funktion der Titel und Rang eines k. Gymnasialprofessors verliehen.

b) an Realanstalten: der Konrektor am Theresiengymnasium in München Joseph Ducrue zum Rektor des Realgymnasiums Augsburg und der Professor für Chemie und Naturbeschreibung an der Realschule Erlangen Dr. Theodor Bissinger zum Rektor an dieser Anstalt ernannt; die nachbenannten Reallehrer und Gymnasiallehrer zu Professoren befördert: der Reallehrer für Mathematik und Physik der Luitpold-Kreisrealschule in München Alexander Schmid an der Realschule Kempten, der Gymnasiallehrer für die neueren Sprachen des Realgymnasiums Nürnberg Dr. Franz Bock zum Gymnasialprofessor an dieser Anstalt, der Reallehrer für die neueren Sprachen der Realschule Bamberg Hans Paschke an der Realschule Weiden, der Reallehrer für die neueren Sprachen der Realschule Dinkelsbühl Professor Karl Eichhorn an der Realschule Bamberg; der Reallehrer für die neueren Sprachen der Realschule Pirmasens Dr. J. Schlofsstein an dieser Anstalt; der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Kreisrealschule II in Nürnberg Thomas Heinrich an dieser Anstalt; der Reallehrer für Realien der Realschule Kempten Friedr. Würth an dieser Anstalt; zu Reallehrern ernannt: der Assistent für Realien der Industrieschule Nürnberg Dr. Rud. Schrepfer an der Realschule Erlangen, der Lehramtsverweser für Realien der Kreisrealschule Kaiserslautern Ludwig Baumgartner an dieser Anstalt, der Assistent für Realien der Kreisrealschule I in Nürnberg H. Deischl an dieser Anstalt, der Assistent für Zeichnen und Modellieren der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen Karl Heigl an der Realschule Pirmasens, der Assistent für Mathematik und Physik der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen Joseph Matschilles an dieser Anstalt, der Assistent für Mathematik und Physik am Realgymnasium Augsburg Dr. Ernst Amson an der Realschule Kulmbach, der Assistent für Mathematik und Physik am Theresiengymnasium in München Karl Hirschmann an der Realschule Eichstätt, der Assistent für neuere Sprachen der Realschule Weiden Dr. Hans Zettner an der Realschule Dinkelsbühl, der Assistent für neuere Sprachen am Luitpoldgymnasium in München Philipp Anselm an der Realschule Straubing, der Assistent für neuere Sprachen der Industrieschule München Richard Schiedermair an der Industrieschule Kaiserslautern, der kathol. Religionslehrer der Realschule Rosenheim Priester Georg Ehrenwirth an dieser Anstalt, der Assistent für die mechanisch-technischen Fächer der Industrieschule Kaiserslautern Gust. Bub an der Industrieschule Augsburg.

Versetzt: a) an humanistischen Anstalten: die Nachbenannten wurden auf ihr Ansuchen in gleicher Diensteseigenschaft versetzt und zwar: der Gymnasialrektor Dr. Wilhelm Zipperer vom humanistischen Gymnasium Münnerstadt an das Neue Gymnasium in Würzburg; der Gymnasialprofessor Georg Hertzog vom humanistischen Gymnasium Amberg an das humanistische Gymnasium Burghausen, der Gymnasialprofessor Dr. Mathäus Döll vom humanistischen Gymnasium Eichstätt an das Wilhelmsgymnasium in München, der Gymnasialprofessor Cölestin Schmid vom humanistischen Gymnasium Landau an das humanistische Gymnasium Weiden, der Professor an der Realschule Weiden Franz Xaver Wegmann als Gymnasialprofessor für neuere Sprachen an das humanistische Gymnasium Weiden, der Gymnasialprofessor Dr. Kaspar Stuhl vom humanistischen Gymnasium Münnerstadt an das Neue Gymnasium in Würzburg, der Gymnasialprofessor Dr. Johann Fertig vom humanistischen Gymnasium Schweinfurt an das Nene Gymnasium in Würzburg, der Gymnasiallehrer Adolf Haslauer vom humanistischen Gymnasium Burghausen an das Ludwigsgymnasium in München, der Gymnasiallehrer Dr. Peter Huber vom Progymnasium Germersheim an das Ludwigsgymnasium in München, der Gymnasiallehrer Joseph Schnetz vom humanistischen Gymnasium Münnerstadt an das Ludwigsgymnasium in München, der Gymnasiallehrer Friedrich Stopper vom humanistischen Gymnasium Speyer an das humanistische Gymnasium Straubing, der Gymnasiallehrer Albert Zehelein vom Progymnasium Miltenberg an das Alte Gymnasium in Regensburg, der Gymnasiallehrer Joh. Morsheuser vom Progymnasium Kirchheimbolanden an das Progymnasium Dinkelsbühl und der Gymnasiallehrer Robert Eiselein vom Progymnasium Kusel an das Progymnasium Miltenberg;

b) an Realanstalten: in gleicher Diensteseigenschaft versetzt: der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Kempten Mathias Wagner als Gymnasiallehrer an das Realgymnasium Nürnberg; dann ihrem Ansuchen entsprechend: der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik des Realgymnasiums Nürnberg Dr. Adolf Blümcke an das Realgymnasium München, der Reallehrer für Zeichnen und Modellieren der Realschule Pirmasens Julius Müller an die Realschule Neuburg a. D.; der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Ingolstadt Dr. Hans Tempel an die Luitpolds-Kreisrealschule in München, der Reallehrer für Mathematik und Physik der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen Artur Gerhard an die Realschule Ingolstadt, der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Kulmbach Karl Kirchdorfer als Gymnasiallehrer an das Realgymnasium Augsburg; der Reallehrer für Mathematik und Physik der Realschule Eichstätt Dr. Franz Möller an die Gisela-Kreisrealschule in München, der Reallehrer für die neueren Sprachen der Realschule Straubing Karl Denk an die Realschule Kempten, der Reallehrer für neuere Sprachen der Realschule Weilheim Dr. Max Degenhart an die Gisela-Kreisrealschule in München, der Reallehrer für die neueren Sprachen der Industrieschule Kaiserslautern Dr. Karl Eichinger an die Realschule Weilheim, der Reallehrer für Realien der Realschule Kempten Nikolaus Wührer an die Gisela-Kreisrealschule in München, der Reallehrer für Realien der Realschule Straubing Johann Heinrich Müller an die Realschule Kempten.

Assistenten. b) an Realanstalten: Die an der Industrieschule München sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen wurde dem Lehramtskandidaten Hans Ankenbrand aus Würzburg, die an der Industrieschule Nürnberg sich erledigende Assistentenstelle für die Realien dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Eduard Ebner, dermalen Aushilfsassistent an der Realschule Neu-Ulm, die sich an der Industrieschule Kaiserslautern erledigende Assistentenstelle für die mechanisch-technischen Fächer dem Diplom-Ingenieur Wilhelm Langhans, dermalen Aushilfsassistent an der Industrieschule Augsburg, die am Realgymnasium Augsburg sich erledigende Assistentenstelle für Mathematik und Physik dem geprüften Lehramtskandidaten Karl Krauſs aus Uffenheim, dermalen Lehrer an der Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim, die an der Gisela-Kreisrealschule in München etatsmäſsig vorgesehene neue Assistentenstelle für Zeichnen und Modellieren dem geprüften Lehramtskandidaten Friedrich Fehr aus Augsburg, dermalen Zeichenlehrer an der Bärmannschen Realschule in Dürkheim a. H., die an der Realschule Straubing sich erledigende Reallehrerstelle für die Realien dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Max Hasl aus Ebersvoith, B.-A. Regensburg, und zwar vorerst in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers, die an der Realschule Weiden sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Julius Guckenberger aus Schwabach, die an der Realschule Hof neu errichtete Assistentenstelle für Realien dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Wolfgang Blos aus Erlangen, dermalen 3. Assistent an der Kreis-Landwirtschaftsschule in Lichtenhof, die an der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen sich erledigende Assistentenstelle für Zeichnen und Modellieren dem geprüften Lehramtskandidaten Emil Gurdan aus Würzburg und die an derselben Anstalt sich erledigende Assistentenstelle für Mathematik und Physik dem geprüften Lehramtskandidaten Johann Baptist Trottler aus Kleinlollenfeld, dermalen Aushilfsassistent an der Realschule Weiſsenburg i. B., sämtlichen in wiederruflicher Weise, übertragen; der Assistent der Realien Georg Fraunberger seiner Funktion an der Gisela-Kreisrealschule in München auf Ansuchen enthoben und an dessen Stelle der geprüfte Lehramtskandidat und der dermalige Assistent an der Ludwigs-Kreisrealschule in München G. Widenbauer versetzt, der Kreisrealschule I in Nürnberg an Stelle eines Assistenten für die Realien ein Assistent für Chemie und Naturbeschreibung beigegeben und diese Funktion dem geprüften Lehramtskandidaten Georg Hofer aus Tegernheim in widerruflicher Weise übertragen. Der Assistent der neueren Sprachen Dr. Eduard Rall wurde, seiner Bitte entsprechend, von der Funktion eines Assistenten an der Realschule Aschaffenburg enthoben und an dessen Stelle der genannten Realschule der geprüfte Lehramtskandidat Ernst Brüller aus Lindau, dermalen Lehrer der Bärmannschen Privatrealschule in Dürkheim a. H., in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben;

der geprüfte Lehramtskandidat Max Drexler wurde seinem Ansuchen entsprechend vom Antritte der ihm an der Kgl. Giselakreisrealschule in München übertragenen Assistentenstelle enthoben und die an dieser Anstalt erledigte Assistentenstelle (N. Spr.) dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Ernst Lindner aus Nürnberg übertragen.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: der Gymnasialrektor am Neuen Gymnasium in Würzburg Oberstudienrat Adam Bergmann, der Gymnasialrektor am Alten Gymnasium in Bamberg Oberstudienrat Rudolf Klüber und der Gymnasialrektor am humanistischen Gymnasium Schweinfurt Valentin Völcker wurden, ihrem Ansuchen entsprechend, nach zurückgelegten 40 Dienstjahren und 70 Lebensjahren unter Anerkennung ihrer langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten erspriefslichen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt; dem Rektor des Progymnasiums Dinkelsbühl Paul Monninger, seinem Ansuchen entsprechend, nach zurückgelegten 40 Dienstjahren unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten Dienste die Versetzung in den dauernden Ruhestand bewilligt;

b) an Realanstalten: der Rektor des Realgymnasiums Augsburg Oberstudienrat Dr. Georg Recknagel auf Ansuchen wegen zurückgelegten 70. Lebensjahres unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten erspriefslichen Dienste, dann der Rektor der Realschule Erlangen Gustav Pumplün und der Professor für Zeichnen und Modellieren an der Realschule Neuburg a. D. Dionys Heckel, beide ihrem Ansuchen entsprechend wegen fortdauernden körperlichen Leidens unter Anerkennung ihrer langjährigen mit Treue und Eifer geleisteten erspriefslichen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Ernst Bruckmoser, Gymnasialassistent am Ludwigsgymnasium in München; Geistl. Rat Joh. Kullmann, Gymnasialprofessor (kath. Rel.) in Aschaffenburg;

b) an Realanstalten: Heinrich Bally, Reallehrer a. D. in München; Joseph Seidl, Reallehrer (N. Spr.) an der Ludwigskreisschule in München.

Neu erschienene, der Redaktion zugegangene Bücher.

Vorbemerkung: Die grofse Zahl der uns zugehenden neuen literarischen Erscheinungen aus den verschiedensten Gebieten steht nicht im Verhältnis zu dem uns für die Besprechungen zur Verfügung stehenden Raume in unseren Blättern; selbst wenn zahlreiche kürzere Besprechungen in der Abteilung III: „Literarische Notizen" untergebracht werden, ist es nicht möglich jedes einzelne Buch zu besprechen, zumal es sich oft um Grammatiken, Lesebücher, Übungsbücher, literargeschichtliche und geschichtliche Leitfäden, Aufgabensammlungen etc. handelt, die für eine Einführung in bayerischen Schulen überhaupt nicht in Betracht kommen, oder auch um Neuauflagen von Werken, die früher in unseren Blättern besprochen worden sind, und unerhebliche Veränderungen aufweisen. Daher wird fortan jedem Hefte ein alphabetisches Verzeichnis der inzwischen neu eingesandten Bücher zum Teil mit ganz kurzen Bemerkungen beigegeben, soweit solche Bücher nicht einem der Herren Mitarbeiter bereits zur Besprechung übergeben wurden. Besprechung der hier verzeichneten Erscheinungen bleibt vorbehalten, auf Rücksendung der nicht besprochenen Bücher, soweit sie uns unverlangt zugesandt worden sind, können wir uns nicht einlassen. Die Redaktion.

Boehm, Prof. Dr. O., Deutsche Aufsätze zum Nacherzählen (1. Teil von: Deutsche Aufsätze für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen sowie für die entsprechenden Klassen der Mittel- und Bürgerschulen.) Dritte, vermehrte Auflage. 259 S. Berlin 1905, Verlag von Gebr. Bornträger. Preis 4 M.

Die erste Aufl., 248 S. stark, ist in unseren Blättern Jahrg. 1897, S. 450 f. eingehender besprochen und das Buch als reichhaltig und empfehlenswert bezeichnet.

Die neue Auflage weist abgesehen von stilistischen Verbesserungen einen neuen Abschnitt IV: Entdeckungsreisen (S. 102—111) auf, welcher deshalb Beifall finden wird, weil dadurch der Gesichtskreis der Jugend nach einer wichtigen Seite hin eine Erweiterung erfährt.

Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von Dir. Dr. H. Gaudig und Dr. G. Frick. 1905. Leipzig und Berlin. Verlag von B. G. Teubner.

Goethe, Hermann und Dorothea. Bürgerliches Epos in 9 Gesängen, für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von Seminaroberlehrer W. Machold. 68 S. Text und 12 S. Anhang d. h. Anmerkungen. Kart. 35 Pfg.

Lessing, Philotas. Ein Trauerspiel. Aus der Poesie des Siebenjährigen Krieges. Für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von Dr. G. Frick Philotas 34 S., aufserdem Kriegslieder von Gleim, Kleist, Ramler und Kleists Cissides und Paches. 45 S. Kart. 40 Pfg.

Schiller, Die Räuber. Für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von Dr. G. Frick. 146 S. Text 14 S. Anhang. Kart. 60 Pfg.

Diese neue Teubnersche Sammlung von Schulausgaben deutscher Klassiker verdient wegen ihrer zweckmäfsigen Anlage und der allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Ausstattung, auch wegen des verhältnismäfsig billigen Preises alle Anerkennung und Empfehlung.

Dorenwell, K., Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. 3. Teil. Eine Auswahl von Musterstücken, Schulaufsätzen, Entwürfen und Aufgaben zum Unterrichtsgebrauch in den oberen Klassen. Unter Mitwirkung von Dr. E. Hartmann zusammengestellt. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis geh. 4 M. (IX u. 442 S.) Hannover 1905, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Die neue Auflage hat durch Einfügung einer Anzahl geschichtlicher und ethischer Stoffe eine Vermehrung der Aufsätze von 184 auf 212 erfahren. Gerade der vorliegende dritte Teil ist wegen seiner Reichhaltigkeit an literarischen, geschichtlichen und allgemeinen Themen allerseits beifällig begrüfst worden. Er ist für den Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen ein sehr brauchbares Hilfsmittel.

Engelmann, Lorenz, Lateinischer Vorbereitungsunterricht. Neu bearbeitet von W. Schwarz, Institutsvorsteher in Mannheim. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. Rudolf Koch, 1905. Preis 60 Pfg.

Für bayerische Mittelschulen hat dieses Büchlein nach der gegenwärtigen Einrichtung des Lehrplanes keinen Zweck mehr. Vor 1873 mochte es wohl seine Aufgabe erfüllen.

Lehmann Dr. O. und Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. In vier Heften. 1. Heft: Sexta. Dritte Stereotyp-Auflage. Preis steif geb. 60 Pfg. Hannover 1905. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Dieser erste Teil ist S. 477 des Jahrg. 1899 unserer Blätter besprochen.

Napoléon Bonaparte. Aus H. Taines les origines de la France contemporaine. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Dr. A. Schmitz, Prof. am Kgl. Realgymnasium zu Erfurt. 3. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905, VIII und 146 S. Preis geb. 1,40 M.

Die 3. Auflage stimmt bis auf einige Änderungen in den sachlichen Anmerkungen mit der zweiten überein.

Neumann-Strela, Karl, Festschrift zur Hochzeit des Kronprinzenpaares. Die Erziehung der Hohenzollern vom Grofsen Kurfürsten bis zur Gegenwart. Für das deutsche Volk, für Schule und Haus. 1.—6. Tausend. 210 S. Preis 75 Pfg., in Partien billiger. Oldenburg, 1905, Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Schiller, Wallenstein. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Franz Ullsperger. Mit einem Kärtchen. Dritte Auflage. Preis geb. 1,25 M. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, G. Freytag-Wien, F. Tempsky 1905.

Weise, Prof. Dr. O, Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. 2. vermehrte Auflage. 1905, Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

Die einzelnen Abschnitte sind in der 2. Auflage unverändert gelassen, nur sind an vielen Stellen noch erläuternde Zusätze beigefügt. Ferner sind zu den bisherigen 51 Nummern noch 4 längere Aufsätze hinzugekommen. Die Sammlung, welche in den Fachzeitschriften eine durchweg anerkennende Beurteilung fand, erfuhr schon nach Jahresfrist eine neue Auflage.

Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten, jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Johann Inglsperger in München (Bürkleinstr. 15/III) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied, Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Mathematiker gesucht

zunächst zur Vertretung vom 1. Oktober bis 31. März n. Js. gegen eine monatliche Remuneration von 150 M. an dem Realgymnasium und der Realschule zu Harburg a. E. (Hannover). Meldungen mit Zeugnisabschriften sind bis zum 20. d. M. bei uns einzureichen.

Harburg, den 3. Juni 1905.

Der Magistrat.
Denicke.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Gymnasial-Bibliothek.
Herausg. von Gymn.-Prof. **Hugo Hoffmann.**

In letzter Zeit sind folgende Hefte erschienen:

Troja und die Troas nach eigner Anschauung geschildert von Prof. Dr. **R. Menge.** Mit 36 Abbildungen, 2 Tafeln und 1 Karte. 2. Auflage. 1,50 M., geb. 2,20 M. (1. Heft.)

Mark Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron. Von Dr. **H. Stich.** Mit 7 Abb. u. 1 Karte. 1 M. (38. Heft.)

Staatseinrichtungen des römischen Kaiserreichs in gemeinfaßlicher Darstellung von Prof. **A. Chudzinski.** 2 M., geb. 2,60 M.

Prospekte über Heft 1—39 gratis.

PIANOS von ℳ 350 an. **HARMONIUMS** von ℳ 30 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. 20jähr. Garantie. **Pianos u. Harmoniums zu vermieten;** bei Kauf **Abzug der Miete.** – **Illustr. Kataloge gratis-frei.**

Spec.: PIANINOS mit bis jetzt unerreicht guter Stimmhaltung! (Pat. Rud.)

Wilh. Rudolph, Giessen gegr. 1851.

Erstklassige Fabrikate.

Firma 1870 gegründet.
Bei Barzahlung 20 %, Rabatt u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Emmer-Pianinos Flügel – Harmoniums.

Längste Garantie.

Fabrik: **Wilhelm Emmer**
Berlin C 170, Seydelstr. 20.

Allerhöchste Aus-zeichnung.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

EINUNDVIERZIGSTER BAND.

IX. & X. HEFT.

SEPTEMBER-OKTOBER.

(AUSGEGEBEN AM 11. OKTOBER 1905.)

MÜNCHEN, 1905.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(Schöpping.)
KAUFINGERSTRASSE 29.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayer. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des IX. & X. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Untersuchungen zu den gymnastischen Knabenspielen der alten Hellenen.

Bewegungsspiele ohne Geräte.

Vorbemerkung.

Bei ihrer Liebe und Lust zur körperlichen Bewegung wufsten die alten Griechen gar wohl den aufserordentlichen Wert der Bewegungsspiele für die Gesundheit zu schätzen und deren hervorragende Bedeutung für die körperliche Entwickelung der Jugend zu würdigen. Zu diesem warmen Interesse der alten Hellenen an jeder Art der Körperpflege zum Zwecke der harmonischen Ausbildung des Menschen steht die Tatsache in merkwürdigem Gegensatze, dafs wir keine zusammenhängende, umfassende Darstellung der altgriechischen Kinderspiele besitzen. Es ist wohl auch keine solche von Bedeutung verfafst worden. Die Schuld mag zum grofsen Teil darin zu suchen sein, dafs man es nicht der Mühe für wert fand dieses Thema eingehender zu bearbeiten eben deswegen, weil es zu bekannt, zu trivial erschien. Nur einige Notizen haben sich über dieses interessante Gebiet erhalten, die, mögen sie noch so dürftig und armselig sein, doch durchblicken lassen, dafs die Zahl der Spiele, welche bei den Kindern der alten Griechen in Übung waren, eine keineswegs unbeträchtliche gewesen ist.

Schauplatz dieser Spiele war, ebenso wie es heutzutage noch der Fall ist, die Strafse oder ein freier Platz, ein Hofraum und wohl auch der Turnplatz. Die Spiele waren nicht minder reich und mannigfach als die unserer heutigen Generation und zeigen genau dieselbe Entwickelung wie unsere Kinderspiele. Der Verkehr der Kinder untereinander gab auch den kleinen Griechen gar bald Anregung zum gegenseitigen Reizen, Necken, Haschen, Fliehen und Verfolgen, zum Verstecken, Aufsuchen sowie zum gemeinsamen Messen und Überbieten der Kräfte und begründete so die Urformen der Geselligkeitsspiele, welche allmählich durch örtliche Verhältnisse, durch Zusätze oder Abänderungen der Spieler etc. vielgestaltig ausgebildet den Grundstock einer ganzen Reihe von weiteren Bewegungsspielen bildeten. Auch diese blieben sich nicht immer gleich. Je nach der Intelligenz der Mitspielenden mit Zutaten versehen, verändert, mit anderen Spielen verquickt oder zu neuen umgeformt vermehrten sie die Zahl der Spiele fast ins Unendliche.

Wenn wir die griechischen Bewegungsspiele in ihrer Gesamtheit ins Auge fassen, so finden wir zwei Hauptgruppen, in denen sich die Spiele ohne Mühe unterbringen lassen:

1. Spiele, welche ein einzelnes Kind für sich ohne Spielkameraden betreibt, Einlingsspiele, die das Kind mit seinen Spielsachen ausführt, wie z. B. Spiele mit dem Reifen, dem Ball, dem Kreisel, dem Steckenpferd, mit Tonfiguren, Puppen usw.

2. Spiele mit Genossen, also Gesellschaftsspiele. Von letzterer Gruppe können wir wiederum als Unterabteilungen ansetzen: a) Spiele mit Geräten, wie z. B.: Schaukel-, Tau-, Würfel-, Ballspiele etc.

b) Spiele ohne Geräte.

Die Spiele der letztgenannten Gattung sind es, die ich im folgenden einer näheren Betrachtung unterziehen möchte, also vor allem die Hasch-, Lauf-, Spring-, Hüpf- und Versteckspiele, bei denen es insbesondere auf Geistesgegenwart, Gewandtheit und Schnelligkeit ankommt.

Die griechischen Spiele in ihrer Gesamtheit eingehend und ausführlich behandelt zu haben ist das Verdienst Grasbergers, der im 1. Teil seines Werkes „Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum“, Würzburg 1864 den Knabenspielen die erste Abteilung gewidmet hat. Auf dieses Werk gehen teils mit teils ohne Quellenangabe so ziemlich alle Verfasser von Aufsätzen und Abhandlungen über griechische Spiele, über geschichtliche Entwickelung der Spiele usw. zurück, sodaſs mit gutem Recht das Buch in gewissem Sinne grundlegend genannt werden muſs.

Bei allen Vorzügen nun, die das Grasbergersche Buch besitzt, sind doch auch manche Mängel in der Erklärung einzelner Spiele, manche Ungenauigkeiten, mitunter irrige Ansichten, Miſsverständnisse in der Auffassung vorhanden, die es wohl verdienen richtig gestellt zu werden, zumal die bei Grasberger enthaltenen Versehen zumeist immer wieder in die neuere Literatur kritiklos aufgenommen werden und auf diese Weise sich fortgesetzt eines fröhlichen Daseins erfreuen. Ja selbst in den bekanntesten Sammelwerken über die griechische Kultur — Pauly-Wissowa's Realenzyklopädie neue Auflage ausgenommen — haben sie sich fest eingewurzelt.

Vorliegende Abhandlung bezweckt nun einzelne Unrichtigkeiten in der Erklärung der Spiele der oben besprochenen letzten Gruppe — Bewegungsspiele mit Kameraden, ohne Geräte — zu heben. Jahrelange praktische Beschäftigung mit Turnen und Turnspiel dürfte mir einige Berechtigung geben der Sache näher zu treten.

I.

Askoliasmos.

Über den *Ἀσκωλιασμός* besagt uns Pollux IX 121 folgendes: *ὁ δ' ἀσκωλιασμὸς τοῦ ἑτέρου ποδὸς αἰωρουμένου κατὰ μόνου τοῦ ἑτέρου πηδᾶν ἐποίει. ὅπερ ἀσκωλιάζειν ὠνόμαζον. ἤτοι εἰς μῆκος ἡμιλλῶντο, ἢ ὁ μὲν ἐδίωκεν οὕτως, οἱ δ' ὑπέφευγον ἐπ' ἀμφοῖν θέοντες, ἕως τινὸς*

τῷ φερομένῳ ποδὶ ὁ διώκων δυνηθῇ τυχεῖν· ἢ καὶ πάντες ἐπήδων, ἀριθμοῦντες τὰ πηδήματα· προσέκειτο γὰρ τῷ πλήθει τὸ νικᾶν. ἀσκωλιάζειν δ' ἐκαλεῖτο καὶ τὸ ἐπιπηδᾶν ἀσκῷ κενῷ καὶ ὑπόπλεῳ πνεύματος, ἀληλιμμένῳ ἵν' ὥσπερ ὀλισθαίνοιεν περὶ τὴν ἀλοιφήν. Hesychius berichtet s. v. *ἀσκωλιάζοντες· ἐφ' ἑνὸς ποδὸς ἁλλόμενοι. ἀσκωλιάζειν κυρίως μὲν τὸ ἐπὶ τοὺς ἀσκοὺς ἅλλεσθαι, ἐφ' οὓς ἀληλιμμένους ἐπήδων γελοίου ἕνεκα,* Eustathius ad Odyss. X 47 (1646, 22): *καὶ τὸ ἀσκωλιάζειν, ὅπερ ἐστὶ κατὰ κυριολεξίαν μὲν ἐν ἀσκῷ λιάζειν. ᾧ πεφυσημένῳ ἐμπηδῶντες οἱ βουλόμενοι ἔν τινι ἑορτῇ οὐκ ἀμφοῖν ποδοῖν ἀλλὰ ἑνὶ καὶ ὡς εἰκὸς οὐκ εὐστοχοῦντες ἀλλά που καὶ καταπίπτοντες ὑπεκίνουν γέλωτα τοῖς θεωμένοις. ἄλλως μέντοι παρὰ τοῖς ὕστερον ἀσκωλιάζειν ἑρμηνεύεται τὸ ἑνὶ ποδὶ ἅλλεσθαι.* Im Etym. Magn. lesen wir s. v. *ἀσκωλιάζω· ἀσκωλιάζειν ἐστὶ τὸ ἵστασθαι ἐφ' ἑνὸς ποδὸς ἐφαλλόμενον ἢ στερούμενον τῶν κατὰ φύσιν κτλ.* Weiter unten heifst es ebendort ferner: *σκωλιάζειν οὖν, καὶ κατὰ πλεονασμὸν ἀσκωλιάζειν. τινὲς δὲ οὐ πλεονασμὸν ἡγοῦνται τὸ α, ἀλλὰ παρὰ τὸν ἀσκὸν γεγονέ<ναι>. κυρίως γὰρ ἀσκωλιάζειν λέγεται τὸ ἐπὶ ἀσκῶν ἅλλεσθαι οὕτως Ἐπαφρόδιτος.* Suidas (I, p. 795 ed. Bernh.) endlich bemerkt s. v. *ἀσκός: καὶ ἀσκωλιάζειν. ἑορτὴν οἱ Ἀθηναῖοι ἦγον τὰ Ἀσκώλια. ἐν ᾗ ἥλλοντο τοῖς ἀσκοῖς εἰς τιμὴν τοῦ Διονύσου . . . . ἀσκωλίαζε δὲ ἀντὶ τοῦ ἅλλου· κυρίως ἀσκωλιάζειν ἔλεγον τὸ ἐπὶ τῶν ἀσκῶν ἅλλεσθαι ἕνεκα τοῦ γελωτοποιεῖν, ἐν μέσῳ δὲ τοῦ θεάτρου ἐτίθεντο ἀσκοὺς πεφυσημένους καὶ ἀληλιμμένους, εἰς οὓς ἐναλλόμενοι ὠλίσθαινον . . . . καὶ ἀσκωλιάζοντες, ἐφ' ἑνὸς ποδὸς ἐφαλλόμενοι, ὑστερούμενοι τῶν κατὰ φύσιν . . . . καὶ ἀσκωλιασμὸς ὁμοίως τὸ ἐφ' ἑνὸς ποδὸς βαίνειν.* Weitere weniger belangreiche Stellen s. bei Plato Symp. 190 d und in den Scholien zu Aristoph. Plut. 1129.

Ohne uns in den Streit über die Etymologie des Wortes *ἀσκωλιάζειν*[1]) einzulassen wollen wir gleich die Spiele, die unter diesen Ausdruck fallen, näher ins Auge fassen. Neben einer Reihe von Knabenspielen ist uns unter Askoliasmos auch ein volkstümliches Hüpfspiel auf einen gefüllten Schlauch überliefert, das, obwohl es in der Regel nur von Erwachsenen geübt wurde, des Zusammenhanges wegen hier nicht übergangen werden soll. Grasberger (Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum I S. 36) bemerkt hiezu: „Endlich die possierlichste und volkstümlichste Art, die nicht verfehlen konnte, wie eine Art Fafsnachtsschwank das Gelächter der Zuschauer zu erregen, war der Askoliasmos im engeren Sinn oder das eigentliche Schlauchhüpfen. Ein mit Luft oder auch mit Wein[2]) gefüllter Schlauch, der ringsum mit Öl oder Fett bestrichen worden war, wurde von dem Spieler beschritten, der nun, je nach seiner Gewandtheit, mit einem Beine darauf zu stehen oder auch hüpfende und tanzende Bewegungen zu machen suchte . . . . . .“.

Mit dieser Erklärung Grasbergers kann ich mich in mehr als

[1]) Vgl. O. Jahn, Arch. Zeitung 1847 S. 9; vgl. auch Pauly-Wissowa neue Aufl. s. v. Askoliasmos.

[2]) Vgl. die Scholien zu Aristoph. Plut. 1129: . . . *καὶ ἀσκὸν γὰρ οἴνου εἰσπληροῦντες ἑνὶ ποδὶ τοῦτον ἐπήδων, καὶ ὁ πηδήσας ἆθλον εἶχε τὸν οἶνον.*

einer Beziehung nicht befreunden, da sie geeignet ist Mifsverständnisse aufkommen zu lassen. Ungenau, eher möchte ich sagen unrichtig ist zunächst der Ausdruck: Der Schlauch wurde beschritten (vgl. auch Daremberg-Saglio: Dictionnaire des antiquités Grecques et Romaines s. v. Askoliasmos: .... à marcher ou à sauter sur une outre gonflée). Denn der Ausdruck „beschreiten" läfst immerhin die Möglichkeit des Gedankens zu, der den Askoliasmos Ausführende habe den Schlauch vorsichtig und langsam, vielleicht auch sorgsam prüfend und suchend erst mit dem einen, dann mit dem anderen Fufse betreten. Der Gedanke aber läfst sich mit der Idee des genannten Spieles nicht vereinbaren, das in erster Linie darauf hinauslief dem Volke Unterhaltung und Belustigung zu verschaffen und zwar auf Kosten derer, die den Askoliasmos auszuführen gedachten. Nicht umsonst hatte man den Schlauch mit Fett oder Öl beschmiert: man wollte durch diese mit Absicht herbeigeführte Glätte das Ausgleiten und Fallen der Bewerber unter allen Umständen bewirken, darauf warteten gerade die Zuschauer und mächtige Lachsalven der Umstehenden begleiteten regelmäfsig das Mifsglücken des Kunststückes. Eben dieses Ausgleiten und Fallen aber wäre durch ein vorsichtiges Beschreiten oder Besteigen des präparierten Schlauches vermieden worden. Schon deshalb müssen wir diesen Gedanken als nicht das Richtige treffend abweisen, vielmehr dürfen wir nur an ein Springen, an ein Hüpfen mit einem Fufs (*ἅλλεσθαι ἐνὶ ποδὶ — οὐκ ἀμφοῖν ποδοῖν* Eustath. a. a. O.) denken, zumal bei allen auf den Askoliasmos bezüglichen Zitaten immer von *ἅλλεσθαι* oder *πηδᾶν*, immer also ausdrücklich von einem „Hüpfen" oder von einem „Springen" die Rede ist, niemals aber von einem „Beschreiten". Somit dürfen wir als feststehend annehmen: Nur mit einem Sprung darf der den Askoliasmos ausführende Bewerber auf den Schlauch zu kommen versuchen. Die Griechen wufsten gut genug, warum sie als Haupterfordernis einen Sprung mit einem Fufse auf den eingefetteten Schlauch verlangten. Sie kannten gar wohl die Schwierigkeit, die darin lag nach einem Sprung für kurze Zeit auf der glatten Unterlage Halt zu bekommen. Es entging ihnen keineswegs, dafs gerade bei dem raschen, ruckweise erfolgenden Berühren des glatten Schlauches, wie es nach dem Sprung notwendigerweise geschehen mufste, die rückschleudernde Gewalt des durch das Körpergewicht plötzlich zusammengeprefsten elastischen Felles so recht und im ausgiebigsten Mafse zur Geltung kam. Trat doch nun das ein, was man mit Sicherheit erwartete: der Springer wurde, wenn er nicht auf einen ganz bestimmten Punkt, wohl genau in die Mitte des Schlauches, zu stehen kam, abgeworfen. Es ist leicht einzusehen, dafs sich bei einem langsamen, vorsichtigen Beschreiten jener Punkt durch den prüfenden Fufs unschwer abschätzen liefse. Ganz anders ist das jedoch beim Sprung. Mochte auch mit dem Auge der bewufste Punkt vorher noch so genau fixiert worden sein, das durch den Sprung erfolgte Hochschwingen des Körpers, das rasche Aufsausen auf den sich zusammenpressenden Schlauch, die Glätte desselben, sowie das unvermeidliche Verschieben des Gleich-

gewichtes machten in der Regel all die guten Vorsätze des Springers zu nichte. Er glitt entweder an den Seiten sofort ab und kam zu Fall oder die Federkraft des Schlauches verschob in Verbindung mit der Glätte den Standpunkt des Springers und machte so das Stehenbleiben fast zur Unmöglichkeit. Selbst dann, wenn es dem Springer geglückt war mit dem Fufse auf den Fleck zu kommen, der einzig und allein die Möglichkeit des Stehenbleibens sicherte, war die Schwierigkeit noch lange nicht überwunden. Jetzt galt es immer noch die Wirkung des Sprunges auf die glatte und nachgiebige Unterlage auszugleichen: alle Sorgfalt des Springers mufste jetzt zu Tage treten, durch Nachgeben mit dem Oberkörper, Beugen oder Rückwerfen des Kopfes, durch Schwenken und Heben der Arme, Heben, Senken oder Seitspreizen des anderen Beines etc. das Gleichgewicht zu gewinnen und sich dadurch auf dem Schlauche zu halten. Dieses emsige Rudern mit Oberkörper, Kopf, Armen und dem freigehaltenen Beine (*λιάζειν* bei Eustathius a. a. O.) mag freilich einen höchst komischen und grotesken Anblick gewährt und zur Erheiterung der Zuschauer nicht wenig beigetragen haben, besonders wenn es erst recht den Springer zu Fall brachte.

Aufgabe für den Springer ferner konnte nur die sein, nach einem Sprung auf den Schlauch zu stehen zu kommen und sich hier einige Zeit zu halten (vgl. *ἵστασθαι ἐφ' ἑνὸς ποδὸς ἐφαλλόμενον* in der oben angeführten Stelle des Etym. Magn.), keineswegs aber, wie dies Grasberger und andere[1]) behaupten, auf dem Schlauche zu „hüpfen" oder gar zu „tanzen". Wenn man die enorme Schwierigkeit erwägt, welche schon das einfache Stehenbleiben auf dem Schlauche nach dem Sprung voraussetzt, so kommt man von selbst von dem Gedanken an weitere, zwecklose Bewegungen auf dem Schlauche ganz ab. Freilich mögen die beständig zum Zwecke der Erhaltung des Gleichgewichtes notwendigen ausgleichenden Bewegungen der Arme und des freischwebenden Beines, wie sie etwa auch das Stehen auf einem gespannten Drahtseil oder auf einer grofsen Kugel erfordert, in gewissem Sinne an ein Tanzen erinnern. Niemals aber kann ein Hüpfen oder ein Tanzen auf dem Schlauche Zweck oder Aufgabe jenes Spieles gewesen sein, das Spiel verlangte — und das ist einerseits in der Einfachheit des Spieles selbst, in der Naivität der Zuschauer andererseits begründet — einzig und allein ein längeres, wenigstens ein deutlich sichtbares **Stehenbleiben** auf dem Schlauche nach vollzogenem Absprung mit einem Fufse. Somit ist auch die Bezeichnung „Schlauchtanz" als unzutreffend abzuweisen.

Dafs die Aufgabe keineswegs so leicht war, ist aus dem Gesagten einleuchtend. Wenigen genug mochte der Sprung geglückt sein und somit erscheint auch der uns beim ersten Lesen verhältnismäfsig hoch vorkommende Preis für die Lösung, der gefüllte Weinschlauch nämlich, der schwierigen Aufgabe ganz entsprechend. Wer den Sprung tadellos fertig brachte, hatte den Preis redlich verdient.

[1]) Vgl. u. a. den Artikel bei Pauly-Wissowa, ferner die Ausführungen über den Askoliasmos in Schmid's Geschichte der Erziehung I S. 190.

Fassen wir zusammen, so haben wir als Ergebnis der Spielregeln für den eigentlichen Askoliasmos: Der Springer hatte den eingefetteten, aufgeblasenen Schlauch vor sich liegen und mufste nach einem Absprung mit einem Bein auf den Schlauch zu stehen kommen und sich hier längere Zeit halten. Die Zeit, die der Springer auf dem Schlauche aushielt, wurde von den Kampfrichtern, mochten dies nun die Zuschauer selbst gewesen sein oder mögen wir eigens zu diesem Zwecke aufgestellte Preisrichter annehmen, jedenfalls durch Zählen gemessen. Wer von den wenigen, denen es überhaupt glückte auf dem Schlauche stehen zu bleiben, am längsten sich auf der glatten Unterlage zu halten vermochte, war Sieger und erhielt als Preis den vollen Schlauch nach Beendigung des Spieles. Den Versuch zu machen auf den Schlauch zu springen, stand natürlich jedem frei.

Die ausführlichste Darstellung dieses Schlauchhüpfens bietet uns ein Mosaik aus Ostia im Berliner Museum (vgl. Arch. Zeitung 1847, S. 129 f. Taf. IX, auch bei Daremberg-Saglio abgebildet), wo ein junger Mann quer vor einem Schlauch steht und sich gerade zum Sprung vorbereitet, während Dionysos und Ariadne, Satyrn und Frauen dem Spiele zusehen.

Die Nachbildung einer Gemme des Museums zu Neapel gibt uns auch Krause (Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, Leipzig 1841 Tafel XXIV Fig. 93 auch abgebildet bei Becq[1]) p. 244). Man sieht hier auf einem Schlauch einen Satyr stehen, der den Bewegungen der Arme nach das Gleichgewicht zu halten sucht, während zu beiden Seiten je ein Satyr hilfsbereit dasteht jenen sofort aufzufangen, falls er stürzen sollte. Der Umstand aber, dafs der Satyr auf dem Schlauche mit beiden Füfsen steht, sowie das Hilfestehen jener beiden zwingen uns zu der Annahme, dafs hier von einer Darstellung des eigentlichen Askoliasmos, wie er an den Lenaien zur Vorführung kam, keine Rede sein darf,[2]) da ein Hilfestehen wenigstens dem ganzen Charakter dieser Volksbelustigung nach unmöglich stattgefunden haben kann. Durch das Hilfegeben soll der Fall verhütet werden, der Fall des Springers war aber gerade das Moment, das die Erheiterung des Volkes bezweckte. Es wäre somit Torheit gewesen Leute anzustellen, die ein Ausgleiten oder Fallen, das man gerade sehen wollte, hintanhalten sollten. Sehr gut scheint mir die Annahme Becq's a. a. O. S. 244, der in der Abbildung auf dieser Gemme nichts weiteres als die Darstellung einer Schlauchprobe erblickt. Wenn der Wein gekeltert und in die Schläuche abgefüllt war, meint Becq, so wurden diese fest verbunden. Um nun zu untersuchen, ob der Schlauch auch wirklich gut zugebunden sei und auch sonst keine durchlässige Stelle zeige, sprang wohl einer oder der andere der Winzer auf den Schlauch um durch den Druck seines Körpers möglicherweise eine schadhafte Stelle des Schlauches aufzufinden. Dafs dieses Geschäft auf unserer Abbildung Satyrn verrichten, die sich gegenseitig helfen und vor dem Fallen

[1]) Becq de Fouquières: Les jeux des anciens. 2. Aufl. Paris 1873.

[2]) Weit eher könnte an eine Vorübung zum eigentlichen Askoliasmos gedacht werden.

schützen, kann bei den Beziehungen zwischen den Satyrn und dem Dionysos nicht Wunder nehmen. Wahrscheinlich hat auch dieser Versuch der Winzer den Schlauch auf seine Festigkeit zu prüfen Veranlassung zu dem Ursprung unseres Spieles gegeben, das auch nach Italien seinen Weg genommen hat.[1])

Den Askoliasmos als Volksbelustigung glaubte ich, obwohl er nicht zu den Knabenspielen gehört, doch deswegen nicht übergehen zu dürfen, weil wir möglicherweise in diesem Hüpfspiel den Urtypus aller als Askoliasmos überlieferten Knabenspiele zu suchen haben. Von einem Askos freilich, von einem Schlauch, wie er dort nötig war, findet sich in unseren Knabenspielen nichts, einzig und allein das Hüpfen auf einem Bein haben die Knabenspiele mit dem eigentlichen Askoliasmos gemein. Vielleicht hat diese beiden Spielarten gemeinsame Tätigkeit den Knabenspielen zu ihrem merkwürdigen Namen verholfen, vielleicht ist aber doch auch das von den Erwachsenen geübte Schlauchhüpfen in das Repertoir der Kinder durchgedrungen, was durchaus nicht ausgeschlossen ist. „Man kann im allgemeinen konstatieren“, sagt Karl Groos (Die Spiele der Menschen, Jena 1899, S. 389), „dafs es fast keine Tätigkeit der Erwachsenen gibt, die für das Kind nicht zum Gegenstand des dramatischen Nachahmungstriebes gemacht würde“. Mochte auch nicht immer ein Schlauch zur Verfügung gestanden haben, was machte das? Bot ja das Hüpfen mit einem Bein Stoff genug zu Spiel und Unterhaltung. Sicheres läfst sich indes in dieser Sache nicht festsetzen, wenngleich den Kindern bei ihrem Spiel wahrscheinlich ein Zusammenhang mit dem Askoliasmos der Erwachsenen vorgeschwebt hat.

Das Hüpfen mit einem Fufs an sich ist eine Tätigkeit, die den Kindern nicht eigens gelehrt zu werden braucht. „Die Kinder verfallen von selbst beim Gehen auf allerlei Sonderbarkeiten, sobald die einfache Gehbewegung ihrem Experimentierdrang nicht mehr genügt. Dazu gehört auch das Hüpfen und Hickeln, das sich bei jedem lebhaften Kinde ganz unwillkürlich während des Gehens einstellt, gerade wie die überraschenden Sprünge der Lämmer und Böcklein“ (Groos a. a. O. S. 103). Ein eigentliches Spiel wurde dieses *ἀσκωλιάζειν* erst, als gewisse Regeln festgesetzt wurden. So fand man, dafs es gar nicht so leicht sei eine längere Strecke auf einem Fufse hüpfend zurückzulegen, und damit eröffnete sich der beim Vergleich ihrer Körperkräfte gerne zum Wettstreit greifenden Jugend bald ein neues, willkommenes Spiel: der Askoliasmos als Wetthüpfen in die Weite. Die Knaben — an solche haben wir wohl in erster Linie zu denken — stellten sich zu Anfang des Spieles auf einer vorher bestimmten Mallinie auf und begannen jedenfalls auf einen gegebenen Befehl hin gleichzeitig fortzuhüpfen. Wo die Kräfte des einzelnen versagten, wo er also mit beiden Füfsen den Boden berührte, blieb er stehen und so konnte leicht der Sieger, der die längste Strecke

[1]) (Vgl Vergil. Georg. II 383 . . . . inter pocula laeti mollibus in pratis unctos saluere per utres. Vgl. ferner Varro: de vita populi Romani lib. I: etiam pellis bubulas oleo perfusas percurrebant, ibique cernuabant . . . .).

zurückgelegt hatte, ermittelt werden. Dieses Wetthüpfen in die Weite bezeugt uns Pollux mit den Worten: *ἤτοι εἰς μῆκος ἡμιλλῶντο* (siehe die oben angeführte Stelle). Grasberger a. a. O. scheint dieser Passus ganz entgangen zu sein, jedenfalls erwähnt er nichts von dieser Art des Askoliasmos.

Pollux läfst nun in der weiteren Darlegung der mit Askoliasmos bezeichneten Spiele ein Fang- oder Nachlaufespiel folgen, das uns nachher beschäftigen soll. Ich möchte erst die Worte einer kurzen Betrachtung unterziehen, welche auf das eben angedeutete Fangspiel folgen und welche da heifsen: *ἢ καὶ πάντες ἐπήδων, ἀριθμοῦντες τὰ πηδήματα. προσέκειτο γὰρ τῷ πλήθει τὸ νικᾶν.* Wir haben hier eine weitere Art des Hüpfens und zwar wiederum ein Wetthüpfen, nur in anderer Form, vor uns, und das ist auch der Grund, weshalb ich diese Stelle im Zusammenhang mit dem Wetthüpfen in die Weite betrachten möchte. Alle Mitspielenden, heifst es, mufsten hüpfen. Die einzelnen Hupfe wurden gezählt, die Menge gab den Ausschlag. Galt es also bei dem vorigen Spiel im Hüpfen auf einem Bein eine möglichst grofse Wegstrecke zurückzulegen, so kam es hier lediglich darauf an möglichst oft zu hüpfen. Dieses Spiel unterscheidet sich wesentlich von dem vorhergehenden dadurch, dafs hier die Bewegung von Ort und damit ein gewichtiges Moment der Anstrengung wegfällt. Das Hüpfen findet nur an Ort statt, wie wir uns in turntechnischer Sprache ausdrücken, somit kommt die Kraft, die dort auf das Vorwärtsschnellen des Körpers und auf das damit im Zusammenhang stehende Zurücklegen der Entfernung verwendet werden mufs, hier der Zahl der Hupfe zu gut, d. h. der Hüpfende konnte, weil er seine Kraft nicht durch das Vorwärtsbewegen des Körpers frühzeitig erschöpfen mufste, die Zahl seiner Hupfe wesentlich erhöhen. Also ein Wetthüpfen mit Zählen der Sprünge ist es, was wir unter dieser Art des Askoliasmos zu verstehen haben.

Die Ausdrücke *εἰς μῆκος* und *ἀριθμοῦντες τὰ πηδήματα* bei Pollux legen uns den Gedanken an die Möglichkeit noch eines Wettspieles nahe, das beide Arten, sowohl das Wetthüpfen in die Weite, als auch das Wetthüpfen nach Zählen in sich vereinigt, und das die hellenische Jugend so sicher geübt hat, als es unsere Kinder betreiben. Das Spiel wäre so zu denken: Eine gewisse vorher abgesteckte Entfernung mufs von den Mitspielenden durch Hüpfen auf einem Fufse durchmessen werden. Wer nun von den Spielern am wenigsten Hupfe braucht, um die abgesteckte Strecke zu durcheilen, ist Sieger. Dafs es bei diesem Spiele weit mehr wie beim obigen Wetthüpfen in die Weite darauf ankam mit jedem einzelnen Hupf eine möglichst grofse Strecke zurückzulegen, und dafs somit dieses Spiel einen ganz eigenartigen Reiz in sich birgt, leuchtet ohne weiteres ein. Freilich ist in den kärglichen Angaben der alten Autoren von dieser Spielart nichts erwähnt, geübt hat sie aber die griechische Jugend ohne Zweifel, das ist schon aus der Analogie der übrigen bereits dargelegten Hüpfspiele ersichtlich. Und wenn man erwägt, wie erfinderisch die Jugend gerade auf dem Gebiete des Spieles ist, so kann man sich der An-

nahme nicht verschliefsen, dafs auch diese Art Wettspiel ihren Platz unter den hellenischen Bewegungsspielen behauptete.

Die vollendetste Art des Askoliasmos endlich ist die, welche Pollux beschreibt mit den Worten: *ἢ ὁ μὲν ἐδίωκεν οὕτως* (das heifst: mit einem Fufse hüpfend), *οἱ δ' ὑπέφευγον ἐπ' ἀμφοῖν θέοντες, ἕως τινὸς τῷ φερομένῳ ποδὶ ὁ διώκων δυνηθῇ τυχεῖν.* Das Spiel an sich ist klar: Einer, der nur auf einem Beine hüpfen darf, mufs die anderen verfolgen. Diese dürfen auf beiden Beinen davonlaufen. Wen der Hüpfende mit dem angezogenen Fufse berührt, der mufs an Stelle jenes hüpfen. Diese Art des Hinkespieles setzt natürlich voraus, dafs ein bestimmtes Spielfeld abgegrenzt war, das nicht zu grofs sein durfte. Dieser Platz konnte eine beliebige Form haben und brauchte nicht, wie Grasberger a. a. O. S. 36 annehmen zu müssen glaubt, ein Kreis zu sein. Die Ähnlichkeit des Spieles mit unserem „Fuchs zu Loch", „Fuchs und Henne" (vgl. Guts Muths, Spiele usw.) ist überraschend; freilich haben unsere Knaben zum Schlagen einen Plumpsack. Der von dem Hinkenden Getroffene wird bei uns mit Plumpsackschlägen in die vorher bestimmte „Höhle" getrieben, ebenso der Fuchs, wenn er unachtsamerweise mit beiden Füfsen den Boden berührt. Etwas Ähnliches dürfen wir im Altertum auch annehmen, obwohl sich keine Nachricht hierüber findet. Wenn wir uns auch damit begnügen wollten, dafs die Spielstrafe in dem Rollentausch der Hüpfenden, also im Ablösen beim Hüpfen bestand, so haben wir immer noch keine Strafe für den Hüpfenden, falls dieser sich unterfing beide Beine zu gebrauchen. Dafs auch hier den anderen das Recht zustand den Hinkenden mit Schlägen in seine Höhle zurückzutreiben, steht aufser Zweifel.

In manchen Gegenden mochte dieses Spiel mit dem Spieltext „*ἐξάγω χωλὸν τραγίσκιον* — ich treib' ein hinkend Böcklein aus" (vgl. Hesychius s. v. *ἐξάγω . . . . παιδιᾶς εἶδος παρὰ Ταραντίνοις*, Grasberger a. a. O. S. 148 f.) eingeleitet worden sein. An ein besonderes Spiel haben wir hier schwerlich zu denken.

II.

Schoinophilinda.

Von dem mit unserem Plumpsackspiel verwandten Schoinophilindaspiel berichtet Pollux IX 115: *ἡ δὲ σχοινοφιλίνδα· κάθηται κύκλος, εἱς δὲ σχοινίον ἔχων λαθὼν παρ' αὐτῷ τίθησι· κἂν μὲν ἀγνοήσῃ ἐκεῖνος παρ' ᾧ κεῖται, περιθέων περὶ τὸν κύκλον τύπτεται, εἰ δὲ μάθοι, περιελαύνει τὸν θέντα τύπτων.* Grasberger a. a. O. S. 52 gibt nach Krause a. a. O. I. S 326 den Inhalt des Spieles wieder, wie folgt: „Das Spiel . . . . bestand darin, dafs die Spielenden einen Kreis bildeten, hinter welchem einer mit einem Strick herumging, den er heimlich neben einen der Sitzenden niederlegte; letzterer mufste alsdann, wenn er nichts merkte, unter den Schlägen der Mitspielenden im Kreise umlaufen, wurde er aber den Versuch sogleich gewahr, so jagte er augenblicklich den Täter mit Schlägen in der Runde herum."

Diese Beschreibung des Spieles ist nicht ganz klar und meiner

Ansicht nach auch nicht ganz richtig. Suchen wir uns das Spiel vor Augen zu stellen. Die am Spiel teilnehmenden Kameraden setzen sich in einem Kreis auf den Boden. So sind wohl die Worte des Pollux „κάϑηται κύκλος“ in erster Linie zu fassen, obwohl sich auch gegen die Annahme, die Mitspieler hätten stehend den Kreis gebildet und die besagten Worte wollten nur bedeuten: „Es setzt sich ein Kreis zusammen, es bildet sich ein Kreis“, nichts einwenden läfst, zumal ja der Umstand, ob die Mitspieler safsen oder standen, so gut wie keinen Einflufs auf den eigentlichen Verlauf des Spieles hatte, höchstens dafs sich der rasche Fortgang, wenn die Spieler safsen, etwas verzögerte. Das Gesicht haben die Spielgenossen nach innen, also dem Kreismittelpunkt zu gerichtet. Hinter ihrem Rücken geht ein Spieler mit einem Plumpsack langsam herum, läfst unvermerkt an einer Stelle hinter einem Mitspielenden, den er sich genau merkt, den Plumpsack auf den Boden gleiten und geht ruhig, als ob nichts geschehen wäre, weiter. Gelingt es ihm bei seiner nunmehr erfolgenden Umkreisung wieder zu jenem Mitspieler, hinter welchem der Plumpsack liegt, zu kommen, so packt er rasch den Plumpsack auf und jagt jenen Unachtsamen mit Schlägen um den Kreis herum bis an den Platz, wo ehedem der Plumpsack lag. Der Geschlagene läuft natürlich so schnell als möglich, um den ihn zugedachten Schlägen zu entrinnen, während jener seinen Lauf ebenfalls möglichst beschleunigt, um von dem ihm zustehenden Rechte des Schlagens den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Nach diesem Umlauf tritt der Verfolger in die Lücke des Verfolgten und dieser hat nun seinerseits den Plumpsack weiter an den Mann zu bringen.

Das Spiel erforderte naturgemäfs scharfe Beobachtung desjenigen, der den Plumpsack umhertrug, von seiten der Mitspieler. Gelang es nämlich einem von diesen das Niederlegen des Plumpsackes hinter seinem Rücken zu bemerken, so ergriff er diesen so rasch als möglich und verfolgte den Plumpsackleger mit Schlägen um den Kreis herum bis an seinen Platz und jener mufste nun das Spiel von neuem beginnen.

Klarer werden wir uns also ausdrücken, wenn wir sagen, der Plumpsack wurde heimlich hinter einem niedergelegt, als „neben einen“, wie Grasberger a. a. O. sich äufsert. Unwahrscheinlich aber ist, dafs der Unachtsame, der das Niederlegen des Plumpsackes nicht wahrnahm, „unter den Schlägen der Mitspielenden im Kreise umlaufen“ mufste. Diese Art des Verfolgens liefse sich nämlich nur so denken, dafs entweder alle Mitspieler ihre Plätze verliefsen und dem Davoneilenden nachliefen — womit sie schlugen, ist freilich nicht gesagt — oder dafs der Unachtsame in den Kreis getreten sei und dort vor den Mitspielern vorbeilief um sich schlagen zu lassen. Auch hier vermissen wir die Angabe bei Grasberger, wie dieses Schlagen ausgeführt wurde, ob mit der Hand oder mit Plumpsäcken. Selbst wenn wir annehmen, dafs das Laufen des Verfolgten hinter dem Kreise gestattet gewesen sei, so wäre doch das Schlagen des Läufers von seiten der Mitspieler mit allen möglichen Schwierigkeiten verbunden

gewesen, schon aus dem höchst einfachen Grunde, weil der Läufer sich wahrscheinlich in ziemlicher Entfernung von den Schlagenden gehalten hätte. Wir werden also am besten diese Annahme fallen lassen. Das Verfolgen und Schlagen geschah nur von einem und zwar den Umständen gemäfs von dem Plumpsackleger oder von dem, der den Plumpsack nach dem Niederfallen rasch an sich gerissen hatte.

Das Spiel war ohne Zweifel ein äufserst fesselndes. Jeder der Mitspielenden mufste in dem Augenblick, wo der Plumpsackträger hinter ihm vorbeiging, darauf gefafst sein, dafs der Plumpsack hinter ihm lag. War das der Fall, dann galt es mit aller Schnelligkeit diesen aufzuraffen und den Täter zu verfolgen; dieser hinwiederum mufste den mit dem Plumpsack Bedachten scharf beobachten, um noch rechtzeitig sich vor den Schlägen zu retten. In gewissem Sinn im Vorteil war ja immer der, welcher den Plumpsack niederlegte, da er durch die Zeit, die der andere auf das Bücken und auf das Ergreifen des Plumpsackes verwenden mufste, einen Vorsprung erlangte. Diese verlorene Zeit suchte dann der Verfolger durch umso schnelleres Laufen einzuholen.

Becq a. a. O. p. 91 übersetzt die Worte des Pollux, gibt aber sonst keinerlei Erklärungen über das Spiel ab. Die Übersetzung selbst ist so vorsichtig, dafs aus ihr eine Stellungnahme zu der Frage, wer den Verfolgten schlug, absolut nicht ersichtlich ist.

III.

Blinde-Spiele.

Kollabismos, Apodidraskinda, Chalke Myia, Myinda, Pselaphinda.

Die unter den Namen *κολλαβισμός*, *ἀποδιδρασκίνδα*, *χαλκῆ μυῖα*, *μυῖνδα* und *ψηλαφίνδα* überlieferten Spiele haben den Umstand unter sich gemein, dafs einer der Mitspielenden geblendet ist, d. h. dafs er bei der Ausführung einer durch das Spiel vorgeschriebenen Tätigkeit die Augen verschlossen haben mufs.

Dieses Augenverschliefsen läfst sich auf dreifache Weise denken. Entweder hat sich der Spieler selbst die Augen mit den Händen zugehalten oder es wurden ihm, wie es bei der Chalke Myia ausdrücklich angegeben ist, die Augen mit einer Binde verschlossen oder aber es hat ein Spielkamerad ihm die Hände vor das Gesicht gelegt und so dem Blinden ein Blinzeln unmöglich gemacht. Welche Art des Blendens angewendet wurde, entschied jedesmal das betreffende Spiel oder besser gesagt die Wichtigkeit, die das Blenden in den einzelnen Spielen hatte. Galt es im Spiele eine Person zu erraten oder einen Gegenstand, der im Falle des Erratens dem Blinden abgetreten werden mufste, so wird man ohne Zweifel weit mehr Sorgfalt auf das Blenden angewendet haben, als wenn z. B. nach dem Augenverschliefsen eine Person, die sich versteckt hatte, mit offenen Augen zu suchen war. Im ersteren Fall konnte man in der Vorsicht nicht weit genug gehen

und das Verschliefsen der Augen mit einer Binde war wohl meist unerläfslich, im letzteren genügte es, wenn der Blinde sich mit dem Gesicht gegen eine Mauer oder gegen eine Ecke zu drehte und sich selbst für die Zeit, während welcher sich die anderen verstecken mufsten, die Augen zuhielt.

Der griechische Ausdruck für das im Spiel angewandte Blenden ist *μύειν*, *καταμύειν*, welcher, wie aus den unten besprochenen Myindaspielen klar ersichtlich ist, alle genannten Arten des Blendens in sich schliefst und ebensogut heifsen kann „sich die Augen (mit der Hand) verschliefsen" als auch „die Augen mit einer Binde verschlossen haben". Somit kann uns auch nicht auffallen, wenn Hesychius in seiner Erwähnung der Chalke Myia einfach sagt: *οἱ παῖδες παίζοντες καταμύουσι κτλ*, während Pollux ebenso ausdrücklich wie Eustathius hervorhebt, dafs die Augen des Geblendeten mit einer Binde verschlossen waren. Hesychius bezeichnet eben durch den Ausdruck *καταμύουσι* dasselbe wie Pollux und Eustathius, wenn auch nicht so scharf und prägnant.

A. Kollabismos.

Über den Kollabismos (*κολλαβισμός*, *κολλαβίζειν*) berichtet Pollux IX 129: *τὸ δὲ κολλαβίζειν ἐστίν, ὅταν ὁ μὲν πλατείαις ταῖς χερσὶ τὰς ὄψεις ἐπιλάβῃ τὰς ἑαυτοῦ, ὁ δὲ παίσας ἐπερωτᾷ ποτέρᾳ τετύπτηκεν.* Grasberger a. a. O. S. 114 gibt die Stelle folgendermafsen wieder: „Einer hielt sich mit der flachen Hand die Augen zu, während ihm der Spielgenosse einen Backenstreich versetzte und fragte, mit welcher Hand dies geschehen sei" . . . . . „Ganz einleuchtend", fährt der genannte Erklärer weiter unten fort, „ist übrigens die Sache auch nach dem jetzigen Texte (das ist nach dem verbesserten Texte des Pollux) nicht. Der Geblendete, wird man denken, ist in einem solchen Spiel doch arg im Nachteil gegenüber seinem Spielkameraden . . . .".

Ich greife gleich bei dem letzten Satze ein. Warum, frage ich, soll der Geblendete im Nachteile sein? Etwa deswegen, weil er geschlagen wird? Weil er erst einen Schmerz ertragen mufs, bevor er raten darf? Zunächst mufs man in Erwägung ziehen, dafs es Kinder sind, welche in erster Linie sich mit diesem Spiel befassen, und dafs somit die Schläge, die in dem Spiele ausgeteilt werden, nicht die Wucht und Gewalt haben, wie die eines kräftigen, erwachsenen Mannes. Dann aber darf man auch nicht aufser Acht lassen, dafs die Kinder — wir haben natürlich vorzugsweise an Knaben zu denken — in solchen, etwas derberen Spielen gerne ein paar Schläge mit in den Kauf nehmen und mitunter sogar eine Ehre darein setzen Schmerzen geringfügigerer Art ohne Zucken zu ertragen. „Die Selbstbeherrschung bei körperlichem Schmerz", sagt Karl Groos a. a. O. S. 212, „gilt überall als ein Zeichen der Mannhaftigkeit und wird daher sowohl von den Naturvölkern als auch von unseren Knaben und Jünglingen eifrig und ernstlich geübt. Das ruhige Ertragen der schmerzlichen Narbenzeichnungen bei so vielen primitiven Stämmen, die Standhaftigkeit des Indianers,

die schon bei den indianischen Kindern auf oft grausame Weise erprobt wird, die Bemühung unserer Schulknaben, eine körperliche Züchtigung ohne Zeichen des Schmerzes zu erdulden, die Selbstüberwindung des Studenten, der beim Flicken seiner Schmisse Scherze macht und — um auch den Kampf gegen das Verraten geistiger Unlust zu erwähnen — die scheinbare Gleichgültigkeit bei den Wechselfällen des Hasardspieles gehören hieher. Sowenig man dabei ganz allgemein von einem Spiel reden kann, so sind doch die Fälle zahlreich genug, wo es sich tatsächlich um ein spielendes Experimentieren mit der eigenen Standhaftigkeit handelt. So ist es beim „Knödelen", „Feuerschlagen" oder „Fingerlitätsche", das Rochholz (S. 455) sehr richtig beschrieben hat: Zwei schlagen sich Faust gegen Faust die Fingerknöchel und bemessen ihre Willensstärke in dem Längerertragen des Schmerzes." Soweit Karl Groos. Die zuletzt erwähnten Spiele sind auch jetzt noch in Gebrauch, besonders das „Fingerlitätsche" erfreut sich allgemeiner Beliebtheit unter der Schuljugend. Mit unermüdlichem Eifer schlagen sich die Knaben mit der Breite des Mittel- und Zeigefingers auf die dargehaltenen des anderen und zwar mit aller Kraft, solange es auszuhalten ist und oft in der Weise, dafs die Finger beider Gegner dick aufgeschwollen und rot und blau unterlaufen sind. Dabei ist im Gesicht der Kämpen nicht das mindeste von schmerzhaftem Zucken bemerkbar, im Gegenteil, sie freuen sich königlich, setzen, wenn es gar nicht mehr geht, ein paar Minuten aus und beginnen sofort bereitwilligst mit einem andern Gegner das freilich sonderbare Vergnügen von neuem.

Mit diesen Hinweisen ist wohl zur Genüge dargetan, dafs der körperliche Schmerz — in diesem erblickt ohne Zweifel Grasberger den Nachteil des Geblendeten — keineswegs die Richtigkeit des von Pollux geschilderten Spieles zu erschüttern imstande ist. Überdies hat ja der Geschlagene die Genugtuung seinerseits die Schläge dem Gegner mit Zins und Zinseszinsen zurückzuzahlen, wenn er nach richtiger Beantwortung der Frage an die Reihe des Schlagens kommt. Der jedesmalige Schläger wird schon in richtiger Vorahnung mit diesem Umstand gerechnet und die Stärke seiner Schläge nicht allzu kräftig bemessen haben um nicht die Rache des Getroffenen zu sehr heraufzubeschwören. Endlich aber kommt noch ein sehr gewichtiges Moment dazu. Von der Erteilung eines „Backenstreiches", wie Grasberger meint, ist in der Überlieferung bei Pollux gar nicht die Rede. Pollux sagt einfach: *ὁ δὲ παίσας ἐπερωτᾷ* ....., was nur übersetzt werden kann: Der Schläger fragt ..... Mufs denn das Schlagen ausschliefslich in das Gesicht ausgeführt worden sein? Es gibt doch wahrlich Plätze am menschlichen Körper, die von der Natur weit eher dazu geschaffen erscheinen ein paar Schläge mit der flachen Hand auszuhalten, als das empfindliche Antlitz, und wir dürfen keck und dreist annehmen, dafs die Griechenknaben diese Plätze mindestens ebenso gut kannten und für diese Zwecke zu würdigen wufsten wie unsere Kinder. Damit fällt aber ein gut Stück jener Roheit weg, die dem Spiele anzuhaften schien und das Spiel Kollabismos nähert sich so ganz unserem „Schinkenschlagen", einem Spiel, das schon

durch seinen Namen deutlich angibt, auf welchen Teil des Körpers die Schläge erfolgten (vgl. Guts Muths).

Auf die Erklärung, der Geblendete habe einen „Backenstreich“ erhalten, scheint Grasberger sowohl als auch Becq a. a. O. S. 88 meines Erachtens durch Ableitung des Namens „κολλαβισμός“ von κόλαφος „die Ohrfeige“ gekommen zu sein. In Anbetracht des Umstandes jedoch, dafs κολλαβίζειν und κολλαβισμός mit Doppel-λ geschrieben wird, glaube ich nicht irre zu gehen, wenn ich in κολλαβίζω eine Zusammensetzung mit den Stämmen κολαπ (schlagen) und λαβ (λαμβάνω) vermute, sodafs κολλαβίζω einfach bedeutet „ich empfange einen Schlag“. Da demnach weder in dem Worte παίειν noch in κολλαβίζειν die Bedeutung eines Backenstreiches liegt, werden wir am besten diese Erklärung als haltlos fallen lassen und nur mehr daran festhalten, dafs der Geblendete einen Schlag erhält. Wohin aller Wahrscheinlichkeit nach der Schlag erfolgte, ist wohl nach obigen Ausführungen klar und wenn Pollux in seiner Angabe diese Stelle nicht näher bezeichnete, so geschah es sicherlich in der Annahme bei jedem Leser voraussetzen zu können, worum es sich handle.

Derjenige also, der sich zum Empfang des Schlages bereit stellte. hielt sich mit beiden Händen (nicht mit der flachen Hand, wie Grasberger a. a. O. meint) die Augen zu. Er erhielt nun von seinem Gegner einen Schlag mit der flachen Hand auf den Rücken oder vielleicht besser gesagt auf die Verlängerung des Rückens (analog unserem „Schinkenschlagen“). Es läfst sich leicht zusammenreimen, dafs sich der Geblendete vorher umzudrehen und den Oberkörper vorn abzubeugen hatte um die geeignete Stelle darzubieten, eine Voraussetzung, die noch deshalb an Wahrscheinlichkeit gewinnt, weil auf diese Weise ein verstohlenes Blinzeln durch die Finger, was ja im ureigensten Interesse wohl jeder Geblendete versucht hätte, am besten hintangehalten werden konnte.[1]) Dasselbe Raffinement nämlich bei der Durchführung solcher Spiele, das unsere modernen Kinder an den Tag legen, müssen wir ohne Zweifel auch den Griechenknaben zugestehen. Nach Ausführung des Schlages nun mufste der Geschlagene erraten, mit welcher Hand der Gegner ihn geschlagen habe. Der Täter selbst, der bei unserem Schinkenschlagen bezeichnet werden mufs, stand ja in der von Pollux angegebenen Spielart fest, (dafs es auch andere Arten des Kollabismos gegeben hat, die Pollux nicht erwähnt, glaube ich sicher annehmen zu dürfen), das Raten konnte sich also natürlich blofs auf die Angabe erstrecken, ob mit der rechten oder linken Hand der Schlag ausgeteilt wurde. Erriet es der Geblendete, so löste ihn der Gegner ab, andernfalls wiederholte sich das Spiel mit dem nämlichen Geblendeten. Die Angaben bei Pollux ὁ μέν — ὁ δέ beziehen sich naturgemäfs auf die beiden am Spiel zunächst beteiligten, also auf den Schläger und den Geschlagenen, wollen meines Erachtens jedoch nicht unbedingt ausschliefsen, dafs mehrere sich am Spiele beteiligen

---

[1]) Wenn mehrere Spieler vorhanden waren, wird wohl auch einer die Augen des „Blinden“ verschlossen haben, wie es bei uns durchgeführt wird.

konnten. Ich denke mir die Sache so, daſs dann jedesmal ein anderer den Schlag auszuführen hatte, falls mehr als zwei Spieler vorhanden waren.

Wir haben also eine Art von Ratespiel vor uns und zwar eine Art, wie sie den fröhlichen, munteren Knaben weit eher zusagt und die demnach auch viel lieber und andauernder betrieben wird, als die im Sitzen auszuführenden Ratespiele, die ausschlieſslich den Geist beschäftigen und so bald langweilig werden.

Die Grundidee dieses neckischen Spieles, das auf der ganzen Welt verbreitet ist und allerorts, auch in hohen Kreisen, viel Scherz hervorruft, liegt in der fast unbezwingbaren Lust, die jeden zum heiteren Scherz geneigten Menschen ergreift seinem guten Bekannten, den er in vorteilhafter gebückter Stellung unversehens antrifft, einen gelinden Klapps zu versetzen und sich an dessen überraschtem, teils erschrockenem, teils vielleicht auch ob der unliebsamen Störung anfänglich etwas zornigem Gesichtsausdruck zu weiden. Derartigem Necken widmet Karl Groos (a. a. O. S. 279 f.) ein ganzes Kapitel. „Der Kampftrieb des Menschen", sagt der genannte Verfasser, „ist so intensiv, daſs die ungeheure Zahl von spielenden Zweikämpfen, Massenkämpfen und Wettkämpfen ihm keineswegs genügt; das Kind wie der Erwachsene hat das Bedürfnis, auch da, wo kein Anlaſs zu einem wirklichen Messen der Kräfte gegeben ist, doch seiner Kampflust irgendwie Luft zu machen; so entsteht jenes spielende Angreifen, Reizen, Provozieren, hinter's Licht führen, das wir unter dem Namen der Neckerei zusammenfassen, jene Aufforderung zum Kampf, die doch, wo sie spielend auftritt, häufig den Kampf selbst gar nicht wünscht, sondern sich an der Freude begnügt, den Gegner gereizt zu haben . . . .". Von diesem Scherz zum Spiel aber ist nur ein Schritt.

B. Apodidraskinda.

Über das Spiel Apodidraskinda teilt uns Pollux IX 117 folgendes mit: *ἡ δὲ ἀποδιδρασκίνδα, ὁ μὲν ἐν μέσῳ καταμύων κάθηται, ἢ καὶ τοὺς ὀφθαλμούς τις αὐτοῦ ἐπιλαμβάνει, οἱ δ' ἀποδιδράσκουσι· διαναστάντος δ' ἐπὶ τὴν ἐξερεύνησιν, ἔργον ἐστὶν ἑκάστῳ εἰς τὸν τόπον τὸν ἐκείνου φθάσαι.* Demnach ist der Verlauf des Spieles klar: Ein Spieler, der die Augen geschlossen hat oder dem sie von einem andern zugehalten werden, sitzt in der Mitte der Spielgesellschaft. Diese sucht nun geeignete Verstecke auf und sobald sich jener erhebt um die Versteckten aufzuspüren, suchen diese an den Platz jenes zu kommen.

Einige Punkte, die bei Pollux zwischen den Zeilen zu lesen sind, bedürfen einer kurzen Erörterung. Die Spieler muſsten, während jener „Blinde" im Kreismittelpunkt saſs, sich ein Versteck suchen. Natürlich muſste ihnen zu diesem Zwecke eine entsprechende Zeit zur Verfügung gestellt werden, die wohl der Blinde durch lautes Zählen bis zu einer vorher ausgemachten Zahl bestimmte, wie es bei unserem „Anschlagespiel" ebenfalls geschieht, mit dem das Apodidraskinda-Spiel

aufserordentlich viel Ähnlichkeit hat. Innerhalb der festgesetzten Zeit gilt es also rasch ein sicheres, dem Blinden unbekanntes Versteck aufzusuchen und sich hier möglichst ruhig zu verhalten, um sich nicht zu verraten. Der Geblendete erhebt sich nun und sucht, natürlich mit nunmehr geöffneten Augen vorsichtig spähend, einen der Versteckten aufzufinden. Gelingt ihm dies, so mufs er ihn zu erhaschen suchen, jener aber beeilt sich natürlich, seinem Verfolger möglichst rasch zu entkommen und unverzüglich den Platz des Blinden einzunehmen, der, wie sich aus dem Sinn der Worte des Pollux ergibt, ein Freimal gewesen sein mufs. In diesem Bestreben sucht ihm aber der Blinde zuvorzukommen, und so entwickelt sich ein Wettlauf zwischen dem Blinden und dem Versteckten, in welchem letzterer sich alle Mühe gibt das rettende Freimal zu erreichen, seinem Gegner also *ἀποδιδράσκειν*. Von diesem Laufen also, nicht von dem *ἀποδιδράσκουσι* bei Pollux ist der Name des Spieles abzuleiten. Das hübsche Spiel war demnach ein Versteckspiel, das sich, wenn der Blinde einen aus seinem Verstecke aufspürte, sofort in ein Laufspiel, in ein Verfolgen umwandelte. Hatte der Verfolgte das Freimal erreicht, so mufste der Blinde sich auf die Suche nach anderen Versteckten machen. Diese beobachteten selbstredend von ihren Schlupfwinkeln aus scharf den Fänger und suchten, falls sich ihnen Gelegenheit dazu bot, ebenfalls möglichst rasch das Freimal im Laufe zu erreichen. Der Gefangene löste, wenn alle Versteckten „frei" waren, den Häscher ab und wurde Blinder.

Die Ähnlichkeiten, die Grasberger a. a. O. S. 46 ff. zwischen diesem Spiele und dem Barlaufen finden will, sind so gut wie nicht vorhanden, wenn man nicht das Laufen an sich und das Verfolgen als Ähnlichkeit heranziehen will.

Über die bildliche Darstellung dieses Spieles in einem herkulanensischen Wandgemälde (Helbig 755, Pitt. d'Erc. I 33 p. 175) siehe unten S. 584.

C. Chalke Myia.

Die Angaben der antiken Schriftsteller über das Spiel „Die eherne Fliege" sind ziemlich ausführlich und ergänzen sich gegenseitig. Pollux IX 123 berichtet: *ἡ δὲ χαλκῆ μυῖα, ταινίᾳ τὼ ὀφθαλμὼ περισφίγξαντες ἑνὸς παιδός, ὁ μὲν περιστρέφεται κηρύττων „χαλκῆν μυῖαν θηράσω". οἱ δ' ἀποκρινάμενοι „θηράσεις, ἀλλ' οὐ λήψει" σκύτεσι βυβλίνοις αὐτὸν παίουσιν, ἕως τινὸς αὐτῶν λάβηται.* Hesychius s. v. *μυῖα χαλκῆ* teilt uns mit: *παιδία τις, ἣν οἱ παῖδες παίζοντες καταμύουσιν, ἀποτείνοντες τὰς χεῖρας ἄχρι ἄν τινος λάβωνται.* Eustathius bemerkt ad Iliad. XXI. 394 (1243, 29): *παιδίαν αὐτῇ* (scil. *τῇ κυναμυίᾳ*) *ἐπωνόμασάν τινα, ἣν χαλκῆν μυῖαν ὠνόμασαν, περὶ ἧς φράζουσιν οὕτω· καταδεῖταί τις ῥακίῳ τὰς ὄψεις καὶ καταστὰς εἰς μέσον τῶν συνειλεγμένων περιιὼν*[1]) *φωνεῖ· χαλκῆν μυῖαν θηράσω· οἱ δὲ κύκλῳ ἑστῶτες βίβλοις ἢ καὶ ταῖς χερσὶ*

---

[1]) Diese Konjektur Grasbergers statt des überlieferten sinnlosen „*παριών*" ist wohl zu billigen.

παίοντες ἀποκρίνονται· ἀλλ' οὐ λήψει· οὗ δ' ἂν λάβηται, καθίστησιν ἐκεῖνον εἰς τὴν ἑαυτοῦ χώραν. λέγεται δὲ χαλκῆ μυῖα πρὸς διαστολήν. εἰσὶ γάρ τινες καὶ χαλκαῖ μυῖαι συννεμόμεναί φασι τοῖς κανθάροις, χαλκίζουσαι τῇ χροιᾷ, αἷς οἱ παῖδες κηρία φασὶ προσιθέντες ἀφιᾶσιν ...... Vgl. auch Stob. Serm. LXXVIII, 6.

Nach diesen Zitaten war also der Gang des Spieles folgender: Ein Spieler hat die Augen verschlossen und zwar mit einer Binde, wie bei Pollux sowohl als auch bei Eustathius ausdrücklich hervorgehoben ist. Der so Geblendete tritt in die Mitte des Kreises, dreht sich herum und beginnt das Spiel mit den einleitenden Worten: „Ich will eine eherne Fliege fangen". „Fang' sie nur", rufen die anderen, „du kriegst ja doch keine"! Auf diesen Neckruf hin sucht nun jener einen der Spieler zu erhaschen, während diese ihn mit den Händen zupfen und necken oder mit Bastknütteln und Lederriemen schlagen. Gelingt es dem Blinden einen zu erwischen, so mufs dieser die Rolle des Häschers übernehmen.

Grasberger a. a. O. S. 40 schreibt: „. . . . . wobei sie ihn mit ausgestreckten Händen zupften . . . ". Damit dürfte wohl Grasberger nicht das Richtige getroffen haben. Das Händeausstrecken ist doch in erster Linie Sache des Haschenden, der sich dadurch einerseits im Gefühl seiner Unsicherheit vor dem Anstofsen schützen will, andererseits aber auch so beim Berühren eines Neckenden sofort zugreifen kann. Auf diesen Fänger will denn auch zweifellos Hesychius in dem genannten Zitat das Händeausstrecken (*ἀποτείναντες τὰς χεῖρας*) bezogen wissen.

Dafs ein bestimmter, nicht allzugrofser Spielraum für dieses Haschen abgesteckt gewesen sein mufs, innerhalb dessen allein ein Ausweichen gestattet war, liegt auf der Hand.

Das Spiel ist unserem „Blindekuh" so ähnlich, dafs kein Wort weiter darüber zu verlieren ist. Bei unserem Spiel „Blindekuh" gibt der wegen seiner verbundenen Augen unsicher und somit schwerfällig wie eine Kuh dahertappende Häscher dem Spiel den Namen. bei der Chalke Myia waren es indes die Mitspielenden, die „ehernen Fliegen", nach denen sich das Spiel benannte. Warum die Mitspieler so hiefsen, darüber spricht sich teilweise in Anlehnung an Papasliotis[1]) Grasberger a. a. O. S. 41 folgendermafsen aus: „Eherne Fliegen hiefsen diese natürlich nicht von der Farbe der *κυνάμυια*, sondern wegen der Ähnlichkeit ihres Gebahrens dem Haschenden gegenüber mit der lästigen Zudringlichkeit und Bissigkeit jenes Tierchens". Mit letzterem zielt Grasberger auf das Necken und Reizen des Blinden hin. Mit dieser Annahme kann ich mich nicht einverstanden erklären, deshalb nicht, weil sie mir viel zu erzwungen erscheint. Der Name des Spiels ist sicherlich unmittelbar aus dem Wirkungskreis und der Gedankensphäre des Kindes entnommen. Die prächtig glänzenden Goldfliegen, vielleicht auch Goldkäfer (vgl. das Zitat des Eustathius) erregten die Lust nach ihrem Besitze in dem kleinen Griechenknaben

[1]) *λόγος περὶ τῶν παρὰ τοῖς ἀρχαίοις Ἕλλησι παιδικῶν παιδειῶν*, Athen 1854 S. 14

ebensowohl als die schönfarbigen Schmetterlinge, bunten Käfer und helleuchtenden Glühwürmchen unsere Kinder zum Fangen reizen. Dazu kommt noch, „dafs der Drang, ein flüchtiges Geschöpf zu verfolgen, ... beim Menschen gerade so wie beim Tier etwas von einem angeborenen Instinkt an sich hat“.[1]) Nicht um irgend eines bewufsten Zweckes willen werden die Insekten verfolgt, sondern das Jagen an sich gewährt eine innere Befriedigung, eine gewisse Freude. Und so haben auch die Griechenknaben das Fangen jener hübschen, lebhaften Tierchen mit vielem Eifer betrieben, wenn auch zweifelsohne nicht wenig Geschick und Geduld dazu gehörte.[2]) Aber je schwieriger bei solchen Dingen die Ausführung, desto gröfser ist in der Regel der Reiz. Und eben dieser Reiz brachte es mit sich, dafs die Tätigkeit des Fangens aufserordentlich gerne und immer wieder geübt wurde. Ja die Genügsamkeit und die rege Phantasie der Kinder bedurfte bei der Ausübung dieser Tätigkeit oft gar nicht mehr der Tierchen, die Kinder selbst übernahmen die Rolle der ehernen Fliegen. So hatte sich bald ein Spiel herausgebildet, das man in Anlehnung an die Tätigkeit beim Fliegenfangen kurzweg als „Eherne Fliege“ bezeichnete: war doch hier die Schwierigkeit des Fangens infolge der Schnelligkeit und Vorsicht der Spielgenossen nicht minder anziehend als in der Wirklichkeit, zumal da späterhin das Augenverbinden dem Spiele einen neuen, eigenartigen Reiz verlieh und zugleich die Schwierigkeit des Haschens wesentlich erhöhte. Die Phantasie und der Nachahmungsdrang der Kinder taten das Ihrige, das Spiel der Wirklichkeit möglichst nahe treten zu lassen, indem die Spieler ebenso rasch und gewandt wie die Fliegen durch hurtiges Ausweichen, plötzliches Bücken, durch einen flüchtigen Sprung oder rasches Losreifsen der tappenden Hand des Fängers sich entzogen, dabei aber immer wieder den Häscher umkreisten.

War nun so einmal die Rolle des Blinden in das Spiel aufgenommen, so folgte das Necken, Stupfen, Kitzeln desselben von seiten der Mitspielenden von selbst auf dem Fufse nach. Man will den Häscher darauf aufmerksam machen, wie nahe man ihm sei und dafs er nur zuzugreifen brauche um einen zu erwischen. Das Necken und Reizen ist in dem kindlichen Übermut begründet, also eine psychologische Erscheinung: es ist eine reizende Beigabe des Spieles, eine besondere Rolle jedoch, eine eigene Wichtigkeit für das Spiel, wie es nach der Erklärung Grasbergers haben müfste, hat dieses Necken niemals gehabt, und damit ist es auch ausgeschlossen, dafs diese Beigabe dem Spiele den Namen gegeben habe. Das Spiel mochte wohl längst schon den Namen „Eherne Fliege“ gehabt haben, noch ehe das Reizen des Blinden hervortrat, und selbst der Hinweis des Eustathius auf die unverschämte Hundsfliege kann mich in meiner Ansicht nicht wankend machen, dafs der Name „Chalke Myia“ nichts weiter als eine Übertragung der wirklichen Tätigkeit in das Spiel ist. „Eherne

[1]) Karl Groos a. a. O. S. 302.

[2]) Vgl. die Einleitungsworte des Spieles: *θηράσεις, ἀλλ' οὐ λήψει.*

Fliege“ wurde das Spiel genannt, weil wohl das Fangen gerade dieser Tierchen am meisten betrieben wurde, und warum letzteres geschah, hatte seinen Grund einesteils in der prächtigen Farbe der Insekten, andererseits in der Schwierigkeit des Haschens, wie ich oben erörterte.

D. Myinda.

Unter dem gemeinsamen Namen Myinda ist uns eine Reihe von Spielen überliefert, die den Erklärern grofse Schwierigkeiten boten. Betrachten wir uns die Angaben der alten Autoren. Hesychius schreibt s. v. *μυΐνδα: παιδιά τις, οὕτω καλουμένη ἀπὸ τοῦ συμβαίνοντος· καταμύων γάρ τις τὸ ἐρωτώμενον ἀποφαίνεται σχεδιάζων, ἕως ἂν ἐπιτύχῃ· ἐὰν δὲ ἁμαρτὼν ἀναβλέψῃ, πάλιν καταμύει.* Theognost (bei Bekk. Anecd. Gr. p. 1353 s. v. *βασιλίνδα*) berichtet: *μυΐνδα ἀπὸ τοῦ μύειν τοὺς ὀφθαλμοὺς καὶ ἐρωτώμενον λέγειν τίνα τάδε καὶ πόσα τάδε, ἐάν τις* [*ἔστ' ἂν?* Der Verf.] *ἐπιτύχῃ.* Bei Pollux endlich (IX 113) lesen wir: *ἡ δὲ μυΐνδα, ἤτοι καταμύων τις „φυλάττου“ βοᾷ, καὶ ὃν ἂν τῶν ὑποφευγόντων λάβῃ, ἀντικαταμύειν ἀναγκάζει, ἢ μύσαντος κρυφθέντας ἀνερευνᾷ μέχρι φωράσῃ, ἢ καὶ μύσας οὗ ἂν τις προσάψηται, ἢ ἐάν τις προσδείξῃ, μαντευόμενος λέγει, ἕσι' ἂν τύχῃ.*

Dafs der Name des Spiels nichts mit *μυῖα* zu tun hat, dafs somit auch das Spiel nicht mit der „ehernen Fliege“ zusammenhängt, sondern vielmehr von „*μύειν* = die Augen verschliefsen, blinzeln“ herzuleiten ist, geht aus den angeführten Stellen zur Genüge hervor.

Gehen wir nun auf die Spiele selbst näher ein. Über die von Hesychius und Theognost gegebenen Erklärungen geht Grasberger a. a. O. S. 43 kurz hinweg mit der Bemerkung, dafs das bei den genannten Autoren bezeichnete Spiel im Verhältnis zur Chalke Myia „mehr ein Ratespiel“ gewesen sei. Damit ist uns freilich wenig gedient. Nachdem wir die Stellen einmal angezogen haben, wollen wir auch sehen, was dahinter steckt. Worin bestand denn eigentlich jenes Ratespiel? Was sollte denn erraten werden? Hesychius sagt kurzweg *τὸ ἐρωτώμενον*,[1]) also „das Gefragte“, Theognost führt es etwas weiter aus mit den Worten: *τίνα τάδε καὶ πόσα τάδε* . . ., d. h.: Was ist das? Wieviel ist das? Wir haben uns demnach das Spiel folgendermafsen vorzustellen: Ein Spieler sitzt mit verschlossenen Augen da oder er steht mit dem Gesicht gegen eine Wand gekehrt. Ein anderer steht hinter seinem Rücken und fragt ihn, nicht wie Grasberger (S. 158) meint, „mit verstellter Stimme: Wer bin ich?“, sondern er fragt: „Was ist das?“, nämlich das, was ich in der Hand habe. Es kann das ein beliebiger Spielgegenstand sein, den jener erraten soll. Oder aber der Fragende greift mit der Hand bei sich an irgend einen Körperteil, an den Kopf, an die Stirne, die Nase, die Ohren, die Augen, die Finger, die Beine usw., und der Gefragte hatte es zu erraten. Glückte ihm dies, so erhielt er einen vorher

[1]) Grasbergers Annahme (a. a. O. S. 43 und S. 158), für *τὸ ἐρωτώμενον* „*τὸν ἐρωτώμενον*“ zu setzen, ist trotz seiner Darlegung nach dem, wie Theognost den Ausdruck genauer erklärt, nicht haltbar.

ausgemachten Preis und der andere kam ans Raten. Noch leichter verständlich ist die Frage *πόσα τάδε;* — wie viel habe ich in meiner Hand? Gemeint sind hier zweifellos die gebräuchlichen Spielobjekte, wie Münzen, Steinchen, Mandeln, Nüsse, Bohnen, Knöchel etc., die der glückliche Errater gewann. Erriet er es nicht, so mufste er, wie wir analog unserem heutigen Spielgebrauch annehmen dürfen, die zur genannten Summe fehlenden oder auch die zuviel genannten Spielgegenstände draufzahlen. Natürlich mufste im Interesse der Gewinnchancen zwischen dem Fragenden und dem Ratenden häufig gewechselt werden. Möglicherweise wurde diese Art Myinda auch nur mit den Fingern gespielt, so dafs jedesmal die Anzahl der in die Höhe gestreckten Finger geraten werden mufste und dafs der Blinde, falls er richtig riet, den vorher ausgesetzten Preis, eine Nufs etwa, bekam. Das unter dem Namen „*ποσίνδα*" überlieferte Spiel ist wohl mit diesem Myindaspiel identisch.

Dafs die Knaben bei diesem Ratespiel es an der nötigen Vorsicht beim Blenden des Ratenden nicht fehlen liefsen, ist einleuchtend. Wie unsere Kinder, für die beim Spiel der Verlust eines Schussers, einer Nufs oder gar eines Pfennigs schon die Einbufse eines Vermögens bedeutet, bei derartigen Spielen sich absolut sicher stellen und selbst dann, wenn dem Blinden die Augen mit einer Binde fest verschlossen wird, ein gewisses Mifstrauen niemals ganz ablegen, sondern immer wieder mit der gröfsten Sorgsamkeit Nachschau halten und sich immer wieder überzeugen, ob ja alles in Ordnung ist, so haben sicherlich auch die Kinder der alten Hellenen ihre Blinden eifersüchtig beobachtet und bewacht. In diesen Punkten ist sich die Jugend aller Länder und aller Zeiten gleich. Hören wir doch, dafs es im grauen Altertum, genau wie bei uns heutzutage noch, beim Spielen nicht immer ganz ruhig und harmlos zuging, dafs des öfteren Uneinigkeit und Streit entstand, deren Verlauf nicht immer gutmütig war. Homer Il. XXIII, 87 f. berichtet uns von einem solchen Fall:

„Jenes Tages, nachdem ich Amphidamos' Knaben getötet,
„Ohne Bedacht, nicht wollend, erzürnt beim Spiele der Knöchel."

Der Gefragte hatte nach den Worten des Hesychius (*ἐὰν δὲ ἁμαρτὼν ἀναβλέψῃ, πάλιν καταμύει*) das Recht, sobald er die gestellte Frage beantwortet hatte, die Binde oder die Hände vom Gesicht zu entfernen und sich persönlich zu überzeugen, ob er richtig oder falsch geraten. War das letztere der Fall, so durfte oder mufste er weiterraten. Von dem Rechte des *ἀναβλέπειν* wird der Gefragte wohl dann meist Gebrauch gemacht haben, wenn keine Unparteiischen vorhanden waren, wenn also das Spiel sich nur zwischen zweien abwickelte. Zweifellos mufste in diesem Falle der Fragende den Gegenstand solange festhalten, bis sich jener überzeugt hatte.

Mit diesen „Myinda" benannten Ratespielen steht am nächsten im Zusammenhang das Spiel, welches Pollux als letztes erwähnt. Es sei mir gestattet der besseren Übersicht wegen die Worte zu wiederholen: . . . . . *ἢ καὶ μύσας οὗ ἄν τις προσάψηται ἢ ἐάν τις προσδείξῃ, μαντευόμενος λέγει, ἕστ' ἂν τύχῃ.* Diese Stelle bot anscheinend den

Erklärern viel Schwierigkeit. Becq a. a. O. p. 85 bemerkt, die Stelle sei unklar und Grasberger a. a. O. S. 43 drückt sich aus, wie folgt: „Nach dem mitgeteilten Bekkerschen Texte .... wäre die Stelle etwa zu übersetzen: ..... oder auch [ein]er will geblendet erraten, wo (?) einer anfafst oder wenn einer hindeutet (?), bis es ihm gelingt.“ Der genannte Übersetzer hat in dem Bewufstsein, dafs die Übersetzung in der gegebenen Form nicht haltbar ist und in der Annahme, dafs die genannte Stelle „schon grammatisch äufserst bedenklich“ sei, die ?? angebracht. Den Vorschlag Papasliotis' a. a. O. S. 14 statt *προσδείξῃ* „*προσθίξῃ*“ einzusetzen, weist Grasberger a. a. O. zurück. Die Vermutung Bekkers in seiner Polluxausgabe: *οὗ ἂν προσάψηται ἢ ὃν τις προσδείξῃ* geht von der Überlieferung zu weit ab.[1]) Grasberger seinerseits schlägt nun statt *προσδείξῃ* „*προσθρέξῃ*“ vor und deutet die Stelle also: „[Der Geblendete sucht die Versteckten, bis er sie aufspürt[2])] oder auch, wenn ihn selbst einer zupft oder im Laufe ihm zu nahe kommt, so sucht er zu erraten, usw.“.

Ich kann mich mit keinem dieser Vorschläge irgendwie befreunden, deshalb nicht, weil sie dem Geist des Spieles zuwiderlaufen. Wenn wir uns die kleine Veränderung gestatten, das *τις* hinter das *μύσας* zu setzen, sodafs die Stelle nunmehr lautet: *ἢ καὶ μύσας τις οὗ ἂν προσάψηται* ....., so ist auf diese so einfache Weise schon eine der Hauptschwierigkeiten („wo einer anfafst“ bei Grasberger) weggefallen, und die Worte bekommen einen ganz guten Sinn, zumal nun *οὗ* nicht mehr lokal gefafst werden darf, sondern als der von *προσάψηται* abhängige Genetiv des Relativpronomens zu nehmen ist. Die Stelle heifst nunmehr (zunächst mit Auslassung des Satzes: *ἢ ἐάν τις προσδείξῃ*): Einer, der die Augen verschlossen hat, mufs raten, wen er anfafst, d. h., er mufs den Namen dessen angeben, den er erwischte und jetzt in Händen hat. Wir haben also, wie bei dem vorher besprochenen Myinda-Spiel ein Ratespiel vor uns, nur dafs diesmal ein Mitspieler, also eine Person erraten werden mufs. Um sich diese höchst schwierige Aufgabe zu erleichtern, darf der Geblendete denjenigen, den zu erhaschen ihm glückte, abtasten (das ist doch wohl in dem Ausdruck *προσάψηται* mit enthalten) und darf so im Gesicht, an dem Körper oder auch an der Kleidung des Gefangenen nach Kennzeichen suchen, die ihm auf die Bestimmung der Person möglicherweise verhelfen können. Errät er den Namen auf diese Weise, so mufs jener die Blindenrolle übernehmen, wenn nicht, so mufs der Blinde einen anderen zu erhaschen suchen und das Raten beginnt dann von neuem.

Es ist also diese Art des Myindaspieles eine Erweiterung der oben besprochenen Chalke Myia, indem hier zu dem Erhaschen eines Spielers, womit ein Gang der Chalke Myia beendigt war, noch das Erraten dieses Gefangenen hinzutrat. Das Spiel ist demnach identisch mit unserem „Stille Blindekuh-Spiel“, vgl. Guts Muths. Dafs bei eben dieser Art Myinda das Necken und Reizen des Blinden genau so eifrig

---

1) Näheres hierüber vgl. Grasberger a. a. O. S. 44.

2) Das ist ein Spiel für sich. Der Verf.

betrieben wurde wie bei der Chalke Myia, ist ohne weiteres als sicher anzunehmen, wenn auch Pollux nichts davon erwähnt. Das liegt in der Natur der Sache.

Nun zu dem Satze: ἢ ἐάν τις προσδείξῃ! Wir wollen auf die vorgeschlagenen „Verbesserungen" ganz verzichten und betrachten, ob nicht am Ende doch das ursprüngliche προσδείξῃ einen Sinn ergibt. Προσδείκνυμι heifst in seiner Grundbedeutung „ich zeige (noch dazu) auf etwas hin", „ich gebe eine Erklärung hinzu". Wenn wir bei dieser Grundbedeutung bleiben, dann reiht sich der Gedanke des Satzes ganz gut in das Spiel ein, ohne dafs wir zu Konjekturen greifen müssen. Vorhin haben wir gesehen, dafs der Blinde den Gefangenen abtasten durfte, um an etwa vorhandenen Merkmalen diesen bei seinem Namen angeben zu können. Dies mochte manchmal geglückt sein, oft aber wird auch das Abtasten nicht zum Ziele geführt haben. Da mag dann wohl dem Blinden das Recht zugestanden haben den Gefangenen, genau wie es bei unserem Stillen Blindekuhspiel der Fall ist, zu veranlassen einen Laut von sich zu geben, um so möglicherweise an der Stimme den Gefangenen zu erkennen. Wenn auch der Laut in der Regel mit möglichst verstellter Stimme gegeben wurde, so war es doch eine ganz bedeutende und gewichtige Zugabe, eine wesentliche Erleichterung für den Ratenden, da dieser nunmehr beides, das Tasten und das Hören zur Ermittelung des Gefangenen benützen konnte. Auf diese Zugabe aber, auf diesen besonderen Hinweis durch die Stimme zielt Pollux zweifelsohne mit den Worten ἢ ἐάν τις προσδείξῃ hin. Auf diese Weise hebt sich auch die zweite Schwierigkeit und das Spiel ist so einfach und glatt durchzuführen wie nur eines.

Eine andere Möglichkeit der Erklärung steht noch offen, auf die wir ebenfalls eingehen wollen. Es konnte immerhin vorkommen, dafs der Blinde bei seinem ungeschickten Umhertappen keinen der Mitspieler erwischte. Da konnten ihn nun diese aufser durch das Necken wohl auch durch Zurufe mit verstellter Stimme reizen, die den Zweck haben mochten den Blinden zum Raten des Mitspielers zu veranlassen, der den Laut von sich gegeben. Der Blinde wäre also in diesem Falle vor der Aufgabe gestanden einen, der ihm neckend zurief, blofs an der Stimme zu erkennen. Es könnte demnach im ganzen an drei Nuancen dieses Spieles gedacht werden: 1) Erraten durch Betasten und Hören, 2) Erraten durch Betasten allein, 3) Erraten durch Hören der Stimme allein. Eine Nötigung der Worte des Pollux liegt in keiner dieser Erklärungen, doch ist es unwahrscheinlich, dafs das Erraten der Person durch das Betasten allein stattfand. Wenn schon der Blinde einen Mitspieler gehascht hatte, so wird er es nicht beim Abtasten gelassen haben, sondern er wird, um ganz sicher zu gehen, den Gefangenen noch veranlafst haben, einen Laut von sich zu geben. Etwas anderes war es, wenn der Blinde keinen gefangen hatte. In diesem Falle war er natürlich auf das Erraten durch die Stimme allein angewiesen.

Dafs in diesem Spiel die Augen des Blinden mit einer Binde gut verschlossen waren, ist einleuchtend. Der Häscher konnte sich

selbst die Augen nicht zugehalten haben, da er ja die Hände einerseits zum Fangen andererseits zum Abtasten des Gefangenen brauchte. Ebensowenig konnte das Blenden durch die Hände eines Mitspielers erfolgt sein, da ja der Blinde beständig in Bewegung war.

Wir wenden uns nun zu den Worten des Pollux: *ἢ μύσαντος κρυφθέντας ἀνερευνᾷ μέχρι φωράσῃ*. Hier liegt zweifellos ein Fehler im Texte vor. Sehr wahrscheinlich hat die Stelle ursprünglich geheifsen: *ἢ μύσας τοὺς κρυφθέντας*, wie Papasliotis a. a. O. p. 13 vermutet, oder, wie man auch annehmen könnte: *ἢ μύσας τις κτλ.* Ich habe schon oben darauf hingewiesen, dafs diese Worte ein Spiel für sich bezeichnen und zwar ein recht einfaches Versteckspiel. Das bei Theognost in Bekkers Anecd. Gr. p. 1392 erwähnte *κρυπτίνδα* (Versteckspiel) ist wohl nur ein anderer Name für dieses Myindaspiel gewesen.

Es hatte also ein Spieler die Augen verschlossen, während die anderen Spielgenossen sich versteckten. Der Blinde mufste dann die Versteckten suchen. Das Spiel ist an sich klar, nur eine Frage bedarf der Erörterung. Geschah dieses Suchen mit offenen oder mit verschlossenen Augen? Becq a. a. O. p. 85 hält es für wahrscheinlicher, dafs das Suchen mit verschlossenen Augen stattfand. Denn wenn der Häscher, meint der genannte Erklärer, die Augen offen gehabt hätte, dann hätten wir ja das Apodidraskindaspiel wieder, wo das Haschen ebenfalls mit offenen Augen geschah. Ein stichhaltiger Grund, meine ich, ist nun das gerade nicht. Das Suchen konnte bei beiden Spielen mit geöffneten Augen vor sich gehen, ohne dafs dies Myindaspiel mit dem Apodidraskindaspiel zusammenfiel. Fehlt doch bei der eben erwähnten Art des Myindaspieles das, was dem Apodidraskindaspiel ganz besonders eigentümlich ist, nämlich der Wettlauf nach dem Freimal, der sich zwischen dem Häscher und dem Versteckten im Falle des Auffindens entspinnt. Das Apodidraskindaspiel ist, wie wir hier deutlich sehen, eine weiter entwickelte Phase des eben besprochenen Myindaspieles. Hier läuft die Idee des Spieles blofs auf das Suchen der Versteckten hinaus, dort ist das Suchen nur ein Teil, sozusagen die Einleitung des Spieles, während das Hauptmoment in dem sich anschliefsenden Wettlauf liegt.

Aufserdem läfst sich ein Suchen durch einen Blinden, dem naturgemäfs die Augen verbunden werden mufsten, nicht gut denken. So leicht das Augenverbinden sich durchführen läfst bei der Chalke Myia oder bei dem Myindaspiel, das mit unserer Stillen Blindekuh identisch ist, so läppisch wirkt es beim Aufsuchen der Versteckten. Das Spiel läfst sich eben nur dann denken, wenn es auf einem ganz ebenen, ungefährlichen und durch Wände abgegrenzten Raum, etwa einem Hofe, bewerkstelligt wird, wo für den Blinden keine Gefahr des Anstofsens, Fallens oder Verletzens vorliegt. In einem solchen Raume aber kann doch von einem Verstecken nicht die Rede sein. Zum Verstecken ist immer ein Winkel, ein Strauch, ein Baum u. dgl. nötig, sonst ist es kein Verstecken. Die Annahme Becq's läfst sich also nicht halten, das Suchen mufs mit offenen Augen gestattet gewesen sein. Der Blinde stellte sich mit zugehaltenen Augen an eine

Wand und wartete, bis sich die Mitspieler versteckt hatten und ihm von ihren Verstecken aus zuriefen sich nun auf die Suche zu begeben, genau so, wie unsere Kinder noch verfahren. Mit dem Erwischen eines oder auch aller Versteckten, je nachdem das zu Anfang des Spieles festgesetzt war, endete ein Gang. Dieses einfache Versteckspiel scheint mir auch jenes alte herkulanensische Wandgemälde (Helbig 755, Pitt. d. Ercol. I 33 p. 175) darzustellen, wo ein Knabe als Blinder mit verdeckten Augen an der Wand steht, ein zweiter einem Versteck zueilt und ein dritter bereits sich hinter einer Türe versteckt hat, und in dem Becq a. a. O. p. 83 und andere die Darstellung des Apodidraskindaspieles erblicken wollen.

Unstreitig am weitesten entwickelt ist die Art des Myindaspieles, die Pollux in seiner Darstellung als erste bespricht: *ἤτοι καταμύων τις „φυλάττου“ βοᾷ, καὶ ὃν ἂν τῶν ὑποφευγόντων λάβῃ, ἀντικαταμύειν ἀναγκάζει.* Nach dieser Angabe hält einer die Augen verschlossen und ruft dann: „Obacht!“ Die andern laufen davon. Wen jener erwischt, der mufs den Blinden machen. So kurz diese Notiz ist, so klar ist meines Erachtens das Spiel, wenn wir die gegebenen Anhaltspunkte scharf ins Auge fassen. Eine wichtige Bedeutung für dieses Spiel mufs der Ruf „*φυλάττου* — Obacht!“ gehabt haben, sonst hätte ihn der Berichterstatter wohl nicht eigens erwähnt. Wer soll sich nun in Obacht nehmen? Doch wohl die *ὑποφεύγοντες*, die übrigen Mitspieler, die auf eben diesen Ruf hin schleunig die Flucht ergreifen. Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich auf Grund dieser allerdings knappen Angaben das Spiel folgendermafsen deute: Der Blinde hält sich mit der Hand die Augen verschlossen (von dem Gebrauch einer Binde müssen wir hier absehen, da diese den raschen Fortgang des Spieles nur gehindert hätte) und kehrt sich mit dem Gesicht einer Mauer zu, während die Spielgenossen hinter ihm stehen. Plötzlich ruft der Blinde „Obacht!“, dreht sich blitzschnell um und sucht nun einen der Mitspielenden, die bei diesem Ruf wie der Wind auseinanderstieben, zu erhaschen. Selbstredend kann das Erhaschen nur mit geöffneten Augen geschehen. Der Gefangene übernimmt jetzt die Rolle des Blinden. So sind alle Angaben des Pollux zwanglos verwertet und das Spiel hat einen ganz guten Sinn. Dafs es bei diesem Spiel ganz besonders auf die Fixigkeit des Haschenden sowohl als auch der Mitspieler ankam, steht aufser Frage. Bei letzteren galt es auf den Zuruf hin sofort die Flucht zu ergreifen, die Koordination der Bewegungen mufste also eine äufserst rasche sein, ja sich bei dem der Zeit nach völlig unbekannten Ruf blitzartig auslösen, bei dem Blinden trat die Gewandtheit beim Umdrehen sowie beim Verfolgen trefflich zu tage. Langweiligkeit und Schwerfälligkeit war da von vorneherein ausgeschlossen, hier und dort. Um so anregender aber war sicherlich aus eben diesem Grunde das Spiel, das sich von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet von dem wiederholt als ähnlich oder gleich herangezogenen Spiele Chalke Myia wesentlich unterschied.

Das Spiel war in erster Linie Laufspiel, was die Chalke Myia nicht war; viel eher kommt es dem Apodidraskindaspiel nahe, unter-

schied sich indes dadurch, dafs es kein Versteckspiel war. Nach diesem Laufen mochte es auch den Namen Drapetinda geführt haben. Wenigstens berichtet das Etym. Magn. s. v. *δραπετίνδα· ὄνομα παιδιᾶς· ἔσιι δὲ τῆς μυΐνδα καλουμένης τρόπος. εἴρηται δὲ παρὰ τὸ τῶν παίδων ὁ μέν τις μύει τοὺς ὀφθαλμοὺς βοῶν „τηροῦ, φυλάττου". Οἱ δὲ ἄλλοι φεύγουσι φυλασσόμενοι τοῦ ἀγρευθῆναι. εἴρηται παρὰ το δραπετεύειν καὶ φεύγειν τοὺς παίζοντας αὐτήν.*

Wenn Becq a. a. O. p. 85 sich für die Annahme entscheidet, der Verfolger habe auch in diesem Spiele die Augen verschlossen gehabt, so steht er zu unserer Behauptung, das Spiel sei ein Laufspiel gewesen und der Blinde habe das Verfolgen mit offenen Augen ausgeführt, im Gegensatz. Zum Belege für seine Ansicht führt der genannte Erklärer an, dafs heute noch in Frankreich ein ähnliches Spiel betrieben werde, in welchem das Verfolgen von seiten des Blinden mit geschlossenen Augen geschehe. Zur Verhütung etwaiger Unglücksfälle werde dem Blinden ein Begleiter mitgegeben, der diesen vor allenfallsigen Hindernissen zu warnen habe. Bei einem derartig betriebenen Spiele ist freilich das Laufen fast ausgeschlossen; das Spiel ist aber auch darnach. Solche Spiele erinnern an das zimpferliche Treiben eines Mädchen-Instituts, aber mit den fröhlichen und geräuschvollen, munteren Spielen der Jugend auf offenen Plätzen hat es nichts gemein. Schon aus diesem Grund ist die Annahme Becq's zurückzuweisen. An ein Verfolgen mit geschlossenen Augen dürfen wir bei diesem Laufspiel nicht denken.

Bei der Verfolgung wird natürlich der Fänger auf den Mitspieler sein Hauptaugenmerk gerichtet haben, der bei dem Rufe „Obacht!" als der Säumigste dem Verfolger am nächsten war. Gelang es aber diesem noch in letzter Minute dem Häscher zu entrinnen — einen grofsen Platz müssen wir uns natürlich für dieses Spiel ausdenken —, was war dann? Die Möglichkeit einen andern zu erjagen war ja für den Blinden abgeschnitten, da die übrigen Mitspieler, die nach allen Richtungen hin auseinandergestoben sind, sich zweifelsohne in respektvoller Entfernung von dem Verfolger werden gehalten haben. In diesem Fall dürfte mit der Umkehr des Fängers, der ein weiteres Verfolgen als aussichtslos aufgab, auf den Ausgangsplatz ein Gang des Spieles erledigt gewesen sein. Die Spieler sammelten sich wieder und ein neues Spiel mit dem gleichen Blinden begann.

Doch läfst sich das Spiel auch in anderer Form denken, die den Vorzug hat auf einem verhältnismäfsig kleinen Spielplatz zur Ausführung gebracht werden zu können. In einer gröfseren Entfernung von dem Standpunkte des Blinden wird durch eine Linie ein Freimal abgegrenzt. Es galt also bei dem Rufe „Obacht!" des Blinden den zwischen dem Ausgangsplatz und dem Freimal gelegenen Raum rasch zu durchlaufen. Nur innerhalb dieses Raumes durfte ein Gefangener gemacht werden. Gelang es dem Fänger nicht innerhalb dieser Strecke einen Mitspieler zu erhaschen, so begann das Spiel von neuem.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die erörterten Myindaspiele, so finden wir, dafs vier ziemlich verschiedene Spiele den gleichen

Namen führten: In einem Spiel handelt es sich um das Erraten von Spielgegenständen, mit diesem verwandt ist die Art, wo eine Person durch Betasten oder an der Stimme erkannt werden soll, ein drittes Spiel ist ein einfaches Versteckspiel, das vierte ein richtiges Laufspiel. Becq a. a. O. p. 84 befindet sich demnach im Irrtum, wenn er meint, dafs unter den Myinda benannten Spielen „la différence est presque insensible". Den gemeinsamen Namen haben sie von dem Augenverschliefsen, das freilich, wie wir sahen, bald eine bedeutende, das ganze Spiel hindurch dauernde, bald eine minder wichtige Rolle zu Anfang des Spieles besafs.

E. Pselaphinda.

Über das Spiel Pselaphinda gibt uns eine von Bekker Anecd. Gr. I p. 73 mitgeteilte Stelle Aufschlufs: *ψηλαφίνδα· παιδιά τίς ἐστιν, ἑνός τινος δεδεμένου τοὺς ὀφθαλμοὺς καὶ τοὺς ἐν κύκλῳ ψηλαφῶντος καὶ λέγοντος ἑκάστου τοὔνομα.* Auch in diesem Spiele hatte einer die Augen verschlossen und mufste durch Betasten den Namen der ihn im Kreise umgebenden Mitspieler herauszubringen suchen. Wir haben wie bei einer der oben beschriebenen Art des Myindaspieles das „Stille Blindekuh"-Spiel vor uns. Auf das Fangen eines Mitspielenden scheint bei diesem Spiel nicht soviel Gewicht gelegt worden zu sein, da nichts davon bei der Beschreibung erwähnt wird. Möglicherweise fiel es ganz weg, so dafs das Spiel, ein Sitzspiel, vielleicht nur den Zweck hatte möglichst viele, unter günstigen Umständen alle [*ἑκάστου τοὔνομα*] Mitspieler zu erraten. Dies wäre dann eine Erweiterung der eben erwähnten Myinda-Art, vorausgesetzt, dafs wir nicht *ἑκάστου* so deuten wollte, dafs damit jeder zu verstehen sei, der gefangen wird. In diesem Falle wäre *ψηλαφίνδα* nur ein anderer Name für das gleiche Myindaspiel, was analog unserem heutigen Brauche mitunter ein und dasselbe Spiel mit zwei und mehr Namen zu belegen immerhin möglich war.

Das Blenden eines Spielers als Spielstrafe, wie es beim Ephedrismos der Fall war, kann nicht als eigenes Spiel betrachtet werden und scheidet somit aus unserer Gruppe der „Blinden"-Spiele aus.

IV.

Chytrinda.

Unter dem Namen Chytrinda, Topfspiel überliefert uns Pollux IX 113—114 folgendes: *ἡ δὲ χυτρίνδα· ὁ μὲν ἐν μέσῳ κάθηται καὶ καλεῖται χύτρα, οἱ δὲ τίλλουσιν ἢ κνίζουσιν ἢ καὶ παίουσιν αὐτὸν περιθέοντες· ὁ δ' ὑπ' αὐτοῦ στρεφομένου ληφθεὶς ἀντ' αὐτοῦ κάθηται. ἔσθ' ὅτε ὁ μὲν ἔχεται τῆς χύτρας κατὰ τὴν κεφαλὴν τῇ λειᾷ, περιθέων ἐν κύκλῳ, οἱ δὲ παίουσιν αὐτὸν ἐπερωτῶντες „τίς τὴν χύτραν"; κἀκεῖνος ἀποκρίνεται „ἐγὼ Μίδας". οὗ δ' ἂν τύχῃ τῷ ποδί, ἐκεῖνος ἀντ' αὐτοῦ περὶ τὴν χύτραν περιέρχεται.* — Hesychius berichtet s. v. *χυτρίνδα· παιδιᾶς εἶδος τοιαύτης. καθέζεταί τις ἐν μέσῳ, εἶτα κύκλῳ περιτρέχοντες*

οἱ παῖδες περὶ τὸν καθεζόμενον, ποιοῦσιν αὐτὸν περιστρέφεσθαι, ἕως ἅψηταί τινος τύπτοντος αὐτόν. εἶτα καθέζεται ὁ ληφθείς. — Suidas endlich erwähnt s. v. *χυτρίνδα* das Spiel mit folgenden Worten: *χυτρίνδα, παιδιά. καθέζεται γὰρ ἐν μέσῳ, οἱ δὲ κύκλῳ περιθέοντες παίουσιν αὐτόν, ἕως ἂν ἐφάψηταί τινος ὃς ἀντ' αὐτοῦ κάθηται.*

Die Berichte des Suidas und des Hesychius decken sich im ganzen mit der ersten bei Pollux angeführten Art des Spieles. Freilich ist Pollux in seiner Beschreibung ungleich genauer. Der Verlauf des Spieles war nach ihm folgender: Ein Spieler setzt sich in die Mitte des Kreises, der von den Spielgenossen gebildet wird, und heifst nun „Topf“. Die Spielgenossen laufen um ihn herum, necken, kitzeln, rupfen, zupfen oder schlagen ihn, bis er sich plötzlich umkehrt und einen erwischt, der dann die Rolle des Topfes zu übernehmen hat.

Papasliotis a. a. O. p. 15 wendet sich gegen die Bezeichnung eines Mitspielers als „Topf“ mit dem Bemerken, es müsse hier ein Irrtum des Berichterstatters unterlaufen sein. Das ist nun nicht gerade notwendig. Ich stelle mich in diesem Punkte ganz auf die Seite Grasbergers, der a. a. O. S. 51 mit Recht hervorhebt, es sei kein Grund abzusehen, warum der Knabe nicht „Topf“ geheifsen haben solle. „Wiederholt sich doch eine solche lustige Namenserteilung tagtäglich im Kinderspiel ohne jemals der lebhaft nachhelfenden Phantasie anstöfsig zu erscheinen.“ Dem Kinde macht es nicht die geringste Schwierigkeit sich im Augenblick in die entsprechende Rolle hineinzufinden: je nachdem es der Verlauf des Spieles verlangt, ist das Kind bald Pferd, bald Katze oder Maus, bald Henne, Adler usw., wobei es nicht nur den Namen des betreffenden Tieres oder Gegenstandes annimmt sondern sogar dessen Gebahren, so gut es geht, nachahmt.

In unserem Spiele hiefs also der Spieler „Topf“, dagegen läfst sich nichts einwenden. Warum freilich diese kuriose Benennung gewählt wurde, ist bei Grasberger a. a. O. nicht ersichtlich. Becq p. 91 f. nimmt an, der Name sei daher zu erklären, weil der am Boden sitzende Knabe mit einem auf die Erde gesetzten Topfe Ähnlichkeit habe, ein Vergleich, der offen gestanden mir nicht recht einleuchtet, mit dem auch nicht viel gedient ist. Der Grund der Bezeichnung eines Spielers als „Topf“ mufs ein anderer sein. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich die uns überlieferte Spielart des Topfspieles als eine Abart des ursprünglichen, uns nicht überlieferten Chytrindaspieles betrachte, in welchem ein wirklicher Topf beim Spiele Verwendung fand. Dieser Topf mag wohl in der Mitte des Kreises gestanden haben als ein Objekt, auf welches die Neckereien der Knaben gerichtet waren. Auch die griechische Jugend vor 2000 Jahren hatte zweifellos, genau wie unsere, einen Hauptspafs daran, auf einen irgendwo aufgestellten Topf, eine alte Vase etwa, mit Steinen zu werfen oder mit Stöcken zu schlagen, bis er klirrend zersprang. Zum Schutze des Topfes nun, so müssen wir annehmen, war ein Spieler aufgestellt, der nach Möglichkeit die dem Topfe zugedachten Schläge und Nachstellungen abhielt. Wie dieser Spieler den Topf beschützte, ob er ihn in den Armen hielt oder sich wohl auch darauf setzte, war seine

Sache, jedenfalls werden wir zugeben, dafs dieser Beschützer manche von den eigentlich dem Topfe zugedachten Injurien mit in den Kauf nehmen mufste, bis sich das Spiel schliefslich dahin auswuchs, dafs alle Neckereien, die früher dem Topfe galten, allmählich sich auf den Beschützer des Topfes erstreckten, so dafs der eigentliche Topf ganz in den Hintergrund trat und nurmehr als Name für den Beschützer an die frühere Existenz erinnerte.

Das Spiel selbst ist einfach und leicht verständlich. Nur zu den Worten des Pollux *ὑπ' αὐτοῦ στρεφομένου* möchte ich mir eine kurze Bemerkung gestatten. Warum mufste sich der „Topf" umdrehen? War das etwa eine besonders abgemachte Spielregel? Durfte der „Topf" keinen der Spielkameraden von vorne packen? Die Antwort auf diese Fragen ergibt sich aus dem Spiele selbst. Wenn wir uns dieses vergegenwärtigen, so wird uns klar, dafs die Mitspieler sich bei dem Necken natürlich möglichst aus dem Bereich der Hände des „Topfes" halten mufsten, um nicht gepackt zu werden. Am besten konnte dieses Necken, Rupfen, Kitzeln vom Rücken her des am Boden Sitzenden geschehen, und hinter dem „Topf" müssen wir uns denn auch die meisten der neckenden Spielgenossen denken. Wollte nun der „Topf" einen packen, so mufste er sich wohl oder übel umdrehen, weil er nur so die meiste Aussicht auf Erfolg hatte. Der „Topf" liefs sich das Streicheln, Kitzeln, Zupfen wohl längere Zeit gefallen, ohne sich zu rühren, um die Spielgenossen zuversichtlicher und sorgloser zu machen, bis er sich auf einmal plötzlich herumwarf und einen, der sich allzunah herangewagt hatte, erwischte und festhielt. Nicht an eine Spielregel haben wir also bei dem Umdrehen zu denken, vielmehr war das eine im Spiele begründete Notwendigkeit. Dafs freilich nur ein rasches, geschicktes Zugreifen des „Topfes" einen Erfolg sicherte, liegt auf der Hand. Das Spiel ist bei uns noch als „Bärenspiel" mit den gleichen Spielregeln in Gebrauch (vgl. Guts Muths).

Becq a. a. O. p. 93 will in diesem Spiel, wie in all denen, wo ein Necken oder Schlagen eines Spielers in der Mitte des Kreises stattfindet, die Überreste der bei wilden Völkern noch in Gebrauch stehenden, auf der Religion begründeten Sitte erblicken, einen Kriegsgefangenen — das wäre bei den Spielen der im Kreis Eingeschlossene — vor dem Opfern mit allerlei Martern zu quälen. Dieser Annahme, so bestechend sie scheint, zumal auch wir in unseren Kinderspielen noch ziemlich viele Anklänge an altheidnische, religiöse Gebräuche haben (vgl. hierüber auch Karl Groos a. a. O. S. 391), kann ich doch nicht beistimmen. Ich habe oben darzulegen versucht, dafs das Necken des Spielgenossen, besonders des „Blinden", mit der übermütigen, übersprudelnden Kinderfröhlichkeit verwachsen ist, dafs es aus dem Spiele heraus sich ergeben hat. Es ist eine Beigabe des Spieles, eine Würze, die oft mit der eigentlichen Spielidee wenig zu tun hat. Einen so ernsten Hintergrund, wie Becq vermutet, hat dieses Necken kaum gehabt.

Von der eben behandelten Art der Chytrinda ziemlich verschieden ist das Topfspiel, welches Pollux als zweites schildert (vgl. oben *ἔσθ' ὅτε κτλ. — περιέρχεται*). Grasberger a. a. O. S. 49 gibt im Einklang

mit Krause a. a. O. S. 327 die Worte des Pollux folgendermafsen wieder: „Es erlitt das Spiel eine kleine Abänderung dadurch, dafs einer einen Topf mit der Linken auf dem Kopfe haltend umherlief, indes die andern ihn neckten unter dem Rufe: „Wer ist Topfträger?“, worauf er erwiderte: „Ich bin Midas“ und einen aus der Schar mit dem Fufse anstiefs, der ihn hierauf ablösen mufste.“ In ähnlicher Weise spricht sich auch Becq a. a. O. p. 92 aus: «Un joueur place sur la tête une marmite, qu'il tient de la main gauche, et tourne dans un cercle. Les autres le frappent en lui demandant: «Qui tient la marmite?» Celui qui est dans le cercle répond: «Moi, Midas»; et s'il parvient à toucher du pied quelqu'un de ceux qui l'a frappé il lui fait prendre sa place. Celui-ci se coiffe de la marmite et tourne à son tour dans le cercle.»

Diese Erklärungen, die sich immer wieder mit zäher Konsequenz durch die einschlägige Literatur schleppen (vgl. u. a. Daremberg-Saglio s. v.), sind völlig verfehlt. Der Grund der unrichtigen Erklärung liegt zum grofsen Teil in der mangelhaften Berücksichtigung der Worte des Pollux: *οὗ δ' ἂν τύχῃ ποδί, ἐκεῖνος ἀντ' αὐτοῦ περὶ τὴν χύτραν περιέρχεται*, d. h.: Wen jener mit dem Fufse berührt, der läuft statt seiner um den Topf herum. Damit kann natürlich nur ein Topf gemeint sein, der irgendwo am Boden steht, wohl in der Mitte des Spielfeldes, um den der Spieler seinen Weg zu machen hatte. Wollten wir nun die Erklärung des Spieles von Krause, Grasberger, Becq u. a. beibehalten, so müfsten wir zwei Töpfe annehmen, einen in der Mitte des Spielfeldes und einen, den der „Midas“ auf dem Kopfe trug. Die genannten Erklärer stellten sich vor, das Halten oder Balancieren des Topfes, der nur mit der linken Hand auf dem Kopfe gehalten werden durfte, sei für den Laufenden besonders schwierig gewesen, aber gerade diese Schwierigkeit habe dem Spiele einen eigenartigen Reiz verliehen. Der Fehler tritt sofort zutage, wenn wir die willkürliche Deutung und Übersetzung der Worte: „*ἔχεται τῆς χύτρας*“ und „*κατὰ τὴν κεφαλήν*“ ins Auge fassen. *Ἔχεται τῆς χύτρας* kann nicht heifsen „er hält einen Topf“, sondern nur „er hält sich am Topf“, „er fafst den Topf an“, während *κατὰ τὴν κεφαλήν* hier nur bedeuten kann „am oberen Teil“, also „am Rand“ des Topfes. Wir übersetzen demnach die Stelle: Ein Spieler hält sich mit der Linken am Rande des Topfes an, oder: Ein Spieler fafst mit der Linken einen Topf am Rande und läuft so im Kreise herum ...... (Richtig der Artikel von A. Mau in Pauly-Wissowa's Realenzyklopädie.)

Der Zweck des Anfassens wird uns sofort klar, wenn wir uns das Spiel vergegenwärtigen. Denken wir uns einen Topf auf dem Spielplatze im Boden festgemacht. Ich sage absichtlich festgemacht, also zum Teil eingegraben, weil er sonst von jenem Läufer, der ihn mit der Linken beim Laufen anfassen mufste, leicht umgeworfen worden wäre. Der Spieler „Midas“ greift also mit der linken Hand an den Rand des Topfes und läuft in einem Kreis, dessen Mittelpunkt eben der Topf ist, nach links herum, den Topf so in gewissem Sinne schützend. Während des Laufes darf er niemals die Hand vom Topfe

entfernen. Der Radius des Kreises ist demnach der ausgestreckte Arm des Läufers. Um diesen Kreis, den der Läufer beschreibt, stehen die Mitspieler, welche den Läufer necken und mit Knüppeln schlagen. Einen von diesen mufs der Läufer mit dem Fufse zu berühren suchen. Es ist nun erklärlich, dafs dieser seinen Arm soweit als möglich streckt, sodafs er den Topf nurmehr mit den Fingerspitzen berührt. Kann er doch nur auf diese Weise seinen Kreis vergröfsern und den Mitspielenden möglichst nahe kommen. Dazu beugt der Läufer seinen Körper weit nach links, sodafs dieser eine etwas schiefe, dem Mittelpunkte zu geneigte Haltung annimmt. Dadurch aber ist es wiederum erklärlich, dafs er mit dem rechten Fufs viel weiter nach rechts, also gegen seine Spielkameraden zu reichen kann, als mit der freien rechten Hand. Und darin haben wir denn auch den Grund zu suchen, weshalb das Berühren des Gegners in diesem Spiele mit dem Fufse erfolgte. Dafs aber Pollux das Berühren des Gegners mit dem Fufse ausdrücklich hervorhebt, ist wieder ein Beweis für die Darstellung, dafs der Spieler den Topf nicht auf dem Kopfe trug; denn wäre das der Fall gewesen, so ist nicht einzusehen, weshalb jener den Gegner gerade mit dem Fufse treffen mufste. Dann wäre doch ein Berühren mit der freien rechten Hand immer noch leichter und vorteilhafter gewesen.

Wir dürfen also die Erklärung, der Spieler habe einen Topf auf dem Kopfe balanciert, ruhig ad acta legen. Der Topf war aus praktischen Gründen zum Teil in die Erde gegraben, wie ich schon oben angedeutet habe, und um ihn mufste der Midas laufen. Abgelöst wurde dieser nur, wenn er der Spielregel gemäfs, ohne die Hand vom Topfe entfernt zu haben, einen mit dem Fufse berührt hatte. Es war wohl nicht notwendig, dafs immer gerade ein Topf, also eine Vase, vorhanden sein mufste: ein Pflock, ein grofser Stein mochte leicht die Stelle des Topfes vertreten haben, ohne indes den Namen *χύτρα* zu verlieren. Möglicherweise, und das ist aus den Angaben des ersten Topfspieles bei Pollux gar nicht so unwahrscheinlich, vertrat auch ein Mitspieler die Stelle des Topfes, wobei dieser genau wie im ersten Spiel „Topf" hiefs und am Boden safs, während der andere beim Laufen ihn am Kopfe (*κατὰ τὴν κεφαλήν*) stets berühren mufste. In dieser Weise betrieben kommt das Spiel unserem deutschen „Bärentreiber" (siehe Guts Muths) aufserordentlich nahe. Hier sitzt ein Bär in kauernder Stellung am Boden und der Bärentreiber hat ihn vor den Neckereien der Spielgenossen zu schützen, gleichwie jener Midas den „Topf" in der Mitte durch Anfassen mit der Hand schützt. Beide laufen um ihren Schützling herum um die Neckenden abzuhalten und ertragen lieber selbst die Schläge, als dafs diese der Bär, beziehungsweise der Topf, erhält. Sowie bei dem besprochenen Topfspiel der Radius des Kreises, den der Läufer beschreibt, durch den Arm des Läufers gebildet wird, so geschieht dies beim „Bärentreiber" durch eine nicht zu lange Schnur, welche der Bär in seiner Vordertatze und der Treiber in einer Hand hält.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die bei Grasberger

a. a. O. S. 51 besprochene und bei Becq a. a. O. p. 89 als „jeu du pivot“ wiedergegebene Abbildung als eine Darstellung dieses Spieles annehme (vgl. auch den Hinweis auf die Gemälde aus Herkulaneum und Pompeji bei Daremberg-Saglio s. v. Chytrinda).

Es erübrigt nur noch kurz darauf hinzuweisen, dafs unserer Erklärung entsprechend die Worte bei Pollux „*τίς τὴν χύτραν*“; natürlich nicht heifsen können: „Wer ist Topfträger?“, da ja niemand den Topf trug. Es ist also in dieser elliptischen Frage nicht etwa ein „*ἔχει*“ oder „*φέρει*“ ausgefallen, sondern wir werden eher an ein Verbum wie „*φυλάττει*“ oder auch „*περιέρχεται*“ denken müssen. Dafs die Bezeichnung des Läufers als Midas die Bedeutung des Ungeschickten, des Dummen, der sich hat ertappen lassen, in sich birgt, hat Grasberger S. 50 dargetan.

V.

Ostrakinda.

Über das Scherbenspiel Ostrakinda, das bei uns unter dem Namen „Tag und Nacht“ heimisch ist, handeln folgende Stellen der alten Autoren: Pollux IX 111: *ὀστρακίνδα δέ, ὅταν γράμμην ἑλκύσαντες οἱ παῖδες ἐν μέσῳ καὶ διανεμηθέντες, ἑκατέρα μερὶς ἡ μὲν τὸ ἔξω τοῦ ὀστράκου πρὸς αὐτῆς εἶναι νομίζουσα, ἡ δὲ τὸ ἔνδον, ἀφέντος τινὸς κατὰ τῆς γραμμῆς τὸ ὄστρακον, ὁπότερον ἂν μέρος ὑπερφανῇ, οἱ μὲν ἐκείνῳ προσήκοντες διώκωσιν, οἱ δ' ἄλλοι φεύγωσιν ὑποστραφέντες· ὅπερ εἶδος παιδιᾶς αἰνίττεται καὶ Πλάτων ἐν τοῖς εἰς τὸν Φαῖδρον ἐρωτικοῖς· ὁ μὲν τοίνυν ληφθεὶς τῶν φευγόντων, ὄνος οὗτος κάθηται· ὁ δὲ ῥίπτων τὸ ὄστρακον ἐπιλέγει „νὺξ ἡμέρα“· τὸ γὰρ ἔνδοθεν αὐτοῦ μέρος καταλήλιπται πίττῃ καὶ τῇ νυκτὶ ἐπιπεφήμισται· καλεῖται δὲ καὶ ὀστράκου περιστροφὴ τὸ εἶδος τοῦτο τῆς παιδιᾶς.* Hesychius s. v: *ὀστρακίνδα· παιδιὰ ἐπὶ τῷ ὀστράκῳ.* Eustathius ad Iliad. XVIII, 543 (1161, 37 f.): *παῖδες δύο γραμμῇ τινι μεσολαβούσῃ διεστηκότες ἀλλήλων, ὄστρακον ἀνερρίπτουν, οὗ θάτερον μὲν μέρος πεπισσωμένον ἦν, τὸ ἐντὸς δηλαδή, τὸ δὲ ἐκτὸς ἀπίσσωτον. διώριστο δὲ τοῖς συμπαίζουσι, τίνων μὲν ἦν τὸ τὴν πίσσαν ἔχον, τίνων δὲ τὸ λοιπόν· καὶ ὅτε, φασίν, ἀναβληθὲν τὸ ὄστρακον πέσοι, ὧν μὲν ἦν τὸ κάτω τοῦ ὀστράκου, ἔφευγον, οἱ δὲ ἄλλοι ἐδίωκον· καὶ ἐλέγετο τοῦτο περιστροφὴ ὀστράκου καὶ ἡ παιδιὰ ὀστρακίνδα ἐκαλεῖτο ...... Πλάτων δέ, φασίν, ὁ κωμικὸς φράζει αὐτὴν οὕτως· εἴξασι τοῖς παιδαρίοις τούτοις, οἳ ἑκάστοτε γράμμην ἐν ταῖσιν ὁδοῖς διαγράψαντες διανειμάμενοι δίχ' ἑαυτοὺς ἑστᾶσιν αὐτῶν οἱ μὲν ἐκεῖθεν τῆς γραμμῆς, οἱ δ' αὖ ἐκεῖθεν· εἷς δ' ἀμφοτέρων ὄστρακον αὐτοῖς ἀνιησιν εἰς μέσον ἑστώς· κἂν μὲν πίπτῃσι τὰ λευκὰ ἐπάνω, φεύγειν ταχὺ τοὺς ἑτέρους δεῖ, τοὺς δὲ διώκειν· ὁ δὲ ἀναρρίπτων τὸ ὄστρακον ἐπιλέγει „νὺξ ἢ ἡμέρα“ τουτέστι τὸ λευκὸν ἐπιφαίνεται τοῦ ὀστράκου ἢ τὸ πισσηρὸν σκοτεινόν.* Weitere Notizen siehe Grasberger a. a. O. S. 57 ff., ferner Boehm, de cottabo, Diss. Bonn 1893, p. 38 ff.

Grasberger a. a. O. S. 57 stellt den Verlauf des Spieles dar wie folgt: „Die Schar der spielenden Knaben teilte sich in zwei Abteilungen, die durch eine in der Mitte gezogene Linie getrennt wurden. Alsdann

warf ein Teil am gemeinschaftlichen Mal eine Scherbe oder Muschel (ὄστρακον) in die Höhe, deren innere Seite mit Pech bestrichen und deshalb „Nacht“ genannt wurde, indes die andere Seite weifs gelassen war und mit „Tag“ bezeichnet wurde; sämtliche Spieler waren hiernach in eine Tag- und Nachtpartei geschieden. Jener Wurf geschah nun unter dem Rufe Tag oder Nacht (νὺξ ἡμέρα), worauf diejenige Partei, deren Farbe obenauf zu liegen kam, als die siegende die andere verfolgte. Wer hiebei ergriffen wurde, ward Esel betitelt und mufste sich auf den Boden setzen.“ Es sei mir gestattet auf einige Punkte dieser Darstellung näher einzugehen, die in ihrer Fassung nicht ganz klar sein dürfte.

Wir müssen uns für die Durchführung dieses Spieles auch für das Altertum genau so, wie heute noch der gewöhnliche Verlauf stattfindet, zwei Reihen von Knaben vorstellen, zwei Parteien also, die ihren Fähigkeiten und Kräften vielleicht auch der Zahl nach sich etwa gleich waren. Die Verteilung der einzelnen Spieler an jede Partei mochte dem Willen der jeweiligen Spieler oder auch besser dem Ermessen eines Unparteiischen unterstanden haben. Die eine Gruppe bezeichnete sich von vornherein als Tag-, die andere als Nachtpartei. In der Mitte des Spielfeldes war eine Mallinie gezogen: auf dieser geschah nun der Wurf mit der auf einer Seite mit Pech geschwärzten Scherbe. Lag nach dem Wurf die schwarze Seite oben, so verfolgte die Nachtpartei die Tagpartei und umgekehrt. Das ist in grobem Umrifs der Gang des Spieles.

Es leuchtet ein, dafs den entscheidenden Wurf auf der Mallinie keiner der Mitspielenden sehen durfte, da sonst leicht Unordnung in die Reihen gekommen wäre, die einen glatten Verlauf des anregenden Spieles in Frage gestellt hätte. So mochte schon bei den Griechen, wie es bei uns heute geschieht, die Vorsichtsmafsregel im Schwange gewesen sein, die Reihen der Spieler in gewifsem Abstande von der Linie derart aufzustellen, dafs die Mitspielenden die Linie im Rücken hatten und demnach den Wurf gar nicht beobachten konnten. Diesen Wurf nun führte, so müssen wir wohl mit Bestimmtheit annehmen, ein Unparteiischer aus, der sich freiwillig eigens zu diesem Zweck zu Anfang des Spieles erbot oder auch gewählt wurde (τινος bei Pollux, εἱς bei Plato, dem Komiker). Grasberger befindet sich somit ohne Zweifel im Irrtum, wenn er meint, der entscheidende Wurf sei von einem Teil der Mitspieler geschehen. Von den Werfern durfte doch wohl keiner irgend einer der beiden Parteien angehört haben: demnach dürfen wir jene schwerlich zu den eigentlichen Spielern rechnen.

Die in Reihen aufgestellten Knaben durften also von dem Entscheidungswurfe selbst nichts sehen. Nur durch den lauten Ruf des Unparteiischen, der an dem nunmehr erfolgenden Verlauf des Spielganges keinen weiteren aktiven Anteil mehr nahm, erfuhren die in gespanntester Aufmerksamkeit harrenden Spielgenossen das Resultat des Wurfes, ob νύξ oder ἡμέρα, schwarz oder weifs, oben lag. Möglich ist es, dafs mitunter ein zweiter Knabe gewissermafsen zur Kontrolle den Wurf des Unparteiischen beobachtete (vgl. Eustath. a. a. O.: παῖδες

δύο), eine Vorsichtsmaſsregel, an der auch unsere Knaben häufig festhalten. Wenn nun Grasberger sagt, der Wurf geschah unter dem Ruf „Tag oder Nacht" (auch Becq a. a. O. p. 81: en criant nuit ou jour), so darf das natürlich nicht verstanden werden, als habe der Unparteiische etwa gerufen: „Tag oder Nacht", der Ruf konnte eben nur lauten „Tag" oder nur „Nacht", je nachdem gerade die weiſse oder die geschwärzte Seite nach oben zu liegen kam. Hier möchte ich noch einflechten, daſs zweifellos die griechische Benennung *νὺξ ἡμέρα* lautlich viel besser wirkt als die deutsche Bezeichnung „Tag, Nacht", indem hier die Gleichheit des Vokales in den noch dazu beiderseits einsilbigen Wörtern zu Täuschungen und Verwechslungen möglicherweise Anlaſs geben kann, was dort, wo sich das kurze, helltönende, schrille *νὺξ* von dem getragenen mehrsilbigen *ἡμέρα* merklich abhob und somit vom Ohr genau auseinandergehalten wurde, einfach unmöglich war.

Die Stelle bei Pollux: *ὁ δὲ ῥίπτων τὸ ὄστρακον ἐπιλέγει „νὺξ ἡμέρα"* hat Grasberger meines Erachtens allzu wörtlich wiedergegeben, wenn er schreibt: .... „Der Wurf geschah unter dem Rufe Tag oder Nacht (auch Becq a. a. O. p. 81: il lance la coquille en l'air en lui impriment un mouvement de rotation et en criant nuit ou jour). Während Pollux offenbar nur sagen will: der Werfer (d. i. der Unparteiische) ruft „Tag" oder „Nacht", lassen die Worte der genannten Erklärer keine andere Fassung zu, als sei das Rufen und Werfen zu gleicher Zeit erfolgt, eine Annahme, die ganz und gar unzutreffend ist. Der Ruf des Unparteiischen kann selbstverständlich nur aufgefaſst werden als Verkündigung des durch den Wurf erfolgten Resultates, etwas anderes hinter ihm zu suchen, geht nicht an. Somit erscheint es widersinnig diesen Ruf, der doch naturgemäſs erst nach beendigtem Wurfe erfolgen kann, in das Anfangsstadium des Wurfes verlegen zu wollen, also ihn mit dem Hochwerfen der Scherbe gleichzeitig erfolgen zu lassen. Nur dann, wenn die Muschel wieder am Boden lag, also erst nach dem Wurfe, konnte der Werfer die oben liegende Farbe, schwarz oder weiſs verkünden.

War nun der Ruf des Unparteiischen erfolgt, so durfte die gerufene Partei, also z. B. die „Tag"partei, die Nachtpartei verfolgen und aus den Reihen dieser Gefangene machen. Diese muſsten sich, wohl nur zunächst, als „Esel" niedersetzen [1]) und schieden dann für dieses Spiel aus, wobei sie offenbar nach Beendigung dieses Spielganges das Spielfeld verlassen muſsten, um nicht durch ihre untätige Anwesenheit in der Mitte des Spielplatzes den raschen Fortgang des Spieles zu hindern. Durch diese Verfolgung und Gefangennahme einzelner Spieler wurde naturgemäſs bald die eine Partei lahm gelegt: besiegt war die Partei, deren Mitglieder alle gefangen waren, während die überlebende Partei die siegende war. Grasberger hingegen, der

[1]) Warum R. Förster Rhein. Mus. N. F. XXX (1875) S. 287 f. das *κάθηται* als offenbaren Fehler bezeichnen und dafür *καλεῖται* einsetzen will, ist nicht recht klar, zumal das Niedersetzen im Interesse der raschen Verfolgung der übrigen Spieler wohl begründet erscheint.

sich hiebei an Krause a. a. O. S. 320 anlehnt, bezeichnet unrichtig die Partei, deren Farbe bei dem Wurfe oben lag, als siegende, welche die andere verfolgen durfte. Von einer siegenden Partei konnte in dem Moment, wo der Ruf ertönte, noch keine Rede sein, schon deshalb nicht, weil jetzt erst der Kampf begann.

Das Spiel war ein richtiges Laufspiel, ein Fliehen und Verfolgen voll Leben und Feuer. Umsomehr mufs es uns Wunder nehmen, dafs Grasberger a. a. O. S. 59 dieses Spiel absolut unter die Wurfspiele zählen will, „weil heutzutage mehrere ganz ähnliche bei unserer Jugend in Gebrauch sind, bei denen gleichfalls farbige Geschirrscherben oder auch Münzen zum Wurfe dienen". Es ist doch ohne weiteres klar, dafs nicht das Werfen bei unserem Spiele die Hauptsache ist, sondern das Laufen, das Fliehen und Verfolgen. Der Wurf geschieht zu Anfang eines jeden Spielganges und bestimmt eben nur, welche Partei zu verfolgen und welche zu fliehen hat, er ist nichts anderes als ein einleitendes Vorspiel zu dem nunmehr folgenden Laufspiel und der „selbständige Wert des Spieles" (als eines Wurfspieles nämlich), den Grasberger in der Beschreibung des Komikers Plato „genugsam hervortreten" sehen will, ist illusorisch. Wie im Plumpsackspiel das Legen des Plumpsackes zum Verfolgen Anlafs gibt, wie beim Apodidraskindaspiel das Verstecken dem eigentlichen Verfolgungsspiel vorausgeht, so ist hier das Werfen der Scherbe nur der Einleitungsakt des sich anschliefsenden Laufspieles.

Im Spiele selbst liegt es, dafs das Verfolgen der einen Partei durch die andere nicht unaufhörlich fortgesetzt werden durfte, da ja sonst unter allen Umständen die verfolgte Partei bald völlig aufgerieben worden wäre. Wäre das fortgesetzte Verfolgen gestattet gewesen, so wäre mit dem Schlagwort des Unparteiischen „Tag" oder „Nacht" von vorneherein das Schicksal der verfolgten Partei besiegelt gewesen, da diese in der sicheren Aussicht schliefslich doch gefangen zu werden wohl nicht allzulange ihre Flucht bewerkstelligt haben dürfte. Dazu kommt noch, dafs das Spiel dann, eben weil sein Ende von vorneherein abzusehen war, der Spannung entbehrt hätte und somit bald langweilig geworden wäre. Das Ostrakindaspiel war aber sicherlich nichts weniger als langweilig, ebensowenig wie das heutige Tag- und Nachtspiel. Das Spiel gewinnt einen ganz anderen Reiz, wenn man der Verfolgung Einhalt gebietet. Und dies ward zweifellos auch bei unserem Ostrakindaspiel so gehalten. Man hatte wohl auch hier, wie es unsere Knaben heute spielen, vorher ein Freimal ausgemacht und wem es gelungen war sich in dieses Mal zu retten, der durfte nicht weiter verfolgt werden. So waren es immer nur wenig Spieler, die in die Hände der Feinde fielen und die als ὄνοι vom Spiele zunächst ausschieden, die anderen stellten sich wieder an der Mallinie Rücken gegen Rücken wie vorher auf und ein weiterer Gang dieses anregenden Spieles begann. Der Unparteiische warf die Scherbe, diesmal waren vielleicht die vorherigen Verfolger die Flüchtlinge und verloren ein paar von ihren Leuten, während die anderen in das Freimal flüchteten. So ging das Spiel weiter, bis die Spieler einer Partei alle gefangen

waren. Damit war das Spiel zu Ende, die Partei, welche noch Mitglieder hatte, war die siegende.

Die Bemerkungen Grasbergers S. 58 f., die Spielregeln, die der Scholiast zu Platons Phaedrus angebe, nämlich die eine Spielpartei sei nach Westen, die andere nach Osten aufgestellt gewesen, der eine Spieler habe zwischen zwei anderen gesessen und so die Scherbe gerade in die Höhe geworfen, seien raffiniert, die Angabe, die Häscher hätten die Gefangenen an den Platz tragen müssen, wo die Flucht begonnen habe, sei sogar falsch, vielmehr sei die Sache mit dem Huckepacktragen gerade umgekehrt gewesen,[1]) sind wohl zu billigen; hinsichtlich der letzterwähnten Angabe freilich hege ich die Ansicht, das Huckepacktragen als Spielstrafe sei eine spätere Zutat, eine Appendix, die auf das Spiel selbst keinen Bezug hat. Als richtig hingegen dürfen wir skrupellos die Bemerkung des Scholiasten hinnehmen, dafs die Spielparteien *ἰσάριθμοι* gewesen seien: dies entspricht völlig dem Gerechtigkeitsgefühl der spielenden Jugend.

Becq de Fouquières p. 79 ff. glaubt, wohl in erster Linie durch den Namen *ὀστρακίνδα* veranlafst, einen inneren Zusammenhang dieses Spieles mit dem politischen Ostrakismos annehmen zu müssen. Meines Erachtens indes geht Becq mit dieser Annahme zu weit: mit rein politischen Dingen beschäftigt sich die Jugend nicht gern. Veranlassung zu dem Namen *ὀστρακίνδα* gab einzig und allein die Scherbe, die Muschel, welche ja für das Spiel hinreichend wichtig war, so dafs eine Benennung des Spieles nach ihr weiter kein Wunder nehmen darf. Der Umstand, dafs die beiden Parteien „Tag" und „Nacht" benannt wurden, könnte eher merkwürdig erscheinen. Wenn auch diese Bezeichnung durch die weifse und schwarze Seite der Muschel in erster Linie ihre Erklärung findet, so scheinen doch auch andere, tieferliegende Gründe hier mitbestimmend gewesen zu sein. Ich glaube nicht mit Unrecht vermuten zu können, dafs die Idee des Spieles in feinsinniger Weise Vorgänge der Natur verkörpert: die sich stets gleich bleibende Erscheinung, dafs der Tag durch die Nacht verdrängt wird und dafs diese wieder dem Tag weichen mufs, der stetige Kampf also zwischen Tag und Nacht, das ist es, was meines Erachtens unser Spiel in reizender Weise zur Darstellung bringt. In diesem Kampfe werden wir denn auch den Ursprung der Benennungen *νύξ, ἡμέρα* zu suchen haben.

VI.

Akinetinda.

Was uns Pollux IX 115 über das Spiel Akinetinda angibt, ist wunders wenig: *ἡ δὲ ἀκινητίνδα ἅμιλλαν τοῦ ἀκινητὶ ἔχειν εἶχεν.* Dazu kommt noch, dafs diese Angabe keineswegs präzis und deutlich gehalten ist. Es handelt sich also darum nach Möglichkeit festzustellen, in welcher Hinsicht Pollux „das unbewegliche Halten" (*τὸ ἀκινητὶ ἔχειν*) verstanden haben konnte oder was er damit ausdrücken wollte.

[1]) R. Förster, Rhein. Mus. XXX N. F. (1875) S. 287 f. korrigiert *καταληφθέντες* in *καταλαβόντες* und behebt so den Fehler im Sinne Grasbergers.

Schon des öfteren haben wir bei der Besprechung der Spiele die Wahrnehmung gemacht, dafs zwischen den Spielen unserer heutigen Jugend und denen der antiken Knaben vielfach eine ganz merkwürdige, auffallende Übereinstimmung besteht, die nur dadurch erklärt werden kann, dafs die Spiele sich wenngleich zeitlich und räumlich getrennt, doch aus derselben sich immer gleichbleibenden Urform heraus entwickelten. Diese Wahrnehmung drängt sich so häufig auf, dafs man sich mitunter ganz gut von unseren modernen Spielen einen Rückschlufs gestatten mag auf Spiele der Alten, selbst wenn uns über diese wenig oder gar nichts überliefert ist. Ein solcher Rückschlufs dürfte auch in unserem Falle berechtigt erscheinen.

Auf dem Spielrepertoir unserer heutigen Jugend nämlich finden sich Spiele, die ebenfalls wie das griechische Akinetindaspiel als das Hauptprinzip ein ruhiges Halten vorschreiben. So ist z. B. äufserst beliebt ein Wettkampf, bei welchem es darauf ankommt die einmal eingenommene Haltung möglichst lange unbeweglich inne zu haben. Zur Ausführung dieses Wettstreites stellen sich die Spielenden entweder frei oder auch an einer Mauer so auf, dafs sie sich gegenseitig überwachen und beobachten können. Mit hoch-, vor-, am liebsten aber mit seitgehobenen Armen („Ans Kreuz schlagen“ nennen letztere Haltung auch in einzelnen Gegenden die Kinder) stehen die Kämpen unbeweglich da, jeder seine Anstrengung möglichst verbergend und auf die Ermüdung des anderen lauernd. Sieger ist der, welcher die Haltung am längsten beizubehalten vermochte.

Das Spiel ist keineswegs so leicht und mühelos, wie man etwa vermeinen möchte, weil das Halten der gestreckten Arme ungemein anstrengt. Schon in recht kurzer Zeit werden die Arme schwer wie Blei und bald erfordert es die ganze Kraft und die vollste Energie weiter in der verlangten Haltung zu verbleiben. So ermüdend aber diese Kraftübung ist — zum Spiel wird sie erst, wenn sie zum Zwecke der Vergleichung der Kräfte von mindestens zwei Ausführenden bewerkstelligt wird —, so stärkend ist sie für die Muskulatur der Schulter und Brust. Dabei ist sie so einfach und ungekünstelt, so schlicht und naheliegend, dafs wir ruhig annehmen dürfen, dafs auch die Griechenknaben diese Übung und mit ihr dieses Spiel gekannt und betrieben haben und somit ist es keineswegs ausgeschlossen, dafs Pollux dieses ruhige Halten der Arme im Wettbewerb mit seiner Beschreibung im Auge hatte.[1])

Noch ein anderes Spiel ähnlicher Art betreiben unsere Knaben, in welchem ebenfalls ein *ἀκινητὶ ἔχειν* das Hauptmoment darbietet. Der Verlauf ist kurz folgender: Ein Knabe hält seinen mit voller Kraft ausgestreckten Arm vorwärts oder seitwärts und einer der Spielkameraden sucht nun den steif gehaltenen Arm des Gegners im Ellbogengelenk abzubiegen, was eben jener mit dem Aufgebot all seiner Kräfte unter Beibehaltung seines Standplatzes zu vereiteln bestrebt ist. Es ist dies eine Kraftübung, welche den Haltenden nicht minder an-

[1]) Vgl. Krause a. a. O. S. 327.

strengt als den, welcher den Arm zu beugen sich bemüht. Auch diese Übung, die so recht zum Messen der Kräfte herausfordert, ist so natürlich und einfach, dafs wir sie ganz gut als auch den Griechen bekannt hinnehmen dürfen. Es liegt demnach auch hier nichts im Wege dieses Spiel unter dem von Pollux angedeuteten ἀκινητίνδα zu verstehen. Eine Variation des Spieles bestand darin einem Gegner die geschlossene Faust hinzuhalten und ihn aufzufordern die Finger zu lösen. In dem Tric die Faust mit aller Kraft geschlossen zu halten war der Athlet Milon von Kroton Meister, der auch zuweilen bei dieser Kraftprobe einen Granatapfel in die geschlossene Faust nahm und ohne ihn zu zerdrücken so fest hielt, dafs es keiner menschlichen Kraft gelang, ihm denselben zu entreifsen.[1])

Das erste der hier genannten Kraftspiele ist bei Grasberger a. a. O. S. 31 erwähnt. „Indessen", bemerkt der eben bezeichnete Verfasser, „sind diese Übungen offenbar bereits palästrische und athletische, nicht aber solche, wie sie Pollux unter seinen παιδιαί verstanden wissen wollte." Diese Ansicht nun kann ich nicht teilen. Pollux hat ohne eingehendere Wahl eben die Spiele aufgezeichnet, welche von den Knaben geübt wurden. Dafs aber derartige, ursprünglich zweifellos palästrische und athletische Übungen als Spiele von den Kleinen gerne aufgegriffen wurden, dafür spricht der besonders bei Kinderspielen so mächtig wirkende Nachahmungstrieb. Gerade die Übungen der Gröfseren und Grofsen haben für die Kleinen einen eigenartig anziehenden Reiz und deshalb sind derartige Proben der Körperkraft in den Spielen genau so willkommen wie es die täppischen, naiven Ringversuche, das Wettlaufen, das Werfen in die Weite usw. sind. In der Palästra allerdings mochte die ersterwähnte Kraftübung, wohl auch mit belasteten Armen (Hantel, Halter, Diskus) rationell und systematisch betrieben worden sein zur Stärkung der Brust- und Armmuskulatur, die letztgenannte vielleicht als Vorübung für den Ringkampf, bei den Kindern aber auf den Spielplätzen waren sie ebenfalls so sicher zu finden, wie sie heutzutage fleifsig geübt werden.

Es hindert also nichts die genannten bei uns gebräuchlichen Spiele auch für das Altertum als bestehend zu erachten und sie der Gruppe von Spielen beizuzählen, die Pollux unter dem Namen ἀκινητίνδα im Auge hatte, umsomehr, als sie in keinem Punkte den freilich kärglichen Angaben des Pollux widersprechen.

Wie steht es nun mit dem Spiel, das Grasberger a. a. O. S. 30 unter dem Namen „Stehkampf" für das von Pollux erwähnte ἀκινητίνδα in Anspruch nimmt? „Dieses Spiel .....", sagt der genannte Erklärer, „bestand darin, dafs einer der Spielenden den anderen herüberzuziehen suchte, während er selbst unbeweglich feststehend seinen Platz behauptete". Dieser Erklärung nach wäre das Spiel in erster Linie ein Zieh- oder Zerrspiel, bei welchem die auf das Ziehen verwendete Kraft, nicht aber das ἀκινητὶ ἔχειν ausschlaggebend auf das Spiel wirkt. Wir müfsten uns hiebei eine vorher bezeichnete Linie

[1]) Vgl. Paus. VI 14, 2. Plin. N. H. VII 19. Aelian Var. Hist. II 24.

denken, über die der Gegner gezogen werden mufste. Dafür aber bieten uns die Worte der Überlieferung nicht den geringsten Anhalt, ganz abgesehen davon, dafs in praxi bei derartigen Ziehkämpfen ein *ἀκινητὶ ἔχειν* für die Schenkel und Beine undurchführbar ist, da dem Gegner immer gestattet sein mufs den Stand, wenn auch nur wenig, zu verändern, wenn hiebei nur nicht die ausgemachte Linie überschritten wurde. Die Ansicht Grasbergers dürfte demnach schwerlich haltbar sein.

Eine weitere Auffassung dieses Spiels ist sowohl bei Grasberger a. a. O. S. 31 erwähnt als auch besonders bei Becq a. a. O. p. 98 hervorgehoben, welche besagt, das Akinetindaspiel habe darin bestanden, dafs ein Spieler (von dem Athleten Milon wird es vorzugsweise berichtet s. Paus. VI 14, 2. Plin. N. H. VII 19) sich auf den Boden oder gar auf einen womöglich noch mit Öl geglätteten Diskus gestellt habe und „ohne ein Glied zu rühren“ (!) gegen das Drängen eines anderen feststehend seinen Platz behauptet habe. Als Knabenspiel läfst sich dieses Spiel nicht denken. Höchstens kommt es für einen Athletenscherz in Betracht, wo die schwere, plumpe Fleischmasse, wie sie den meisten Professionsathleten eigen zu sein pflegte, die Ausführung dieses eigenartigen „Spieles“ begünstigte.

VII.

Skintharhizein.

Das Nasenstübern (*σκινθαρίζειν*) wird uns als weiteres gymnastisches Knabenspiel der alten Hellenen mitgeteilt. Bei Pollux IX 126 heifst es: *τὸ δὲ σκανθαρίζειν ἐστὶ τῷ μέσῳ τῆς χειρὸς δακτύλῳ ὑπὸ τοῦ μείζονος ἀφεθέντι τὴν ῥῖνα παίειν.* Eustath. ad Il. XI 535 (861, 10) besagt: *σκινθαρίζειν μὲν τὸ τῷ μέσῳ δακτύλῳ παίειν μυκτῆρά τινος*, Hesychius berichtet s. v. *σκινθαρίζειν· ἔνιοι σκα(νθα)ρίζειν· τὸ γὰρ τῷ μέσῳ δακτύλῳ τὴν μυκτῆρα παίειν δηλοῖ, ὡς Δίδυμος.*

Das Spiel bestand demnach darin einen Kameraden mit dem vom Daumen abgeschnellten Mittelfinger an der Nase zu treffen. Ein Zweck dieses *παίειν* ist aus den Angaben der Alten nicht ersichtlich. Grasberger a. a. O. S. 115 f. vermutet hinter diesem Spiel ein Blinzespiel, „dafs man nämlich gewifse Handbewegungen oder auch eine Berührung der Nase aushielt ohne mit den Lidern zu zucken oder zu blinzeln.“ Damit dürfte der genannte Erklärer das Richtige getroffen haben. Es ist wohl kaum anzunehmen, dafs der abgeschnellte Finger in Wirklichkeit die Nase des Spielkameraden traf, da bei der grofsen Empfindlichkeit jener Partie sich jeder Knabe mit gutem Rechte geweigert hätte das Zielobjekt zu sein. Vielmehr mag es bei dem Spiele in erster Linie darauf angekommen sein mit dem Finger ganz hart an der Nase des Spielkameraden vorbeizuschnellen und jenen so, möglicherweise auch durch den vom Schnellen verursachten und bereits unangenehm empfundenen Luftzug zum Blinzeln oder zum Rückbeugen des Kopfes zu bringen. Vielleicht dürfen wir dieses Spiel, eben weil

es verlangte, ruhig und ohne zu zucken, das Fingerschnellen auszuhalten, zu der Gruppe der oben besprochenen Akinetindaspiele zählen.

VIII.

Pitylizein.

Zu den Knabenspielen rechnet Grasberger a. a. O. S. 32 das *πιτυλίζειν*. Er nennt das Spiel „Das Stehen auf den Zehen". Kunde hievon haben wir durch Galen (de sanit. tuenda II, c. 10 [ed. Kühn, p. 144, vol. VI.]): *τὸ δὲ πιτυλίζειν, ἐπειδὰν ἐπ' ἄκρων τῶν ποδῶν βεβηκώς, ἀνατείνας τὼ χεῖρε κινῇ τάχιστα, τὴν μὲν ὀπίσω φέρων, τὴν δὲ πρόσω. μάλιστα δὲ τοίχῳ προσιστάμενοι γυμνάζονται τοῦτο τὸ γυμνάσιον, ἵν', εἰ καί ποτε σφάλλοιντο, προσαψάμενοι τοῦ τοίχου ῥᾳδίως ὀρθῶνται· καὶ οὕτω δὲ γυμναζομένων λανθάνει τε τὰ σφάλματα καὶ ἀσθενέστερον γίγνεται τὸ γυμνάσιον.* Grasberger gibt den Inhalt dieser Worte wieder wie folgt: „Hiebei trat man auf die äufsersten Fufsspitzen, streckte die Hände und Arme über den Kopf weit hinaus und bewegte sie, um das Gleichgewicht zu behaupten, bald nach vorn, bald nach hinten. Aus Vorsicht und um nicht so leicht umzufallen, stellte man sich bei dieser Übung gern nah an eine Wand, um sich allenfalls an dieser aufrecht zu erhalten . . . . Das Ganze hatte übrigens sicher nur die Bedeutung eines Spiels", fährt der Erklärer weiter unten fort, „wenn auch manches Derartige in den Gymnasien vorgekommen sein mag".

In der Darstellung der Armbewegungen ist Grasberger etwas ungenau. Die Armbewegung erfolgte dem Inhalt der Überlieferung zufolge in der Weise, dafs, während der eine Arm nach vorne hochgeschwungen wird, der andere (*τὴν μὲν — τὴν δὲ*) vorne ab nach hinten sich schwunghaft bewegt. Ein gegengleiches Armschwingen also will unter den Worten des Galen verstanden werden. Diese Armbewegung nun — und darauf wurde meines Erachtens bei der Übung das Hauptgewicht gelegt — mufste *τάχιστα*, so rasch als möglich ausgeführt werden und zwar im Zehenstand. Grasberger denkt unzweifelhaft bei dem „Zehenstand" an ein Stehen auf den obersten steif gehaltenen Zehenspitzen, wie wir es bei geschickten Balletteusen beobachten können. Das mag hin und wieder bei kolossaler Übung einem geglückt sein. Ob es jedoch allgemein in dieser Weise durchgeführt wurde, ist mehr als fraglich, zumal auch schon bei dem einfachen Zehenstand, wie er als Turnübung gebräuchlich ist, die Schwierigkeit der Ausführung sich wesentlich erhöht; dafs bei den heftigen Bewegungen des Oberkörpers das Halten des Gleichgewichts nicht immer so einfach war, zeigen die bereits bei den Alten angewandten Vorsichtsmafsregeln. Indes darf nicht vergessen werden, dafs, wie schon der Name besagt, die Hauptsache der Übung das heftige Armschwingen war, während das Stehen auf den Zehen nur einen sekundären Wert — Erschwerung der Bewegung — besafs. Es kann demnach keine Rede davon sein, dafs die Armbewegungen den Zweck haben sollten, „das Gleichgewicht zu behaupten", wie das Grasberger annimmt, sondern die Armübung ist in diesem Falle Selbstzweck.

Auch darin kann ich der Anschauung Grasbergers nicht beipflichten, dafs „das Ganze sicher nur die Bedeutung eines Spieles" hatte. Wenn auch der Umstand, dafs Pollux das „Spiel" nicht erwähnt und somit auch nicht gekannt zu haben scheint, nicht absolut beweiskräftig sein mag für die Annahme, dafs wir hier kein eigentliches Knabenspiel vor uns haben, so legt doch eben dieser Umstand sowie die Bezeichnung des Galen *τοῦτο τὸ γυμνάσιον* den Gedanken nahe eine rein palästrische Übung hinter diesen Bewegungen zu suchen, eine Übung, die in vortrefflicher Weise zur Ausbildung der Gelenkigkeit der Schultermuskulatur als Vorbereitung zum Wurf sowohl als auch zum Lauf, wo diese schwunghafte Bewegung ebenfalls angewendet wurde, beitrug. Dafs diese wie gesagt rein palästrische Übung auch mitunter von den Kleinen auf den Spielplätzen nachgeahmt worden sein mag, ist bei dem Nachahmungstrieb und dem Tätigkeitsdrang der Jugend nicht ausgeschlossen. Als Spiel konnte freilich nur der Grad der Schnelligkeit bei der Ausführung der Schwingbewegung unter einer Anzahl von Übenden ausschlaggebend sein.

IX.

Rhathapygizein.

Rhathapygizein (*ῥαθαπυγίζειν*) bedeutet für die untere Körperpartie das, was *πιτυλίζειν* für den Oberkörper ist, eine treffliche Muskelübung. Pollux IX 126 berichtet über diese Übung: *τὸ δὲ ῥαθαπυγίζειν σιμῷ τῷ ποδὶ τὸν γλουτὸν παίειν.* Darnach besteht die Bewegung in einem Sprung, bei welchem die Unterschenkel so heftig rückwärts geschnellt werden, dafs die Fersen die Gesäfsmuskeln berühren („Anfersen" nennen wir's in der Turnsprache). Zu dieser Übung ist grofse Kraftanstrengung erforderlich, die Kniee müssen sehr stark abgebogen und die Fersen ganz angezogen werden. All diese Bewegungen sind aber in der denkbar kürzesten Zeit auszuführen, in der kurzen Pause, in welcher der Körper durch den Sprung in der Luft schwebt. Je höher nun der Sprung erfolgt, desto leichter ist begreiflicherweise das *ῥαθαπυγίζειν* auszuführen, desto anstrengender wird natürlich aber auch auf die Dauer der Sprung. Ein längeres Ausführen dieser Bewegung erfordert aufserordentlich viel Kraft und Gewandtheit.

Leicht einzusehen ist es, dafs die genannte Übung ihre Heimstätte in erster Linie in der Palästra hatte, wo sie zur Vorbereitung und Einübung des Sprunges, zur Stärkung der gesamten Beinmuskulatur überhaupt, sicherlich äufserst zweckentsprechend war. Doch auch die Kinder, Knaben und Mädchen, denen Hüpfspiele in jeder Form willkommen sind, haben diese Übung zweifelsohne in den Spielplatz herübergenommen und sie ähnlich vielleicht wie eine der oben angeführten Arten des Askoliasmos als Wett- und Kampfübung zum Messen ihrer Kräfte verwertet. Auch hier mochte die Zahl der gültigen Hupfe, d. h. der Sprünge, bei denen das *ῥαθαπυγίζειν* tadellos und deutlich sichtbar ausgeführt wurde, gezählt und darnach der Sieger beim Wettspiel bestimmt worden sein.

Auch heutzutage ist diese Sprungart sowohl in der Turnhalle als auch beim Spiel in Gebrauch. Als Spiel wird der Sprung wenn auch nicht immer mit deutlich wahrnehmbarem, so doch mit ziemlich gut angedeutetem *ῥαθαπυγίζειν* hauptsächlich von Mädchen eifrig betrieben und zwar in Verbindung mit dem Hüpfseil. Bei dieser Doppelbewegung, die so recht die Anmut mit Geschicklichkeit verbindet, ist zugleich der Zweck des Sprunges angegeben, der bei dem eigentlichen alten *ῥαθαπυγίζειν* nicht recht ersichtlich ist. Nun war aber das Schwungseil auch den Alten bekannt, wie uns erhaltene Bildwerke zeigen (s. Krause a. a. O. Tafel IX b, Fig. 25 h). Es steht somit nichts im Wege anzunehmen, dafs wohl auch bei den alten Griechen das *ῥαθαπυγίζειν* im Spiel mit dem Hüpfseil in Verbindung gebracht fleifsig geübt wurde. Die Ausführung des *ῥαθαπυγίζειν* konnte natürlich ein- und beidbeinig erfolgen.

Bei den Spartanern ward das *ῥαθαπυγίζειν* auch in Tänzen verwendet und hiefs *βίβασις*, wie Pollux IV 102 beglaubigt. Auch als Wettspiel war diese Bibasis im Gebrauch: wer die meisten Sprünge ausführte, war Sieger. Von einer Jungfrau wird berichtet, dafs sie 1000mal den Sprung tat. Diese ungeheure Leistung, die, wie wohl anzunehmen ist, auf einem öffentlichen Volksfeste im Wettbewerb zustande kam, mag so hoch über dem Durchschnittsmafse des sonst Geleisteten gestanden haben, dafs sie der Aufzeichnung wert befunden wurde.

X.

Huckepacktragen, Reiterspiel.

(*ἐφεδρίζειν, ἐφεδρισμός, ἱππασσὶ καθίζειν, ἱππάς, ἐν κοτύλῃ*). In der Angabe des Pollux IX 119 wird das Huckepacktragen als Spielstrafe angeführt: Der glückliche Sieger in einem Spiel, bei dem es galt ein aufgerichtetes Ziel mit einem Stein oder Ball aus der Ferne umzuwerfen, mufste von dem unterlegenen Spielpartner auf dem Rücken oder auf der Schulter an das Ziel getragen werden. Während des Tragens hielt der Reiter dem Tragenden mit seinen Händen die Augen zu.

Grasberger will die beiden Spiele *ἐφεδρισμός* und *ἐν κοτύλῃ* genau getrennt wissen (a. a. O. S. 106): „Der *ἐφεδρισμός* unterscheidet sich von dem Spiele *ἐν κοτύλῃ* schon dadurch, dafs in ersterem wirklich a u f d e n S c h u l t e r n getragen wurde, durch ein förmliches Aufsitzen des Getragenen, nicht durch Anstütz an die Pfanne des Hüftbeckens (sollte wohl besser heifsen: an den Hüftkamm des Darmbeines) oder in die Kniekehle". Indes hat R o b e r t (arch. Zeitung 1879) die Identität beider Spiele nachgewiesen, wie auch schon Hesychius s. v. *ἐφεδρίζειν* beide Spiele identifiziert: *ταύτην τὴν παιδιὰν* [*ἐφεδρισμὸν*] *Ἀττικοὶ ἐν κοτύλῃ λέγουσιν*.

Natürlich konnte dies Aufhucken ebensogut als selbständiges Spiel in Verbindung mit Wettlauf der Paare, Reiterkampf etc. ausgeführt worden sein, wie es noch heutzutage in Gebrauch ist.

XI.

Das Königsspiel (*βασιλίνδα*).

Es gibt sicherlich kein Spiel, das die Knaben aller Nationen mit solch riesiger Begeisterung erfüllt und so zu fesseln vermag als das Soldatenspielen. Das Leben und Treiben der Soldaten, das Exerzieren, Marschieren, Kommandieren etc. regt sie in merkwürdiger Weise an und packt sie derart, dafs sie sich völlig in ihre Rolle versenken. Ein Papierhelm, ein hölzernes Schwert von oft unglaublich primitiver Form, mitunter noch ein Stab als Lanze oder Gewehr — und die Ausrüstung ist fertig. Das Kommando übernimmt ein besonders schneidiger Junge. Diesem gegenüber wird absolute Subordination geübt, eine freiwillige Unterordnung, die recht häufig gerade bei den wildesten und ungefügigsten Knaben ganz bewundernswert und auffallend erscheint. „Der blinde Gehorsam", sagt Karl Groos a. a. O. S. 436, „der dem Anführer der kleinen Schar geleistet zu werden pflegt und zwar nicht nur dann, wenn er sich sehr gefürchtet macht, ist manchmal wohl geeignet Eltern und Lehrer mit Neid zu erfüllen. Hier regt sich eben der soziale Trieb, das Bedürfnis sich dem Ganzen einzugliedern und sich demjenigen unterzuordnen, der die Gesamtheit beherrscht und vertritt."

Ein Spiel ähnlicher Art war auch das griechische Basilinda. (Pollux IX 110: *βασιλίνδα μὲν οὖν ἐστιν ὅταν διακληρωθέντες ὁ μὲν βασιλεὺς τάττῃ τὸ πρακτέον, ὁ δ' ὑπηρέτης εἶναι λαχὼν πᾶν τὸ ταχθὲν ὑπεκπονῇ.* Hesych. *βασιλίνδα· παιδιᾶς εἶδος, ᾗ βασιλέας καὶ στρατιώτας ἀπομιμούμενοι ἐχρῶντο.* Andere weniger wichtige Belegstellen s. Grasb. a. a. O. S. 53.) Auch hier hatte einer das Kommando inne, die anderen führten die Befehle aus. Nicht selten mögen auch zwei Basileis mit zwei Soldatenhaufen gebildet worden sein, die dann gegeneinander Kampfspiele aufführten, wie es auch bei uns geschieht. Dadurch wird das Spiel zu einem richtigen Bewegungsspiel, in welchem das Lagerleben, Schlachten, Umzingelung und Erstürmung eines Lagers, Verfolgung und Gefangennahme der Gegner mannigfachen Stoff und reiche Abwechslung boten. Sache des jeweiligen Basileus war es natürlich das Spiel möglichst interessant zu gestalten.

XII.

Dielkystinda.

Über das Spiel *διελκυστίνδα* (Massenziehkampf) teilt uns Pollux IX 112 folgendes mit: *ἡ δὲ διελκυστίνδα παίζεται μὲν ὡς τὸ πολὺ ἐν ταῖς παλαίστραις, οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ ἀλλαχόθι· δύο δὲ μοῖραι παίδων εἰσὶν ἕλκουσαι τοὺς ἑτέρους οἱ ἕτεροι, ἔστ' ἂν καθ' ἕνα μεταστήσωνται παρ' αὑτοὺς οἱ κρατοῦντες.* Hesychius berichtet s. v. *διελκυστίνδα· παιδιά τις οὕτω καλεῖται ὑπὸ τῶν παίδων ἐν τῇ παλαίστρᾳ.*

Aus den Angaben des Pollux geht hervor, dafs sich die Knaben zunächst in zwei der Zahl und wohl auch den Kräften nach gleiche Parteien schieden, die auf dem durch eine Linie in zwei Hälften ge-

teilten Spielplatz Aufstellung nahmen. Ob diese Aufstellung hintereinander erfolgte, sodafs nur die Ersten jeder Reihe einander an der Linie gegenüberstanden, oder ob sich die Spieler längs der gezogenen Linie als Gegenpaare aufstellten, ist aus den Worten des Pollux nicht ersichtlich. Ein Massenziehkampf ist auf beide Arten möglich und wird als solcher auch heute noch in beiden Formen geübt. Im ersteren Falle, wo die Knaben hintereinander stehen, fassen sich die Spieler von rückwärts mit beiden Armen um den Bauch, während die Ersten, meist die Kräftigsten und Gewandtesten, mit den Händen sich gegenseitig festhalten. Nun ziehen beide Ketten aus Leibeskräften und suchen sich gegenseitig über die Linie zu zerren. Bei der Aufstellung in Gegenpaaren fafst jeder einzelne Spieler seinen Partner und sucht diesen über die Linie zu sich herüberzuziehen. Der Herübergezogene ist gefangen und scheidet vom Spiele aus, die anderen suchen sich neue Gegner und das Spiel beginnt von vorne, bis eine Partei alle Mitspieler verloren hat.

Wenn auch die Griechen beide Formen dieses Massenwettkampfes gekannt und betrieben haben mochten, so scheint doch Pollux — der Ausdruck *καθ' ἕνα* spricht dafür — letztere Art im Auge gehabt zu haben.[1])

Die bei Plato Theaetet. 181 A erwähnte Spielart (*ὥσπερ οἱ ἐν ταῖς παλαίστραις διὰ γράμμης παίζοντες, ὅταν ὑπ' ἀμφοτέρων ληφθέντες ἕλκωνται εἰς τἀναντία*) mag mit der von Pollux beschriebenen Form identisch gewesen sein.

Ganz verschieden indes ist das Dielkystindaspiel von dem Spiel, das *ἑλκυστίνδα* oder auch *σκαπέρδα* heifst (Pollux IX 116; Eustath. ad Iliad. XVII v. 389). Demnach ist die Überschrift, die Becq a. a. O. p. 94 diesen Spielen widmet: *διελκυστίνδα* ou *ἑλκυστίνδα* nicht berechtigt. Auch die Art und Weise, wie sich Becq a. a. O. den Verlauf des Spieles denkt, ist meines Erachtens nicht richtig. Becq meint, jede der beiden Parteien habe sich gegenseitig zu unterstützen die Aufgabe gehabt derart, dafs, wenn ein Spieler von ihrer Seite auf dem Punkte stand von dem Gegner hinübergezogen zu werden, die Mitglieder der Partei diesem sofort zu Hilfe kommen mufsten, sodafs sich dann, ähnlich wie beim Kampf um die Leiche des Patroklus, eine Art von Handgemenge um den gefährdeten Spieler entwickelte. In dieser Weise ausgeführt würde das Spiel nicht lange in geordneten Grenzen bleiben und bald in ein heilloses Durcheinander ausarten.

München. Dr. M. Vogt.

[1]) Vgl. Krause a. a. O. S. 322 und darnach Grasberger a. a. O. S. 99.

Festtage in Athen.

I.

Athen, den 5. April 1905.

In der jungen, aufstrebenden Hauptstadt des Königreichs Hellas herrscht Festesstimmung und fieberhafte Erregung. Übermorgen wird S. Kgl. Hoheit der Kronprinz Konstantinos den Ersten Internationalen Archäologen-Kongrefs feierlich eröffnen an der Stelle, wo vor 2343 Jahren Phidias sein Gold-Elfenbeinbild der Athena Parthenos aufstellte. Die Athener von heute sind sich der ehrenvollen und schwierigen Aufgabe, die ihnen geworden ist, voll bewufst. Ehrenvoll: denn es gilt eine Repräsentation vor der ganzen Welt und eine Wahrung von Gütern, die nicht nur einem engen Kreise von Fachgenossen, sondern jedem wirklich Gebildeten heilig sind. Schwierig: denn Jung-Hellas ist selbst bei der gröfsten Anstrengung einer solchen Aufgabe kaum gewachsen. Die Griechen sehen dies vielleicht zum Teil selbst ein, wenn sie es auch natürlich nicht gestehen. Immerhin las man in der Athenischen Presse der letzten Tage manche Stelle von erfrischender Naivität, aus welcher so ganz leise die Befürchtung klang, es möchten die Fremden nicht in jeder Hinsicht einen guten Eindruck von hier mit nach Hause nehmen. „Wir sind uns“, so etwa schrieb vor wenigen Tagen ein vielgelesenes Athenisches Blatt, „der hohen Ehre wohl bewufst, die uns durch den Besuch so ausgezeichneter und angesehener Männer aus aller Herren Länder zuteil wird; wir müssen aber auch alles aufwenden, um diesem internationalen Publikum ein würdiges Bild zu bieten. Hellenen, zeigen wir den Fremden, die jetzt aus allen Weltteilen zu uns kommen, nicht nur unsere weitbekannte Gastfreundlichkeit, sondern vor allem auch, dafs wir ein gut regiertes Volk sind (*ἔϑνος εὐνομούμενον*)“. Man scheint demnach hier die begründete Befürchtung zu hegen, dafs die Europäischen Staaten hievon bis jetzt noch nicht ganz überzeugt seien.

In den Museen wurde in den letzten Wochen emsig gearbeitet: Reparaturen, Neuaufstellung von Statuen etc. beschäftigte die Aufsichtsbehörden vom Generaldirektor bis zum letzten Museumsdiener. Manches wertvolle Stück, das bisher verstaubt in einem Winkel eines Magazines gelegen hatte und nur auf besondere Empfehlung zugänglich war, hat der heilsame Frühlingswind des Kongresses aufgerüttelt und ans Licht der Öffentlichkeit gebracht. Auf der Akropolis wird das reizende Erechtheion, aus den alten Werkstücken zum guten Teile neu aufgebaut, dem Fremden eine freudige Überraschung bieten; und im Stadion, dessen reicher Marmorschmuck bekanntlich auf Kosten des Griechen Awerof vollständig erneuert wurde, so dafs es jetzt einen „blendenden Anblick“ im wörtlichsten Sinne gewährt, legt man eben die letzte Hand an die Herstellung der nach Angaben und Zeichnung von Prof. Dörpfeld errichteten provisorischen Szene, d. h. des Bühnenhauses, vor welchem am 10. April die „Antigone“ im griech. Originaltext gegeben werden soll

Vergünstigungen in reicher Zahl sind den Kongrefsteilnehmern zugestanden worden. Die Mitgliederkarte, die in geschmackvoller

Ausführung die Akropolis und den Hermes des Praxiteles zeigt, gewährt nicht nur freien Eintritt in sämtliche Museen und Ausgrabungen des Königreiches mit der Erlaubnis, überall zu kopieren, zu zeichnen und zu photographieren, sowie freien Aufgang zur Akropolis bei Dunkelheit (an den 4 Abenden, die dem Vollmond vorhergehen und folgen), sondern auch eine 2 Monate gültige Preisermäſsigung von 50 % auf den meisten griech. Eisenbahnen und Dampferlinien, dem Österreich. Lloyd sowie einigen französischen Dampfer-Unternehmungen. Die Denkmünze, welche für die Kongreſsmitglieder geprägt wurde, zeigt auf der Vorderseite den Athena-Kopf der Perikleischen Tetra-Drachmen, auf der Rückseite die Eule mit der Umschrift: *Α΄ Διεθνὲς Ἀρχαιολογικὸν Συνέδριον.*

Aus dem bis jetzt festgesetzten Programm hebe ich folgendes hervor:

Freitag, 7. April nachmittag feierliche Eröffnung des Kongresses im Parthenon. 10^h abend Beleuchtung der Akropolis.

Samstag, 8. April 10^h vorm. Festsitzung in der Aula der Universität; Begrüſsung der Versammlung durch den Rektor (Lambros). Abends 9^h: Begrüſsung durch die Stadt Athen im Rathaus.

Sonntag, 9. April nachmittag Ausflug nach Eleusis mit 3 Extrazügen. Abends $\frac{1}{2}10^h$ Zusammenkunft der Mitglieder in der Deutschen, Französischen und Österreichischen Schule.

Montag, 10. April nachmittag Aufführung der „Antigone" des Sophokles durch den „Verein für Aufführung klassischer Dramen".

Dienstag, 11. April nachm. in der Engl. Schule feierliche Einweihung der neuen dem Andenken von Francis Penrose geweihten Bibliothek. Empfang der Gäste in der Englischen und Amerikanischen Schule.

Donnerstag, 13. April vorm. feierliche Schluſssitzung in der Universität; nachm. 4^h Empfang beim Unterrichtsminister (Karapanos) auf dessen Landhaus in Kephissia (dem athenischen Villenort am Fuſs des Pentelikon).

Die Sitzungen des in 7 Sektionen geteilten Kongresses finden vormittags und nachmittags zu gleicher Zeit in 7 verschiedenen Lokalen statt. Am Freitag (7. April, bzw. 25. März nach griech. Kalender) früh wird der Kongreſs durch einen Festgottesdienst in der griech. Metropole eingeleitet, der zugleich dem auf diesen Tag fallenden griechischen Nationalfeste (Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung) gilt.

Unmittelbar nach Schluſs des Kongresses beginnen die archäologischen Reisen, welche die Teilnehmer innerhalb dreier Wochen nach den archäologisch wichtigsten Punkten Griechenlands, der Inselwelt und der kleinasiatischen Küste führen werden.

Möge das schöne Frühlingswetter, dessen man sich seit einigen Tagen endlich auch in Athen erfreut, anhalten und die Sonne Homers freundlich über dem Feste strahlen: dann wird in der Tat das junge Hellas ein Bild bieten, wie es lange Jahrhunderte nicht mehr geschaut haben; von neuem kann Pindars Lied erklingen: „O du herrliches und sangesreiches, du veilchenbekränztes Athen"; vielleicht aber wird

sogar — und dies wäre der gröfste Erfolg — der oder jener von unseren „Allzumodernen" erkennen, dafs das Erbe der altgriechischen Kultur eben doch ein Faktor ist, der sich nicht mit einem Federstriche aus unserer Jugendbildung beseitigen läfst, dafs vielmehr die Loslösung unserer Jugend vom griechischen Boden eine Einbufse von einem guten Teil ureigenster deutscher Kraft bedeuten würde.

II.

Athen, 6. April.

Schon prangen die beiden Hauptstrafsen des vornehmen Athen, die Stadionstrafse mit den feinen Läden und der Pariser Boulevard-Imitation, und die still-reservierte Universitätsstrafse mit den stattlichen öffentlichen Bauten im altgriechischen Stil, grofsenteils im Flaggenschmuck. Originell ist es, wie der Magistrat noch im letzten Augenblick für die Strafsenverbesserung sorgt. Um den berühmten athenischen Staub und ditto Schmutz dem Auge des Fremden weniger sichtbar zu machen, wird rasch neu beschottert und grofse Dampfwalzen pusten über die aufgeschütteten Steine. Diese Mafsregel wird aber noch übertrumpft durch folgende, die mir von glaubwürdiger Seite erzählt wurde, wenngleich ich sie bis jetzt noch nicht bestätigt finde: Während der Kongrefstage sollen sämtliche Bettler Athens ins Gefängnis gesteckt werden, damit den Fremden der unerfreuliche Anblick erspart bleibe! Hoffentlich werden die armen Leute dann aber auch auf städtische Kosten anständig ernährt; unter diesen Umständen würden sie wohl die feste Behausung dem Hocken auf der Strafse vorziehen, wo ihnen ihr erbärmlicher Jammerruf „eleïsate, Kyrii" in der Regel herzlich wenig einträgt.

Das internationale Element macht sich auf den Strafsen und noch mehr im Museum bereits stark bemerkbar. Dort konzentriert sich das Hauptinteresse begreiflicherweise auf die Schliemannischen Goldfunde von Mykenae; aber auch die archaische Skulpturensammlung, die attischen Grabreliefs mit ihrer einzigartig edlen, ernsten und milden Auffassung von den letzten Dingen, sowie die berühmte Vasensammlung sind stark besucht. Mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit machen die Ephoren der einzelnen Abteilungen des Museums, besonders Herr Dr. Staïs, für die vornehmeren ausländischen Gäste den Cicerone, wobei man sie in gewandter Weise bald deutsch, bald französisch, bald englisch oder italienisch parlieren hört. Ich habe noch keinen griechischen Archäologen hier kennen gelernt, der nicht leidlich deutsch spräche. Zahlreiche griechische Gelehrte haben für den Kongrefs Vorträge in deutscher Sprache angekündigt.

Die Zahl der bis jetzt hier eingetroffenen Kongrefsmitglieder soll bereits gegen 1000 betragen. „Ich hätte nie gedacht, dafs es so viele Archäologen gebe", bemerkte zu mir scherzend der deutsche Konsul. Ein Blick in die vor einigen Tagen erschienene Liste der Mitglieder lehrt aber, dafs bei weitem nicht alle Teilnehmer Archäologen von Beruf sind. Philologen, Museumsdirektoren, Künstler, Architekten, auch

Dilettanten sind vertreten und — last not least — das schöne Geschlecht! Auch Damen sind nämlich als aufserordentliche Mitglieder zugelassen, und sie haben von dieser Erlaubnis, wie es scheint, reichlichen Gebrauch gemacht. Helle Sommertoiletten beleben die Strafsen. einige sorgsame Nordländer haben sogar Tropenhüte mitgebracht, als ob Athen im Lande der Hereros läge. Sie werden erstaunt sein, wenn sie am eigenen Leibe verspüren, dafs der Überzieher hier oft nötiger ist als der Tropenhut.

Als die wichtigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft fühlen sich in diesen Tagen ohne Zweifel die Zeitungsredakteure und Reporter. Man macht sich in Deutschland kaum eine Vorstellung davon, welche Rolle hierzulande die Presse spielt. Ich glaube, ein armer Teufel verzichtet in Athen lieber auf ein Stückchen Brot als auf seine Zeitungslektüre. In den Kaffeehäusern, Konditoreien, in Eisenbahn und Dampfschiff, auf offener Strafse wie im engen Stübchen — überall sieht man den Griechen sein Blatt verschlingend und mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, mühevoll das seltsame Gemisch aus Alt- und Neugriechisch enträtselnd. Die gröfseren Zeitungen erscheinen in 3 Ausgaben täglich und berichten die gleichgültigsten Dinge oft in fettestem Druck. Wenn gar nichts Neues z. B. vom Kriegsschauplatz in Ostasien zu melden ist, so berichten sie in Sperrdruck, vom Kriegsschauplatz seien keine neuen Meldungen eingelaufen. Man stelle sich demnach den Eifer vor, mit welchem die Blätter schon seit geraumer Zeit alles zusammentragen, was sich auf den Kongrefs und auf die hier eintreffenden Fremden bezieht. Schreiber dieser Zeilen hatte kaum noch im Bureau des Kongresses seine Teilnehmerschaft und seine Adresse angemeldet, als ein Reporter des ersten hiesigen Blattes ,*Ἀθῆναι*' auf seine Wohnung gestürzt kam, um ihn zu „interviewen"! Ehe man's ahnt, wird man hier zur Berühmtheit. Ich mufste angeben, woher ich sei, wielange ich schon hier sei, welche Eindrücke ich bis jetzt von Athen und den Vorbereitungen zum Kongrefs empfangen hätte usw. Ich geruhte auf alle Fragen in leutseligster Weise Auskunft zu geben; nur, welchen Eindruck dieses kindische Treiben der Neo-Hellenen auf mich machte, habe ich leider verschwiegen. Am nächsten Morgen kaufte ich ahnungsvoll eine Nummer der ,*Ἀθῆναι*' und las zu meinem gröfsten Vergnügen, woher ich kam der Fahrt und was ich dem Reporter gesagt — oder vielmehr, was ich nicht gesagt hatte. Denn der unglückliche Mann scheint in seinem Eifer entweder alle seine Interviews durcheinandergebracht oder aber seine mangelhaften Notizen aus eigener Phantasie ergänzt zu haben. So soll ich behauptet haben, es gefalle mir in Athen so gut, dafs ich die Absicht habe, so schnell nicht wieder nach Bayern zurückzukehren. Bei all meiner Vorliebe für den sonnigen Süden im allgemeinen und für das schöne Griechenland mit seinen unvergänglichen Erinnerungen und Kunstschätzen im besonderen erkläre ich doch feierlich: nie könnte ich mich mit dem Gedanken befreunden für lange Jahre oder gar für immer hier zu bleiben, und schon heute freue ich mich herzlich auf die Rückkehr nach München, meiner vielgeliebten Heimatstadt. —

III.

Athen, 7. April.

Gestern abend war das Präludium, welches der offiziellen Eröffnungsfeier voranging: feierlicher Empfang der Kongressisten in der Aula der Universität. Eine glanzvolle Gesellschaft drängte sich durch die leider etwas zu engen Räume. Mitten unter der festlichen Menge bemerkte man König Georg in Admiralsuniform, der vor Jahren die Anregung zum Kongreſs gegeben hat und stets seine lebhafte Teilnahme für denselben bekundet. Auch der Kronprinz, der Präsident des Kongresses, mit Prinzessin Sophia, sowie Prinz Nikolaus und Prinzessin Helene waren anwesend. Vom Ministerium war der Kultusminister und der Minister des Äuſsern erschienen; die hohe Geistlichkeit war durch die beiden prächtigen Gestalten des Metropoliten und des Römisch-kath. Erzbischofes von Athen vertreten. Schier endlos war die Zahl der ordengeschmückten Geheimräte und Professoren. Von Vertretern deutscher Wissenschaft seien nur Geh.-Rat v. Wilamowitz-Moellendorf (Berlin), Geh.-Rat Crusius (München), Prof. Furtwängler (München), Prof. Bulle (Erlangen), Prof. Duhn (Heidelberg), Prof. Robert (Halle) genannt. Da sah man manche lebhafte Begrüſsung, manch herzliches Händeschütteln von Freunden, die sich nach langer Zeit der Trennung in Pallas Athenes schirmenden Mauern wieder fanden. Die zahlreich erschienenen Damen glänzten in leuchtenden Frühlingstoiletten. Am reich besetzten Büfett wurde Bier und Champagner von edlen Griechenmädchen kredenzt; die feingeschnittenen Profile, die ohne Einsenkung an die Stirne ansetzende Nase und die groſsen dunklen Augen zeigten, daſs tatsächlich noch altes Hellenenblut in diesem Volke lebt. War doch auch die geradezu rührende Gastlichkeit, welche die Griechen an diesem Abend bewiesen, echt hellenisch.

Die Stadt prangt in Festschmuck und herrlichem Frühlingswetter. Wie leuchtend Gold glänzt weithin das ewige Wahrzeichen Athens, der Parthenon, in der Morgensonne. Heute (25. März nach griech. Kalender) ist Nationalfest, die Erinnerungsfeier an den Aufruf zum Freiheitskampf, welchen i. J. 1821 Ypsilantis an die Hellenen erlieſs. Eine ungeheure Menschenmenge strömte morgens in die Metropole, wo das Königliche Haus, die Spitzen der Behörden und eine Menge von Festgästen, für welch letztere ein eigener Teil der Kirche reserviert war, dem Gottesdienst beiwohnten. Gespannt folgten die Fremden dem feierlichen griechischen Zeremoniell, besonders der letzten Szene, bei welcher der König das ihm vom Metropoliten dargebotene goldene Kreuz küſste. Auf- und Abfahrt der Hoheiten erfolgten mit groſsem Gepränge, die militärische Ordnung aber lieſs nach unseren Begriffen sehr zu wünschen übrig. Da nämlich eine Absperrung der Straſsen durch Militär hier nicht üblich ist, drängte sich immer wieder die liebe Jugend Athens unter die marschierenden Krieger, sodaſs diese völlig aus dem Schritt kamen. *Ἕνα, δύο, ἕνα, δύο!* zählten die Kommandanten mit krampfhaftem Eifer, doch vergeblich. Es war ein heiteres Bild.

Heifs brennt die Mittagssonne; die Leute mit den Tropenhüten scheinen recht zu behalten. Zur Burg hinauf bewegt sich, in Staubwolken gehüllt, ein schier endloser Zug von Wagen und Fufsgängern. Seit der Zeit der Panathenäen wird die Akropolis kein solches Bild mehr gesehen haben. Freilich waren jene alten Festzüge wohl etwas geschmackvoller und poetischer. Ich kann mir nicht helfen: die Herren, welche da mit Frack, Zylinder und weifsen Handschuhen den Tempel der Pallas betraten, haben mir ein gut Teil der Stimmung verdorben. Erst der himmlische Blick von oben hat mich wieder etwas versöhnt: tiefblauer Himmel über der attischen Landschaft, silbergrau glänzend die Felsen des Hymettos, in Dunst verschwimmend der Saronische Golf mit Aegina und Salamis. Auf den gestürzten Riesenblöcken des Parthenon, auf Mauern und Schwellen gruppierten sich die Philhellenen des 20. Jahrhunderts. Eine Menge Kodaks sah man schufsbereit; hoch oben auf der Westwand der Zella thronte ein Photograph: er liefert wohl das Bild für Scherls „Woche". Um $^3/_4$3 Uhr trafen die Mitglieder des Königshauses ein; sie schritten vor bis zur Nordostecke des Parthenon, gingen dann zurück an der Nordwand der Zella entlang und betraten durch die Westtüre das Innere. Feierliche Stille trat ein, als der Kronprinz das Wort ergriff. Er begrüfste in griechischer Sprache die Festversammlung zu dem internationalen friedlichen Wettkampf für Kunst und Wissenschaft, aus welchem der Kongrefsgedanke sich entwickelt habe, pries die nie alternde Jugendkraft der griech. Kunst und erklärte im Namen des (anwesenden) Königs den Kongrefs für eröffnet. Er sprach mit warmen Worten, aber etwas eintöniger und nicht weit verständlicher Stimme, sodafs nur mäfsiger Beifall seiner Rede folgte. Hierauf begrüfste der Kultusminister Karapanos die Versammlung in französischer Sprache im Namen der griechischen Regierung, indem er einen kurzen Überblick über die Geschichte der Archäologie gab. Letztere sei als Wissenschaft dem Altertum noch fremd gewesen; ihre ersten Anfänge gingen auf die grofsen Künstler der italienischen Renaissance zurück, ihr eigentlicher Begründer aber sei erst Winckelmann geworden; jetzt, mit der Eröffnung des ersten Archäologenkongresses, erhebe sich diese Wissenschaft zu internationaler Bedeutung. Die erlauchte Versammlung, eine Vertretung der ganzen zivilisierten Menschheit, welche sich hier im Tempel der Göttin der Wissenschaft vereinigt habe, scheine ihm dies zu verbürgen. Das junge Griechenland aber sei glücklich, dafs es die Freunde seiner grofsen Vorzeit begrüfsen könne als ein freies Volk.

Hierauf ergriffen noch der Generaldirektor der griech. Altertümer und Museen Cavvadias, sowie die Direktoren der auswärtigen Institute in Athen das Wort, indem sie die Verdienste der einzelnen Staaten um die griechische Archäologie kurz beleuchteten. Hervorgehoben sei der schlichte und schöne Nachruf, den der 1. Sekretär des Deutschen Archäolog. Institutes Prof. Dörpfeld den grofsen Deutschen: Rofs, Otfried Müller, Ernst Curtius und anderen widmete.

Mit der Verkündigung der Wahl der sieben Sektionspräsidenten durch den Kronprinzen schlofs die würdige Feier.

Langsam flutete die Menschenmenge durch die Propyläen hinunter zur Stadt und bald hätte der Tempel wieder in stiller Einsamkeit gelegen, wären nicht geschäftige Hände zur Vorbereitung für die abendliche Beleuchtung tätig gewesen. Zwischen 9 und 10 Uhr abends begannen die Säulen und Mauern des Parthenon abwechselnd in grünem und rotem bengalischem Feuer zu erstrahlen; Raketen schossen in die Luft, bunte Leuchtkugeln und Feuerblumen stiegen in den Nachthimmel auf. Es war ein bezaubernd schönes Bild; ganz Athen war auf den Beinen und die Jugend begrüfste jeden neu aufzischenden Feuerstrahl mit Jubelrufen.

Beim Knattern der Raketen gedachten wir der unglückseligen Bombe, welche am Abend des 26. September 1687 in den Parthenon flog und den dort befindlichen Pulvervorrat der Türken zur Explosion brachte. Der Bau barst damals in zwei Teile, 300 Menschen kamen ums Leben. Unwiederbringliches ist da für die Kunst zugrunde gegangen in roher Barbarei, himmelweit war man damals noch entfernt von jener edlen Humanität, die heute aus den Reden der Eröffnungsfeier des Kongresses klang. W i r stehen andachtsvoll vor den Trümmern, welche rauhe Zeiten uns übrig gelassen haben; w i r tauchen die ehrwürdigen Säulen in friedliche Glut und beim Knattern friedlicher Geschosse träumen wir uns zurück in jene grofse Zeit, da des Attischen Reiches Herrlichkeit auf dieser Burg wie in einen goldenen Herzpunkt zusammenflofs. Aber wir träumen nicht nur, wie lange Zeit unsere Vorfahren taten, in romantische Fernen, sondern wir a r b e i t e n und lernen täglich Neues, sodafs die alte Zeit uns schliefslich greifbar nahe rückt durch den edlen Wettbewerb der Nationen. Heil dem Archäologen-Kongrefs, wenn er d i e s e Arbeit zu fördern weifs!

IV.

A t h e n, 8. April.

Heute war der erste „Arbeitstag" des Kongresses. Er wurde eingeleitet mit einer feierlichen Begrüfsungsansprache in der Aula der Universität durch den derzeitigen Rektor Lambros. Dieser wies auf die erstaunliche Entwicklung hin, welche die Archäologie im 19. Jahrhundert erfahren habe und an welcher sich in brüderlichem Wetteifer zahlreiche Nationen, in jüngster Zeit auch das neue Griechenland erfolgreich beteiligt habe. Athen, Eleusis, Olympia, Troja, Pergamon, Mykenae usw. seien glücklicherweise keine leeren Namen mehr; die Steine hätten beredt zu uns gesprochen und „neues Leben blühe aus den Ruinen".

Die griechische Nation aber erfülle mit dem Studium der Archäologie noch eine ganz besondere, eine p a t r i o t i s c h e Pflicht. Geringe Epigonen seien sie zwar, aber ihre grofsen Vorfahren nicht zu vergessen sei ihre Schuldigkeit. Die athenische Akropolis, auf der sich gestern die Priester der Pflege des Altertums versammelt hätten, zeige mit Stolz, wie die Griechen sich bemühten diese Schuldigkeit zu erfüllen. Die Eleutherien der Akropolis, die neuen internationalen Panathenäen habe man gestern gefeiert.

Den regsten Anteil an der gegenwärtigen Feier nehme selbstverständlich auch die Universität Athen. Sie sei zwar noch jung und könne sich nicht messen mit vielen ehrwürdigen Schwestern des Abendlandes. Aber griechische Mönche und Gelehrte seien es doch einst gewesen, welche die im Abendlande längst vergessene alt-hellenische Literatur von Konstantinopel nach dem Westen getragen, dort ihre Kenntnis verbreitet und so nicht wenig zum Wiederaufleben der Altertumsstudien beigetragen hätten. Freilich hätten die Schüler ihre Lehrer bald überflügelt; jetzt seien sie, die Griechen, wieder die Empfangenden und Lernenden; aber mit Stolz könnten sie schon auf das bisher Geleistete blicken. Der edle Wettstreit komme allen Nationen in gleicher Weise zugute und so werde der Erste Internationale Archäologen-Kongrefs, welchen die Universität Athen mit freudigem Hochgefühl begrüfse, den Gastgebern wie den Gästen zum Segen gereichen.

Die ebenso verständige wie formgewandte Rede wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Am Nachmittag begannen die Sektionssitzungen; die sieben Sektionen[1]) tagen grofsenteils gleichzeitig in sieben verschiedenen Lokalen. Die Vorträge werden durch Lichtbilder erläutert. Leider lassen sich infolge der grofsen Anzahl der angemeldeten Redner und durch den Umstand, dafs manche Herren an einem Tage in mehreren Sektionen sprechen, Unregelmäfsigkeiten und vielfache Abänderungen des Programmes nicht vermeiden. Der Hauptübelstand ist eben wie bei den meisten Kongressen so hier in hervorragendem Mafse das „Zuviel". Da in der Regel 4—5 Herren nacheinander sprechen, ist jedem nur ½ Stunde einschliefslich der Diskussion zugeteilt. Diese Zeit reicht aber natürlich keineswegs aus, um auch nur eine kurze Reihe von Ideen in logischer Deduktion zu entwickeln und hierüber debattieren zu lassen. So kommt es, dafs die meisten Redner, wenn sie nicht die Zeit überschreiten, ihren Vortrag hastig ablesen, wobei nur ein geringer Teil des Publikums folgen kann. Erschwerend für das Verständnis wirkt dann vor allem die „Internationalität", da in fünf verschiedenen Sprachen (Griechisch, Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch) gesprochen wird, sowie das fortwährende Gehen und Kommen von Zuhörern, welche von einer Sektion zur andern eilen um möglichst viel zu profitieren. Doch dies sind Übelstände, für welche die Kongrefsleitung zum gröfseren Teile nicht verantwortlich gemacht werden kann. — Hervorgehoben sei noch, dafs auch auf diesem Kongrefs das schöne Geschlecht aktiv beteiligt ist; bereits haben mehrere Misses Vorträge über das „Mykenische Zeitalter" gehalten, welches ohnedies das erklärte Lieblingsthema des Kongresses bildet.

Den Abschlufs des ersten eigentlichen Kongrefstages bildete eine Soirée beim Französischen Gesandten Grafen d'Ormesson.

---

[1]) I. Klassische Archäologie, II. Prähistor. und Oriental. Archäol., III. Ausgrabungen und Museen, IV. Epigraphik und Numismatik, V. Geographie und Topographie, VI. Byzantin. Archäologie, VII. Archäologie im Unterricht.

Sonntag, den 9. April.

Dieser Tag brachte bei glänzendem Wetter den Ausflug nach Eleusis. Um 2^h nachmittag brachten drei Extrazüge das internationale vielhundertköpfige Publikum vom Peloponnesbahnhof nach dem stillen, im Sommer von Fiebern heimgesuchten Dörfchen, dem Mekka der alten Hellenenwelt mit seinem berühmten Mysterientempel. Man hatte gerade diesen Ausflug wohl nicht nur wegen des landschaftlichen Reizes gewählt: man wollte zeigen, was die Griechische Archäolog. Gesellschaft hier geleistet habe und leisten könne. Unter Leitung von Herrn Philios, der auch ein praktisches Büchlein über Eleusis in französischer Sprache erscheinen liefs,[1]) hat sie in 12 Jahren (1882 bis 1894) den gröfsten Teil des alten Heiligtumes und seiner Umgebung freigelegt.

Schwerlich hat Eleusis seit der Zeit der Mysterien soviele Fremde gesehen wie an diesem herrlichen Aprilsonntag. Die Sonne brannte kräftig vom wolkenlosen Himmel, im tiefsten Blau glänzte die Bucht von Eleusis, die wie ein Landsee abgeschlossen daliegt, von der attischen Küste und von den Felsbergen von Salamis begrenzt. Die Erklärung der Ruinen übernahmen die Herren Dörpfeld und Philios, ersterer in deutscher, letzterer in griechischer Sprache. Von der Betrachtung der Baureste und des Museums wandte sich aber der Blick unwillkürlich immer wieder auf die herrliche Landschaft, deren leuchtende Farbenpracht und einfache stille Gröfse jedem Besucher unvergefslich in Erinnerung bleiben werden. Mitten unter der fröhlichen Festesmenge bewegte sich — eine den Kongrefsteilnehmern bereits vertraute Gestalt — der griechische Kronprinz, dessen unermüdliche Anteilnahme an allen Veranstaltungen besonders hervorgehoben werden mufs. Hervorheben mufs ich schliefslich als deutscher Chronist noch, dafs für die Mysterienbesucher in den Ruinen (Demeter verzeihe den Frevel!) treffliches Bier verzapft wurde, welches grofsen Absatz fand. Nur zu schnell kam die Zeit der Heimkehr. Zur Stunde der letzten Dämmerung war man wieder in Athen; der Abendhimmel erglänzte in märchenhaften Farben.

Wenige Stunden darauf öffnete das Deutsche Archäologische Institut seine gastlichen Räume für eine vornehme Abendgesellschaft. Die beiden Sekretäre des Institutes, Dörpfeld und Schrader, waren die freundlichen Wirte und wufsten ihre Gäste bis in die frühen Morgenstunden zurückzuhalten.

V.

„Antigone“.

Athen, den 10. April.

Wohl für die meisten Teilnehmer brachte der heutige Tag das Ereignis des Kongresses: die Aufführung von Sophokles' ‚Antigone‘ im Stadion durch die „Griechische Gesellschaft zur Aufführung klassi-

[1]) Éleusis, ses mystères, ses ruines et son musée par Demetrios Philios. Athènes 1896 bei Constantinides.

scher Dramen". Von den Vorbereitungen zu diesem Unternehmen wurde oben schon kurz gesprochen. Den Zuschauerraum bildete die halbkreisförmige Rundung des Stadions, dessen lange Flanken frei blieben. Etwas vor dem Durchmesser des Halbkreises erhebt sich das Szenengebäude aus Holz in Steinimitation mit einem etwas erhöhten Mittelbau und zwei niedrigeren Seitenbauten, einer Haupt- und zwei Seitentüren, welche zu ebener Erde auf die Orchestra herausführen. Das Gebäude, welches Dörpfeld absichtlich in allgemeiner Weise als Mittelglied zwischen griechischer Palast- und Tempelform konstruiert hatte, hatte diesmal den Königspalast des Kreon in Theben darzustellen. Rechts und links vor demselben stehen zwei antike, hier an Ort und Stelle gefundene Doppelhermen des Apollo und Dionysos; die Mitte der Orchestra, des Spielplatzes, bezeichnet ein einfacher Altar.

Schon von 1 Uhr nachmittags an bewegte sich halb Athen zu Fufs und zu Wagen nach dem Festplatze. Da konnte man sehen, welch ungeheuere Menschenmengen ein solches Theater zu fassen imstande ist. Schon hatten Tausende Platz genommen, und der Halbkreis des Stadions, welches, wenn es ganz besetzt ist, an die 50000 Menschen fassen kann, war noch lange nicht gefüllt. Welch ein Anblick, diese Riesenvolksmenge auf dem weifsen pentelischen Stein! Das summte wie in einem gewaltigen Bienenstocke; stets neue Ströme von Menschen ergossen sich über die Teile des weiten Baues, bis schliefslich die Rundung besetzt war bis zum höchsten Rande.

„. . . Von Theseus' Stadt, von Aulis Strand,
Von Phokis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie . . ."

O noch mehr: heute kamen sie von den Steppen Rufslands, von den Ufern des Nil, den Bergen Skandinaviens und von der Neuen Welt jenseits des Ozeans!

Bot so schon der Zuschauerraum ein packendes Bild, so blickte der Zuschauer selbst von seinem Platze aus in eine entzückende Landschaft. Rechts und links ist das Stadion von anmutigen Hügelkuppen eingeschlossen, nach vorne öffnet sich die Aussicht auf das kgl. Schlofs mit seinem Park und auf die Anlagen des Zappeion, deren frisches Grün den vom athenischen Staub gequälten Augen wahre Erquickung gewährte.

Punkt 2 Uhr erschien die Königin mit den königlichen Prinzen. Die Musik setzte ein, das tausendköpfige Publikum erhob sich von den Plätzen. Es war ein Moment höchster Feierlichkeit und Spannung. Unmittelbar darauf begann das Spiel: die beiden Schwestern Antigone und Ismene traten aus den beiden Seitentüren des Palastes. Die edlen Gestalten im einfach wallenden antiken Gewande, mit dem goldenen Reifen im dunklen Haar, hoben sich von dem schlichten Dekorationshintergrunde trefflich ab. Gemessen und ruhig waren ihre Bewegungen. Gleich diese erste Szene war geeignet von der Richtigkeit der Dörpfeldischen Theorie zu überzeugen, dafs das altgriechische Theater keine erhöhte Bühne besafs. Wie häfslich müfste es gewesen sein, wenn

die Schwestern auf schmalem Bretterboden, immer an den engen Raum vor der Palastwand gefesselt, ihr Gespräch geführt hätten. Alles Gefühl der Freiheit wäre dadurch aufgehoben. Beim Spiel in der ebenen Orchestra dagegen brauchen die Schauspieler nicht jede Minute zu fürchten, dafs sie von ihrem Podium herabfallen; vorschreitend können sie bis an den Altar in der Mitte herantreten, können untereinander und mit dem Chore schöne und malerische Gruppen bilden, während sie sonst bei den leidenschaftlichsten Szenen puppentheatermäfsig nebeneinander vor dem Palaste stehen müfsten. In diesem Eindruck wurde man bestärkt nach dem Einzug des Chores der 15 thebanischen Greise. Ob die Wiedergabe der Chorlieder den antiken Aufführungen nahe kam, ist freilich recht fraglich; jedenfalls ist anzuerkennen, dafs man möglichst grofser Schlichtheit sich bestrebte in Melodie, Begleitung (ein paar Violinen und Flöten) und Bewegungen. Auf letztere verzichtete man fast ganz, was kaum richtig sein wird. Bewegung in gemessenem Rhythmus mufs die Seele des antiken Chorliedes gewesen sein. Doch da wir hierüber zu wenig unterrichtet sind, sah man die Choreuten lieber stille stehen als ein stilwidriges Ballett aufführen. Prächtig war der Anblick, als nun nach Schlufs des Liedes die Mitteltür des Palastes sich öffnete, der Chor, welcher zuerst im Halbkreis gestanden war,[1]) nach beiden Seiten zurücktrat (ähnlich wie in Oberammergau) und König Kreon zwischen die beiden Flügel würdevoll in die Mitte trat um seine berühmte Regierungs-Programmrede zu halten. Da vermifste man keinen Bretterboden, durch welchen die Schauspieler über den Chor hervorragen sollten; klar war jedem: hier in der Mitte steht der König, zu seinen Seiten die Untertanen. Dieselben Beobachtungen wiederholten sich mit jeder neuen Szene. Ergreifend war das Heraustreten der gefesselten Antigone, ihre grofse Szene mit Kreon und ihre Klagelieder, während welcher sie höchst wirkungsvoll am Altare in der Mitte der Orchestra stand. Von herrlicher Wirkung war auch das Erscheinen des Tiresias. Auf einen kleinen Knaben sich stützend, mit langem Pilgerstabe, die blinden Augen zum Blau des Himmels emporgerichtet, wankte er herein. Ein leichter Wind fuhr in diesem Moment durch die warme Luft, so dafs das Gewand des Sehers malerische Falten warf. Spontaner Beifall des Publikums bekundete den Eindruck dieses Bildes. — Von der Peripetie des Dramas an fiel die Wirkung etwas ab. Die Botenerzählung vom Tod der beiden Liebenden hätte noch dramatischer gegeben werden müssen, die Klagen Kreons am Schlusse wirkten nicht recht überzeugend und etwas monoton. Der Blick ins Innere des Hauses auf die Leiche der Eurydike war gut, doch wohl nicht von allen Seiten des Zuschauerraumes sichtbar. Wie die Alten diesen Einblick ins Innere bewerkstelligten (Ekkyklema), wird trotz der reichen neueren Literatur hierüber vorderhand noch unter den ungelösten Fragen des Griechischen Theaters bleiben. Freuen wir uns, dafs Dörpfelds eindringende Untersuchungen die Hauptfrage gelöst haben!

[1]) Dies wird nicht richtig sein, da der χορὸς τετράγωνος des Dramas sich von den lyrischen kyklischen Chören unterschied.

Einige Bemerkungen über Text und Aussprache dürften noch am Platze sein. Angesehene Archäologen und Schulmänner hatten geraten, man solle das Stück in neugriechischer Sprache aufführen, damit das Ganze Leben erhalte und vom Volke auch verstanden werde. Darauf ging aber die Leitung der dramatischen Aufführungen nicht ein; man hielt sich strenge an den Originaltext, nur dafs dieser natürlich in der alle Klangschönheit beseitigenden Reuchlinisch-Neugriechischen Aussprache und fast ohne jede Berücksichtigung des Rhythmus gesprochen wurde. Dafs diese Vortragsweise eine Halbheit ist und für unser Empfinden die Wirkung gewaltig beeinträchtigt, braucht nicht eigens dargelegt zu werden. Eine Enttäuschung brachte ferner die Akustik. Sie war keineswegs so trefflich, wie man sie griechischen Theatern nachzurühmen pflegt. Sehr störend wirkte allerdings auch das Zuspätkommen zahlreicher Zuschauer, jenes internationale Theaterübel, dem nur mit Mühe unsere grofsen Hofbühnen zu steuern vermögen. Wohl eine Stunde nach Beginn der Vorstellung strömte noch immer neues Volk herbei. Ob diese Störung auch im Altertum geduldet wurde? Wir wissen, glaube ich, hierüber nichts Näheres; doch beweisen verschiedene Nachrichten, wie z. B. die von der strengen Kritik, mit welcher das Athenische Publikum bei den Schauspielern die falsche Aussprache eines Wortes oder nur eines Buchstaben rügte, dafs wohl in der Regel Stille und Aufmerksamkeit geherrscht haben mufs. — Am besten verständlich war bei der jüngsten Aufführung noch Kreon, weit weniger die Frauen. Man begreift, dafs in dieser Hinsicht die Darstellung der Frauenrollen durch Männer und der Gebrauch der Masken bei den Alten von Vorteil gewesen sein mufs. Doch kann man sich zu dieser Annäherung an die Antike heutzutage schwer mehr entschliefsen, wenngleich sie nur eine Forderung der Konsequenz wäre. Trotz der bezeichneten Mängel folgte das Publikum, auch das griechische, der Aufführung mit grofser Spannung. Berühmte Verse, wie der der Antigone:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da"

wurden mit spontanem Beifall ausgezeichnet. Recht bezeichnend war es, dafs die demokratischen Neu-Hellenen auch die politischen Anspielungen oder Bekenntnisse des demokratischen Dichters Sophokles (der aber doch mit Perikles gut befreundet war!) lebhaft beklatschten, so z. B. die Stelle, in welcher Antigone dem Kreon erklärt, die Griechen gehorchten nie dem Befehle eines Mannes. Erheiternd und etwas kindisch wirkte dann der Beifall bei Kreons gottlosen Worten:

„Geldgierig ist das Volk der Seher . . .".

Im ganzen bekam man, trotz des Überwiegens der fremden Besucher, doch einen lebhaften Begriff vom altathenischen Theaterpublikum.

Die Hauptsache aber war: man bekam einen lebhaften Begriff von einer antiken Aufführung im allgemeinen, wie ihn keine Vorführung in unseren modernen Theatern mit schönen Dekorationen und Rampenlicht hervorzurufen imstande ist. Mag auch vieles gefehlt haben, dafs die Aufführung an jene unter Sophokles i. J. 442 v. Chr. heranreichte — es war doch dieselbe herrliche unvergänglich junge Dichtung, welcher

das Volk des 20. Jahrhunderts nach Christus zujubelte, derselbe tiefblaue attische Himmel; zu diesem Himmel stieg — wie eine hiesige Zeitung schreibt — der rauschende Beifall am Schlusse empor als eine Weihegabe an die Seele des unsterblichen Dichters.

VI.

Athen, den 11. April.

Der ursprünglich auf Samstag abend angesetzte Empfang der Kongrefsteilnehmer im Rathause von Athen fand erst gestern Abend um 9 Uhr statt. Bei dieser Gelegenheit waren die Hauptstrafsen wieder festlich erleuchtet und boten, besonders von der Höhe der Akropolis gesehen, ein glänzendes Bild. Weniger gelungen war der von der Studentenschaft in Szene gesetzte sehr bescheidene Fackelzug, der sich durch grofsen Mangel an Ordnung auszeichnete. Strammheit und militärischer Drill sind Begriffe, die dem Neu-Hellenen noch fremder sind als dem Italiener; das konnte man hier beobachten wie am letzten Freitag bei dem militärischen Aufzuge vor und nach dem Festgottesdienst in der Metropole.

Heute, Dienstag nachmittag, waren die Englische und die Amerikanische Schule, die am Südabhange des Lykabettos ihr freundliches, dem Strafsenlärm entrücktes Heim sich erbaut haben, die Gastgeber und versammelten ein zahlreiches internationales Publikum zu einem fröhlichen, von herrlichem Sommerwetter begünstigten Gartenfeste (*γάρτεν-παρτί*, wie die hiesigen Zeitungen in ihrer geschmacklosen Vorliebe für Fremdwörter ankündigten). Wenn das deutsche Element bei diesem Feste vielleicht etwas schwach vertreten war, so möge man dahinter keine politischen Tendenzen wittern. Der Grund war einfach der, dafs zur selben Stunde Prof. Dörpfeld auf der Akropolis einen Vortrag über das Erechtheion und den alten Athenatempel hielt und dafs unter diesen Umständen viele alte und junge Verehrer des Meisters den kräftigen Sonnenbrand auf der Burg dem kühlen Schatten der Garten-Partie vorzogen. Unter der erlesenen Schar „auf der Höhe“ befand sich auch — es darf dies wohl hier erwähnt werden — Geheimrat v. Wilamowitz-Moellendorf, mit welchem Dörpfeld schon manchen Federkrieg ausgefochten hat und der auch heute gekommen schien, um den reformatorischen Ideen des 1. Sekretärs unseres Institutes zu opponieren. So spitzte sich der hochbedeutsame Vortrag Dörpfelds, auf dessen Inhalt hier nicht näher eingegangen werden kann, in einen Dialog der beiden Gelehrten zu, der, wie v. Wilamowitz selbst schliefslich zugeben mufste, mit einem Siege der Dörpfeldischen Ideen endete. Ein im rechten Augenblick eingestellter Amateur-Apparat hat die prächtige Szene festgehalten, wie die beiden Kämpen der Wissenschaft, beide von heiligem Eifer für ihre Sache erfüllt, auf Athenas Burg sich gegenüberstehen und die blitzenden Klingen ihrer Worte kreuzen.

Gegen Abend, nach Schlufs der Sektionssitzungen, versammelte Prof. Furtwängler noch ein zahlreiches Publikum im Saale der Griech. Archäolog. Gesellschaft, woselbst er seine neue Rekonstruktion der

Giebelgruppen des Aphaiatempels von Ägina darlegte und mit Lichtbildern erläuterte.

Nach dem offiziellen Programm sollte dieser Tag ausnahmsweise ohne eine ‚réunion' oder ‚réception' der Kongreſsmitglieder schlieſsen. Für Ausfüllung dieser empfindlichen Lücke sorgte nun einer der ersten Finanzmänner Athens, Herr Pesmazoglou, Direktor der Athenischen Bank und Abgeordneter für Kalamata. Dieser Mann, der in der inneren griechischen Politik eine nicht unwichtige Rolle spielt, scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, alle bisherigen Veranstaltungen des Kongresses mit Hilfe seines Geldsackes übertrumpfen zu wollen. An ca. 1000 Herren und Damen ergingen groſse gedruckte Karten:

Herr und Frau Pesmazoglou geben sich die Ehre, zu der Dienstag Abend $9^{1}/_{2}$ Uhr im Grand Palace Hôtel zu Phaleron stattfindenden Soirée ergebenst einzuladen.

Mit der bequemen Piräus-Bahn, die in wirklich groſsstädtischem Betrieb halbstündig den Verkehr zwischen der Stadt und dem Meere vermittelt und den gröſsten Teil des modernen Athen unterirdisch durchläuft, fuhr gegen 9 Uhr eine elegante Menge in Balltoilette nach der groſsen, elektrisch beleuchteten Strandterrasse des Seebades Neu-Phaleron. Dort erstrahlte das neue mit europäischem Luxus ausgestattete Hôtel in blendendem Lichte. Eine wahre Völkerwanderung strömte darauf zu; Kontrolle beim Eintritt gab es nicht und so vermute ich, daſs viele Hundert ungeladener Griechen an dem Feste teilnahmen. Denn in dem mit raffinierter Blumenpracht ausgestatteten Ballsaal drängte sich eine unheimliche Menge, unter welcher man Mühe hatte, einige Bekannte vom Kongresse wiederzufinden, während das Hellenentum sehr in den Vordergrund trat. Unter diesen Umständen, in dieser drangvollen Enge, war das Tanzen ein zweifelhaftes Vergnügen. Doch war auch für andere Unterhaltungen gesorgt. Ein Rezitator, vielleicht direkt aus Paris importiert, begrüſste in einem langen rhetorischen Gedichte in französischer Sprache die Gäste, Schauspieler deklamierten und mimten etliche Kleinigkeiten, Sängerinnen sangen Schumann und moderne Lieder. Die Hauptanziehungskraft aber übte doch auf die Gäste aller Nationen — Pflicht des wahrheitsliebenden Berichterstatters ist es, dies einzugestehen — das Büfett aus, welches in fast frevelhaft verschwenderischer Weise zuerst die verschiedensten Biere mit kalter Küche, dann später den feinsten Champagner mit Eis und *γλυκίσματα* spendete. Gegen 1 Uhr nachts erst brachte ein Extrazug die letzten Gäste nach Athen zurück.

VII.

Athen, den 12. April.

Der Tag verging in fleiſsiger Arbeit der Sektionssitzungen bei sehr warmem Wetter, aber nicht ohne daſs dem eifrigen Teilnehmer für den Abend wieder angenehme Erholung winkte und zwar diesmal in einer Form, die jedem Bayern, noch genauer gesagt jedem Münchner besonders sympathisch sein muſste: die Klonaridis-Brauerei gab den

Kongreſsmitgliedern ein wahrhaftiges und in seiner Gemütlichkeit entzückend „echtes" Bierkellerfest in Patisia! Man fährt mit der Pferdebahn durch den in öder Geschmacklosigkeit erbauten nördlichen Stadtteil Athens hinaus in die an der Straſse sich hinziehenden Vororte, von welchen Patisia der bedeutendste ist. Mit Rührung und Bewunderung gewahrt hier der Bayer freundliche Spuren der Tätigkeit seiner Vorfahren, die in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts hier sich niederlieſsen. Sie haben 1837 im Kephisostale die Kolonie Heraklion gegründet, ein freundliches Dörfchen mit spitzem Kirchtum, wo auf dem Friedhof noch mancher deutsche Name in griechischen Buchstaben zu lesen ist, und sie haben auch die heimische Sitte des Bierbrauens hier im klassischen Süden eingebürgert. Die lange Reihe von Garten-Bierwirtschaften, welche der Fremde hier staunend erblickt, geht auf jene Zeit in ihrem Ursprung zurück. Alle Brauereien aber hat jetzt Klonaridis überflügelt, dessen angenehmes helles, dem „Pilsener" ähnliches Getränk sich groſser Verbreitung in Griechenland erfreut.

Wir traten ein und glaubten fast, zu einem Kellerfest im „Löwenbräu" zu kommen. Den Eingang umrahmten farbige Lämpchen; ebensolche zogen sich um den ganzen Garten, in welchem ein Orchester flotte Weisen spielte. Fremdländisch war nur das Fehlen der Kellnerinnen und der Maſskrüge. Männliche dienende Geister schenkten das Bier aus Kannen in die Gläser, unter welchen ich übrigens einige sehr groſse maſskrugähnliche Exemplare bemerkte, die man wohl deutschem Durste zu Ehren eigens für diesen Zweck beschafft hatte. Denn der Athener trinkt sein Bier aus kleinen Gläschen, die höchstens $^1/_5$ Liter fassen. Es bedarf keiner Erwähnung, daſs das deutsche Element an diesem Abend viel stärker vertreten war als beim englischen Gartenfest und bei der Soirée des Herrn Pesmazoglou. In heimischer Gemütlichkeit vergingen die Stunden des lauen Frühlingsabends, der allen Teilnehmern in freundlicher Erinnerung bleiben wird.

VIII.

Athen, den 13. April.

In der Aula der Universität fand heute Vormittag 10 Uhr die feierliche Schluſssitzung des Kongresses statt. Nach rascher Erledigung geschäftlicher Fragen einigte man sich dahin, daſs der 2. internationale Archäologenkongreſs in Kairo stattfinden solle. Dann ergriff im Namen des z. Z. in Korfu bei Kaiser Wilhelm weilenden Kronprinzen der Vizepräsident des Kongresses, Kultusminister Karapanos das Wort, gab einen kurzen Rückblick auf die Arbeit des Kongresses, sein Zustandekommen durch die Initiative des griechischen Königshauses, seine Bedeutung und seine voraussichtlichen Erfolge und erklärte dann im Namen des Kronprinzen den Kongreſs für geschlossen. In gewandtem Französisch hatte der Minister gesprochen. Wie aber die deutsche Sprache schon während des ganzen Kongresses eine überraschend bevorzugte Stellung eingenommen hatte, so sollte auch jetzt noch in einem harmonischen deutschen Schluſsakkord die Feier ausklingen. Es

erhob sich Professor Conze aus Berlin als Generalsekretär des deutschen Archäologischen Institutes und Delegierter des Deutschen Reiches und sprach dem jungen Königreich Griechenland seinen Dank und seine Bewunderung aus über das, was nicht nur in den letzten Tagen, sondern schon seit einer Reihe von Jahren von Griechen für die Wissenschaft geleistet worden war. Er wolle keine einzelnen Namen nennen, aber das Hauptverdienst gebühre ohne Zweifel dem Manne, der mit so hervorragender Begabung gegenwärtig als kommandierender General die griechische Altertumswissenschaft in Hellas leite (gemeint ist Prof. Cavvadias, Generaldirektor der griechischen Museen und Altertümer). Lebhafter Beifall folgte diesen Worten; und als schliefslich der ehrwürdige Vertreter Deutschlands im weifsen Haare mit jugendlichem Feuer sein Hoch auf Griechenland ausbrachte, da ging's wie zitternde Begeisterung durch den ganzen Saal und ungekünstelt, herzlich und warm tönte aus dem Munde aller Nationen der Ruf:

ζήτω ἡ Ἑλλάς!

Damit war für die grofse Menge der Kongrefs beendet und noch im Laufe dieses Tages zerstreuten sich die Scharen. Wenige werden gewufst haben, dafs deutscher Fleifs und deutsche Gründlichkeit selbst nach dem offiziellen Schlufs ihre Arbeit noch fortsetzten. Eine Reihe pädagogischer Fragen (die Archäologie im Schulunterricht betreffend) hatte am Tage vorher nicht mehr in erwünschter Weise erörtert werden können. Unter dem Vorsitz von Prof. Conze safs eine kleine Schar von Schulmännern (gröfstenteils Deutsche) in einem stillen Zimmer der Universität beisammen und beratschlagte noch über einige wichtige Thesen, welche tags zuvor Schulrat Brütt aus Hamburg angeregt hatte. Da die Verhandlungen demnächst in den Comptes rendus des Kongresses gedruckt werden, kann ich mir ersparen näheres darüber mitzuteilen. Besonders erfreulich war das Ergebnis, dafs sämtliche Anwesenden in ihren Grundanschauungen über die genannten Fragen übereinstimmten.

Das Gartenfest des Herrn Kultusministers in Kephissia, welches nachmittags 4 Uhr standfand, konnte leider von vielen Herren, so auch vom Schreiber dieser Zeilen, nicht mehr besucht werden, da am Abend desselben Tages die Reisen des Archäologischen Kongresses ihren Anfang nahmen und die Teilnehmer längstens bis 10 Uhr im Hafen von Piräus an Bord der Schiffe sein mufsten. Wie wir hören, ist auch dieses Fest aufs schönste verlaufen; wir trösteten uns mit dem Gedanken, nicht alles sehen zu können, angesichts der herrlichen bevorstehenden Fahrt durchs blaue Griechenmeer, die uns nun in natura all das zeigen sollte, wovon wir in den Vorträgen des Kongresses gehört, was wir seit Jahren als höchstes Ziel erstrebt hatten.

Am Syntagma-Platze vor dem kgl. Schlosse, bei den kleinen runden Kaffeetischchen, am Omonia-Platze beim Klonaridis-Bier, in der Stadion- und Universitätsstrafse — war das ein Gewoge von reisegerüsteten Fremden aller Nationen, ein Abschiednehmen, ein Händeschütteln! Wird man sich wieder sehen beim nächsten Kongrefs an den Ufern des Nil? Jeder wünscht es, mancher wohl hofft es, keiner

kann es sicher sagen. Aber eins können wir sagen und aus tiefster Überzeugung: daſs wir diese Festtage in Athen, solange wir leben, nicht vergessen werden. Bedeuteten sie doch für die meisten Teilnehmer weit mehr als sonst ein Kongreſs zu bedeuten pflegt. Für die Verehrer des alten Hellas und die Freunde des neuen waren es Panathenäen im edelsten Sinne des Wortes. Es war etwas dabei (und dies verband alle Nationen), was dem Fest eine höhere Weihe gab, etwas Heiliges. Zumal wir Männer von der Schule aber, im materiell-praktisch gesinnten 20. Jahrhundert auf dem Felsen der Athene versammelt, wir hatten das Gefühl, daſs hier für Ideale gekämpft werde, die nicht sterben dürfen und können, solange nicht feiger Verrat der eigenen Leute sie preisgibt. „Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt!" Daſs dieser Satz auch für das 20. Jahrhundert noch seine volle, ungeschwächte Geltung besitzt — wer's etwa nicht wuſste, hier in Athen wird er's gelernt haben. Und wir wollen's beherzigen und die lichtäugige Göttin möge ihren Segen dazu spenden, auf daſs er zugute komme nicht nur der Wissenschaft im allgemeinen, sondern auch im besonderen unserer lieben deutschen Jugend!

Athen, 9. Juni 1905. Oskar Meiser.

Der Erste Internationale Kongreſs für Schulhygiene in Nürnberg.[1])

Bekanntlich fand in Nürnberg vom 4. bis 9. April vorigen Jahres der Erste internationale Kongreſs für Schulhygiene statt. Da ich im Auftrage des Ausschusses des Bayer. G. L. Vereins demselben als Delegierter beiwohnte, so erachte ich als meine Pflicht, wenigstens hier in kurzen Zügen von dem Verlaufe des Kongresses, dem reichen und teilweise interessanten Inhalt der Verhandlungen und der Art, wie die einzelnen Fragen behandelt wurden, einiges mitzuteilen.

Die Fülle des Stoffes, der da geboten wurde, ist schon daraus zu ersehen, daſs der Bericht, 4 starke Bände von je über 500 Seiten. 33 Referate, 132 gehaltene und 12 eingesandte Vorträge, zusammen 177 wissenschaftliche Arbeiten, enthält. Von diesen habe ich trotz meines Eifers nur 21 anhören können. Um imstande zu sein ein Bild von dem Kongreſs mir selbst zu machen und anderen zu geben, muſste ich den offiziellen Bericht abwarten, der erst Mitte Dezember 1904 erschien.

Nach demselben waren 1247 Mitglieder zu verzeichnen, hievon aus Bayern 356, aus Preuſsen 144, aus den übrigen deutschen Staaten 121, zusammen aus dem deutschen Reiche 621. Österreich ohne Ungarn war mit 322 Mitgliedern vertreten. Alle Kulturstaaten, selbst Japan, hatten Vertreter geschickt.

Neben den Mitgliederkarten wurden noch 234 Teilnehmerkarten besonders an Nürnberger zu geringerem Preise, sowie 101 Damen-

[1]) Hiemit gelangt das in der 6. allgemeinen Versammlung der Gymnasiallehrervereinigung München am 20. Juni erstattete Referat zum Abdruck. Vgl. oben S. 555. (Die Redaktion).

karten ausgegeben. Diese berechtigten nur zum Besuche der Vorträge, nicht aber zur Abstimmung. Ich habe aber niemals bemerkt, dafs die Inhaber derselben davon ausgeschlossen gewesen wären. Gewöhnlich hiefs es: Wer dagegen ist, soll aufstehen. Regelmäfsig blieb alles sitzen und der Antrag wurde als angenommen erklärt.

Die Sitzungen des Kongresses waren zweifach: Plenarsitzungen und Gruppensitzungen. Die ersteren wurden an je drei Vormittagen im Apollotheater abgehalten.

Mit der ersten Plenarsitzung wurde der Kongrefs eröffnet: Dienstag vormittags um 9 Uhr. In dem nur teilweise gefüllten Saale waren ungefähr 450 Zuhörer (ich habe sie gezählt) anwesend. Neben den geladenen Ehrengästen hatten sich zahlreiche Nürnberger Damen teilweise mit langen, unhygienischen Schleppen, sowie jüngere Leute, die vielleicht noch nicht der Schule entwachsen waren, eingefunden, Kontrolle gab es keine weder am ersten noch an den folgenden Tagen. Se. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern schlofs seine abgelesene Eröffnungsrede mit den Worten: „Nunmehr, meine lieben Kollegen, wollen wir freudig an die Arbeit gehen!", womit der prinzliche Arzt unbewufst die Anwesenheit der zahlreichen Schulmänner ignorierte.

Es folgten dann die Reden des Präsidenten des Kongresses Dr. Griesbach, der es als die Aufgabe der schulhyg. Kongresse bezeichnete „das Band, welches die Pädagogik mit der Medizin verknüpfe, möglichst fest zu machen."

Nachdem noch der Regierungspräsident von Mittelfranken als Vertreter der beiden bayer. Minister Freih. v. Feilitzsch und Dr. v. Wehner — der beiden Ehrenvorsitzenden — den Kongrefs begrüfst hatte, folgte eine Flut von weiteren Begrüfsungsreden, bald länger bald kürzer, bald verständlich bald unverständlich. Der Russe und der Japaner wurden besonders beklatscht. Endlich war es damit zu Ende. Es kam noch ein Vortrag vom Med.-Rat Dr. Cohn über die Notwendigkeit der Augenärzte, der wenig Neues enthielt, aber sehr viel Selbstlob.

Am Donnerstag 9 Uhr begann die zweite öffentl. Sitzung, wiewohl der Anfang auf ½9 festgesetzt war. Die Ehrenpräsidenten — es sind deren 8 — werden gebeten auf die Bühne zu kommen. Niemand rührt sich. Allgemeines Gelächter der ungefähr 200 anwesenden Personen. Nach einer peinlichen Pause erscheint ein Ehrenpräsident — Dr. Gendre aus Paris — und gibt dem norwegischen Professor Dr. Johannessen das Wort „Über die Entwicklung und den Stand der Schulhygiene in Norwegen." Nach diesem spricht Dr. Gendre selbst über das Thema: „Des réactions réciproques entre élèves et maîtres au double point de vue des maladies contagieuses et influences morales."

Der folgende Vortrag von dem Mannheimer Stadtschulrat Dr. Sickinger über die „Organisation grofser Volksschulkörper nach der natürlichen Leistungsfähigkeit der Kinder" wurde mit grofsem Interesse angehört. Im allgemeinen scheint er Zustimmung gefunden

zu haben, in einzelnen Punkten Widerspruch. In dem letzten Vortrage an diesem Tage von Dr. Hueppe „Über die Verhütung von Infektionskrankheiten in der Schule" wurde verlangt, dafs die Schule wegen ihrer besonderen Aufgabe ein hygienisches Musterinstitut sei, dafs Schulärzte in allen Schulen eingeführt würden.

Diesen letzten Punkt behandelte speziell noch in der III. Plenarsitzung am Samstag der 1. Vortrag von Prof. Dr. Liebermann „Über die Aufgaben und die Ausbildung der Schulärzte."

Nach einem weiteren Vortrag von James Kerr, einem Engländer, ‚Über die Ventilation in der Schule' las noch der Professor Dr. Skwortzow aus Charkow einen Aufsatz ab „Über die Grundlagen der Erziehung und Bildung vom hygiologischen Standpunkte": Einen Satz aus der philosophisch dunklen und endlosen Rede habe ich mir notiert: „Die Schule ist ein Verbrechen, ja es ist ein Verbrechen den Schüler zur Schule zu zwingen oder ihn dort festzuhalten, wenn er fortgehen will. Der Lehrer mufs es verstehen durch seinen Unterricht dahin zu wirken, dafs kein Schüler fortgeht. Von mir hat sich noch keiner entfernt."

Es folgten noch einige Abstimmungen unter Sitzenbleiben bei kaum 100 Anwesenden, sodann die üblichen Schlufsworte mit gegenseitigen Danksagungen.

Neben den drei Plenarsitzungen fanden Gruppensitzungen in dem nur notdürftig und mangelhaft fertiggestellten, nicht immer den hygienischen Anforderungen entsprechenden neuen Industrieschulgebäude statt. Wer seine 30 Pfg. für den Eintritt zu der im gleichen Gebäude untergebrachten Ausstellung bezahlte, konnte allen Vorträgen beiwohnen und sogar mitabstimmen. Eine Kontrolle fand nicht statt.

Es waren 7 Gruppen gebildet für

1. Hygiene der Schulgebäude,
2. Hygiene der Internate. Schulhygienische Untersuchungsmethoden, Hygiene des Unterrichts und der Unterrichtsmittel,
3. Hygienische Unterweisung der Lehrer und Schüler,
4. Körperliche Erziehung und Unterricht,
5. Krankheiten und ärztlicher Dienst in den Schulen,
6. Sonderschulen,
7. Hygiene der Schuljugend aufserhalb der Schule. Hygiene des Lehrkörpers. Allgemeines.

Jede Gruppe hatte ihren einführenden Vorsitzenden, einen stellvertretenden Vorsitzenden, einen Schriftführer und dazu noch durchschnittlich ungefähr ein Dutzend Ehrenvorsitzende, die der Reihe nach die Leitung der Gruppe übernahmen.

Die Vorträge wurden abgelesen, nur einer hatte sein Manuskript in der Heimat liegen lassen und sprach aus dem Gedächtnisse; es war auch danach. Die Diskussion war einigemale ziemlich

lebhaft. Eigentümlich berührte es, wenn Diskussionsredner Zettel aus der Tasche hervorbrachten und Dinge ablasen, die mit dem eigentlichen Diskussionsgegenstand in wenig oder gar keiner Verbindung standen. Der offizielle Bericht gibt hievon kein Bild, da die Äuſserungen nicht stenographisch aufgenommen wurden, sondern nur das enthalten, was jeder Diskussionsredner schriftlich nachher der Leitung der Gruppe mitteilte. Manch kräftige Äuſserung, die den allgemeinen Beifall oder Widerspruch der Anwesenden hervorrief, vermiſste ich im Berichte.

Interessant war die im gleichen Gebäude untergebrachte Ausstellung. Neben der reichen Literatur über hygienische Dinge konnte man ganze Schuleinrichtungen sehen. Namentlich zogen mich an die modernen, bald praktischen bald unpraktischen Bankmuster, die Zeichen- und Arbeitstische mit Gradhaltern, die Universalschreibplatte, die Wandtafeln, die Anschauungsbilder, Karten, die Turngeräte, die Geräte für Turnspiele, die Einrichtungen zur Beheizung und Beleuchtung unserer Schulsäle. Viel Neues konnte man sehen, so daſs der Wunsch rege wurde, daſs die Mittel vorhanden wären, so manches in unsern Schulen einzuführen. Nicht gefallen hat mir, daſs man zugleich Industrieerzeugnisse wie Rettigschneider und Fleckseife verkaufte.

An geselligen Vergnügungen bot der Kongreſs wenig. Im Velodrom, einer grossen Halle, fanden abends Konzerte statt. Auch einige Reden wurden gehalten und ein paar Theaterstücke aufgeführt. Wiewohl ich mich zweimal ziemlich früh eingefunden hatte, bekam ich keinen Platz in der Nähe der Bühne, da die Tische dort für die Komitemitglieder oder von Einheimischen belegt waren.

Ich komme nun zum zweiten Teile meines Referates, zu den behandelten Gegenständen. Aus der Fülle des Stoffes will ich nur das hervorheben, was für die höheren Schulen, speziell für die Gymnasien, von Wichtigkeit ist, so interessant auch vieles andere war, wie die Darlegungen über die Schulhygiene in den verschiedenen Ländern, über das Sonderklassensystem für die Volksschulen, über die Einrichtung von Waldschulen in freier Natur, zu der die Schüler täglich in eigenen Wagen oder Zügen hinaus- und heimgefahren werden sollten, über die Schulen für Blinde, Taubstumme und Krüppel, über die Einrichtung von Schulbädern, die den allgemeinen Volksbädern vorzuziehen seien, wobei das Brausebad als das hygienisch zweckmäſsigste empfohlen wurde, über Elternabende, über Beginn der Schulpflicht, über den Entwurf einer landwirtschaftlich-gewerblichen Kolonie, wie eine solche bei Wien entstanden war.

Meine Ausführungen werden sich nicht an einzelne Reden anschlieſsen, sondern nach den verschiedenen Materien geordnet sein.

In der I. Gruppe behandelte man, wie ich erwähnte, die Hygiene der Schulgebäude.

Betreffs ihrer Orientierung sprach Prof. Erismann für die Richtung nach Norden, höchstens Nordosten und Nordwesten mit

der Begründung, dafs nur dadurch eine gleichmäfsige Beleuchtung der Schulräume herbeigeführt werde. Unter den zustimmenden Rednern befand sich Prof. Dr. Gruber (München), der auf das Vorbild der Malerateliers hinwies. Von den Diskussionsrednern äufserten sich die meisten dagegen und sprachen sich für Süden, Südosten und Südwesten aus, da das wechselnde Licht nicht so schädlich sei und durch Vorhänge und Ornamentglas beseitigt werden könne. Ein Redner war für die Richtung Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West, ein anderer für Süd-Süd-Ost und West-Süd-West. Ein Architekt fand die am meisten gewählte Südostrichtung als die am meisten entsprechende. Ein zweiter fügte hinzu, für die Orientierung sei der Strafsenzug und die Ausnützung der Räume vor allem mafsgebend.

Einer der Anwesenden unterliefs es nicht auch auf den künstlerischen Standpunkt in dieser Frage hinzuweisen. Ein anderer sprach das Wort für die Umwandlung der Schulkasernen in Schulpavillons, sogar für transportable Schulbaraken, denn das sei die Schulstätte der Zukunft. Manche stimmten ihm bei, die meisten zeigten ihre Unmöglichkeit durch die Platz- und Finanzfrage.

Stimmungsvolle und harmonische Ausbildung der Innenräume wünschte ein Redner, damit auf das Gemüt der Schüler ein gemütlicher und nachhaltig belebender Eindruck hervorgerufen werde, und zu diesem Zwecke die Anwendung frischer, fröhlicher Farben.

Nur Doppelfenster forderte Dr. Gruber, — keine Doppelfenster ein anderer Doktor, da sie die Erhellung und Lüftung beeinträchtigten.

Linoleumbelag des Fufsbodens sei das beste, hörte man, nein Riemenboden oder Xylolith, sagte ein anderer.

Darin waren alle einig, dafs die Aufbewahrung der Überkleider im Schulzimmer gänzlich zu vermeiden sei, da die Luft durch die Ausdünstung ungünstig beeinflufst werde. Auch mit dem infizierenden Anstriche der Wände war man einverstanden, weniger mit dem Vorschlage, zu jeder Bankreihe einen Spucknapf zu stellen und Taschenspucknäpfe zu empfehlen.

Hinsichtlich der Beleuchtung wurde die Forderung aufgestellt, dafs alle Schulzimmer wo möglich durch sog. Oberlicht erhellt würden; jedenfalls aber solle das Licht von links oben und vorne zugeführt werden. Jeder Platz eines Schülers müsse eine völlig gesicherte Tagesbeleuchtung haben, was in der Regel nur der Fall sei, wenn der Platz sein Licht direkt vom Himmelsgewölbe empfange. Dieses Himmelsstück müsse eine gewisse Minimalgröfse besitzen, wie Dr. Gruber in eingehender Weise darlegte. Für die künstliche Beleuchtung von Schulzimmern sei die indirekte elektrische jeder anderen vorzuziehen. Die Mängel in dieser Beziehung gaben Veranlassung für die Entstehung und Zunahme der Kurzsichtigkeit sowie für die Verschlechterung der Sehschärfe und die Schädigung des Lichtsinnes die Schule verantwortlich zu machen.

Für Kachelöfen erwärmte sich niemand, da sie keine ausgiebige Lüftung zuliefsen. Für Landschulen erklärte man eiserne

Öfen als die besten. Die Luftheizung wurde von einem befürwortet, von anderen abgelehnt. Im allgemeinen sei Warmwasserniederdruckheizung geeignet, am besten empfehle sich Dampfniederdruckheizung, weil sie billig sei und eine gleichmäſsige Temperatur durch das Gemisch von Dampf und Luft herbeiführe. Von einer Seite wurde noch die Heizung mit Plattheizkörpern empfohlen, die sich in Braunschweig bewährt habe.

Die Lüftung durch das Öffnen der Fenster während des Unterrichtes ward von einem Redner als schädlich für die Gesundheit bezeichnet. Die Lüftung müsse mit den Heizvorrichtungen in Verbindung gebracht werden. Die Erfindung eines Russen, die eindringende Luft durch Kanäle von Barchent an der Decke zu regulieren, wird als Notventilation abgetan.

Die Reinigung der Schullokalitäten habe täglich mit Wasser zu geschehen, wurde als hygienisch notwendig betont. In einem Kulturstaate müsse es durchführbar sein. Am besten werde es geschehen, wenn der Boden zu diesem Zwecke durch seitliche Umlegung der Bänke freigemacht werde. (So bei der Rettigbank.) Ein Fabrikant brachte dabei seine Erfindung in Erinnerung, wonach alle Bänke eines Klaſszimmers auf einen Rahmen gesetzt und mittelst Drehen von Kurbeln in eine beliebige Höhe gehoben werden können. In der Ausstellung war diese Einrichtung praktisch veranschaulicht. Man konnte sehen, daſs durch dieselbe jedes Hindernis den Fuſsboden gründlich zu reinigen beseitigt war.

Ein weiteres Hauptkapitel bildete bei den Erörterungen in der ersten Gruppe die Schulbankfrage. Nach der Angabe eines Redners gibt es 200 Schulbanksysteme. In Frage kämen 1. Schulbänke mit fester Distanz (Plus-, Null-, Minusdistanz); 2. Schulbänke mit veränderlicher Distanz a) mit festem Sitze und beweglichem Tische, b) mit beweglichem Sitze und festem Tische, c) mit beweglichem Sitze und veränderlichem Tische. Die Idealbank habe 1) den hygienischen, 2) den technischen, 3) den pädagogischen, 4) den ökonomischen Anforderungen zu entsprechen. Jedenfalls seien keine mehrsitzigen, sondern nur höchstens zweisitzige Bänke zuzulassen. Ein anderer Redner stellte 14 Anforderungen an eine Bank fest und fand am meisten denselben entsprechend die sog. Rettichbank, wovon 150,000 im Gebrauch seien.

Dagegen empfiehlt Szuppan aus Budapest die von ihm erfundene Bank, da sie eine beliebige Einstellung „für verschieden dimensionierte Schüler" gestatte durch Verstellbarkeit des Sitzes wie der Tischplatte.

Hauptlehrer Hoch sieht in der Rettichbank nicht das Ideal einer Volksbank, weil sie zu teuer sei und preist die Bank, die er erfunden habe (Reichspatent 148 367) mit vor die Tischplatte zu setzender Verbreiterungsplatte als die naturgemäſse, welche ohne zu stören die nötige Abwechselung von Plus- und Minusdistanz biete und so der Form und den Bedürfnissen der natürlichen Körperbeschaffenheit völlig gerecht werde, die kurz „die Lösung der Sitzfrage bedeute."

Später lieſs noch Kreisarzt Dr. Berger seine Bank rühmen,

die allen hygienischen und pädagogischen Anforderungen gerecht werde „durch Verschieblichkeit der Sitzbank in zwei Lagen" und die Umlegbarkeit der Tischplatte. Diesem komplizierten System gegenüber bemerkte ein Redner: „Die einfachste Schulbank ist die beste".

In der II. und III. Gruppe fanden vielfache Vorträge und Erörterungen statt vor allem über die sog. sexuelle Frage. Wie sehr diese anzog, zeigt der Umstand, daſs selbst das gröſste Zimmer nicht reichte um die Zuhörer zu fassen. Wollte man einen Sitzplatz bekommen, so muſste man sich eine halbe Stunde vor Beginn der Sitzung einfinden. Daſs auch Damen in jugendlichem Alter sich unter den Anwesenden befanden, wo männliche Verirrungen mit dürren Worten besprochen wurden, kam manchen etwas eigentümlich vor. Das Wichtigste in dieser Frage war folgendes:

Zur Zeit ignoriert die Schule die sexuelle Frage. Sie behandelt dieselbe als ein Noli me tangere, obwohl sie namentlich in den oberen Klassen der höheren Schulen eine bedeutende Rolle spielt. Nach den Angaben eines Redners sollen 60%, nach denen eines anderen sogar 90% sittlich defekt sein. Man überläſst die Aufklärung den Eltern. Gut ist es, wenn es von diesen in der richtigen Weise geschieht. Häufig aber sind es die Dienstboten oder Mitschüler, die den Aufklärungsdienst übernehmen. Daſs dies nicht die geeignetsten Persönlichkeiten dazu sind, darüber war man einig; ebenso darüber, daſs zur rechten Zeit die Aufklärung gegeben werden müsse, um die jugendliche Sittlichkeit zu stärken und die Gefahren der Versuchung zu vermindern; denn gerade die Geheimnistuerei auf sexuellem Gebiete verschulde vieles. Das Schweigen sei oft viel schädlicher als offenes Aussprechen, meinte ein Arzt.

Tiefen Eindruck machte hiebei auf die Anwesenden die Verlesung einer Stelle aus der bekannten „Kreuzersonate" von Tolstoi.

Es fragte sich nun: Wer soll die Aufklärung geben? Natürliche Sache der Eltern wäre es. Nachdem diese versagen, soll es der Lehrer, die Schule tun? Manche Eltern wünschen es, andere verwahren sich energisch dagegen. Vom Klaſslehrer kann es niemand verlangen. Höchstens könnte der Religionslehrer bei der Behandlung des 6. Gebotes oder der Lehrer für Naturkunde bei der Besprechung ähnlicher Vorgänge in dem Pflanzen- und Tierreiche, so beim Kapitel der Befruchtung, die Sache gelegentlich erwähnen. An den Schulen, an denen ein Schularzt aufgestellt ist, fällt natürlich diesem die Aufgabe zu. Er kann bei Gelegenheit hygienischer Vorträge vor den Schülern auch diese Frage berühren und durch strenge wissenschaftliche Behandlung dieselbe auf einen objektiven Standpunkt hinaufheben und dadurch frivole und lüsterne Gedanken verhindern. Der Arzt ist die Persönlichkeit, sachlich mit Ernst und Takt ohne Übertreibung eindringlich zu belehren, auf die Gefahren hinzuweisen, welche sexuelle Ausschweifungen, nicht nur dem einzelnen sondern auch der Gemeinschaft und den kommenden Generationen bringen. Mancher wird dadurch zurückgehalten, mancher schon Verfallene zurückgebracht werden.

Eine weitere Frage, die eine eingehende Erörterung ohne Abschlufs fand, war: Wann soll die Jugend aufgeklärt werden. Eine bestimmte Norm konnte nicht aufgestellt werden. In Grofsstädten und wohl auch auf dem Lande gibt es Jungen von 6 Jahren, die schon alles wissen. Geschieht es zu früh, so kann Beunruhigung und Schaden angerichtet werden. Wenn zu spät, so ist der Zweck verfehlt. Jedenfalls, so wurde mehrmals hervorgehoben, soll bei der Entlassung der Schüler, also dem Absolutorium, der Jugend Klarheit in sexuellen Dingen verschafft und ihr die Überzeugung beigebracht werden, dafs ein in geschlechtlicher Hinsicht enthaltsames Leben im allgemeinen keinerlei Gefahr für die Gesundheit in sich berge. Einige Schulvorstände legten dar, welche Ansprachen sie bei dieser Gelegenheit an die Abiturienten hielten, und fanden damit reichlichen Beifall. Andere Redner bezeichneten das 16. Jahr als äufsersten Termin für die Aufklärung. Einer sprach davon, dafs diese beim Knaben im 6. Jahre zu geschehen habe, da schon in diesem Alter sexuelle Ausschreitungen vorkämen. „Wir betrügen das Kind, wenn wir ihm die Fabel vom Storche erzählen", rief er, „und das Betrügen ist ein Verbrechen." Ein Arzt hielt es sogar für nützlich, wenn ältere Geschwister bei der Geburt jüngerer anwesend sind. Wie solche Worte mit allgemeinem Kopfschütteln aufgenommen wurden, so geschah es auch bei diesem Vorschlage, man solle der Sache das Interessante nehmen und sie verhafst machen durch den Hinweis auf das Häfsliche und Schmutzige des Lasters und „durch häufiges Abschreiben eines bestimmten Satzes." Der Vorschlag, der Arzt solle bei Entdeckung geheimer Krankheiten zur Anzeige verpflichtet werden, erregte Gelächter, weil undurchführbar. Zustimmung fanden die Vorschläge, welche die Einrichtung von Elternabenden zur Besprechung solcher Fragen befürworteten, welche ferner den Genufs des Alkohols seitens der Jugend beseitigt wissen wollten, da dieser eine Schädigung des Geschlechtslebens herbeiführe, dann jene, welche die Auswahl und strenge Beaufsichtigung der Lektüre anrieten. Namentlich aber fand Beifall die Darlegung, dafs eine den Geschlechtstrieb nicht erregende Lebensweise die Grundlage sämtlicher Massnahmen bilden müsse. Unter andern wurde gefordert: genügender Schlaf, sofortiges Aufstehen beim Erwachen, Unterbrechung des Studiums durch Pausen, nach jeder Stunde eine Pause, da zu vieles Sitzen Blutstauungen hervorrufe, viel Bewegung im Freien, regelmäfsige Pflege der Körperreinlichkeit; ferner ward hinzugefügt: die Erziehung zur Offenheit, Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit und Selbstbeherrschung, weiterhin: Untersuchung Verdächtiger und Ertappter und unbedingte Entfernung derselben aus der Anstalt, wenn sie andere verführen. Namentlich habe dieses bei Internaten zu geschehen, wo die Gefahr für sexuelle Verirrungen immer sehr grofs sei.

Nun zur 3. wichtigen Frage, die in Nürnberg behandelt ward, der Coëdukation in den höheren Schulen. Prof. Dr. med. Hertel (Kopenhagen) stellte auf Grund seiner Erfahrungen besonders in Däne-

mark, wo Knaben und Mädchen die gleichen Schulen besuchen und und dieselben Prüfungen machen, folgende Sätze auf: Alle Untersuchungen stimmen darin überein, dafs die Mädchen in allen Schuljahren ein bedeutend geringeres Widerstandsvermögen gegen alle schwächenden und schädlichen Einwirkungen haben als die Knaben. Die Mädchen, bei denen die physiologische Entwicklung schneller und intensiver als bei den Knaben ist, haben eine viel gröfsere Morbidität (Sterblichkeit) in den Pubertätsjahren als die Knaben. Es ist deshalb ganz unrichtig, dafs die Mädchen, wenn sie in derselben Weise wie die Knaben unterrichtet und erzogen werden, ebenso kräftig und gesund werden, wie diese. Daher mufs in erster Linie gegen die Eile, das Forcieren gekämpft werden, zweitens müssen sie in der Regel ein Jahr länger auf die Studien verwenden als die Knaben oder von einigen Fächern befreit werden. Der ganze Lehrplan ist bei gemischten Schulen mit Rücksicht auf die physiologischen und hygienischen Eigentümlichkeiten der beiden Geschlechter sorgfältig auszuarbeiten und soll nicht blofs für Knaben gemacht sein sondern auch den Bedürfnissen der Mädchen entsprechen. Ganz unentbehrlich ist an gemischten Schulen die Hilfe gut geschulter Schulärzte, die Sitz- und Stimmrecht im Schulrate und in den Lehrerversammlungen haben müssen.

In dem folgenden Referate des Professors Dr. Palmberg (Helsingfors) hörten wir von den Erfahrungen in Finnland, wo die Coëdukation seit 1883 eingeführt ist. Dort erzielten anfangs die Mädchen glänzende Resultate. 68% absolvierten ein vollständiges Universitätsexamen. Ihr bewufstes Ziel war sich eine Wirksamkeit zu schaffen. Jetzt absolvieren nur 12% die Universität; mehr als die Hälfte bricht gleich nach dem Gymnasialabsolutorium ihre Studien ab. Daran fügte er die Worte: „Es ist nicht glücklich, wenn das Studentenexamen für junge Mädchen eine Modesache wird. Das Zeugnis ist gewifs zu teuer erkauft mit so andauernden Anstrengungen und vielleicht noch mit der für das ganze Leben bleibenden Schwächung der Gesundheit."

In der Diskussion, die sich an diese Referate knüpfte, vertrat ein Augenarzt auch die Ansicht, dafs nicht nur körperliche, sondern auch psychische Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern bestehen und dafs auch deshalb sie nicht in völlig gleicher Weise unterrichtet und dafs nicht die gleichen Anforderungen an beide gestellt werden dürften. Andererseits wurde gegen Dr. Palmberg bemerkt, dafs auch auf der Gymnasialstufe der Coëdukation ein überwiegend günstiges Zeugnis ausgestellt werden müsse, dafs eine überraschende Übereinstimmung zwischen den weiblichen und männlichen Leistungen zutage getreten sei und dafs Palmbergs Statistik einseitig und daher ohne Beweiskraft sei. Ein Direktor einer gemischten Privatschule findet, dafs die sexuellen Reize bei der Coëdukation geringer seien; beide Geschlechter lernten sich besser verstehen und ergänzten sich einander; nur müsse der Wissenserwerb nicht ausschlaggebend sein. Auch ein anderer Schulmann weifs von guten Erfahrungen in Baden zu berichten, verkennt aber nicht, dafs bei gröfserer Zahl der teil-

nehmenden Mädchen, bei vielleicht sinkender Qualität gröfsere Gefahren drohen können. Mit ungewöhnlicher Zungengewandtheit legte Frau von Forster Verwahrung ein, dafs man den Mädchen die Möglichkeit das Absolutorium zu machen erschweren wolle, so lange dies für höhere Stellen verlangt werde, und dafs sie durch die Studien zum hohen und wichtigen Beruf einer Familienmutter untauglich gemacht würden.

Zum Schlusse brachte Dr. Ullrich, Inspektor der höheren Mädchenschule Nürnbergs, den Antrag, man solle beschliefsen, es sei aus pädagogischen, sozialen, ethischen und auch ökonomischen Gründen die gemeinsame Erziehung des männlichen und weiblichen Geschlechtes zunächst für die Unterstufe der Mittelschule d. i. für die Lebenszeit vom 9.—12. Jahre und zwar nach dem Frankfurter Reform-Lehrplan zu empfehlen. Die Resolution wurde bei der gewöhnlichen Art abzustimmen gut geheifsen.

Die Überbürdung ist nach einigen Schulmännern und auch Ärzten auf Grund ihrer Erfahrungen nur eine Frage. Jedenfalls bestehe sie nicht an allen höheren Schulen und wenn sie bei einzelnen Klassen in einigen Schulen sich zeige,[1]) so dürfe man nicht solche Fälle verallgemeinern. Für andere Redner, Ärzte und Schulmänner, ist die Überbürdung eine Tatsache, die bei allen Schulgattungen zu finden ist. Nach ihren Darlegungen wird sie hervorgerufen 1. durch die Zahl der Unterrichtsfächer, 2. durch die Zahl der Unterrichtsstunden, 3. durch die lange häusliche Arbeitszeit.

Wie ist Abhilfe zu schaffen?

Realschuldirektor Dr. Hintzmann schlug vor den Nachmittagsunterricht abzuschaffen und den gesamten Unterricht mit Ausnahme der Turn- und Spielstunden am Vormittag in 5 bis 6 Stunden zu erteilen und die Unterrichtsstunde auf 45 Minuten zu verkürzen. Dadurch werde es den Schülern möglich die häuslichen Arbeiten während der Tagesstunden am Nachmittage, nicht erst in der Nacht zu erledigen und daneben individuellen Neigungen wie Musik und Sport nachzugehen. Die Erfahrungen, die der Redner mit einem solchen Unterrichtsplan gemacht habe, bewiesen, dafs die Schüler im Unterricht lebendiger und zu Hause arbeitsfreudiger seien, dafs auch die Lehrer durch die freien Nachmittage gröfsere Frische zeigten. Im Anschlusse daran widerlegte er die Einwände: die Freigabe der Nachmittage stelle sich als eine Inversuchungführung der Schüler dar. Wäre dies der Fall, so müfste jeder freie Nachmittag, besonders der Mittwoch- und Samstagnachmittag und erst recht der Sonntag für die Schüler von Übel sein. Zweitens die Unterrichtszeit bedinge wenigstens im Winter eine Änderung der in Deutschland üblichen Lebensweise. Darauf antwortete der Redner: Wenn es um die Gesundheit, das Wohl und Weh eines ganzen Geschlechtes

[1]) So erklärte Dr. Matthias (Ref. im preufsischen Kultusministerium): Eine Überbürdung der Schüler ist nicht überall gegeben. In vielen Schulen Preufsens ist die Frage aufgetreten: Haben die Schüler genug zu tun?

handle, müsse die Rücksicht auf althergebrachte, liebgewordene Gewohnheiten hintangestellt werden. Dritter Einwand sei zu grofse Kürze der Lektionen von 45 Minuten. Gegen dieses Bedenken spreche unwiderleglich die Erfahrung. Gewissenhafte Vorbereitung der Lehrer und strenge Selbstzucht löse diese unlösbare Aufgabe. Eine Ermüdung der Lehrer werde nicht eintreten, da es niemals nötig werde, dafs sie sechs Stunden hintereinander geben. Vier Stunden reichten hin. Was die Schüler betreffe, so zeigten diese nach seiner Erfahrung in der 6. Vormittagsstunde eine ganz andere, eine unvergleichlich höhere Lebendigkeit im Unterricht als in jedweder Nachmittagsstunde.

Über die Vorzüge des ungeteilten Unterrichts sprachen Prof. Dr. Schuyten (Antwerpen) und Stadtphysikus Dr. Semerad (Jungbunzlau).

Der letztere wies besonders darauf hin, dafs der Nachmittagsunterricht immer weniger vorteilhaft und erfolgreich sei als der vormittägige, da die Verdauung die psychische Tätigkeit beeinträchtige. Die 5. und selbst die 6. Stunde vormittags sei besser als eine Nachmittagsstunde. In Dreiviertelstunden lerne man mehr als in einer ganzen Stunde, wenn mehrere Unterrichtsstunden auf einander folgten. Seine Abhandlung schlofs: „Nur in dem ungeteilten Unterricht liegt das weitere Heil der Schule, nur auf diese Art kann man einen Menschen mit gesundem Körper erziehen."

Ein anderer Redner forderte die Abschaffung des Nachmittagsunterrichtes und die Ausfüllung des Nachmittags durch freies Spielen. Auch, fügte er bei, es sei der wissenschaftliche Unterricht soviel wie möglich ins Freie zu verlegen, wobei uns die griechische Peripatetik vorbildlich sein solle. Ein vierter Redner wies nach, dafs besonders an Schulen mit Nachmittagsunterricht der Prozentsatz der Kränklichen ein sehr hoher sei, höher als an solchen mit ungeteiltem Unterricht. Anders andere Redner. Nach seiner Erfahrung, so brachte ein Gymnasialdirektor vor, könne ein 5stündiger Vormittagsunterricht bei 45 Minutenbetrieb angehen, aber einer 6. Stunde würden unüberwindliche Schwierigkeiten entgegentreten nicht blofs seitens der Schüler sondern auch seitens der Lehrer: denn keinem könne man 6 Stunden Unterricht hintereinander zumuten. Andere Gegner fanden auch den Vormittagsunterricht zu lang, den Beginn desselben zu früh und dafs die Vorteile des freien Nachmittags nicht so grofs seien, als man hier vorbringe. Besonders Dr. Lay sprach sich für den Nachmittagsunterricht aus auf Grund seiner Experimente über die Wellenbewegung der psychischen Energie.

Zuletzt nach langer Debatte fand ein farbloser Antrag Annahme, wonach an die Schulbehörden die Bitte gerichtet werden solle, Anträge auf Einführung des ungeteilten Unterrichts einer wohlwollenden Prüfung unterziehen und derartige Versuche tunlichst zulassen zu wollen.

Eine zweite Forderung der Schulhygiene war die Abschaffung oder wenigstens Beschränkung der häuslichen Arbeiten. Unter dem Ausdruck des Bedauerns, dafs es jetzt keine

Nebenfächer, keine Ausruhstunden mehr gebe, sondern alles intensiv betrieben werde, forderte ein Württemberger, Dr. Jäger, die Abschaffung oder wenigstens Beschränkung der häuslichen Arbeiten. Er begründete dies damit, dafs sie vom unterrichtlichen Standpunkte aus entbehrlich, vom erziehlichen Standpunkte aus mehr Schaden als Nutzen stifteten. Gerade die Gewissenhaften, welche den Anforderungen gerecht werden wollten und unerlaubte Hilfsmittel verschmähten, litten am meisten darunter, nicht die Faulen und Gleichgiltigen. Es werde der Feierabend der studierenden Jugend geraubt, die ihn wie die übrigen Berufe brauche um sich für den folgenden Tag zu erholen, Kräfte zu sammeln, sowie ihre Leistungsfähigkeit, ihre geistige und körperliche Spannkraft und Arbeitsfreudigkeit sich zu erhalten. In der Forderung einer 8 bis 10 Stunden täglich umfassenden Hirnarbeit habe man eine Überforderung und damit eine ernste Gefährdung der Gesundheit der heranwachsenden Jugend vor sich. Die Gefahr würde noch vergröfsert dadurch, dafs diese Arbeiten zwangsmäfsige seien und daher mehr erschöpften als solche, zu welchen man Neigung und Interesse habe, und zweitens dadurch, dafs sie nur sitzender Weise und innerhalb geschlossener Räume erledigt werden könnten. Nichts sei schädlicher für die Gesundheit, als wenn die Jugend gezwungen werde, nach dem Abendbrot noch bis zum Schlafengehen zu arbeiten. Keine Zeit bliebe für die Entwicklung der individuellen Anlagen, die nicht in der Richtung der Schule lägen, aber wertvoll für die Ausbildung des Charakters, für die gesellschaftliche Stellung etc. seien. Als Höchstmafs erscheint Dr. Jäger 6 Stunden Arbeitszeit für die Knaben unter 14 Jahren und 7 Stunden für die Schüler über 14 Jahren. Von den Hausaufgaben sei der schriftliche Teil in der Schule zu erledigen, nur der Memorierstoff sei für die Hausbeschäftigung aufzubehalten.

In der Diskussion fehlte es nicht an zahlreichen Gegenäufserungen, dafs man die Hausaufgaben nicht ganz aufgeben dürfe, damit die Schule nicht Gefahr laufe den Müfsiggang zu fördern.

Zu dieser Frage gehört auch der Vorschlag Dr. Grubers, es solle im Winter alle Augennaharbeit auf die Stunden zwischen 9 Uhr vormittags und 3 Uhr nachmittags verlegt werden, da zur Winterszeit in den früheren Vormittags- und den späteren Nachmittagsstunden die Tageshelligkeit überaus häufig unzureichend sei. Da aber auch an nebligen Wintertagen zur Mittagszeit in rauchigen Grofsstädten und Industrieorten die Tageshelligkeit nicht ausreichend vorhanden sei, so solle der Stundenplan jeder Schule eine gewisse Beweglichkeit besitzen, um die Beschäftigung der Schüler den Witterungsverhältnissen soviel als möglich anpassen zu können.

Mit dem „Mafs der Lehrpensen und Lehrzielen an höheren Unterrichtsanstalten" beschäftigte sich besonders der Vortrag des Berliner Nervenarztes Dr. Benda. Alles Übel, alle Leiden, Nervosität und Onanie, sind, wie er sagte, eine Folge der jetzigen Schuleinrichtungen. Nach seiner Ansicht ist es nötig vor allem das Abiturientenexamen abzuschaffen aus hygienischen, pädago-

gischen und psychologischen Gründen. Denn sei schon jedes Examen eine Schädigung der Gesundheit, so sei dies besonders hier der Fall. Es vermehre die Arbeitszeit ins Ungemessene (in Bayern?), das Resultat der Prüfung ergebe ein falsches Bild, die Mittelmäfsigkeit, ja die Unfähigkeit feierten Triumphe über die Begabung. Die Umwandlung der Prüfung in Prüfungszeiten könne nur eine Frage der Zeit sein. Zweitens: Da es unmöglich sei, dafs die Jugend sich täglich freibewege, wie es sein sollte, so müsse wenigstens verlangt werden, dafs an mehreren Tagen der Woche die Nachmittage frei seien für Turnen, Sport und Spiel. An diesen Tagen dürften keine häuslichen Arbeiten zu machen sein; denn das geistige Arbeiten schade nach starker körperlicher Anstrengung mehr als die Übungen nützten. Aufserdem solle der Sonntag ein wirklicher Feiertag sein und deshalb solle am Montag keine Arbeit fällig sein und für besondere Arbeiten, wie Aufsätze, Vorträge habe ein ganzer Tag frei gegeben zu werden.

Weiterhin empfiehlt der Redner mit der sechsten Klasse den Schulkursus abzusschliefsen und in den höheren Klassen die Schüler im wesentlichen die Lehrgegenstände selbst wählen zu lassen, zu denen sie Begabung und Interesse führten. Auf der oberen Stufe werde der Zwang besonders drückend empfunden, Tag für Tag aufgegebene Lehrpensen zu erledigen und der gleichen Disziplin wie die Sextaner unterworfen zu sein.

Ferner erklärt er als notwendig, dafs statistische Erhebungen über die Leistungsfähigkeit der Schüler gepflogen werden, damit der vage Begriff „Durchschnittsschüler“ eine sichere, wissenschaftliche Grundlage erhalte und festgestellt werde, für welche Lehrgegenstände Begabung und Interesse vorhanden sei. Nur eine gründliche Reform der Lehrverfassung, die hauptsächlich auf die Herabsetzung der Lehrziele bis zum Niveau des Normalmenschen eingerichtet sein müsse, vermöge gründlich und endgiltig Wandel zu schaffen. Um auch die Minderbegabten nicht von den höheren Schulen auszuschliefsen und um den sog. Pressen den Boden zu entziehen, sei die Einrichtung von Hilfsklassen für Minderbegabte wünschenswert, in denen durch geringe Schülerzahl und streng individuellen Unterricht ein Heranbilden der Schüler zu normalen Leistungen versucht werde.

Ein weiterer Leitsatz von Dr. Benda lautete: „Internationale Vereinbarungen über die Lehrziele sind wünschenswert, da eine Einschränkung derselben auf das hygienisch zulässige Mafs bei dem wachsenden Wettstreit der Nationen nur von einem gemeinsamen Vorgehen aller zivilisierten Staaten zu erwarten ist.“ Deutschland, das den Ruhm habe in pädagogischen und sanitären Dingen stets ein Vorbild für andere Nationen zu sein, meinte der Redner, solle jetzt auch die Initiative ergreifen und die übrigen Staaten zu gemeinsamem Vorgehen zu einigen suchen und zu einer Abrüstung auf geistigem Gebiet veranlassen.

Dieser „Abrüstungsvorschlag“ rief bei den Zuhörern ein

Lächeln und Kopfschütteln hervor. Mit Recht bezeichnete ihn die Kritik als etwas „naiv" und als undurchführbar.

Unter allgemeinem Beifall geschah letzteres vom Prof. Schwend (in Stuttgart). Im übrigen stimmte dieser Redner in vielen Punkten mit dem Nervenarzt Dr. Benda überein. Auch er forderte die möglichste Beschränkung aller Prüfungen, worunter er auch die Schulaufgaben rechnete. Im Absolutorium müsse man wenigstens, meinte er, alle Gedächtnisfächer streichen. Bei dem Unterricht, den er in den neueren Sprachen gebe, habe er ohne jede schriftliche Hausaufgabe die nämlichen Leistungen erzielt wie vorher mit denselben. Die Mathematik, deren bildender Wert überschätzt werde, zwinge zum mühseligen Auswendiglernen zahlreicher Formeln (von Württemberg ist die Rede), betreibe viel Unnützes. In den Naturwissenschaften werde gesündigt, indem die ungeheuere Ausdehnung des Stoffes zu Mafslosigkeiten in der Stoffwahl verleite. Das Gleiche gelte von der Geschichte. Mit welchem Wuste würden da die Köpfe unserer Schüler angefüllt! Der Religionsunterricht sei ganz zu streichen. Die historische Entwicklung der Religionen sei in den geschichtlichen Unterricht zu verweisen. Der fremdsprachliche Unterricht pflege die eigentlichen Leidensfächer der meisten Schüler zu sein. An der „Faulheit" der Schüler trage Stoff und Methode oft die Schuld. Man verlange zu viel und spitzfindige Dinge. „Weniger Paragraphen, mehr Freiheit!" Dieser Ausruf dränge sich dem Beschauer unseres Schulwesens immer wieder auf die Lippen.

Auch von anderen Rednern wurde wiederholt die Abschaffung des Absolutoriums als „einer der unseligsten Einrichtungen in unserem Schulstaat" gefordert. Einer wollte die Aufhebung jeglicher Prüfung in den Entwicklungsjahren wegen des seelischen Zustandes, in welchem sich der Schüler um diese Zeit befinde, der gebieterisch verlange, dafs man ihm jede unnütze Quälerei und unnötige Belastung des Gedächtnisses erspare. Die Entscheidung, ob der Schüler die nötige Reife besitze, könne wohl ohne Schwierigkeit auf Grund des Durchschnittes alles dessen getroffen werden, was der Schüler während des ganzen Schuljahres geleistet habe. Dabei müsse gleich dem Wissen auch das körperliche Können gewertet werden.

Solche und ähnliche Äufserungen veranlafsten selbst einen Arzt Dr. Altschul (Prag) vor Übertreibungen zu warnen. „Es wäre eigentlich", sagte er, „vom ausschliefslich hygienischen Standpunkte aus am besten, wenn die Kinder überhaupt nichts lernen müfsten."

Auch der Nervenarzt Dr. Wildermuth von Stuttgart bestreitet auf Grund statistischer Untersuchungen, die er gemacht, den Zusammenhang zwischen Schulüberbürdung und Geisteskrankheit im jugendlichen Alter. Er kennt zahlreiche Fälle, wo sexuelle Verirrungen als die Hauptursache der Neurasthenie anzusehen seien, aber diese letztere lasse sich nur bei einer kleinen Anzahl von Fällen auf geistige Überanstrengung zurückführen. Der Schluss seines Vortrages lautet: „Wir wollen den verdrossenen pessimistischen Zug, der durch unser

Volk geht, nicht dadurch steigern, daſs wir beständig und ohne genügenden Grund das Bild der Dekadence an die Wand malen."

Der obengenannte Redner Dr. Altschul hielt in der gleichen Gruppe einen Vortrag über „Wert der Experimente bei Schüleruntersuchungen", die sich auf die Ermüdung bezogen. Indem er kurz die verschiedenen Untersuchungsarten und zwar die physiologischen vermittelst des Ergographen von Mosso, des Ästhesiometers von Griesbach, des Algesiometers von Vannod, sodann die psychologischen besonders von Burgerstein, Elbinghaus und namentlich Kraepelin kurz charakterisierte, kam er zum Schlusse: Die bisherigen Schulexperimente namentlich jene über Ermüdung der Schüler durch den Unterricht sind zwar nicht wertlos oder gar überflüssig, aber nicht einwandfrei und können durchaus nicht als exaktes Maſs für die Ermüdung gelten. Sie berechtigen an sich keinesfalls, aus dem gewonnenen Ergebnis allgemein giltige Schlüsse für die Praxis des Unterrichtes zu ziehen. Der Hauptfehler besteht darin, daſs sie keineswegs natürliche Schulverhältnisse wiedergeben, sondern Ermüdungskunststücke darstellen. Die bisherigen Versuche sind der unwillkürliche Ausdruck der Meinungen, mit denen die Untersucher an ihre Aufgaben herangetreten sind. Schulexperimente können nur dann ein richtiges Ergebnis liefern, wenn sie im regelmäſsigen Unterricht angestellt werden und wenn die Schüler keine Kenntnis haben, daſs sie Gegenstand eines Experimentes sind. Es können deshalb nur die regelmäſsigen Schulaufgaben als Substrat für die „Messung" der geistigen Leistungsfähigkeit der Schüler gelten. Solche Experimente, lange Zeit an demselben Individuum unter den verschiedensten Bedingungen von vielen Lehrern in den verschiedensten Arten vorgenommen, sind zuverlässiger als die bisherigen Massenuntersuchungen. Als Grundlage für eine Sammelforschung solle ein Komitee ein Schema aufstellen.

Am Schluſs der Diskussion stellte der Redner fest, daſs seinen Ausschauungen von keiner Seite, nicht einmal vom anwesenden Dr. Griesbach direkt widersprochen worden sei.

Um jedoch noch weitere Experimente zur Gestaltung des Unterrichtes zu ermöglichen, forderte Dr. Lay (Seminarlehrer in Karlsruhe) die Errichtung von pädologischen Lehrstühlen verbunden mit Seminarübungsschulen und pädologischen Laboratorien. Unter beständigem Hinweis auf sein Buch „Experimentelle Didaktik" begründete er es damit, daſs man die Unnatur des modernen Schulunterrichtes und die willkürlichen Maſsnahmen in den Lehrzielen, im Lehrplan, im Lehrverfahren und in den Lehrmanieren beseitigen müsse, wenn man nicht die körperliche und geistige Entwicklung stören, die Gesundheit schädigen, die Entfaltung der Individualitäten und Talente verkennen und hemmen wolle. Bis jetzt hätten wir eine sensorische Lernschule, aber eine sensorisch-motorische Erziehungsschule sei nötig. Dies lehre die Biologie, die Physiologie, die Psychologie und die Erkenntnistheorie. Es sei

hygienisch und psychologisch unnatürlich, wenn in einer Schule für allgemeine Bildung im Lehrplan oder in der Praxis der fremdsprachliche Unterricht die Hauptrolle spiele. (Ein Seminarlehrer spricht es aus). Von der experimentalen Didaktik allein sei alles Heil zu erwarten, fügte Dr. Lay an einer andern Stelle bei; jeder Lehrer müsse die experimentelle Forschungsmethode kennen und anwenden.

Um das Schulwesen „vom schwersten Ballaste" zu befreien, bringt Dr. Uhlemayr (Nürnberg) in seinem Vortrag: „Der fremdsprachliche Unterricht in seiner Beziehung zur Schulhygiene" dann eine Erörterung über das Hinübersetzen. Er verurteilt den gegenwärtigen mittelalterlichen, geradezu schädlichen Betrieb und wünscht, daſs das Hinübersetzen auf das Maſs eingeschränkt werde, das zur Klarlegung und Aneignung der grammatikalischen Gesetze absolut notwendig sei. Das Übersetzen in die fremden Sprachen wirke deprimierend, verscheuche die fröhliche Stimmung, die vorher beim Herübersetzen geherrscht habe und verderbe die Freude an der Schule. Von der Höhe des allgemeinen Schulzweckes aus betrachtet stelle sich der produktive fremdsprachliche Unterricht dar als eine ungeheure nutzlose Kraft- und Zeitvergeudung, vom Standpunkt des pädagogischen Kritizismus aus gesehen als eine quantitativ und qualitativ der Erziehungsschule ungemäſse Forderung. Eine Debatte über den Vortrag fand nicht statt.

„Unsere Erziehung im Lichte der Weltpolitik." So lautete der Titel eines Vortrages von Dr. Kapff (Rektor einer Schule in Wertheim a. M.). Dem Götzen der alten scholastisch gefärbten Schulrichtung, dem Intellektualismus, der noch auf seinem Throne sitze, will dieser beikommen durch seine „Kolonialpädagogik." Dieselbe solle deutsche Gründlichkeit mit angelsächsischer Erziehung zur Selbsthilfe und Selbstbestimmung verbinden. Dabei empfiehlt er die von ihm gegründete Schule mit einer Art realistischen Schulplan jungen Reichsdeutschen im Ausland und Ausländern im Inland (Reklame).

Die Turn- und Jugendspielfrage mit ihrem gesundheitlichen, ästhetischen und sittlichen Ziel war weiterhin Gegenstand der Erörterung. Interessant waren die Berichte über die Einrichtungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete in den verschiedensten Ländern. Man hatte das Gefühl, daſs wir in Deutschland nicht gerade an der Spitze marschieren. Als die nationale Bedeutung der Leibesübungen ward angegeben, die Gesamtheit des Volkes zu einer höheren Stufe der Kultur, zu vollkommener Gesundheit, ungetrübter Schönheit, sittlicher Selbstzucht und männlicher Tatbereitschaft emporzuheben. Dieser Zweck wird durch das Schulturnen nach verschiedenen Äuſserungen, wie es gegenwärtig gewöhnlich betrieben werde, nicht erreicht, da es vielfach zur Schablone geworden sei. Das Geräteturnen, erklärte man, habe nur einen geringen Wert für die Ausbildung der inneren Organe, des Herzens und der Lunge. Es erfülle zwar eine an sich wohl berechtigte, aber hygienisch nicht einmal wichtigste

Frage der körperlichen Ausbildung. Aufser demselben seien die Jugendspiele von grofser Bedeutung. Neben der förderlichen Einwirkung auf die Atmung und den Blutkreisumlauf hätten diese hygienisch noch besonderen Wert dadurch, dafs sie dem jugendlichen Gemüte in weitem Mafse das Gefühl nervenstärkender Freude und Freiheit gewährten und dadurch eine wahre Erholung gegenüber der Belastung des Nervensystems durch die geistige Arbeit und die Dressur der Schule bedeuteten. Für die jüngeren Knaben sollten die Jugendspiele hauptsächlich nur den Charakter fröhlichen, lebhaften Tummelns und Laufens tragen. Für die mehr herangewachsene Jugend besäfsen die ausgebildeteren feineren Kampfspiele noch besonders erziehlichen Wert. Ihr wechselnder Verlauf schaffe stetig neue Situationen, welchen augenblicklich begegnet werden müsse. Dadurch entwickelten sich Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und Selbständigkeit. Weiterhin wurde den Schulmärschen, den Wanderungen, dem Bergsteigen, dem Baden, Schwimmen und Rudern das Wort geredet. Die Leitung dieser Übungen komme nicht jedem Lehrer, sondern dem Turnlehrer zu, der wohl darüber unterrichtet sein müsse, welche Einwirkung jede Übung auf den Körper habe.

Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen wurde verlangt, dafs nach einem Turnunterricht, der als solcher den erzieherischen und physiologisch-hygienischen Anforderungen entspreche und dem Körper wirklich etwas biete, keine wissenschaftlichen Unterrichtsstunden folgen dürften, die ein ausgeruhtes Gehirn verlangten. Daher wurde von einigen Seiten befürwortet, die den Körper ermüdende Gymnastik vom übrigen Unterricht zu trennen. Auch über die Leichtigkeit, mit der ärztliche Zeugnisse zur Dispens vom Turnunterricht gegeben würden, wurden tadelnde Bemerkungen laut.

Scharf wurde auch auf dem Kongrefs gegen den Alkoholismus losgezogen. Ein Redner sah darin nichts Geringeres als „das Alpha und Omega der Destruktion“, „der psychischen und somatischen Deteriorität und Degeneration“, „der wirtschaftlichen Kalamität, des sozialen Mifsverhältnisses“, „kurz des menschlichen Elends“. Der Genufs alkoholischer Getränke rufe bei der heranwachsenden Jugend schwere Erkrankungen hervor, vermindere die Aufmerksamkeit und erschwere den Unterricht. Der Schüler erleide Einbufse an Intelligenz, Willenskraft, Gemüt und Charakter. Es habe deshalb die Schule die heilige Pflicht, am Kampfe gegen den Alkohol teilzunehmen. Als ein schreiender Unfug müsse es bezeichnet werden, wenn Abiturientenkneipen und -Kommerse unter dem Zeichen des Alkohols stünden und zudem noch durch die Teilnahme der Lehrkörper sanktioniert würden. Verlangt wurde unter anderem zunächst ein Verbot aller alkoholischen Getränke für unsere Schüler, dann Vorträge über ihre schädlichen Wirkungen oder eingestreute Bemerkungen beim Unterricht, ferner Durchsicht der Unterrichtsmittel in dieser Hinsicht, aufserdem Begünstigung der alkoholgegnerischen Verbindungen und zuletzt persönliches Beispiel der Lehrer.

Als ebenso schädlich für die Jugend wie der Alkohol wird das Rauchen erklärt; Erkrankungen des Auges, des Magens und des Herzens sind darauf zurückzuführen. Es ist natürlich, daſs ein Verbot desselben seitens der Schule gewünscht wurde.

Die Schädigung der Augen unserer Schüler ist abgesehen von anderen Einflüssen auf den mangelhaften Druck von Schulbüchern zurückzuführen. Um diesem Miſsstande abzuhelfen sind gewisse Anforderungen in der typographischen Ausstattung der Schulbücher zu verlangen. Im Anschluſs an eine Schrift von Herm. Cohn stellte Dr. Neuburger in einem Vortrage folgende „Mindestforderungen“ auf: 1. Es sollen nicht mehr als zwei Zeilen Druck in einem Quadratzentimeter sichtbar sein; 2. die Zeilenlänge soll 90 bis höchstens 100 mm betragen; 3. das Papier soll weiſs, gleichmäſsig dick, höchstens 0,075 mm dünn sein, mit möglichst wenig beigemengtem Holzstoff, satiniert, ohne Schattierung, sorgsam getrocknet und ohne Glanz; 4. die Druckfarbe soll tief tintenschwarz sein. Die physiologische Begründung dieser Bestimmungen wurde unterlassen und nur auf die Schrift von Cohn verwiesen. Es wurde als unbedingt notwendig verlangt, daſs sämtliche Schulbücher in dieser Hinsicht untersucht und nur tadellose Bücher zugelassen werden sollen, da eine Preiserhöhung bei der besseren Schonung der Augen keine Bedeutung habe. Zugleich wurde mitgeteilt, daſs das bayerische Staatsministerium dahinzielende Eingaben auf das Gutachten anderer Gelehrten hin abgelehnt habe.

Zum Schlusse komme ich auf eine sehr wichtige, vielerörterte Frage, zur Schularztfrage, über die eine Reihe von Vorträgen gehalten wurde. Aus diesen ist zu entnehmen, daſs es in Deutschland ungefähr 600 Schulärzte gibt, aber im Gegensatze zu anderen Ländern, wie Norwegen, Ungarn und auch Ruſsland von Stadtverwaltungen meist nur für die Volksschulen aufgestellt; nur Sachsen-Meiningen und Hessen machen eine Ausnahme. An den höheren Schulen fehlt der Schularzt fast gänzlich. Man konstatierte, daſs die Lehrer an denselben sich der Einführung desselben wenig freundlich gegenüber verhalten. Doch auch hier sei ein Schularzt notwendig, da die Lebensweise der höheren Gesellschaftskreise nicht einwandfrei sei in hygienischer Beziehung und der Schulbetrieb Gefahren für die heranwachsende Jugend in sich berge, wobei auf die Schädigung des Sehorgans und der Herztätigkeit der Schüler hingewiesen ward. Die moderne Schule, hieſs es, sei sich ihrer hohen Aufgabe auf dem hygienischen Gebiete nicht bewuſst und Lehrplan und Lehrmethode bedürften einer dringenden Änderung. Wer in das intellektualistische Schablonenmaſs nicht ohne weiteres hineinpasse, werde nicht selten in seinem jugendlichen Seelenleben grausam miſshandelt. Die verknöcherten Institutionen des Gymnasiums hätten neuen Einrichtungen Platz zu machen.

Zu diesem Zwecke ward zunächst die Aufstellung von Schulärzten an allen Schulen verlangt. In dieser Forderung waren alle Ärzte, die hierüber sprachen, einig.

Aber schon bei der Frage, ob der Schularzt eine besondere Vorbildung nötig habe, gingen die Ansichten etwas auseinander. Ein Redner erklärte, daſs es nicht genüge irgend einen praktischen Arzt mit der Agenda eines Schularztes zu betrauen, wie dies nur zu häufig geschehe, und daſs ein Arzt, möge er auch als Arzt der hervorragendste sein, ohne spezielle Schulung und Ausbildung in hygienischen Fragen und Untersuchungen den ihm gestellten Anforderungen nicht entsprechen könne. Ein anderer empfahl in einem mehrmonatlichen Kurse hygienisch-pädagogisch gebildete Schulärzte auszubilden. Ein dritter war dagegen der Ansicht, ein besonderes Schularztexamen und eine besondere Vorbildung sei unbillig und unnötig, da die Ausbildung der Ärzte gerade in hygienischen Dingen heutzutage weitgehend genug sei. Noch mehr schieden sich die Meinungen darüber, ob dem Schularzte zu gestatten sei, neben seiner amtlichen Tätigkeit noch die Praxis auszuüben. Die einen wollten dem Schularzt bloſs die Untersuchung der Schüler und keine Behandlung derselben zugestanden wissen, weil sonst die Amtstätigkeit als Nebenaufgabe betrachtet werden könnte und man die Animosität der praktischen Ärzte gegen den Schularzt vermeiden müsse. Andere sprachen sich gegen besonders beamtete Amtsärzte aus und hielten die Anstellung von praktischen Ärzten für das Zweckmäſsigste. Ebenso verhielt man sich ablehnend gegen die Einführung von Spezialärzten (Ohren-, Augen-, Zahnärzte), mochten diese ihre Bedeutung für die Schulen noch so sehr wiederholt betonen. Ein Redner (kein Spezialarzt) meinte, dies führe zu unabsehbaren Konsequenzen und sei nicht nötig, sogar direkt schädlich, weil dadurch die Aufstellung der Schulärzte verteuert und so erschwert und die Lehrer durch häufige Untersuchungen zu einer ablehnenden Haltung veranlaſst würden.

Welche Aufgabe ist dem Schularzt zuzuweisen? Dieser hat den Schutz der Schüler gegen die Gefahren des Schulbesuchs und des Unterrichts zu gewähren. Als hygienischer Sachverständiger hat er die Schulgebäude und ihre Einrichtungen (Schulbänke, Beheizung, Beleuchtung, Aborte) zu beaufsichtigen und zweitens den Schulleitern und Lehrern in allen auf die Gesundheit sich beziehenden Fragen Rat zu geben. Prof. Dr. Hertel weist ihm zunächst zu den hygienischen Kontrolldienst bei der Aufnahme der Schüler und während des Schuljahres. Letzterer besteht nach seiner Ansicht hauptsächlich in der Verhütung ansteckender Krankheiten. Als Mittel hiezu, führte er aus, diene a) strenge Anzeigepflicht der Eltern, Vormünder oder Wohnungsgeber über Erkrankungen in der Familie, b) strenge Anzeigepflicht der Hausärzte, c) Ermahnung und Belehrung der Schüler, eigenes Unwohlsein oder Unwohlsein der Mitschüler sowie in der Familie zur Anzeige zu bringen, d) eigene Beobachtung des Schularztes oder des Lehrers, der bei verdächtig erscheinenden Fällen eine Untersuchung durch den Schularzt zu vermitteln habe. Die zweite nicht minder wichtige Aufgabe desselben sei die hygienische Kontrolle des Unterrichtsbetriebes und des Schulunterrichtes selbst. Sie habe sich zu erstrecken auf die Stunden-

einteilung, die Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände, die Dauer der Unterrichtszeit, auf die Hausaufgaben und nicht zum mindesten auf den Lehrplan und die Lehrmittel. Der Redner forderte vom hygienischen Standpunkt eine einheitliche Mittelschule mit einem dem modernen Leben angepafsten Lehrplan und einer besseren, praktischen Lehrmethode in allen Fächern, damit der Unterricht bei viel geringerer Anstrengung erfolgreicher gestaltet, ein Verkümmern des Körpers infolge psychischer Überanstrengung verhindert und Luft gemacht werde für andere nützliche Fächer. Ein neues Fach sei die Gesundheitslehre, die ein Bestandteil der allgemeinen Bildung zu werden habe wie die Geschichte und Geographie. Dies sei eine weitere Aufgabe des Schularztes. Dem Dr. Leubuscher erschien dazu noch durchaus notwendig die gutachtliche Heranziehung des Schularztes in Fragen der Abschaffung und Beibehaltung des Nachmittagsunterrichtes, der Länge der Pausen, der Zeit und der Dauer der Ferien, die Einführung häufiger Schulspaziergänge, körperlicher Übungen, über den Druck der gebräuchlichen Lehrbücher, über die Einführung der Steilschrift. Dazu fügte ein anderer Redner, der Schularzt habe auch Vorträge über die Gesundheitspflege an die Eltern und Lehrerkreise zu halten, über die Auswahl des Unterrichtsstoffes und der Anschauungsmittel auf diesem Gebiete mitzuwirken und Rat zu erteilen. Ferner wurde verlangt, dafs für die Lehrer besondere Kurse eingerichtet werden, dafs für die Lehramtskandidaten die Hygiene ein obligatorisches Prüfungsfach zu bilden habe. Zugleich aber warnte man die Schule als Forschungsgebiet zu betrachten. Andererseits wurde empfohlen im besten Einvernehmen mit den Lehrern zu bleiben, da man der verständnisvollen Mitarbeit derselben nicht entbehren könne. Ein der Bedeutung und Verantwortung seine Berufes sich vollbewufster Lehrer kenne die psychischen Eigentümlichkeiten seiner Schüler besser als der Arzt, der bei Massenuntersuchungen doch nicht genug eingehend sich mit dem einzelnen zu beschäftigen vermöge.

Damit bin ich am Schlusse meines Referates angelangt. Wenn es mir nun gelungen ist das Interesse der Herren Kollegen für die behandelten Fragen zu erwecken, die Erörterung derselben zu veranlassen und eine weitere Stellungnahme unseres Standes herbeizuführen, so ist das Ziel und der Zweck meines Referates erreicht.

München. E. Brand.

Die Durchführung der ungeteilten Arbeitszeit in den drei unteren Klassen des Theresien-Gymnasiums.

In den letzten Jahren sind in unseren süddeutschen Grofsstädten, vor allem in München, die Bestrebungen um Einführung der sog. englischen Arbeitszeit erheblich stärker geworden. Lebhafte Kämpfe, in denen alle Gründe für und wider ins Feld geführt wurden, haben weitere Kreise der Öffentlichkeit für diese Frage interessiert. Hier und da wurde der praktische Versuch gemacht die durchgehende Arbeitszeit einzu-

führen; doch wurden und werden meist die Ergebnisse dieser Versuche von den Anhängern sowohl wie von den Gegnern in ihrem Sinne gedeutet.

Für die Freunde der Neuerung war viel gewonnen, wenn einmal an einer Mittelschule mit der neuen Arbeitszeit eine Probe gemacht und das bewährte Beispiel der norddeutschen Grofsstädte nachgeahmt werden konnte. Gerade hier läfst sich ja eine Reihe schwerwiegender Gründe anführen, die die ungeteilte Schulzeit für Grofsstädte wenigstens direkt zu fordern scheinen. In aller Kürze seien nur einige gestreift. In allen Familien der Grofsstadt ist infolge der weiten Entfernungen, die zurückzulegen sind, das Mittagsmahl oft nicht unerheblich über 12 Uhr hinausgerückt (Fälle, in denen um 1 Uhr, ja ½2 Uhr zu Mittag gegessen wird, sind in der Praxis nicht unerhört). Dadurch wird die Verdauung mit ihren erschlaffenden Wirkungen meist in den Beginn des Nachmittagsunterrichts verlegt und dadurch werden jene martervollen, jedem Lehrer bekannten Stunden von 2—3 Uhr geschaffen. — In sehr vielen Fällen haben die Schüler, besonders die eines Peripheriegymnasiums, einen langen Weg zur Schule und zurück doppelt zu machen. Man wendet ein, diese ergiebige Bewegung wirke ja gerade gesundheitfördernd und sei das erwünschte notwendige Gegengewicht zur Qual des langen Sitzens. Aber man übersieht dabei, dafs diese Bewegung selten oder nie von der Ruhe des Gemütes begleitet ist, sondern im Gegenteil Hast und nervöse Unruhe erzeugt, ganz abgesehen von der stumpfmachenden Monotonie der beständig sich wiederholenden Eindrücke. Mit der Einführung der ungeteilten Arbeitszeit wären diese Nachteile geschwunden; die Möglichkeit richtiger Erholung durch Spiele im Freien, durch Wanderungen etc. wäre gesichert, die Eltern könnten eher daran denken gesunde Wohnungen in der Ferne vom Dunst der Grofsstädte zu wählen. Das sind nur wenige Gründe, deren Zahl sich ad libitum vermehren läfst.

Das Kgl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten verschlofs sich solchen Bestrebungen und dem Gewicht ihrer Begründung nicht und erliefs unter dem 30. Juli 1904 folgende Verfügung:

„Das Kgl. Staatsministerium verkennt keineswegs, dafs das Zu-„sammenfassen der Unterrichtszeit an den Mittelschulen auf den Vor-„mittag in hygienischer und anderen Beziehungen Vorteile mit sich „bringt. Andrerseits mufs aber auch betont werden, dafs eine wirk-„same Durchführung der Mafsnahme sich nur dann erwarten läfst, „wenn die vormittägige Arbeitszeit nicht blofs an den Mittelschulen, „sondern auch bei allen anderen Schulgattungen und namentlich im „öffentlichen Leben überhaupt allenthalben im grofsen Mafsstabe zur „Einführung gelangt, wovon z. Zt. und wohl auf Jahre hinaus in München „nicht die Rede sein kann.

„Gleichwohl will das Kgl. Staatsministerium sich den bezüglichen „Bestrebungen gegenüber nicht ablehnend verhalten. Es wird viel-„mehr auf Grund eines Beschlusses des Obersten Schulrates genehmigt, „dafs am Kgl. Theresiengymnasium in München während des nächsten „Schuljahres versuchsweise eine fakultative Zusammenlegung des wissen-„schaftlichen Unterrichts auf den Vormittag in je einem Parallelkurs „der drei unteren Klassen nach Wahl der Eltern durchgeführt werde. „Die Mafsnahme wird aber ausdrücklich an die Voraussetzung geknüpft,

„dafs in den betreffenden Parallelkursen eine der schulordnungsmäfsigen „Normalzahl annähernde Frequenz erreicht wird . . . .“

Bei diesem Erlasse ist zu beachten, dafs das Ministerium nicht von einem ungeteilten, ausschliefslich vormittägigen Unterricht, sondern nur von einer Zusammenlegung der wissenschaftlichen Fächer auf den Vormittag spricht: Lehrstunden wie Schönschreiben, Turnen, Zeichnen, Singen hätten nach wie vor in den Nachmittagsstunden gegeben werden können. Mit einer solchen Einteilung war den Freunden der ungeteilten Arbeitszeit natürlich gar nicht gedient. Erfreulicherweise aber gestaltete sich die weitere Durchführung der Mafsnahme so, dafs der gesamte Nachmittagsunterricht wegfallen konnte.

Mit Beginn des Schuljahres 1904/05 wurden die Eltern sämtlicher Schüler der drei unteren Klassen (im ganzen 425) in einer gedruckten Mitteilung von dem Erlasse des Ministeriums in Kenntnis gesetzt und aufgefordert sich für die Reformzeit oder für Beibehaltung der alten Unterrichtszeit zu entscheiden. Das Ergebnis der Rundfrage überraschte: während der Erlafs skeptisch mit der Möglichkeit gerechnet hatte, dafs sich die für eine normale Klassenbildung erforderliche Schülerzahl nicht würde finden lassen, erklärte sich eine so grofse Mehrheit von Eltern für die Neuerung, dafs mit der Bildung eines einzigen Parallelkurses das Bedürfnis bei weitem nicht befriedigt werden konnte. Als Anhänger der neuen Arbeitszeit nämlich bekannten sich die Eltern von 108 Schülern unter 164 Schülern der 1. Klasse, die Eltern von 77 Schülern unter 128 Schülern der 2. Klasse, die Eltern von 100 Schülern unter 133 Schülern der 3. Klasse. Es wurde demnach die Einführung des zusammenhängenden Unterrichts in je zwei Parallelkursen notwendig und so wurden eingewiesen in I A 42, I B 42; in II A 47, II B 30; in III A 42, III B 48 Schüler. Unberücksichtigt mufsten bleiben 24 Schüler der I., 10 Schüler der III. Klasse.

Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte, wie sich leicht denken läfst, die Schaffung des Stundenplans. Nach der Intention des Ministeriums hatte man sich ursprünglich begnügt die wissenschaftlichen Fächer unter Ausdehnung des Unterrichts bis 12 Uhr auf den Vormittag zu verlegen und demgemäfs für die übrigen Fächer die Nachmittagsstunden von 3—5 Uhr heranzuziehen; dadurch hätten aber die sog. Reformklassen die erhofften freien Nachmittage zum gröfsten Teil wieder verloren. Noch während der Arbeit am Stundenplan erwies es sich aber als leichter durchführbar und kam zudem den Wünschen und Hoffnungen der Eltern mehr entgegen, die Stunden von 12—1 Uhr zu Hilfe zu nehmen. Die Aufeinanderfolge von 5 Unterrichtsstunden mit entsprechenden eingelegten Ruhepausen durfte nach dem Ergebnis exakter Forschungen als hygienisch unbedenklich gelten umsomehr, als es gelungen war die Stunden von 12—1 Uhr durchweg, die von 11—12 zum grofsen Teil mit Fächern auszufüllen, die von den Schülern kein erhöhtes Mafs von Denkkraft erforderten. So war der grofse Vorteil gewonnen, dafs die Nachmittage vom obligatorischen Unterricht ganz frei wurden. Vielleicht interessiert es zu zeigen, wie der Stundenplan der 6 Reformklassen von 11—1 Uhr sich gestaltete:

Teilstundenplan
der A- und B-Kurse der drei unteren Klassen.

		Montag		Dienstag		Mittwoch		Donnerstag		Freitag		Samstag	
		A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.	A.	B.
11—12.	I. Kl.	Dtsch.	Lat.	Arithm.	Kalligr.	Dtsch.	Lat.	Natkde.	Dtsch.	Dtsch.	Natkde.	Dtsch.	Arithm.
	II. Kl.	Geogr.	Geogr.	Lat.	Dtsch.	Kalligr.	Zeichn.	Lat.	Kalligr.	Arithm.	Lat.	Dtsch.	Arithm.
	III. Kl.	Sing.	Sing.	Lat.	Lat.	Gesch.	Lat.	Lat.	Gesch.	Geogr.	Zeichn.	Zeichn.	Geogr.
12—1.	I. Kl.	Sing.	Sing.	Kalligr.	—	—	—	Sing.	Sing.	—	—	—	Kalligr.
	II. Kl.	—	Natkde.	Sing.	Sing.	—	—	Natkde.	—	Sing.	Sing.	—	—
	III. Kl.	Turn.	Turn.	Zeichn.	—	Sing.	Sing.	Turn.	Turn.	—	—	—	Zeichn.

Die eingeschalteten Pausen verteilten sich so, dafs um 9 Uhr 5 Minuten freigegeben wurden, um 10 Uhr die übliche Viertelstunde, um 11 Uhr abermals 15 Minuten, wobei die Lehrstunde von 11^{15} —12^{15} dauerte, falls sich keine weitere an sie anschlofs. Folgte dagegen noch ein Unterrichtsfach, so schlofs die Stunde um 12 Uhr, worauf nach 10 Minuten Pause die letzte Lehrstunde begann.

Im Zusammenhang mit dem Stundenplan sei hier nebenher bemerkt, dafs auf eine Anfrage des Ministeriums, ob es möglich sei die ungeteilte Unterrichtszeit auch auf die mittleren Klassen (4. 5. 6.) auszudehnen, ein theoretischer Stundenplan ausgearbeitet wurde, demgemäfs alle Pflichtstunden auf die Vormittagszeit von 8—1 Uhr verlegt werden konnten. Für die Wahlfächer jedoch mufsten teilweise die Nachmittagsstunden von 3—5 Uhr zu Hilfe genommen werden. Eine Verlegung des Gesamtunterrichts auf den Vormittag läfst sich in den mittleren und oberen Klassen ohne Ausdehnung der Schulzeit bis 2 Uhr nicht durchführen; dagegen sprechen jedoch gesundheitliche Bedenken.

Welche Erfahrungen wurden nun mit der ungeteilten Arbeitszeit im Laufe des Schuljahrs gemacht? Es kann mit Genugtuung festgestellt werden, dafs die Interessen der Schule unter der Neuerung in keiner Weise zu leiden hatten. Nach den übereinstimmenden Angaben aller hier in betracht kommenden Lehrer haben die Erfahrungen des Schuljahrs den Beweis erbracht, dafs man auch bei Durchführung der neuen Unterrichtszeit das Lehrpensum in demselben Umfang und mit der gleichen Gründlichkeit bewältigen kann ohne den Schülern gesteigerte häusliche Tätigkeit zumuten zu müssen. Die Beobachtungen der Ordinarien deckten sich mit denen der Fachlehrer; auch sie erklärten einstimmig, dafs wie in anderen Jahren und in nichtreformierten Klassen das volle Jahrespensum ohne irgend welche nachteiligen Folgen erledigt werden konnte.

Auch die Aufeinanderfolge der 5 Lehrstunden bewirkte nicht die Übermüdung, die man anfänglich befürchtete. Der Ordinarius hatte es ja wenigstens z. T. in der Hand durch verständigen Wechsel der Lehrfächer nach Möglichkeit Übermüdung zu verhindern und mehrfach wurden die praktischen Ratschläge, die Schiller, ein überzeugter Anhänger der zusammenhängenden Unterrichtszeit, in dieser Richtung erteilt, mit gutem Erfolge verwertet. Hauptsächlich gilt dies für die Stunden von 11—12; konnten sie z. B. mit Geschichte oder Geographie ausgefüllt werden, so war nach den Beobachtungen aller Lehrer die Aufnahmefähigkeit und geistige Beweglichkeit der Schüler durchaus normal. Nur in einem Falle gingen die Wahrnehmungen auseinander, wenn nämlich durch die Ungunst des Stundenplans eine Lateinstunde, die von den Schülern gröfsere Gehirntätigkeit verlangt, auf die Stunde von 11—12 Uhr verlegt werden mufste. Während die einen auch in diesem Falle keinerlei Spuren auffälliger Ermüdung wahrgenommen haben wollen, stellen andere doch eine gewisse Erschlaffung der Schüler fest. Doch kann mit aller Bestimmtheit behauptet werden, dafs diese Abspannung nicht entfernt den Grad erreichte, der wohl allen Kollegen aus den Stunden von 2—3 Uhr in unangenehmer Er-

innerung ist. Der Schaden liefs sich übrigens auch dadurch verringern, dafs in diesen Stunden aus Grundsatz nie ein neuer Stoff angegriffen, sondern nur auf Wiederholung und Vertiefung des bereits Gelernten Bedacht genommen wurde. Was dagegen die Stunden von 12—1 betrifft, so wufsten die Fachlehrer, die in nichtwissenschaftlichen Fächern unterrichteten, von mangelnder Frische der Schüler nichts zu berichten, sondern konstatierten im Gegenteil ein auffallendes Mafs von Lebhaftigkeit. Im allgemeinen hat sich also auch bei diesem Versuche bestätigt, dafs fünf Lehrstunden mit eingelegten Pausen unbedenklich auf einander folgen dürfen. Das gilt vom Winter sowohl wie von der wärmeren Jahreszeit; während der ungewöhnlich heifsen Tage des heurigen Juli wurde mehrmals der Unterricht auch in den Reformklassen um 11 Uhr vormittags geschlossen.

Es bedarf natürlich keiner näheren Ausführung über die grofsen Vorteile, die für die Lehrer aus der neuen Arbeitszeit erwachsen. Die Fälle, in denen man vier Stunden nach einander zu unterrichten hatte. waren selten und man war bald gewöhnt die anfänglich sich einstellende Ermüdung zu überwinden; auch hatte man sich in kurzer Zeit eine gewisse Kehlkopftechnik angeeignet, die es einem ermöglichte mit den Stimmitteln hauszuhalten.

Die Schüler selbst waren durchweg begeisterte Anhänger des ausschliefslichen Vormittagsunterrichts und würden die Rückkehr zu den früheren Verhältnissen sehr unliebsam empfinden. Der Gesundheitszustand der Schüler war ausnahmslos befriedigend und bot kein beunruhigendes Moment, das auf Rechnung der Neuerung zu setzen wäre. Wie schon oben erwähnt, konnte man auch während der Stunden von 11—1 Uhr mit der geistigen und körperlichen Frische der Jugend wohl zufrieden sein. Jedermann mufs es nur natürlich finden, dafs infolge des langen Sitzens in diesen Stunden die Neigung zu Unruhe etwas gesteigert ist. Doch war das nicht in dem Mafse der Fall, dafs der Unterricht gelitten hätte. Es ist überdies schon oben gezeigt worden, wie in diesem Falle das Lehrfach von grofsem Einflufs ist. Stunden, die das Interesse stark fesselten, waren freier von Unruhe als z. B. Lateinstunden mit ihrem spröderen Stoff. Von den täglichen freien Nachmittagen hatte man ursprünglich mancherlei befürchtet: sie würden in kleinerem Mafsstab ähnlich wirken wie die schulfreien Tage überhaupt, d. h. die Schüler würden am andern Tage gröfserer Sammlung bedürfen um sich zu geistiger Arbeit zu konzentrieren; eine weitere Folge werde sein die ausgiebigere Beschäftigung mit anderen der Schule ferne liegenden Dingen und hiemit die Gefahr eines leichtfertigen, oberflächlichen Betriebes der Studien, eine Förderung der ohnehin so oft beklagten Zersplitterung. Alle diese Besorgnisse erwiesen sich nach den Wahrnehmungen der Lehrer als unbegründet.

Am meisten entscheidend für den weiteren Fortgang der Versuche ist natürlich die Stellung der Eltern, die sie auf Grund ihrer Erfahrungen künftighin einnehmen. Und da scheint die Prognose nicht ungünstig; denn die überwiegende Mehrzahl wufste von der

Neuerung Gutes zu rühmen. Freilich fehlte es nicht an Stimmen, die sich ungünstig äufserten. Wir sehen von denen ab, die mangels treffender Gründe die Schuld an den schlechten Erfolgen des Sohnes auf die Reformzeit schoben. Triftiger, wenngleich unbegründet, waren die Einwände über die Ungleichheit der Unterrichtszeit, wenn etwa Geschwister verschiedene Anstalten besuchten; doch war eine solche Störung von vornherein vorauszusehen und die Möglichkeit vorhanden den Jungen dem Parallelkurs mit der alten Unterrichtseinteilung zuzuweisen. Ab und zu hörte man auch Eltern sagen, sie wüfsten nicht, wie man den Jungen den langen Nachmittag über beschäftigen solle; auch das ist natürlich noch lange kein Argument gegen die ungeteilte Arbeitszeit. Am häufigsten, auch aus dem Munde der Eltern, die sonst durchaus für die neue Arbeitszeit eintraten, war die Klage über Appetitlosigkeit des Sohnes am Mittagtisch. Auf Fragen konnte man dann öfter erfahren, dafs der Junge allein essen mufste, weil die Angehörigen das Mahl schon beendet hatten; dadurch wird aber erfahrungsgemäfs die Efslust nicht erhöht. In den meisten Fällen ergab sich aber, dafs die Schüler in überreichem Mafse mit Frühstücksbroten versehen waren; wenn dann in jeder Pause ein belegtes Brötchen verzehrt wurde, konnte natürlich der Appetit am elterlichen Tische nicht mehr grofs sein.

Doch alle diese hier angeführten Gegengründe sind belanglos angesichts der weit zahlreicheren Erklärungen, die zugunsten der Reformzeit lauteten. Dafs vor allem die Eltern der Schüler, die weit an der Peripherie oder in den Vororten Talkirchen, Ludwigshöhe, Pasing, Starnberg, Bruck usw. wohnen, dankbar die Neuerung begrüfsten, ist ohne weiteres verständlich. Aber auch die andern wufsten manche Lichtseiten aufzuzählen: der Wert der durch die freien Nachmittage geschaffenen gröfseren Erholungspause sei unverkennbar; jetzt sei Gelegenheit zu ausgiebiger Bewegung, zu Spielen und Wanderungen in freier Luft gegeben; im Winter sei es besonders schätzenswert, dafs die häuslichen Aufgaben noch bei Tageslicht erledigt werden könnten; das Arbeiten nach dem Abendessen falle erst jetzt ganz weg.

Man sieht, dafs das Interesse der Eltern an der zusammenhängenden Unterrichtszeit sehr stark ist; das geht insbesondre auch aus der Tatsache hervor, dafs schon im Herbst 1904 in einem an das Staatsministerium gerichteten Gesuch um Durchführung der Reformzeit auch in den höheren Klassen gebeten worden war, ein Verlangen, dem mitten unter dem Schuljahr natürlich nicht stattgegeben werden konnte.

Nach den Erfahrungen, die sich im Laufe eines einzigen, kurzen Schuljahrs sammeln liefsen, kann das Gesamturteil abgegeben werden, dafs sich die ungeteilte Arbeitszeit entschieden bewährt hat. Es ist ja nicht anzunehmen, dafs eine alle bürgerlichen Verhältnisse so tief berührende Änderung im Handumdrehen von allen wird angenommen werden; noch weniger darf hier an Zwang gedacht werden. Wohl aber wird, wer für bedächtigen Fortschritt ist, gerne die Hand bieten

um ein gutes Neues zu fördern; sichtbare Erfolge werden weiterhin Propaganda machen, die Jugendspielbewegung ist auf die Dauer ohne weitere freie Nachmittage zur Unfruchtbarkeit verdammt und wird eine Halbheit bleiben: kurz, es scheint nicht ausgeschlossen, dafs die ungeteilte Arbeitszeit sich mit der Zeit in unseren grofsen Städten durchsetzt. Fürs erste aber hoffen wir, dafs das Staatsministerium sich dazu verstehen wird die Versuche mit dem ausschliefslichen Vormittagsunterricht fortzusetzen und den Stundenplan auf die mittleren Klassen auszudehnen.

München. Dr. Fr. Fischer.

Über neuere Vorschläge zur Reform des mathematischen Unterrichts.[1])

Ist der jetzige mathematische Unterricht des humanistischen Gymnasiums noch zeitgemäfs oder bedarf er einer Umgestaltung? Diese Frage wird gegenwärtig lebhaft diskutiert. Es haben sich zu ihrer Erörterung nicht blofs viele Mittelschullehrer zu einem Vereine zusammengeschlossen, auch die Hochschullehrer bekunden hiefür in hocherfreulicher Weise grofses Interesse. Auf dem vorjährigen Internationalen Mathematikerkongrefs zu Heidelberg konstituierte sich eine Sektion für Pädagogik, in der die zeitgemäfse Ausbildung des mathematischen Unterrichts eingehend besprochen wurde, und auf der Naturforscherversammlung zu Breslau wurde nach einer längeren Diskussion, an der nicht blofs Lehrer der Mathematik an Hoch- und Mittelschulen sondern auch Techniker und Ärzte sich beteiligten, eine Kommission niedergesetzt, die für die nächste Tagung bestimmte Vorschläge über eine zweckmäfsige Gestaltung des heutigen mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts auszuarbeiten hat. Immer häufiger wird auch die aufgeworfene Frage in Zeitschriften und in akademischen Reden behandelt. Auf alle in neuerer Zeit gemachten Vorschläge hier einzugehen, würde zu weit führen. Ich beschränke mich auf die akademische Festrede von A. Pringsheim „Über den Wert und angeblichen Unwert der Mathematik“ und die Antrittsrede des Rektor magn. F. Lindemann „Lehren und Lernen in der Mathematik“.

Das Urteil, das hier über den Mathematikunterricht der bayerischen Gymnasien gefällt wird, lautet nicht günstig. Pringsheim [2]) bezeichnet dessen Früchte beim gröfseren Teile der Schüler als recht kümmerliche: nur eine verhältnismäfsig geringe Zahl von Schülern ziehe aus dem Schulunterricht sichtlichen und nachhaltigen Erfolg; das humanistische Gymnasium fördere die Schüler nicht so weit, dafs diejenigen, die sich der Mathematik oder Physik zuwenden, im ersten Studiensemester mit

[1]) Vortrag, gehalten in der Sektionssitzung der Mathematiker auf der 23. Generalversammlung des Bayer. Gymnasiallehrer-Vereines zu Würzburg, Ostern 1905. — Dieser Vortrag war schon im Juni ds. Js. in den Händen der Redaktion, konnte aber aus äufseren Gründen nicht eher zum Abdruck gelangen. (Die Red.)

[2]) Jahresbericht der Mathematiker-Vereinigung, XIII, S. 375.

genügendem Verständnisse einer Vorlesung über Differentialrechnung folgen können. Nach Lindemann stehen die Leistungen der bayerischen Schulen in der Mathematik hinter denen anderer Staaten zurück. „Die Dozenten der Mathematik an der Universität haben wohl alle, sagt er, die Erfahrung gemacht, dafs die mathematischen Anfangsvorlesungen dem bayerischen Studenten mehr Schwierigkeiten bereiten als anderen."

Tatsächlich ist das Verhältnis der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsstunden zur Gesamtstundenzahl an keinem deutschen Gymnasium so gering, wie bei uns.[1]) Am preufsischen Gymnasium sind seit 1837 der Mathematik und Physik $34+9=43$ Stunden eingeräumt, wir haben für dieselben Fächer nur 33 Stunden. Diese reichen nicht aus um eine gute Schulung im mathematischen und naturwissenschaftlichen Denken zu erzielen, um das Wissen zum Können ausreifen zu lassen. Das heben auch Pringsheim und Lindemann ausdrücklich hervor und sie fordern dringend eine Vermehrung der Unterrichtsstunden. Pringsheim meint, es müsse zu ermöglichen sein, ohne Vermehrung der obligatorischen Schulstunden und ohne den Charakter des Gymnasiums zu beeinträchtigen, die Anzahl der Mathematik- und Physikstunden in den 3 oberen Klassen auf 6 zu erhöhen.[2]) Ebenso hält auch Lindemann eine Hebung des mathematischen Unterrichtes am bayerischen Gymnasium ohne Vermehrung der Stundenzahl für ausgeschlossen.

Eine solche Erhöhung wird freilich auf Widerstand stofsen; stellte doch Dr. Gebhard auf der 21. Generalversammlung des bayer. G.-V.

[1]) **Übersicht über die Unterrichtsstunden, die in den sechs grössten deutschen Staaten der Mathematik, den Naturwissenschaften und dem Zeichnen eingeräumt sind.**

	Bayern	Preufsen	Sachsen	Württemberg	Baden	Hessen
Mathematik . . .	27	34	33	33	33	35
Physik u. math. Geogr.	6	9	8	8	8	8
Naturbeschreibung .	5	9	7	6	10	10
Zeichnen . . .	4	8	4	7	10	8
Gesamtstundenzahl . (Turnen ausgeschlossen)	228	259	258—262	263	261	265

Verhältnis der den einzelnen Fächern zugewiesenen Stunden zur Gesamtstundenzahl (in Prozenten).

	Bayern	Preufsen	Sachsen	Württemberg	Baden	Hessen
Latein	29	26	28	31	28	26
Deutsch	12	10	10	8	8	10
Griechisch	16	14	16	15	14	14
Geschichte u. Geogr.	11	10	11	9	10	10
Mathematik u. Physik	14	17	16	16	16	16

[2]) Nach Schanz (Die neue Universität und die neue Mittelschule, S. 61), Gerstenecker (Bericht der 16. Generalversammlung, S. 62) und Flierle (Bericht der 22. Generalversammlung, S. 61) könnte der lateinische Unterricht wohl einige Stunden abgeben. Und das Geschichtspensum der 8. Klasse läfst sich nach dem Urteil erfahrener Lehrer auch in 2 Stunden bewältigen.

die Thesis auf, es sei „eine erhebliche Verminderung des rein mathematischen sowie des nur für technische Berufsarten notwendigen mathematischen Lehrstoffes" wünschenswert.[1] Zweck der Thesis war, die Mathematik (nicht die Physik) um 2—4 Stunden zu verkürzen. Dieser Vorschlag wird selbst von Herrn Geheimrat Uhlig im „Humanistischen Gymnasium"[2] bekämpft, wie von ihm schon wiederholt die Mathematikstunden des bayerischen Gymnasiums für unzureichend erklärt wurden. Dieser energische Verfechter des humanistischen Prinzips meint, 4 wöchentliche Unterrichtsstunden für Mathematik und 2 für Physik seien in den vier oberen Klassen „als dringend wünschenswertes Komplement des wesentlich andersartigen historisch-philologischen Denkens" notwendig; eine Verkürzung des mathematischen Unterrichtes in den oberen Klassen wäre nicht blofs zum Nachteil der künftigen Mathematiker, Naturforscher und Mediziner sondern fast mehr noch zum Schaden derer, die sich später einem Studium auf dem Felde der Geisteswissenschaften zuwenden.

Die Meinung des Herausgebers des „Humanistischen Gymnasiums" wird zwar bei uns hochgeschätzt, ob sie aber das Vorurteil mancher unserer Altphilologen gegen die Mathematik zerstreuen wird, möchte ich nach dem, was auf der Regensburger Versammlung gesprochen wurde, bezweifeln. Deshalb müssen die Gymnasialmathematiker den Vertretern ihrer Wissenschaft an der Münchener Universität dankbar sein, dafs sie öffentlich wieder darauf aufmerksam gemacht haben, in welch ungünstigem Verhältnisse bei uns die Mathematikstunden zur ganzen Unterrichtszeit stehen. Der Mathematiker des Gymnasiums mufs von der ihm eingeräumten Zeit jede Spanne ausnützen um das überreiche Pensum mit einer grofsen Schülerzahl auch nur einigermafsen zu bewältigen. Ohne grofse Berufsfreudigkeit müfste er bei der Hetze alle Lust und alle Freude an der Arbeit verlieren. Trotz aller Mühe und Plage erntet er nur den Vorwurf, seine Schüler seien weniger vorgebildet als die anderer deutscher Gymnasien, sie haben keine Ahnung, was Mathematik eigentlich sei.

Indes glaube ich nicht, dafs Pringsheim und Lindemann unsere Tätigkeit herabwürdigen wollten. „Lehren ist eine schwere Kunst", sagt ersterer, „und das Lehren der mathematischen Anfangsgründe der schwersten eine." Ein gleichfreundliches Wort für unsere Arbeit findet man zwar bei Lindemann nicht; aber man wird auch in dem allbekannten Satze der letzten Münchener Rektoratsrede keine Blofsstellung der Mathematiklehrer an den Gymnasien Bayerns erblicken können, wenn man beachtet, was ihm vorausgeht und was folgt. Lindemann wiederholt nur aus der von ihm zitierten Rede des Physikers v. Öttingen den Ausspruch: „Ein Primaner hat gar keinen Begriff vom Wesen der höheren Mathematik." Dieser Tadel trifft, wenn er berechtigt sein sollte, nicht die Lehrer des Gymnasiums sondern die Unterrichtsverwaltung, die es bis jetzt versäumt hat höhere Analysis in das Lehrprogramm einzusetzen.

[1] Flierle und Menrad äufserten sich auf der 22. G.-V. in demselben Sinne.
[2] Das Humanistische Gymnasium XII, 171; IX, 19; XV, 97.

Nicht blofs die mathematische Ausbildung unserer Abiturienten bemängelt Lindemann, er macht dem Gymnasium auch den Vorwurf, es entlasse Schüler, die nicht gelernt haben, ihre Muttersprache gut und richtig zu schreiben. Pringsheim erhebt dieselbe Klage. Die Hand aufs Herz! Es ist leider so. Wir machen dieselbe Erfahrung, namentlich im Physikunterricht. Wenn es gilt einen in seiner Tätigkeit vorgeführten Apparat zu beschreiben oder den Gang und das Ergebnis eines genau erklärten Versuches klar, einfach und wohlgeordnet darzulegen, so versagen die Schüler meist. Das ist nicht immer auf Unkenntnis des Stoffes zurückzuführen, sondern die jungen Leute lernen schwer, wie man einen natürlichen Gegenstand angreifen, behandeln und beobachten kann. An den norddeutschen Schulen ist es in dieser Beziehung nach den Ausführungen von Virchow und Helmholtz auf der Berliner Schulkonferenz vom Jahre 1890 nicht besser bestellt trotz des viel intensiveren Unterrichts in der Mathematik und Physik. Es scheint etwas Wahres zu sein an der bei gleicher Gelegenheit gefallenen Äufserung,[1]) die naturwissenschaftlichen Disziplinen können am Gymnasium zur Entfaltung der ihnen innewohnenden erziehlichen Wirkung deshalb nicht gelangen, weil das Interesse des Schülers zumeist nach einer anderen Richtung abgelenkt werde und die überwiegende Schulung des Geistes in den alten Sprachen das Verständnis für die kausalen Beziehungen in den Erscheinungen des modernen Lebens erschwere. Als Gegengewicht gegen die einseitige linguistische Ausbildung, gegen das Phrasenmachen, wie es sich so gerne im deutschen Aufsatze zeigt, werden schriftliche Ausarbeitungen mathematischer Sätze, Aufsätze und Vorträge über naturwissenschaftliche Themen empfohlen.[2]) Das sind sicher vorzügliche Übungen. Aber woher sollen wir die Zeit nehmen? Übrigens glaube ich, mehr noch als die Schule tut hier die Natur.

Die beiden Münchner Professoren tadeln nicht blofs, sie machen auch positive Vorschläge zur Beseitigung der Mängel des jetzigen Unterrichtsbetriebes. Betrachten wir diese näher!

Lindemann geht aus von den Grundprinzipien des humanistischen Gymnasiums. Zweck der Schule sei, dem Schüler die sog. allgemeine Bildung zu übermitteln; einen Teil dieser mache die Mathematik aus. Sie sollte aber nicht äufserlich, wie jetzt, neben den anderen Disziplinen stehen, sondern mit dem ganzen Unterricht organisch verwachsen sein. Die Mathematik sei stets ein grofser Faktor im Kulturleben der Menschheit gewesen; als solcher sei sie dem Schüler in historischem Zusammenhang vorzuführen. Die Wissenschaft, in der die Hellenen für alle Zeiten Unvergängliches geschaffen haben, bilde ein unzerreifsbares Band, das unser modernes Denken direkt mit dem antiken verknüpfe. Dieses Band werde an den Gymnasien nicht mehr beachtet. Zwar lerne der Schüler ein Stück antiker Geometrie, aber ohne dafs er sich dessen bewufst werde. Euklids Elemente eignen sich nicht zur Einführung in

[1]) Slaby, Verh. u. Fragen d. höheren Unterrichtes, Berlin, 1900.
[2]) Helmholtz, Verh. u. Fragen d. h. Unterrichts 1890, S. 206; Uhlig, Hum. Gymn. V, S. 138.

die Geometrie, doch müsse man auf einer späteren Stufe zu Euklid zurückkehren, wenn der Schüler wirklichen Einblick in ein wissenschaftliches System gewinnen solle. Der Gymnasiast lerne heute auch ein Stück etwas modernerer Trigonometrie und Algebra, aber es fehle der Zusammenhang mit der Vergangenheit, der Ausblick auf die großartige Entwicklung unserer heutigen Wissenschaft. Die größten Entdeckungen der letzten 300 Jahre bleiben dem größeren Teile der Gebildeten unserer Zeit verschlossen. Daß der allgemeine Funktionsbegriff die Entwicklung der Mathematik seit Newton und Leibnitz durchsetze und beherrsche, solle dem Schüler in Prima klar gemacht werden und dies durchzuführen sei nicht unmöglich; denn dazu liegen in der Trigonometrie die besten Vorübungen zur Hand, dazu biete sich in der Physik mannigfache Gelegenheit, dazu werde auch die Kegelschnittslehre beitragen, wenn der Lehrer den großartigen Inhalt der allgemeinen Begriffe und das weite Feld ihrer Anwendungen auf Astronomie und Physik zu erläutern wisse. Die eigentliche Technik freilich gehöre nicht auf die Schule; sie könne nützliche Beispiele liefern um das Interesse zu wecken, doch dürfe sie nicht das Leitmotiv für eine Reform des mathematischen Unterrichts bilden. Die Schule habe den inneren Menschen zu bilden; für diesen sollte es stets eines der höchsten Ideale sein die Menschheit in ihrem Werden aus der Vergangenheit zu verstehen, aber auch die Methoden exakter Kenntnis abzuwägen, die Grenzen aller menschlichen Erkenntnis zu begreifen oder wenigstens zu ahnen; und der einzige Weg dahin gehe durch das Tor der höheren Mathematik.

Das ist der Gedankengang der Lindemannschen Rede. Darnach ist 1. die Mathematik dem Schüler in historischem Zusammenhang vorzuführen, insbesondere soll 2. der Gymnasiast direkt die Stoicheia kennen lernen, 3. sind die Elemente der Infinitesimalrechnung in das Lehrprogramm aufzunehmen.

Pringsheim befürwortet nicht die Einführung der Differentialrechnung, ihm scheint nur das arithmetisch-algebraische Pensum einer Abrundung nach oben zu bedürfen. Als wünschenswerte Ergänzungen[1] bezeichnet er: Elemente der Kombinationslehre und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Binomischer Satz, auch für negative und gebrochene Exponenten, mit Übergang zu den Elementen der Reihenlehre. Exponentialfunktion und Logarithmus als Grenzwerte und unendliche Reihen. Einige Hauptsätze aus der höheren Algebra: Begriff der Derivierten einer ganzen Funktion. Maxima und Minima ganzer Funktionen. Rollescher und Sturmscher Satz. Unterschied zwischen algebraischer und numerischer Auflösung algebraischer Gleichungen. Einiges über numerische Auflösung.

Dazu ist noch zu bemerken, daß Pringsheim und Lindemann irrtümlicherweise annehmen, am bayerischen Gymnasium werden schon die Elemente der analytischen Geometrie gelehrt. Was wir in den der „analytischen Geometrie“ zugewiesenen Stunden — etwa ein

[1]) Jahresbericht der Math.-Vereinigung 1904, Seite 377, Fußnote.

Dutzend — vorschriftsmäfsig durchnehmen, entspricht nicht der Forderung Pringsheims, wonach klares Verständnis des Funktionsbegriffes erzielt, auch die für die Naturwissenschaften unentbehrlichen Eigenschaften der Kegelschnitte hergeleitet und durch Behandlung des Tangentenproblems ein Ausblick auf die Differentialrechnung geschaffen werden sollte.

Wir sehen, die beiden Gelehrten kommen sich in ihren Endzielen ziemlich nahe, wenn auch jeder sein eigenes Forschungsgebiet etwas stärker betont wissen will.

Ehe ich auf die einzelnen Vorschläge eingehe, möge mir eine kurze Darlegung meines Standpunktes gestattet sein. Die Schulordnung f. d. b. G. bezeichnet die Mathematik als ein Hauptfach; anzustreben, dafs sie das Hauptfach werde, wäre eine überspannte Forderung. Wer von der Mathematik alles Heil erwarten und in ihr „die Fackelträgerin einer neuen Zeit" sehen wollte, würde ebenso der Einseitigkeit geziehen werden, wie der, welcher behauptet, jede an den humanistischen Schulen der Mathematik abgenommene Stunde komme der Menschheit zugute. Das mathematische Pensum des humanistischen Gymnasiums, einer Stätte allgemeiner Bildung, nicht besonderer Fachbildung, ist auf das Notwendigste einzuschränken; aber es ist nicht blofs ein auf Verständnis beruhendes Wissen sondern auch Gewandtheit in ihrer Anwendung zu erzielen. Von dem Mathematikpensum des bayerischen Gymnasiums läfst sich nicht soviel abstreichen, dafs in der gegebenen Zeit ein volles Beherrschen des Mindestmafses erreicht werden könnte. Da unsere Schule schon mit einer Überfülle von Lehrstoff bepackt ist, bedarf jeder Vorschlag einer Erweiterung der reiflichsten Überlegung. Freilich, wenn der heutige Unterricht nicht das bieten sollte, was zur allgemeinen Bildung, so wie wir sie jetzt auffassen, notwendig ist, wenn die mathematischen Kenntnisse des Abiturienten für das spätere Berufsstudium im allgemeinen nicht mehr ausreichen, dann ist es Pflicht des Mathematiklehrers für eine Änderung energisch einzutreten; das Gymnasium wird sich, wenn es Schule für alle bleiben will, nach den Bedürfnissen aller strecken müssen. Selbstverständlich ist aber jeder Unterrichtsstoff auszuschliefsen, für den der Schüler nicht die geistige Reife besitzt. Hierüber wenigstens sollte der Hochschullehrer dem Gymnasiallehrer ein Urteil zugestehen. Das ist der Standpunkt, von dem aus die oben angeführten Vorschläge geprüft werden sollen.

Erstens fordert Lindemann, dafs die Geschichte der Mathematik mehr betont werde. Selbstverständlich mufs im Geschichtsunterricht der Einflufs der Mathematik auf die Kulturentwicklung gebührende Erwähnung finden. Gewifs soll der Mathematiklehrer dem Schüler etwas erzählen können von dem Werden und Entstehen der Dinge, die er lehrt; die gelegentliche Einfügung geschichtlicher Betrachtungen erregt Interesse und fördert tiefere Einsicht. Aber die Geschichte ist nicht in den Vordergrund zu stellen. Es reicht die Zeit nicht aus den Schüler den weiten Weg zu führen, den die Wissenschaft genommen hat; die Schule mufs das Ergebnis der Wissenschaft auf die kürzeste und leichteste Weise mitteilen. Auch fehlt der Boden für eine Darlegung

der ganzen Entwicklung der Mathematik, die Lindemann fordert (S. 11). „Die Verknüpfung antiker Philosophie mit moderner induktiver Wissenschaft ist im Geiste der Schüler anzubahnen. Die stetige Entwicklung griechischer Wissenschaft setzt sich fort bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und an die dort gesponnenen Fäden knüpften Männer wie Kopernikus und Kepler direkt wieder an; denn die griechische Philosophie repräsentiert uns die Naturwissenschaft des Altertums, und die moderne Naturwissenschaft ist nichts anderes als deren konsequente Fortentwicklung. Das sollte die Schule den Schülern begreiflich machen und zwar durch die Mathematik und Physik." Ist dieses Urteil über die griechische Philosophie zutreffend? Wenn auch die grofsen Entdecker des 17. Jahrhunderts bei den Alten Anregungen gefunden haben, so wird man doch nicht behaupten können, dafs die moderne Naturwissenschaft auf der Antike ruhe. Die moderne Wissenschaft hat eine ganz neue Richtung eingeschlagen. Chamberlain meint: „Aristoteles war als Analytiker und Methodiker unvergleichlich grofs, als Metaphysiker aber der eigentliche Urheber der décadence des hellenischen Geistes. Die Naturwissenschaften waren bis vor kurzem an allen Ecken und Enden durch ihn gehemmt. Wahrlich dieses grofse und bedeutende Erbe der Alten Welt war ein zweischneidiges Schwert." Und wenn man das Urteil dieses „ungelehrten" Mannes nicht gelten lassen will, verweise ich auf den zünftigen Philosophen Paulsen: „Am Ende des 17. Jahrhunderts hatte man in Frankreich und England, im 18. Jahrhundert auch in Deutschland die Empfindung, dafs man in den Wissenschaften von den Alten nichts mehr zu lernen habe. Und gegenwärtig sieht alle Welt die Sache so an, dafs die wissenschaftliche Literatur der Alten zwar einen grofsen geschichtlichen Wert als Denkmal des Ursprungs unserer Philosophie und Wissenschaft hat, dafs sie aber für den Bestand unserer wissenschaftlichen Forschung nirgends unentbehrlich ist, die geschichtliche Forschung selbstverständlich ausgenommen." So urteilen zwei Männer, die es sich zur Aufgabe gestellt haben den Einflufs des Hellenismus auf unsere Kultur und unsere Schule zu würdigen.

In einer Wissenschaft allerdings, in der Geometrie, haben die Griechen Unvergängliches geschaffen und Lindemann findet für seine zweite Forderung, die Schule solle zu Euklid zurückkehren, kaum einen besseren Eideshelfer als den eben zitierten Verfasser der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Die Elemente Euklids sind nach Chamberlain ein so vollkommenes Kunstwerk, dafs es wirklich sehr zu bedauern wäre, wenn die Einführung neuerer erleichterter Methoden einen solchen Edelstein aus dem Gesichtskreis der meisten Gebildeten entfernen sollte. Auch unser Strafsburger Kollege Simon sagt in der Vorrede zu seiner jüngst erschienenen deutschen Ausgabe der sechs planimetrischen Bücher des Stoicheiotes: „Es gibt für die Geometrie, wenn ein propädeutischer Unterricht vorausgegangen ist, keinen besseren Lehrgang als den des Euklid, wenn der Lehrer den Einblick in den so durchsichtigen als einfachen Aufbau der Elemente sich angeeignet hat und den Schülern diesen Aufbau genetisch klar machen kann." Dafs diese letztere

Bedingung erfüllt werden kann, sehe ich wenigstens nicht ein. Für eine Einführung in die Euklidischen Elemente würde aber immerhin die Simonsche Übersetzung eine bessere Grundlage bilden als das von Lindemann empfohlene griechische Lesebuch von Wilamowitz-Möllendorf, das aus den „Elementen" einen Teil der *ὅροι*, die 3 ersten *αἰτήματα*, die *κοιναὶ ἔννοιαι*, die Theoreme 1 mit 4 des ersten und den 4. Satz des 2. Buches enthält.

Die heutige Schulgeometrie kann sich nicht mehr Euklidischer Strenge rühmen. Unsere Lehrbücher wollen nicht mehr ein streng wissenschaftliches Lehrgebäude bieten, sie streben vor allem darnach den Lehrstoff der Fassungskraft des Schülers anzupassen. Wir nehmen z. B. keinen Anstand an der Bewegung der Figuren und setzen voraus, dafs diese sich hiebei nicht verändern. Die Möglichkeit einer solchen Bewegung ist keine evidente Wahrheit, sie ist ein Postulat. Deshalb wollten die griechischen Philosophen die Bewegung aus der Geometrie verbannt wissen. Um dieser Forderung zu entsprechen macht Euklid von der Bewegung möglichst wenig Gebrauch, ganz konnte er sie beim Beweise der geometrischen Sätze nicht entbehren. Er benützt selbst wider seinen Willen manche unbewiesenen Eigenschaften der Bewegung. Lindemann scheint das nicht zugeben zu wollen. Er meint, in den „Elementen" seien die Eigenschaften der Bewegung durch die Definition des Kreises, das 4. Postulat[1]) und das 4. Axiom[2]) genügend bezeichnet und der 2. Satz[3]) des 1. Buches lehre, wie man eine Bewegung auszuführen habe. Dieser Lehrsatz gehört nach seiner Ansicht unbedingt an den Beginn eines jeden Elementarbuches: „Es ist bedauerlich, dafs die hohe Bedeutung desselben in modernen Darstellungen der Elementargeometrie so gänzlich verkannt wird, dafs man ihn mit Stillschweigen übergeht. Tut man dies, so mufs man allerdings bei der Bewegung von Dreiecken in der Ebene von neuem auf direkte Anschauung zurückgreifen, was nach Aufstellung der Definitionen, Postulate und Axiome nicht mehr geschehen soll."[4]) Welche Wandlung in kurzer Zeit! Vor wenigen Jahren noch haben uns die Hochschullehrer nahe gelegt, die Schulgeometrie im Sinne der „neueren", auf die Anschauung sich gründenden Geometrie zu reformieren, und jetzt wird uns wieder das starre Euklidische System als Ideal hingestellt. Gerade die Starrheit macht die „Elemente" für den ersten Unterricht unbrauchbar.

Eine weitere Schwierigkeit bilden die Postulate und Axiome. Bei Euklid ist das Problem eine Aussage über die Existenz eines Begriffes.[5]) Der Alexandriner begnügt sich z. B. nicht das gleichseitige Dreieck zu definieren; bevor er von ihm Gebrauch macht, versichert

---

[1]) Alle rechten Winkel sind gleich.

[2]) Kongruente Figuren sind gleich.

[3]) Von einem gegebenen Punkt aus eine Strecke zu ziehen, die einer gegebenen gleich ist.

[4]) Poincaré, Wissenschaft und Hypothese. Deutsch von F. u. L. Lindemann. S. 271.

[5]) Zeuthen, Geschichte der Mathematik im Altertum und Mittelalter, S. 88 ff.

er sich dessen Existenz, indem er es konstruiert und die Richtigkeit der Herstellung beweist. Er benützt den Halbierungspunkt einer Strecke und den Halbierungsstrahl eines Winkels erst, nachdem er gezeigt hat, dafs sie konstruiert werden können. Zum Aufbau eines systematischen Lehrgebäudes braucht man aufser den Begriffserklärungen noch erste Konstruktionen (*αἰτήματα*), die nicht auf einfachere sich zurückführen lassen, und erste Behauptungen (*κοιναὶ ἔννοιαι*), deren Richtigkeit unmittelbar einleuchtet. Die Untersuchung der geometrischen Grundbegriffe hat neuestens dargetan, dafs von den Postulaten und Axiomen, die Euklid aufstellt, keines zu entbehren ist, aber auch, dafs sie zum Aufbau eines logisch widerspruchsfreien Systems noch nicht ausreichen. Nicht alle Folgesätze lassen sich aus den Euklidischen Prämissen durch reine Schlüsse ableiten. Unvermerkt ist die Argumentation mit Anschauungselementen verquickt, die in den Voraussetzungen nicht ausdrücklich bezeichnet sind. Hierauf müfste doch eine Erklärung des Euklidischen Werkes auch eingehen. Besitzt unser Primaner für solche abstrakte Untersuchungen die Reife? Wird er sich der gewohnten Raumanschauung entschlagen können um den hypothetischen Charakter der Grundlagen einzusehen? Wie lange hat nicht die Wissenschaft gebraucht, bis sie sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hat? Und sind denn die Gelehrten schon in der Erklärung der „Elemente" einig? Man vergleiche hierüber Lindemann mit Killing, Zeuthen, Veronese, Simon u. a.

Solche Dinge gehören auf die Universität, nicht auf das Gymnasium. „Die deutsche Schule", sagte F. Klein auf der Breslauer Naturforscherversammlung, „weist Versuche, die Untersuchungen über die Grundlagen unserer Raumwissenschaft in die Schule hineinzutragen, unbedingt zurück. Ihr erster Grundsatz ist überall an die Fassungskraft und das natürliche Interesse ihrer Zöglinge anzuknüpfen. Das Vorbild des Euklid, mit dem man von je das entgegengesetzte Verfahren gestützt hat, ist irreleitend. Man sollte jeder Euklidausgabe vordrucken, dafs der grofse Verfasser der Elemente ganz gewifs nicht für Knaben geschrieben hat." Auch die Anforderungen, welche Wilamowitz mit seinem Auszug aus Euklid stellt, findet Klein zu hochgespannt.

Die Kluft, die sich in den letzten Dezennien zwischen der Mittelschule und der Hochschule aufgetan hat, weil erstere die Notwendigkeit eines an die Anschauung anschliefsenden Unterrichtes immer stärker betonte, während letztere die Anschauung nach Möglichkeit beiseite schob und sich in abstrakte Untersuchungen immer mehr vertiefte, kann nur durch Einrichtung von Universitätsvorlesungen abgeholfen werden, in denen die Elementarmathematik von einem höheren Standpunkt aus behandelt wird und in denen auch die Entwicklung der Mathematik dargelegt wird. Nur auf diesem Wege werden neuere Forschungen, soweit sie didaktisch verwertbar sind, den Weg in die Schule finden.

Und nun komme ich endlich zur dritten Forderung Lindemanns, die das eigentliche Ziel seiner Rede bildet. Die Infinitesimalrechnung

ist wieder am Gymnasium einzuführen. Ich sage wieder: denn nach der Aufhebung der Jesuitenschulen wurde an den bayerischen höheren Schulen kurze Zeit Differentialrechnung gelehrt. In Preufsen strebte der Süvernsche Lehrplan 1816 dasselbe Ziel an. Doch der auftretende Neuhumanismus schätzte die Mathematik nur sehr gering ein und liefs den Süvernschen Plan, dessen Anforderungen allerdings weit über das praktisch Erreichbare gesteigert waren, nicht zum Vollzuge gelangen; es fehlte auch damals an Lehrern mit der nötigen Fachbildung. Seit den siebziger Jahren beobachten wir in Norddeutschland wieder das Bestreben, das Süvernsche Programm in einer den modernen Verhältnissen angepafsten Form doch zur Durchführung zu bringen. Von Öttingen, Gallenkamp, Du Bois-Reymond, Buchrucker u. a. forderten die Aufnahme der Anfangsgründe der Differential- und Integralrechnung und gegenwärtig hat Felix Klein[1]) in dieser Bewegung die Führung übernommen.

Man begründet diese Erweiterung des mathematischen Lehrprogrammes durch die Aufgabe der Mittelschule allgemeine Bildung zu vermitteln. Wer das Gymnasium verlasse, müsse unsere Kulturentwicklung verstehen und mit solchen Kenntnissen ausgerüstet sein, dafs er an ihrem Fortschreiten mitarbeiten könne. Man sagt, bei der gegenwärtigen Begrenzung des mathematischen Pensums gewinne der Schüler keine Einsicht in das moderne mathematische Denken; nur wer die Elemente der analytischen Geometrie und die Grundzüge des Infinitesimalkalküls inne habe, wisse, warum die Mathematik das unentbehrliche Organ für das Verständnis der Naturgesetze sei.

In der Tat hat sich mit dem 17. Jahrhundert die Gestalt der exakten Wissenschaft von Grund aus geändert. Die Mathematik der Alten kannte keine allgemeinen Methoden; das Auftreten allgemeiner Ideen charakterisiert die neue Zeit. Der Begriff der Veränderlichen und der der Funktion tragen seit Descartes die gesamte höhere Analysis. Solange der Buchstabe eine beliebige, aber bestimmte Zahl bezeichnete, war es unmöglich die Vorgänge in der Natur, in der es etwas absolut Ruhendes nicht gibt, rechnerisch zu verfolgen. Erst nachdem der Formel ihre Starrheit genommen, nachdem Bewegung, Leben in sie gebracht war, konnte sich eine mathematische Naturwissenschaft entwickeln. Descartes hat die Vorbedingungen geschaffen für die Erfindung des Infinitesimalkalküls, der folgenreichsten Tat, welche die exakte Forschung aufzuweisen hat. Die Wirkung der neuen Methode brauche ich nicht zu schildern. „Keine andere Idee" sagt Carnot, „hat uns so einfache und wirksame Mittel an die Hand gegeben, um die Naturgesetze genau kennen zu lernen."

Den Funktionsbegriff und dessen Ausgestaltung nach der geometrischen und analytischen Seite mufs die Schule darlegen, wenn sie allgemeine Bildung vermitteln will. Sie kann ferner, meint Lindemann, der Infinitesimalrechnung nicht entbehren, wenn der

---

[1]) Über eine zeitgemäfse Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes an den höheren Schulen. Leipzig, 1904.

physikalische Unterricht seine Aufgabe erfüllen soll, wenn dem Schüler die Begriffe Geschwindigkeit, Beschleunigung, Potential, Energie klar werden sollen. In der Tat gereicht die Art, wie manche elementare Physikbücher Grenzbetrachtungen zu umgehen suchen, der Schule nicht gerade zum Ruhme. Seeger[1]) hat nicht ganz unrecht mit dem Ausspruch: „Das Bestreben des math. Unterrichts, den Schüler zu jener logischen Gewissenhaftigkeit zu erziehen, die nur an einer exakten und vollkommen einwandfreien Beweisführung Gefallen findet, ist in der gröfsten Gefahr, durch den physikalischen Unterricht paralysiert zu werden."

Während Lindemann die Notwendigkeit einer Zielerhöhung des mathematischen Unterrichtes aus dem Prinzipe des humanistischen Gymnasiums herzuleiten sucht, erhebt F. Klein dieselbe Forderung, weil die jetzige mathematische Vorbildung der Studierenden für viele Fakultätsstudien nicht mehr genüge. „Der Schulunterricht soll zu den späteren Studien überleiten, sie nicht erschweren oder unmöglich machen. Die Juristen und Mediziner hören auf der Universität keine mathematischen Vorlesungen mehr. Nun kommen aber die Studierenden auf die Hochschule ohne jede Kenntnis der funktionentheoretischen Auffassung, insonderheit der Anfänge der Differential- und Integralrechnung. Die Folge ist, dafs ihnen wichtige Seiten ihres Faches überhaupt unzugänglich bleiben. Dies tritt bei den Juristen vielleicht erst in der neuesten Zeit hervor, wo die Fragen der Statistik, des Versicherungswesens usw. immer wichtiger werden. Bei den Medizinern ist es eine alte Klage[2]). Gleich die Anfangsvorlesungen der Physik müssen mangels genügender Vorbildung der Hörer auf einem mathematisch so niedrigen Niveau gehalten werden, dafs die wichtigsten Begriffe nur in verschwommener Form hervorkommen. Noch schlimmer steht es in der Physiologie."

Tatsächlich haben Physiologen — ich erinnere an Fick, Du Bois-Reymond — zuerst eine Erweiterung des Schulpensums durch Differential- und Integralrechnung gefordert. Bekannt ist auch, dafs die Chemie sich gegenwärtig die Methoden der höheren Mathematik nutzbar zu machen sucht. Jahn bemerkt in der Vorrede zu seiner Elektrochemie: „Die Chemiker müssen sich an den Gedanken gewöhnen, dafs ihnen die theoretische Chemie ohne die Beherrschung der Elemente der höheren Analysis ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird."

Aber wozu brauchen Juristen höhere Mathematik? Die Lösung schwierigerer Probleme des Versicherungswesens wird zwar m. E. auch in der Zukunft dem Mathematiker überlassen werden. Aber der Verwaltungsbeamte kann heutzutage gründlicher Kenntnisse der Nationalökonomie nicht entbehren und um solche zu erwerben, braucht er die Elemente der höheren Mathematik. Die Volkswirtschaft, deren Ähnlichkeit mit der Physik unverkennbar ist, hat sich die Methoden der Natur-

---

[1]) Programm, Güstrow 1894, S. 8 Dasselbe meint Herbart (Pädag. Werke, herausgeg. von Willmann II. 266).

[2]) Vgl. Verhandlungen über Fragen d. höh. Schulwesens, Berlin 1890, Seite 356 und 761.

wissenschaften angeeignet; sie begnügt sich nicht mehr mit blofser Induktion, sie verfährt auch deduktiv und bedient sich hiebei des mathematischen Kalküls.[1]) Die „abstrakte" Schule ist eigentlich schon ziemlich alt,[2]) doch erst in neuerer Zeit hat sie sich, nachdem sie von einer Überschätzung der math. Formel abgekommen ist, auch die Beachtung der „historischen" Schule errungen. Die Anhänger der letzteren geben zu, dafs die Mathematik sich als vortreffliche, unter Umständen unentbehrliche Hilfe erwiesen habe und dafs man darauf verzichten müsse, die Untersuchungen bis in die volle Tiefe zu führen, wenn man mit Rücksicht auf die Zuhörer von einer mathematischen Behandlung absehe.[3]) Der Berliner Volkswirtschaftslehrer Wagner findet die Schriften der „mathematischen" Nationalökonomen didaktisch sehr wertvoll und bedauert, dafs ihr Studium die Beherrschung der höheren Analysis bedingt und deshalb „diese Schulung und Übung im streng deduktiven Denken von vielen jüngeren, einseitig historisch ausgebildeten deutschen Nationalökonomen vernachlässigt wird, zum Schaden der Sache und ihrer selbst".[4]) Im Seminar und im Examen habe er eine Überlegenheit der mathematisch geschulten jungen Männer gegenüber den einseitigen Historikern beobachtet.

Wer sich von der Bedeutung der höheren Analysis für den Nationalökonomen überzeugen will, werfe einen Blick in das Lehrbuch der Volkswirtschaft von Lehr;[5]) dort stöfst er sehr oft auf die Zeichen d und $\int$. Ja, Nationalökonomen bereichern sogar unsere mathematische Literatur; Irving Fischer verfafste für seine Schüler eine „Kurze Einleitung in die Differential- und Integralrechnung", von deren dritten Auflage im vorigen Jahre auch eine deutsche Übersetzung[6]) erschienen ist.

Nach dem Vorgange der Yale-Universität hat man auch an verschiedenen deutschen Universitäten für solche Studierende, die nicht gerade weitgehende Kenntnisse der höheren Mathematik brauchen, eigene Vorlesungen über Differentialrechnung eingerichtet. Doch werden nach Klein wenig günstige Erfolge erzielt. Wohl möglich. Zur Einführung in ein neues Begriffssystem und zur Übung in dessen Gebrauche ist der Schulunterricht, in dem der Lehrer mit dem Schüler in innigem Verkehr steht und deshalb die etwa auftretenden Zweifel sofort beseitigen kann, besser geeignet als der akademische Massenunterricht, in dem der Vortrag doch immer mehr dem Gegenstand als dem Hörer angepafst sein wird.

Bis jetzt habe ich nur dargelegt, was sich für die Aufnahme der Differential- und Integralrechnung in das Lehrprogramm des Gymnasiums anführen läfst. Es gibt aber selbst unter den Mathematikern Gegner einer solchen Erweiterung des Lehrstoffes. Bei der Ab-

[1]) Weifs, Die math. Methode i. d. Nationalökonomie, Jahrb. f. Nationalök., Bd. 31.
[2]) Die Literatur hierüber findet man im Jahrbuch f. Statistik und Nationalökonomie, Bd. 31, S. 380 f.
[3]) Mangoldt, Bluntschlis Staatswörterbuch, Bd. XI.
[4]) Wagner, Handbuch der Volkswirtschaftslehre, I., S. 190.
[5]) Grundbegriffe und Grundlage d. Volkswirtschaft, 1893.
[6]) Besorgt von Pinkus. Teubner. 1904.

stimmung über eine diesbezügliche These auf der Versammlung des Vereins zur Förderung des mathematischen Unterrichts zu Halle (1903) ergab sich Stimmengleichheit.

Welches sind nun die Gegengründe? Der schwächste Einwand ist wohl der, es habe der mathematische Unterricht nur formale Bildung zu vermitteln; für diesen Zweck reiche der jetzige Lehrstoff aus. Wir betrachten heute nicht mehr die Förderung der formalen Verstandesbildung als einziges Ziel des Mathematikunterrichtes; wir wollen nicht blofs Sicherheit und Gewandtheit im Denken herbeiführen, die Abstraktion üben und die Raumanschauung ausbilden, wir wollen den Schüler auch mit positiven mathematischen Kenntnissen ausrüsten und ihn unterweisen, sie anzuwenden. Wer indes die formale Aufgabe der Mathematik betont, müfste meines Erachtens wünschen, dafs dem Schüler diejenige Methode, durch welche die stetige Gröfse der Rechnung unterworfen wird, nicht vorenthalten werde, dafs die Schule den Unterschied zwischen dem Exhaustionsbeweise der alten und der Infinitesimalmethode der modernen Mathematik darlege. Damit der Schüler „an einem grofsen Gegenstande seine Kräfte erprobe", forderte Herbart die Aufnahme der Differentialrechnung in den Lehrplan der Mittelschule.

Man sagt ferner, die Infinitesimalrechnung sei nicht mehr elementar. Was ist Elementarmathematik? Nach einigen sind elementar nur diejenigen Teile, bei denen der Grenzbegriff vermieden wird. Wäre diese Abgrenzung richtig, dann dürften wir auch das Wurzelausziehen nicht mehr lehren und müfsten auf die Ausmessung des Kreises verzichten. Anderseits wäre die ganze Mathematik elementar, wenn man ihr, wie Kronecker will, eine Form gibt, bei der der Grenzbegriff vermieden ist. Andere weisen den Grenzbegriff der Elementarmathematik zu, aber die Zeichen d und $\int$ verbannen sie aus ihr. So meint Simon[1], das unendlich Kleine, Differentialänderung, Ableitung usw. seien auf dem Gymnasium unentbehrliche Begriffe; man könne sich nicht mit einer oberflächlichen Behandlung begnügen; die Universitätsprofessoren haben keine Zeit sich auf eine genaue erkenntnistheoretische Behandlung der Grundbegriffe einzulassen, wohl aber der Gymnasiallehrer (??). Wir sehen, es gibt keine feststehende Definition der Elementarmathematik, sie ist mit der Zeit veränderlich; die einzige, mit der die Schule etwas anfangen kann, ist die von Klein gegebene: „Elementar sollen diejenigen Teile heifsen, die ohne lang fortgesetzte besondere Studien für einen Knaben mittlerer Begabung zugänglich scheinen." [2])

Ist die Infinitesimalrechnung Gymnasialschülern zugänglich? Frühere Versuche, sagt man, seien fehlgeschlagen. Ein Mifserfolg wird allerdings nicht ausbleiben, wenn man den Weg der Entdecker verläfst und auf die begrifflichen Schwierigkeiten des Differentialquotienten eingeht, die eine spätere Kritik aufgedeckt hat. Klein warnt dringend

[1]) Baumeisters Handbuch, IX, 55.

[2]) Über eine zeitgemäfse Umgestaltung des math. Unterrichts. — Vgl. auch H. Weber, Zeitschrift für den math. Unterricht, 34. Bd., S. 393.

vor einer abstrakten Art des Unterrichtes: „Die Infinitesimalrechnung für Gymnasien mufs eine praktische sein, sie soll sich auf die einfachsten Beziehungen beschränken und diese an geläufigen Naturvorgängen fortgesetzt veranschaulichen." In dieser Weise wird sie an den französischen Mittelschulen seit 1902 gelehrt. Die bayerischen Industrieschüler lernen auch Differential- und Integralrechnung, obwohl sie eine geringere mathematische Vorbildung haben als unsere Primaner. Und an verschiedenen deutschen Mittelschulen wollen die Lehrer recht gute Erfolge erzielt haben; Seeger, Most, Thär, Kehwisch, Grimsehl u. a. bedauern, dafs 1892 in Preufsen die Infinitesimalrechnung aus dem Lehrplan der Realgymnasien und Oberrealschulen gestrichen wurde.

Auch manche Universitätsmathematiker machen Einwendungen. Es ist ihnen nicht erwünscht bei den Lehramtskandidaten der Mathematik die Elemente der Differential- und Integralrechnung voraussetzen zu können, weil eine oberflächliche Kenntnis das Eindringen in die eigentlichen Schwierigkeiten mehr hindere als fördere. Hiezu bemerkt Klein, dafs es sich wohl mehr um die Unbequemlichkeit der Anpassung an neue Verhältnisse als um eine wirkliche Schwierigkeit handle.

Alle bisher angeführten Einwände lassen sich meines Erachtens zurückweisen. Aber ein anderes, naheliegendes Hindernis ist schwer zu überwinden. Woher soll für einen neuen Unterrichtsgegenstand die Zeit genommen werden? An den nichtbayerischen Schulen ist nach Lindemann und Klein eine Stundenvermehrung nicht nötig; es lasse sich aus dem jetzigen Lehrstoffe manches ausscheiden, was mit dem Lehrziel des Gymnasiums in keinem Zusammenhang stehe; einige Kapitel werden auch auf Grund einer elementaren Kenntnis der Infinitesimalrechnung eine kürzere und zugleich zweckmäfsigere Behandlung finden. Das Lehrprogramm des bayerischen Gymnasiums gestattet keine so weitgehende Reduktion.[1] Lindemann meint zwar, in der Oberklasse werde mit Repetitionen zuviel Zeit vergeudet. Wir Mathematiklehrer schätzen den Drill für das Absolutorium auch recht gering ein. Da aber in den unteren Klassen eine Beherrschung des Stoffes wegen zu knapp bemessener Zeit nicht erzielt werden kann, namentlich seitdem die Mathematik zwei Stunden an die Physik hat abgeben müssen, so sind eingehendere Wiederholungen ein notwendiges Übel. Sie werden wegfallen, wenn der Mathematik wenigstens soviel Stunden eingeräumt werden, dafs sie zur Gesamtstundenzahl in demselben Verhältnisse stehen wie an den anderen deutschen Gymnasien. Das ist vor allem anzustreben. Eine solche Vermehrung der Mathematikstunden ist meines Erachtens möglich, würde aber für eine Erweiterung des Pensums nicht ausreichen. Dieselbe Stundenzahl wie an den nichtbayerischen Anstalten dürfte bei uns infolge der geringeren Gesamtstundenzahl schwerer zu erlangen sein. Deshalb besteht für die Aufnahme der Differential-

[1]) O. Richter (Neue Jahrbücher von Gerth, 1905, S. 39 f.) glaubt, durch eine Verschmelzung der Stereometrie mit der Planimetrie lasse sich viel Zeit einsparen. Es ist indes noch abzuwarten, ob das System Méray in Frankreich die Probe besteht.

rechnung in das Lehrprogramm unseres Gymnasiums zunächst keine Aussicht.

Aber, schienen nicht die Widerstände unüberwindlich, als Du Bois-Reymond 1877 die Fahne entfaltete mit der Devise: Kegelschnitte, kein griechisches Skriptum mehr! Das griechische Skriptum ist selbst an dem sehr konservativen bayerischen Gymnasium abgeschafft, in unserem Lehrprogramm steht sogar schon „analytische Geometrie". Und so wird sich das humanistische Gymnasium gegen weitere berechtigte Forderungen der Kulturentwicklung vergebens stemmen. „Der Wind weht, wo er will!" sagt Paulsen. „Die Schule kann ihn nicht machen, also wird sie weise tun, sich nach ihm zu richten."

Nach kurzer Diskussion fanden folgende vom Referenten aufgestellten Leitsätze die Zustimmung der Sektion:

1. Um den mathematischen Unterricht an den bayerischen Gymnasien auf dieselbe Stufe zu heben wie an den übrigen deutschen Schulen und um berechtigte Forderungen der Hochschule erfüllen zu können, ist es notwendig, die Unterrichtsstunden für Mathematik und Physik so zu erhöhen, dafs sie zu den Gesamtstunden in demselben Verhältnisse stehen wie in den anderen deutschen Staaten.
2. Die analytische Geometrie ist so weit zu führen, dafs der Schüler nach der Methode Descartes' die Haupteigenschaften der Kegelschnitte herleiten lernt und zu vollem Verständnis des Funktionsbegriffes gelangt. Die Frage, ob eine elementare Infinitesimalrechnung in das Lehrprogramm einzusetzen sei, bedarf noch weiterer Prüfung.
3. Damit die Schüler nicht überbürdet werden, sind sie in anderen Fächern zu entlasten.
4. Wünschenswert ist die Einrichtung von Universitätsvorlesungen über Elementarmathematik, in denen die Elemente von einem höheren Standpunkte aus behandelt werden und auch die Geschichte der Mathematik entsprechende Berücksichtigung findet.

Würzburg. J. Lengauer.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäfsig bearbeitet. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Zweiter Band: O bis Z. Mit Nachträgen und Literaturregister. Berlin, 1904. E. S. Mittler & Sohn. 941 S.

Nun ist auch der zweite Teil des Eislerschen Wörterbuches als eigener Band erschienen, in dieser Neubearbeitung um mehr als das Doppelte erweitert. Was über die Anordnung des Werkes bei Besprechung des ersten Bandes gesagt wurde, gilt auch für diesen. Wir gestatten uns nur einige Nachträge zu geben, die keineswegs den Vorwurf der Lückenhaftigkeit in sich schliefsen sollen, da bei einem Werk von solchem Umfang und solch buntester Sammelarbeit Vollständigkeit auch bei einer gründlichen Umarbeitung nicht erreicht werden kann. Als Vertreter des Positivismus ist S. 128 neben Avenarius und Mach auch H. Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, zu nennen. — Frohschammers Semikreatianismus, der zwischen Traduzianismus und Generationismus vermittelt, darf meines Erachtens nicht übergangen werden, sowenig er auch Anhänger gefunden hat. — Aufnahme verdient auch das thelematische Grundgesetz, das Windelband in seinem Anfang 1904 erschienenen Buch „Über Willensfreiheit" S. 66 aufstellt. — Zu den Vertretern des Terminismus ist auch Condillac zu zählen (vgl. Windelband: Gesch. d. Philosophie S. 376). — Unter den Arbeiten über die Psychologie der Wahrscheinlichkeit ist Stumpfs Untersuchung, veröffentlicht in den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften, anführungswert. — In dem Artikel über die Willensfreiheit (S. 784) ist Nietzsche schlechthin als Determinist bezeichnet; seine Richtung war indes sehr schwankend (vgl. Richter: Friedr. Nietzsche S. 260 und besonders Müffelmann: Das Problem der Willensfreiheit in der neuesten deutschen Philosophie S. 81 f.). Unter die Literatur zu dieser Frage ist das schon erwähnte Buch Windelbands noch aufzunehmen. — Beim Artikel Verdichtung der Vorstellungen ist Lazarus, Leben d. Sprache II. S. 394, Ed. v. Hartmann: Das Unbewufste vom Standpunkt der Physiologie und Deszendenztheorie S. 137 ff., Münsterberg-Beiträge I. S. 134 ff., James: Principles of Psychology I. S. 680 heranzuziehen und auf das gleichbedeutende Gesetz der Ausschaltung Külpes hinzuweisen. — Der Artikel Zurechnung ist gegen die erste Auflage erheblich vergröfsert. vermag aber noch nicht zu genügen; werden doch die drei Arten der

Zurechnung kaum geschieden, geschweige denn reinlich auseinandergehalten. Die Begriffe Verantwortung und Verantwortlichkeit dagegen werden nur gestreift. Dafs sie aber keineswegs mit Zurechnung und Zurechnungsfähigkeit zusammenfallen und darum einer gesonderten definitorischen Behandlung gar wohl bedürfen, hat Lipps in seinen „Ethischen Grundfragen" gezeigt und Referent in seinen unterdessen erschienenen begrifflichen Untersuchungen über „Willensfreiheit, Zurechnung und Verantwortung" (1904) eingehend dargelegt. — Den Schlufs des Werkes bildet ein umfassendes Literaturverzeichnis, das sich begreiflicherweise auf die wichtigsten Schriften der angeführten Autoren beschränkt, aber immerhin von 20 auf 55 Seiten angewachsen ist. — Wir können am Ende dieser Ankündigung des zweiten Bandes nur wiederholen, was wir bei der Besprechung des ersten gesagt haben, dafs das Buch ein handliches und verlässiges Nachschlagewerk ist, das jedem, der sich mit philosophischen Fragen beschäftigt, gute Dienste leisten kann.

J. Unold: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen im Volkshochschulverein zu München. Zweite verbesserte Auflage.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 12. Bändchen. B. G. Teubner. Leipzig, 1904. 152 S. Preis: 1,25 M.

Das Buch hat trotz seines wissenschaftlichen Inhalts das Glück in zweiter Auflage erscheinen zu können. Auf seine Ideengänge hier des genaueren einzugehen ist nicht nötig, da es an dieser Stelle bei seinem ersten Erscheinen geschehen ist. Das gute Urteil, das damals über das bei all seinem reichen Gedankengehalt sehr anspruchslos auftretende Buch gefällt wurde, fand eine erfreuliche Bestätigung dadurch, dafs in kaum 4 Jahren eine neue Auflage von nöten wurde. Das bedeutet nicht wenig, wenn man den ernstes Nachdenken fordernden Stoff des Buches und den allen Kompromissen abholden, hohen sittlichen Standpunkt des Verfassers bedenkt. Es ist aber auch ein gutes Zeugnis unseres lesenden Volkes, das damit bekundet, dafs es auch schwierigen Fragen nicht aus dem Wege geht, sofern sie ihm nur in einer verständlichen Sprache dargeboten werden.

Ingolstadt. Dr. M. Offner.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes von Professor Dr. Friedrich Polle. Dritte, verbesserte Auflage von Professor Dr. Oskar Weise. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1904. V u. 112 S.

Das Büchlein von Polle enthielt neben trefflichem, mit Liebe gesammeltem Material auch allerlei, was nicht recht zur Sache gehörte

oder auch vor der strengen Wissenschaft nicht bestehen konnte. Ein neuer Bearbeiter mufste jedenfalls oft streichen, konzentrieren und vertiefen. Sollte die Schrift aber ihren eigentümlichen Wert und ihre Originalität behalten, so mufsten dabei die wesentlichen Richtpunkte des Inhalts mafsgebend bleiben. Das ist nun freilich nicht geschehen. Deckte der Haupttitel schon bei Polle nicht den ganzen Inhalt, so trifft er jetzt noch weniger zu und ist auch, wie es im Vorwort heifst, nur aus Pietät beibehalten worden; dem Inhalt entspricht allein der neue Untertitel.

Versöhnt man sich aber mit diesem Prinzip der Umarbeitung und fafst man insbesondere die populäre Bestimmung der Schrift ins Auge, so wird man zugeben müssen, dafs Weise das, was er sich vorgenommen, im ganzen geschickt und lehrreich durchzuführen weifs. Zur Verwertung bei einer neuen Auflage, die wohl nicht ausbleiben wird, gestatte ich mir auf einige der Stellen, die mir verbesserungsbedürftig schienen, hinzuweisen.

Vor allem würde man einiges, was aus Polle herübergenommen ist, gern entbehren: so die witzlosen Verse S. 6 Anm., die von Polle stark überschätzte Betrachtung aus einer Novelle S. 35, die Erklärung des Familiennamens „Liebenam“ S. 37. Wie bei Polle, so liest man ferner auch hier (S. 12), dafs Homer in dem Verse „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor“ den Schall male, während doch im Urtext durch die dahineilenden Daktylen nur die Raschheit und das Hüpfende der Bewegung ausgedrückt wird und erst durch Vossens hier wie so oft vergröbernde Übersetzung das Gepolter hineingekommen ist. Auch Polles falsches Zitat des Verses (Od. IX 589 statt XI 598) ist von Weise beibehalten. Wie bei Polle so fehlt auch hier S. 25 die Angabe, dafs „Dr. Mises“ nur das Pseudonym des Philosophen Fechner ist.

Was Weise selbst S. 5 über die Entstehung der Sprichwörter „Gelehrt, verkehrt“ und „Juristen böse Christen“ sagt, ist nur halb richtig. — Längst nicht mehr „hat bei uns jede Lokomotive ihren Namen“ (S. 19) — eine Wandlung, die nicht ohne Interesse ist. — Das Koventbier hiefs nicht nur „um 1840“ in Bayern Heinzel (S. 40), es heifst auch jetzt noch so. Nicht nur in Thüringen sagt man „er dient“ im Sinne von „er ist beim Militär“ (S. 83). Wenn ferner in Thüringen der Syringenstrauch „Holunder“ oder „Flieder“ genannt wird (S. 84), so hat es erstere Bezeichnung mit Süddeutschland (Holder, Holler), letztere mit Norddeutschland gemein. — „Zupfen ist aufgekommen zu der Zeit, als man noch jedermann am Zopfe fassen konnte, also im Zeitalter König Friedrich Wilhelms I. von Preufsen“ (S. 53). Aber das Wort findet sich nach Heyne schon bei Schottel (1663), ja bildlich gebraucht schon bei Maaler (1561); wenn es wirklich mit „Zopf“ zusammenhängt, so müssen wir eben an weibliche Zöpfe denken. — Bei „Protokoll“ (S. 57) ist der zweite Bestandteil des Wortes nicht erklärt; von bulla ist nicht „Knopf“, sondern „Wasserblase“ die Grundbedeutung. — „Der Beifufs wurde ursprünglich bei Fufs, d. h. in die Schuhe gelegt, weil man der Ansicht war, dafs

man dann beim Wandern nicht ermüde" (S. 60). Das ist offenbar nur eine nachträgliche Begründung der volksetymologischen Umgestaltung von bîbôz, das vielleicht gar kein urdeutsches Wort ist. — In dem S. 79 mitgeteilten Schnadahüpfl reimt sich auf „bleib'n" nicht „schnei'n", sondern „schneib'n" („es schneibt"). — S. 85 Anm. 2 ist als Beispiel für die Art, wie sich das Volk „fremde Ortsnamen" zurechtlegt, die Umwandlung von Brunonis vicus in Braunschweig angeführt, während dies bekanntlich ein urdeutscher Name ist (Brûneswîc), der nur bei dem Zusammenhang von wîc mit vicus leicht latinisiert werden konnte.

Regensburg. R. Thomas.

P. Cornelius Tacitus Agricola. Herausgegeben von Dr. Oskar Altenburg, Direktor des Königl. Ev. Gymnasiums zu Glogau. Leipzig und Berlin, Teubner 1904. Ein Bändchen Text (Vorwort, Text S. 1—28, Namenverzeichnis S. 29—47), ein Bändchen Erklärungen (71 S.).

„Recta fides, hilaris clementia, cauta potestas
Iam redeunt, longi terga dedere metus":

diese treffende Skizze aus Martials Feder für ein Denkmal der ersten guten Cäsaren hat uns Tacitus in einem Vollgemälde seiner genialen Art mit dem Rembrandtschen Helldunkel ausgeführt: in dem Enkomion auf seinen Schwiegervater. Zugegeben, dafs die Persönlichkeit darin zu unbedeutend ist, auch zugegeben, dafs die Romanisierung Britanniens in dem übrigen Gymnasialunterricht wenig Stützen findet, so läfst sich doch nicht ohne weiteres behaupten: „Der Agricola pafst nicht in unseren Lehrplan", wie das Dettweiler (Lateinisch bei Baumeister[1] S. 208) tut. Germania u. a. geht ihm natürlich voraus, aber die Wandlung in dem Kaiserregiment, der geographisch-ethnographische Inhalt, schliefslich ein edles, nicht tatenarmes Leben und seltenes Familienglück in meisterhafter Darstellung hat doch Zugkraft genug. Das beweisen auch die neuesten Bearbeitungen (vgl. meine Besprechung von Gudeman und Smolka in diesen Blättern 39 (1903) S. 648—650). Diesen gesellt sich eine neue Teubneriana zu; eine Schulausgabe würde ich lieber sagen als eine Schülerausgabe, wie sie nach der Sammlung heifsen soll, wenn sie auch mit all dem schülermäfsigen Komfort der Neuzeit ausgestattet ist.

Der rührige, vielbelesene und anregende Herausgeber Altenburg greift nämlich nicht selten etwas weiter und tiefer. In dem Vorwort begründet er verständig Wahl, Einrichtung und Verknüpfung (besonders mit Caes. b. G. IV u. V) dieser Lektüre in Prima, vgl. das gleiche Bestreben des Verf. in seiner Ausgabe der Medea des Euripides 1902 Vorwort (V).

Die Einleitung (in dem Bdch. Erklär. S. 1—15) bespricht genau, fast zu einzelheitfreudig und zitatenbewehrt — „nach einer Herrschaft von 15 Jahren 5 Tagen" —, aber doch nicht kleinzügig die Entstehung der Schrift, das Leben des Helden und die Beziehungen zwischen Britannien und Rom.

Der Text schliefst sich an Halm an, wenige Stellen ausgenommen. So liest Altenburg c. 34 (Numerierung der Zeilen fehlt!) extremo metu torpor defixere; c. 19 ut civitates **pro** proximis hibernis in remota et avia deferrent, wo durch die Streichung von pro der passende abl. abs. mit konzessivem Sinn hergestellt wäre, s. Gudeman z. St. Wie Gudeman bietet aber auch Altenburg c. 30 recessus ipse ac sinus fam**ae** (für famā) . . . defendit; Altenburgs Erklärung spricht eher für das richtige famā (s. c. 31 longinquitas ac secretum u. c. 33 latebris suis). Auch c. 46 erscheint mir nosque **et** domum tuam als das Richtige, vgl. Ann. I c. 4 (seque et domum); Altenburg hat et (Urlichs' Konjektur) nicht. Für 33, 2 konnte oder wollte Altenburg die berechtigte Verteidigung der Worte (Hss.) virtute et auspiciis populi Romani durch W. Warde Fowler in Class. Rev. 1904 Nr. 1 nicht benützen. Die Halbierung von c. 12 [12ª Caelum bis nobis avaritiam, dann c. 11, dann 12ᵇ In pedite bis vincuntur] erschwert von anderem abgesehen den ersten Worten von c. 13 Ipsi Britanni den Anschlufs. Die Schreibweise quat**u**or, q**u**otidie darf jetzt nicht als die schulgemäfse gelten, nicht zu reden von unnötigen Schwankungen (exilium, exsultate). S. 4 Z. 16 steht iurisdicto statt iurisdictio.

Praktisch ist es, dafs der schöne Druck durch Typenunterschiede die Disposition andeutet. Dagegen erscheinen auch mir die — an sich geschickten — Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel nicht blofs überflüssig, sondern schädlich; diese Inhaltsangaben rechnet L. Spreer („Drei Schäden des höheren Schulunterrichts", Ztschr. f. d. Gymn.-W. LVII S. 625—635) mit Recht zu den Hauptübeln der neuen Ausgaben.

Der Kommentar ist bei einer Schülerausgabe die Hauptsache. Und es steckt in Altenburgs Kommentar eine Fülle von Anregung und Aufklärung, besonders für einen konzentrierenden Unterricht. Aber es beschweren ihn auch Mängel, zum Teil nicht leichter Art, die freilich in einer zweiten Auflage unschwer zu beseitigen sind. Zunächst der Mangel an Durchsichtigkeit in den Anmerkungen, s. S. 19 zu c. 4.

Die Form der Fassung bedarf der Feile, z. B. S. 17 „Die Dative Rustico und Senecioni wie oft = a c. Abl. wie Hor. Od. I 6 scriberis Vario". Dafs sehr viele sachliche Erklärungen in dem Namenverzeichnis z. B. unter Julius Graecinus oder Rutilius oder Scaurus oder Vettius Bolanus zusammengesucht werden müssen, entspricht nicht dem sonstigen Bestreben dem Schüler die Arbeit zu erleichtern. Auch dünkt mich, es überwiege die sprachliche Erklärung den Sachkommentar, besonders durch die vielen Parallelen aus Plinius u. a., die für den Schüler wenig Gewinn abwerfen. So wäre über die schon bei Cicero gepriesenen Muster republikanischer Gesinnungstüchtigkeit, über Scaurus und Rutilius, mehr mitzuteilen, etwa ein Auszug aus dem Index von Piderit-Harnecker zu Ciceros De oratore oder aus Gudemans Ausgabe.

Nicht selten vermifst man eine Erklärung oder eine schärfere Fassung des Gebotenen. Es sei Kapitel 4 daraufhin etwas näher besehen. Über procuratorem erfährt der Schüler nichts. „Virtutibus iram

meritus (klassisch in odium vocatus est)"; nun entspricht es dem Sprachgebrauch und der Denkweise des Tacitus nicht das gewöhnliche, verflachte, inhaltleere Verbum beizusetzen, sondern durch eine Pointe zu überraschen: hactenus Germaniam novimus, dextro . . . litore Aestiorum gentes adluuntur und viele ähnliche; also iram meritus fast in der vollen Bedeutung, wie auch Gudeman anmerkt. Bei „In huius sinu indulgentiaque" wäre zunächst die Taciteische Verbindung des Konkreten und Abstrakten wie cibos et hortamina gestant hervorzuheben; dann sollte die Verweisung auf Tac. dial. bestimmter sein als „vgl. das Bild der Erziehung Tac. dial. c. 28 f.", da die präparierenden Schüler zwei fremdsprachliche Kapitel kaum nachlesen; wollte man aber bloſs Anregung für Lehrer geben, so empfiehlt es sich auch Quint. inst. or. I c. 1 heranzuziehen, dessen Vorträge in der Seele des Geschichtschreibers nachklingen. Zu magistram studiorum Massiliam habuit bietet Strabo die rechte Beleuchtung; die Konzentration verlangt den Hinweis auf Caes. b. G. I 1 (a cultu et humanitate provinciae). Zu dem Gedanken studium philosophiae acrius, (et würde ich einsetzen oder ultraque schreiben) ultra quam concessum Romano et senatori, hausisse wird man zunächst Tac. dial. c. 31 sed eum, qui quasdam artes haurire (s. auch c. 30), omnes libare („kosten") debet zur sprachlichen Erklärung anführen; die sachliche Erklärung erfordert den Hinweis auf das geflügelte Wort des Neoptolemus bei Ennius (Cic. De rep. I 30, Tusc. II 1 u. ö.): „Philosophari se velle, sed paucis".

Indes über die Abgrenzung des Schülerkommentars und seine Einrichtung kann man verschieden denken; was aber drinnen steht, muſs haltbar sein. Altenburgs Arbeit ist auch hier gut. Doch sind ihm einige Versehen untergelaufen: S. 46 (zu c. 22) wird offendisse erklärt, im Text steht offendere. S. 27 (c. 8.) „peritus obsequi (klassisch obsequendi"), nach Gudeman begegnet uns peritus nur an dieser Stelle mit Infinitiv. Muſs es aber Infinitiv sein? Ist es nicht Genitiv von obsequium? Fordert nicht die Inkonzinnität des Tacitus diese Annahme? — S. 38 (c. 17) Cerialis alterius successoris famam curamque obruisset: subiit sustinuitque molem Julius Frontinus" heiſst doch nicht: „Wäre Cer. länger geblieben, so hätte der Nachfolger einen schweren Stand gehabt", sondern: „Er hätte einen anderen Nachfolger als den an sich recht wackeren Julius Frontinus ganz in den Schatten gestellt."

Von der geflüchteten Usiperkohorte gelangte ein Rest „in nostram ripam" (c. 28); dazu wird angemerkt (S. 51) „in ripam sc. Oceani", aber das heiſst ripam nicht, kann es nicht heiſsen; es ist das römische Fluſsufer gemeint, hier das des Rheins wie anderswo das der Donau oder des Euphrat.

Auf der dem Text beigegebenen Karte fehlt ein Karton, der die römische Anschauung (Germanien ö., Spanien s. w. von Britannien u. a.) darstellte.

Text und Kommentar sind sorgfältig gedruckt (Komm. S. 42 steht repperire!), die Ausstattung entspricht überhaupt unseren Erwartungen von einer Teubneriana. Auch der Herausgeber hat sein gut Teil zur verständnisvollen, fruchtbaren und lebendigen Agricolalektüre beigetragen;

aber für eine neue Auflage bleibt ihm noch gar manches zu feilen, zu stutzen und zu putzen.

München. G. Ammon.

Historische Grammatik der lateinischen Sprache. Herausgegeben von Gustav Landgraf in München. Dritter Band. Syntax des einfachen Satzes. Erstes Heft. XI und 312 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner 1903.

Nach neunjähriger Pause ist nun endlich wieder ein Teil der historischen Grammatik der lateinischen Sprache von Landgraf erschienen. Verschuldet ist die lange Verzögerung vor allem durch den wiederholten Wechsel der Mitarbeiter. Wäre es indessen nicht vielleicht doch möglich gewesen einige Hefte schon früher herauszugeben, nachdem die einzelnen Teile des Werkes ganz unabhängig voneinander sind? So ist im Vorwort bemerkt, dafs die Syntax der Tempora und Modi von Dr. Blase, die etwa zwei Drittel des vorliegenden Heftes füllt, schon im Herbst 1897 dem Verlage zugegangen war; diese Arbeit hätte daher doch vielleicht als eigenes Heft vorausgeschickt werden können und die lange Unterbrechung wäre dann weniger fühlbar geworden.

Das ganze Werk soll, nachdem der die Lautlehre und Stammbildungslehre aus der Feder von Professor Stolz enthaltende erste Band schon seit 1894 vorliegt, noch 4 Bände umfassen; und zwar soll der zweite Band die Formenlehre behandeln, der dritte, aus 4 Heften bestehend, die Syntax des einfachen Satzes, der vierte die Syntax des zusammengesetzten Satzes und der fünfte die historische Stilistik. Besondere Befriedigung gewährt es, dafs die Bearbeiter sämtlicher Teile des Werkes mit nur einer Ausnahme dem Gymnasiallehrerstande entnommen sind.

Das vorliegende 1. Heft des 3. Bandes enthält zunächst eine Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax von Prof. J. Golling in Wien (S. 1—87). Golling beginnt mit der Terminologie des Dionysios Thrax und des Apollonios Dyskolos und gibt, hieran anschliefsend, eine Übersicht über die syntaktischen Lehren der altrömischen Grammatiker. Dann bespricht er die syntaktische Tätigkeit des Mittelalters, wobei besonders das Doctrinale des Alexander de Villa Dei ausführlich analysiert und gewürdigt wird, und geht darauf über zu den Leistungen der Humanisten auf diesem Gebiete, die jedoch nach Gollings Urteil wenig bedeutend sind. Es folgen das 17. und 18. Jahrhundert, die aufser Vossius' Gedanken an die Berechtigung einer historischen Syntax auch nicht viel Originelles brachten. Der letzte Teil der Einleitung enthält zunächst eine Untersuchung über die Einwirkung der Philosophie auf die syntaktischen Systeme im 19. Jahrhundert; daran schliefst sich eine Würdigung der Förderung, die die lateinische Syntax aus der Entwickelung der vergleichenden Sprachwissenschaft gewonnen hat, und eine Aufzählung der wichtigsten Schriften zur historischen Syntax in den letzten Jahrzehnten. Den Schlufs bildet eine Aner-

kennung von Ries' epochemachendem Werke „Was ist Syntax?“ (Marburg 1894) und eine Besprechung der ganz neue Ausblicke eröffnenden Schrift von Morris „on Principles and Methods in Latin Syntax“ 1901.

Gollings Einleitung zeichnet sich aus durch umfassende Kenntnis des überaus reichen, zum Teil schwer zugänglichen Materials sowie durch die klare Auseinanderhaltung der Differenzpunkte in den einzelnen Werken. Einige Kleinigkeiten sind Rf. bei der Lektüre aufgefallen. So ist der 3. Halbband von Pauly-Wissowas Encyclopädie nicht 1885, sondern 1895 erschienen (S. 1); S. 7 wären über die römischen Grammatiker vom 3.—6. Jahrhundert einige genauere Notizen angenehmer als die bloſse Aufzählung der Namen. S. 21 wird von dem „bekannten“ Lothringer Ratter gesprochen, während bei dem doch entschieden bekannteren Duns Scotus (S. 25) keine Notiz auf seine Berühmtheit in anderen Gebieten hinweist.

Auf die Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax folgt eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur, bearbeitet von Prof. Golling und Prof. Landgraf (S. 88—96). Die Anordnung ist, wie in der Syntax von Schmalz, nach dem Alter der behandelten Autoren: doch ist sie nicht ganz einwandfrei. So stehen S. 93 nacheinander: Florus, Ampelius, L a c t a n z, das afrikanische Latein, Fronto, G e l l i u s, Apuleius, die afrikanischen Inschriften. Es wäre vielleicht auch gut gewesen, wenn die Bearbeiter sich nicht mit der Aufzählung der Titel begnügt, sondern ähnlich wie Schmalz eine genauere Inhaltsangabe und ein Urteil über den Wert der einzelnen Arbeiten beigefügt hätten.

Den Hauptteil des vorliegenden Heftes nimmt die Behandlung der T e m p o r a und M o d i von Gymnasialdirektor Dr. Blase ein (S. 97—288). Das Manuskript dieser Arbeit war, wie oben erwähnt, schon 1897 dem Verlage zugegangen; doch hatte Vf. noch die Korrekturbogen des 1897 erschienenen zweiten Bandes von Delbrücks vergleichender Syntax der indogermanischen Sprachen benützen können. Dies grundlegende Werk wird denn auch von Blase gebührend berücksichtigt; ja mehrfach übernimmt er Delbrücks Definitionen wörtlich, natürlich nicht ohne sie als Entlehnungen zu kennzeichnen. In der Einteilung des Stoffes geht Vf. allerdings seine eigenen Wege. Er vermeidet es nämlich grundsätzlich die Tempora und Modi zu trennen und behandelt die Modi nur in ihren Beziehungen zu den einzelnen Tempora. Seine Anordnung ist folgende: 1. Indikativ des Präsens, 2. Erstes Futur und Konjunktiv Präsens, 3. Indikativ und Konjunktiv Imperfekt, 4. Indikativ Perfekt, 5. das „sogenannte“ Futur exakt und der „sogenannte“ Konjunktiv Perfekt, 6. das Plusquamperfekt. 7. der Imperativ, 8. die umschreibenden Zeitformen und die Tempora im Briefstil. Die Berechtigung dieser Anordnung soll hier nicht bestritten werden; doch hätte unbedingt eine ausführlichere Einleitung zur Orientierung über allgemeine Fragen, besonders über die syntaktischen Modi vorausgeschickt werden müssen. Die wenigen Bemerkungen über Aktionsart u. a., die Vf. an den Anfang seiner Ausführungen gesetzt hat, sind viel zu kurz und auch nicht ganz klar.

Ganz ausgezeichnet ist die Darstellung der Bedeutungsentwickelung

und des Auseinandergehens der einzelnen Formen in den verschiedenen Sprachperioden. Blase ist auf diesem schwierigen Gebiete bewandert wie kaum ein zweiter und konnte in sehr vielen Fällen auf seine eigenen Untersuchungen verweisen. Zuerst kommen gewöhnlich die recht ausführlichen Literaturangaben, dann die kurze Definierung des syntaktischen Gebrauchs und hieran schliefst sich eine meist äufserst reichhaltige Beispielsammlung. Alle Gebiete der Latinität sind dabei berücksichtigt, am stärksten wohl Plautus und Cicero. In vielen Fällen mufste sich Vf. natürlich auf eine Auswahl beschränken und hat selbst dann noch manchmal des Guten zuviel geleistet; so S. 102, wo die Beispiele für das Präsens in Sätzen allgemeinen Inhalts doch überflüssig sind, oder S. 128 beim Jussiv und Prohibitiv der 3. Person. Dieser breite Unterbau von Beispielen sichert dem Buche auch seinen dauernden Wert, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dafs die Darstellung der Syntax der Tempora und Modi selbst nicht auch eine sehr tüchtige Leistung ist. Aber die manchmal nur hypothetischen Definitionen können bei dem Wechsel der Anschauungen, der sich gerade in der vergleichenden Syntax bis heute geltend macht, eben doch nicht den nämlichen Anspruch auf bleibende Bedeutung erheben wie die fleifsige und geschickte Zusammenstellung der Zitate.

Auch hier seien einige Punkte angeführt, die beanstandet werden könnten. S. 100 ist bei der Literatur über Aktionsart und Zeitstufe nachzutragen die Abhandlung von Pedersen „zur Lehre von den Aktionsarten" in Kuhns Zeitschrift für vergl. Sprachforschung Band 37, 2 S. 219—250. S. 106 ist der Satz über das Präsens bei Dichtern lediglich eine Wiederholung des S. 103 Gesagten. S. 107 mufs es statt „pura" heifsen „purá"; hierüber ist nicht Delbrück, vgl. Syntax II § 93, zu vergleichen, sondern in erster Linie Brugmann, Altind. purā und griech. *πάρος* mit Ind. des Präsens (Berichte der philol.-histor. Klasse der sächs. Gesellschaft der Wiss. zu Leipzig 1883, S. 171). Die Bemerkungen über den Grundbegriff der Modi S. 113 passen besser in die Einleitung als zur Besprechung des Konj. Präs. und Futur I. S. 115 ist der Druck irreführend, da die Auswahl von Beispielen zur vorausgehenden Anmerkung gehört. Der S. 117 erwähnte Hebraismus der Vulgata „vade et dices populo" hat keine Bedeutung für die lateinische Syntax, sondern er ist lediglich eine wörtliche Übertragung des hebräischen „lêkh w' āmarthā", und Victor von Vita hat den Ausdruck einfach aus Hieronymus übernommen. Ebenso verhält es sich mit der Bemerkung S. 130 über die Form der Beteuerungen und Schwurformeln in der Vulgata. Auch hier ist der stehende Ausdruck „vivit dominus" nur eine wörtliche Übersetzung des hebräischen „chajjahwē". Daher hat hier die Verweisung auf das „si vivo" bei Plautus keinen Platz. S. 145 ist das Zitat aus Delbrück über den Unterschied zwischen Imperfekt und Perfekt im Altindischen nicht ganz in Ordnung. Nach Delbrück nämlich, der sich dabei auf die kurze Darstellung in seiner ausgezeichneten altindischen Syntax (die übrigens Blase merkwürdigerweise niemals anführt) und auf eine ausführlichere Abhandlung Whitneys beruft, ist der Unterschied zwischen Imperfekt

und Perfekt, wie ihn Blase feststellt, durchaus nicht allgemein gültig. sondern bezieht sich nur auf bestimmte Fälle. Der klassische Grammatiker Pāṇini (III, 2, 105—122) äufsert sich darüber ganz anders. S. 176 f. ist die abermalige Erläuterung des schon S. 101 definierten Begriffs „punktuell" überflüssig. S. 178 sind die „Jotapersonen" erklärt, die „rhotazierten Formen" aber nicht. S. 191 sind die Beispiele aus Phaedrus vor die durch sie illustrierte Regel gekommen, während sie zu den weiter unten folgenden Belegen aus Vergil, Horaz u. a. gehören. Die Erklärung des gleichbedeutenden Gebrauchs von fueram mit eram oder fui in der lateinischen Volkssprache (S. 218) ist sehr wenig wahrscheinlich; die Möglichkeit im gegebenen Falle sowohl fui wie eram zu gebrauchen soll nämlich bei der Schnelligkeit des Sprechens zu der Anwendung von fueram, wo es logisch unberechtigt war, geführt haben! S. 228 befremdet der Ausdruck „bei Ovid 14mal in den beiden ersten Bänden der Teubnerausgabe." S. 234 fehlt bei „Lipsius" der Apostroph. S. 235 f. ist bei Zitaten aus der Gesetzessprache Schöndörffer einige Male erwähnt, ohne dafs der Titel seiner Arbeit genannt ist; gemeint ist die nur bei den Literaturangaben S. 88 angeführte Schrift „de syntaxi Catonis" 1885. Bei der Besprechung von cave mit oder ohne ne (S. 252 f.) war auf die Anmerkung S. 199 zu verweisen. Die Anmerkung S. 260 pafst gröfstenteils mehr in eine Schulgrammatik als in eine wissenschaftliche Syntax. S. 265 endlich ist die Erklärung von paene mit dem Indik. Perf. nicht zwingend. —

Den letzten Teil des umfangreichen Heftes bildet die ebenfalls von Blase bearbeitete Lehre von den Genera Verbi (S. 289—312). Vf. gibt hier zunächst eine kurze Geschichte der διαθέσεις bei den alten Grammatikern und geht dann auf die Entstehung des Passivs aus dem Medium ein. Hierauf führte er die verschiedenen Arten der Deponentia an und bringt eine ganze Reihe von Ergänzungen zu der Liste bei Neue-Wagener III. Daran schliefst sich eine Aufzählung der Fälle, wo aktivische und passivische oder aktive und mediale Formen nebeneinander stehen (besonders im Altlatein und Spätlatein), und eine Scheidung der Deponentia nach Bedeutungsklassen. Dann folgt die Bedeutungsentwickelung des Verbaladjektivs auf to-, sowie die Aufzählung der Partizipien auf -tus mit aktiver Bedeutung und der Partizipien von Deponentien mit passiver Bedeutung. Den Schlufs bildet die Erörterung des Sprachgebrauchs bei den Verben des Anfangens und Aufhörens. — Wenn auch Vf. hier auf zuverlässigen Vorarbeiten fufsen konnte, so zeigt sich doch auch hier überall seine ausgebreitete Belesenheit. Der Stoff ist im Gegensatz zu der Behandlung der Tempora und Modi, bei der die Darstellung oft sehr ins einzelne geht, straff zusammengefafst und übersichtlich disponiert. Einige kleine Versehen seien noch notiert. S. 289 ist das Zitat „Brugmann, Indogerm. Forschungen V" nicht deutlich genug; gemeint ist Brugmanns Abhandlung „Die mit dem Suffix -to- gebildeten Partizipia im Verbalsystem des Lateinischen und des Umbrisch-Oskischen", Indogerm. Forschungen V, S. 89—152. S. 290 ist der Ausdruck „die mafs-

gebenden Forscher stimmen über die ursprüngliche Bedeutung des Mediums nahezu überein", recht nichtssagend. S. 292 hätte Vf. besser geschrieben: „dafs dies (nämlich der Übergang bei Verben der 1. Klasse zur aktiven Flexion) auch im Latein eine Neuerung der Volkssprache ist"; denn im Altindischen, das vorher erwähnt ist, ist dieselbe Beobachtung zu machen. S. 301 ist die Anmerkung 4 so kurz, dafs sie fast unverständlich bleibt. S. 310 ist die Erklärung der Stelle Liv. 24, 19, 6 gekünstelt. S. 311 endlich ist Riemanns Vermutung durchaus nicht sehr ansprechend, sondern eigentlich aus der Luft gegriffen. —

Hoffentlich werden jetzt, wie es in der Vorrede des Herausgebers versprochen ist, die noch ausstehenden Abteilungen des grofsen Werkes in Bälde nachfolgen; mögen sie dem vorliegenden Hefte an Tüchtigkeit gleichen.

München. J. Dutoit.

Wecklein, Euripides' Medea, zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen. 4. Aufl., München (Lindauer) 1905. 1 M.

So bewährt und beliebt auch die Bauer-Weckleinschen Schulausgaben von Stücken des Euripides und Sophokles sind, gibt doch jede neue Auflage Zeugnis von dem Bemühen des Herausgebers, Text und Kommentar immer mehr zu vervollkommnen. Daher dürfen wohl auch folgende Wünsche, die aus einer fleifsigen und dankbaren Benützung dieser Schulausgaben stammen, wenigstens auf eine genaue Prüfung hoffen. Einige derselben haben darin ihren Grund, dafs nunmehr die Scheidung von Text und Kommentar fast bei allen Stücken durchgeführt ist. Der Anhang über die lyrischen Metra mag sachlich richtiger dem Text beigegeben werden; leichter zu benützen aber ist er, wenn er dem Kommentar zugewiesen wird. Das Liebste wäre mir freilich, wenn die freien Rhythmen unmittelbar neben dem Text stünden oder gar im Text selbst, etwa durch Punkte unter den betonten Silben, angezeigt wären. Ich wenigstens bin zufrieden, wenn die Schüler Anapäste und Dochmier selbständig lesen können. Desgleichen wünschte ich die Bezeichnung der einzelnen Teile des Dramas im Text beigeschrieben, entweder am Rand seitwärts oder am oberen Rand etwa in der Weise: 1—126 Prologos, 433—612 zweites Epeisodion u.s.w. Die Stasima könnten allenfalls als selbstverständlich unbezeichnet bleiben. Was die Interpunktion anlangt, so dürfte vielleicht bei Pausen und Parenthesen noch häufiger von Gedankenstrichen Gebrauch gemacht werden; auch hielte ich es nicht für eine Sünde gegen den antiken Geist, wenn man vor der direkten Rede auch im Griechischen (wie im Lateinischen) Doppelpunkte setzte. Der Herausgeber wäre gerade der rechte Mann dazu eine solche Neuerung zu wagen; Schüler und Lehrer würden ihm dafür dankbar sein. — Für jeden Kommentar möchte ich um Zugabe eines Blattes gleichen Inhalts gebeten haben: auf der einen Seite könnten die Hauptdaten aus der Geschichte des griechischen Dramas Platz finden (ungefähr wie in den Textbändchen des Aias, nur noch kürzer), auf der andern eine Zusammenstellung

der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten im Sprachgebrauch der Tragiker (z. B. tragischer Aorist, *ἔχω* mit Partizipium, Genetiv der Relation, die dorischen Formen der Chorlieder). Bei den einzelnen Stellen brauchte dann nur kurz auf die betreffende Vorbemerkung verwiesen zu werden. Dies wäre jetzt um so mehr angezeigt, nachdem die Hinweise auf gröfsere Grammatiken (mit Recht) gefallen sind.

In der neuesten Ausgabe der Medea fällt es auf, dafs zu den vielen schon gestrichenen Versen noch 12 gekommen sind. Sonst verfuhr der Herausgeber konservativ. Öfters ist er zur handschriftlichen Lesart zurückgekehrt, V. 866, 1028 und 1108, mit Recht, wie mich dünkt; ich hätte das gleiche auch an einigen andern Stellen noch gewünscht: V. 206 *νύχιον*, weil ja das Schwarze Meer den Namen von seinen vielen Stürmen und Nebeln hat; Euripides selbst nennt es Iph. T. 109 *πόντος μέλας*. Auch das nebenstehende Attribut *ἁλμυρὰν* ist kein müfsiges Beiwort: das Schwarze Meer hat weniger Salzgehalt als das Mittelländische, wie auch die Alten bereits wufsten (Sall. hist. III 45 mare Ponticum dulcius quam cetera), — V. 285 *μέγα στένειν*, verteidigt von Römer (Abh. d. Bayer. Ak. 1904, 600). — V. 523 *δίκην*, weil wohl die *νόμοι* dem Mifsbrauch unterworfen sind, aber nicht die *Δίκη*. — Soll V. 375 *δόμους ὑπερβαίνουσα* geändert werden (trotz der von Arnim beigebrachten Parallelstelle Jon 514 *δῶμ' ὑπερβαίνει*), so würde ich *δόμους* lieber in *ὁδούς* als in *πύλας* verwandeln. — V. 691 möchte ich *ἐπῄνεσ' ἄν* schreiben, weil Aigeus vorerst noch bedingt sprechen mufs, wie V. 416 die Handschriften *ἀντάχησα* bieten statt *ἀντάχησ' ἄν*. — In V. 930 *κόσμον ὅν ποθ' Ἥλιος πατρὸς πατὴρ δίδωσιν ἐκγόνοισιν οἷς* scheint mir die Erklärung *δίδωσιν* = *δέδωκεν* doch kaum zulässig, zumal da auch das Perfekt neben *ποτὲ* unpassend wäre. Ich möchte *ὅν ποθ'* in *ὅνπερ* (oder *οἷον*) ändern; dann liegt darin eine Andeutung, dafs der Medea jederzeit die wunderbare Beihilfe ihres Grofsvaters zu Gebote steht, und es erscheint uns dann auch das Erscheinen des Drachenwagens glaublicher, worüber Medea einfach sagt V. 1290 *τοιόνδ' ὄχημα πατρὸς Ἥλιος πατὴρ δίδωσιν ἡμῖν*. — V. 188 betrachte ich *ἐπί τ' εἰλαπίναις καὶ παρὰ δείπνοις* als Apposition zu dem vorausgehenden *ἐπὶ μὲν θαλίαις* und möchte jene Worte in Kommata eingeschlossen sehen = „bei Freudenfesten, bei Schmausereien und Gelagen." — Anders erkläre ich V. 326; Kreon sagt ärgerlich: „Fort, Unsinnige, und mache mir weiter keine Plagen (*μ' ἀπάλλαξον πόνων*)." Darauf entgegnet Medea: *πονοῦμεν ἡμεῖς κοὐ πόνων κεχρήμεθα*, was nach meiner Auffassung nur heifsen kann: „Geplagt bin ich und habe kein Verlangen (andere) zu plagen." — V. 1345: Nachdem Medea erklärt hat, dafs sie die Worte des Jason anwidern, entgegnet dieser: „Auch mich die deinen; leicht ist der Abschied." Wenn nun Medea die Stichomythie also fortsetzt: *πῶς οὖν; τί δράσω*, so mufs man sich m. E. das Spiel so denken, dafs Jason mit den Worten „leicht ist der Abschied" zunächst eine Wendung zum Gehen macht, dann aber stehen bleibt und sich noch einmal der Medea zukehrt, um sie zu bitten, ihr wenigstens den Leichnam der Kinder zum Begräbnis zu überlassen. — Zum Schlufs möchte ich meinen Vorschlag,

V. 594 als Frage aufzufassen (Fürth, Progr. 1901, 32), aufs neue in Empfehlung bringen.

Fürth. Fr. Vogel.

Französisch-englische Klassikerbibliothek. Herausgegeben von J. Bauer und Dr. J. Link. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).

Nr. 43: The Children of the New Forest by Captain Marryat. Herausg. von Dr. Gg. Buchner, 1903. (117 S., kart. 1,20 M.)

Das Bändchen eignet sich sehr wohl zur Schullektüre für mittlere Klassen. Leider mufste sich der Text so starke Kürzungen gefallen lassen, dafs der Leser, der nur diese Ausgabe kennt, die gröfste Mühe hat dem Gang der Erzählung zu folgen. An einigen Stellen, wo eine solche Schwierigkeit nicht besteht, empfindet man doch mit Unbehagen das Vorhandensein einer Lücke, besonders wenn, was nicht gar selten der Fall ist, dieselbe Person fortfährt zu sprechen, während durch den Druck der Übergang zu einer anderen Person angedeutet erscheint. — Einmal (S. 78—79) ist zu dem Mittel der Zwischenerzählung gegriffen, ein andermal eine Anm. (unter Pablo) verwendet um den Zusammenhang herzustellen.

Die Anmerkungen (S. 90 u. 91), deren Reihenfolge nicht immer die des Textes ist, sind etwas sparsam ausgefallen. Bei Worcester ist eine solche nicht zu finden, obwohl S. 80, 23 darauf verwiesen wird.

Das Wörterverzeichnis (S. 93—117), dem die gewohnte Erklärung der Aussprachezeichen vorhergeht, ist sehr zuverlässig. An übersehenen Wörtern sind mir nur advantage (S. 73, Z. 27) und eventually (S. 81, Z. 27) aufgefallen. Der Korrektur, resp. Ergänzung bedürftig erscheinen die Angaben zu establishment (wegen S. 3, Z. 5), flush (soll heifsen to be flushed), household (w. S. 8, Z. 22), to house (w. S. 7, Z. 15), to leave (w. S. 15, Z. 15—19), to measure (w. S. 73, Z. 6), party (w. S. 81, Z. 11 u. S. 86, Z. 36). — Druckfehler sind äufserst wenige vorhanden.

Die Aussprache der Eigennamen ist nur teilweise angegeben, diejenige des s zwischen Vokalen und am Ende überhaupt nicht.

Nr. 44: Laurie, Mémoires d'un Collégien. Herausgeg. von Dr. A. Mühlan (Autorisierte Ausgabe) 1903. (137 S., kart. 1,20 M.)

Das bekannte Werk, über dessen inhaltlichen Wert schon Bd. XXXVIII, S. 458 unserer Blätter einige zutreffende Worte zu finden sind, ist mit Recht auch in diese Sammlung aufgenommen worden. Es hat durch Dr. Mühlan eine recht anerkennenswerte Bearbeitung gefunden, die (von Äufserlichkeiten abgesehen) nur zwei ernstliche Mängel hat: erstens, dafs über die Person des Verfassers kein Wort gesagt wird, und zweitens, dafs in Anmerkungen und Wörterbuch eine unverkennbare Anlehnung an die auch wiederholt zitierte Ausgabe von Kukula stattfindet.

Der Text ist gekürzt, doch nicht in derselben Weise wie bei Kukula und so, dafs Ref. die Fassung unseres Bändchens vorziehen würde. Zuweilen ist infolge der Kürzung eine Stelle etwas schwer verständlich, doch wird dadurch das Verständnis des Zusammenhangs nie gefährdet. Einmal, bei Chapitre III, ist ein Teil der Überschrift (Chez M. le Censeur) auf den gebotenen Text nicht mehr anwendbar.

Betreffs der Anmerkungen (S. 91—101) ist, abgesehen von der vorerwähnten Unselbständigkeit, Folgendes zu erwähnen: diejenigen zu S. 11, 1, S. 32, 2, S. 74, 1 könnten ohne Schaden gestrichen werden, ebenso der seltsame Zusatz zu S. 1, 3 (Mathusalem) „ein hohes, aber noch lange kein Schildkrötenalter"; ergänzungsbedürftig sind die zu S. 2, 6, S. 42, 3, S. 70, 5, S. 89, 3. Eine Anm. steht an falscher Stelle: die zu barres (S. 52, 1), das schon S. 21, Z. 6, vorkommt. Zweimal (S. 28 Z. 33 und S. 65 Z. 31) ist im Text auf eine Anm. verwiesen, die nicht vorhanden ist. Als unrichtig müssen bezeichnet werden die Anm. zu S. 50, 3 (cf. die richtige Angabe zu dem gleichen Ausdruck S. 68, 3) und besonders die von Kukula übernommenen zu S. 21, 1, S. 30, 2 u. S. 69, 1. Mazette heifst trotz Kukula nicht „Potzwetter" sondern „Schwächling, Memme" und dann wohl „Dummkopf"; jusqu'au bout des ongles kann nur heifsen „bis in die Fingerspitzen" also „ganz und gar" und hat trotz Kukula's gelehrter Erklärung mit der „Nagelprobe" nicht das geringste zu tun. Wenn endlich bei un pain de douze livres (S. 30, 2) angegeben ist „ein Zwölfpfünder", so ist es ebenso schwer einzusehen, wie Kukula auf diese unnatürliche Erklärung hat verfallen, als wie Mühlan sie hat übernehmen mögen. Man vergl. die Stelle im Text: „Et ce pantalon! . . . Mon pauvre ami, on pourrait encore y loger un pain de douze livres . . ." und Kukula's Erklärung „un pain de douze livres ou une pièce de douze, c.-à-d. un canon de fort calibre qui lance des boulets de douze livres, Zwölfpfünder"! Genügt denn die Grundbedeutung „zwölfpfündiges Brot" nicht vollkommen zum Verständnis der Stelle?

Das Wörterbuch ist ziemlich verlässig. An Lücken sind mir aufgefallen applaudir (88, 21), chien courant (9, 12), contresens (87, 15), damer (42, 13), éleveur (48, 21), emblée (81, 34), infériorité (38, 16), rebord (22, 21). Korrektur- resp. ergänzungsbedürftig sind die Angaben zu barre (wegen 21, 6), border (w. 41, 8), casse-cou (w. 79, 12), cymbale (w. 46, 25), enchevêtrer (w. 15, 16), paille humide (w. S. 58), palper (w. 50, 8), passible de (w. 67, 35), spontanéité (w. 49, 36) u. a. — Das Wort taupin (81, 2) ist, obwohl im Text auf die Anm. und in dieser auf das Wörterbuch verwiesen ist, nirgends erklärt.

Die Aussprache sollte etwas öfter angegeben sein, so bei abdomen, Verschuren, u. a.

Die Druckfehler sind nicht allzu zahlreich. Lästig sind congrès (79, 13) und gleich darauf la plus part und amollisantes und bes. (S. 119) humer = einschärfen (st. einschlürfen).

Bamberg. Herlet.

Toreau E. A. de Marney, Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen, Leipzig, 1903. E Haberland. 2.50 M.

Die Idee des Verfassers, die Zeit- und Nominalformen durch Zeichen mit geraden oder schrägen Linien und Kreisen zu erklären und dem Gedächtnis einzuprägen ist wohl neu und originell, allein ohne Zweifel viel zu kompliziert, als dafs sie für den Schüler eine Erleichterung bringen könnte. Auch inhaltlich gibt das Buch zu ernsten Bedenken Anlafs. Für wen ist eigentlich dasselbe bestimmt? Der Verfasser schweigt hierüber. Nach den p. 131 beigegebenen Etymologien vielleicht für Gymnasien. Doch ist hiefür die ganze Anlage zu wenig wissenschaftlich, zu handwerksmäfsig. Die Etymologien sind zum Teil unrichtig: sous von sub; malgré von malegratum; chez von in casa; lorsque = illam horam (p. 133). Der deutsche Ausdruck ist oft nicht idiomatisch, schief oder ganz falsch: p. 72 vous avez beau dire et beau faire Sie haben gut reden und handeln statt: was Sie auch tun oder sagen mögen; j'ai besoin d'elle ich will sie haben; le cœur me faut (p. 81) mein Herz fehlt mir; j'ai froid es ist mir kalt; ne les accablez pas drücken Sie sie nicht nieder. Vieles ist überflüssig und gehört nicht in eine Schülergrammatik: ester — esté en jugement — vor Gericht stehen; issir abstammen; faillir, bankerott sein; choir, apparoir, chaloir, duire: cela ne me duit pas es gefällt mir nicht; tistre weben; semondre (p. 82 u. 83) und manche andere Redensarten, z. B. bei den zusammengesetzten Subst.: serre-tête Kopfbänder; boute-feu, boute-en-train, casse-tête; dogaresse (Gemahlin des Dogen) p. 124. Einen abstofsenden Eindruck macht schliefslich der beigelegte Zettel: „Zur gefl. redaktionellen Benutzung!" Man wird daselbst dazu eingeladen eine beigelegte Kritik zu benutzen, ohne sich bemühen zu müssen das Buch zu studieren! Das sind die Folgen der Massenproduktion! Daraus ist ersichtlich, dafs das Buch keinerlei Empfehlung verdient.

Würzburg. Steinmüller.

Neue Handbücher der Geschichte:

1) Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Richard Friedrich, Prof. Dr. Ernst Lehmann, Prof. Franz Moldenauer und Professor Dr. Ernst Schwabe vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. Vierter Band. Neueste Zeit. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1905. XX und 843 S. Preis broschiert 6 M.

Über die Veranlassung, die Art und den Umfang dieser Neubearbeitung, wodurch das in 20 Auflagen zweibändige Webersche Lehrbuch der Weltgeschichte zu einem in 4 starken Bänden niedergelegten Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte geworden

ist, wurde bei der eingehenden Besprechung des II. Bd. im Jahrgang 38 (1902) S. 629 ff. genauer berichtet. Es ist zunächst erfreulich zu konstatieren, dafs das günstige Urteil, welches dort über die umsichtige und sorgfältige Neubearbeitung gefällt wurde, sich durchaus bestätigt hat. Denn noch vor der Ausgabe des vorliegenden IV. Bandes ist ein Neudruck des II. Bandes notwendig geworden und ebenso erscheint gleichzeitig mit dem IV. Bd. ein Neudruck des I., welcher die von Prof. Schwabe bearbeitete Geschichte des Altertums enthält. Dadurch ist freilich die Vollendung des Ganzen aufgehalten worden; denn der III. Band (vom Beginn der neueren Zeit bis zur grofsen französischen Revolution) steht noch aus und wird erst 1906 erscheinen, allein andrerseits beweist doch diese so rasch eingetretene Notwendigkeit von Neudrucken, dafs die Umarbeitung wohlverdienten Anklang gefunden hat.

Der neu vorliegende IV. Bd., welcher die Zeit von der franz. Revolution bis zur unmittelbaren Gegenwart umfafst, wird sicherlich zur weiteren Verbreitung des Werkes beitragen. Von den 400 Paragraphen, welche der Band umfafst, sind nicht weniger als 105 ganz neu eingeschoben, 231 sind wesentlich umgearbeitet und nur 64 sind unverändert geblieben. In der Hauptsache ist der IV. Bd. von Prof. Franz Moldenauer bearbeitet (nur die Paragraphen über Literaturgeschichte hat Prof. Dr. Richard Friedrich, die über Kunstgeschichte Prof. Dr. Ernst Lehmann verfafst); aber einerseits hat Prof. Baldamus als Redakteur auf die Gestaltung des Textes einen weitgehenden Einflufs geübt und andrerseits zusammenfassende Paragraphen geschrieben, welche zu den einzelnen Abschnitten Überschau und Vorblick bieten und das Ganze zusammenhalten sollen; gerade diese bilden einen wertvollen Bestandteil des ganzen Bandes und geben Zeugnis von der Vertiefung der geschichtlichen Betrachtung, welche die Neubearbeitung für sich in Anspruch nimmt.

Zu rühmen ist auch an diesem Bande die Sorgfalt und Umsicht der Verfasser, die Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der Forschung, die Belebung der Darstellung durch eingeschaltete Zitate in allerdings ziemlich kleinem Druck[1]) (z. B. aus Sybel, Taine, Häusser, Bismarcks Reden, Briefen und Gedanken und Erinnerungen), die formelle Gewandtheit und Frische der Darstellung, die Übersichtlichkeit mit der der gewaltige Stoff nicht nach Ländern, sondern wie es allein richtig ist, chronologisch nach Zeiträumen gegliedert wird, und nicht zuletzt auch das Bestreben auch da die Objektivität der Darstellung zu wahren, wo sich die persönlichen Anschauungen lebhafter hervordrängten. So merkt man ja wohl einen gewissen Unterschied bei der Darstellung der preufsischen Kirchenpolitik seit 1815 und der Schilderung der Gründung des Gustav-Adolf-Vereins (vgl. S. 289—291); dagegen sind fast durchaus in streng sachlichem Ton gehalten die Erörterungen über die religiösen Bewegungen in Deutschland nach

[1]) Auch in diesem Bande kommt ein dreifacher Druck zur Anwendung: gröfserer für die politische Geschichte, mittlerer für die Kulturgeschichte und weniger Wichtiges, kleiner für die Einzelausführungen.

1848 und den badischen Kirchenstreit 1852 f., über das Vatikanische Konzil 1870, über die Zeit des Kulturkampfes in Preufsen und im Deutschen Reich, wobei auf die Fehler der Regierung deutlich genug hingewiesen wird, usw.

Alles in allem genommen läfst sich sagen: An dieser Neubearbeitung des Weberschen Lehrbuches hat der Lehrer der Geschichte an den Mittelschulen wenigstens für die allgemeine Geschichte und Kulturgeschichte ein unbedingt zuverlässiges, rasch orientierendes Handbuch, dem daher in den Kreisen unserer Kollegen weite Verbreitung zu wünschen ist. Wenn erst nach Vollendung des III. Bandes das alphabetische Register zu allen 4 Bänden in einem besonderen Bändchen ausgegeben sein wird, wird die Benützung noch wesentlich erleichtert sein.

Es liegt auf der Hand, dafs in einem Bande mit 843 vielfach enggedruckten Seiten, der viele Tausende von Tatsachen und Jahrzahlen enthält, auch hie und da Irrtümer und Lücken sich finden. Auf einige besonders auffallende, die wir beim Durcharbeiten des Buches wahrgenommen haben, sei zum Schlusse hingewiesen. S. 85: Die kleine Schrift, welche Palm in Nürnberg 1806 verlegte, hatte den Titel „Deutschland in seiner tiefen (nicht tiefsten) Erniedrigung". — S. 119: Nicht am 9. Okt. 1809, sondern am 9. Okt. 1807, fünf Tage nach Steins Amtsantritt erschien der Erlafs über die Bauernbefreiung etc. etc. — S. 125: Ebensogut wie Gneisenau als Generalstabschef Blüchers war auch Radetzky als Generalstabschef des Fürsten Schwarzenberg bei der böhmischen Hauptarmee zu nennen. — S. 223 bei der Übersicht über die französische Kunst führt Chassériaus bekanntes Gemälde im Louvre (römische Badeszene) die Bezeichnung Trepidarium statt Tepidarium — S. 258: Was über König Otto I. von Griechenland gesagt wird, genügt nicht. Man erfährt gar nicht, dafs er noch nicht mündig war, dafs eine Regentschaft eingesetzt werden mufste etc.; wenn es dann S. 416, wo erst wieder von den Verhältnissen Griechenlands die Rede ist, heifst, „bei der Schwäche König Ottos waren die gesamthellenischen Agitationen immer gefahrdrohender für die bayerische Dynastie", so bleibt das unverständlich, weil eben Ottos Regierung nirgends geschildert wird. — S. 271 1. Zeile sollte bestimmt angegeben sein. dafs Leopold I. von Belgien in 2. Ehe eine Tochter des Bürgerkönigs Louis Philippe geheiratet hatte, nicht blofs „eine französische Prinzessin". — S. 382 wird irrtümlich Dez. 1853 als Zeitpunkt der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis durch Pius IX. angegeben; es war Dez. 1854 (so richtig S. 518). — S. 402 wird Prinz Jerome Napoleon irrtümlich als Enkel statt als Sohn des ehemaligen Westfalenkönigs Jerome bezeichnet. — S. 487 ff: Die Beurteilung Benedeks ist zu einseitig, sie entspricht zu wenig den Resultaten neuerer Forschung, namentlich den Arbeiten Friedjungs (vgl. besonders „Benedeks nachgelassene Papiere". Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung, Leipzig 1901). — S. 528 heifst es von Napoleon III. nach der Flucht aus Metz: „Die Regentschaft fürchtete bei der herr-

schenden Aufregung Gefahr für den Kaiser, wenn er nicht nach Paris zurückkehre." Das Gegenteil ist richtig, also mufs das sinnstörende nicht entfernt werden. — S. 592 am Rande ist als Todesjahr Richard Wagners irrig 1893 statt 1883 angegeben. — S. 615: Reinhardt ist nicht mehr Direktor des Goethegymnasiums in Frankfurt a. M., sondern seit längerer Zeit schon vortragender Rat im preufsischen Kultusministerium in Berlin. — S. 807 bei der Aufzählung der Werke des berühmten Bildhauers Bartholomé herrscht eine merkwürdige Verwirrung: „aufserdem schuf er „das Geheimnis", die ersten Menschen oder „das Nest", „die Badende etc."; es mufs vielmehr heifsen: aufserdem schuf er die ersten Menschen, „das Geheimnis" oder „das Nest" etc.; denn die beiden letztgenannten Namen erfand der Künstler für das kleine Marmorwerk, um dem Wunsche der Beschauer zu entsprechen, das er selbst ursprünglich „vier Frauen" genannt hatte. — S. 810 und dann wieder 822 ist der bekannte österreichische Maler August von Pettenkofen fälschlich A. von Pettenkofer genannt; Pettenkofen ist Pseudonym für Pettenkoffer. — S. 832: Komisch berührt es den Kenner, wenn dem Maler Hubert von Herkomer ein Gemälde zugeschrieben wird: Die Magistratssitzung von Landsbery! Es ist vielmehr seine Heimatstadt Landsberg am Lech in Bayern gemeint; dort im Rathaussaale kann das Gemälde auch bewundert werden.

2) Immich, Dr. Max, weiland Privatdozent an der Universität Königsberg in Pr., Geschichte des Europäischen Staatensystems von 1660—1789 (Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte, herausgegeben von G. von Below, Prof. an d. Univ. Tübingen, und F. Meinecke, Prof. an d. Univ. Strafsburg. II. Abteilung. Politische Geschichte). XIII u. 462 S. (davon S. 447—462 Register). München und Berlin. Druck u. Verlag von R. Oldenbourg 1905. Preis br. 12 M., geb. 13.50 M.

Über den Plan und Umfang dieses neuen Handbuches vgl. die Besprechung des 1. Bandes, der 1903 erschienen ist (Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker), Jahrg. 40 (1904) S. 131 ff. unserer Blätter, über den 1. Bd. der II. Abteilung (Politische Geschichte: Loserth, Geschichte des späteren Mittelalters von 1179 bis 1492) die Besprechung in demselben Bande S. 391 ff.

Als nächster Band der II. Abteilung ist Immichs Geschichte Europas von 1660—1789 ausgegeben worden. Wir haben damit das Werk eines Frühvollendeten vor uns; denn am 19. Januar 1904 erlag der erst 36jährige Verfasser einer akuten Rippenfellentzündung in Berlin, als er eben die letzte Hand an sein Manuskript legen wollte. Nach fünfviertel Jahren konnten die beiden Herausgeber des Handbuches das Werk den Lesern vorlegen und in der kurzen Vorrede bemerken, dafs es nach ihrer Überzeugung das Andenken des Verfassers in der Geschichtswissenschaft lebendig erhalten werde. Diese Überzeugung ist, um das gleich von vorneherein auszusprechen, vollauf berechtigt.

Zunächst füllt dieser Teil des Handbuches eine empfindliche Lücke aus; denn seit Heerens Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems 1809 (5. Aufl. 1830) ist der Versuch nicht wiederholt worden, unter Verzicht auf eine Darlegung der politischen Geschichte der Einzelstaaten die Entwickelung des Staatensystems, als dessen Geschichte man die Europäische Geschichte vom Ausgang des Mittelalters an seit etwa 1750 zu betrachten pflegte, in einem Gesamtüberblick zu veranschaulichen und die wechselseitigen Beziehungen der Staaten untereinander in chronologischer Reihenfolge festzustellen. Schon die Art und Weise wie sich Immich, der diesen Versuch nach jahrelangen erfolgreichen Detailstudien erneuert hat, seinen Stoff abgrenzt und einteilt, verdient namentlich auch für die Gewinnung gröfserer Übersichtlichkeit beim Geschichtsunterricht am Gymnasium Beachtung.

Nicht das Jahr 1648, sondern nur 1660 kann für die europäische Geschichte als ein wichtiger Einschnitt gelten, wo eine neue Epoche anhebt. Dafür werden 4 Punkte geltend gemacht: 1. der Pyrenäenfriede 1659, durch den erst der Kampf der Häuser Bourbon und Habsburg beendet wurde; 2. der Beginn der Selbstherrschaft Ludwigs XIV.; 3. der Friede von Oliva 1660 und 4. die Restauration der Stuarts in England 1660. Nach diesem Anfang der neuen Epoche ergeben sich folgende Abschnitte in derselben: das Ende des ersten Abschnittes fällt fast mit dem Ende des Jahrhunderts zusammen; denn erst der Friede zu Ryswick 1697 ist ein offenkundiges Zeichen des beginnenden Rückganges Frankreichs und andrerseits drückt sich im Frieden von Carlowitz 1699 ebensosehr der Niedergang der Türkenherrschaft in Europa wie die Ausdehnung Österreichs an der unteren Donau aus. — Der zweite Abschnitt reicht naturgemäfs bis 1740, wo einmal durch den Tod Karls VI. ein Erbschaftsstreit ausbrach, der fast alle europäischen Staaten in Mitleidenschaft zog, und andrerseits durch die Thronbesteigung Friedrichs II. Preufsen zur Grofsmacht emporgehoben wurde, während gleichzeitig der Konkurrenzkampf zwischen England und den Bourbonenhöfen in Frankreich und Spanien mit neuer Schärfe einsetzte. Der damit beginnende 3. Abschnitt reicht von 1740 bis 1789 (Beginn der grofsen Revolution). Jeder der so gewonnenen Abschnitte ist zweckentsprechend in Kapitel eingeteilt (der erste in 8, wovon 2 für die allgemeinen Bemerkungen über Quellen und Literatur und die Darlegung der politischen Situation Europas zu Beginn der Epoche verwendet werden), der zweite in 7 und der dritte wieder in 8; der leichteren Übersicht wegen sind die einzelnen Kapitel in Paragraphen zerlegt (im ganzen 188). Das erste Kapitel jedes Abschnittes ist der Anführung der Quellen und der Literatur über den betreffenden Zeitraum gewidmet (in einzelnen Paragraphen nach Ländern geordnet), aber auch den einzelnen Paragraphen der Darstellung selbst wird in kleinerem Druck die Spezialliteratur angefügt; aufserdem kommt der kleinere Druck nur noch für Anmerkungen unter dem Texte zur Anwendung (gegenüber dem Bande von Loserth ein Vorteil, weil dort auch minder wichtige Teile des Textes selbst im Kleindruck gegeben sind).

Es ist schon früher hervorgehoben worden, dafs gerade in den umfassenden, sorgfältig geordneten und erschöpfenden Quellenangaben und Literaturnachweisen der ganz besondere Wert des neuen Handbuches beruht; denn diese setzen jeden kundigen Benützer in den Stand, entweder sich durch Heranziehung der betr. Schriften ein eigenes Urteil zu bilden oder selbständig in der einen oder anderen Partie weiterzuarbeiten. Natürlich kann im vorliegenden Falle nur jemand, der mitten in der Geschichtsforschung über diese Epoche steht, nachprüfen, ob die Angaben durchaus vollständig und zuverlässig sind, von denen der verstorbene Verfasser selbst in einem Briefe an einen Freund sagte: „Kein Mensch kann ermessen, was für kolossale Schwierigkeiten ich in der Literaturzusammenstellung zu überwinden hatte und doch, glaube ich, wird diese Übersicht noch am ehesten Eindruck machen." Das wird sie freilich; denn Stichproben ergeben überall die Reichhaltigkeit und Genauigkeit des Gebotenen; dem scharfen Blicke des Verf. sind auch ganz vereinzelte und versteckte Beiträge zur Geschichte dieser Epoche nicht entgangen.[1])

Aber ebenso hohe Anerkennung verdient die Darstellung selbst zunächst schon nach ihrer formellen Seite, die eine ungewöhnliche Gewandtheit in der Handhabung der Sprache verrät und die Lektüre des Buches höchst anziehend macht, trotzdem oft gar vieles in wenige inhaltreiche Sätze zusammengedrängt werden mufs. Höher freilich noch wiegt das Neue in der Auffassung und Durchdringung des Stoffes, welche überall den Stand der neuesten Forschung berücksichtigt, manches herkömmliche und in unseren Lehrbüchern immer wiederholte schiefe Urteil beseitigt, aber auch nachdrücklich darauf hinweist, wo eine Einigung unter den Forschern noch nicht erzielt ist z. B. bezüglich der Entstehung des Siebenjährigen Krieges. Nur an einer Stelle scheint uns der Verf. der bisherigen unrichtigen Auffassung getreu geblieben zu sein. Er weist § 28 S. 52 darauf hin, dafs die blutige Schlacht von Sankt Gotthard an der Raab am 1. August 1664 dem Vorstofs der Osmanen ein Ende gemacht, dafs aber trotzdem der Kaiser Leopold I. schon 10 Tage später den Frieden zu Vasvár oder Eisenburg schlofs, in welchem er 3 Komitate von Ungarn den Türken überliefs und dem Sultan ein Geschenk von 200000 Gulden versprach und dafs der Unwille allgemein gewesen sei über die unrühmlichen und mit den errungenen Erfolgen im Felde grell kontrastierenden Bedingungen. Diese letztere Annahme ist kaum aufrecht zu erhalten: man vergleiche nur einmal die eingehende Darstellung und Würdigung der Schlacht von Sankt Gotthard an der Raab im 1. Bande der Geschichte des Bayerischen Heeres (München 1901), dann wird man leicht den geringen Einflufs des nur teilweise siegreichen Kampfes erkennen und keinen Widerspruch mehr finden zwischen dem nur vermeintlich glänzenden Siege und dem schimpf-

[1]) Hier sei bemerkt, dafs nach dem Tode des Verf. noch eine bibliographische Kontrolle und Ergänzung vorgenommen wurde, die für den 1. Abschnitt Prof. Dr. Ferdinand Hirsch, für den 2. und 3. Privatdozent Dr. Gg. Friedr. Preufs und für den 3. teilweise Prof. Dr. Ludwig in Strafsburg vorgenommen hat.

lichen Frieden von Vasvár (cf. diese Blätter 1904, S. 646). — Diesen 1. Band der Geschichte des Bayerischen Heeres sähe man auch gern zitiert zu § 32 S. 63: der Anteil der Bayern an der Verteidigung Candias, wo nur auf die Akademieabhandlung von Würdinger verwiesen wird.

Sonst aber gäbe es viele Punkte, die man gerne der allgemeinen Aufmerksamkeit und der Berücksichtigung in unseren Lehrbüchern empfehlen möchte. Ich will Raummangels wegen nur einige namhaft machen. S. 73: Kurfürst Joh. Philipp von Mainz liefs, um Ludwig XIV. von den Niederlanden abzulenken, durch Leibnitz dessen berühmtes „Consilium Aegyptiacum" in Paris überreichen, das den König zum Kampf gegen die Osmanen aufforderte und die Eroberung Aegyptens in den verlockendsten Farben schilderte, das aber halb spöttisch abgelehnt wurde. — § 45 S. 98 ff.: Die Reunionstheorie in Frankreich ist nicht erst von Louvois ersonnen worden; sie stammt bereits von Richelieu, der schon 1624 drei höhere Beamte nach Lothringen sandte, um Rechtstitel ausfindig zu machen, mit denen sich die Zugehörigkeit von Gebietsteilen zu den Bistümern Metz, Toul und Verdun begründen liefse etc. — Es gab nur eine Reunionskammer, die Oktober 1679 eingerichtete Chambre royale in Metz; in Breisach wie in Besançon gab es keine Reunionskammern, die Urteile wurden von den Gerichtshöfen abgegeben. — § 52 S. 125: Am 22. März (1. April) 1686 wurde ein zwanzigjähriges Bündnis des Grofsen Kurfürsten mit dem Kaiser, dessen Spitze gegen Frankreich gerichtet war, unterzeichnet, ein glänzender Triumph österreichischer Staatskunst. Diese Schwenkung Brandenburgs war von weit gröfserer Bedeutung als die sogenannte Augsburger Allianz, welche am 9. Juli 1686 zu Augsburg zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden, Bayern, dem fränkischen und bayerischen Kreise und anderen deutschen Ständen geschlossen wurde. — S. 191 Anm. 1 (§ 81) wird nachdrücklich darauf hingewiesen, dafs der Schritt Ludwigs XIV., der den Sohn Jakobs II., Jakob Eduard, am Totenbette seines Vaters als König von England begrüfste (Sept. 1701), weder erst die Grofse Allianz ins Leben gerufen hat, wie zuweilen behauptet wird, noch auch dafs er, wie andere meinen, die Antwort war auf den Abschlufs der Allianz zwischen den Seemächten England und Holland und dem Kaiser (7. Sept. 1701); denn von diesem Abschlufs hatte der König damals noch keine Kunde. — S. 228 § 91: bei Villaviciosa (Dez. 1710) behauptete zwar Starhemberg das Schlachtfeld, mufste aber aus Mangel an Mitteln weiter zurückgehen (also kein Sieg Vendômes!). — S. 229 Anm. 1: nicht erst seit Januar 1711, wie meist angenommen wird, sondern seit Juli 1710 stand England bereits in geheimen Unterhandlungen mit Frankreich wegen des Friedens. — Ibid. Anm. 2: „Ganz falsch ist die landläufige Annahme, dafs erst der Tod Kaiser Josephs (17. April 1711) und die dadurch zu erwartende Vereinigung der spanischen Länder, der österreichischen Besitzungen und der Kaiserkrone in der Hand Karls England zu der Unterhandlung

mit Frankreich veranlafst hätten." — S. 249 § 96 gibt eine genaue, sachgemäfse Darstellung, wie es kam, dafs Savoyen 1720 Sizilien gegen Sardinien an den Kaiser geben mufste. Daraus geht hervor, dafs von einer Unterstützung der spanischen Ansprüche durch den Herzog Viktor Amadeus keine Rede sein kann. Das Nähere möge man S. 249 (cf. auch S. 240) nachlesen. — S. 257 findet man eine genaue Darstellung der Entstehung und Veröffentlichung der Pragmatischen Sanktion! —

Die wenigen sinnstörenden Druckfehler, die ich mir beim Durchstudieren des Buches angemerkt hatte, finden sich alle bereits in einem Anhang „Berichtigungen" S. 463 verbessert.

Nach dem Gesagten dürfte wohl klar sein, dafs dieser Teil des Handbuches für die Erkenntnis der vielverzweigten und vielverwickelten Beziehungen des europäischen Staatensystems von 1660—1789 ein unentbehrliches Hilfsmittel ist, mit dem sich der Lehrer der Geschichte am Gymnasium unbedingt bekannt machen mufs. Es darf daher dieser Band des Handbuches in keiner Lehrerbibliothek fehlen, besser noch freilich, wenn ihn der einzelne selbst zur steten Benützung besitzt, wobei das ausführliche, nachträglich bearbeitete Register gute Dienste tun wird.

3) Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden herausgegeben von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten. Mit annähernd 1200 Textabbildungen und 120 ein- und mehrfarbigen Tafelbildern. Vollständig in 40 Lieferungen zu je 1 M. Alle 3 bis 4 Wochen erscheint eine Lieferung. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1905.

Band IV. Geschichte der Neuesten Zeit. Das Zeitalter der Kämpfe um bürgerliche Freiheit, nationale Selbständigkeit und soziale Forderungen (1789 bis zur Jetztzeit) von Dr. S. Widmann, Kgl. Gymnasialdirektor. Mit ca. 400 Textabbildungen, 9 mehrfarbigen und 20 einfarbigen Tafelbildern. Lief. 1—4, S. 1—192.

Die Allgemeine Verlagsgesellschaft in München hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe nach Inhalt wie Ausstattung höchst gediegener Prachtwerke herausgegeben, welche wohlverdiente Anerkennung gefunden haben, so das 3bändige Werk: „Die katholische Kirche unserer Zeit", die „Illustrierte Geschichte der katholischen Kirche" von Dr. Kirsch und Dr. Luksch, die „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur" von Prof. Dr. Salzer usw. Diesen Werken soll sich die oben angekündigte 4bändige illustrierte Weltgeschichte[1]) möglichst ebenbürtig

[1]) Bei dieser Gelegenheit dürfte angesichts der Bemühungen, welche gegenwärtig vom Ministerium für die Erweiterung und Vertiefung des Unterrichtes in der bayerischen Geschichte gemacht werden, der Hinweis interessant sein, dafs die Allgemeine Verlagsgesellschaft in München laut einer Mitte Juli versandten Mitteilung im Herbst dieses Jahres eine illustrierte Geschichte des Königreichs Bayern, also von Gesamtbayern, in 15 Lief. à 60 Pf. erscheinen lassen wird, welche den Kgl. Rat u. Chefredakteur des Deutschen Hausschatzes, Dr. Otto

anreihen. Mehrfach geltend gemachten Wünschen entsprechend wird mit der Ausgabe des IV. Bandes begonnen, der ebenso wie der III. von Gymnasialdirektor Dr. Simon Peter Widmann[1]) bearbeitet wird, und zwar sind bis Juli 1905 die ersten 4 Lieferungen, jede zu 3 Bogen, (Preis 1 M.), also 192 S. erschienen, welche die Geschichte der Neuesten Zeit vom Beginn der französischen Revolution bis zum 1. Pariser Frieden (30. Mai 1814) behandeln. Stellt diese Partie auch ungefähr nur den 10. Teil des ganzen Werkes dar, so ist sie immerhin umfänglich genug, dafs man sich ein bestimmtes Urteil üder diese neue illustrierte Weltgeschichte bilden kann und zwar nach 2 Seiten, ihrem Inhalt und ihrer Illustrierung.

Es liegt nahe dieses Werk mit ähnlichen bereits erschienenen zu vergleichen um die Berechtigung seines Erscheinens zu würdigen. Wir haben zunächst die 10bändige illustrierte Weltgeschichte in Spamers Verlag, welche erst in der 3. völlig neugestalteten Auflage von Kämmel und Sturmhöfel zu einem brauchbaren Hilfsmittel geworden ist, auch hinsichtlich der allerdings nicht einwandfreien bildlichen Ausstattung, allein dieses Werk ist zu umfangreich und zu teuer (ca. 85 M.), um allgemeine Verbreitung zu finden, ist auch in manchen Partien nur mit Vorsicht zu gebrauchen wegen des darin eingenommenen religiösen Standpunktes. In besonderem Grade ist das der Fall bei den der vorliegenden an Umfang ähnlichen und gleichfalls mit Illustrationen ausgestatteten Weltgeschichten oder deutschen Geschichten von Stacke und Dr. Oskar Jäger, während die allzu rasch geschriebene 4bändige Schillersche Weltgeschichte, der die Kritik eine Unmasse von Fehlern nachgewiesen hat, schon deshalb nicht besonders zu empfehlen ist. Demnach ist das neue Unternehmen wohl berechtigt, wenn es besonders auch dem gesteigerten Bildungsbedürfnis der Katholiken entgegenkommen und vom Standpunkte christlicher Weltanschauung aus die Weltgeschichte darstellen will. Diese Tendenz könnte aber sofort den Argwohn wachrufen, es möchte dem Werke von vorneherein an der nötigen Objektivität fehlen und es möchte darüber ebenso zu klagen sein wie bei Stacke und Jäger. Nun bieten ja die vorliegenden 4 Lieferungen einigermafsen Gelegenheit nach dieser Richtung Beobachtungen zu machen, aber man kann eine übertriebene Betonung der christlichen Weltanschauung darin nicht finden, wenn beispielsweise die Schriftsteller der sogenannten Aufklärungsepoche nicht so übertrieben hoch eingeschätzt werden wie sonst zuweilen und ihre feindselige Stellung zu Religion und Sitte mehr betont

---

Denk (Otto von Schaching) und den Kgl. Geheimsekretär am Kgl. Hausarchiv Dr. Jos. Weifs zu Verfassern hat und besonders auch durch erlesenen Bilderschmuck (3 farbige, 12 schwarze Tafelbilder, 560 Textillustrationen) eine würdige Jubiläumsgabe für 1906 werden soll. Wir werden darauf zurückkommen.

[1]) W. hat sich unter anderm bekannt gemacht durch seine soeben in 2. Auflage bei Schöningh in Paderborn erschienene „Geschichte des deutschen Volkes“ in einem Bande von 915 Seiten. Wir weisen darauf hin, weil die in der Vorrede kurz ausgesprochene Tendenz des Verf. auch für das vorliegende neue Werk Geltung haben wird.

wird, oder wenn neben den dauernden nützlichen Folgen der grofsen Revolution auch einmal ihre entsetzlichen zerstörenden Wirkungen, ihr Wüten gegen die christliche Religion und ihre Diener und Anhänger ins rechte Licht gestellt wird. Auch wenn Österreich hie und da günstiger beurteilt wird, ist das nur zu billigen, solange diese Beurteilung geschichtlich begründet ist. Besser jedoch wird man Widmanns Standpunkt zu beurteilen vermögen, wenn man die oben erwähnte, soeben in 2. Auflage erschienene „Geschichte des deutschen Volkes" zum Vergleiche heranzieht und beispielsweise die Partien über den Kulturkampf und über das Wirken Bismarcks durchliest. Man findet bestätigt, was der Verf. darüber in der Vorrede bemerkt: „Die religiösen Stürme, die über das Vaterland hinzogen, behandelt der Verfasser, weit entfernt, durch Farblosigkeit unklarer und verkehrter Auffassung Vorschub zu leisten, vom festen Standpunkte aus aber rein sachlich, wie es eine Geschichte verlangt etc." Dieser letztere vom Verf. in Anspruch genommene Vorzug mufs auch dem vorliegenden Werke zuerkannt werden; nirgends wird sich der Andersdenkende durch eine gehässige Äufserung gekränkt und verletzt fühlen und wenn er auch seinen Standpunkt nicht verlassen wird, so wird er doch den des Verfassers achten. Um weitere Eigentümlichkeiten des Werkes zu berühren, so verzichtet es von vorneherein auf jedes gelehrte Beiwerk, aber es will eine ebenso wissenschaftlich auf der Höhe stehende wie allgemein verständliche Darstellung geben. Beides trifft zu, besonders strebt der Verf. nach gewähltem und fliefsendem Ausdruck, der nur hie und da etwas manieriert erscheint, so z. B. S. 120: „Die unselige Friedenspolitik und das ewige Zurückhufen vor entschlossenem Schlage, im Grunde die Schuld des Königs selbst, führten das Verhängnis (Preufsens) herbei." Fehlerhaft dürfte der Ausdruck S. 124 sein: „Goethe . . . hielt sich aus den politischen Verhandlungen gänzlich heraus."

Auf die reichhaltige Illustrierung des Werkes legt der Verlag grofsen Wert; in der Tat verdient diese grofses Lob: sie ist durchaus authentisch, Phantasiebilder sind mit Recht grundsätzlich ausgeschlossen, das ausgewählte Material ist durchaus charakteristisch und wertvoll, und vor allem es ist technisch vortrefflich reproduziert, so dafs die Bilder selbst da noch scharf wirken, wo sie bedauerlicherweise in einem zu kleinen Mafsstabe wiedergegeben werden mufsten. Letzteres ist eine berechtigte Ausstellung, z. B. S. 125 ist die Karikatur zu klein gegeben, so dafs die französischen Beischriften nicht lesbar sind (ebenso übrigens bei Spamer!). S. 140 ist das etwa 4 ☐cm grofse Bildchen des Helden Palafox (nach Goyas Gemälde) doch kaum mehr von Wert. Auch möchte ich auf das ungemein reiche Illustrationsmaterial aufmerksam machen, welches Armand Dayot, inspecteur des beaux-arts in folgenden Publikationen niedergelegt hat, die sämtlich bei Ernest Flammarion in Paris erschienen sind und auch beim Geschichtsunterrichte vorzügliche Dienste leisten, wie ich aus mehrjähriger Erfahrung bestätigen kann: 1. La revolution française (etwa 2000 Bilder!); 2. Napoléon en image (vergriffen); 3. Journées révolutionaires 1830.

1848; 4. Le second empire du 2 Décembre 1851 au 4 Septembre 1870 (etwa 1000 Bilder); 5. L'Invasion, Le siège, La Commune 1870 bis 1871. Die Heranziehung und Verwertung dieses gewaltigen Materials ist für die Fortsetzung schon um deswillen zu empfehlen, weil darin die europäische Geschichte überhaupt, nicht blofs Frankreich berücksichtigt wird.

Fafst man alle Gesichtspunkte zusammen, so dürfte das begonnene Werk wirklich das werden, was der Verlag verspricht, ein wertvolles Haus- und Familienbuch, und, fügen wir hinzu, ein empfehlenswertes Buch für die Schülerlesebibliotheken der 4 oberen Klassen und zu Geschenkzwecken. Erfahrungsgemäfs werden wir Lehrer oft gefragt, ob wir nicht ein ausführlicheres Geschichtswerk für Weihnachten etc. nennen könnten und natürlich kann man nicht in jedem Falle Stacke oder Jäger empfehlen. Durch das im Erscheinen begriffene neue Werk wird hier eine Lücke ausgefüllt, vorausgesetzt, dafs die folgenden Lieferungen des 4. Bandes und die drei ersten Bände nach Inhalt und Ausstattung auf der gleichen Höhe stehen wie der bis jetzt erschienene Teil.

Schliefslich sei noch auf verschiedene Punkte hingewiesen, wo man entweder mit der Auffassung Widmanns nicht ganz einverstanden sein kann oder wo die Darstellung Unrichtigkeiten und Lücken aufweist: S. 19. Die Aufzählung der Finanzminister Ludwigs XVI. ist lückenhaft; auf Turgot folgt Clugny, dann erst Necker, auf diesen erst Joly de Fleury 1781—1783, weiterhin d'Ormesson und dann erst 2. Nov. 1783 Calonne etc. — S. 20 ist vom doublement du tiers état keine Rede, dadurch ist der Text nicht recht verständlich. — S. 55: die Guillotine ist damals nicht erst erfunden worden: Dayot veröffentlicht in der oben erwähnten Publikation La révolution etc. einen Stich von Lukas Cranach, welcher die Anwendung des Fallbeiles schon zur Zeit des grofsen Bauernkrieges zeigt; auch war sie in Schottland, Italien und den Niederlanden längst üblich. — S. 59 wird berichtet, dafs 1793 auch „eine Anzahl Frauen und Mädchen, die nach dem Falle von Verdun aus Neugierde in das preufsische Lager gegangen waren oder mit Preufsen gesprochen hatten", hingerichtet wurden. Das ist ungenau, vielmehr erzählt Goethe in seiner Kampagne in Frankreich unter dem 3. Sept.: „Vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät (sc. König Friedrich Wilhelm II.) mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt etc." Dieses sind die unglücklichen Mädchen von Verdun. — S. 74 steht, dafs Napoleon vor Toulon vom Bataillonschef zum Brigadegeneral befördert worden sei; das ist ungenau: er kam als Hauptmann zur Belagerungsarmee, wurde im Laufe der Belagerung Major (19. Okt.), dann Oberst und dann erst 22. Dez. Brigadegeneral. — S. 83 könnte die Bemerkung „Kosciuszko wurde aus der Gefangenschaft entlassen und begab sich nach Nordamerika" zu der Meinung führen, dies sei gleich 1795 geschehen; in Wahrheit hat ihn erst Katharinas Nachfolger, Kaiser Paul, aus der Haft entlassen. — S. 90 (Ägypt. Feldzug Bonapartes) dürfte der kurze Satz: „Von Sidney Smith empfing

er (Bonaparte) Zeitungen, aus denen er den schlimmen Gang des 2. Koalitionskrieges erfuhr" weder richtig noch deutlich genug sein. — S. 106: durch den Reichsdeputationshauptschlufs erhielt Bayern nicht für 250 Quadratmeilen Einbufse, sondern für 200 eine Entschädigung von 290 Quadratmeilen. — S. 118: der Titel der von Palm verlegten Schrift lautet: Deutschland in seiner tiefen (nicht tiefsten) Erniedrigung. — S. 151 heifst es Jérôme Napoleon habe wegen der in der Residenz Kassel herrschenden Schwelgerei den Namen des Bruders „Lustik" erhalten. Das ist ungenau; er erhielt ihn von der Gewohnheit, nach der er seine Gäste mit dem wenigen ihm zu Gebote stehenden Deutsch zu entlassen pflegte: „Morjen widder luschtick".

Was die Auffassung anlangt, so ist mit vollem Rechte der Einflufs der Erhebung in Spanien auf Napoleons Sturz gebührend hervorgehoben, zu wenig dagegen tritt der Zusammenhang zwischen der polnischen Frage und den Ereignissen in Westeuropa in den ersten Jahren der Revolution hervor. — S. 142/143 gibt der Verf. der Anschauung Ausdruck, dafs durch die Sonderpolitik Preufsens 1809 das Mifslingen der österreichischen Erhebung veranlafst worden sei; allein es handelt sich nicht blofs darum, ob Preufsen 1809 losschlagen wollte, sondern ob es damals überhaupt losschlagen konnte, und das letztere glauben wir nach allem, was über die Lage des preufsischen Staates in jener Zeit bekannt ist, bestimmt verneinen zu müssen. — Am meisten Widerspruch mufs man erheben gegen die Darstellung, welche die Haltung Bayerns im Zeitalter Napoleons durch den Verf. erfährt (vgl. z. B. S. 111). Für Bayerns Lage fehlt ihm das richtige Verständnis; wir haben mehr die norddeutsche Auffassung vor uns. Es ist vor allem auf die verschiedenen diesbezüglichen Aufsätze in den Kleinen historischen Schriften Heigls hinzuweisen, wo namentlich im Gegensatz zu Heinrich Treitschke die Zwangslage Bayerns, besonders aber die Bedrohung seiner Existenz durch Österreich unwiderleglich dargetan wird.

4) Deutsche Geschichte. Volk — Staat — Kultur — Geistiges Leben von Prof. Dr. Eduard Heyck. In 3 Bänden. Mit vielen Abbildungen, Kunstblättern in Schwarz- und Buntdruck, Faksimiles, Karten usw. Gesamtpreis ca. 30 M. Erscheint in ca. 10 Abteilungen à 3 M. Bis jetzt, Anfang September, sind 2 Abteilungen[1]) erschienen, der erste Band wird zu Weihnachten dieses Jahres geschlossen vorliegen, das ganze Werk soll bis Ende 1906 vollständig erscheinen. Bielefeld, Leipzig, Berlin, 1905. Verlag von Velhagen & Klasing.

Dieses letzte hier anzuzeigende Handbuch unterscheidet sich äufserlich von dem voraus geschilderten dadurch, dafs es sich die im Titel angegebenen engeren Grenzen steckt, dabei aber doch einen Umfang von 3 stattlichen Bänden erreichen soll. Die beiden bis jetzt vor-

[1]) Mitte September ist die 3. Abteilung erschienen, welche die Erzählung der Ereignisse bis 1218 (Friedrich II.) führt.

liegenden Abteilungen führen die Erzählung bis zum Jahre 1000 (Otto III.) auf 320 nicht eben weitläufig gedruckten Seiten, wobei für minder wichtige Detailausführungen, Einzelschilderungen nach den Quellen etc. ein noch kleinerer, aber scharfer und gut lesbarer Druck angewendet wird. Daraus ergibt sich die Möglichkeit einer ziemlich ausführlichen und eingehenden Darstellung.

Seine Berechtigung neben den älteren derartigen Werken, welche sich an den gleichen Leserkreis, die Gebildeten unseres Volkes, wenden, leitet das vorliegende Werk her einmal aus dem Umstande, dafs die fortschreitende Forschung inzwischen vieles berichtigt hat und dann aus der Forderung, dafs eine Deutsche Geschichte, die heute Zustimmung finden wolle, vom Geiste unserer Zeit erfüllt sein müsse, der sich auch in der Geschichtsauffassung widerspiegelt. Bei aller historischen Objektivität also soll doch aus dem „Vergleich mit den jüngsten Problemen, aus der Bestrahlung durch sie" auch die Vergangenheit einen Widerschein erfahren. Dennoch trägt das Werk — und das dürfte der Grundunterschied von den im voraus geschilderten sein — ein durchaus persönliches Gepräge und dieses wieder zeigt sich, um mit etwas Äufserlichem zu beginnen, in dem Stil der Darstellung. Hier hat aber das Bestreben originell und fesselnd zu schreiben, vielfach zur Manieriertheit, manchmal auch zu derberen und kräftigeren Wendungen geführt, als es sich mit der Ästhetik der deutschen Sprache verträgt. So werden z. B. gar manche Leser die Schilderung des „Verhältnisses" von Rhein und Donau S. 4/5 wenig geschmackvoll finden. Oder ist es etwa schön, wenn es S. 46 von den Abhandlungen über die Örtlichkeit der Varusschlacht heifst: „ihre Gesamtmenge beläuft sich in die dreistelligen Zahlen", wenn S. 96 Athalarich, der Sohn der Amalaswintha „ein in frühen Kavaliersfreuden zu Grunde gerichtetes Bürschchen" genannt wird, wenn S. 112 gesagt wird: „der Germane hat den italischen und burdigalensischen Wein des Schankwirts an der Grenze allerdings zunächst mit den gewohnten Weifsbierschlücken getrunken, aber seitdem ist im ganzen doch eine allmähliche Herausbefreiung aus der Trunkfreude studentischer Völkerjugend in der Richtung auf Mäfsigkeit gesetzterer und ergrauterer Nationen erfolgt"? Von einem angeblichen Ausspruch Chlodwigs wird S. 165 bemerkt: „Solche aus einem Zusammenhang herausgefischten königlichen Dikta werde ja noch heute wirkungsvoll geprägt und in Umlauf gesetzt, ohne dafs sie die Medaille des Ganzen bedeuten können." Gar merkwürdig ist auch die Stelle über das Verhältnis der historischen Kritik zur sagenhaften Überlieferung S. 166 stilisiert, aber sie ist zu umfangreich, als dafs ich sie hersetzen könnte. Freilich sucht der Verf. die Kritik nach dieser Richtung von vorneherein zu entwaffnen, indem er von sich im Prospekt sagen läfst, er scheue sich nicht Vergleiche heranzuziehen, auf die der Pedant nie verfallen würde, aber ich kann mir nicht helfen, selbst auf die Gefahr hin zu diesen Pedanten gezählt zu werden, mufs ich z. B. den Vergleich über Otto III. S. 316: „Ottos impulsive Empfänglichkeit hat ihn von einer überschwenglichen Freundschaft in die andere getrieben, die fast an

die Schwärmereien junger Mädchen für Lehrerinnen oder ältere Mitschülerinnen erinnern müssen" unbedeutend und geschmacklos nennen.

Anders steht es mit dem Inhalt des Werkes. Dieser ist von erstaunlicher Reichhaltigkeit und verdient entschiedene Anerkennung.

Prof. Ed. Heyck ist der Herausgeber der im gleichen Verlage erscheinenden, in diesen Blättern schon vielfach gewürdigten „Monographien zur Weltgeschichte". von welchen er Band 1: Florenz und die Mediceer; Bd. 4: Bismarck; Bd. 5: Kaiser Maximilian I.; Bd. 12: Die Kreuzzüge und das heilige Land; Bd. 14: Friedrich I. und die Begründung des preufsischen Königtums und Bd. 16: Der Grofse Kurfürst bearbeitet hat. Schon daraus ergibt sich eine erstaunliche Vielseitigkeit und Vertrautheit mit den verschiedensten Perioden der Geschichte, dazu kommt, dafs der Verf. viel gereist ist und dafs er, was für einen Darsteller der deutschen Geschichte besonders wichtig ist, auch Land und Leute in Deutschland gut kennt, die Niederdeutschen so gut wie die Oberdeutschen. Den Stoff teilt er sich aus dem heutigen Rückblick und aus dem der Deutschen ein: der Darstellung der deutschen Vorzeit folgt die des deutschen Mittelalters, von der Gründung der Germanenreiche in Süd- und Westeuropa bis 1250; die nächste Periode reicht vom Interregnum bis 1648 und besitzt ihren inneren Höhepunkt in der Reformationstat Luthers; die letzte Periode reicht von 1648 bis zur Gegenwart; denn mit der Neubegründung des Reiches 1870/71 ist kein Abschlufs erreicht, sondern erst der Beginn geschlossenen deutschen Handelns.

Wie das vorher geschilderte Werk sich vornehmlich an das katholische Haus wendet, so schreibt Heyck vom protestantischen Standpunkt aus seine deutsche Geschichte; denn wenn dieser Standpunkt auch erst später entschiedener hervortreten wird, Anzeichen dafür finden sich schon in den vorliegenden Partien hinreichend viele: man erkennt ihn an der Behandlung der Geschichte des Papsttums, namentlich aber an der Darstellung und Würdigung der Heiligenleben und Heiligenlegenden (cf. z. B. über die hl. Radegundis S. 171), doch wird man zugestehen dürfen, dafs der Verf. sich möglichster Objektivität befleifsigt, so weit das beim Vordrängen des Persönlichen bei ihm möglich ist.

Besonders zu rühmen ist die Zuverlässigkeit des Werkes in bezug auf historische Angaben und Zahlen, auch zeigt sich hier überall gründliche Kenntnis und sorgfältige Verwertung der historischen Literatur und ihrer neuesten Ergebnisse. Dafs trotzdem Versehen etc. sich finden, ist bei der Fülle des Stoffes begreiflich. Nur um unserer Rezensentenpflicht zu genügen, wollen wir einige wichtigere Punkte anführen: S. 75 (Alarich in Athen) wird die als unmöglich erwiesene Tatsache vorgetragen, dafs man von Kap Sunion aus die Lanzenspitze der Athena Promachos in der Sonne funkeln sah — S. 81: Dafs das spanische Bätica von den Wandalen den Namen (W)Andalusien erhalten habe, ist neuerdings als unrichtig erwiesen worden (cf. Dr. Ludwig Schmidt, Geschichte der Wandalen, 1901) — S. 160 ff. ist von der Auffindung des Grabes König Childerichs I. († 481) zu Tournai 1653 die Rede.

wobei zahlreiche Funde nach dem älteren Werke von Chifflet (1660) abgebildet sind, weil der Gesamtfund „gröfstenteils wieder verloren ging". Genauer genommen ist die Sache so: 1831 wurde der ganze berühmte Schatz aus der Kgl. Bibliothek in Paris gestohlen und von den verfolgten Dieben in die Seine geworfen; nur ganz wenige Stücke erlangte man wieder. — S. 195 wird angegeben, Thassilo III. sei 788 verurteilt worden „auf Grund seines alten „Harisliz" von 754, wo er König Pipins Heerfahrt verliefs". Das ist schon deshalb unmöglich, weil Thassilo damals erst 11 Jahre alt, also noch gar nicht mündig war; er verliefs Pipin auf dem Zuge gegen Herzog Weifar von Aquitanien 763! — S. 238: Mit der Ableitung des Namens Bonifatius (Winfrid) von fateor statt von fatum wird man kaum allgemein einverstanden sein. — S. 239: Die durch Bonifatius vorgenommene kirchliche Organisation in Ostfranken, Hessen und Thüringen d. h. die von ihm gegründeten Bistümer waren namentlich anzugeben, weil diese Tatsachen zu wichtig sind.

Uneingeschränktes Lob verdient endlich die vornehme Ausstattung des Werkes durch die Verlagshandlung im allgemeinen und der Bilderschmuck, die Illustrierung im besonderen. Die vortreffliche Auswahl der Abbildungen, die dem Sachverständnis und der ausgedehnten Kunstkenntnis des Verf. hauptsächlich verdankt wird, ist namentlich deshalb anzuerkennen, weil dabei stets der Zusammenhang mit dem Texte gewahrt wird, ja weil viele Bilder, ohne dafs sie im Texte eigens erwähnt werden, direkt zu seiner Erklärung beitragen. Nicht minder ist die technisch vollkommene Art der Wiedergabe anzuerkennen, die Klarheit und Schärfe der photographischen, die Pracht der farbigen Nachbildungen.

Auch dieses Werk erhebt den Anspruch ein Schatz des deutschen Hauses zu werden. Wir zweifeln nicht, dafs es sich diesen Platz in jenen Kreisen erobern wird, wo sich die eigenen Anschauungen mit denen des Verf. decken. Später gedenken wir wieder darauf zurückzukommen.

München. Dr. J. Melber.

Georg Friedrich Preufs, Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage. 1. Halbband. XVI, 355 S. Breslau, Trewendt & Granier's Buchhandlung (Alfred Preufs) 1904.

Für gewisse Partien unserer neueren Geschichte ist eine Benützung spanischer Archive eine unerläfsliche Bedingung. Deswegen haben in jüngster Zeit einige deutsche Forscher begonnen deren reiche Schätze für ihre Zwecke auszubeuten. Hat uns erst vor kurzem Ernst Schäfer auf Grund spanischer Akten ein neues wahres Bild der vielberufenen Inquisition entworfen, so hat G. Fr. Preufs für seine Geschichte der Beziehungen Wilhelms III. von England zum Hause Wittelsbach neben deutschen, holländischen, belgischen, französischen und englischen auch wieder vor allem spanische Archive erfolgreich

durchforscht. Vorläufig ist nur der 1. Halbband seines grofs angelegten Werkes erschienen. Er behandelt in der Einleitung zunächst Frankreichs Stellung zu den europäischen Mächten im 17. Jahrhundert und die welthistorische Bedeutung des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage. Diese Kapitel haben sich aber während der Drucklegung noch mannigfache Änderungen gefallen lassen müssen und sind infolgedessen über die ursprüngliche Ausdehnung hinausgewachsen. Daher schreibt sich denn auch die doppelte Paginierung des Buches, die allerdings keine Zier desselben ist. Aufser der Einleitung enthält aber der Band noch das erste Buch des Werkes, das die Ursprünge der spanischen Erbfolgefrage und ihr Herantreten an Bayern (1657—1672) schildert. Es ist mir bei dieser Inhaltsverteilung nicht recht verständlich, warum Preufs die Wirkung des spanischen Erbstreites schon in der Einleitung erörtert. Wenn er Frankreichs Machtstellung oder besser Ludwigs XIV. mafslose Eroberungssucht und das Aufkommen der Gleichgewichtsidee an dieser Stelle eingehend bespricht, so liegt das auf der Hand; hier aber schon die Folgen des grofsen Kampfes vorwegzunehmen, halte ich für ungeeignet. Dieser Teil der Einleitung hätte vielmehr unbedingt den Schlufs des ganzen Werkes bilden müssen. Hätte übrigens der Verfasser, als er sich durch die Verarbeitung neuen Stoffes zu einer Erweiterung seiner Einleitung gezwungen sah, einfach diesen Teil fortgelassen, so hätte er womöglich auch den argen Schönheitsfehler seines Buches korrigieren können.

Preufs beginnt die eigentliche Darstellung mit der Wahl Leopolds I. Er zeigt, wie diese im wesentlichen von der spanischen Erbfolgefrage abhängig war, und dafs sich der Habsburger erst dann die Krone sichern konnte, als dem spanischen Könige ein Thronfolger geboren war. Die Geburt dieses Prinzen ermöglichte aber auch Frankreich die Durchführung seiner Absichten; denn jetzt erst, wo die Erbfolgefrage aus der Welt geschafft schien, bequemte sich der spanische Hof zum Frieden, in dem er auch die Genehmigung zur Vermählung Maria Theresias mit Ludwig XIV. erteilte. Damit wurde aber merkwürdigerweise diese Frage von neuem ins Leben gerufen; denn gerade auf Grund dieser Heirat konnte Frankreich nach dem Tode des kleinen Prinzen und seines nachgeborenen Bruders seine Ansprüche erheben. Ihre Rechtmäfsigkeit sollte zunächst der Devolutionskrieg erhärten. Vor und während desselben suchte Ludwig seine Gegner zu isolieren. Für die Unterstützung seiner Neutralitätsbestrebungen war aber niemand mehr geeignet als der bayerische Kurfürst Ferdinand Maria. Dieser wurde nun von Lionne dadurch gewonnen, dafs man Bayern, wo seit dem Hinscheiden der österreichisch gesinnten Gemahlin Maximilians I. (1665) die Politik immer mehr eine antihabsburgische Richtung genommen hatte, grofse Zugeständnisse in der für das Land so wichtigen österreichischen Erbfolgefrage machte, um dafür solche in der spanischen durchzusetzen: nämlich die Erwerbung der Niederlande. Vorher aber hatte Lionne mit dem Kaiser den 1. geheimen Teilungsvertrag abgeschlossen (19. I. 1668), dessen bedeutsamstes Ergebnis darin gesehen werden mufs, dafs die Österreicher den bis dahin scharf behaupteten

Standpunkt aufgaben die alleinberechtigten Erben der spanischen Monarchie zu sein. Somit erfüllte Frankreichs Bund mit Bayern und Brandenburg nur die Zwecke einer Rückversicherung. Welche wichtigen Folgen dieser Bund mit Bayern für Frankreich gehabt hat, als es seinen Angriff gegen die Niederlande ins Werk setzte, wie eifrig, wenn auch vergeblich, sich Ferdinand Maria durch seinen Gesandten v. Kleist bemühte den Kaiser vom Kampfe zurückzuhalten, das alles schildert eingehend das letzte Kapitel des Buches. Preuſs bezeichnet hier die Haltung des Münchner Hofes als kurzsichtig und wirft ihr Verständnislosigkeit für die Beschwerden und die schneidige Tatkraft des Brandenburgers vor. Allein das geht wohl zu weit; denn er wertet die Aussichten, die das französische Bündnis für die Zukunft eröffnete, zu gering ein. Dazu leidet bei ihm das Bild des bayrischen Kurfürsten entschieden dadurch, daſs er ihm die gewaltige Persönlichkeit des kühnen Brandenburgers gegenüberstellt. Es ist richtig, das verwegene Schaukelspiel, das Friedrich Wilhelm während des nordischen Krieges riskierte, hätte Ferdinand Maria wohl nie gewagt. Aber deswegen darf man ihn wohl kaum geradezu der Tatenscheu zeihen, sondern muſs selbst bei der Zurückweisung der Kaiserkrone, die ihm m. E. von vornherein vollen Ernstes angeboten wurde, in Erwägung ziehen, daſs er sich in seiner Politik ebenso sehr durch das Ruhebedürfnis seines im dreiſsigjährigen Krieg schwer mitgenommenen Landes wie durch eine klare Einschätzung der eigenen Persönlichkeit leiten lieſs. Er hatte das richtige Gefühl, daſs er der schweren Bürde des Kaisertums neben einem feindseligen Österreich nicht gewachsen sei. Durch diese tapfere Resignation aber hat er gewiſs ein Anrecht auf den Dank seines Heimatlandes, dem er ganz im Gegensatz zu seinem unbedachten Enkel nach reiflicher Prüfung wohl viel bittere Not ersparte.

Bekanntlich hat sich gerade wegen Preuſs' Auffassung der leitenden Persönlichkeiten der damaligen bayrischen Politik eine erbitterte Debatte zwischen ihm und Doeberl entsponnen. Es ist hiebei Preuſs zwar nicht gelungen die hohe Bedeutung des vielseitigen Kanzlers Schmid zu erschüttern, dazu führt er doch ein zu wenig reichhaltiges Material ins Feld, indes wird man anderseits anerkennen, daſs der Vikariatsstreit zwischen Bayern und Pfalz durch ihn eine neue Beleuchtung erfahren hat. Im groſsen und ganzen aber bestätigen Preuſs' Forschungen die Ergebnisse Doeberls.

Für die wertvollsten Teile des Buches halte ich entschieden die einleitenden Kapitel, in denen der Verfasser ein auffallendes Geschick bekundet über gröſsere Epochen der Geschichte zusammenfassend zu urteilen. Auſserordentlich treffend ist vor allem die besonnene Kritik, die Ludwigs XIV. Regierung erfährt. Einen besonderen Reiz verleiht aber dem Buche die frische, dabei gewählte Sprache, der man kleine Nachlässigkeiten wie wiederholtes Fortlassen des Genetiv-S oder das Übersehen der häſslichen Konstruktion auf S. 188 letzte Zeile wohl zugute halten kann. Jedenfalls ist es die schöne Arbeit gewiſs wert, daſs sie neben Doeberls trefflichem Werke in jeder bayerischen Gymnasialbibliothek aufgestellt wird.

München. Dr. Joetze.

Dr. Karl Lorenz, Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen. München 1904. Druck u. Verlag von R. Oldenbourg. VIII, 350 und XXI Seiten. Preis 3,50 M. geb.

Ausgerüstet mit tüchtigen geschichtlichen Kenntnissen und mit einer reichen Erfahrung veröffentlichte der Verfasser in seiner historischen Studie „Der moderne Geschichtsunterricht" [1]) eine Reihe von tiefeingreifenden Vorschlägen für mancherlei Abänderungen, die nach seiner Ansicht das künftige Verfahren beim Geschichtsunterrichte an unseren Mittelschulen einzuschlagen habe.

Ist auch nicht in Abrede zu stellen, daſs in seinem nunmehr vorliegenden „Lehrbuche" die praktische Verwendung jener Grundsätze versucht ist, so wäre doch in Anbetracht der Lebhaftigkeit und Energie, mit der Lorenz dort seine von den landläufigen dann und wann recht weit abweichenden Anschauungen vertreten hat, seine erheblich tiefer gehende und umfassendere Nutzanwendung zu erwarten gewesen. Daſs der Verfasser diese Selbstverleugnung übte, daſs er sich auf ein Kompromiſs einlieſs, demzufolge er „die bisher übliche Behandlungsweise in den groſsen Grundzügen beibehielt, dabei jedoch den modernen Forderungen so weit Rechnung trug, als möglich war ohne den vorgezeichneten Rahmen zu sprengen", zeugt von praktischem Sinn und verdient gerne gezollte Anerkennung.

Indes weicht das Lehrbuch auch so von der herkömmlichen Art der Behandlung mehrfach beträchtlich genug ab. „Die genetische Methode streng durchzuführen, wo nötig auf Kosten der synchronistischen", liegt dem Verfasser vor allem am Herzen. Was er nach dieser Richtung in seinem Lehrbuche einsichtig und umsichtig darbietet, ist allerdings in löblichem Grade dazu angetan einem öden Mechanismus im Betriebe des Geschichtsunterrichtes tatkräftig entgegenzuwirken. Lorenz spürt den tiefer liegenden Gründen für die im weiteren Verfolge zutage getretenen Ereignisse und der Kraft der in ihnen liegenden Verknüpfungen emsig nach und eifert so den Lehrer an, wo dies im Buche unterlassen ist, seinerseits im wechselseitigen Gedankenaustausch mit den Schülern die gleichen Versuche anzustellen. Allein selbst bei dieser mäſsigen Anwendung der genetischen Methode wird es nicht fehlen, daſs manchen die vorgeführten Gründe nicht immer zwingend zu sein dünken, daſs ferner, wo Lorenz lediglich Klugheit und Schlauheit auf der einen, Torheit und Dummheit auf der andern Seite als Leitmotive zu Erfolgen und Miſserfolgen erblickt, verschiedene für eine andere Auffassung belangreiche Verhältnisse nicht unbeachtet bleiben durften; endlich auch daſs sowohl bei den einzelnen Geschehnissen als beim ganzen Gange der Weltgeschichte einem höheren Walten weder die Daseinsberechtigung abgesprochen werden darf noch sein tatsächliches Dasein. Zu verkennen ist freilich nicht, daſs es der

[1]) 1. Auflage 1897, 2. Auflage 1900 im Verlage von Max Kellerers Hof-Buch- u. Kunsthandlung. Angezeigt im XXXIV. Bande dieser Blätter S. 634 bis 639 und im XXXVI. Bande S. 484 f.

Lehrer, wo sich ihm derlei Bedenken ergeben, in der Hand hat den Schülern einschränkend und ergänzend von dem Seinigen zu bieten.

Im Zusammenhange mit der Durchführung der genetischen Methode steht im Buche die stärkere Betonung sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse und die gebührende Berücksichtigung der geistig-sittlichen Kultur. Nach den beiden letzteren Richtungen bietet übrigens Lorenz nicht gerade viel mehr, als manche seiner Vorgänger bereits vor ihm aufgenommen haben.

Eine nicht unbeträchtliche Vermehrung des Lehrstoffes war selbst bei dieser bescheidenen Heranziehung des genetischen Verfahrens unvermeidlich. Da aber Lorenz als erfahrener Schulmann weifs, dafs dickleibige Lehrbücher der Geschichte wenig taugen, so war schon aus diesem Anlasse durch Einschränkungen anderweitig ein Ausgleich zu suchen. Er wurde vorzugsweise dadurch angestrebt, dafs sich der Verfasser im allgemeinen auf die Hervorhebung der grofsen Gesichtspunkte und Haupttatsachen zurückzog, dagegen auf Einzelheiten nur dann einliefs, wenn sie ihm entweder zum Verständnisse der Gegenwart notwendig oder geist- und herzbildenden Wert zu haben schienen. Die Kosten hatten hiebei zuvörderst Schlachten, Friedensverträge und territoriale Veränderungen zu tragen; aber auch ganze Perioden wurden stark in Mitleidenschaft gezogen. So wird z. B. die römische Kaisergeschichte von 31 an bis 476 n. Chr. auf sechs Seiten abgemacht, von denen drei den Kaisern der Taciteischen Annalen zugewiesen sind; die in den Historien behandelten werden nicht einmal genannt. Dagegen ist der zweite Punische Krieg mit nahezu acht Seiten bedacht, „weil er der letzte gefährliche Krieg war, den Rom um sein Dasein zu führen hatte. In allen späteren Kriegen ist Rom von Anfang an immer so entschieden überlegen, dafs der Ausgang stets selbstverständlich ist.“ Ganz zutreffend ist diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit sicher nicht. Indes soll entfernt nicht verkannt werden, dafs für eine derartige Stoffbehandlung von verschiedenen didaktischen Gesichtspunkten aus gewichtige Gründe geltend gemacht werden können; eine ausschlaggebende Bedeutung kommt ihnen jedoch kaum zu. Der humanistische Gymnasiast wenigstens hat ein Anrecht darauf, dafs er sich in seinem Geschichtsbuche für die Einführung in die Lektüre der alten Autoren und für die Benützung bei ihrer Lektüre selbst einen gleichmäfsigen und fast durchweg weniger karg spendenden Berater zur Seite wisse. Durch zahlreiche Kürzungen der bezeichneten Art wird das Buch für humanistische Gymnasien als Lehrbuch, wenn auch nicht geradezu unbrauchbar, so doch schwer verwendbar. Für die Benützung an diesen ist es ohnehin leichtersichtlicherweise erst in zweiter Linie berechnet, in erster hingegen für die an den Realschulen, Schullehrerseminarien, vielleicht auch an den Realgymnasien. Da sich aber ähnliche und nicht minder schwer zu rechtfertigende Ungleichheiten, keineswegs mangelhafter Sorgfalt, sondern voller Absicht entstammend, auch in der mittleren und in der neueren Geschichte in grofser Anzahl finden, so ist kaum anzunehmen, dafs das Buch, so rückhaltlos auch sonstige Vorzüge in ihm anzuerkennen sind, selbst in diesen

Kreisen für den unmittelbaren Gebrauch beim Unterrichte allgemein freudig begrüfst wird. Allerdings handelt es sich bei ihnen nicht oder doch nur untergeordnet um Dienstleistungen zur Autorenlektüre, wohl aber um Dinge, deren Kenntnis nicht blofs von Gymnasialschülern verlangt werden mufs, sondern die auch den Zöglingen der hier namentlich in Betracht kommenden Mittelschularten bei späteren Studien und sogar im täglichen Leben oftmals unerläfslich ist.

„Das Geschichts l e h r buch unserer Enkel, meint der Verfasser, dürfte ein historisches L e s e buch sein.“ Aus seiner Stoffbehandlung ist unschwer darauf zu schliefsen, dafs er in dem vorliegenden Lehrbuch einen Übergang zu dem Lesebuch späterer Zeiten bereits für unsere Söhne anzubahnen sucht. Mehrfach deutet hierauf schon die Form hin. In dieser Beziehung sei nur noch auf die ziemlich vielen mit der etwas temperamentvollen Darstellung des Verfassers glücklich harmonierenden rhetorischen Fragen und Exklamationen verwiesen, die sich in einem Lesebuche gut ausnehmen, weniger in einem Lehrbuche. Auch einzelne Redewendungen stimmen damit überein. So z. B.: Das Orakel zu Delphi thronte auf den Abhängen des Parnafs (26).[1]) Die Erbitterung vor dem Peloponnesischen Kriege glich einem offenen Pulverfafs; ein Funke genügte, um sie auflodern zu lassen. Dieser Krieg selbst war ein Kampf des Bären mit dem Walfisch (47). Brundisium blickte nach Griechenland und Ägypten (60). Ravenna blickte nach der griechisch-orientalischen Kulturwelt (102). Die Römer konnten dieser wilden Gesellen (d. i. der Gallier) anfangs nicht recht Herr werden (73). Der Staat hatte die ärgsten Schreier aus Rom entfernt (75). Die Römer lachten über die Dummheit der Griechen (87). Der Stamm der Franken blieb wurzelständig (120). Ferdinand I. merkte, was in Deutschland für ein Wind wehte (200). Die modernen amerikanischen Milliardäre (276). Das völkische Bewufstsein, die völkischen Bewegungen, die völkische Natur, der völkische Gedanke (321, 325, 326). Bekannt genug ist, welchen Unfug sich die Schüler mit recht kräftigen Attributen wie z. B. zahllos, unzählig, ungeheuer gestatten. Obwohl das letzere Wort im Buche sachlich selten ungerechtfertigt erscheint, wäre sein Gebrauch und das mit ihm wechselnde Adjektiv riesig besser nicht so gar oft in Verwendung gekommen. Besonders Schulbücher sollten in dieser Hinsicht vorsichtig gehalten sein. Gerne verweist Lorenz auf frühere Stellen mit der Bemerkung „wie schon wiederholt gesagt“ u. dgl. Sie ist unnötig; „der wiederholt genannte Grieche Herodot“ auf S. 9 war erst einmal genannt, auf S. 8. Bemerkt sei jedoch ausdrücklich, dafs die Diktion des Buches, wofern von diesen und ähnlichen Redewendungen abgesehen wird, auch für ein Lehrbuch fast durchaus korrekt und ansprechend gestaltet ist.

Um zunächst bei Dingen formeller Art zu bleiben, sei hier angefügt, dafs das Buch von Druckversehen ungewöhnlich sauber ist. Als Ausnahmen seien aber angemerkt: der männliche statt der näm-

[1]) Die Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahl des Buches.

liche Gott (31); nach dem damaligen statt nach dem jetzigen Geldwert (57); Gregor IX. statt XI (175); keine geistige statt geistliche Obrigkeit (229); 1642 statt 1614 (279); letztere Zahl steht richtig auf S. 226.

Grofse Sorgfalt ist auf eine richtige Rechtschreibung nach den neuesten Vorschriften verwendet. Dafs sich der Verfasser nicht zu der Überzeugung durchzuringen vermochte, vor den Nennformen des Zeitwortes (den Infinitiven) mit zu, um zu sei der Beistrich überflüssig, damit wird er sich aus nahe liegenden Gründen voraussichtlich für lange Zeit in guter Gesellschaft befinden. Statt Jupiter war die Schreibweise Juppiter vorzuziehen; ebenso Erynien statt Erynnien; conubium statt connubium; Emmeram statt Emmeran; Finck statt Fink; Landeshut (in Schlesien) statt Landshut. Während vorher konsequent Speier geschrieben ist, findet sich auf S. 335 richtig Speyer.

Mit Winken für die Aussprache von Fremdnamen ist der Verfasser nicht konsequent genug und zugleich zu sparsam vorgegangen. Er bietet z. B. richtig Darīus, Aenēas, Penēus, Elatēa, läfst aber Arius, Alexandria, Antiochia, Heraklea, Jvrea ohne Bezeichnung der penultima. Nicht minder wird diese der Schüler bei zahlreichen anders gearteten Eigennamen vermissen wie z. B. bei Granikus, Gaugamela, Ticinus, Silarus, Epirus, Pharsalus, Palmyra, castra Regina, Scurcola, Parricida, Granada, Spinola, Upsala, Pultawa, Borodino. Auch versteht sich die Aussprache von Namen wie Crespy und Laon mit nichten von selbst. Kurzum, eine neue Auflage wird nach dieser Seite manche Nachbesserungen erheischen.

Ähnlich steht es mit Winken für die nähere Bezeichnung der Lage weniger bekannter Orte. Nursia z. B., Hirsau, Heisterbach, Cotrone, Ivrea, Fermo, Cividale, Gammelsdorf, Giengen, Seckenheim, Pillenreut, Sievershausen, Ostrolenka, sämtlich ohne nähere Bestimmung, sind den Schülern gleich unbekannt wie nicht wenige derer, für die eine solche Angabe zweckmäfsig aufgenommen wurde.

Anlangend das sachliche Gebiet sind Andeutungen prinzipieller Natur über die getroffene Auswahl bereits oben gegeben worden. Dazu sei noch folgendes hervorgehoben. Besondere Anerkennung verdient die bei der Besprechung konfessioneller Dinge beobachtete Vorsicht und Objektivität. An nicht wenigen Stellen ist wahrzunehmen, dafs der Verfasser in der neuesten Literatur gründlich Umschau gehalten hat. Der Geschichte der Gräko-Italiker ist auf 25 Seiten eine wenn auch knapp gehaltene, so doch ausreichend orientierende Behandlung der übrigen Völker des Altertums vorausgeschickt. Die bayerische Geschichte ist mit der deutschen angemessen verflochten. In der mittelalterlichen und neueren Geschichte sind die aufserdeutschen Länder zu den einzelnen Zeiträumen in zureichenden Erzgänzungen nachgeholt. Im Einklang mit der verfolgten Methode sind instruktive Rück- und Ausblicke auf gröfsere Gebiete eingefügt. Für das Verständnis der Erbschaftsansprüche auf Spanien im Jahre 1700, für die Dynastien der Hohenzollern und der Wittelsbacher werden Stammtafeln geboten, für die Karolinger, Staufer und Welfen, die Habsburger und andere

werden solche unliebsam vermifst. Mit der Angabe von Monatsdaten wird sparsam, mitunter doch wohl etwas gar zu haushälterisch verfahren. Die Gruppierung der Geschichtstoffe ist wohl überlegt und sachgemäfs getroffen. Die verschiedenen Druckgröfsen und Druckarten ermöglichen dem Lehrer auf den einzelnen Unterrichtstufen eine weitgehende Auswahl für den jeweiligen Bedarf. Ein 21 Seiten umfassender Anhang bietet eine schulgemäfs gehaltene Erklärung „Kulturgeschichtlicher Grundbegriffe“, die, geschickt abgefafst und sachdienlich zusammengestellt, geeignet sind vom Lehrer bei sich ergebenden Gelegenheiten insbesondere auf der Oberstufe behufs Eröffnung des richtigen Verständnisses im Unterrichte herangezogen zu werden. Das gebotene tatsächliche Material ist meist verlässig. Auf etliche notwendige Berichtigungen mag für eine neue Auflage zum Schlusse aufmerksam gemacht werden.

Auf S. 7 wird gesagt, die Skythen seien zwischen 633 und 635 nach Vorderasien gekommen. Richtiger wäre „um 630“. Wollten aber jene Zahlen festgehalten werden, so war zu geben „zwischen 635 und 633“. Solon rundweg als sagenhaft zu bezeichnen geht nicht an (9); selbst nicht Ossian (277). Ob wir in den Irrfahrten des Odysseus lediglich die Wiedererzählung von phönizischen Kaufleuten erfundener Schauermärchen zu erblicken haben, ist doch mehr als zweifelhaft (16). So ganz gemütlich verlief der Rückzug der Zehntausend nicht, dafs man sagen könnte, sie seien „unangefochten“ von Kunaxa nach Trapezunt gelangt (24). Messenien liegt nicht östlich, Lakonien nicht westlich vom Taygetos, sondern umgekehrt (27). Graf Schack starb in Rom, nicht in München (30). Ilias und Odyssee dürfen in ihrem dermaligen Bestande nicht als Liedersammlungen bezeichnet werden. Nicht um einen Teil von elf-, sondern von zehnjährigen Kämpfen vor Ilios handelt es sich in der Ilias (36). Dafs die Aussetzung von nicht waffenfähig erschienenen Knaben auf dem Taygetos eine blofse Zeremonie war, ist leichter zu behaupten als zu beweisen (38). Nach S. 61 wurde der Janustempel in der ganzen römischen Geschichte nur zweimal geschlossen; auf S. 97 findet sich richtig ein drittes Mal. Die auf S. 69 gegebene Darstellung macht das Wort Tribus unerklärlich. Nach einer allzu einseitigen Worterklärung waren die Hörigen Leute, die ein Gut bewirtschafteten, das einem anderen gehörte (110). Statt Pippin von Landen und Pippin von Heristal war der Ältere und der Mittlere zu schreiben (121 f.). Kaiser Otto I. belehnte Konrad mit Lothringen 944; die Vermählung des letzteren mit Liutgard erfolgte erst 947 (135). Otto zog 951 nach Italien, zunächst nicht um Adelheid zu heiraten, sondern um Berengar von Ivrea zu bekriegen (ibid.). Auch die Abodriten waren Wenden, was 137 nicht beachtet ist. Allzu gewagt ist es Heinrich IV. kurzweg den grofsen Salier zu nennen (165), Heinrich VII. der Schwärmerei zu bezichtigen (167) und Ferdinand II. als gutmütig zu bezeichnen (219). Nicht bei Morgarten, sondern am Bergabhange Morgarten wurde 1315 gekämpft (168). Ludwig der Bayer versuchte nicht blofs einen Gegenpapst aufzustellen, er stellte in Nikolaus V. einen solchen wirklich auf. Die

Länder Jakobäas kamen nicht erst nach ihrem Tode an Burgund, sondern schon 1433 (169). Die Anwesenheit Petrarcas in Prag hing in ihrem nächsten Zwecke nicht mit der Einrichtung der neugegründeten Universität zusammen (170). Johann Sigismund war nicht der Gemahl, sondern der Sohn einer Schwester Johann Wilhelms von Jülich; Johann Kasimir von Kleeberg der Sohn der Stiefschwester Gustav Adolfs (207). Die Friedensschlüsse von Rastatt und Baden gehören dem Jahre 1714 an, nicht 1713 (217). Die zweite Reise nach Westeuropa unternahm Peter der Grofse erst 1716 (249). Auf S. 259 wird die Bemerkung: „In Schweden herrschte eine Schwester Friedrichs des Grofsen" mifsverstanden werden, weil ihr Gemahl, der König Adolf Friedrich, nirgends genannt ist. Ludwig XVI. hatte nur eine Schwester, die Madame Elisabeth, daher es auf 288 heifsen mufs „der Schwester". Napoleon I. wurde wahrscheinlich am 7. Januar, nicht im Herbst 1768 geboren (293). Da auf S. 253 der Oranischen Erbschaft keine Erwähnung geschieht, so bleibt dem Schüler auf S. 299 unverständlich, wie Preufsen Neuenburg abtreten konnte. Anlangend den grofsherzoglichen Titel durfte auf S. 307 Hessen-Darmstadt nicht unerwähnt bleiben. Auch ist hier bei den „zurzeit noch vorhandenen 38 Staaten Deutschlands" Hessen-Homburg, das erst 1817 in den Bund aufgenommen wurde, aufser Betracht geblieben. Die in den Napoleonischen Kriegen aus Italien und Deutschland geraubten Kunst- und Bücherschätze wurden infolge des zweiten Pariser Friedens nicht alle zurückgegeben, sondern nur teilweise (309). Für 1848 ist die Bezeichnung „Deutschland und Österreich" unrichtig (315).

Die vorgeführten und wohl auch noch einige andere irrtümliche Angaben, deren es jedoch verhältnismäfsig nicht viele sind, werden sich bei einer Neuauflage leicht beseitigen lassen. Anderseits aber enthält das von der Verlagshandlung vorzüglich ausgestattete Buch so viel des Wertvollen und Anregenden, dafs es auf weitgehende Beachtung mit gutem Rechte Anspruch erheben darf und dafs es, wo gegen seine Einführung als Lehrbuch Bedenken bestehen, doch für die Einstellung in die Schülerlesebibliotheken der oberen Klassen sämtlicher Mittelschularten wärmstens empfohlen zu werden verdient.

München. Markhauser.

Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart von Alfred Philippson. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1904. VIII u. 266 S. Preis geb. 7 M.

Der Verfasser, der als gründlicher Kenner des Mittelmeergebietes bereits durch eine Reihe von Aufsätzen und Schriften bekannt ist, sucht in vorliegendem, ursprünglich aus Vorlesungen in einem Ferienkurse hervorgegangenen Buche eine zusammenfassende Übersicht über die verschiedenen geographischen Erscheinungen zu geben, die im Mittelmeergebiet auftreten, auf einander einwirken und so dieses Gebiet als einen einheitlichen, wohl individualisierten Erdraum kenn-

zeichnen, der von Natur zum Schauplatz einer unvergleichlichen Kultur und Geschichte geeignet war. Dabei war sein hauptsächliches Bemühen darauf gerichtet den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen, soweit sie geographisch bedingt sind, herauszuarbeiten, also gerade auf das, was der Lehrer der Erdkunde braucht um in seinen Schülern Verständnis und damit Teilnahme zu erwecken. So möchte ich aus dem reichen Inhalte als besonders anziehend die Übersicht über die einzelnen Teile des Mittelmeergebietes hervorheben, in der in ganz ausgezeichneter Weise geographische Schilderung und geschichtliche Entwicklung verbunden sind. Aber auch die Beschreibung der Küsten, des Klimas, der Gewässer, Oberflächenformen und des Bodens enthält eine Menge im Unterrichte verwertbarer Stoffe und Gedanken. Pflanzen- und Tierwelt werden eingehend und in steter Beziehung zu den Bodenverhältnissen geschildert, noch breiterer Raum ist dem Menschen gewidmet (Völker, Religionen, Staaten, Soziales, zur Wirtschafts- und Siedelungsgeographie). Die Bilder sind durchwegs charakteristisch und tragen nebst den Karten wesentlich zur Veranschaulichung der Textdarstellung bei.

Daher dürfte das Buch nicht nur jedem Lehrer der Erdkunde eine Fülle von Anregung gewähren sondern auch Schülern der oberen Klassen ein tieferes Verständnis der Entwicklung der modernen Kultur aus der alten erschliefsen.

Lehrproben zur Länderkunde von Europa. Ein Beitrag zum Problem der Stoffgestaltung von Hermann Itschner. Leipzig u. Berlin, Druck u. Verlag von B. G. Teubner. 1904. 277 S. Preis: 3,60 M.

Der Verfasser geht davon aus, dafs in der pädagogischen Entwicklung gegenwärtig ein Stillstand eingetreten ist. Die neue Zeit, die anbrechende Epoche der gestaltenden Kraft als pädagogischen Prinzips stellt als Ziel die Gestaltung des eigenen Lebens, fordert als Methode Einführung ins Leben als einer Wirkung gestaltenden Kraft. Versuche dieser Art machten O. Beyer, R. Seyfert, Fr. Junge. Im geographischen Unterricht ist dies Verfahren sehr schwierig mangels entsprechender Literatur, nur Fr. Naumanns Asia und Reisebilder fassen, wie es sein soll, Geographie als Gegenwartskunde. Darum mufs der Lehrer den Stoff selbst gestalten vorerst durch Studium des Stoffes (das Bewufstsein ist auf den Brennpunkt des Lebens einzustellen, formgebend ist der politisch nationale Gesichtspunkt) und durch die Problemstellung (Komposition des Stoffes unter Direktion des Problems). Dann folgt die Erzeugung des Charakterbildes im Schüler durch Problemstellung, Selbstgestaltung des Stoffes durch den Schüler, (Hilfsmittel: heimatliche Vorstellungen, Karte, Bild, Schilderung, Zeichnung, Zahl), begriffliche Fixierung der Ländercharaktere und einschlägige Aufgaben. Daraus ergibt sich in der Länderkunde eine völlige Zersetzung des der Wissenschaft entlehnten Ganges, der bisher nach den Kategorien: Lage und Grenzen, Gröfse, Einteilung usw. verlaufen ist.

Als Probe der Behandlung gebe ich mit Weglassung der Fragen und Antworten eine gekürzte Skizze des Abschnittes „Dänemark".

Problem: Ein Land mit einer grofsen Bauernuniversität. Erwartungsfragen: Was ist das für ein Land? Gibt es denn so viele Bauern dort? Eignet sich das Land so sehr für die Landwirtschaft? Sind die Bauern denn sehr tüchtig? Warum hilft der Staat den Bauern so? — Zusammensetzung der Bevölkerung, natürliche Bedingungen für die Entwicklung zum Bauernstaat (Flachland, Klima, Boden). Moderner Bauernstand: Getreidebau, Viehwirtschaft, Hühnerzucht. — Leichter Transport, Weltverkehr: Genossenschaftswesen (Staatshilfe, Selbsthilfe). Stellung zum Weltmarkt — Abstraktionsziel: Warum strengt sich Dänemark so an? (politisch beinahe erdrückt, wirtschaftlich und geistig gehoben, Schulorganisation von 1903). Ergebnis: Das kleine Dänemark hat durch sein Genossenschaftswesen und ernstes Bildungsstreben seine Landwirtschaft so gehoben, dafs dänische Butter und Eier jetzt den Weltmarkt beherrschen und dabei sein Volkstum so verfestigt, dafs es jedem feindlichen Ansturme widerstehen dürfte. Namen: Nordsee, Skagerak, Kattegatt, Grofser und Kleiner Belt, Sund, Ostsee, Limfjord, Himmelsberg, Jütland Kopenhagen, Aarhus. Aufgaben:

Auf den dänischen Münzen ist Halm und Fisch; pafst dies zu den heutigen Verhältnissen? Dänemark geht darauf aus (?) Kolonien in Amerika zu verkaufen. Wie beurteilt ihr dies? Vergleicht Dänemark und Italien hinsichtlich ihrer Bedingungen für den Eierexport!

Diese Darlegungen und Proben werden genügen alle Lehrer der Erdkunde zu überzeugen, dafs dieses Buch, das ja in Einzelheiten vielfach zu berichtigen wäre, doch im ganzen methodologisch höchst beachtenswert ist und berufen erscheint den Unterricht in diesem Fache viel lebhafter und interessanter zu gestalten, als es bisher vielfach der Fall war. Dafs man am Gymnasium manches anders anschauen und fassen wird als an der Mädchenschule, aus der heraus es geschrieben ist, versteht sich von selbst; der Verfasser betont auch selber, dafs diese Lehrproben nicht schlankweg zum Kopieren taugen, sondern nur zum Studium Anregung geben wollen.

München. H. Stadler.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

K. Reiserts Taschenbuch für die Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten auf das Schuljahr 1905/06. 17. Jahrgang. München 1905. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis in biegsame Leinwand geb. 1,50 M.

Der neue 17. Jahrgang des Taschenbuches enthält nun auch die Bestimmungen über die aufserordentliche Gehaltszulage vom Jahre 1904, welche im vorigen Jahre nicht mehr aufgenommen werden konnten, ferner wurden die Listen für Noten und Bemerkungen um 12 Seiten vermehrt, so dafs sie im ganzen 80 Seiten umfassen. Es soll ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden, dafs Herr Kollege Reisert für alle Vorschläge zur Verbesserung und Vervollständigung des Taschenbuches stets dankbar sein wird.

Der beigegebene Personalstatus, welcher den Stand vom 1. Sept. 1905 bietet, zeichnet sich durch grofse Korrektheit und Zuverlässigkeit aus. Eine praktische Neuerung besteht darin, dafs bei den einzelnen Anstalten die letzte Frequenz angegeben ist, dagegen ist diesmal die Bezeichnung der Konfession weggelassen, wohl deshalb, weil sich dieselbe bei der Kategorie der Assistenten nicht genau feststellen lässt. Da aber für gar manchen Kollegen diese Angaben von sehr grofser Wichtigkeit sind, so würde es sich empfehlen sie im nächsten Jahrgang wieder hereinzunehmen auch auf die Gefahr hin, dafs bei den jüngsten Jahrgängen auf Genauigkeit verzichtet werden mufs.

Im übrigen verdient das praktische und reichhaltige Büchlein in den Kreisen der Kollegen neuerdings empfohlen zu werden.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Dr. H. Kraeger. Vollständig in 60 Lieferungen zu je 30 Pfg. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Von der oben S. 379 angezeigten Illustrierten Volksausgabe von Schillers Werken, die bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheint, sind inzwischen weitere 11 Lieferungen (2—12) ausgegeben worden. Sie enthalten den Schluss von Prof. Dr. H. Kraegers Schiller-Biographie (CXII S.) ,die vier letzten Akte der Räuber' „Fiesco", „Kabale und Liebe", die Gedichte der ersten und zweiten Periode und „Die Zerstörung von Troja". Unter den ebenso zahlreichen wie prächtigen Illustrationen, die, wie bekannt, von den ersten deutschen Künstlern herrühren, sind besonders bemerkenswert die graziösen Bilder Heinrich Lossows zu „Kabale und Liebe" und die den „Fiesco" begleitenden gestaltenreichen Kompositionen C. Schraudolphs. Die Ausgabe ist in hervorragender Weise geeignet zur erneuten Lektüre der Werke Schillers anzuregen, und verdient wegen ihrer vortrefflichen Ausstattung bei einem sehr billigen Preise die beste Empfehlung.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Ludwig Bellermann. Dritte Auflage. 1. Bd. VII und 348 S. 2. Bd. VII und 332 S. 3. Bd. 328 S. Preis des Bandes in Leinw. geb. 6 M. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung.

Die 2. Auflage dieses Werkes (1898), von welchem der 1. Bd. zuerst 1888, der 2. Bd. 1891 erschienen ist, wurde in unseren Blättern, Jahrg. 1899, Bd. 35 besprochen. Die 3. Auflage, welche rechtzeitig zum Schillerjubiläum (Mai 1905) fertig geworden ist, unterscheidet sich äufserlich von der 2. in einem wesent-

lichen Punkte. Sie erscheint nicht in 2, sondern in 3 Teilen. Vielseitiger Anregung folgend hat nämlich Bellermann auch den dramatischen Nachlafs Schillers, insbesondere den Demetrius, mit in den Kreis der Betrachtung gezogen. Weil dadurch der 2. Band, der auch früher schon ungleich gröfser war als der 1., unverhältnismäfsig angeschwollen wäre, so ist ein 3. Teil geschaffen worden. Dieser umfafst aufser der Braut von Messina und dem Tell Schillers dramatischen Nachlafs, nämlich Die Malteser (S. 200—215) — Themistokles, Agrippina (S. 215—221), ferner 10 kleinere Pläne und Entwürfe, welche hier nicht eigens angeführt zu werden brauchen — sodann Warbeck, denjenigen Entwurf, welcher vom Demetrius abgesehen der Verwirklichung am nächsten gekommen ist (S. 260—274), und endlich Demetrius (S. 275—321). Dazugekommen ist noch ein Schlufswort, welches (zum 9. Mai 1905) Schillers Bedeutung und die fortdauernde Wirkung seiner Dramen kurz zu würdigen sucht.

Plan und Anordnung des Werkes ist im übrigen auch in der 3. Auflage unverändert geblieben, natürlich hat jedoch der Verfasser im einzelnen Aenderungen vorgenommen, Verbesserungen angebracht, Zusätze gemacht, kurz nichts verabsäumt um das Werk auf der Höhe der Forschung zu erhalten. Stichproben ergeben das überall zur Genüge. Dies ist auch gar nicht anders zu erwarten bei einem Schillerforscher wie Bellermann, welcher inzwischen in der Sammlung „Dichter und Darsteller" (VII. Band) auch eine vortreffliche Schillerbiographie 1901 veröffentlicht hat.

Eines aber mufs noch besonders hervorgehoben werden: Die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung hat den 3 Bänden eine Ausstattung gegeben, die an Gediegenheit und Vornehmheit kaum überboten werden kann; auch sie lädt zur fleifsigen Benützung des Werkes ein, welches in keiner Lehrerbibliothek fehlen sollte. Wo es noch nicht vorhanden ist, empfiehlt sich die Anschaffung schon deshalb, weil jetzt auch die Fragmente in den Kreis der Betrachtung gezogen sind.

Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgatt, Verlag von Robert Lutz 1905. VI und 307 S.

Der Titel des Büchleins, welches zu den guten und empfehlenswerten Erscheinungen des Schillerjahres zählt, könnte irreführen; denn nach ihm wäre man der Meinung hier eine Sammlung von Anekdoten in dem heute geläufigen Sinne des Wortes zu finden. Dem ist aber nicht so. Nur einem äufseren Umstande, weil das Buch einer Serie von Anekdotenbänden eingegliedert werden sollte („Bismarck-Anekdoten", „Humor Friedrichs des Grofsen" etc.), hat es den knappen Titel zu verdanken. In Wirklichkeit bietet der Verfasser kennzeichnende Einzelheiten aus dem äufseren und inneren Leben Schillers, die äufserlich an die Reihenfolge der Begebenheiten im Leben des Dichters angeschlossen sind. Es entsteht also eine Art anekdotischer Biographie. Diese fufst aber — und darauf beruht der Wert des Büchleins — durchaus auf den besten und zuverlässigsten Quellen, welche S. 308 am Schlusse verzeichnet werden. Auch die neue, vielgerühmte Schillerbiographie von Berger ist darunter. Demnach ist das Buch, welches seinen Stoff in 6 Abschnitte gliedert (Lorch und Ludwigsburg [1764—1773] — Solitude und Stuttgart [1773—1782] — Mannheim und Oggersheim, Bauerbach und wieder Mannheim [1782—1785] — Leipzig und Gohlis, Loschwitz und Dresden. Erster Aufenthalt in Weimar [1785—1789] — Jena [1789—1799] — Weimar [1799 bis 1805]), besonders auch für die Schülerlesebibliotheken der obersten (9.) Klasse sehr zu empfehlen, zumal auch die Darstellungsweise frisch und anregend ist.

Dreizehnlinden von T. W. Weber. Mit Erläuterungen des Verfassers. Billige Ausgabe. Mit Porträt. 11.—20. Tausend. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1905. Preis 2.50 M.

In 125. Auflage liegt die Salonausgabe von Webers berühmtem Epos „Dreizehnlinden" vor, welches im September 1878 zum erstenmale erschien. Dieser Tatsache gegenüber wäre es fast eine Anmafsung noch weiteres zum Lobe der herrlichen Dichtung zu sagen. Aber diese Salonausgabe kostet broschiert 5 M., in Originalband 6.80 M., in Halbfranzband 7 M. Kein Wunder, dafs immer dringender der Wunsch laut wurde, es möchte doch durch eine verhältnis-

mäfsig billige Ausgabe ermöglicht werden, dafs Webers Dreizehnlinden in die Schule Eingang finden, für die (6. und 7. Klasse) sich das Epos wie nicht leicht eine Dichtung zur Klassen- und Privatlektüre eignet. Diesem berechtigten Wunsche nachgebend haben die Erben des Dichters auf Vorstellung des Verlegers sich zur Veranstaltung einer billigen Ausgabe bewegen lassen, die nun zum Preise von 2 50 M. für das gebundene Exemplar geboten wird. Dafs davon schon wieder das 11.—20. Tausend ausgegeben wird, ist allein ein Beweis, wie sehr eine billigere Ausgabe dem allgemeinen Bedürfnis entsprach. Auf ihr Erscheinen sei hier nachdrücklich hingewiesen.

Gleichzeitig liefs die Schöninghsche Verlagshandlung einen anspruchslosen Kommentar zu Fr. W. Webers Dreizehnlinden für Schule und Haus von Johann Bernard Feitel, Prof. an der Oberrealschule zu Kassel, erscheinen, der den Lebenslauf des Dichters, Erläuterungen zur Erleichterung des Verständnisses der Dichtung und ästhetische Anmerkungen bietet, letztere in Form einer Inhaltsangabe nach Gesängen. Der Standpunkt, auf den sich der Verfasser bei den Erläuterungen stellt, erscheint wohl zunächst als ein etwas zu niedriger, allein man mufs bedenken, dafs dieselben auch für die häusliche Lektüre dienen sollen. Am Schlusse ist eine „Kartenskizze zu Dreizehnlinden“ beigegeben, sehr dankenswert; denn diese kann für die Klassenlektüre von einem gewandten Schüler vergröfsert, dann aufgezogen und in der Klasse aufgehängt werden. Das Büchlein (79 S. und Kärtchen) kostet broschiert nur 50 Pfg.

Paul Heyse, Novellen. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Die neue wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Novellen, welche im Cottaschen Verlage erscheint, schreitet rüstig vorwärts. Neuerdings sind uns die Lieferungen 27—37 zugegangen, welche den fünften und sechsten Band des Unternehmens bilden. Der fünfte Band führt den Titel „Troubadour-Novellen“ und hat folgenden Inhalt: Marion — Der lahme Engel — Die Rache der Vizgräfin — Der verkaufte Gesang — Die Dichterin von Carcassonne — Ehre über alles — Der Mönch von Montaudon — Geoffroy und Garcinde. Der sechste Band bietet in den Novellen: David und Jonathan — Grenzen der Menschheit — Nino und Maso — Siechentrost — Die schwarze Jakobe — Gute Kameraden — einen der beliebtesten Bände des Dichters, das „Buch der Freundschaft“. Eine Reihe von Meisterschöpfungen ist in den beiden Bänden vereinigt, die aufs neue zeigen, welche wertvolle Bereicherung die Bibliothek des einzelnen durch diese billige, gut ausgestattete Ausgabe erfährt.

Almag'läut, Gedichte in oberbayrischer Mundart von Wilhelm Dusch, München 1905. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Preis gebunden 2,50 M.

In seinem Vorwort bemerkt der als Verfasser von Dialektgedichten bekannte Autor, dafs seine Lieder nicht alle gleichwertig seien. Wenn man dieser vorausgeschickten Entschuldigung auch bei manchen Erzeugnissen seiner Muse beipflichten mufs, so ist doch zu betonen, dafs eine Reihe der gebotenen Gedichte launige Gedanken, derben Witz, übersprudelnden Humor und auch rührenden Ernst aufweisen. Als die gelungensten sollen bezeichnet werden „Der Eigensinn“, „Die Begründung“, „D' Streithansel“, „Die kloan Aufdraher“, „s' Münchnerkindl am Wiesbachhornhaus“, „s' neue Produkt“, „s' Bauernbadl“; eine ernste Saite ist angeschlagen im Gedicht „s' Grab am Wallersee“. Als Unterhaltungslektüre sei das hübsch ausgestattete Büchlein bestens empfohlen, zumal der Preis ein mäfsiger zu nennen ist. R.

Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von P. Seliger. Autorisiert. Dritte Auflage. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz 1905. (Memoirenbibliothek. II. Serie, Bd. 6) XIX und 347 S., Preis geh. 5,50 M.

Diese Lebensgeschichte Helen Kellers erscheint in einer Serie von Memoiren, welche Generale, Marschälle Napoleons, Fürsten zu Verfassern haben und unter

anderem auch Napoleons Gedanken und Erinnerungen von St. Helena 1815—18 (von General de Gourgaud) enthalten. Man möchte versucht sein darin eine Absicht zu erblicken, wenn man erfährt, dafs ihr Landsmann Mark Twain ihr Charakterbild unmittelbar neben das Napoleons gerückt hat. Aber das ist nicht nötig, sie ist an sich schon eine einzigartige Erscheinung und ihre Ausbildung eine Leistung, wie sie wohl nie da war und auch nicht leicht wiederkehren wird.

Helen Keller wurde am 27. Juni 1880 zu Tuscumbia im Staate Alabama in Nordamerika geboren, 19 Monate war sie alt, als sie durch eine schwere Krankheit Sprache, Gesicht und Gehör verlor und infolgedessen bis zu ihrem 7. Lebensjahre in einem tierähnlichen Zustande dahinlebte. In ihrem 8. Jahre erhielt sie in Miss Anne Mansfield Sullivan eine Lehrerin, welche durch ihren Unterricht die junge Taubstummblinde soweit vorbildete, dafs sie im Oktober 1896 in das Mädchengymnasium in Cambridge eintreten konnte um sich für das Radcliff College vorzubereiten, und schon Ende Juni 1897 legte sie ihre erste Prüfung für das College in Deutsch, Französisch, Latein, Englisch, griechischer und römischer Geschichte ab und bestand überall, im Deutschen und Englischen mit Auszeichnung. 1899 bestand sie die Schlufsprüfung für die Universität (Geometrie, Algebra, Lateinische und Griechische Lektüre) und bezog dieselbe Ende 1900, wo sie zurzeit der Abfassung ihrer Selbstbiographie noch studierte. Nicht nur schreiben sondern (im Frühjahr 1890) auch sprechen hatte Helen Keller bei Frl. Fuller gelernt! — Diese kurze Uebersicht des Bildungsganges liest sich ganz einfach, aber sowie man sich erinnert, dafs eine Taubstummblinde das erreichte, hält man es kaum für möglich. Und nun schildert das vorliegende Buch das W i e dieses Fortschrittes und zwar ist es Helen Keller selbst, die zu uns spricht.

Der 1. Teil ist betitelt „Geschichte meines Lebens“ und enthält die Selbstbiographie (S. 1—133); der 2. Teil bringt eine Auswahl von Helen Kellers Briefen aus den Jahren 1887—1901 (S. 147—176); darauf folgt noch ein Anhang von John Albert Macy nebst Briefen und Berichten von Miss A. M. Sullivan, worin über Helen Kellers Persönlichkeit, ihren Bildungsgang, ihre Sprache und ihre Eigenart als Schriftstellerin gehandelt wird. 8 Bilder nach photographischen Aufnahmen schmücken das Buch.

Es geht nicht an Einzelheiten aus dem Ganzen hier mitzuteilen: der Lehrer und Erzieher, der Psychologe, ja jeder Menschenfreund wird Seite für Seite mit steigendem Interesse lesen und die Lektüre des Buches gewifs wieder anderen empfehlen, wie auch wir sie hier nicht dringend genug empfehlen können.

Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Prof. Dr. Eduard Engel. Sechste Auflage (in neuer Bearbeitung und mit 33 Abbildungen). Leipzig, Verlag von Julius Bädeker 1905. VI und 580 S. Preis 6 M.

Engels Geschichte der französischen Literatur erschien 1882/83 zum ersten Male und erfuhr in der 4. Auflage 1897 in allen Teilen eine neue Bearbeitung. Diese 4. Auflage ist in unseren Blättern, Bd. 34 (1898) S. 135 f. eingehender besprochen und in ihrer Eigenart gewürdigt worden. Demnach genügt es darauf hinzuweisen, dafs die vorliegende 6. Auflage gegenüber der genannten 4. wiederum vielfache in die Augen fallende Verbesserungen und Erweiterungen aufweist. Nicht nur dafs der Verf. jedes Kapitel nochmals sorgfältig durchgearbeitet hat und zwar auch nach der sprachlichen Seite, sodafs alle noch stehen gebliebenen überflüssigen Fremdwörter ausgemerzt wurden, sondern es ist auch die Betrachtung bis auf die Gegenwart fortgeführt, indem alle wichtigen Erscheinungen der letzten Jahre behandelt wurden. Ganz neu ist die Beigabe von 31 Porträts hervorragender literarischer Persönlichkeiten Frankreichs, fast durchaus nach vortrefflichen Originalen, aber nicht immer klar und scharf in der Reproduktion. Die grofse Belesenheit Engels, seine mitunter auffallenden, aber jedenfalls überzeugten und mit rücksichtslosem Freimut ausgesprochenen Urteile, seine gewandte Sprache und die eingestreuten Proben lassen das Buch in der neuen Bearbeitung als ganz besonders geeignet für die weiteren Kreise des gebildeten Publikums erscheinen, ebenso für die Studierenden der Hochschulen zum Studium wie als Nachschlagewerk, dagegen dürfte es sich bei seiner Vollständigkeit und seinen deutlichen Hinweisen auf die sittlich anstöfsigen Erscheinungen der französischen Literatur,

die Engel übrigens rückhaltlos verurteilt, nach wie vor für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten in keiner Weise eignen; es verlangt reife Leser und daſs es solche bis jetzt in groſser Zahl gefunden hat, beweist die rasche Folge neuer Auflagen und neuer Bearbeitungen. Nicht unwichtig ist auch die Handlichkeit des Bandes, der das gesamte Gebiet umfaſst und die Billigkeit des Preises. Demnach ist Engels Literaturgeschichte allen Gebildeten zu empfehlen.

Franz von Assisi. Die Vertiefung des religiösen Lebens zur Zeit der Kreuzzüge. Von Dr. Gust. Schnürer, ord. Prof. an d. Univ. Freiburg in der Schweiz. Mit 73 Abbildungen. Preis in Leinw. geb. 4 M. (136 S.) München 1905. Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. (Weltgeschichte in Charakterbildern, herausgegeben von Frz. Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn.)

Die vorliegende Monographie, welche keineswegs bloſs das Interesse der Theologen sondern auch das der Kultur- und Kunsthistoriker in Anspruch nehmen dürfte, ist hauptsächlich veranlaſst worden durch die glänzend geschriebene Biographie des Franzosen Sabatier, welcher in dem hl. Franz den Vorläufer des modernen religiösen Subjektivismus sieht, dem Dogmen und Satzungen nebensächlich sind und dem die Religion nur eine Äuſserung religiöser Gefühle und Stimmungen ist. Da diese auch ins Deutsche übersetzte Biographie nunmehr in 31. Auflage vorliegt, so ist ihr Einfluſs auf weitere Kreise bedeutend, zumal in jüngster Zeit mit Franziskus auch die Anfänge der Renaissance in Verbindung gebracht worden sind: cf. H. Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, Berlin 1904, 2. Auflage und Max Gg. Zimmermann, Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter.

Demgegenüber sucht Schnürer, ohne die Verdienste seiner Vorgänger irgendwie zu verkennen oder gar zu schmälern — wie er denn auch dem persönlichen Verkehr mit Sabatier manche Förderung und insbesondere seltene photographische Aufnahmen verdankt — nachzuweisen, daſs Franz bei aller tiefen Gemütsempfindung doch ein treuer, demütiger Sohn der Kirche gewesen ist und an ihren Dogmen streng festgehalten hat. Besonders anziehend wird dieser Versuch durch die Art der Darstellung, welche sich fast durchaus an die Äuſserungen des hl. Franz und seiner Genossen hält und sich bemüht den gewaltigen Gegensatz begreiflich zu machen, welcher damals die Welt erfüllte: einerseits das Papsttum auf der höchsten Stufe seiner Macht (Innozenz III!), andrerseits die Armut Christi und ihre Nachahmung das höchste Ideal so vieler. Dabei berührt einerseits die Klarheit und Verständlichkeit der Monographie, welche sich doch an weitere Kreise wendet, andrerseits die Ruhe und maſsvolle Zurückhaltung (z. B. bezüglich der vielen Franziskuslegenden) äuſserst sympathisch.

Besonders wertvoll ist die reiche und gute Illustration des Buches, welche gar manche Originalpublikationen enthält und dem Kunsthistoriker zu den von Thode und Zimmermann gebotenen Bildern willkommene Ergänzungen bieten dürfte. Kurz, seine Lektüre ist jedem, der sich für die hohen Probleme der Religions- und Kulturgeschichte interessiert, sehr zu empfehlen. J. M.

Berühmte Kunststätten Nr. 25: Sizilien von Max Gg. Zimmermann. II. Palermo 164 S. mit 117 Abbildungen. Leipzig 1905, Verlag von E. A. Seemann. Preis 3 M.

Dem im vorigen Jahre als Nr. 24 der berühmten Kunststätten erschienenen ersten Teil über Sizilien (die Griechenstädte und die Städte der Elymer) hat M. G. Zimmermann nunmehr einen zweiten folgen lassen, welcher speziell der Kunststätte Palermo gewidmet ist. Während dem Verfasser nun in jenem ersten Teile eine reichliche Anzahl von Fehlern und Irrtümern nachgewiesen wurden (vgl. auch in dieser Hinsicht die Besprechung in unseren Blättern Jahrgang 1904 S. 661 ff.), weil das Gebiet des alten Siziliens seinem Studienkreise ferne liegt, läſst sich über den vorliegenden Band ein weit günstigeres Urteil fällen (nur die Schreibweise „Aegadische Inseln" S. 3 erinnert an die Versehen des ersten Bandes). Denn hier konnte der Verfasser rasch über die Zeiten der Phöniker, Römer, Vandalen, Goten und Byzantiner hinweggehen, weil ja aus all diesen Perioden fast nichts erhalten ist; auch die Zeit der sarazenischen Herrschaft (S. 11—17) gilt mehr der Schilderung ihrer hohen Kultur, wie sie sich in Berichten

arabischer Reisenden widerspiegelt; denn fast alle sarazenischen Bauten sind gleichfalls verschwunden. Daher ist weitaus der gröfste Teil des Buches (S. 17—131) der Glanzzeit Palermos unter der Normannenherrschaft gewidmet und hier befindet sich der Verfasser in seinem Element, hier kann er zum Teil auf eigene gröfsere Arbeiten fufsen und aus dem Vollen schöpfen. Gerade dieser Umstand macht den vorliegenden Band wertvoll.

Mit besonderem Nachdruck wird die Bedeutung der Normannischen Kultur in Sizilien dargelegt und darauf hingewiesen (S. 44/45), dafs die Schlofsbauten der Normannen engen Anschlufs an die Araber und Byzantiner zeigen, während dagegen die von den Normannischen Königen errichteten Kirchen Palermos und seiner Nachbarschaft dem eigentlichen internationalen Gepräge ihrer Höfe vollendeten Ausdruck geben. Ihnen gilt daher besonders die Schilderung und diese ist wiederum namentlich eingehend für die Capella Palatina (S. 72: „Es ist ein Werk, das in seiner Art auf Erden nicht seinesgleichen hat"). Auch die genaue Beschreibung des Inhaltes der Kaisergräber im Dom zu Palermo ist von Interesse, nachdem jetzt bei der Untersuchung der Kaisergräber in Speyer 1900 sich Reste von Gewändern gefunden haben, die aus unteritalischer oder sizilischer Werkstatt stammen (das könnte S. 89 noch bemerkt werden) Mit Interesse erfährt man ferner, dafs das abgebrannte Dach des Domes zu Monreale bei Palermo 1811 „auf Kosten König Ludwigs I von Bayern in genauer Wiederherstellung des alten erneuert wurde", nur müfste es heifsen des „späteren" Königs oder des „damaligen Kronprinzen" (König wurde Ludwig erst 1825!). Die Charakteristik der Bronzetüren von Monreale gehört zu den wertvollsten Partien des Buches; denn hier kann sich der Verfasser ebenso auf sein Werk „Oberitalische Plastik im frühen und hohen Mittelalter" 1897 stützen wie bei der vortrefflichen zusammenhängenden Betrachtung der sämtlichen erhaltenen Mosaiken auf sein Buch: Giotto und die Kunst Italiens im Mittelalter 1899. Man übersehe auch nicht die richtigen Bemerkungen über die Teilnahmslosigkeit des damals (1786—1788) anderen Idealen huldigenden Goethe für die gewaltigen Normannenbauten von Palermo und Monreale S. 107 (S. 50 Mitte steht 1001 statt 1101 und S. 101 Z. 2 v. u. und mufs es Bonanus statt Barisanus heifsen).

Dieser wertvolle Band eignet sich besonders gut für die Schülerlesebibliotheken der 7. Klasse, weil er auch durch seine trefflichen Illustrationen ein anschauliches Bild vom Glanze der Normannenherrschaft bietet.

J. M.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Zur Neuauflage von Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch, II. Teil.

Vom Herausgeber.

Im Vorwort zur Neuauflage habe ich erklärt, dafs ich in diesen Blättern über die von mir vorgenommenen **Aenderungen des Textes** Rechenschaft geben werde. Indem ich hiemit dieses Versprechen einlöse, erlaube ich mir zur Vereinfachung meiner Aufgabe folgendes vorauszuschicken.

1. Neugebildete Einleitungen, die sämtlich durch eine Hakenklammer kenntlich gemacht sind, rechtfertige ich nicht besonders; den ursprünglichen Text sowie kleine Aenderungen führe ich nur ausnahmsweise an.

2. Die Weglassung der Nutzanwendungen begründe ich nicht; ebensowenig ihre vereinzelte Beibehaltung in den Prosastücken Nr. 13 und Nr. 21.

3. Bei Bezeichnung des Jahrhunderts wurde vom 20. ausgegangen und die betreffende Zeitangabe geändert; auch diese paar Fälle lasse ich unbesprochen.

A. Prosastücke. Nr. 18 Der Rhein: Als . . . die Gottheit die Berge gegründet, im Original: Als . . . die Natur usw. — Nr. 21 Drei Wünsche: nach ‚angewachsen' wurde weggelassen ‚in Mutterleib'. — Nr. 22 Die sieben Raben: Endlich nach vielen Jahren ging sein Wunsch in Erfüllung, i. O.: endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's auch ein Mädchen — Nr. 23 Die Bremer Stadtmusikanten: in die warme Asche, i. O.: bei die warme Asche. — Nr. 27 Der Solenhofer Knabe: das Original enthält folgende Einleitung: Wenn bei einem Vesperbrote von einem Nachtische die Rede sein könnte, so dürfte man sagen, der Schulmann von Uebermatzhofen habe ihn dazu gegeben und zwar in der folgenden kleinen Erzählung: „An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen", berichtete er, „ist eine Glashütte im Gang". Im nächsten Satze: Schuh. i. O.: Schuhe Nach ‚machten grofse Augen' wurde weggelassen: Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz — Nr. 28 Das brave Mütterchen: Schlittschuh, i. O.: Schrittschuh. — Nr. 50 Sage von der Teufelsmauer: des fallenden Tropfens, i. O.: des fallenden Tropfen. — Nr. 56 Des Drusus letzter Feldzug nach Deutschland: durch die neugebildete Einleitung wurde es nötig zu schreiben ‚im Jahre 9 v. Chr.' statt ‚im folgenden Jahre'. — Nr. 66 Der Tod Ludwig des Kelheimers: die gekürzte Einleitung erforderte die Aenderung ‚Ein wehmütiges Lied' für ‚Das Lied'. — Nr. 67 Erziehung eines Ritterknaben: in Reden (sollte heifsen ‚Rede') und Haltung, i. O.: im Reden und Haltung. Ferner: Im 14. Jahre wurde der Knabe . . ., i. O.: . . . der Knappe (offenbar Schreibversehen oder Druckfehler). — Nr. 68 Kaiser Max auf der Martinswand: Zirl, i. O.: Zirle; zwei ganze Tage, i. O.: zweier ganzer Tage; der über ihm offen stund, i. O.: der über ihn offen stund; rief, i. O.: rufte. — Nr. 79 Heldenmut des Prinzen Leopold von Bayern: mit Zustimmung des Verfassers wurden mehrere formelle Aenderungen vorgenommen. Zunächst trat in 6 Fällen das Imperfekt an die Stelle des Präsens, weil im Original das letztere in störender Weise mit dem ersteren wechselt (erhielten, vorrückten, veranlafsten, näherte sich, zurückging, beschlofs); ferner habe ich die Worte ‚und wurde zu diesem Zwecke die Batterie Söldner . . . zurückbeordert' folgendermafsen umgestellt: ‚und zu diesem Zwecke wurde . . . zurückbeordert' und ‚vor dem Feinde' anstatt ‚vor dem Feind' geschrieben; endlich mufste in dem Satze ‚Für diese Bravour wurde dem Prinzen . . . . ausgezeichnet' der infolge eines Versehens in dem Text geratene Dativ durch den Nominativ ersetzt werden. — Nr. 82 Die Kölner Dombaufeier am 15. Oktober 1880: [Ihnen schlofs sich noch eine grofse Zahl von Vereinen an], i. O.: Ihnen schlofs der Kölner Männergesangverein mit seinem Vereinsbanner sich an. Dann folgten mit ihren sammt- und seidengestickten Fahnen die Abordnungen des ersten geselligen Dombauvereins, des Männergesangvereins Ossian, die Maurer-, Zimmer-, Steinmetzmeister-Innung, die Kölner Baugewerke, die Kölner Liederkränze, Kölner Turnvereine, die Kölner Kriegervereine, Fabrik-, Schützen- und kameradschaftliche Bürgervereine, die Brüderschaften mit ihren Bannern und zum Schlufs abermals ein Musikkorps. — Der Wortlaut der Urkunde, die in die Kreuzblume eingesenkt werden sollte, wurde weggelassen. — Nr. 83 Kaiser Wilhelms II. erster Besuch in München: im ersten Satz wurde das i. O. enthaltene ‚abermals' wegen der fehlenden Beziehung gestrichen und Freudetag in Freudentag geändert. — Nr. 84 Deutschlands Klima und Pflanzenwelt: Buchholz beginnt so: ‚Auch in klimatischer Beziehung nimmt Deutschland eine Mittelstellung ein. Fast gleichweit vom Aequator und Pol entfernt, liegt es unter einem gemäfsigten Himmel, ist ebensosehr vor nordischer Armut, die den Geist abstumpft, wie vor südlicher Fülle geschützt, die auf die Tatkraft erschlaffend, auf die Sinnlichkeit überreizend wirkt.' Diese Einleitung wurde weggelassen, weil sie eine Anknüpfung an Vorausgehendes enthält und weil die letzten Worte als bedenklich erscheinen. — Nr. 87 Der Rheinfall bei Schaffhausen: Nachdem der Rhein, i. O.: Der Rhein, nachdem er Nach den Worten ‚Von dem Schlosse Laufen, das sich . . . erhebt' heifst es i. O: ‚und auf unserem Bilde deutlich hervortritt'; dieser Zusatz mufste selbstverständlich wegfallen: — Nr. 89 Der Schwarzwald: der einzige, i. O.: der einzigste. — Nr. 90 Die Lüneburger Heide: nach dem ersten Abschnitt enthält das Original zwei Strophen von Th Storms ‚Abseits':

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heide Duft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Auf diese Verse mufste ich verzichten, weil die Persönlichkeit des Alten und die Situation, in der er sich befindet, nicht ersichtlich wird. — Nr. 97 Die Halligen: ist einem gröfseren Aufsatz „Eine Düneninsel" entnommen. Der von mir weggelassene Schlufs lautet: ‚Niemand hat die Schrecken dieser Katastrophen mit gröfserer Wahrheit geschildert als J. Ch. Biernatzki, der vor mehreren Jahrzehnten hier selbst Pfarrer war. Die Bilder, welche er vor dem Leser aufrollt, sind wahrhaftig furchtbar und unter ihrem Eindruck wendet man sich mit Grausen von diesen halbverschollenen Schauplätzen eines ohnmächtigen Ringens und möchte mit dem Römer ausrufen: misera gens!" Nachträgliche Erwägungen haben mich zu dem Entschlusse geführt diese Stelle bei einer Neuauflage in den Text aufzunehmen. — Nr. 98 Die Salzwerke von Wieliczka: nach dem Boden, auf dem man steht, i. O.: nach den Boden, auf den man steht. — Nr. 99 Der Steiermärker: nähert sich in Wendungen und Windungen und scheidet wieder, i. O.: fällt sich in die Arme (nach: Windungen). Weggelassen wurde der Schlufs des 4. Abschnitts: Selbst seine Frömmigkeit und sein treues Gottvertrauen trägt den Charakter heiterer Freude bei dem Obersteirer; mit dem Brummeisen einem Mädchen in stiller Nacht ein Ständchen zu bringen gehört zu seinen Ehrenbezeigungen. — Ferner wurde im 7. Abschnitt die Bemerkung ausgeschaltet: die Musikanten ein Wiegenlied aufspielen, sowie im 8. die Stelle. und sendet der Wöchnerin eine Tracht Efswaren, unter denen sich auch die 2—3 Schuh langen und 15—20 Pfund schweren Kindbettstriezeln oder Waisach befinden. — Nr. 101 Die Hunde auf dem Grofsen St. Bernhard: Langobarden, i. O.: Longobarden. — Nr. 102 Ein Bergsturz im Kanton Schwyz: und enteilt in der allgemeinen Verwirrung mit Blitzesschnelle, i. O. (infolge eines Versehens): und in der allgemeinen Verwirrung mit Blitzesschnelle enteilt. — Nr. 109 Die Katze auf der Jagd: um von neuem ihren Mut zu kühlen, i O.: ihren wollüstigen Mut zu kühlen. — Nr. 115 Auf dem Kartoffelfelde und Nr. 116 Die Kartoffel und ihre Verwendung bilden im O. einen einzigen Artikel: Kartoffeln. Nr. 116: es möchte eine lange Abhandlung werden, i. O: . . . werden wollen. — Nr. 118 Die Eiche als Wirtin: ein vielhundertjähriger Eichbaum, i. O.: ein vielhundertjähriger alter Eichbaum. — Nr. 118 Wie sich manche Pflanzen vor ungebetenen Gästen schützen: nach ‚die flügellosen Weibchen des Frostschmetterlings' steht im O.: die unten am Stamm ihre Hochzeit gefeiert haben. Ferner: bald alles zugleich ist, i. O.: alles dreies. — Nr. 119 Farbe und Duft von Wiesenpflanzen als Anziehungsmittel für Insekten: eine beliebte Speise, von der sich eine grofse Menge nährt, i. O. (aus Versehen): . . . von denen sich . . . nährt. — Am Schlufs des 6. Abschnittes heifst i. O.: Oft werden wir noch auf solche Vorkommnisse achten müssen. Dieser Satz mufste selbstverständlich wegbleiben.

B. Poesie. Nr. 16 Hubertusbild: Das — abgesehen von der 3. Strophe — am Schlufs jeder 3. Zeile wiederkehrende ‚Trala' wurde nicht aufgenommen. — Nr. 21 Die Muttergottes und der Löwe: der Titel ist von mir gemacht; das O. bietet die Ueberschrift: Aus dem 4. Buche des lateinischen Gedichtes Der Knabe Jesus vom Pater Ceva — Ferner heifst es i. O. infolge eines Druckversehens: Entstiegen (statt erstiegen) hatten sie den Endor itzt. — Nr 55 Zum 12. März: Die Stelle, welche sich auf die bei der Regensburger Feier vorgeführten lebenden Bilder bezieht, mufste natürlich wegbleiben. — Nr. 69 Der frohe Wandersmann: weggelassen wurde die Strophe:

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot;
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Nr. 75 Des deutschen Knaben Robert Schwur: ausgeschaltet wurde die Strophe:

Auch schwör' ich heifsen, blut'gen Hafs
Und tiefen Zorn ohn' Unterlafs

Dem Franzmann und dem franschen Tand,
Die schänden unser deutsches Land.

Nr. 76 Der deutsche Rhein: die Strophe:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Solang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n —

konnte nicht beibehalten werden.

Noch seien mir ein paar Bemerkungen zu der im 40. Bande dieser Zeitschrift S. 353 ff. enthaltenen Besprechung von Herrn Kollegen Inglsperger gestattet, wobei ich mich auf das Notwendigste beschränke.

Zunächst möchte ich einige Auslassungen rechtfertigen. Wenn die Siegfriedsage nur mehr durch ein Stück vertreten ist, so liegt der Grund darin, dafs in das 1. Bändchen zwei Artikel aus derselben aufgenommen wurden. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dafs ich die Mängel der Darstellung Otto Böhms keineswegs verkenne. Doch konnte ich bis jetzt für diese Stufe nichts Passenderes finden, wenn ich nicht wesentliche Aenderungen an den Originalen vornehmen wollte. Uebrigens habe ich aus Böhm nur sehr wenig geschöpft. Dafs ich mich in der Sagenliteratur gewissenhaft umgesehen habe, dafür zeugen doch die Namen Kassebeer-Sohnrey, Buschmann, Schmidt, Bäfsler, Richter, Nover, Goebel, Pfeil und Grimm. — Auf Ludens Artikel ‚Deutschland‘ habe ich zugunsten des 4. Bändchens verzichtet; der Ersatz ist übrigens sicherlich gut. — Das Original des Gedichtes ‚Pippin der Kurze‘ war trotz der eifrigsten Bemühungen, bei denen mich der Verleger in dankenswerter Weise unterstützte, nicht ausfindig zu machen.

Als sachlich unrichtig wird getadelt, dafs in dem Prosastück Nr. 61 Tassilo als Verbrecher hingestellt werde. Dies ist nach meiner Auffassung nicht der Fall. Tassilo hat gefehlt, er bittet um Vergebung und erhält sie. — Auch die Beanstandung des Wortes ‚Eroberer‘ in Nr. 78 ist nicht gerechtfertigt. Die Deutschen haben 1870/71 dem Gegner nicht nur den Weg nach Berlin verlegt sondern in Verfolgung ihrer Siege selbst die Strafse nach Paris und Orléans eingeschlagen und sind auf diese Weise zu Eroberern geworden; davon, dafs diese Bezeichnung eine unrichtige Anschauung gibt, kann keine Rede sein. Sehr überrascht war ich durch die weitere Bemerkung, es sei fraglich, ob die Phantasie über die Jungfrau von Orléans in ein Schulbuch gehöre. Warum soll der Schüler nichts von den Gefühlen erfahren, die den Sieger und den Besiegten beim Anblick des Standbildes in einer solchen Stunde beschleichen mufsten? Ich zähle diesen kurzen, von echtem Patriotismus durchwehten Aufsatz zu dem Schönsten, was in jener grofsen Zeit geschrieben worden ist, und halte ihn für unantastbar vom ersten bis zum letzten Worte.

Ferner heifst es in der Besprechung: ‚Auch in anderen Stücken finde ich manches unklar oder unwahrscheinlich‘. Für diese Behauptung werden zwei Belege angeführt. Zuvörderst wird gefragt, was in Nr. 97 die weifsen Bogen über den Fenstern seien. Offenbar sind nach unten geöffnete Halbkreise von weifser Tünche gemeint. Auf einen solchen Zweifel ist Masius wohl nicht gefafst gewesen. Der zweite Beweis besteht darin, dafs Lehmann in Nr. 100 ‚einen ganz gewöhnlichen Witz als herrliche Worte‘ bezeichnet. Gemeint ist die Aeufserung eines oberbayerischen Bauern dem treibenden Bahnbeamten gegenüber: ‚Heunt treibt's gar bald die Eisenbahn, als ob's a Eilwagen war‘ (Stieler). Das ist kein gewöhnlicher, sondern ein köstlicher Witz; und in diesem Sinne ist natürlich der Ausdruck ‚herrliche Worte‘ zu verstehen.

Für den Hinweis auf Rud. Meyers trefflichen Aufsatz ‚Das Pferd‘ bei den Naturbildern sei dem Rezensenten bestens gedankt; der Artikel wird in der neuen Auflage eine Stelle finden. Dagegen bin ich bezüglich der Pflanzenbeschreibung anderer Meinung. Eine solche hat in einem Lesebuch überhaupt keine Berechtigung; seine Aufgabe ist es das Leben der Pflanzen darzustellen. Ich habe mit vieler Mühe aus den besten Werken das Beste ausgesucht und bin überzeugt, dafs die betr. Aufsätze dem Lehrer willkommener sind als jede Beschreibung.

Weiterhin wird in der Besprechung der Wunsch nach einer gewissen Einschränkung der Hinweise auf Abbildungen geäufsert. Ich brauche nicht aus-

einanderzusetzen, dafs solche Hinweise lediglich Winke bedeuten, deren Befolgung dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt ist. Weshalb insbesondere das Vorzeigen einer Affenart den Eindruck einer Erzählung stören soll, ist nicht wohl einzusehen, zumal da sich dieses Vorzeigen nicht unmittelbar an die Lektüre anzuschliefsen braucht. Ein wifsbegieriger Schüler wird bei dem Namen Lori aufmerksam und hat ein Interesse daran eine Abbildung dieses Tieres zu sehen. Da ist es doch gut, wenn der Lehrer auf eine etwaige Frage mit einem Bilde zur Hand sein kann.

Was endlich den Anhang betrifft, so weifs ich, dafs er verbesserungsbedürftig ist, und bin dem Rezensenten für einige seiner Winke dankbar. Doch er hält ihn „überhaupt in dieser Verbindung mit einem deutschen Lesebuche für der Form nach unberechtigt, für hemmend und überflüssig". Hiezu bemerke ich, dafs wir uns nach reiflicher Ueberlegung und eingehender Beratung für Beibehaltung des (entsprechend verbesserten) Anhangs entschieden haben. Wir haben die Gegengründe wohl erwogen, sie aber nicht für so gewichtig erachtet, dafs wir uns zum Verzicht auf diese Tradition hätten entschliefsen können. Noch eine Erklärung des Rezensenten sei angeführt: ‚. . . der Anhang wird tatsächlich dadurch, dafs er in einem von der obersten Schulbehörde eingeführten Buche steht, in gewissem Sinne mit dem Lesebuch mitsanktioniert und als Muster aufgestellt. Daher sollte er getrennt sein wie andere Aufsatzbücher, die selbständig ihr Dasein fristen müssen.' Ich dächte, eben weil der Anhang von der obersten Schulbehörde mitsanktioniert ist, braucht er nicht getrennt zu erscheinen. Und wenn andere Aufsatzbücher ihr Dasein nur fristen müssen, so ist das ihre Sache.

München. Dr. Max Hergt.

Christ-Fonds.

Aus den Beiträgen, welche Schüler und Freunde dem Universitäts-Professor Geheimrat Dr. W. v. Christ zu seinem Jubiläum gespendet hatten, ist, wie früher bekanntgegeben, an der Universität München ein Christ-Fonds für Honorierung von philosophischen Preisaufgaben gegründet worden. Auf das im Jahre 1903 gestellte und 1904 wiederholte Thema, inwiefern die von Robert in seinen Studien zur Ilias aufgestellten Anzeichen verschiedener Bewaffnung zur Bestimmung höheren oder geringeren Alters der einzelnen Partien der Ilias verwendet werden können, ist in diesem Jahre eine umfangreiche Bearbeitung rechtzeitig eingeliefert worden. Der Verfasser derselben hat nach dem Urteil der Preiskommission mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Frage behandelt und nachgewiesen, dafs die verschiedene Bewaffnung nicht im Sinne Roberts zur Ausscheidung einer Urilias verwertet werden kann, dafs dieselbe aber mit der Theorie Lachmanns insofern in Einklang steht, als Ajas und die übrigen Helden der alten homerischen Lieder mykenische, Achill als der Hauptheld der jüngeren Fortsetzung jonische Rüstung trägt. Der Name des Verfassers ist Hermann, Ostern stud. phil.

Als neue Preisaufgabe für das Studienjahr 1905/06 ist gestellt: „Die szenische Darstellung des Friedens des Aristophanes mit besonderer Berücksichtigung von P. Mazon, Essai sur la composition des comédies d' Aristophane, und dessen damit verbundener Ausgabe des Aristophanischen Stückes, Paris 1904". — Einlieferungstermin 1. Juli 1906.

Programme der Kgl. Bayer. Humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1904/05.

(Format durchaus 8°; die Seitenzahl ist beigedruckt.)

1. Amberg: a) Aus Schillers Studentenzeit. Für unsere Schüler zusammengestellt. Beilage zum Jahresberichte 16 S. b) Zeitbilder aus Alexandrien nach dem Paedagogus des Clemens Alexandrinus, Programm 23 S., beide von Dr. Max Glaser, Kgl. Gymnasialprofessor — 2. Ansbach: Galen, Ueber die Kräfte der Nahrungsmittel. Erstes Buch Kap. 1—13 als Probe einer neuen Textrezension herausgegeben von Dr. Gg. Helmreich, K. Gymnasialrektor, 54 S. — 3. Aschaffenburg: Alliteration bei Tacitus von Wendelin Renz, K. Gymnasiallehrer, 40 S. — 4. Augsburg: a) Gymn. St. Anna: Der Grieche und das Kind, von Karl Hartmann,

K. Gymnasiallehrer, 60 S. b) Gymn. St. Stephan: Studien zu Valerius Flaccus, besonders über dessen Verhältnis zu Vergil, von Dr. Hans Stroh, Gymnasialassistent 100 S. [c) Realgymnasium: Der Wunderglaube bei den Römern und Griechen. 1. Teil: Das Wunder bei den römischen Historikern. Eine religionsgeschichtliche Studie von Raimund Lembert, K. Gymnasiall., 63 S.] — 5. Bamberg: a) Altes Gymnasium: Charakteristische Züge der ersten römischen Kaiser (31 v. Chr. bis 68 n. Chr.) von Dr. Joh. Schmaus, K. Gymnasialprofessor, 53 S.; b) Neues Gymnasium: Studien zur Geschichte des Kaisers Tiberius von Dr. Wilh. Schott, K. Gymnasiallehrer. 2. Hälfte. S. 51—109. — 6. Bayreuth: De Carmine adversus Marcionem quod in Tertulliani libris traditur Commodiano abrogando scripsit Dr. Isidorus Königsdörfer, 36 S. — 7. Burghausen: Zu Lucans Pharsalia lib. VII. von Adolf Haslauer, K. Gymnasiallehrer, 46 S. — 8. Dillingen: Die Vogelwelt von Dillingen, von Michael Himmelstofs, K. Gymnasiallehrer, 1. Teil, 48 S. — 9. Eichstätt: Studien zu Julianus Pomerius, von Fr. Degenhart, K. Gymnasiallehrer, 43 S. — 10. Erlangen: Die psychologischen Anschauungen des Historikers Polybios. Untersuchung von Dr. Carl Wunderer, K. Gymnasialprofessor, 60 S. — 11. Freising: De arsibus solutis in dialogorum senariis Aristophanis. Pars II: de tribrachis et dactylis post thesis syllabam incisis, von Dr. Frz. Pongratz, K. Gymnasialprofessor, 25 S. — 12. Fürth: Das Programm: Index Isocrateus (I. Hälfte) von Dr. Siegm. Preufs, K. Gymnasialrektor, wurde mit dem Jahresberichte für 1903/04 ausgegeben. — 13. Günzburg: Geschichte der dänischen Sprache, II. Teil, von Dr. Verner Dahlerup, Dozenten an der Universität Kopenhagen, unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Dr. Wilh. Heydenreich, K. Gymnasiallehrer in Nördlingen, 53 S. — 14. Hof: Zur Methode des literaturgeschichtlichen Unterrichts in der Oberklasse von Dr. Frz. Hümmerich, K. Gymnasiallehrer, 39 S. — 15. Ingolstadt: Zur Sprache des Laonikos Chalkondyles und des Kritobulos aus Imbros von Fritz Rödel, Gymnasialassistent, 36 S. — 16. Kaiserslautern: Die Landvogtei im Speiergau von Herm. Schreibmüller, K. Gymnasiallehrer, 102 S. — 17. Kempten: Die pessimistische Lebensauffassung des Altertums. Nach den Quellen bearbeitet von Matth. Marquard, K. Gymnasialprofessor f. kath. Religionslehre, 34 S. — 18. Landau: Homerische Studien. I. Teil: Homer, das hellenische Universalgenie nach den Begriffen der antiken Schulerklärung, von C. Schmid, K. Gymnasialprofessor, 32 S. — 19. Landshut: Beiträge zur Lektüre des Cornelius Nepos, von Dr. Gg. Vogel, K. Gymnasiallehrer, 19 S. — 20. Lohr: Das Gymnasialgebäude zu Lohr a. M., veröffentlicht von Heinrich Krehbiel, K. Gymnasialprofessor unter Mitwirkung des Gymnasialassistenten Franz Schraub. Grofsoktav, Querformat mit 11 ganzseitigen Abbildungen, 6 Abbildungen im Texte und 2 Tafeln Grundrissen und Situationsplan, 38 S. — 21. Ludwigshafen a. Rhein: Zum Unterrichte in der analytischen Geometrie an den humanistischen Gymnasien Bayerns, von Gottlob Kemlein, K. Gymnasialprofessor, 28 S. — 22. Metten: Beitrag zur Siebenschläferlegende des Mittelalters. Eine literargeschichtliche Untersuchung von P. Michael Huber, O. S. B., Gymnasiallehrer. II. Teil: Griechische Texte, 71 S. — 23 München: a) Ludwigsgymnasium: Aristarchs Studien de cultu et victu heroum im Anschlusse an Karl Lehrs. Von Dr. Phil. Hofmann, Gymnasialassistent, 64 S.; b) Luitpoldgymnasium: De vocibus quibusdam publici iuris Attici (*ἀποχειροτονία, διαχειροτονία, ἐπιχειροτονία, καταχειροτονία, προχειροτονία*) von Dr. Michael Rost, Gymnasialassistent, 30 S.; c) Maximiliansgymnasium: Die Chroniken der Stadt Lindau von Dr. Frz. Joetze, K. Gymnasiallehrer, 65 S.; d) Theresiengymnasium: Aus dem Tagebuch einer ägyptischen Reise (1903), von Dr. Alfons Kalb, K. Gymnasiallehrer, 58 S.; *e*) Wilhelmsgymnasium: Marx Welser als bayerischer Geschichtschreiber, von Dr. Paul Joachimsen, K. Gymnasiallehrer, 38 S.; [*f*) Realgymnasium: Die Wertach. Ein Beitrag zur bayerischen Landeskunde von Georg Wimmer, K. Gymnasiallehrer, 50 S.] — 24. Münnerstadt: Einführung in die Flora von Münnerstadt und der nächsten Umgebung. I. Teil. Von Konrad Röttinger, K. Gymnasiallehrer, 41 S. — 25. Neuburg a. D.: Die Anthropologie der Naturalis Historia des Plinius im Auszuge des Robert von Cricklade. Aus der Wolfenbütteler und Londoner Handschrift herausgegeben von Dr. Karl Rück, K. Gymnasialrektor, 52 S. — 26. Neustadt a. d. Haardt: Die deutschen Themata an den drei obersten Klassen der Bayer. Hum. Gymnasien innerhalb der 10 Schuljahre 1891/92—1900/01. Zusammengestellt

und geordnet von F. Reggel, K. Gymnasiallehrer †. III. Abteilung, nebst einer abschliefsenden Würdigung der ganzen Sammlung von Dr. Henrich, K. Gymnasiallehrer (Programm für die Schuljahre 1904/05 und 1905/06) S. 187—282. — 27. Nürnberg: a) Altes Gymnasium: Die Dialektik der sinnlichen Gewifsheit bei Hegel, dargestellt in ihrem Zusammenhang mit der Logik und der antiken Dialektik. Von Dr. Wilh. Purpus, K Gymnasiallehrer, 57 S.; b) Neues Gymnasium: De origine evangelii quod vocatur secundum Matthaeum sripsit Dr. Joannes Blaufufs, gymnasii professor, 48 S.; [c) Realgymnasium: 1. Zur Charakteristik der Wiltensinschen Norica-Sammlung im K. Realgymnasium Nürnberg von Prof. Dr. Joh. Müller, 24 S. 2 Festrede zur Erinnerung an den 100jährigen Todestag Schillers von Gymnasiallehrer Dr. Aug. Caselmann]. — 28. Passau: Ethnographisches zum Homerischen Kriegs- und Schützlingsrecht II. Teil: Das Haus und die Schutzpflicht im Arabischen, sowie bei Homer. Von Dr. Frz. Jos. Engel, K. Gymnasiallehrer, 39 S. — 29. Regensburg: a) Altes Gymnasium: Commentationes philologicae in Zenonem Veronensem Gaudentium, Brixiensem, Petrum Chrysologum Ravennatem. Prior pars. Scripsit H. Januel, 40 S; b) Neues Gymnasium: Bajae, das erste Luxusbad der Römer, I. Teil, von Jos. Schmatz, K. Gymnasiallehrer, 61 S. — 30. Rosenheim: Geologische Streifzüge durch die Gegend um Rosenheim von Th. Steininger, K. Gymnasiallehrer, 53 S. — 31 Schweinfurt: Lehrplan des Turnunterrichts für 9klassige Mittelschulen in Bayern auf Grund der Ministerial-Entschliefsung für den Turnunterricht an Human. und Realgymnasien in Bayern vom 19. Juli 1898, von Jul. Oberle, Gymnasialturnlehrer †, 43 S. — 32. Speyer: Bibliographie der Höheren Algebraischen Kurven für den Zeitabschnitt von 1890—1904, von Dr. Heinr. Wieleitner, K. Gymnasiallehrer, 58 S. — 33. Straubing: Ist die Atlantis in Platons Kritias eine poetische Fiktion? Von Gregor Demm, K. Gymnasiallehrer, 43 S. — 34. Weiden: Ueber die unter dem Namen der Cornelia überlieferten Brieffragmente, von Carl Kappler, K Gymnasiallehrer, 30 S. — 35. Würzburg: a) Altes Gymnasium: Ueber die Idee der Platonischen Apologie des Sokrates, von Dr. Aloys Geifsler, Gymnasialassistent, 88 S.; b) Neues Gymnasium: Studien im Gebiete der elementaren Mathematik, von Dr. Max Zwerger, K. Gymnasialprofessor, 44 S., [c) Realgymnasium: Ein Programm wurde heuer nicht ausgegeben]. — 36 Zweibrücken: Die Polybiosfragmente zur 154. Olympiade. Eine chronologisch-kritische Untersuchung von Wilh. Egg, K. Gymnasiallehrer.

Progymnasium Forchheim: Die Restitution der ehemaligen Benediktiner-Adelsabtei Weissenohe im Zusammenhang mit der Wiedererrichtung der übrigen oberpfälzischen Klöster (1669), von Dr. Hans Räbel, K. Gymnasiallehrer, 82 S. mit 4 ganzseitigen Abbildungen und 9 Siegel- und Wappenbildern im Text. — Progymnasium Neustadt a. A.: Beweise und Lösungen zu Lehrsätzen und Aufgaben aus der ebenen Geometrie, von Wilh. Meiser, K. Gymnasiallehrer, 52 S. — Progymnasium Pirmasens: Pirmasens in der Franzosenzeit, von Dr. Th Weifs, 42 S. — Progymnasium Schäftlarn: Studien zu dem gallischen Presbyter Johannes Cassianus, von Dr. Otto Abel, Gymnasialassistent. (Die Red.)

Prüfungskommissäre [1])

wurden im verflossenen Schuljahre 1904/05 vom K Staatsministerium entsendet:

a) Zur Abhaltung der mündlichen Absolutorialprüfung an folgende 17 Gymnasien; 1. Amberg: Oberstudienrat Johann Gerstenecker, K. Gymnasialrektor am Alten Gymnasium in Regensburg, Mitglied des Obersten Schulrates; 2. Aschaffenburg: Dr. Wilh. Hefs, K. ord. Lyzealprofessor in Bamberg; 3. Augsburg: Gymnasium St. Anna: Grofsherz. Badischer Geheimer Hofrat Dr. Otto Crusius, K. o. ö. Universitätsprofessor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 4. Augsburg, Gymnasium St. Stephan: Oberstudienrat Dr. Wolfgang Ritter von Markhauser, K. Gymnasialrektor a. D. in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 5. Bayreuth: Oberstudienrat Dr. Nickolaus Wecklein, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 6. Dillingen: Wie bei Nr. 4; 7. Fürth: Dr. Adolf Römer, K. o. ö. Universitätsprofessor in Erlangen; 8. Günz-

[1]) In 5 Fällen von 9 überhaupt möglichen wurde der Konrektor des betr. Gymnasiums als Prüfungskommissär an das Progymnasium entsendet. (Die Red.)

burg: Dr. Ferd. Heerdegen, K. o. ö. Universitätsprofessor in Erlangen; 9. Kempten: Oberstudienrat Dr. Georg Ritter von Orterer, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 10. Lohr: Dr. Frz. Boll, K. o ö. Universitätsprofessor in Würzburg; 11. Metten: Dr. Karl Weyman, K. o. ö. Universitätsprofessor in München; 12. München, Maxgymnasium: Dr. Aug. Luchs, K. o. ö. Universitätsprofessor in Erlangen; 13. Passau: Oberstudienrat Dr. Bernhard Ritter von Arnold, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 14. Regensburg, Neues Gymnasium: Dr. Oskar Brenner, K. o. ö. Universitätsprofessor in Würzburg; 15. Rosenheim: Dr. Friedrich Vollmer, K. o. ö. Universitätsprofessor in München; 16. Schweinfurt: Dr. Heinr. Schneegans, K. o. ö. Universitätsprofessor in Würzburg; 17. Würzburg, Altes Gymnasium: Dr. Eilhard Wiedemann, K. o. ö. Universitätsprofessor in Erlangen.

[Ferner an das Realgymnasium Nürnberg: Dr. Adolf Römer, K. o. ö. Universitätsprofessor in Erlangen.]

b) Zur Abhaltung der mündlichen Abgangsprüfungen an sämtliche Progymnasien, und zwar: 1. Bergzabern: Dr. H. W. Reich, K. Gymnasialrektor in Landau; 2. Dinkelsbühl: Dr. Gg. Helmreich, K. Gymnasialrektor in Ansbach; 3. Donauwörth; Joh. Nep. Gröbl, K. Konrektor am Gymnasium Dillingen; 4. Dürkheim: Oberstudienrat Jak. Müller, K. Gymnasialrektor in Neustadt a. H.; 5. Edenkoben: wie Bergzabern; 6. Forcheim: Oberstudienrat R. Klüber, K. Gymnasialrektor in Bamberg (A. Gymn.); 7. Frankenthal: K. Hoffmann, K. Konrektor am Gymnasium Speyer; 8. Germersheim: der nämliche; 9. Grünstadt: wie Bergzabern; 10. Hersbruck: Dr. Ph. Thielmann, K. Gymnasialrektor in Nürnberg (N. Gymn.); 11. St. Jngbert: Dr. H. Stich, K. Gymnasialrektor in Zweibrücken; 12. Kirchheimbolanden: Karl Lösch, K. Gymnasialrektor in Kaiserslautern; 13. Kitzingen: H Kästner, K Gymnasialprofessor in Schweinfurt; 14. Kusel: wie Kirchheimbolanden; 15. Memmingen: Max Hoferer, K. Gymnasialrektor in Kempten; 16 Miltenberg: Dr. Phil. Weber, K. Konrektor in Aschaffenburg; 17. Neustadt a. d. Aisch, Friedr. Maier, K. Gymnasialrektor in Nürnberg (A. Gymn.); 18. Nördlingen: Karl Hofmann, K. Gymnasialrektor in Augsburg (St. Anna); 19. Oettingen: der nämliche; 20. Pirmasens: wie St. Jngbert; 21. Rothenburg o. T.: Dr. S. Preuſs, K. Gymnasialrektor in Fürth; 22. Schäftlarn: Aug. Brunner, K. Konrektor am Luitpoldgymnasium in München; 23. Schwabach: Frz. Xav. Pflügl, K. Gymnasialrektor in Eichstätt; 24. Traunstein: Dr. Andr. Deuerling K. Gymnasialrektor in Burghausen; 25. Uffenheim: Karl Dietsch, K. Gymnasialrektor in Erlangen; 26. Weissenburg i. B.: wie Neustadt a. Aisch; 27. Windsbach: wie Hersbruck; 28. Windsheim: wie Uffenheim; 29. Wunsiedel: Dr. Herm. Hellmuth, K. Gymnasialrektor in Hof. (Die Red.)

Unterrichtsvisitationen [1])

wurden im abgelaufenen Schuljahre folgende vorgenommen:

A. An den Gymnasien:

I. für den gesamten Unterrichtsbetrieb: 1. Amberg 30. Mai bis 3. Juni, 2. Landau 16. bis 18. Mai, 3. Ludwigshafen 4. bis 6. Mai und 4. Neuburg a. D. 20. bis 25. November durch Oberstudienrat Dr. W. von Markhauser, K. Gymnasialrektor a D., Mitglied des Obersten Schulrates, 5. Ansbach 14. bis 16. Juni, 6. Hof 14. bis 18. März durch den Groſsh. Bad. Geheimen Hofrat Dr. Otto Crusius, K. o. ö. Universitätsprofessor in München, Mitglied des Obersten Schulrates, 7. Augsburg St. Anna 29. Mai bis 2. Juni, 8. Augsburg St. Stephan 3. bis 8. Juni, 9. Eichstätt 17. bis 19. Mai, 10. Erlangen 11. bis 13. Mai durch Oberstudienrat Dr. Gg. Orterer, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 11. Kaiserslautern 15. bis 18. Mai, 12. Münnerstadt 16. bis 18. März durch Oberstudienrat Dr. N. Wecklein, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 13. Landshut 30. März bis 4. April, 14. Neustadt a. H. 15. bis 17. Mai durch Oberstudienrat Dr. Bern-

---

[1]) Abgesehen wurde bei der folgenden Zusammenstellung von den fast regelmäſsigen Visitationen des katholischen, protestantischen und israelitischen Religionsunterrichts.

hardt von Arnold, K. Gymnasialrektor in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 15. Würzburg A. Gymn. 27. März bis 1. April durch Oberstudienrat Joh. Gerstenecker, K. Gymnasialrektor in Regensburg, Mitglied des Obersten Schulrates (derselbe visitierte 13. bis 17. Febr. das Realgymnasium Augsburg (Latein, Deutsch, Geschichte, Geographie).

II. für einzelne Unterrichtsfächer: α) für den Unterricht in Arithmetik, Mathematik und Physik: 1. Ingolstadt: 15.—17. Mai durch Oberstudienrat Christoph Dietsch, K. Rektor des Realgymnasiums in München, Mitglied des Obersten Schulrates; 2. München Luitpoldgymnasium: 10. und 11. April durch Se. Magnifizenz Dr. Walter von Dyk, Rektor der Technischen Hochschule in München, Mitglied des Obersten Schulrates. β) für den französischen Unterricht: in Landau am 12. April durch Herrn Breymann, K. o. ö. Universitätsprofessor in München, Mitglied des Obersten Schulrates.

III. Aufserdem wurde visitiert: der Stenographieunterricht in Eichstätt, Freising, Landshut, München Ludwigsgymnasium, München Theresiengymnasium, München Wilhelmsgymnasium, Regensburg Altes Gymnasium, Regensburg Neues Gymnasium durch Geistl. Rat Prof. Dr. Alteneder, Vorstand des Stenographischen Instituts beim Landtag, — der Unterricht in der Naturkunde in Freising durch Prof. Dr. Lipp an der Technischen Hochschule, Mitglied des Obersten Schulrates — der Turnunterricht in Eichstätt, Erlangen und Fürth durch Gymnasialrektor Dr. Scheibmaier in Freising; in Dillingen und Günzburg durch Inspektor Hirschmann, Vorstand der K. öffentl. Turnanstalt in München. — Der Musikunterricht in Landshut durch Prof. Gluth an der Akademie der Tonkunst in München.[1])

B. An den Progymnasien:

I. für den gesamten Unterrichtsbetrieb: 1. in Frankenthal 13. und 15. Mai und 2. in Germersheim 19. und 20. Mai durch Oberstudienrat Dr. W. von Markhauser; 3. in Schwabach 29. März bis 1. April durch Oberstudienrat Dr. G. von Orterer.

II. für einzelne Unterrichtsfächer: In Memmingen 1.—3. März durch Oberstudienrat Chr. Dietsch (Rechnen und Geometrieunterricht, sowie auch das Schönschreiben).

Aufserdem wurde visitiert: der Stenographieunterricht in Nördlingen und Schwabach durch Geistl. Rat Prof. Dr. Alteneder — der Turnunterricht in Bergzabern, Edenkoben und Pirmasens durch Gymnasialprofessor Dr. Hammerschmidt in Speyer; in Donauwörth durch Inspektor Hirschmann; Schwabach und Weifsenburg durch Gymnasialrektor Dr. Scheibmaier in Freising — der Musikunterricht in Kitzingen durch Simon Breu, Lehrer an der K. Musikschule in Würzburg (Gesang und Violinspiel); in Memmingen durch Prof. Sachs an der Akademie der Tonkunst in München (Gesang); in Traunstein durch Prof. und Hofkapellmeister Becht an der Akademie der Tonkunst in München; in Weifsenburg, Windsbach und Windsheim durch Hofrat Dr. Kliebert, Direktor der K. Musikschule in Würzburg.

C. An den Lateinschulen:

I. für den gesamten Unterrichtsbetrieb: —

II. für einzelne Unterrichtsfächer: In Lindau 16. und 17. März der Rechenunterricht durch den K. Studienrat Wilh. Schremmel, Rektor der Realschule in Traunstein, Mitglied des Obersten Schulrates.

III. Aufserdem wurde visitiert: der Musikunterricht in Hammelburg und Hafsfurt durch Simon Breu, Lehrer an der K. Musikschule in Würzburg.

(Die Red.)

[1]) Das Kadettenkorps wurde vom 27. März bis 1. April hinsichtlich des wissenschaftlichen Unterrichtes sämtlicher Klassen durch den Inspekteur der Militärbildungsanstalt, Generalleutnant Frh. von Barth zu Harmating besichtigt. Als Zivilkommissäre waren hiezu 2 Mitglieder des Obersten Schulrates, die Oberstudienräte Krück und Dietsch beigeordnet.

Übersicht

über die von den Abiturienten der humanistischen Gymnasien Bayerns 1905 gewählten Berufsarten.

Gymnasium	Theologie	Jurisprudenz	Medizin	Klass. Philologie	Neuere Sprachen	Mathematik	Militär (Marine)	Forstwesen	Bergwesen	Zollw. u. mittl. Finanzdienst	Baufach	Archivwesen u. Geschichte	Chemie u. Naturwissensch.	Geometerfach	Philosophie	Bildende Kunst	Musik	Baufach u. Kaufmannsstand	Tierarzneikunde	Techn. Fächer	Verschiedenes	Gesamtzahl
1. Amberg	2	7	2	1	1	1	2	—	—	3	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	21
2. Ansbach	2	6	1	3	1	1	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	18
3. Aschaffenburg	4	6	2	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	2	19
4. Augsburg (St. Anna)	3	7	2	2	1	—	4	1	—	—	1	—	1	—	—	—	—	1	—	—	2	25
5. Augsburg (St. Stephan)	4	6	2	3	1	3	2	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	25
6. Bamberg A	4	9	2	1	—	1	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	21
7. Bamberg N	11	4	3	4	1	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	26
8. Bayreuth	2	5	3	2	—	—	2	—	—	2	—	—	1	1	—	—	—	—	2	—	1	21
9. Burghausen	4	1	1	1	2	—	2	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	1	3	—	3	20
10. Dillingen	18	3	1	2	—	—	3	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	30
11. Eichstätt	15	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	20
12. Erlangen	4	4	5	—	—	2	2	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	1	—	21
13. Freising	35	1	—	3	—	2	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	1	46
14. Fürth	2	9	4	2	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	21
15. Günzburg	6	4	2	1	2	1	1	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	3	2	2	27
16. Hof	1	6	5	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	16
17. Ingolstadt	1	5	—	3	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	15
18. Kaiserslautern	2	9	2	2	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	1	—	—	2	2	3	1	25
19. Kempten	6	6	1	2	—	4	2	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	4	1	30
20. Landau	4	8	2	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17
21. Landshut	14	4	2	2	—	2	4	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	2	—	32
22. Lohr	3	2	2	—	1	—	—	3	—	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	17
23. Ludwigshafen a/Rh.	2	5	—	—	—	—	2	—	—	—	2	—	1	—	1	—	—	5	—	1	1	20
24. Metten	12	2	—	—	1	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17
25. München, Ldw.	2	14	3	3	—	2	4	—	—	2	1	—	—	—	2	—	—	1	—	—	2	36
26. „ , Ltp.	6	16	9	4	—	2	—	1	—	—	—	—	3	—	1	—	—	—	4	6	1	53
27. „ , M.	—	21	6	—	1	—	5	—	—	2	—	2	4	—	—	3	—	—	1	5	1	51
28. „ , Th.	4	14	4	3	—	—	1	—	—	1	2	—	6	—	—	—	1	—	1	1	—	38
29 „ , W.	2	13	2	1	1	2	9	4	2	2	1	—	7	—	—	—	—	—	—	2	—	48
30. Münnerstadt	5	1	2	1	1	—	1	2	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	16
31. Neuburg	1	6	5	2	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	18
32. Neustadt a. H.	4	8	5	—	1	—	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	21
33. Nürnberg A.	6	14	5	4	3	1	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	2	—	3	—	42
34. Nürnberg N.	4	2	3	5	1	3	2	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	1	1	2	27
35. Passau	17	7	1	2	—	4	2	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	1	37
36. Regensburg A.	16	9	1	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—	1	2	5	38
37. Regensburg N.	7	13	2	—	—	—	5	2	—	1	1	—	—	—	—	—	1	—	2	1	2	37
38. Rosenheim	2	6	2	—	3	2	1	1	—	—	—	—	—	2	1	—	—	—	—	1	—	21
39. Schweinfurt	4	4	1	1	1	1	2	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	1	—	2	1	21
40. Speyer	15	11	—	1	1	—	7	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	37
41. Straubing	7	4	1	1	—	—	2	—	1	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	20
42. Würzburg A.	4	6	10	—	1	—	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	2	2	28
43 Würzburg N.	13	17	8	2	—	2	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	5	54
44 Zweibrücken	2	3	2	2	2	—	2	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	3	1	5	1	26
Summa	282	309	116	69	28	39	92	23	5	33	15	4	44	8	6	5	3	19	28	51	41	1219

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen des Königreiches Bayern am Schlusse des Schuljahres 1904/05.

1. Humanistische Gymnasien.

Gymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Gymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. München, Theresieng.	769	+ 95	24. Metten	345	— 2
2. München, Maxg.	766	+ 27	25. Straubing	341	+ 1
3. München, Wilhelmsg.	738	+ 74	26. Landau	324	0
4. München, Luitpoldg.	736	— 13	27. Burghausen	311	— 9
5. München, Ludwigsg.	719	+ 44	28. Eichstätt	309	+ 2
6. Würzburg, Neues G.	700	+ 6	29. Rosenheim	299	+ 14
7. Regensburg, Altes G.	640	+ 24	30. Fürth	297	+ 7
8. Würzburg, Altes G.	627	+ 47	31. Kempten	296	0
9. Regensburg, Neues G.	557	+ 49	32. Neustadt a. H.	289	+ 26
10. Augsburg, St. Stephan	523	+ 19	33. Augsburg, S. Anna	285	— 20
11. Nürnberg, Neues G.	486	0	34. Günzburg	270	+ 17
12. Dillingen	465	— 3	35. Ansbach	266	— 2
13. Passau	464	— 43	36. Erlangen	266	+ 9
14. Bamberg, Neues G.	459	— 22	37. Ludwigshafen	259	— 6
15. Nürnberg, Altes G.	458	+ 22	38. Neuburg a. D.	258	— 11
16. Aschaffenburg	442	+ 15	39. Ingolstadt	253	— 8
17. Landshut	425	+ 11	40. Hof	251	+ 9
18. Freising	400	— 8	41. Schweinfurt	227	0
19. Amberg	391	+ 13	42. Münnerstadt	225	+ 18
20. Bayreuth	380	0	43. Zweibrücken	224	+ 20
21. Speyer	372	— 17	44. Weiden (7 Kl.)	210	+ 47
22. Bamberg, Altes G.	353	+ 8	45. Lohr	195	+ 30
23. Kaiserslautern	349	+ 21			

Gesamtfrequenz der 45 humanistischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1904/05 18229 Schüler gegen 17545 Schüler am Schlusse des Vorjahres 1903/04, wo Weiden noch Progymnasium war und Lohr erst 8 Klassen zählte, mithin eine Zunahme der Frequenz um 684 Schüler.

2. Progymnasien.

Progymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Progymnasium	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Pirmasens	179	+ 7	16. Schwabach	85	+ 17
2. Donauwörth	176	+ 7	17. Memmingen	84	+ 2
3. Schäftlarn	164	+ 1	18. Kitzingen	80	— 1
4. Dürkheim	137	+ 1	19. Miltenberg	78	— 2
5. Frankenthal	131	— 2	20. Kusel	76	+ 4
6. St. Ingbert	121	+ 13	21. Hersbruck	75	+ 13
7. Traunstein	119	+ 3	22. Uffenheim	74	— 1
8. Forchheim	115	— 18	23. Neustadt o. A.	72	— 2
9. Wunsiedel	107	+ 14	24. Nördlingen	66	+ 15
10. Öttingen	106	+ 9	25. Bergzabern	59	0
11. Rothenburg o T.	103	0	26. Germersheim	59	— 13
12. Edenkoben	101	0	27. Dinkelsbühl	58	+ 9
13. Windsbach	100	+ 2	28. Windsheim	57	0
14. Weißenburg i. B.	96	— 9	29. Kirchheimbolanden	47	— 7
15. Grünstadt	92	+ 3			

Gesamtfrequenz der 29 Progymnasien am Schlusse des Schuljahres 1904/05 2817 Schüler gegen 2916 Schüler des Vorjahres 1903/04, wo Weiden noch Progymnasium war, mithin eine Abnahme der Frequenz um 99 Schüler.

3. Lateinschulen.

Lateinschule	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Lateinschule	Heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Scheyern (Erzbischöflich)	176	— 2	8. Lindau	39	+ 6
2. Hammelburg	63	+ 6	9. Amorbach (4 Kl.) (Städtische Lateinschule)	38	+ 9
3. Landstuhl	62	— 3	10. Annweiler (4 Kl.)[1] (mit 3 Realkl.)	25	+ 3
4. Homburg[1] (mit 3 Realkl.)	52	+ 5	11. Feuchtwangen (3 Kl.)	13	— 3
5. Hafsfurt	49	+ 1	12. Thurnau (2 Kl.) (Privatlateinschule)	9	+ 1
6. Blieskastel	43	— 7	13. Wallerstein (2 Kl.) (Privatlateinschule)	9	+ 2
7. Winnweiler[1] (mit 3 Realkl.)	41	+ 12			

Hiezu Realschulen mit Lateinklassen:

1. Kaufbeuren (4 Kl.) . . . 37
2. Kissingen (3 Kl.) 8
3. Kulmbach (3 Kl.) 17
4. Landsberg (3 Kl.) 14

Gesamtfrequenz der 13 Lateinschulen und der 4 Realschulen mit Lateinklassen 695 Schüler gegen 613 Schüler des Vorjahres, wo Kaufbeuren und Landsberg noch keine Lateinklassen hatten, mithin eine Zunahme der Frequenz um 82 Schüler.

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königreiches am Schlusse des Schuljahres 1904/05 21 741 Schüler gegen 21 074 Schüler am Schlusse des Vorjahres 1903/04, mithin eine Zunahme der Frequenz um 667 Schüler (im Vorjahre betrug die Zunahme 420 Schüler, vor 2 Jahren 529 Schüler, vor 3 Jahren 481 Schüler, somit innerhalb der letzten 4 Jahre 2097 Schüler). (Die Red.)

Frequenz der Realgymnasien.

1. Augsburg (9 Klassen: I—IX.)	383	(im Vorjahre 320)
2. München (6 Klassen: IV—IX.)	353	(im Vorjahre 342)
3. Nürnberg (9 Klassen: I—IX.)	716	(im Vorjahre 663)
4. Würzburg (6 Klassen: IV—IX.)	128	(im Vorjahre 131)
Summa	1590	(im Vorjahre 1456).

Zunahme der Frequenz um 134 Schüler.

Personalnachrichten.

Organische Einrichtungen: Genehmigt wurde die Umwandlung der fünfklassigen Lateinschule Hammelburg in ein sechsklassiges Progymnasium vom Beginne des Schuljahres 1905/06 ab und die Errichtung einer fünfklassigen öffentlichen Lateinschule in Kaufbeuren, ebenfalls vom Beginne des Schuljahres 1905/06 ab.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: der Subrektor der Lateinschule Hammelburg Dr. Franz Ranninger zum Rektor des dortigen Progymnasiums; der Gymnasiallehrer am Neuen Gymnasium in Regensburg Heinrich Lamprecht zum Subrektor an der Lateinschule Kaufbeuren, beide mit dem Range und Gehalte der Gymnasialprofessoren. Zu Gymnasial- oder Studienlehrern ernannt wurden die nachbenannten geprüften Lehramtskandidaten und Assistenten: der Assistent des

[1]) Gezählt sind nur die Lateinschüler.

Maximilians-Gymnasiums in München Karl Hudezeck zum Gymnasiallehrer am Gymnasium Zweibrücken; der Assistent des Progymnasiums Forchheim Eduard Imhof zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Hammelburg; der Assistent der Lateinschule Hammelburg Johann Neumaier zum Gymnasiallehrer am dortigen Progymnasium; der Assistent der Realschule Fürth Adolf Hautmann zum Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Hammelburg; der Assistent des Realgymnasiums Nürnberg Julius Plesch zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Kusel; der Assistent des humanistischen Gymnasiums bei St. Stephan in Augsburg Aloys Dersch zum Studienlehrer an der Lateinschule Kaufbeuren; der Assistent des Alten Gymnasiums in Regensburg Wilhelm Streib zum Studienlehrer an der Lateinschule Kaufbeuren und der Assistent am humanistischen Gymnasium Bayreuth Gustav Sattler zum Studienlehrer an der Lateinschule Kaufbeuren; der Assistent des Progymnasiums Miltenberg Karl Kreuzer wurde, seinem Ansuchen entsprechend, von dem Antritte der ihm verliehenen Gymnasiallehrerstelle am Progymnasium Kusel enthoben und auf seiner bisherigen Dienstesstelle am Progymnasium Miltenberg belassen; der Konrektor des Theresiengymnasiums in München Joseph Ducrue, wurde, seinem Ansuchen entsprechend, von dem Antritte der ihm übertragenen Rektorstelle am Realgymnasium in Augsburg enthoben und auf seiner bisherigen Dienstesstelle belassen; der Seminardirektor Johannes Rutz in Altdorf auf Ansuchen zum Gymnasialprofessor für protestantische Religionslehre am Gymnasium Bayreuth ernannt; der K. Geistl. Rat, päpstl. Hausprälat Dr. Jos. Kögel, Gymnasialprofessor für kath. Religionslehre am Maxgymnasium in München, wurde zum Dompropst in Augsburg ernannt. Der katholische Religionslehrer am Realgymnasium und an der Industrieschule in München, Gymnasialprofessor Priester Dr. Johann Adam Ketterer wurde, seinem Ansuchen entsprechend, in widerruflicher Weise zum Religionslehrer und Offiziator für die katholischen Schüler des Maximiliansgymnasiums in München ernannt und ihm auch für die Dauer dieser Funktion der Titel und Rang eines Gymnasialprofessors verliehen; der Professor an der Höheren Töchterschule in München Benefiziat Anton Vollnhals von der Funktion eines Offiziators für die katholischen Schüler des Maximiliansgymnasiums enthoben, die nachbenannten Gymnasiallehrer zu Gymnasialprofessoren befördert, und zwar Dr. Oswald Silverio vom Maximiliansgymnasium in München am Gymnasium Ingolstadt, Dr. Karl Strehl vom Gymnasium Erlangen am Gymnasium Hof (Math.) und Karl Retzer am Gymnasium Neuburg a. D. an dieser Anstalt; ernannt: der Assistent der Realschule Ludwigshafen a. Rh. Isidor Apold zum Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Kusel, der Assistent der Realschule Hof Wilhelm Rollwagen zum Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Gymnasium Bayreuth, der Assistent des Gymnasiums Neuburg a. D. Johann Seemüller zum Gymnasiallehrer an dieser Anstalt und der Assistent des Realgymnasiums Nürnberg Dr. Julius Bär zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Oettingen.

b) an Realanstalten: der zum Konrektor des Theresiengymnasiums in München ernannte bisherige Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik des Realgymnasiums München Dr. Wilhelm Braun zum Rektor des Realgymnasiums Augsburg; der Gymnasialprofessor am Wilhelmsgymnasium in München Dr. Friedrich Gebhard zum Konrektor am Realgymnasium Augsburg; zu Reallehrern der Diplomingenieur und Verweser der Lehrstelle für Tiefbaukunde an der Industrieschule Nürnberg Alexander Wurm an dieser Anstalt und der Benefiziat bei Hl. Geist in München, derzeitiger Religionslehrer an der Giselakreisrealschule dahier, Priester Zeno Ganter zum Reallehrer für katholische Religion und Offiziator an dieser Anstalt; der Professor für neuere Sprachen Dr. Karl Manger an der Realschule Neu-Ulm wurde zum Gymnasialprofessor am Kadettenkorps in München ernannt; zu Reallehrern wurden der Assistent für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften an der Realschule in Weiden Dr. Hans Wohlbold an dieser Anstalt und der Assistent für neuere Sprachen an der Maria-Theresia-Kreisrealschule in München Franz Sigl an der Realschule in Neuburg a. D. ernannt.

Versetzt auf Ansuchen: a) an humanistischen Anstalten: der Gymnasialprofessor am Realgymnasium in Augsburg Christoph Lederer an das Wilhelmsgymnasium in München; der Gymnasiallehrer am humanistischen Gymnasium Zweibrücken Wilhelm Egg an das Neue Gymnasium in Regensburg; der Gymnasial-

professor Dr. Ludwig Alzinger vom Gymnasium Neuburg a. D. an das Ludwigsgymnasium in München, der Gymnasialprofessor Dr. Max Offner vom Gymnasium Ingolstadt an das Ludwigsgymnasium in München, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik Franz Kumpfmüller vom Gymnasium Passau an das Wilhelmsgymnasium in München, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik Dr. Aloys Zott vom Gymnasium Landshut an das Gymnasium Passau, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik Johann Kiefsling vom Gymnasium Hof an das humanistische Gymnasium Landshut; der Professor Gottlieb Lindner von der Kreisrealschule Regensburg als Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik an das Gymnasium Kempten, der Gymnasiallehrer Dr. Karl Reisinger vom Realgymnasium in München an das Maximiliansgymnasium in München, der Gymnasiallehrer Michael Bauereisen vom Progymnasium Oettingen an das Realgymnasium in München, der Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik August Kraus vom Gymnasium Bayreuth an das Neue Gymnasium in Würzburg, der Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik Karl Hetz vom Progymnasium Kusel an das Gymnasium Erlangen; b) an Realanstalten: der Professor für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Luitpold-Kreisrealschule in München Dr. Franz Bayberger wurde aus organischen Erwägungen an die Gisela-Kreisrealschule in München und der Reallehrer für neuere Sprachen an der Realschule in Neuburg a. D. Johann Kempf auf Ansuchen an die Ludwigs-Kreisrealschule in München, beide in gleicher Diensteseigenschaft versetzt.

Assistenten: Als Assistenten wurden beigegeben: a) an humanistischen Anstalten: dem Theresien-Gymnasium in München der geprüfte Lehramtskandidat Andreas Schaumann aus Oberrohr, B.-A. Krumbach, dem Luitpoldgymnasium in München der geprüfte Lehramtskandidat Max Deisenrieder aus München, dem Gymnasium in Passau der geprüfte Lehramtskandidat Alois Lau aus Wigratzbad, B.-A. Lindau, bisher Assistent am Gymnasium in Lohr, seiner Versetzungsbitte entsprechend, dem Gymnasium Straubing der geprüfte Lehramtskandidat Rupert Schreiner aus Straubing, zuletzt Assistent am Gymnasium Amberg, seiner Versetzungsbitte entsprechend, dem Alten Gymnasium in Regensburg der geprüfte Lehramtskandidat Hermann Nestler aus Deggendorf, dem Gymnasium Amberg der geprüfte Lehramtskandidat Karl Grofs aus Cham, bisher Assistent am Gymnasium Dillingen, seiner Versetzungsbitte entsprechend, dem Gymnasium Weiden der geprüfte Lehramtskandidat Dr. Antonin Prandtl aus München, dem Gymnasium Bayreuth der geprüfte Lehramtskandidat Ferdinand Lechner aus Marienstein, B.-A. Miesbach, dem Gymnasium Lohr die geprüften Lehramtskandidaten Max Schuster aus Ehingen, B.-A. Donauwörth, und Philipp Klein aus Würzburg, dem Gymnasium Dillingen der geprüfte Lehramtskandidat Georg Wiesheier aus Pottenstein, B.-A. Pegnitz, dem Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg der geprüfte Lehramtskandidat Johann Ender aus Westheim, dermalen Assistent am Gymnasium Ingolstadt, seiner Versetzungsbitte entsprechend, dem Progymnasium Forchheim der geprüfte Lehramtskandidat Johann Meindlschmied aus Waldsassen, B.-A. Tirschenreuth, sämtliche in widerruflicher Weise, dem Progymnasium Edenkoben wurde ein Assistent für Arithmetik und Mathematik beigegeben und diese Stelle dem geprüften Lehramtskandidaten Gustav Olitsch aus Raumetengrün, B.-A. Wunsiedel, dermalen Lehrer am Pädagogium in Zossen bei Berlin in widerruflicher Weise übertragen, dem Gymnasium Weiden wurde ein Assistent für Arithmetik und Mathematik beigegeben und diese Stelle dem geprüften Lehramtskandidaten Karl Holl aus Regensburg in widerruflicher Weise übertragen, der Unterricht in der Rethorik und Poetik, in der italienischen Sprache, in der Literatur und Kunstgeschichte sowie in der Geschichte und Geographie an der Musikschule zu Würzburg dem Assistenten am Alten Gymnasium dortselbst Hermann Wiehl in widerruflicher Weise übertragen. Der Gemeinde Kandel, B.-A. Germersheim, wurde zur Errichtung eines provisorischen Lateinkurses dortselbst der geprüfte Lehramtskandidat Sebastian Schauerbeck aus Ratzenhofen, B.-A. Mainburg, zuletzt Aushilfsassistent am Luitpoldgymnasium in München, in widerruflicher Weise zur Verfügung gestellt. Der Lateinschule Hafsfurt wurde der geprüfte Lehramtskandidat Johann Beeringer aus Pettstadt, B.-A. Ebern, in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben. Der geprüfte Lehramtskandidat Gustav Olitsch wurde, seinem Ansuchen entsprechend, von der Verpflichtung zum Antritt der ihm über-

tragenen Funktion eines Assistenten für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Edenkoben enthoben und diese Stelle dem geprüften Lehramtskandidaten Friedrich Kiefer aus Fürth in widerruflicher Weise übertragen. Dem Gymnasium Ingolstadt wurde der geprüfte Lehramtskandidat Oswald Senft aus Würzburg, dem Ludwigsgymnasium in München die geprüften Lehramtskandidaten Dr. Wilhelm Motschmannn aus Ansbach und Georg Faulmüller aus Augsburg, dann dem Gymnasium Ansbach der geprüfte Lehramtskandidat Friedrich Haugg aus Göggingen, B.-A. Augsburg, sämtliche in widerruflicher Weise als Assistenten beigegeben; die erledigte Stelle eines Assistenten für Arithmetik und Mathematik am Progymnasium Dürkheim a. H. wurde dem geprüften Lehramtskandidaten Johann Baptist Andree aus Ebelsbach, B.-A. Hafsfurt, in widerruflicher Weise übertragen. Dem Alten Gymnasium in Würzburg wurde der geprüfte Lehramtskandidat Hans Imhof aus Brückenau, dermalen Präfekt am Studienseminar in Amberg, unter Enthebung von der letzteren Funktion, und dem Gymnasium Dillingen der geprüfte Lehramtskandidat Otto Doerr aus Blieskastel, Bezirksamts Zweibrücken, als Assistenten beigegeben; dem Gymnasium Rosenheim der geprüfte Lehramtskandidat Franz Bay aus Wallerstein, Bezirksamt Nördlingen; dem Gymnasium Neuburg a. D. der geprüfte Lehramtskandidat Heinrich Göbel aus Aschaffenburg, dem Gymnasium Straubing der gepr. Lehramtskandidat Dr. Ludwig Steinberger aus München; dem Gymnasium Zweibrücken der gepr. Lehramtskandidat und seitherige Assistent am Gymnasium Kempten Karl Burghofer aus Weifsenburg, Bezirksamts Lindau; dem Neuen Gymnasium in Nürnberg die gepr. Lehramtskandidaten Adam Winzenhörlein aus Estenfeld, Bezirksamts Würzburg, und Lorenz Gerstbauer aus Oberhausen bei Augsburg und dem Gymnasium Fürth der gepr. Lehramtskandidat L. Ströhm aus Lannenberg, B.-A. Memmingen, sämtliche in widerruflicher Weise, als Assistenten beigegeben; der geprüfte Lehramtskandidat Ludwig Ströhm auf Ansuchen vom Antritt der ihm übertragenen Assistentenstelle am Gymnasium Fürth enthoben und an dessen Stelle dem Gymnasium Fürth der geprüfte Lehramtskandidat Ludwig Berger aus Weifsenburg i. B. in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben; dem Gymnasium Ansbach wurde der geprüfte Lehramtskandidat Hans Kraus aus Gleifsenberg (B.-A. Waldmünchen) in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben.

b. an Realanstalten:

Uebertragen wurde die an der Realschule in Neu-Ulm sich erledigende Stelle eines Reallehrers für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten und dermaligen Assistenten der Realschule Schweinfurt Adolf Herbert aus Würzburg in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers; die hiedurch an der Realschule Schweinfurt sich erledigende Assistentenstelle für die neueren Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Anton Schluttenhofer aus Engertsham, dermaligem Lehrer an der Dammschen Real- und Handelsschule in Marktbreit a. M., die Stelle eines Assistenten an der chemisch-technischen Abteilung der K. Industrieschule Nürnberg dem geprüften Lehramtskandidaten Peter Gugemos von Kaufbeuren, die erledigte Stelle eines Assistenten für neuere Sprachen am K. Realgymnasium München dem geprüften Lehramtskandidaten Bernhard Kruseck aus Uffenheim, z. Zt. in Offenbach a. M., in widerruflicher Weise übertragen; der Assistent für Chemie und Naturbeschreibung der Realschule in Ludwigshafen a. Rh. Dr. Hans Wohlbold wurde in gleicher Diensteseigenschaft an die Realschule in Weiden versetzt und die an der Realschule in Ludwigshafen sich erledigende Assistentenstelle für Chemie und Naturbeschreibung dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Jos. Lallinger aus Gilching in widerruflicher Weise übertragen; die erledigte Assistentenstelle für Mathematik und Physik an der Realschule in Weiden wurde dem geprüften Lehramtskandidaten Paul Schulz, zur Zeit Assistent an der Dr. Remeis-Sternwarte in Bamberg, in widerruflicher Weise übertragen; dem Realgymnasium München wurde der geprüfte Lehramtskandidat Siegmund Geyer, bisher Aushilfsassistent am Ludwigsgymnasium für den beurlaubten Gymnasiallehrer Dr. Michael Flemisch (Landtagsabgeordneter) beigegeben; dem Realgymnasium in Augsburg wurden die geprüften Lehramtskandidaten für die philologisch-historischen Fächer Konrad Wurmsee aus Dillingen, zur Zeit Präfekt im Studienseminar Burghausen, unter gleichzeitiger Enthebung von dieser Funktion und Hans Weinrich aus Dettnang in widerruflicher Weise als Assistenten beigegeben; der Assistent der Realschule

Pirmasens August Eberlein wurde auf Ansuchen seiner Funktion enthoben und diese Stelle dem geprüften Lehramtskandidaten Franz Xaver Huber aus Forstkastl in widerruflicher Weise übertragen; dem Realgymnasium Nürnberg wurden die geprüften Lehramtskandidaten Anton Hajek in Würzburg und Friedrich Kessler aus Nürnberg beigegeben; die am Realgymnasium in Nürnberg sich erledigende Assistentenstelle für die lateinische Sprache dem geprüften Lehramtskandidaten Christoph Fischer aus Ergolding; die an der Maria-Theresia-Kreisrealschule in München sich erledigende Assistentenstelle für neuere Sprachen dem geprüften Lehramtskandidaten Dr. Otto Bamann aus Regensburg, zurzeit Lehrer an der Privat-Real- und Handelsschule in Miltenberg, die an der Realschule in Ludwigshafen sich erledigende Assistentenstelle für Mathematik und Physik dem geprüften Lehramtskandidaten Heinrich Kremhöller aus Eggenfelden und die an der Realschule in Hof sich erledigende Assistentenstelle für Mathematik und Physik dem geprüften Lehramtskandidaten Oskar Isler aus Kaiserslautern, sämtlichen in widerruflicher Weise übertragen; dem Realgymnasium in München der gepr. Lehramtskandidat Friedrich Oskar Hey aus Würzburg und der Realschule in Ludwigshafen a. Rh. der geprüfte Lehramtskandidat Hermann Starflinger aus Jettingen in widerruflicher Weise als Assistent beigegeben.

Auszeichnungen: Der Titel und Rang eines Königlichen Studienrates wurde verliehen dem Gymnasialprofessor am Realgymnasium Augsburg Anton Stauber. Den Professoren bei der Inspektion der Militärbildungsanstalten Dr. von Reinhardstöttner, Dr. Bokorny, Dr. Donle wurde von Sr. k. Hoh. dem Prinzregenten die Jubiläumsmedaille verliehen.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Der Gymnasialprofessor für protestantische Religionslehre am humanistischen Gymnasium Bayreuth Kirchenrat Karl Nägelsbach wurde auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstunfähigkeit unter Anerkennung seiner langjährigen, mit Treue und Eifer geleisteten ersprießlichen Dienste in den dauernden Ruhestand versetzt. Der im zeitlichen Ruhestand befindliche Gymnasialprofessor für neuere Sprachen Georg Wolpert, vormals am Maxgymnasium in München, wurde wegen Fortdauer seines körperlichen Leidens ein weiteres Jahr im zeitlichen Ruhestande belassen. Der Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium in München Klemens Hellmuth, der Gymnasialprofessor für Mathematik und Physik am Gymnasium Kempten Artur Freiherr v. Mantey-Dittmer und der Gymnasialprofessor am Ludwigsgymnasium in München Dr. Hermann Köbert wurden sämtliche auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit in den Ruhestand auf die Dauer eines Jahres versetzt; ferner dem Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik am Neuen Gymnasium in Würzburg Dr. Georg Faber die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst bewilligt und ihm die Aussicht auf Wiederanstellung im Gymnasiallehramte in einer seinen dermaligen Dienstesverhältnissen entsprechenden Stelle auf die Dauer der nächsten drei Jahre vorbehalten.

b) an Realanstalten: Der Reallehrer für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften an der Realschule in Weiden Dr. Robert Brann wurde auf Ansuchen wegen körperlichen Leidens und hiedurch bewirkter Dienstesunfähigkeit auf die Dauer eines Jahres in den Ruhestand versetzt.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Franz Xaver Steininger, Gymnl. a. D. in Straubing; Dr. Valentin Ulrich, Studienl. a. D. zuletzt in Burghausen; Adolf Schwanzer, Gymnprof. (Math.) am Wilhelmsgymnasium in München; Dr. Andreas Spengel, Gymnasialrektor a. D., zuletzt in Passau.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Friedr. Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) wenden; außerdem können Anfragen in Vereinsangelegenheiten auch direkt an den Schriftführer, Gymnasiallehrer Dr. Sebastian Schlittenbauer in München, Ringseisstrafse 14/II gerichtet werden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Johann Inglsperger in München (Bürkleinstr. 15/III) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Gebrüder Blum in Goch.
1 Buchhandlung des Waisenhauses, Halle.
1 Georg D. W. Callwey, München.
1 A. Coppenrath's Verlag, Regensburg.
1 Ernst Reinhard, Verlagsbuchhandlung, München.
1 Wilhelm Rudolph, Pianofortefabrik, Giessen.
1 J. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.
1 Ernst Wunderlich, Verlag, Leipzig.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Title Page

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

EINUNDVIERZIGSTER BAND

XI. & XII. HEFT.

NOVEMBER-DEZEMBER.

(AUSGEGEBEN AM 14. DEZEMBER 1905.)

MÜNCHEN, 1905.

J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.

(SCHÖPPING.)

KAUFINGERSTRASSE 29.

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des XI. & XII. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereines wolle man sich an den ersten Vorstand, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in München (Preysingstr. 27/III) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Dr. Friedr. Burger in München (Thierschstr. 21/III l.) wenden; aufserdem können Anfragen in Vereinsangelegenheiten auch direkt an den Schriftführer, Gymnasiallehrer Dr. Sebastian Schlittenbauer in München, Ringseisstrafse 14/II gerichtet werden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasiallehrer Johann Inglsperger in München (Bürkleinstr. 15/III) zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Ein Schülerbrief aus dem XVI. Jahrhundert.

Im Nördlinger Archiv findet sich unter den Missiven des Jahres 1543 folgender Brief, der als Beitrag zur Geschichte der humanistischen Studien des 16. Jahrhunderts vielleicht nicht ohne Wert ist.

S. D. Amantissime fidelissimeque pater, salvum me esse (gratia sit deo) scias, id quod de te matreque ac sororibus meis audirem lubens. De studiis meis sic accipe. Est mihi praeceptor sane quam fidelis, qui quantam potest in me instituendo adhibet diligentiam. Autores, qui mihi praeleguntur, hi sunt. Mane hora sexta Terentius exponitur, qui die sequenti mihi interpretandus est germanice; simulque declinationes constructionesque ex eo quaeruntur; tertio memoriter recitandus. Donati Methodus ac Philippi Melanchthonis Grammatica a Jacobo Micyllo locupleta(ta) ab hora octava ad decimam usque praeleguntur ac reposcuntur. Hora duodecima meridiana Virgilii bucolica eo quo Terentius modo praeleguntur. Prima Aesopi fabulae interpretantur insequentique die reposcuntur. Tertia communiores syntaxis regulae primum a Philippo Melanchthone scriptae a Micyllo postea auctae explicantur. Quarta vero Erasmi colloquia interpretantur, eadem hora una aliqua ex Jani Anysii sententiis vocabulaque rerum aliquot memoriter recitanda exponuntur. Ad haec argumenta epistolaria germanica latine reddenda nobis a praeceptore bis in hebdomada proponuntur, quae deinde Mercurii Saturnique die ab eodem emendantur. Musices praeterea elementa iisdem diebus traduntur. Postremo Dominicis diebus aut Divorum feriis hora septima Catechismus nobis explicatur ac nobis rursus exigitur. Hora vero decima aut duodecima Evangelium exponitur idque nobis est hora pomeridiana quarta rursum germanice reddendum. — Haec, cum hinc nuntium abiturum esse audirem, pro pietate filii obsequentissimi scribenda tibi esse putavi bonique ut consulas has meas rudes literas valde oro. Deus optimus maximusque tibi omnibusque nobis adsit. Datae Nordlingiae 13. Julii anno ct.[1]) quadragesimo tertio supra sesquimillesimum.

Hector Vogelman filius.

Adresse: Pietate summa colendo amantissimoque patri suo Conrado Vogelman hae advolent litterae. Laugingae.

---

[1]) Eine in den Briefen jener Zeit übliche Abkürzung für die meist recht umständlichen Beifügungen, mit welchen man in den damaligen Urkunden die Jahreszahl der christlichen Zeitrechnung zu bezeichnen pflegte.

(Genau nach dem sehr klar und sorgfältig geschriebenen Originale, abgesehen von der Auflösung der damals üblichen Abkürzungen und von der Berichtigung der manchmal sehr willkürlichen Anfangsbuchstaben und Interpunktionen).

Nördlingen. Mufsgnug.

Zum mathematischen Unterricht.[1])

Neue Zeiten bringen neue Forderungen an die Schule. Man wird nicht jede Forderung als berechtigt ansehen, andererseits aber auch berechtigten Wünschen das Ohr nicht verschliefsen dürfen.

Wenn wir unsere Gymnasien betrachten, in denen wir alle unterrichtet wurden, so sind wir gewohnt in ihnen eine Ursache des Aufschwungs und der Gröfse Deutschlands zu erblicken. Es ist daher begreiflich, wenn man diese Schulgattung in ihrer bisherigen Form möglichst zu erhalten sucht und dem Ansturm der neuen Zeit durch Vermehrung der Lehrfächer mit pädagogischen und didaktischen Mafsnahmen zu begegnen hofft. Ob letzteres stets gelingen wird, kann jetzt nicht entschieden werden. Die Zeit wird sich die Schule schaffen, deren sie bedarf. Das aber dürfen wir zuversichtlich hoffen, dafs auch wir in Bayern zur rechten Zeit nicht allzuweit von dem richtigen Wege uns befinden werden.

Ich möchte hier nur mit kurzen Worten über einige Änderungen sprechen, die im mathematischen Unterrichtsstoff aus mehreren Gründen vielleicht wünschenswert wären. In neuerer Zeit macht sich nicht nur bei uns die Bestrebung bemerkbar den mathematischen Unterricht umzugestalten. Es ist wohl eine etwas spröde Arbeit nach der Erklärung der Elemente der Mathematik die meiste Zeit damit zuzubringen, die Schüler auf die Lösung aller möglichen und unmöglichen Aufgaben zu dressieren. Eine Folge dieses Betriebes ist wohl auch die Erscheinung, dafs die Schüler sich überhaupt von der Schwierigkeit und dem Umfang der Mathematik einen falschen Begriff machen. Tatsächlich erhält der Schüler hiebei von der Verwendbarkeit der Mathematik kein rechtes Bild und den W e r t der Mathematik lernt er nicht schätzen; es bleibt ihm die Tatsache verschlossen, dafs die Fortschritte in der Technik, Physik und Chemie zum guten Teil ein Erfolg der Mathematik sind.

Es ist daher begreiflich, wenn eine starke Strömung entstanden ist, die dahin geht in den Lehrstoff der Mathematik an den Gymnasien wenigstens die Elemente der höheren Analysis, d. h. der Differential- und Integralrechnung aufzunehmen.

---

[1]) Nachstehende Skizze lag Ende September der Redaktion dieser Blätter vor. Sie wurde jedoch einstweilen zurückgestellt, da in dem Sept.-Okt.-Heft der ausführliche Vortrag des Herrn Konrektors Lengauer erscheinen sollte und meine Ausführungen sich mit diesem, nach dem Titel zu urteilen, vielleicht deckten. Nachdem der Vortrag nunmehr gedruckt vorliegt, ersehe ich, dafs die sehr wertvollen Ausführungen des Herrn Lengauer sich mit den meinigen nicht decken und dafs meine Darlegungen eher als Ergänzung zu jenen angesehen werden können, und deshalb mögen sie auch den Kollegen ungeändert unterbreitet werden!

Dafs dies didaktisch möglich sei, kann nicht bestritten werden, wenn man sich bescheidet, wegen der beschränkten Zeit, die zur Verfügung steht, nur die einfachsten Formen zu behandeln und besonders jene, die mit Grundbegriffen und einfachsten Tatsachen der Physik zusammenhängen.[1])

Dieser Ausbau des mathematischen Unterrichts ist auch eine Forderung der Entwicklung. Zur Erklärung dieses Satzes komme ich sofort auf einen Gegenstand des arithmetischen Unterrichts zu sprechen. Man bringt mit den 4 Grundrechnungsarten für ganze und gebrochene Zahlen $3^1/_2$ Jahre hin. Dies ist zum Teil wenigstens eine gewisse Vergeudung der Zeit, die sicherlich besser verwendet werden könnte.

In der 1. Klasse wird die ganze Zahl behandelt. Man kann dies gutheifsen; nur sollte die Zeit auch dazu verwendet werden den Unterricht auf eine höhere Stufe zu bringen. Es kann dies in der einfachsten Weise geschehen. Sieht man die Rechenbücher an, so findet man darin eine Reihe von Textaufgaben, die z. B. als Anwendung der Definitionsgesetze der Grundrechnungsarten zu gelten haben und für die kindliche Auffassung des Schülers zum Teil gewisse Schwierigkeiten nach der theoretischen Seite hin haben. Wer selbst unterrichtet hat, wird wissen, welche Mühe, welcher Aufwand an Erklärungen und Demonstrationen oft nötig ist um den Schüler in den Sinn der schwierigeren Aufgaben einzuführen und ihm die Lösung klar zu machen. Jeder wird auch die Erfahrung gemacht haben, dafs ein wirkliches Verständnis bei der Mehrzahl der Schüler kaum erreicht wird und dafs nur wenige derselben fähig sind den Gedankengang der Aufgabe und Lösung zu verfolgen und ähnliche Aufgaben dann selbsttätig zu lösen; dies gilt in höherem Grade von gewissen Aufgaben der 2. und 2, Klasse. Wohl mancher Lehrer hat, gleichsam verstohlenerweise und mit dem Gefühl nicht ganz im Sinne der Vorschriften zu handeln, die gesuchte Zahl als Unbekannte in die Rechnung eingeführt, mit Hilfe derselben den Ansatz als Gleichung dargestellt und ist dann durch Umformung der letzteren zur Lösung gelangt. Niemand wird bei diesem Versuch leugnen, dafs die Schwierigkeiten sofort geringer werden, dafs der Ansatz verständlicher wird und die Lösung leicht gelingt.

Warum soll man diese Erfahrung nicht direkt nutzbar machen und aus ihr nicht die naturgemäfse Folgerung ziehen? Warum soll man die umständlichere Methode beibehalten und die leichtere nicht offen einführen? Es wird vielleicht die Einwendung gemacht, dafs durch die alte Methode die Denkfähigkeit der Kinder bedeutend erprobt und gestärkt wird und jenes Verfahren deshalb beizubehalten sei. — Abgesehen davon, dafs das nur für einen geringen Bruchteil der Schüler

---

[1]) Herr Professor Dr. W. von Dyck, Rektor der technischen Hochschule, hat in seinem Vortrage beim letzten mathematischen Ferienkurs in München in dankenswerter Weise den ungefähren Umfang des zu behandelnden Gebietes skizziert und auch die notwendigen Anwendungen der Differential- und Integralrechnung auf die Physik für unsere Schulen näher charakterisiert.

zutrifft, und dafs viele trotz aller Mühe und Geschicklichkeit des Lehrers der Sache mit wenig Verständnis gegenüberstehen, warum hält man die leichtere Methode für fördernd beim Unterricht der älteren Schüler, die doch von dem geiststärkenden Mittel der früheren Methode eher Nutzen und Gewinn ziehen würden? Mit anderen Worten: Warum löst man die Aufgaben auf der höheren Lehrstufe mit Hilfe der Gleichungen und nicht auf die umständlichere und schwierigere Verbalmethode? Warum mufs gerade dem jüngeren Schüler diese schwierigere Methode zugemutet werden? — Dann noch etwas. Was tut man denn, wenn man eine solche Aufgabe nach der letzteren Methode löst? Man leistet mit gröfserer Anstrengung im Kopf jene Arbeit, die man bei Anwendung der Gleichungslehre schriftlich und mit der Zeit ganz mechanisch zu lösen gewohnt ist. Man macht im Kopf den Ansatz als Gleichung, macht im Kopf die Umformungen, die nötig sind zur Bestimmung der Unbekannten, also zur Lösung der Aufgabe. — Wenn man dies doch tun mufs, gut so mache man es nicht verstohlenerweise und dadurch, dafs man die Schüler nicht zur Erkenntnis bringt, dafs sie eigentlich mit grofsem Aufwand an geistiger Anstrengung nichts anderes tun als was man sonst rein mechanisch ohne Anstrengung mit einigen formalen Gesetzen rechnerisch rasch erledigt. Man hat das bequeme Hilfsmittel der Gleichungen, warum wendet man es nicht so früh als möglich an? Es ist gerade so, als wenn man jetzt, also zu einer Zeit, da das dekadische Zahlenrechnen von jedem Schüler mechanisch geübt wird, verlangen wollte, der Schüler solle sich bei jeder einfachen Addition etc. stets bewufst sein, welche Zahlengesetze er hiebei erfüllt; es ist so, als wenn man fordern wollte, der Schüler solle die ältere interlineare Rechenmethode, wie sie vor Adam Riese üblich war, anwenden und zwar deswegen weil diese mehr Aufmerksamkeit und Geistesarbeit erfordere und den Geist mehr schärfe und stärke als die neueren, mechanisch geübten Rechenoperationen.

Die Zeit drängt vorwärts nach neuen Zielen; das Erreichte liegt schon hinter uns und wenn wir neue bequemere Hilfsmittel zur Arbeitsleistung errungen haben, so sollen wir auch mit diesen und nicht mit den alten arbeiten. Dies ist geradezu eine Forderung des Fortschritts und der Ökonomie in dem Verbrauch nicht nur der materiellen sondern auch der geistigen Energien.

Und auf unseren Fall angewendet: Je höhere Aufgaben der Mathematik und des Rechnens wir durch eine mechanische Rechentätigkeit bewältigen können, desto mehr Geisteskraft wird frei zu höheren Zielen. —

Wenn ich der Einführungen der Gleichungen in die untersten Klassen des Gymnasiums das Wort rede, so möchte ich mich von vornherein gegen Mifsverständnisse verwahren und deshalb in groben Umrissen darlegen, wie ich mir die Behandlung jenes Stoffes denke:

Sobald man den Begriff der Differenz erklärt und die Definitionsgesetze: „Wenn man von einer Summe den einen Summanden subtrahiert, erhält man den anderen“ und „Wenn man zu einer Differenz

den Subtrahenden addiert erhält man den Minuenden" erläutert hat, kann man mit den einfachsten ganzzahligen Gleichungen beginnen und man wird vielleicht bei jener Erläuterung selbst schon das x einführen.

Die Umformung solcher einfachen Gleichungen, die auch mehrgliedrige Seiten haben können, wird keine Schwierigkeit bieten und die Mechanik der Lösung derselben sehr bald erfafst werden.[1]) Es soll das alles ohne Verkürzung des Rechnens mit benannten Zahlen geschehen und gerade das Kopfrechnen kann bei der Lösung der Gleichungen geübt werden.

Nach den Definitionsgesetzen des Quotienten wird man einfache Gleichungen lösen lassen, in denen die Unbekannte einen Faktor oder Divisor bei sich hat, ohne von ganzzahligen Lösungen abzugehen.

Dieses formale Gebiet der Gleichungen wird sich in der 2. und 3. Klasse sukzessive auf Gleichungen mit Brüchen ausdehnen und gerade hier wird die Gleichungslehre von Nutzen sein, da man in den Übungsbüchern eine grofse Zahl von Aufgaben findet, die direkt auf die Anwendung der Gleichungen hinweisen,[2]) die z. B. aus Bruchteilen der gesuchten Zahl diese selbst zu finden fordern und die auch bisher wohl als Gleichungen geschrieben und behandelt wurden, allerdings mit der Vorsichtsmafsregel, dafs man statt x ein Wort z. B. Zahl, Gröfse, Summe, Fläche, Erbteil etc. einführte. Hier ermöglicht überall die formelle Gleichung eine leichtere, kürzere und übersichtlichere Behandlung. Die Anwendung von Gleichungen hätte einen Zeitgewinn zur Folge.

Ich komme schliefslich auf den arithmetischen Stoff der 4. Klasse. In richtiger Erkenntnis der Verhältnisse hat man schon vor Jahren die Proportionslehre und deren Anwendungen aus dem Stoff dieser Klasse gestrichen und dafür propädeutische Geometrie eingeführt. Nunmehr sind nur noch neben den Zinsrechnungen die Teilungs- und Mischungsrechnungen zu behandeln. Ich habe mich oft gefragt, warum gerade diese letzten zwei Aufgabengruppen hier so grofsen Raum einnehmen und ich habe den Grund ihrer Bevorzugung nur in der gewohnheitsmäfsigen Fortführung eines alten Herkommens, also nur einen historischen Grund für diese Stoffauswahl finden können. Denn dafs sie eine viel wichtigere Rolle spielen als andere Aufgabengruppen, habe ich nicht einsehen können; es müfste denn sein, dafs die Schule zu dem Gewerbe eines professionsmäfsigen Erbschaftskünstlers und Weinhändlers besonders gründlich vorzubereiten sich verpflichtet fühlte.

Will man den Stoff dieser Aufgaben beibehalten, gut dann geben sie zur Einübung der Gleichungen einen brauchbaren Gegenstand. Will

---

[1]) Übungsstoff hiezu fände sich wohl in allen Rechenbüchern. So z. B. in Braun I., 1903, pag. 26, 27, 58, 59, 74, 76; in Dicknether I., 1902, pag. 14, 15, 16, 31, 32, 44, 80; in Kniess u. Bachmann, 1902, pag. 5, 10, 11, 15, 16, 17, 20, 21, 22, 34.

[2]) In Kniess u. Bachm. z. B. fast der ganze § 43 u. 44 mit über 100 Aufgaben; ferner pag. 50—54; in Braun II., 1900, pag. 4—6, 22—27, 31—32, 39, 40, 48, 57, 58 und III., 1903, pag. 8, 15, 16, 19—22, 76, 77; in Dicknether I., 1902, pag. 115, 124—129 und II., 1903, pag. 21—25.

man sie aber ausmerzen, so wäre dies nur zu begrüfsen und man würde Zeit gewinnen zu etwas Besserem, nämlich zur Behandlung der Algebra oder zum Rechnen mit allgemeinen Zahlen in der 4. Klasse. Jedenfalls hätte die Einführung der Gleichungen in den untersten Klassen allein schon einen Zeitgewinn zur Folge, der den obersten Klassen zugute käme. Damit aber komme ich zum schliefslichen Zweck meiner Ausführungen.

Es ist der Vorschlag gemacht worden, in den obersten Klassen des Gymnasiums eine Erweiterung des mathematischen Lehrstoffs eintreten zu lassen. Es ist dies aus den anfangs erwähnten Gründen wünschenswert. Das Haupthindernis dieser Neueinführung wäre der Mangel an Zeit gewesen,[1]) da man vielleicht die Stundenzahl der Mathematik nicht auf Kosten anderer Fächer wird erhöhen wollen. Dieses Hindernis wird jedoch beseitigt, wenn man die fehlende Zeit durch die von mir vorgeschlagene Behandlung der algebraischen Gleichungen resp. Änderung des arithmetischen Lehrstoffs der 4. Klasse gewinnt.

Nürnberg. J. Klug.

Aus und zum Kultusetat der XXVIII. Finanzperiode (1906/07).

A.

Gefordert werden im Etat:

I. für die **humanistischen Gymnasien**:

1. Philologen:
   - a) 1 Rektor für das neuzuerrichtende (6.) Gymnasium in München vom 1. Sept. 1907 an;
   - b) 1 Konrektor für dasselbe vom 1. Sept. 1907 an;
   - c) 13 Professoren und zwar:
     - 10 Professoren gegen ebensoviele Gymnasiallehrer der 4. Altersklasse,
     - 1 Professor für Weiden vom 1. Sept. 1906 an,
     - 2 Professoren für das 6. Gymnasium in München vom 1. Sept. 1907 an;

---

[1]) Dies ist auch der Grund, weshalb Hr. Lengauer die Einführung der höheren Analysis zunächst für aussichtslos hält. — Um daher die Anregung nicht im Sande verlaufen zu lassen, und aus dem Grunde, weil an einem Realgymnasium die Verhältnisse günstig sind für einen Versuch, glaubte ich in dieser Frage einen praktischen Versuch machen zu sollen und ich habe zu diesem Zwecke probeweise einen fakultativen Unterrichtskurs in 1 Wochenstunde eingerichtet um zunächst den Schülern meiner Oberklasse am Nürnberger Realgymnasium Gelegenheit zu geben die ersten Elemente der höheren Analysis und deren einfachste Anwendungen kennen zu lernen. Wenn auch die starke Beteiligung (75 % von 34 Schülern) für ein Bedürfnis zu sprechen scheint, so verhehle ich mir andererseits nicht, dafs bei der fakultativen Einrichtung eines solchen Kurses nur die Minderzahl der sich beteiligenden Schüler wirklichen Nutzen haben wird Gleichwohl wird der Versuch zur Orientierung des Lehrers über Form und Umfang der Materie nicht gerade nutzlos sein.

d) 7 Gymnasiallehrer und zwar:
6 Gymnasiallehrer gegen die gleiche Anzahl von Assistenten,
1 Gymnasiallehrer für das 6. Gymnasium in München vom 1. Sept. 1907 an;

2. Mathematiker:
a) 3 Professoren gegen ebensoviele Gymnasiallehrer der 4. Altersklasse;
b) 5 Gymnasiallehrer und zwar:
4 Gymnasiallehrer gegen ebensoviele Assistenten,
1 Gymnasiallehrer für das 6. Gymnasium in München vom 1. Sept. 1907 an.

3. Neuphilologen:
3 Professoren und zwar:
2 Professoren gegen ebensoviele Gymnasiallehrer der 4. Altersklasse,
1 Professor für das 6. Gymnasium in München vom 1. Sept. 1907 an.

Der Begründung dieser Postulate (1 – 3) im Etat entnehmen wir: Als Folge der erheblichen Zunahme der Frequenz der humanistischen Gymnasien (um mehr als 1000 Schüler in den letzten zwei Jahren) habe sich ergeben, dafs verschiedene Klassen nicht ordnungsgemäfs d. h. in den oberen Kursen mit Gymnasialprofessoren, in den unteren Kursen mit Gymnasiallehrern hätten besetzt werden können; auch überfüllte Klassen, die geteilt werden sollten, seien vorhanden und an mehreren Anstalten erteilten den Unterricht in der Mathematik[1]) und in den neueren Sprachen[2]) in den oberen Klassen noch Gymnasiallehrer. Das Bedürfnis hier Abhilfe zu schaffen sei um so dringender geworden, als in der XXVII. (letzten) Finanzperiode Mittel für diesen Zweck nicht hätten postuliert werden können. Da eine nochmalige Verschiebung der Abhilfe eine bedenkliche Steigerung des Mifsverhältnisses und der Mifsstände herbeiführen müfste, seien entsprechend einer in den vorausgegangenen Finanzperioden hergebrachten Gepflogenheit die Mittel zur Neuschaffung einer angemessenen Anzahl ordentlicher Lehrstellen in das Budget eingesetzt worden. Bei der grofsen Anzahl von Assistenten — ungefähr 70 —, welche als Ordinarien die volle Aufgabe der „ordnungsgemäfsen" Lehrer haben, erscheint die Forderung von nur 6 neuen pragmatischen Stellen etwas gering.

4. Religionslehrer.
a) 4 katholische (je 1 in München (Luitpoldg.), Kaiserslautern, Weiden (vom 1. Sept. 1906 an), München (6. Gymnasium vom 1. Sept. 1907 an)).

[1]) So in Dillingen, Kaiserslautern, München (Ther.-G.), Würzburg (Neues Gymn.).
[2]) So in Ansbach, Dillingen, Kaiserslautern, Kempten, Münnerstadt, Passau, Zweibrücken.

b) 2 protestantische (je 1 in Hof, München (6. Gymnasium vom 1. Sept. 1907 an)).

Aufserdem sind 6883 M. postuliert, damit den Religionslehrern zu einem früheren Zeitpunkte als dem 15. Dienstjahre (wie bisher) und im gleichen Verhältnis mit dem übrigen Lehrpersonal der Gymnasien der Professorengehalt verliehen werden könne. An der Neuregelung seien insgesamt 19 Religionslehrer (13 katholische, 6 protestantische) beteiligt. Darunter sind wohl auch jene, welche bisher erst nach 15 Jahren den Professorengehalt erhielten und die jetzt nachträglich um 3 Jahre vordatiert werden sollen.

5. Turnlehrer:

Im Etat ist noch ein Postulat von 4863 M. vorgesehen, um von den ca. 40 Turnlehrern an den Gymnasien und der Zentralturnlehrer-Bildungsanstalt etwa 24 mit längerer Dienstzeit und angemessener Qualifikation in die Gehaltsklasse XI e = der Gymnasiallehrer zu erheben. Damit wird eine Anzahl von seminaristisch gebildeten Lehrern an den Gymnasien den akademisch gebildeten an Rang, Titel und Gehalt gleichgestellt.

II. für die **Realgymnasien**:

1 Professor;

7 Gymnasiallehrer (davon 1 vom 1. Sept. 1906 an).

Nicht angegeben ist das Fach — absichtlich?

In der Begründung heifst es, diese neupostulierten Stellen seien notwendig für die Realgymnasien Nürnberg und Augsburg infolge Anfügung der drei unteren Klassen, sodann für das Realgymnasium München zur Ergänzung des Lehrpersonals. Der bisherige etatsmäfsige Personalstand der Realgymnasien weise 4 Rektoren, 33 Professoren, 18 Gymnasiallehrer und 12 Assistenten aus. In Wirklichkeit aber habe man statt 12 im ganzen 25 Assistenten aufstellen müssen, davon 13 in Nürnberg allein. Diesem unhaltbaren Zustande soll allmählich ein Ende gemacht und ein entsprechendes Verhältnis zwischen pragmatischem und nichtpragmatischem Personal hergestellt werden. Am wenigsten entspricht das Verhältnis bei den Altphilologen.

Zu wünschen wäre, dafs man das Verfahren durch ein gröfseres Postulat im nächsten Etat beschleunige, damit nicht nur ein „entsprechendes“ Verhältnis hergestellt, sondern jedem Kurse der „ordnungsgemäfse Lehrer“ gegeben werden kann.

Aufserdem wird die Bewilligung von 2 neuen Stellen für den katholischen Religionsunterricht in Augsburg und Nürnberg (hier gemeinsam mit der Industrieschule) beantragt.

Vermifst wurde:

1. ein Postulat, um die **Frage der älteren Professoren** um einen Schritt weiter ihrer Lösung zuzuführen; denn mit den 20 bis

22 Konrektorenstellen (7000 M.) ist sie nicht gelöst. Um so schmerzlicher mufste dies die betroffenen Kreise berühren, als sie erfuhren, dafs man verhältnismäfsig gröfsere Summen verlangte zur Befriedigung der Religionslehrer (6883 M.) und der Seminarlehrer (15 000 M.) (cf. pag. 731 f.);

2. ein Postulat für die Professoren der sog. Dreierkategorie. Ein solches glaubte man erwarten zu dürfen, da Se. Exzellenz bei der letzten Landtagssession auf die Anregung eines Abgeordneten (Dr. Hammerschmidt) hin erklärte, er werde für die künftigen Finanzperioden nach Tunlichkeit eine mäfsige Vermehrung solcher Stellen in Betracht ziehen.

B.

I. Weiterhin werden im Entwurf des Finanzgesetzes für die nächste Finanzperiode die Mittel (auf Anlehen) gefordert zur Erbauung eines **6. humanistischen Gymnasiums in München.** Die Notwendigkeit desselben wird bewiesen durch die hohe Schülerzahl des Ludwigs- und des Maxgymnasiums. Beide Anstalten, heifst es, müfsten einen Teil ihrer Klassen in Filialen oder in völlig ungeeigneten, ärztlich wiederholt beanstandeten Schulräumen unterbringen.[1]) Von den im Etat vorgeschlagenen 4 Plätzen solle der Hauptzweck, die Entlastung der genannten Gymnasien, am ausgiebigsten erreicht werden durch den Bau auf einem Teile des Areals der Kgl. öffentlichen Turnanstalt auf Oberwiesenfeld. Die Errichtung auf dem Marsfelde an der Pappenheimstrafse gegenüber der Kriegsakademie entspreche mehr den Wünschen der Stadtgemeinde und insbesondere der westlichen Stadtteile und dürfte so am ersten geeignet sein die Interessen der Unterrichtsverwaltung mit jenen der beteiligten Stadtteile in Einklang zu bringen.[2]) Die Bausumme wird beim ersten Projekt auf ca. 500 000 M., beim zweiten auf 550 000 M. angegeben (weil hier eine besondere Turnhalle für 50 000 M. nötig ist).

In dem neuen Gebäude sollen unter anderem etwa 18—20 Schulzimmer, die Räumlichkeiten für Physik, Zeichnen, Musik etc. untergebracht werden und eine Dienstwohnung für den Rektor enthalten sein.

Die Eröffnung der neuen Anstalt, so hofft das Kgl. Staatsministerium, kann mit dem Beginn des Schuljahres 1907/08 stattfinden.[3]) Dieselbe ist zunächst gedacht mit 13 Klassen, wovon 5 vom

[1]) Das Ludwigsgymnasium hat zurzeit 5 Klassen in einer Filiale. Über die hygienischen Zustände an beiden Gymnasien cf. Münchener Neueste Nachrichten 1905 Nr. 504.

[2]) Aufserdem sind an Plätzen für das 6. Gymnasium genannt a) ein Areal an der Albrechtstrafse (dieses wird von der Stadtgemeinde dringend gewünscht, aber seine Bausumme auf 710 000 M. angegeben), b) ein Areal auf dem Marsfelde zwischen der Maillinger und Hafslangstrafse. Noch weitere zwei Plätze sollen in Betracht kommen, also im ganzen 6. Hoffentlich überwiegt das Interesse der Schule und des Staates das der Privatspekulationen.

[3]) Von vielen Seiten wird die Möglichkeit bezweifelt, namentlich wenn erst im Herbst oder gar im Winter mit dem Bau begonnen wird.

Ludwigsgymnasium und 3 vom Maxgymnasium herübergenommen werden sollen. Deshalb sollen vom ersteren 1 Gymnasialprofessor und 4 Gymnasiallehrer, vom letzteren 3 Gymnasiallehrer und von einem der beiden Gymnasien ein Mathematikprofessor dorthin transferiert werden. Über die Neupostulationen an Personal siehe oben pag. 726 ff.

II. Aufserdem enthält der Etat Positionen:

1. für das Gymnasialgebäude in Burghausen um die Vergröfserung der Fensteröffnungen an der Ost- und Südseite herzustellen (6000 M.);
2. für das Wilhelmsgymnasium in München um die schadhafte Schieferdachung auf den beiden Eckpavillons und die Erneuerung der Dachrinnen zu bewerkstelligen (3150 M.);
3. für das Luitpoldgymnasium in München zur Erneuerung der Fufsböden im Gange (3800 M.);
4. für das Gymnasium in Amberg zur Erweiterung und gründlichen Instandsetzung des Turn- und Spielplatzes (4700 M.);
5. für das Alte Gymnasium in Regensburg um die Turnhalle vom Hause aus zugänglich zu machen und eine Garderobe für die Schüler herzustellen (3500 M.);
6. für das Gymnasium in Bayreuth zur Erneuerung der Fassade an einem bisher nur als Rückgebäude ausgestatteten Teil des Gymnasialgebäudes (3200 M.);
7. für das Alte Gymnasium in Nürnberg um bei der Turnhalle die Schülergarderobe zu vergröfsern und mit Waschbecken zu versehen, sowie um den Turnplatz neu zu planieren, den Wasserablauf zu regeln und eine Springgrube herzustellen (3724 M.);
8. für das Alte Gymnasium in Würzburg zur Herstellung eines Querbaues zwischen den beiden Seitenflügeln, da wegen der Überfüllung der Schulräume eine ergiebige Abhilfe in tunlichster Bälde dringend geboten erscheine (45000 M.);
9. für das Neue Gymnasium in Würzburg zum Umbau der Aborte, welche nach alter Art ohne Syphon eingerichtet seien und den jetzigen Anforderungen der Hygiene durchaus nicht entsprächen (12200 M.);
10. für das Gymnasium in Neuburg a. D. um eine Verbesserung der an der Hofseite liegenden Lehrzimmer zu erzielen teils durch Hinzufügung eines (3.) Fensters teils durch möglichst starke Abschrägung der tiefen Fensternischen (2300 M.);
11. für das Realgymnasium in Augsburg zur käuflichen Erwerbung eines Grundstückes behufs Herstellung der notwendigen Erweiterung (9000 M.);

12. für das Gymnasium in Dillingen zum Ankauf eines Grundstückes mit dem Zweck den Turn- und Spielplatz zu erweitern (2809 M.);
13. für das Realgymnasium in Würzburg als zweite Rate zur Herstellung eines Neubaues 475 000 M. (aus Anlehen).

Unter den übrigen Etatspositionen mögen noch folgende hervorgehoben sein:

1. 11 750 M. Funktionsbezüge der Mitglieder des Obersten Schulrates. Auf eine Änderung in dessen Organisation läfst diese Position nicht schliefsen.
2. a) 2134 M. für Reisen und Exkursionen von Lehrern und Schülern an den Industrieschulen,
   b) 6750 M. für Reisen und Exkursionen von Lehrern und Schülern an der Technischen Hochschule,
   c) 3000 M. für Reisen und Exkursionen von Lehrern und Schülern an der Tierärztlichen Hochschule.

Für Reisen und Exkursionen für Lehrer und Schüler der obersten Klassen der Gymnasien, die sehr zu befürworten wären im Interesse der Ausbildung, für botanische Exkursionen in den unteren Klassen gibt es keinen Zuschufs an Geld, wohl aber für die Lehrer die Haftpflicht.

3. 9800 M. zu Reisestipendien für Lehrer der neueren Sprachen.

Auch für die Philologen wäre eine Vermehrung der Reisestipendien (wie in anderen Ländern) wohl am Platze. Mit dem Gelde, das die sog. archäologischen Kurse in München kosten, könnte man einer gröfseren Anzahl von Lehrern die Reise nach Italien und ev. Griechenland ermöglichen.

4. 20 000 M. für die pädagogisch-didaktische Vorbildung der Lehramtskandidaten der Realien und der Mathematik. Dieselbe obligatorisch zu machen und auf die Lehrer der neueren Sprachen auszudehnen, ist, wie es scheint, nicht beabsichtigt — wäre auch wohl sehr heilsam.
5. a) 140 000 M. für Pensionen der Lehrer an den Progymnasien und Lateinschulen (Staatszuschufs);
   b) 12 000 M. Stellvertretungskosten für Lehrer an den Progymnasien und Lateinschulen — 4000 M. mehr — (Staatszuschufs).[1])

Anhang.

„Zur Schaffung von Stellen akademisch gebildeter Lehrer an den Lehrerbildungsanstalten“ wird im Etat beantragt eine Summe von

[1]) Für die Realschulen sind als Staatszuschuss postuliert 240 000 M. (30 000 M. mehr) für Pensionen und 30 000 M. Stellvertretungskosten, dazu 7000 M. zur Unterstützung hilfsbedürftiger Reallehrer und Relikten von solchen.

15 000 M. zu bewilligen. Dadurch soll den Lehrern an diesen Anstalten, welche wie die (geistlichen) Präfekten eine akademische Bildung genossen oder die sog. Reallehrerprüfung seinerzeit abgelegt haben, die Beförderung in die Gehaltsklasse VIId = der Gymnasialprofessoren ermöglicht werden. Zugleich wird vorgeschlagen dieselbe „im Übergangsstadium auch älteren in den Hauptfächern tätigen Lehrern mit seminaristischer Vorbildung ohne akademische Studien bei allseitiger Würdigkeit und ausgezeichneter Qualifikation ausnahmsweise zuzugegestehen“. So sollen diese eine Gehaltsstufe erreichen, über welche die Professoren an den Gymnasien mit ihrem langjährigen Gymnasialstudium, mit einer schweren Hauptprüfung, mit einem Spezialexamen, mit einer 6—8jährigen Assistentenzeit bei der jetzigen Lage der Dinge nur ausnahmsweise hinauskommen. Zunächst ist dieser neuzuschaffenden Kategorie von Lehrern an den Lehrerbildungsanstalten, soweit ersichtlich ist, der Titel „Seminar-“ oder „Präparantenoberlehrer“ zugedacht. Der Titel „Professor“, der bisher nur den wirklich akademisch gebildeten Lehrern mit Gymnasialabsolutorium und Staatsprüfung für das höhere Lehramt verliehen ward, wird nicht ausbleiben. Dafs dieser Wunsch auch an die Staatsregierung herantreten wird, ist daraus wohl zu entnehmen, dafs diese Lehrer schon jetzt die Anrede „Professor“ von ihren Schülern und von der Bevölkerung an manchen Orten verlangen. Bei der Revision des Normativs über die Lehrerbildung sollen die Bedingungen festgesetzt werden, welche die akademisch gebildeten Lehrer an den Lehrerbildungsanstalten zu erfüllen haben. Hoffentlich werden es die gleichen, wie für das höhere Lehramt und begnügt man sich nicht mit 1—3 Semester an einer Universität ohne Staatsexamen.

München. Brand.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Dr. Wilhelm Wunderer, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien. I. Teil (Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur). Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1905. 404 Seiten. 8°. Gebunden 3.50 Mk.

Der Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte würde seiner Aufgabe wenig gerecht werden, wenn er sich auf die Lebensgeschichte der Schriftsteller, auf die Angabe des Inhaltes und die Charakteristik ihrer Schöpfungen beschränkte. Es ist notwendig, dafs auch Literaturproben gegeben werden; die Schüler gewinnen dadurch ein besseres Verständnis der theoretischen Darlegungen und zugleich wächst auch ihr Zutrauen in deren Wahrheit. Es wird gleichsam die Probe auf die Richtigkeit der Rechnung gemacht. Aber es ist ein grofser Unterschied, wie diese Proben gegeben werden. Liest sie der Lehrer blofs vor, wenn auch mit noch so viel Ausdruck und Empfindung, so berühren sie flüchtig das Ohr und gleiten rasch vorüber wie die Wellen des Baches. Es mag für den Augenblick das Gemüt ergriffen werden, aber ein tieferer Eindruck, ein volles Verständnis, eine bleibende Erinnerung werden selten erzielt. Sollen diese Wirkungen hervorgerufen werden, so mufs der Schüler das Gedicht oder die Abhandlung in Händen haben, mufs namentlich, wenn Erklärungen notwendig sind, den Text nicht blofs hören sondern auch sehen, mufs ihn gelegentlich selbst einmal wieder lesen und überdenken können. Da aber weder die Mittel der Schule noch der Schüler so weit reichen, dafs jeder eine Ausgabe der Werke des jeweils zu behandelnden Dichters vor sich auflegen kann oder auch nur das mehrbändige Werk von Heinrich Kurz, so ist ein Buch wünschenswert, das eine reichhaltige Sammlung von Literaturproben enthält und dabei doch keinen zu hohen Anspruch an die Börse des Käufers macht.

Dieser Wunsch ist nun erfüllt. Im Buchnerschen Verlage in Bamberg ist ein Buch erschienen in schöner Ausstattung mit gefälligem Drucke und gediegenem Inhalte, das für die Unterweisung in der neuhochdeutschen Literaturgeschichte treffliche Dienste leistet und den Verhältnissen an bayerischen Gymnasien bestens angepafst ist. Es ist das Primanerlesebuch von Dr. Wilhelm Wunderer. Im folgenden sei eine kurze Übersicht über Gang und Inhalt geboten.

Die Proben beginnen mit Volksliedern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Daran schliefsen sich Gedichte und prosaische

Abschnitte aus den Werken von Luther und Murner, Sebastian Brant und Hans Sachs, Fischart und Rollenhagen. Sehr zu begrüfsen ist, dafs auch Johannes Turmair genannt Aventin mit zwei Nummern vertreten ist: „Vom nutz der historien“ und „Wie herzog Erman Teutschland erledigt hat vom römischen wälschen Reich“. Es läfst sich aus diesen beiden gut gewählten Stücken die markige, treuherzige Sprache unseres berühmten bayerischen Chronisten ebensogut erkennen wie seine vaterländische Gesinnung und sein tiefernster sittlicher Sinn. Es folgt dann die Zeit der Gelehrtendichtung, die, wie billig, mit einem Kapitel aus dem Buch von der deutschen Poeterey von Martin Opitz eröffnet wird und neben anderen Lieder von Paul Flemming und Epigramme von Friedrich von Logau bietet. Dafs der schwulstige Ton und der leichtfertige oder grauenvolle Inhalt der Erzeugnisse der zweiten Schlesischen Dichterschule nicht durch ein Muster vertreten ist, kann nur gebilligt werden. Ein Lesebuch für die Schule kann keine Rücksicht auf diejenigen literarischen Richtungen nehmen, die nicht einen Fortschritt, sondern einen Abweg bedeuten, da ja jedes Stück nicht blofs aufklärend auf den Verstand sondern auch veredelnd auf das Gemüt der Jugend wirken soll. Gerade auch aus letzterer Erwägung ist es bedauerlich, dafs die beiden geistlichen Sänger, der Katholik Friedrich von Spee und der Lutheraner Paulus Gerhardt, mit Stillschweigen übergangen sind. Ebenso vermifst man sehr ungern Christian Günther, der entschieden das bedeutendste poetische Talent dieser Zeit ist. Sein Abendlied, das mit den Versen beginnt „Abermahl ein Theil vom Jahre, abermahl ein Tag vollbracht!“ bildet durch den Flufs der Verse und den volkstümlichen Ton, noch mehr aber durch den ergreifenden religiösen Inhalt eine Perle jeder Gedichtsammlung. In den beiden folgenden Gruppen erscheinen vorzugsweise die sechs grofsen Meister unserer neuhochdeutschen Zeit: Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller. Die ausgewählten Oden Klopstocks führen uns die mannigfachen Ideale vor, für die Klopstock in jugendlicher Begeisterung noch bis in sein hohes Alter glühte. Aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte sind zwei kleine Abhandlungen aufgenommen, von denen mir besonders die zweite zusagt, welche die Ursachen der griechischen Kunstblüte darlegt. Sie macht uns nicht blofs mit dem Stil und der Anschauungsweise des Weimarer Geschichtsphilosophen bekannt, sondern ihre Lektüre wird sich auch dadurch sehr anregend gestalten, dafs der Lehrer nach entsprechenden Beispielen für die Behauptungen Herders suchen läfst. Eine Auffrischung des kunstgeschichtlichen Wissens findet statt und eine eigenartige Gruppierung ergibt sich nach bisher nicht gekannten Gesichtspunkten. Dagegen möchte ich von Lessing und Goethe mehrere Nummern gestrichen wissen, nicht als ob man bei diesen beiden Männern des Guten zuviel tun könnte, sondern aus einem anderen Grunde. Unsere Schüler haben für manche Dinge, die oft recht zweifelhaften Wert besitzen, sehr viel Geld übrig, so dafs man doch wohl von ihnen auch verlangen kann, sie sollten sich für ihre Bücherei Schriften wie Lessings Laokoon und

Hamburgische Dramaturgie anschaffen. Ich halte es deshalb für überflüssig, dafs Abschnitte aus diesen beiden Werken aufgenommen sind. Und mit demselben Rechte, mit dem Schillers Gedichte nicht berücksichtigt sind, hätte man auch von den Gedichten Goethes, bis auf wenige etwa, absehen können, da doch jeder Schüler die Gedichte Goethes wenigstens in Auswahl besitzen soll. Hiedurch wäre Raum geschaffen worden für manches andere, was nicht so leicht zugänglich ist. Da das Lesebuch in erster Linie für bayerische Gymnasien bestimmt ist, so hätte der bedeutendste bayerische Schriftsteller in der Zeit Goethes und Schillers nicht übersehen werden sollen, nämlich Lorenz von Westenrieder, der „Volkslehrer seines Volkes". Mit Recht rühmt einer seiner Biographen an ihm die „Grofsartigkeit der Gesinnung, das Feuer der Vaterlandsliebe, die Schönheit des Herzens, den willensfesten Charakter" und zu diesen einnehmenden Eigenschaften kommt sein leichtverständlicher, reiner Stil, der sich nicht mit Fremdwörtern und sonstigem gelehrten Zierat aufputzt. In den beiden letzten Abschnitten ziehen Vertreter der Romantik, der patriotischen Dichtung, der neueren Richtungen an unseren Augen vorüber; auch Dialekt-Dichter fehlen nicht (Fritz Reuter und Karl Stieler). Einen sehr guten Griff hat der Verfasser mit der Aufnahme der Dramaturgischen Epistel von Geibel gemacht. Als Epilog zu den Belehrungen über das Drama im allgemeinen und die Tragödie insbesondere pafst diese Epistel ganz vortrefflich, auch als Seitenstück zu der Ars poetica des Horaz.

Das Gesamturteil des Rezensenten über die Notwendigkeit eines derartigen Lesebuches und den Wert des vorliegenden ist kurz folgendes: Wenn der Unterricht in der Literaturgeschichte vollen Erfolg haben soll, so müssen die Schüler Literaturproben nicht blofs hören sondern sie müssen auch solche in ihrem Besitze haben. Ein solches Buch fehlte bisher den bayerischen Gymnasien und Wunderers Arbeit hat wirklich eine Lücke ausgefüllt. Mag auch die vorstehende Besprechung wünschen, dafs manches Neue hinzukomme, manches Aufgenommene wegfalle, so soll damit die Tauglichkeit des Buches in keiner Weise bestritten werden. Gerade auf diesem Gebiete sind die Ansichten sehr verschieden und jeder Ansicht mufs schliefslich eine gewisse Berechtigung zuerkannt werden. Mein Wunsch wäre, es befände sich das Buch in der Hand eines jeden Gymnasiasten der Oberklassen. Will man aber die Kosten den Schülern nicht zumuten, so wäre es angezeigt mehrere Exemplare für die Schülerbibliothek anzuschaffen. Dafs dies geschehen möge, hat auch das Kgl. Staatsministerium in einem Schreiben an die Verlagsbuchhandlung kundgetan.

Bamberg. J. Schmaus.

Altdeutsches Lesebuch. Zur Benützung an höheren Lehranstalten wie zum Selbstgebrauch hgg. von Dr. Herm. Stöckel, Kgl. Gymnasialprof. in München. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1905. Pr. 2,80 M.

Der Aufforderung vorliegendes Buch zu besprechen komme ich zögernd nach, da es offenbar als Ersatz für das nun durch mehrere Auflagen von mir bearbeitete Englmannsche Lesebuch gedacht ist. Leider sind von unseren Schulmännern kritische Besprechungen des Englm.'schen Buches, so viel ich sehe, nicht geliefert worden; ich hätte es bei den neuen Auflagen sehr gewünscht über die Brauchbarkeit der Gesamtanlage und über Einzelheiten Urteile zu hören um danach allenfalls ändern zu können. Nun kommt das Stöckelsche Buch. Ich kann es nur als Verurteilung des bisher meist gebrauchten auffassen — wenn es nicht rein buchhändlerischen Erwägungen sein Dasein verdankt. In beiden Fällen halte ich es, nach reiflicher Überlegung, für meine Pflicht das Englmannsche Lesebuch gegen die praktische Kritik ebenso in Schutz zu nehmen, wie ich es gegen eine theoretische getan hätte, wenn sie im Unrecht zu sein schien.

Das neue Buch will für Privatgebrauch und Schule dienen, in der letzteren zumal eine „wohl erwogene Auswahl mittelhochdeutschen Lesestoffes zur Verfügung stellen“. Nun wohl erwogen ist die Auswahl bei Englmann doch auch schon, das könnte die leise Verschiebung des Stoffes in den neueren Auflagen zeigen, kann ferner die vielfache Übereinstimmung mit St. beweisen. Dafs die Lehrpläne den Herausgeber sehr beschränken ist bekannt: Nibelungen, Gudrun, einige Lieder Walthers sind vorgeschrieben. Sie haben den Kern des Ganzen zu bilden. Im E.'schen LB füllen sie von 190 Ss. 144, bei St. von 230 Ss. 122. Nun ist ja zu wünschen, dafs aufser dem Vorgeschriebenen noch Einiges in der Schule gelesen werden könnte. Aber, wenn überhaupt, so kann es nur wenig sein. Zur Ergänzung der Literaturgeschichte kann gleichfalls wohl nur die eine und andere kurze Probe herausgegriffen, kaum aber wirklich durchübersetzt werden. So bleibt noch die Privatlektüre. Es entzieht sich meinem Urteil, wie viel mhd. Stücke dieser wohl zufallen werden. Ich fürchte, man wird zufrieden sein müssen, wenn der eine und andere Schüler einmal von den Schönheiten der Nibelungen gepackt alle aus ihnen aufgenommenen Stücke für sich durchliest und gelegentlich einmal kleinere Partien der Lyriker durchfliegt. Die didaktischen Stücke denke ich mir im Anschlufs an den Aufsatz und an die Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters benützt. Für Althochdeutsch bleibt aber schlechterdings keine Zeit. Schon jetzt bleibt die Beherrschung des Mhd. — das kann ich beurteilen — auf sehr niedriger Stufe stehen. Wird sie noch durch Naschen am Althochdeutschen beeinträchtigt, dann wäre besser darauf ganz zu verzichten. In Norddeutschland treibt man es so; aber ich glaube bemerkt zu haben, dafs die Pädagogen damit — trotz Wendt — nicht zufrieden sind. Die Beiziehung des Altsächsischen mag auf plattdeutschem Gebiet ihre Berechtigung haben, das Angelsächsische, Altnordische (was aber nicht, wie St.'s Ausdrücke zu sagen scheinen, Sprache der Normannen ist) aber nicht einmal dort. Der Beowulf ist sicher ein wertvolles Epos, man sollte bei der Geschichte der Angelsachsen versuchen den Schülern Lust danach zu erwecken, dafs sie das ganze Gedicht in Übersetzung lesen. In der Literatur-

geschichte gefährdet er nur das Einheimische. Nun gar die Edda! Sie hat mit deutscher Literatur nichts, mit deutscher Kultur wenig zu tun. Dafs wir unsere Mythologie in Island suchen dürfen ist ja auch ein überwundener Standpunkt. Wer die Eddalieder als Gegenstand des Unterrichts betrachtet, mufs von der nordischen Prosa auch handeln, denn diese ist so hervorragend wie die Dichtung. — Die Deutung der Freyja als Wasserwolke wäre mindestens mit einem Fragezeichen zu versehen; ebenso der ‚Naturmythus' im Beowulf und andere einschlägige Bemerkungen, z. B. zur Gudrun. Die Hereinziehung der nordischen Überlieferung der Nibelungensage im späteren Teil des Lesebuches wird kaum viel fördern; sollte ja über das Nibelungenlied hinausgegangen werden, wäre eine Ergänzung aus der Dietrichssaga, dem hürnenen Seifrid näher gelegen.

Was nun das eigentliche mhd. Lesebuch anlangt, so ist es natürlich, dafs am Anfang dem Schüler mehr Hilfen gereicht werden, bis er durch gelegentliche Zusammenfassung grammatischer Erscheinungen in den Stand gesetzt ist, Formen zu verstehen und Worte im Wörterbuch zu finden — aber Wörterbuch hat St. keines. Mit Beziehung auf Wendt rechtfertigt er die Darbietung seiner Texte mit Anmerkungen, die alles zur Erklärung Notwendige enthalten. Vor unserem bayerischen Lehrplan aber hält ein solcher Text nicht Stich. Bei uns soll der Schüler sich das Verständnis erwerben, erarbeiten. Nur so wird es einigermafsen fest werden. „Präparationen" sind verpönt, sublineare Übersetzungen nur zulässig, wo der Schüler mit Grammatik und Wörterbüchern noch Mifsverständnissen leicht ausgesetzt ist oder wo das Richtige vom Augenschein zu weit abliegt.

Ehe ich nun auf diese Anmerkungen im einzelnen eingehe, habe ich noch allgemeines zu erwähnen. Zunächst rein Äufserliches: der Druck ist bei Nibelungen und Gudrum sehr wenig übersichtlich, so dafs allerdings nicht zu befürchten ist, dafs der aufgerufene Schüler sich schnell in den Anmerkungen Rats erholt Der Raumersparnis halber sind die Strophen ohne Zwischenraum aneinandergerückt. Durch alle Texte geht nun aber ein sonderbarer Irrtum der Druckerei: statt des geschwänzten z ist ein Zeichen gewählt (ȝ), das sonst spirantisches g bedeutet! Jeder Germanist wird e g h, d a g h statt e ß, d a ß lesen.

Für das Verständnis des Versbaues ist wenig geschehen; sinngemäfses Lesen trifft oft auch die beste rhythmische Auffassung, aber nicht immer. Durch die Ansetzung von 4 Hebungen in der letzten Nibelungenhalbzeile aber wird sinngemäfse und schön rhythmische Lesung fast ganz unmöglich gemacht (auch beim Kürenberger). Beim Spervogel sind drei Strophen nach meiner Teilung gegeben, die vierte nach Minnesangs Frühling. Hier wie fast durchweg fehlt eine Anweisung zum Verständnis der prächtigen Form. Die Bemerkung S. 264, dafs die Senkung (immer) entbehrlich sei, trifft nicht für die ganze mhd. Dichtung zu.

Was die Texte anlangt, so ist die Wahl der Rezension A (und Hs. A) beim Nibelungenlied entschieden bei einem Schullesebuch zu

beanstanden. Diese Fassung ist philologisch wohl die interessanteste, der Vorlage nach sehr wertvoll, aber A ist als Hs. anerkannt sehr schlecht, nachlässig, unordentlich. Schon die orthographische Form ist für Schüler durch allerlei Besonderheiten wenig geeignet (enkelten, reken, schuzes, jämerkliche, genuok). (Druckfehler wie kommen, gern darf ich nicht wohl rügen, da in E.'s Lesebuch in der letzten Auflage trotz aller Aufmerksamkeit auch nicht wenige stehen geblieben sind.) Seltenere Wortformen wie jeit empfehlen A gleichfalls weniger. Versbau und Sinn sind vielfach gestört. Es wird wohl kaum noch bezweifelt, dafs C, dessen sprachliche Form noch sorgfältiger ist, als die Angaben verraten, stilistisch und ästhetisch die reifste Entwicklung darstellt, die wir haben. Dafs die jüngere Form durchaus eine Verschlechterung sein müsse, ist ein wohl auch ziemlich allgemein überwundener Aberglaube. — Wenn St. an manchen Stellen Lesarten von B (selten C) in den Anmerkungen anführt, so wird damit für den Unterricht kaum viel gewonnen.

Zu den Anmerkungen möchte ich zuerst nochmals bemerken, dafs die Übersetzungen nach Eselsbrückenart pädagogisch anfechtbar sind. Unfruchtbar sind die Übersetzungen von Eigennamen, nicht viel nützlicher Etymologien wie "künec z. got. kuni, ahd. chunni Geschlecht"[1]) 'herte Härte, harte Stelle, Schulterblatt' "verchwunt todwund (daz verch Leben)", "marschalch Führer des berittenen Gesindes" (schalch = Führer?) "hirât der Entschlufs zu hien (ehelichen), Vermählung, Heirat", "helle aus dem Namen der altgermanischen Totengöttin Hel (die Hehlende) hervorgegangen" (in dieser Fassung mehrfach falsch und unsicher).

Die grammatischen Anmerkungen sind z. T. in ihrer Kürze wenig lehrreich. Z. B. 'niht schœners nichts des Schönern' S. 53 'stê = stên lafst uns aufstehen" S. 83, die Bemerkung zu ze einen sunewenden S. 99, "sine werde wenn sie nicht wird" S. 55. Zusammenfassende Bemerkungen wären wohl besser am Platze; über den Gebrauch von ein, von dô, nie, die konjunktivischen Sätze mit ne wären solche eigentlich unentbehrlich, aber es fehlen sogar Fingerzeige hiefür überhaupt. Bei den Übersetzungen unter dem Text ist bald die Entwicklung der Begriffe angedeutet bald nur die fertige Übersetzung gegeben. Manches ist dabei zu beanstanden.

Ich gebe eine Auswahl, indem ich den Seitenzahlen des Buches folge: 54 erkrimmen zerkrallen (nach Lexer) nach der Bildung eher = in die Fänge bekommen, erkrallen, 55 deheiniu mê nicht = nirgend eine — mehr, sondern nirgends sonst —, 58 gezam nicht = geziemte, sondern zukam, zustand, 63 wert = wasserfreies Land? also lucus a non lucendo? vielmehr am Wasser gelegene Wiese, Aue, 64 gejeide die Bedeutung Jagdbeute ist nicht gesichert, auch nicht nötig, 'Jagd' genügt, 67 tobeliche nicht = tobend sondern = einem Tobenden (d. i. Rasenden, Wahnsinnigen) gleich, wie rasend, wütend; das nhd. Toben schliefst (lärmende) Bewegungen

[1]) Vorne besser, aber auch nicht genügend erklärt

in sich, das mhd. toben nicht. 69 ze râte tuon nicht = entbehrlich machen, sondern = abhelfen, unschädlich machen (die Lesart von A wieder schlechter), ebd. ûf iuwer gnâde nicht = dafs sie Gnade finde, sondern = in euren Schutz. mortlich = auf Mord ausgehend? warum nicht meuchelmörderisch, meuchlerisch? 70 geliche jehen nicht in gleicher Weise aussagen, sondern übereinstimmend. 71 nigen heifst geradezu 'danken' 74 gelobeten nicht sie gaben ihre Zustimmung, sondern sie machten aus, 75 müeset an der Stelle (wie oft) wohl = dürftet, könntet, 76 minneclîche gâbe nicht Andenken, sondern freundliche G. 77 samfter nicht sicherer, sondern bequemer, angenehmer. In der Auffassung des "mit râte getân" = mit verräterischem Anschlag Nib. 1704 steht St. nicht allein, aber diese Bedeutung von rât ist sonst nicht belegt. Nach dem Zusammenhang kann es nur den Gegensatz zu mit den werken = ἔργῳ bilden, also bedeuten: in ihrem Plane war die Sache fertig, aber nicht in der Ausführung; das wolden slahen kann doch wohl nicht als tuon mit râte bezeichnet werden. Nahe liegt freilich noch eine andere Auffassung. Bekannt ist die Wendung: mit gemeinem Rate (Deutsches Wörterb. 8. 168) = nach übereinstimmendem Beschlufs, einmütig; es ist nicht undenkbar, dafs auch mit râte dies bezeichnet. Der Sinn wäre dann: die 60 hatten sich geeinigt Hagen zu erschlagen, waren darüber eins geworden. 82 'ûz helfe aus der Hilfeleistung herausstehend' sonderbare Umschreibung, es ist = aus der (Euch) deckenden Stellung, kurz 'von der Seite'. 84 helt ze sînen handen nicht Held von starker Hand, sondern ein Held in Beziehung auf seine Hände, dann abgeblafst Held in seiner Art, heldenhafter Mann, Held von Person (vgl. ein tiurer helt ze sînen handen Gudr. und 'allerhand') 85 hân ich muot nicht ich habe die Ansicht, sondern Absicht. 85 niht enlie daz der folgende Satz nach mhd. Art einen untergeordneten Satz vertritt (= er ensprunge) hätte wohl bemerkt werden müssen. 87 Kriemhilt riet nicht = schmiedete einen Anschlag (Objekt ist ja leit!) sondern = verursachte, râten = auctorem esse an vielen Stellen, 88 ir ietwedere genauer = beide, 92 minne trinken nicht Gedächtnistrunk tun, sondern wie das gelten zeigt = Abschiedstrunk tun; die Bedeutung von minne ist mhd. kaum mehr = Andenken, auch in Johannis minne usw. bedeutet es mehr die Ehrung. 96 die wunden, die = eine solche die (nicht = manche), 97 wan nicht = vor allem, sondern = modo, nur (wie vorher angegeben). 98 baz auch 'hier' nicht nocheinmal, sondern = noch besser, mit noch gröfserem Nachdruck, 99 einen sunewenden das ein bedeutet einen der Sonnwendtage, ebenso einen phingesten, ein scheint hier dann allerdings ähnlich wie lat. singuli bei plur. tant. gebraucht. 99 harnaschvar ist zu denken, dafs die Rüstungen rostig sind und abfärben? an den Unterkleidern? sie waren wohl gefüttert, und wenn, so hätte man das nicht sehen können, sie haben ja die Harnische an: wie andere Stellen (z. B. im Biterolf) zeigen, heifst harnaschvar nichts anders als im Harnisch! vgl. dagegen harnascrâmec. 104 muot küelen warum ist nicht auf 'sein Mütchen

kühlen' hingewiesen? 127 wâc nicht Woge, sondern Meer (vgl. die Eigennamen auf wag, wog), 130 merzischen winde bezieht sich auf die Aequinoktialstürme. 135 welche 'späte Verarbeitung' der Sage ist gemeint? 137 mit dem bloſsen Hinweis auf Christophorus ist nichts gesagt. 181 landläufige Annahme ist es doch wohl nicht mehr, daſs Walter bei Bozen zu Hause war.

Doch will ich hier mit der Kritik der Anmerkungen innehalten. Es bleibt noch die Grammatik übrig. Wer nun weiſs, wie schon das Mittelhochdeutsche schwer bewältigt wird, der wird sich wundern, daſs St. eine fast vollständige ahd. Grammatik beigegeben hat. Wozu dann die vielen grammatischen Anmerkungen, die, soweit ich sehe, auch nie auf die Grammatik verweisen? Wäre nun wenigstens die Grammatik verlässig! Schon in der Übersicht über die germanischen Sprachen wird das Niederfränkische mit Niedersächsisch zusammen gestellt und von seinen fränkische Verwandten getrennt, Ostfränkisch ferner durch das Obersächsische vom Oberdeutschen gesondert. 'Deutsch' hat als Gegensatz 'kirchlich', nämlich das Lateinische.[1])

In der Darstellung der Lautverschiebung ist nun zunächst falsch, daſs die stimmlosen idg. Aspiranten den stimmhaften gleich behandelt wurden, falsch, daſs letztere zu stimmhaften Verschluſslauten wurden; nicht dem Vernerschen Gesetz zuzuweisen ist Hafer-Haber, hiesig-hier, meist-mêr, falsch die zweite Lautverschiebung verantwortlich gemacht für über, zeige, die stimmlosen Reibelaute sind eben nicht noch weiter verschoben auſser th; germ. p, t, k sind nicht nur zu Reibelauten verschoben. Das Verhältnis von pruodar zu bruoder ist nicht verstanden; b, g, d sind im Ahd' nicht mehr stimmhaft. 'An Stelle eines Zahnlautes (th)' soll sich der Doppellaut z und der Reibelaut ʒ entwickelt haben? dat ist nicht nur niederdeutsch, 'merkwürdig' ist doch eigentlich die Ähnlichkeit zwischen Plattdeutsch und Englisch nicht. Der Buchstabe q bezeichnet keinen Doppellaut; iu ist im Mhd. nicht durchaus = langem ü. Der idg. Ablaut (z. B. e : o) ist nicht durch "kräftigere" oder 'schwächere' Betonung veranlaſst. Die 'Brechung' ist sehr unvollständig, der Ausdruck i-Umlaut gegenüber dem einfachen 'Umlaut' sonderbar und irreführend; das Verhältnis von i : e ist nicht klar, der ganze § 7 überdies unglücklich geordnet. Der Umlaut von iu, sollte, wenn das Ahd. zu grunde gelegt ist, nicht übersehen sein. — Ist das Verhältnis Saal: Säle als "Fallbeugung" richtig bezeichnet? ebenso "falle: fällst" Zeitbeugung? Falsch ist, daſs in dagas s zuerst abgefallen sei (vgl. got. dags). Wo Formen wie dagas noch festzustellen sind, sollte, wenn man überhaupt die Vorgeschichte schildern will, nicht verschwiegen werden. Daſs von den u-Stämmen im Germanischen nur Spuren vorhanden seien ist falsch. Kaum richtig sind die Grundformen hirtja, gibirgja mit j (statt i): Grundform von sippja ist sibjâ, nicht sippjâ. Bei der Pluralbildung mit -ir hätte nach Anlage der

[1]) Zur Geschichte des Wortes vgl. bes. Sickel in den Götting. G. Anz. 1903, 814 ff.

Darstellung wohl erwähnt werden sollen, dafs dies ir ursprünglich auch dem singular angehörte! Die wichtigen Stämme auf -er (fater) fehlen ganz, ebenso die Partizipien friunt pl. friunt u. aa. — Die Bemerkung über das Fehlen des Umlautes bei Komparativen und Adverbien sind undeutlich. Ein sonderbares Misverständnis ist, dafs -se in dieser = got. sa, so sei!! Irre kann führen, wenn mhd. swelher = nhd. welcher gesetzt wird. Beim Verbum ist recht eigentümlich die Bemerkung "i-Umlaut und Ablaut sei den Formen eigen, damit sie von anderen unterschieden werden könnten"!! Der Infinitiv ist nicht "Grundform". Die Geschichte der schwachen — ja — Stämme wird aus des Verf.'s Worten S. 251 wohl keinem Schüler klar. Warum ist als Beispiel suochu gewählt, das doch den Regeln, die voran gehen, nicht entspricht? Warum der sogenannte Rückumlaut nur schwach angedeutet? Bei den Verben der 6. starken Klasse wirkt die Besprechung des Auslautes nur verwirrend. Stân, gân sind keine verkürzten Formen von standan, gangan. Die Formen der redupl. Verba laufen — wuofen liaf etc. sind nicht die ahd. (sie finden sich nur, wo ia für io gebraucht ist). 'Vorschlagsilbe' ist wie andere Verdeutschungen des Verf. nicht glücklich, Reduplikation und Vorschlag decken sich nicht. Bei den Präteritopræsentia ("Vergangenheitförmigen Zeitwörtern"!!) fehlen fast durchweg die umgelauteten Formen des Plur. Ind., bei wesen die gewöhnlichen Plurale sin, bei haben die Formen hiet, hête u. aa.

In der Verslehre möchte ich nur die falschen Stäbe bei den Stabreimproben erwähnen.

Der als pädagogische Schriftsteller bekannte und verdiente Verf. hat bei aller Vielseitigkeit offenbar in unserer alten Sprache nicht genügend selbständige Anschauungen erworben. Sein Buch verrät das nur allzusehr. Kann auch in der Schule ein der Sache sicherer Lehrer die Mängel unschädlich machen, so ist der Leser, der ohne Lehrer sich dem Buche anvertraut, seinen Fehlern rettungslos verfallen. Eine zweite Auflage darf ganz gehörig aufräumen.

Würzburg. O. Brenner.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger. 15. Auflage, besorgt von Dr. Gustav Krüger. I. Bändchen: Satiren. Mit zwei Karten. Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1904. Preis 1.80 Mk.

Auch die vorliegende Auflage ist nach den bisherigen bewährten Grundsätzen bearbeitet. Der Text hat diesmal verhältnismäfsig wenige Veränderungen erfahren; mehr dagegen die Interpunktion und besonders der Kommentar nebst Anhang. Eine dankenswerte Zugabe bilden, mehrfach geäufserten Wünschen entsprechend, zwei sauber gearbeitete Kärtchen, das eine Mittelitalien sowie die Villa des Horaz, das andere den Plan Roms zur Zeit des Augustus darstellend.

Im Texte sind folgende Änderungen erwähnenswert: I, 4, 15

accipe iam st. accipiam. — 5, 93 hinc st. hic. Ersteres verdient Zustimmung; ob auch letzteres, scheint mir nicht sicher. — 6, 47 ist sim als feiner dem bisherigen sum vorzuziehen. — 6, 68 verdient nec den Vorzug vor aut (ac in der vorigen Auflage beruhte wohl auf einem Versehen). — II, 1, 15 ist describit durch den Konjunktiv ersetzt, wiewohl auch der Indikativ sich erklären läfst. — 2, 304 ist mit Recht tunc st. tum aufgenommen. — 5, 89 ist gegen alle Handschriften opera st. operae beibehalten; der Einfachheit der Struktur wegen wird man der Änderung mit Madvig zustimmen können.

Die zahlreichen Änderungen der Interpunktion verdienen wohl in den meisten Fällen Billigung. I, 1, 18 wird nach partibus wohl kein Punkt stehen können, da nolint den Nachsatz zu si — dicat bildet. — I, 1, 15 möchte ich nach Kirchners Vorgang das schwachbetonte ego mit iam faciam verbinden: „Seht da, ich will jetzt tun, was Ihr wünscht“. Der Gott selbst ist ja von ihnen nicht verlangt worden, wie man bei der Erklärung: „Seht da bin ich“ erwarten möchte. — I, 1, 84 wenn vicini usw. als Apposition zu omnes zu betrachten sind, dann ist wohl kein Grund, das Komma nach omnes zu streichen. So auch in der aus Cic. Phil. citierten Stelle. Dem Ganzen folgen dann seine Teile (dichterische Zerlegung). — 5, 91 erwartet man nach urna wegen der engen Verbindung mit dem Folgenden kein Komma. — 8, 16 wird man nach agrum besser Komma setzen. — 9, 69 ist mit Recht im Anschlusse an die Erklärung Wagners sabbata von tricesima durch Komma getrennt. — auch 10, 56 ist das Komma sinngemäss gesetzt, dagegen v. 79 vor aut zu streichen, da hier aut dem vorhergehenden aut untergeordnet ist. — II, 1, 79 ziehe ich die bisherige Interpunktion nach possum bei dem engen Anschlufs des folgenden Gedankens vor. 2, 53 wird, da Ofello iudice = Ofelli iudicio ist, das Komma nach distabit zu tilgen sein. — 3, 59 wird der Doppelpunkt nach serva! in Wegfall zu kommen haben, da derselbe bereits v. 58 nach uxor steht. — 3, 88 ist wohl aus Versehen die alte Interpunktion (s. S. XIII) stehen geblieben. — 3, 215 ist jetzt richtig, dem Wohlklang des Verses entsprechend, interpungiert: ebenso v. 236, 237, wo auch die verschiedene Betonung von tibi zu beachten ist. — 259 erwartet man nach catelle Rufzeichen; die stärkere Interpunktion nach optet verdient Billigung. — 267. 268 erwartet man nach mala Doppelpunkt, nach rursum Strichpunkt. — 5, 38 wird nach ipse dieselbe Interpunktion zu setzen sein, wie nach iube. — v. 90 ist Strichpunkt dem Doppelpunkt vorzuziehen; auch v. 91 genügt nach sileas Strichpunkt; S. XV steht wohl irrtümlich Doppelpunkt, — 6, 13 wird nach Hercule, wie v. 9 nach agellum, ein Rufzeichen zu setzen sein. — Zu v. 60—64 sind jetzt Anführungszeichen gesetzt: warum nicht auch zu v. 65 flg.? — 8, 87 wurde das Komma nach gruis dem Sinne entsprechend gestrichen. —

Die Abteilung des Textes in einzelne Abschnitte nach der Gliederung des Stoffes verdient Beifall.

Aufser Text und Interpunktion haben auch Kommentar und Anhang mancherlei Änderungen und Verbesserungen erfahren.

Sat. I. Die Einleitung, (s. die Bemerkung zu Sat. II, 7, 1) übermäfsig lang, entbehrt der wünschenswerten Einheit. Die invidia ist viel zu sehr betont; im Gedichte selbst tritt sie nicht so auffallend in den Vordergrund. In der Einleitung liest man „die invidia und die hieraus hervorgehende avaritia gelten dem Dichter als Hauptgrund der Unzufriedenheit". Zu v. 108 f. dagegen ist bemerkt: den Grund der Unzufriedenheit findet der Dichter in der avaritia und dem mit derselben meist verbundenen Neide". Was wir unter avaritia und avarus zu verstehen haben, sagt der Dichter selbst v. 101—107; der hier ausgesprochene Gedanke bildet auch den Hauptinhalt der ganzen Satire: Mafs im Gelderwerb und Geldverbrauch, nicht habsüchtig, nicht geizig sein. Über die Art des Dichters, seine Gedanken zu entwickeln, ist noch heute sehr lesenswert die Einleitung Wielands zur 1. Satire.

v. 2 obiecerit sehr bezeichnend für die blinde, launenhafte Fortuna, die ihre Gaben „ohne Wahl" verteilt, — v. 3 diversa wir: eine ganz andere: eine weitere Erklärung ist unnötig, da sofort die Beispiele folgen. — v. 4 ist armis beibehalten; mit Unrecht. Die handschriftliche Leseart annis entspricht dem geforderten Sinne vollständig. Mit navem iactantibus Austris korrespondiert multo iam fractus membra labore: beide Partizipien bezeichnen den Moment, in welchem die Unzufriedenheit zum Ausbruch kommt; beide lassen sich in einen Satz mit „wenn" auflösen, wie auch in den folgenden zwei Beispielen der Moment durch einen Satz ausgedrückt ist; multo iam fractus wird durch gravis annis begründet und erklärt; der Soldat ist nicht mehr jung; daher empfindet er die Strapazen um so eher; nur bei einem älteren Soldaten ist das verständlich. Aufser den von Mewes u. a. gegen armis vorgebrachten Gründen ist für mich ausschlaggebend die Erwägung, dafs ja nirgends gesagt ist, dafs der Soldat in eben dem Momente, wo er in Klagen ausbricht, auf dem Marsche ist und Waffen trägt. Er kann ja ebenso gut mit Schanzarbeiten oder dgl. beschäftigt sein; vom Waffentragen allein würde er doch auch nicht fractus membra sein? Auch das sei erwähnt, dafs gravis in Verbindung mit annis, aetate, aevo u. dgl. bei den lat. Dichtern fast stehender Ausdruck ist. — v. 7. quid enim? Man darf doch nicht ergänzen: est? = denn was ist er? Auch nicht = denn wie steht es um die militia? Die lebhafte rhetorische Formel dient zur iron. Begründung der vorausgehenden Behauptung = „denn was meinst Du?" „Gewifs." Besonders belehrend ist Sat. II, 3, 132. — v. 35 flg. wäre eine naturgeschichtliche Bemerkung über den Winterschlaf der meisten Ameisenarten am Platze. — v. 40. Die Bemerkung zu alter ist in der gegenwärtigen Fassung entbehrlich; es dürfte genügen: ein anderer, ein zweiter". — v. 62. tanti sis nicht, wie gleich das folgende Beispiel des reichen Geizhalses zu Athen zeigt, in den Augen anderer, sondern in seinen eigenen Augen. — v. 69. aus mutato nomine sequ. ersieht man, dafs der Geizhals lacht, weil er meint, die Sache gehe ihn nichts an; er weist durch sein Lachen die Anspielung als nicht zutreffend zurück. — v. 71 inhians

natürlich nicht im Schlafe; um seinen Schlaf wird es nach v. 76, 77 überhaupt sehr schlimm bestellt sein; sondern das inhiare, parcere, gaudere findet alles im wachen Zustande statt, wenn er sich (zum Schlafe, der ihm aber nicht zu teil wird,) auf die Säcke gelegt hat: ganz falsch übers. Georges: „mit gieriger Sorge". — v. 75 Die Bemerkung ist für Schüler wenig verständlich: hätte nicht der eine oder andere solcher Genüsse bezeichnet werden können? — v. 80. At — propinquis nicht Frage, sondern Behauptung. Der Dichter zeigt dem Geizhals eines von den nach seiner Ansicht wirklichen Gütern, dessen sich aber der Geizhals, wie v. 84 flg. ausgeführt ist, nicht zu erfreuen hat. — v. 87 die Erklärung zu si — praestet ist in der gegebenen Fassung wohl nicht richtig; die Annahme eines solchen Falles ist ja schon v. 80 eingeleitet: daher miraris = wunderst du dich da, wenn das geschieht (v. 84); st. „si" könnte ebensogut „quod" stehen. v. 88. In der Anmerkung dürften die Worte „gewinnen oder vielmehr" als überflüssig zu streichen sein. — v. 90. Nach der Darstellung des Dichters ist das erstere nicht der Fall, wohl aber das zweite; daher sind die Ausdrücke „meist erfolglos", „in sich zu tragen pflegt" zu berichtigen. — v. 92 ist zu bemerken, dass finis und parto quod avebas sich decken. Zu cumque habeas plus ist nicht zu ergänzen quam antea habebas, sondern (selbstverständlich) als nötig ist. Denn jeder wird vorsichtshalber eher zu viel als zu wenig sich zum Ziele setzen. — v. 108. Die erweiterte Bedeutung von avarus-cupidus hat der Dichter gewiss nicht beabsichtigt. (Auch der Neid v. 110 f. ist nur nebenbei erwähnt.) Dies ist besonders auch ersichtlich aus v. 103 flg., wo avarus direkt zu vappa und nebulo in Gegensatz gestellt ist.

I, 2, 25 Die Anmerkung dürfte etwas bündiger gefafst sein, namentlich durch Weglassung des einen oder andern Zitates. Dafs in Maltinus (so mit Holder, nicht Malthinus, wie nach Heindorf u. a.), keine Anspielung auf Maecenas zu suchen sei, haben Madvig u. a. zur Genüge gezeigt. — v. 37, Zwei Verse des Ennius werden hier parodiert. — v. 54 wird hoc wohl nicht richtig als Accusativ erklärt; es ist Ablativ, wie das v. 53 vorhergehende. Auch zu amat und laudat ist se zu ergänzen (vgl. II, 7, 31). Bei hoc als Accusativ würde man, von dem Vorausgehenden ganz abgesehen, erwarten: matronam nullam tangere. — v, 60. Dafs bei personam nicht an den Liebhaber, sondern die Geliebte zu denken ist, zeigt doch das Folgende; persona die Person als die Vertreterin eines bestimmten Standes, hier die Person der Matrone, wie früher ähnlich auch bei (Kr.), gegenüber der Person der ancilla togata: daher ubique = in utraque persona, wie auch das folgende ubicunque. — v. 131. Die Erklärung ist, namentlich für Schüler, nicht ausreichend. Was hat man unter dem „ganzen Vermögen" zu verstehen? — v. 134. Fabio vel steht für vel Fabio.

Sat. 3, 4. hoc bezieht sich nicht auf das Folgende, sondern auf das Vorhergehende. Im folgenden wird blofs dargelegt, inwiefern dies von Tigellius behauptet werden konnte. (Zuerst der allgemeine Satz, dann das spezielle Beispiel.) — v. 5 flg. Für Schüler dürfte genügen,

dafs hier das Imperfekt für das Plusquamperfekt von der Wiederholung in der Vergangenheit steht. — v. 9. Nichts Beständiges, keine Beständigkeit besafs jener Mann; er war sibi impar (v. 19), inaequalis (II, 7, 10). — v. 10. Zu velut qui wird, analog dem folgenden sacra ferret, zu ergänzen sein curreret, nicht, wie bei Fritzsche, currit. Die Conjektur von Postgate velut si wurde von Röhl mit Recht abgelehnt. — v. 25. Pervidere heifst einfach überschauen, betrachten; die Annahme eines Oxymorons erschiene mir gesucht. Richtig auch Schmalz: darüber hinsehen mit dem Nebenbegriff des Flüchtigen: lippus als wie ein lippus mit gesalbten Augen. — v. 27. man vermifst hier eine Bemerkung über die Beziehung des Aesculap und der ihm geheiligten Schlange zu Rom seit der Pest im J. 459. — Der Adler war schon bei Homer wegen seiner Scharfsichtigkeit sprichwörtlich; s. Il, 17, 674. — v. 47. varus bezeichnet einen, der sog. O-Beine hat, da dies wohl öfter vorkam, als das Gegenteil. — v. 52. zu fortis darf wohl nicht Ep. I, 9, 13 als Beleg herangezogen werden. — v. 70. Mit Döring verstehe ich cum als Conjunktion; zu diesem Nebensatze gehört ut aequum est; der Conjunktiv compenset läfst sich wohl auch so erklären. — v. 92 ante = antea zuvor, ehe er es nahm, nicht antepositum (vorgesetzt). — v. 96 fere zu paria esse zu beziehen; wer es mit placuit verbinden will, tut gut, die Übersetzung beizufügen. — v. 99. Warum „auch die Menschen?“ Das Folgende zeigt, dafs hier mit animalia nur die Menschen gemeint sind; nirgends ist von anderen Geschöpfen die Rede. —

Sat. 4, 16. Da der Ausdruck „unwillkürlich“ 13 Zeilen unterhalb wiederkehrt, dürfte er besser durch einen andern ersetzt werden. — Die Vergleichung des stans pede in uno mit unserem „aus dem Ärmel Schütten“, ist doch nicht ganz zutreffend. Ersteres bezeichnet den Mangel an Sorgfalt und Mühe. — v. 23. legat einfache Tatsache: man liest sie nicht, weil man sie nicht kennt; würde man sie kennen, würde man sie noch weniger (gern) lesen; denn v. 33. — v. 62. Die Bemerkung ist wenig klar und vollständig. Der Gegensatz kann nicht sein: non disiecti poetae. Denn die membra non disiecti poetae zu finden, wird doch nicht schwer sein; die braucht man ja gar nicht zu suchen. Vor allem ist zu beachten, dafs bei disiecti membra poetae, wie non invenias zeigt, nicht an Ennius, sondern an Lucilius und Horatius zu denken ist. Der Sinn ist klar: „Wenn man mich, wenn man den Lucilius zerstückelte, dann würde man nicht mehr (non etiam) die Glieder eines zerstückelten Dichters finden, wie man sie fände, wenn man den Ennius zerstückelte. Falsch ist die Bemerkung Fritzsches, „disiecti poetae geht auf Ennius“. Richtig schon Heindorf: „etiam hier von der Zeit; noch; er verbindet es also ebenfalls mit invenias, nicht mit disiecti. — v. 81. rodere dem Sinne nach wohl = culpare in v. 82. Die Verbindung absentem — amicum verlangt der Sinn. Das Objekt zu rodere und non defendere mufs ein und derselbe sein.

Sat. I, 5. v. 2. Heliodor wird im Fortgang der Satire nicht weiter erwähnt. — v. 5. Es ist nicht gewifs, dafs Horaz die Reise

bis Forum Appi nicht auch noch zu Fufs fortgesetzt habe. — v. 6. minus gravis weil man auf einem gepflasterten Wege eher ermüdet. — v. 34. zu 12 Millien ergänze = 18 km. — v. 38. Der Ausdruck „einkehrt" wie die ganze Anm. bedarf bestimmterer Fassung; kurz: domum = Wohnung (Nachtlager), culinam = Essen und Trinken: oder mit Wieland: Murena gab Dach und Fach, Capito bestellte die Küche.

Sat. I, 6, 8. hoc kann sich doch nicht auf cum referre negas zurückbeziehen, also auch nicht Ablativ sein (beruht wohl auf einem Versehen?). Es ist Accusativ und bezieht sich auf das Folgende (v. 9). — v. 10. maioribus im engeren Sinne zu verstehen und zu auctos „esse" zu ergänzen, dürfte wohl nicht nötig sein. — v. 46 hier aus Neid. Sat. 4, 81 aus Verleumdungssucht. — v. 52 nicht ὄντας, sondern ὄντα ist zu denken, auf cautum, also Maecenas, bezüglich; dies ist auch sprachlich das Korrektere; dazu vgl. v. 64. — v. 55 quid essem zu verstehen von Charakter und Bildung, dagegen v. 60 quod eram von geringer Herkunft und geringem Besitze. — v. 65. die Worte: „daher ist er diesem noch jetzt zu um so gröfserem Danke verpflichtet" sind in dieser Fassung nicht gut verständlich. Offenbar lehnen sie sich an v. 88 an, der auf v. 85—87 Bezug hat. — v. 65 war nicht ein Gegensatz zu v. 64 hervorzuheben, sondern der Dichter führt ohne die Absicht eines solchen Gegensatzes seinen Charakter, dem er die Freundschaft des Maecenas verdankt, zurück auf seinen Vater und dessen Erziehung. — v. 71 konnte erwähnt werden, dafs der Dativ his gewählter steht für harum rerum; ähnlich z. B. Cicero pro Rosc. Amer. c. 2 ego huic causae patronus extiti. — v. 82 auffällig ist die Fassung „infolge der bei mir erhaltenen pudicitia". v. 122. Die Bemerkung zu ego ist kaum richtig, da ego ohne alle Betonung vielleicht nur aus metrischen Gründen gesetzt ist; es könnte unbeschadet des Sinnes fehlen, vgl. z. B. I, 6, 58 und 62. Das Citat aus Cicero beweist in dieser Hinsicht nichts. — v. 128. Die Alliteration ist wohl nur zufällig; die Anaphora in haec-his ist sehr wirksam.

Sat. I, 7. In der Einleitung ist statt „und dem Persius" nach Klazomenae zu setzen „mit Namen Persius". Im Folgenden mifsfällt „wahrscheinlich . . . war . . . wahrscheinlich" innerhalb 2 Zeilen. Auch „Replik" würde ich durch „Erwiderung, Entgegnung" oder ä. ersetzen. — Zu v. 1 ist der Gebrauch des nämlichen Verbums als Hilfsverb u. wirkliches Verbum hart. Ebenso hart ist zu v. 3 die Beziehung von „Sie" auf „in den Buden", welches vielmehr Subjekt sein sollte. — v. 10. Vorausgesetzt, dafs der Text richtig ist, wird man erklären müssen: denn alle molesti (Hartnäckigen, Trotzköpfe) haben das gleiche Recht (machen das gleiche Recht geltend) — mit Bezug auf nihil convenit, — wie Helden im Kriege (zwischen denen ein feindlicher Krieg entstanden ist), nämlich das Recht, nicht nachzugeben, bis einer von beiden tot ist. — v. 12 sind die Worte „wie Priamiden mit Hectora" besser wegzulassen.

Sat. I, 8. An der Einleitung ist nichts geändert, wie man nach der Bem. S. XV. erwarten sollte, wenn nicht etwa der Zusatz von

1 Zeile im Anhang gemeint ist. (Es wäre überhaupt zweckmäfsig, die Aenderungen im Anhang von denen im Kommentar gesondert anzudeuten.) — v. 2 ist wohl me zu denken, wegen eram. — v. 6 ziehe ich die bisherige Deutung von arundo im Anschlusse an Röhl vor. Bei Vergil Aen. VIII. 34 bedeutet arundo einen Schilfkranz auf dem Haupte des Flufsgottes. — v. 15. tristes sc. homines; wir = man. Licet, sc. aliis, worauf sich tristes bezieht: der Gegensatz folgt mit cum mihi etc.

Sat. 1, 9. v. 2 es bleibt doch fraglich, ob totus in illis jederzeit mit dem meditari verbunden ist. Bei epist. I, 1, 11 ist das Verhältnis ein anderes. — v. 8 hoc = deshalb, nicht = desto. — v. 16 halte ich nach wiederholter Prüfung des Zusammenhanges an der Frage fest. Hinc könnte, auch wenn man die Frage aufgibt, entbehrt werden (s. Anhang) und dafs in letzterem Falle das ans Ende gesetzte tibi schärfer hervortöne als bei der Frage, kann ich nicht finden. — v. 26. warum nicht est tibi pater? warum die Frage nach der Mutter? — v. 38 amas hier mit komischer Wirkung; er war ja danach. — v. 25 ob bei mollius auch an Gestikulation bei der Deklamation gedacht werden darf, ist mir zweifelhaft, namentlich im Hinblick auf Lucrez IV, 977 cernere saltantis et mollia membra moventis. — v. 42. ut . . est = cum sit? — durum wohl = difficile. v. 44. Die ganze Schönheit und Wirkung der Stelle wird aufgehoben, wenn man die Worte „paucorum flg." dem Dichter zuweist. Auch wäre das keine Antwort auf die Frage des Schwätzers. Die Frage wird erst durch das Folgende vollständig. — v. 48. Der Conjunktiv Plusquamperfekt bedeutet die Schnelligkeit. Dafs in dem Plusquamperfekt ein Hinweis auf die bisherige Unterlassung gelegen sei, ist schwer zu glauben. — v. 73. improbus natürlich nur im Scherz nennt er ihn so. Verräter im eigentlichen Sinn war er auch nicht, da er ihm ja keinerlei Zusage gemacht hatte. Deshalb will mir die frühere Erklärung „der Schalk" bes. mit Bezug auf v. 65, 66 (male salsus, ridens dissimulare) besser gefallen. — 78. Apollo als Schutzgott der Dichter, mit zweifelloser Anlehnung an Homer. Deutungen von einem Apolloheiligtum u. ä. lassen sich nicht erweisen. S. auch den ausführlichen (II.) Excurs in der Ausgabe von Fritzsche.

S. 1, 10, 1 zu der Erklärung, dafs in currere eine Anspielung auf die Schnelligkeit liege, mit der Lucilius seine Verse verfertigte, ist kein Anlafs gegeben. Der Tadel liegt in „incomposito"; s. 4, 8 durus componere versus. Ähnlich gebraucht ist currere v. 9 von der sententia. — v. 6 mirer nicht gerade „müfste ich", sondern wohl „dürfte, könnte ich". — v. 36. Die Bemerkung, „das Fatum usw." bedarf infolge der vielen eingeschachtelten Sätze eines besondern Studiums! — v. 66. Graecis wohl Dativ st. a Graecis. — v. 88 qualiacunque ähnlich Catull C. I v. 9: quare habe tibi quidquid hoc libelli et qualecunque.

II, 1, 1. Der Unterschied zwischen videor und videar wird durch Dittmars Erklärung keineswegs einleuchtend. Auch ist Horaz nicht wirklich in Erregung, sondern er stellt sich nur so; das Ganze ist ja

Fiktion; s. Einl. — v. 9. irriguum habento sagt mehr als irriganto. — v. 14 Da aus der Note des Scholiasten noch niemand eine verständliche Erklärung des Vorgangs geschöpft hat, empfiehlt sich die auch von Fritzsche angenommene frühere Erklärung Krügers von der Wehrlosmachung als Ursache des perire. — v. 29. melioris im Sinne von maioris (woraus es auch entstanden sein konnte) = der Vornehmere im Hinblick auf v. 75, wobei jedoch wie überhaupt unklar bleibt, warum auch Trebatius zur Vergleichung herangezogen wurde. — v. 35. Horaz sieht wohl nicht sich selbst als colonus an, sondern nur als Abkömmling eines solchen. — v. 37. Romano wohl besser sc. agro, auch wegen des folgenden incuteret. — v. 67 offensi wohl nicht Partizip, sondern (einfach und natürlich) verbum finitum, sc. sunt. — v. 74 quidquid = wie wenig; s. v. 60 und oben zu I, 10, 88. — v. 80 ut monitus caveas = monitus cave, wie im Griechischen bei *ὅπως*, im Deutschen dafs (mit Ellipse); z. B. dafs du mir fein nicht zu spät kommst, sc. will ich dich gemahnt haben oder sei bedacht. Die Ergänzung von scito halte ich nicht für richtig. *ὅπως ἔσεσθε ἀνδρεῖοι* sc. *ἐπιμελεῖσθε, φροντίζετε.* So *ὅπως ἀνὴρ ἔσει* (Eur.) = beweise dich ja als Mann. — v. 82. Die Übersetzung „schlechte Verse" im Sinne von maledica ist nur ein Notbehelf, wir haben kein vollständig deckendes Wort. In dem Doppelsinn von mala liegt der Witz. Die Richter müssen zum Kläger sagen: „Die Gedichte des Horaz sind nicht mala; also ist er freizusprechen". — zu v. 61 konnte auch noch auf Vers 76 verwiesen werden. — v. 86 der zu dieser Stelle S. XVI. mitgeteilten Erklärung H. Ermans kann ich mich nicht anschliefsen. —

Sat. 2, 1. Noch immer halten manche (so auch Breithaupt in seiner neuen Bearbeitung, Gotha, Perthes 1903) an der Erklärung fest, dafs hier Ofellus rede; vielmehr ist es der Dichter, der, wie er v. 2 und 3 bemerkt, die Lehren des Ofellus vorträgt. Sonst hätte ja nec meus hic sermo est, sed quae praecepit Ofellus keinen Sinn. Unrichtig ist daher auch die Meinung Breithaupts, Fritzsches u. a. Ofello iudice v. 53 sei = me iudice. Erst v. 116 wird Ofellus selbst redend eingeführt. Wieland bemerkt zu v. 8: „hier fängt Ofellus selbst zu reden an!! Auch dafs Horaz hier den von Ofellus ausgesprochenen sermo wörtlich vortrage, wie Heindorf, der quem st. quae liest, meint, ist durch nichts zu erweisen. — Unter boni verstehe ich nicht gerade Freunde des Dichters, sondern fingierte Zuhörer, Vertreter des Publikums (die Leser,) die sich der Dichter anwesend denkt. Auch der Ort ist nicht bestimmt, vielleicht ein Platz irgendwo im Freien. Gegensatz zu v. 4. — v. 55. pravum = was verkehrt wäre, weil sich das durch den Vollzug erst herausstellt. Wenn der Sinn wäre: dich in, bei deiner Verdrehtheit, würde man vielmehr pravus erwarten (pravus, wie du bist). — v. 80. Nicht von dem rasch zu Bette gehen, sondern von der raschen, kurzen Mahlzeit ist die Rede; also ist dicto citius mit curata zu verbinden; melius v. 82 bedeutet dann eine reichliche und infolgedessen länger dauernde Mahlzeit. — v. 90, 91 ist commodus zweimal erklärt,

1. schicklicher 2. richtiger und zweckmäfsiger. Das letztere ist richtig = es ist angemessener, hat mehr Sinn. — v. 114. accisis ist bei Breithaupt falsch erklärt „weil er nur mehr Pächter war"; vielmehr „beschnitten, geschmälert"; er hat von dem früheren grofsen Gute (welches sein Eigentum war) nur mehr einen Teil (den er gepachtet hat). — 123. Der Sinn kann nicht sein: Entziehung eines Bechers, sondern das Gegenteil; sonst wäre es ja keine Bestrafung des Mäfsigen. —

Sat. 3, 11. Zu quorsum pertinuit ist auf II, 2, 35 und daselbst auf II, 3, 11 verwiesen, ohne ein Wort weiter. — Zu Platona konnte bemerkt werden, dafs bei Horaz verschiedene Reminiscenzen aus dem Philosophen Plato sich finden; s. Fritzsche z. d. St. — v. 12 tantos erklärt Heindorf = so berühmte und treffliche; es ist kein Grund, es quantitativ zu verstehen, da ja doch nur 4 genannt sind. — v. 215 aurum wird Goldschmuck bedeuten.

Sat. 4, 38 quibus assis in der Bemerkung ist „blofs" zu streichen. — v. 39 in dem angeführten Beispiele steht der Indikativ laetantur im Sinne des Redenden; der Conjunktiv wäre aus der Vorstellung des Angeredeten; so auch bei reponet. — v. 84 toralia, wie schon der Name besagt, hauptsächlich für die tori bestimmt, auf die man sich beim Liegen stützte und die man beim Essen besonders vor Augen hatte, wie bei uns das Tischtuch, daher Epist. I, 5, 20 das Versprechen eines „non turpe toral" einer „non sordida mappa". Die purpurnen Teppiche liegen auf den Polstern selbst, überhaupt auf dem lectus; s. auch II, 6, 102. Mit Citaten wie Propert. 2, 3, 42 (nicht 2, 2, 52?) wird ein Schüler wenig anzufangen wissen. —

Sat. 5. 73. Die Verbindung longe prius mit oder ohne Klammern ist wohl nicht zu billigen. Am einfachsten wird longe zu vincit, prius (= zuerst) zu expugnare gezogen. Fälschlich versteht Fritzsche prius = das erstere, auf v. 12 flg. zurückweisend, als Subjekt zu vincit. — v. 90 zu den Belegstellen wäre nachzutragen Sat. II, 3, 97 etiam = ja, ja auch. Zu verwundern ist, aber auch leicht erklärlich, dafs man, nachdem doch die Stelle in Cic. Academ. längst bekannt war, so lange brauchte, bis man (Samuelson) für unsere Stelle die richtige Erklärung fand. — v. 96 ohe iam = halt ein jetzt (endlich!) die Verbindung ist vorzuziehen; auch die Stellung (der Wohlklang) am Ende des Verses verlangt es; zu ergänzen ist nichts. In der angezogenen Stelle ist iam auch nicht mit donec zu verbinden. —

Sat. 6, 18. 19. Auf den Gedanken einer Umstellung, wie sie Döderlein vornahm, kommt wohl jeder von selbst, doch erweist sich bei näherer Erwägung eine solche weder als notwendig noch als dichterich gewählter. (An und für sich — um so mehr). — v. 18 ist wohl nicht von der ambitio des Dichters selbst, sondern von der anderer zu verstehen. — v. 34. Die Anmerkung stimmt mit jener zu v. 35 nicht überein. Hier heifst es: insofern er sich der für morgen übernommenen Aufträge erinnert, worunter doch nur der des Roscius gemeint sein kann, während Anm. zu v. 35 der Sklave Roscius auf Horaz warten soll, was doch unter die Abteilung circa latus fiele.

v. 34—37 spricht Horaz selbst in der Stille zu sich (Quinte): er erinnert sich eben der früher (wann? durch wen? ist nicht gesagt) an ihn gerichteten Bitten; dagegen spricht die Worte v. 38 der selbst anwesende und auf Horaz wartende Bittsteller. Das Citat zu v. 37 (II, 5, 32) ist gegenstandslos. Auch das Citat I, 3, 126 zu addit et instat ist nicht ganz zutreffend. Dort ist zu inquit zu ergänzen er, der Stoiker, mit dem Horaz redet; hier der Bittsteller, sagt er, sc. der die Bitte Imprimat etc. gestellt hat. — v. 42. tollere vellet ist nicht = tolleret; es drückt die Vorliebe für den Dichter aus. Mitnehmen hätte Maecenas auch andere können. — v. 47 zu subiectior wird die Ergänzung von est genügen. — v. 48. noster = nos = ego; so auch wir, aber im Singular: der Meinige = ich. — v. 59. Ich kann mich nicht entschliefsen, von dem handschriftlichen perditur, welches allein den geforderten Sinn gibt, abzugehen. Perditur erklärt Fritzsche ganz richtig „ita mihi negotiis districto dies totus eripitur". Mergitur scheint mir auch mit haec inter nicht wohl verträglich, da ja die Sonne nicht den ganzen Tag hindurch vom frühen Morgen an sich zum Untergange neigt und der Dichter sich beim Untergang der Sonne auch nicht als miser, vielmehr nur als das Gegenteil bezeichnen könnte. Auch die Sehnsucht und der Wunsch nach dem Lande wird so verständlicher mit der Schilderung des Höhepunktes als des Endes seiner Qualen, der negotia aliena. — v. 80 an Begrüfsung mag man denken, an Umarmung wohl nicht. — v. 115. jetzt richtig: „mit einem solchen Leben ist mir nicht gedient", also = „ich verzichte darauf, danke dafür". —

Sat. 7, v. 1–5 ist hier als Einleitung bezeichnet; wie soll dann das im Vorhergehenden über die Satire Bemerkte genannt werden? Ähnlich noch in mehreren anderen (I, 4 u. 6, II, 4. 5. 8). Die Sat. I, 1 hätte nach S. XV gar 2 Einleitungen. Das ist verwirrend. Man könnte die Vorbemerkungen mit „Inhalt" bezeichnen, oder man mufs, wenn man für dieselben die Bezeichnung Einleitung wählen will, für die in das Gedicht einführenden Verse eine andere Bezeichnung wählen. — v. 2 amicum wohl aktiv; weil er es gut meint, kommt er zu Horaz. — v. 10 A. P. 160: mutatur in horas (einfacher gleich hierhergesetzt!) — v. 12 soll „sauberer" Comparativ sein? — v. 28. absentem st. absens; rusticus st. ruri. — v. 31. amas sc. te; so richtig. Falsch bei Fritzsche zu I, 2. 54: hoc amat „er ist in den Gedanken verliebt, er ist mit sich zufrieden.

Sat. 8, v. 36. acres potores kann im Zusammenhalt mit v. 35 calices maiores u. v. 34 nisi damnose bibimus, dann v. 39 folg. nur quantitativ, von der Menge, nicht qualitativ, von der stärkeren oder weniger starken Mischung des Weines verstanden werden. So wird man auch Sat. II, 6, 69 acria pocula u. modicis im Zusammenhalt mit v. 68 inaequales calices von der Gröfse, nicht von der Mischung des Weines zu verstehen haben. — v. 82 ridetur fictis rerum Balatrone secundo. Dafs fictis rerum von ridetur abhängt, nicht, wie Kiefsling meint, von secundo, ist zweifellos; ebenso, dafs die ficta rerum mit der unmittelbar vorhergehenden Frage des Vibidius zusammenhängen.

Zu fictis rerum ist notwendig zu verstehen a Vibidio, dem Balatro secundiert; nur so ist Balatrone secundo verständlich. Die Baldachingeschichte und die darauf folgende komische Szene zwischen Balatro und Nasidienus ist hier bereits zu Ende, wie v. 79 und bes. 80 zur Genüge ersehen lassen. Danach ist auch die Erklärung bei Krüger zu berichtigen: „Man greift allerlei Lächerliches zum Schein auf, um den wahren Grund des Gelächters nicht merken zu lassen". Diese Erklärung billigt Schütz, aber mit der Änderung, „um den Vertrauten des Nasidienus den wahren Grund des Gelächters zu verheimlichen". Nachdem aber Krüger zu v. 78 bemerkt hat: „alle flüstern, indem sie die Köpfe zusammenstecken: was sie beschäftigt und worüber sie (selbst die Parasiten des Nasidienus) sich lustig machen, ist natürlich das eben Vorgefallene", so hat er hier wohl nicht an die Parasiten, sondern nur an die Dienerschaft des Nasidienus denken können, an die natürlich auch bei Vers 78 gedacht werden mufs. (Vgl. auch Kiefsling zu v. 77 in lecto quoque; dagegen unrichtig Schütz: „damit sie die Hausfreunde nicht hören".

Es dürfte Zeit sein meine Bemerkungen zu schliefsen, da der einer Anzeige verstattete Raum längst überschritten wurde. Möge die ausführliche Besprechung eine Entschuldigung finden in meinem Interesse für den Dichter wie für die fleifsige, sorgfältige, in jeder Hinsicht vorzügliche Arbeit des Herausgebers. Möge das so vielfach verbesserte Buch auch künftighin ein vielbegehrtes Hilfsmittel zum Studium unsers Dichters bleiben!

Freising. Höger.

Homers Odyssee. Ein kritischer Kommentar von Professor Dr. P. D. Ch. Hennings. Berlin 1903. Weidmannsche Buchhandlung. 8°. VII u. 603 S. Preis 12,00 M.

Der kritische Standpunkt des Verfassers vorliegenden umfangreichen und gelehrten Buches ist von ihm selbst ausgesprochen (S. 31): „Auch in der Odyssee wird man, wenn man vorurteilsfrei an die Sache herantritt, die jetzt vorhandenen Widersprüche als grofs genug erkennen, um in der Annahme mehrerer Dichter eine Erklärung dieser Tatsache zu suchen". Freilich hat es mit diesen Widersprüchen eine eigene Bewandtnis; dem Verf. wird es am allerwenigsten unbekannt sein, dafs die „Unitarier" sie mit dem Hinweis auf sachliche Anstöfse in den Schöpfungen neuerer Dichter zu rechtfertigen suchen. In der Tat ist es auch bedenklich aus jeder Stelle, die einer anderen widerspricht, auf einen besonderen Dichter zu schliefsen. Ferner findet es sich häufig, dafs Diskrepanzen entdeckt werden, wo bei unbefangener Betrachtung alles in Ordnung ist. Verf. will (S. 185) zeigen, wie so viele Athetesen der Neueren aus dem Bestreben hervorgegangen sind den Homer willkürlich zu verbessern. „Ist es unsere Aufgabe" fragt er (S. 439) „den Text zu verkürzen resp. zu verbessern?" Jene Behauptung und diese Frage möchte man mehr als einmal auf sein eigenes Verfahren anwenden. Dafs er so viel mit Wendungen wie „es

scheint", „mag" u. a. operiert, deutet schon darauf hin, auf welch unsicherem Boden wir hier stehen.

H. findet, dafs die Verse α 1—10 den Leser weder auf das folgende Lied noch auf die ganze Odyssee vorbereiten (S. 45). Aber in einem Proömium braucht doch nicht alles im einzelnen erwähnt zu werden, was im Verlaufe des Epos erzählt wird. — Theoklymenos wird vom Verf. mit wenig Glück und schwächlicher Begründung mit Parricida in Schillers Tell verglichen. — Dafs, wie H. annimmt, die Telemachie ursprünglich als selbständiges Gedicht existiert habe, ist wenig glaublich; wie er selbst hervorhebt, ist ihre Handlung sehr unbedeutend; wie hätte ein Dichter auf den Gedanken kommen können ein eigenes Lied dieses Inhalts zu verfassen? — S. 279 wird allzu zuversichtlich behauptet, dafs das Kikonenabenteuer (ι 39—66) von Gemoll als unecht erwiesen sei. — Ebenso erlaubt sich Verf. eine vorschnelle Folgerung, wenn er (S. 303) meint: „κ 470 fehlt in den besten Handschriften; er ist wohl aus Hes. Theog. 59 eingeschwärzt; ein Beweis mehr, dafs die Rhapsoden sich nicht auf den Vortrag homerischer Lieder beschränkten". Aber eine mit „wohl" eingeführte Aussage kann doch nicht als Beweis gebraucht werden! — Eine recht komplizierte, wenig wahrscheinliche Theorie wird S. 385 entwickelt: Die Abenteuer des Odysseus bei den Lotophagen, den Kyklopen, den Lästrygonen und Aiolos soll der Dichter in der dritten Person erzählt vorgefunden, damit die gleichfalls in dritter Person berichteten Erlebnisse mit Kirke, den Sirenen, mit Skylla und Charybdis, endlich dem Vorgang mit den Heliosrindern in Verbindung gebracht und das Ganze in die erste Person umgesetzt und seinem Helden in den Mund gelegt haben. — Schwach ist die Beweisführung, welche die Rhapsodie ξ betrifft. In diesem Gesang soll Odysseus den Eumaios noch nicht auf die Probe stellen können; denn das Gespräch zwischen beiden ziehe sich, wenn das genannte Motiv beibehalten werde, tief in die Nacht hinein, was der homerischen Sitte widerspreche. Sollte es zu Homers Zeiten nicht üblich gewesen sein bei besonderen Anlässen, wenn zum Beispiel ein Gast mit seinen Erzählungen bei den Zuhörern Gefallen fand, das Zubettegehen etwas zu verschieben? In solcher Weise argumentieren heifst denn doch dem Dichter Regeln vorschreiben. — Was die bezüglich der Fufsbadszene in τ von H. dargelegten Bedenken und Anstöfse betrifft, so erledigen sie sich samt und sonders, sobald man die VV. 346—348 mit Aristarch verwirft. Der Verf. freilich sieht in dieser Athetese ein unzureichendes Mittel die Schwierigkeiten der Situation zu lösen, da Penelope (V. 350 ff.) wie auch Eurykleia (V. 372 ff.) auf die von dem Alexandriner gestrichene Stelle Bezug nähmen. Nun wird man aber in der Rede der ersteren vergebens eine Beziehung auf die Verse 346 ff. suchen und die Worte der letzteren können zwar, müssen aber nicht darauf bezogen werden. —

Nebenbei sei noch bemerkt, dafs (S. 548) die von W. Helbig herrührende Erklärung des vielbesprochenen Axtschiefsens in φ nicht sehr klar wiedergegeben ist. — In der gegenwärtig eifrig erörterten Frage, ob wir das homerische Ithaka in dem heutigen Theaki oder

Leukas (Santa Maura) zu erblicken haben, neigt sich H. auf Seite Dörpfelds, der die Heimat des Odysseus auf letzterer Insel sucht. In allerjüngster Zeit hat diese Theorie in P. Goefsler (Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus) einen überzeugten Verfechter gefunden.

S. 21 heifst es, dafs die Verse B 557 f. über Aias in Athen in den Text der Ilias eingeschoben wurden. Das mag sich so verhalten; folgt aber daraus eine in Athen vorgenommene Diaskeuase der Epen überhaupt? und wenn, — hiefse das soviel, als dafs die Gedichte in Athen entstanden seien?

Um auch von der Darstellung des Buches ein Wort zu sagen, so fällt bei dem sonst ruhig-sachlichen Tone, den H. einhält, eine sich wiederholt (z. B. S. 153, 233, 424 und sonst) kundgebende Animosität gegen Ed. Kammer auf. Befremdend klingt der Ausdruck „auf der Insel Kalypso“ (S. 95); unschön sind die Wendungen „man hat sich im Homer auf die Ruderbänke gesetzt“ usw. (S. 113) und „am Auge blenden“ (S. 158). S. 179 bemerkt der Verf. mit Anlehnung an Lessings bekanntes Wort (Literaturbriefe I. Teil VII 17. Brief) zu der Bemerkung Köchlys über ζ 257 (diss. I de Odyss. carm. S. 30) „hoc perinepte dictum quis non videt?“ folgendes: „Ich gestehe dieser quis nicht zu sein“. Er wollte doch wohl sagen: Ich gestehe dieser quis zu sein, d. i. ich sehe es nicht. Nur so geben die Worte den von H. beabsichtigten Sinn.

Druckfehler tauchen ziemlich selten auf. Angemerkt sei „Leukhotea“ (S. 82), „ἔν τισι„ st. ἔν τισι (S. 83), „ἦλϑον“, (S. 304), „Ἄορνος“ st. Ἄορνος und „Ἀχερουσία“ st. Ἀχερουσία (S. 314) „χυναικός“ (S. 324).

Am Ende des Buches (S. 598 ff.) fafst H. seine Ansicht über Entstehung und Komposition der Odyssee kurz zusammen um mit den Worten zu schliefsen: „Ich für meine Person halte dafür, dafs eine Menge von Homeriden (und Rhapsoden) daran gearbeitet haben, das erhebende Bild einer von Frömmigkeit und Vaterlandsliebe erfüllten Welt ihren Landsleuten zu schildern“. Indes lassen schon die vorstehenden wenigen Bemerkungen erkennen, wie schwankend der Boden ist, auf dem er seine Untersuchungen aufbaut, und wie wenig man auf diesem Wege zu gesicherten, allgemeine Anerkennung findenden Ergebnissen gelangt.

Die Kritik, welche die homerischen Epen einfach nach vermeintlichen oder wirklichen Widersprüchen beurteilt, zeitigt selbst die schreiendsten Widersprüche in ihren Urteilen, so dafs z. B. nach W. Hartel (Untersuchungen über die Entstehung der Odyssee, Zeitschr. für die österr. Gymn. 1864) der Dichter des Kirkeabenteuers den Verfasser der Kalypsoepisode nachgeahmt haben soll („der Dichter von ε kann nicht die verblafste und verwaschene Kopie der Kirkesage geschaffen, sich selbst so unglücklich wiederholt haben“), während Verf. B. Niese beistimmt, der (Entwicklung der homerischen Poesie 1882) das „Kalypsolied“ für die ursprüngliche, das „Kirkelied“ für die spätere Dichtung erklärt.

Passau. M. Seibel.

Griechische Münzen. Auktionskatalog (Nr. XIII) einer hochbedeutenden Sammlung griechischer Münzen aus dem Nachlasse eines bekannten Archäologen. München 1905. Dr. Jacob Hirsch. 292 S. Text, 58 Lichtdrucktafeln. 25 M.

Die Auktion der im Katalog verzeichneten Münzen — sie fand im Mai dieses Jahres statt — hat in Fachkreisen und darüber hinaus viel von sich reden gemacht: handelte es sich doch um die gröfste Sammlung griechischer Münzen, welche jemals in München unter den Hammer gekommen; zudem stand sie durch die prachtvolle Erhaltung der meisten Stücke einzig da; besonders aber zeichnete sie sich dadurch aus, dafs in ihr das räumlich und zeitlich so weit ausgedehnte Gebiet der griechischen Numismatik in seinen verschiedenartigsten Erscheinungen gleichmäfsig und reichhaltig vertreten war, von Spanien bis nach Baktrien und Indien, von den Elektronmünzen des 7. Jahrh. v. Chr. bis zu den Bronzen der späten Kaiserzeit. Dieser Umstand sowie die streng wissenschaftliche Beschreibung der Münzen rechtfertigt auch eine Empfehlung des für praktisch-geschäftliche Zwecke geschaffenen Katalogs in unserer Zeitschrift: durch seine Reichhaltigkeit kann er nämlich geradezu als Ersatz für ein Handbuch der griechischen Numismatik gelten, das in unserer deutschen Fachliteratur leider immer noch fehlt[1]) Im Zusammenhalt etwa mit dem Abschnitt 'Griechische Münzen' in Dannenbergs Grundzügen der Münzkunde (Webers Illustrierte Katechismen Nr. 131), d. h. zur Ausführung und Illustration des dort Skizzierten, könnte der Katalog Lehrern wie Schülern recht gute Dienste tun. Die Lichtdrucke der 58 Tafeln (etwa 20 Münzen auf jeder) sind Muster guter und scharfer Vervielfältigung, der Text gibt aufser der Beschreibung das Alter, die Bezeichnung der Münzgattung und Literaturverweise auf die numismatischen Hauptwerke.

Im Anschlufs hieran sei noch bemerkt, dafs bei Dr. Hirsch vor kurzem ein neuer Auktionskatalog (Nr. XIV) erschienen ist, der in Anlage und Ausstattung dem obigen vollständig entspricht. Es handelt sich um eine Sammlung griechischer und römischer Münzen, die am 27. November zur Versteigerung kamen. Der Katalog hat 19 Tafeln und kostet 10 M.; die griechischen Serien sind natürlich nicht so reichhaltig und schön vertreten wie in Nr. XIII, dagegen hat man auch einen Überblick über die römische Numismatik bis ins 5. Jahrhundert hinunter.

München. O. Hey.

---

[1]) Die Engländer haben ein solches in Heads (englisch geschriebener) Historia Numorum (Oxf. 1887).

IV. Abteilung.

Miszellen.

Hofrat Johann Fesenmair.

(Nekrolog.)

Spät erst legt ein Schüler Fesenmairs einen bescheidenen Kranz dankbarer Erinnerung auf das Grab seines Lehrers. Wer den Heimgegangenen kannte und schätzte, wird hoffentlich auch jetzt noch den folgenden Zeilen, die seinen Lebensgang und seine Wirksamkeit kurz schildern wollen, freundliche Beachtung schenken.

Johann Evangelist Fesenmair war am 24. November 1826 zu Bischertshofen im Bezirksamt Bruck geboren. Seine Eltern waren Gütlerseheleute, die auch die Hausweberei betrieben In Aufkirchen bei Maisach besuchte er die Volksschule. Im Jahre 1845/46 bestand er — stets ein sehr tüchtiger Schüler — die Reifeprüfung am Wilhelmsgymnasium. Zu seinen Mitschülern zählte Fesenmair eine Reihe von Jünglingen, deren Namen später rühmlich bekannt wurden. Zu diesen gehörte Wolfgang Bauer, „oft beim Namen genennet, oft gerufen vom Grabe her,“ ferner Johann Heifs, Priester und lange Zeit Fesenmairs Amtsgenosse, später Lyzealprofessor in Passau, ein überaus bescheidener, vielseitig — auch musikalisch — gebildeter Mann, Altphilologe und kenntnisreicher Orientalist, der leider durch die Kurzsichtigkeit und den Hochmut eines Vorgesetzten verhindert wurde sich den orientalischen Sprachen ausschliefslich zu widmen. Aufser diesen Philologen ist der Literar- und Kunsthistoriker Professor Dr. Hyazinth Holland zu nennen, der unermüdliche Mitarbeiter an der Allgemeinen deutschen Biographie, ein Literat im edelsten Sinne des Wortes und heute noch trotz seiner 79 Lebensjahre ein Mann von unverwüstlicher Geisteskraft, ferner der Jurist Franz Bonn, der zuerst bayerischer Richterbeamter war, dann in Thurn- und Taxisschen Diensten eine hohe Stellung einnahm und als Dichter auch in weiteren Kreisen Beachtung fand. Noch bekannter wurde Martin Schleich, der Verfasser volkstümlicher, gern gesehener Lustspiele und Herausgeber des satirischen Münchner „Punsch“, schon auf der Schulbank ein Witzbold sondergleichen.*) Als scharfsinniger und beredter Advokat erwarb sich Jakob Gotthelf einen geradezu berühmten Namen; auch er erfreut sich wie Holland noch einer ungewöhnlichen Geistesfrische. Endlich ist noch der feinsinnige und witzige Georg Mefsmer, ein Schüler Deutingers, zu nennen, der als Religionsprofessor am Maxgymnasium starb. Er war ein guter Kenner des Englischen, übersetzte Shakespeares Makbeth und widmete sich mit fast leidenschaftlichem Eifer astronomischen Studien.

Während seiner Universitätszeit hörte Fesenmair Thiersch und Spengel sowie den anregenden Lasaulx; einen besonderen Genufs bereitete ihm und seinen Freunden die Vorlesung Strebers über Kunstgeschichte. Mit grofsem Ernst betrieben die überaus ideal gesinnten Jünglinge ihr Studium. Daneben tritt eine aufserordentliche Anspruchslosigkeit und Einfachheit ihrer Lebensweise zutage. Das Abendbrot, das unmittelbar aus dem Schweinemetzger- und Bäckerladen bezogen war, verzehrten sie mit Vorliebe auf der Strafse und versicherten dann beim sehr mäfsigen Abendtrunk im Prügelbräu, sie hätten schon zu Hause gespeist. Die Gasbeleuchtung der Strafsen, die damals eingerichtet wurde, erregte deshalb ihren Unmut; denn durch die wenn auch recht schwache Flamme wurde die Ein-

*) Den beiden Jugendfreunden Bonn und Schleich hat Dr. Holland in der Allgemeinen deutschen Biographie (im 47. u. 31 B,) ein Denkmal gesetzt.

nahme des Diners doch so sehr in die Oeffentlichkeit gezogen, dafs sie ins Haus verlegt werden mufste.

Im Jahre 1851 bestand Fesenmair das Staatsexamen. Am 1. Juni 1852 wurde er zum Verweser der 3. Lateinklasse am Ludwigsgymnasium ernannt. An dieser Anstalt blieb er, bis am 24. November 1854 seine Ernennung zum Studienlehrer in Amberg erfolgte. Aber schon im nächsten Jahre wurde er ans Wilhelmsgymnasium in München versetzt. Hier wirkte er — seit 1. Oktober 1863 als Gymnasialprofessor — bis 1891. In diesem Jahre wurde er vom 16. Oktober an zum Rektor des Ludwigsgymnasiums ernannt. Am 1. September 1898 trat er mit dem Titel und Rang eines K. Hofrates in den erbetenen Ruhestand. Der Michaelsorden war ihm schon im Jahre 1888 verliehen worden. „Eine 46jährige unermüdliche und erfolgreiche Tätigkeit in Wort, Schrift und Tat als Lehrer und Erzieher liegt zwischen dem Tage seines Eintrittes in das K. Ludwigsgymnasium und dem letzten Tage seiner Wirksamkeit daselbst", sagt sein Nachfolger Rektor Dr. Ohlenschlager im Jahresbericht des Ludwigsgymnasiums für 1898/99. Nach einer Ruhezeit von 8 Jahren starb Fesenmair am 3. September 1904. Seine Gattin war ihm 1902 im Tode vorangegangen. Tief gebeugt schritt er in den letzten Jahren dahin. Unter einer rasch fortschreitenden Arterienverkalkung litt zuletzt auch sein Erkenntnis- und Erinnerungsvermögen. Sanft entschlummert, einem ruhig Schlafenden gleichend, wurde er im Lehnstuhl gefunden. Aufser zwei Töchtern überlebt ihn ein Sohn.

Schon die ziemlich hohe Gestalt Fesenmairs, seine aufrechte Haltung und kräftige Stimme liefsen ihn als Herrscher in der Schule erscheinen. Seine Klasse stand unter einer sehr straffen Disziplin. Scharf fafste er die Schüler an; aber ein unziemliches Wort kam wohl nie über seine Lippen, eine körperliche Züchtigung nahm er meiner Erinnerung nach niemals vor; aber auch seine Unparteilichkeit war bekannt. Mehr als seine Strafen fürchteten wir Schüler seine verweisenden Worte. Stets aber war sein Tadel von einem Pathos getragen, das er auch sonst nicht verleugnete. Wohl wegen seiner klangvollen Stimme und seiner schönen Aussprache verkündete er alljährlich die Namen der mit Preisen ausgezeichneten Schüler, und wer seine mit tiefer Empfindung am Grabe Wolfgang Bauers gesprochenen Worte hörte, mufste schon von dem Vortrag ergriffen werden. Seine Reden, namentlich die Ansprachen, die er als Rektor hielt, zeichneten sich aber nicht nur durch schönen Vortrag und gediegenen Inhalt sondern namentlich auch durch eine formvollendete Sprache aus. Einen Grundzug seines Wesens bildete eine tiefe, aus innerster Überzeugung fliefsende Frömmigkeit, die aber niemals irgendwie aufdringlich hervortrat. Wie Wolfgang Bauer war er von grofser Liebe zu seinen Eltern beseelt. Diese bewies er auch dadurch, dafs er alljährlich dem Jahresgottesdienst für sie in der Heimat mit seiner Familie anwohnte. Bis in sein höheres Alter blieb er eine tatkräftige, ziemlich streitbare Natur; Winkelzüge kannte er nicht. Schon in seinem frühen Mannesalter war ihm eine allmählich zur Gewohnheit gewordene sauertöpfische Stimmung eigen, für die man freilich vergeblich nach einem Grund suchte. Sie war auch vielleicht nicht immer ganz ernst gemeint; aber stets gab es etwas, das seinen Tadel, seinen Unmut oder seinen Spott herausforderte. Sein Unterricht war gründlich und energisch und fufste auf sehr guten Kenntnissen. Seinen Amtsgenossen kam er immer in freundlicher Weise entgegen; den Eltern der Schüler gegenüber war sein Auftreten würdevoll, aber stets höflich. Mit der gröfsten Unverdrossenheit erledigte er auch in seinen späteren Lebensjahren die Korrekturen. Viele Jahre (1865—1891) war er Repetitor für die alten Sprachen in der K. Pagerie. Schon in früher Morgenstunde — selbst im Winter — rief ihn dieses Nebenamt zum Unterricht. Auch an anderen Arbeitszulagen fehlte es nicht. Fesenmair wurde zur Prüfung für den Einjährig-freiwilligen Dienst sowie zur Lehramtsprüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen als Examinator beigezogen, mindestens 7 Jahre besorgte er das zeitraubende und unangenehme Geschäft des Kassiers des bayer. Gymnasiallehrervereins, dem er wohl schon seit seiner Gründung angehörte, zwei Jahre, vom April 1870 bis April 1872 war er dessen 1. Vorstand.*)

*) Der Bericht über die 8. Generalversammlung (1872), in der Fesenmair über seine und des Ausschusses zweijährige Vereinstätigkeit Rechenschaft gab, steht im 8. B. (S. 340—44) der Gymnasialblätter.

Aber trotz der vielfachen amtlichen und aufseramtlichen Tätigkeit fand Fesenmair noch Kraft, Lust und Zeit zu literarischen Arbeiten. Er verfafste ein Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische (München, Lentner 1861) in zwei Teilen (I. T. Deklination und regelmäfsige Konjugation, II. T. Unregelmäfsige Konjugation), von denen der erste 1865 zum zweitenmal aufgelegt wurde. Am Schlusse des Schuljahres 1864/65 erschien die I. Abteilung eines Programms des Wilhelmsgymnasiums, das den Titel führt: Sparta vor der Schlacht bei Leuktra bis zum Verschwinden des Namens. (Eine zweite Abteilung folgte nicht mehr.) Von dem syntaktischen Teil der „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische von Karl Halm" gab Fesenmair den I. Kurs in 10., den II Kurs in 9. Auflage heraus (Lindauer, 1887 und 1891). Noch fruchtbarer war seine Tätigkeit auf dem Gebiete der neueren Sprachen. Denn Fesenmair beherrschte die französische, spanische und italienische Sprache. Seine Verdienste um die Verbreitung der spanischen Literatur in Deutschland wurden durch Verleihung des Ordens Isabel la Católica anerkannt, die Academia Della Valle Tibaina Toscana di Scienze, Lettere et arti ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Auch der Schule kamen seine spanischen Studien dadurch zugute, dafs er lange Zeit — 10 Jahre umsonst — am Wilhemsgymnasium spanischen Unterricht erteilte. Seine Schriften, die sich auf die Literatur moderner Sprachen beziehen, sind folgende:

Die Martyrer von Chateaubriand, aus dem Französischen übersetzt (München, Lentner, 1864).

Dreifsigtausend Taler Rente von José Herberto García de Quevedo, Drama in 4 Akten, aus dem Spanischen übersetzt (München, Lentner, 1865).

Lehrbuch der spanischen Sprache, zweite Auflage des Braunschen Lehrbuches der spanischen Sprache (München, Lindauer 1879; dritte Auflage 1884).

Don Diego Hurtado de Mendoza, ein spanischer Humanist des 16. Jahrhunderts, zwei Programme des K. Wilhelmsgymnasiums (1881/82 und 1883/84).

Spanische Bibliothek mit deutschen Anmerkungen für Anfänger (München, Lindauer, 1884—1899). Diese Sammlung enthält Erzählungen, Schilderungen, Dramen u. ä.

Aber trotz seiner bei einem Altphilologen nicht gewöhnlichen Kenntnisse der neueren Sprachen hörte man ihn wohl nie ruhmredig davon sprechen Zu seiner Bescheidenheit stimmte die durchaus einfache Lebensweise, die er wie Wolfgang Bauer seit seiner Jugend beibehielt. Jeder Luxus war ihm verhafst. Ein Schüler, der ihm irgendwie Geckenhaftigkeit zu verraten schien — und dieser Begriff hatte bei ihm einen weiten Umfang! — mufste bittere Worte hören. Die Ferien verbrachte er früher gern in Kaltern, dann regelmäfsig in Steinach am Brenner, bis ihn die später erwachende Reiselust öfters nach Italien führte. Schon im Jahre 1847 hatte er übrigens nach Venedig eine Reise gemacht, deren sehr hübsche Schilderung er im engeren Freundeskreise vorlas.

Auf die Dauer wollte er sich von München nicht trennen. So konnter er sich denn auch nicht entschliefsen das Rektorat des neu gegründeten Gymnasiums in Burghausen anzunehmen. Von seiner Tatkraft und Festigkeit hätte man wohl eine gute Verwaltung der ihm anvertrauten Anstalt erwarten dürfen. Als er in etwas vorgerücktem Alter Rektor wurde, hatte seine Spannkraft schon einigermafsen nachgelassen, darin aber stimmen alle Lehrer, die unter ihm dienten, überein, dafs er ein überaus pflichttreuer und wohlwollender Amtsvorstand war. Und mit voller Treue wahrte er das wertvolle Erbstück des Wilhelminums, die stramme Zucht; mit geradezu jugendlichem Feuer fuhr er gegen jene los, die Ordnung oder gute Sitte verletzten.

Ich habe versucht Fesenmairs Wesen und Wirken nach den Wahrnehmungen zu schildern, die ich als sein Schüler machte und später, als ich 10 Jahre neben ihm Lehrer am Wilhelmsgymnasium war. Ich hatte ihn in der zweiten und dritten Lateinklasse zum Ordinarius, im Jahre 1863/64 während der Krankheit und nach dem Tode des Professors Häring in der Oberklasse zum Lehrer im Französischen. Verschiedene Mitteilungen verdanke ich Herrn Professor Dr. Holland und dem Sohne des Entschlafenen, Herrn Direktionsrat Eduard Fesenmair. Beiden Herren sei auch hier aufrichtiger Dank ausgesprochen!

München. August Brunner.

Die angebliche Verekelung der deutschen Klassiker auf dem Gymnasium.

In Nummer 243 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. Oktober 1905 spricht ein Herr Julius von Negelein in seinem Aufsatze „Modernes bei Goethe" folgende Verdächtigung aus:

„Es ist noch ein zweites, was uns die Lektüre gerade derjenigen Schöpfungen, mit denen wir gewissermafsen aufgewachsen sind, erschwert. Man wird uns weder für frivol noch für oberflächlich halten, wenn wir hiemit einen wunden Punkt unseres öffentlichen Bildungslebens berühren müssen. — Wer denkt, wenn er die Namen von Egmont und Götz, von Iphigenie und Tasso hört, in schier unfafslicher Gedankenassoziation nicht an seine ehemalige Schule und Schulzeit? Wer nicht daran, dafs er in einer Zeit, in der man sich an der blofsen Form unter Vernachlässigung des inhaltsvollen Details zu berauschen pflegte, die nebensächlichsten Szenen dieser Dramen zerpflücken, zergliedern und dadurch ästhetisch entwerten mufste? Ich schlage — wir lasen den Goethe (soll heissen „Goetz") doch auf Obersekunda? — die Szene vom Femgericht auf — ha, es war die kaum eine Druckseite bedeckende Stelle, über die wir einen mindestens zehn Seiten messenden Aufsatz schreiben mufsten. Ich blättere erschreckt weiter — Weislingen vergiftet sich, mir aber wird fast ebenso so übel wie ihm bei der Erinnerung zumute, dafs ich diese Stelle dereinst habe auswendig lernen müssen. Ich sehe mir die Belagerungsszene an — ja, was bedeuten denn die vielen häfslichen Bleistiftstriche meines Handexemplares? Richtig! Ich habe diese Szene zur Strafe für ruhestörenden Lärm dreimal abschreiben müssen. Ich schlage — doch nein, ich schlage das Buch lieber zu. Man hat meinen Goethe geschändet, ihn entheiligt; mit keinen anderen Gefühlen als denen der Heiligung darf man an ihn herantreten. Also auf ein anderes Mal."

Demgegenüber sieht sich der Herr von Negelein am Ende seines 2 Artikels (Beilage z. a. Z Nr. 258, Seite 251) zu folgendem Widerruf gezwungen:

„Mein ehemaliger Lehrer, der nunmehrige Direktor am Kgl. Wilhelmsgymnasium zu Königsberg i. Pr., Herr Professor Dr. Ernst Wagner, fordert mich unter Bezugnahme auf einen manchen Lesern vielleicht noch erinnerlichen Passus des ersten Teiles dieses Aufsatzes (Beilage vom 20. Okt. dieses Jahres) zur öffentlichen Feststellung folgender Tatsachen in dieser Zeitung auf:

Zunächst ist nach Ausweis der Schulprogramme in den drei Jahren, in denen ich die Sekunda des Wilhelmsgymnasiums besucht habe, ein Aufsatz über das Femgericht überhaupt nicht bearbeitet worden. Sodann weist Prof. Tieffenbach, der damals mein Lehrer war, die Behauptung, er habe die Geschmacklosigkeit besessen, einem Schüler die letzten Worte Weislingens zum Auswendiglernen aufzugeben, oder das pädagogische Ungeschick bezeigt, ihn zur Strafe irgend etwas, was es auch sei, dreimal abschreiben zu lassen, mit Entrüstung zurück.

Indem ich mit der vorausgegangenen Erklärung einer mir „ebenso höflich als dringend" auferlegten „Pflicht der Wahrhaftigkeit" nachkomme, überlasse ich das Urteil darüber, ob die mir zudiktierte Feststellung an diesem Platze angebracht sei und wie weit sie den Sinn jener Worte meines Aufsatzes berühre, dem Urteil des geneigten Lesers."

Man weifs nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die leichtfertige und grundlose Verdächtigung einerseits oder über die naive Zumutung in dem letzten Teil des Widerrufes anderseits. Jedenfalls verdient die Tatsache, dafs in einem so angesehenen Blatte derartiges ohne weiteres Aufnahme finden konnte, hier festgenagelt zu werden. (Die Red.)

Prüfungsaufgaben 1905.

I. Absolutorialaufgaben an den Progymnasien.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische (3 Stunden).

Ein nicht zu unterschätzender Geschichtschreiber spricht die Meinung aus, nach Cäsars und Pompejus' Ermordung wäre das römische Volk wieder zur alten Freiheit zurückgekehrt, hätte nicht der letztere Söhne, der erstere einen Erben hinterlassen und wäre nicht, was verderblicher war als beides, der verschlagene und nach Cäsars Machtstellung lüsterne Marcus Antonius noch am Leben gewesen. Unwillig darüber, dafs er in Cäsars Testament erst an zweiter Stelle als Erbe eingesetzt war, unternahm dieser gegen Octavian den sogenannten Mutinensischen Krieg. Da er sich nach der Ermordung des Diktators des Staatsschatzes bemächtigt hatte, mit reichen Geldmitteln versehen, rüstete er ein beträchtliches Heer und belagerte bei Mutina Decimus Brutus, der seinen Bewegungen Widerstand zu leisten suchte.

Allein Octavius Cäsar, der jetzt bekanntlich im 19 Lebensjahre stand, erwies sich kräftiger, als man in Anbetracht seiner Jugend hätte erwarten sollen. Aus Griechenland, wo ihm der Tod seines Grofsoheims (avunculus magnus) gemeldet worden war, in Rom angelangt, rief auch er die Veteranen rasch wieder zu den Waffen und griff als Privatmann — wer hätte es glauben sollen? — den Konsul an, vertrieb den Antonius aus dem Lager und errang hier und nicht gar viele Jahre später über dessen Bruder Lucius bei Perusia einen glänzenden Sieg. In der ersteren Schlacht tat sich Octavian zudem durch persönliche Tapferkeit vor anderen hervor. Man erzählt nämlich, er habe verwundet und blutüberströmt einen Adler, den ihm der sterbende Fahnenträger übergeben hatte, auf seinen Schultern in das Lager zurückgetragen.

Wie ohne Zweifel keinem von euch unbekannt ist, söhnten sich die beiden Gegner bald wieder aus, ja Antonius heiratete sogar Octavians Schwester. Indes weit entfernt, dafs die neu hergestellte Freundschaft von Dauer gewesen wäre, brachen immer wieder andere Zwistigkeiten aus, bis endlich durch die Entscheidungsschlacht bei Actium Cäsar Octavianus alleiniger Herr des römischen Reiches wurde. Damit fand die alte römische Freiheit ihr Ende; es begann die Zeit des Prinzipates oder, wie unser Historiker es nennt, die Zeit der Knechtschaft.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

Deutschland, unser liebes Vaterland, ist jetzt eine Seemacht (une puissance maritime) ebenso wie fast alle grofsen Staaten der Welt. Seine Kriegsflotte (la marine militaire) scheint zwar (il est vrai) noch zu klein [zu] sein um die Sicherheit (la sûreté) seines bedeutenden Seehandels (commerce maritime) und seiner langgestreckten (= langen) Küste (le littoral) zu gewährleisten (sauvegarder), aber seine Handelsmarine (la m. marchande) zählt bereits mehr Schiffe als diejenige (celle) Frankreichs, obgleich die Franzosen seit dem 16. Jahrhundert ihre Handelsflotte nicht mehr vernachlässigt (négliger) haben. [Konjunktiv] Unter der Regierung Ludwigs des XIV. gab es in der Tat (en effet) eine Zeit, wo die Franzosen die Herrschaft (l'empire) zur See (= der Meere) mit den Engländern und den Holländern geteilt (partager) haben. Damals wurden bisweilen glänzende (brillant) Siege über die Nebenbuhler (le rival) Frankreichs von französischen Admiralen (amiral) wie Tourville und Duquesne erfochten. Die zwei berühmten Staatsmänner des 17. Jahrhunderts, Richelieu und Colbert, gelten (être regardé) im allgemeinen als (comme) die Begründer der französischen Seemacht. Der König Heinrich IV., welcher am 14. Mai des Jahres 1610 durch Mörderhand umkam (être assassiné), hatte nur wenige Schiffe seinem Nachfolger hinterlassen; deshalb trug Richelieu Sorge (avoir soin) eine grofse Anzahl Handelsfahrzeuge (le navire marchand) und Kriegsschiffe (le vaisseau de g.) zu (de) erbauen. Colbert setzte sodann sein Werk eifrig fort; er errichtete (établir) Schiffswerften (le chantier), vergröfserte mehrere Häfen und führte (créer) die Marinerekrutierung (l'inscription maritime) ein. Aufserdem (outre cela) begünstigte er, so gut er konnte (= de son mieux), den Handel und die Industrie. So wurde Frankreich (c'est ainsi que la Fr. devint.) bald ein reiches Land.

Deutsche Ausarbeitung (3 Stunden).

1. Welche Personen und Umstände haben zum Emporblühen Athens, welche zu seinem Verfalle beigetragen?
2. „Rastlos vorwärts mufst du streben,
   Nie ermüdet stille stehen,
   Willst du die Vollendung sehen." (Schiller).
3. Wodurch fesselt die Hauptperson in einer Schillerschen Ballade unsere Teilnahme? (Die Ballade ist von der Prüfungskommission zu bestimmen.)

Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische (2 Stunden).

1. Meleager war der Sohn des Öneus, des Königs von Kalydon, und der Althäa, der Tochter des Thestios. Als er sieben Tage alt war, sollen die Mören geweissagt haben,[1]) Meleager werde dann sterben, wenn[2]) das auf dem Herde brennende[3]) Scheit[4]) verbrannt wäre.[5]) Als[6]) Althäa das vernommen hatte, nahm sie das Scheit weg und verbarg es in einem Kasten.[7]) Nachdem Meleager herangewachsen war,[8]) fand er auf folgende Weise den Tod. Da Öneus allen Göttern die Erstlinge[9]) der jährlichen[10]) Früchte opferte, liefs er allein Artemis aufser acht. Erzürnt darüber sandte die Göttin einen Eber hervorragend[11]) an Gröfse und Stärke, welcher dem Lande Schaden zufügte und die Herden[12]) und die Bewohner vernichtete. Gegen diesen Eber rief Öneus alle Helden[13]) in Griechenland zusammen und versprach demjenigen, der ihn töte, die Haut[14]) als Siegespreis[15]) zu schenken. Es versammelten[16]) sich aber unter vielen anderen Meleager, Atalante und die Söhne des Thestios, die Brüder der Althäa. Als sie versammelt waren, bewirtete sie Öneus neun Tage lang,[17]) am zehnten schickte er sie zur Jagd[18]) aus. Nach dem Eber schofs[19]) zuerst Atalante und traf ihn in den Rücken; dann wurde ihm von Amphiaraos das eine Auge ausgeschossen;[20]) zuletzt tötete ihn Meleager durch einen Stofs in die Weiche[21]) und schenkte das Fell der Atalante. Die Söhne des Thestios aber hielten es für eine Schande, wenn eine Frau den Siegespreis[22]) gewinne,[23]) und nahmen ihr das Fell weg mit[24]) der Begründung,[25]) dafs es ihnen gemäfs ihrer Verwandtschaft[26]) zukomme, wenn Meleager nicht selbst darauf Anspruch mache. Im Unmut[27]) darüber erschlug Meleager die Söhne des Thestios, das Fell aber blieb Eigentum der Atalante. Erbittert[28]) über den Tod ihrer Brüder zündete Althäa das Scheit an und Meleager starb plötzlich.

2. Der Arzt Menekrates ging soweit im Dünkel,[29]) dafs er sich für Zeus hielt. Philipp von Mazedonien lud ihn einmal zu einer Mahlzeit[30]) ein, liefs ihm abgesondert von den anderen ein Lager[31]) herrichten[32]) und ein Rauchfafs[33]) hinstellen und räucherte[34]) ihm. Die übrigen aber wurden bewirtet und die Mahlzeit war grofsartig. Menekrates freute sich anfangs über die Ehre, als aber allmählich der Hunger ihn ankam[35]) und der Beweis geliefert[36]) wurde, dafs er ein Mensch sei und zwar ein einfältiger, da erhob er sich und ging auf und davon.

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1.

Man bestimme die Werte von x, y und z, welche den Gleichungen

$$x : y : z = \frac{1}{3} : \frac{1}{4} : \frac{1}{5};$$

$$\frac{2x-3}{3} + \frac{3y-4}{4} + \frac{4z-5}{5} = 2048$$

genügen.

---

[1]) προφητεύω [2]) ὅταν [3]) καίω [4]) δαλός [5]) κατακαίω Aor. Pass. [6]) Part. [7]) λάρναξ [8]) ἀνδρόω Aor. Pass. [9]) ἀπαρχαί [10]) ἐτήσιος [11]) ἔξοχος [12]) βόσκημα [13]) ἄριστος [14]) δορά [15]) ἀριστεῖον [16]) συναθροίζω [17]) ἐπί [18]) θήρα [19]) τοξεύω [20]) ἐκκόπτειν [21]) ὁ κενεών [22]) τὰ ἀριστεῖα [23]) τυγχάνω [24]) χρῆσθαι [25]) λόγος [26]) γένος [27]) χαλεπῶς φέρειν [28]) λυπέω [29]) ὁ τῦφος [30]) θοίνη [31]) κλίνη [32]) παρασκευάζω [33]) θυμιατήριον [34]) θυμιᾶσθαι [35]) περιέρχεσθαι [36]) ἐλέγχω.

3.

Das Dreieck ABC zu zeichnen, von welchem die 2 Seiten AC und BC und die zur dritten Seite gehörige Höhe gegeben sind, nämlich

$$AC = 7;\ BC = 6;\ \text{Höhe} = 5 \text{ Längen-Einheiten}$$

(Verlangt ist die Analysis, die Angabe der Konstruktion und eine kurz gefafste Determination.)

3.

Im beliebigen Dreiecke ABC sind die Mitten A' und B' der Seiten BC und AC durch die Gerade $A'C'$ verbunden. Wie grofs ist die Fläche des Dreiecks ABC, wenn die Fläche des Vierecks $ABA'B'$ gleich 3600 qm ist?

(Verlangt ist eine eingehende Erläuterung und die Berechnung.)

II. Absolutorialaufgaben an den humanistischen Gymnasien.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Mit den steigenden Erfolgen, die jemand durch hervorragende Geisteskraft erringt, hält gewöhnlich die Zunahme übelwollender Mifsgunst gegen ihn gleichen Schritt. Diese Erfahrung brauchen wir nur im Auge zu behalten um die häufigen tückischen Anfeindungen, mit denen Gegner den von zahlreichen Zeitgenossen schon vielbewunderten Dichter Horaz angriffen, leicht begreiflich zu finden; es bildete ja der vertraute Verkehr, in welchem Horaz mit Mäcenas stand, einen Gegenstand des heftigsten Neides für manche, die sich selbst um die Freundschaft des damals im römischen Staate einflufsreichsten Mannes bewarben. Ihnen liefs aber ihre Denkungsart die Verkleinerung des dem Anschein nach vom Glück allzusehr begünstigten Dichters als ein Mittel erscheinen, durch welches sie am leichtesten an das Ziel ihrer Wünsche zu kommen hofften. Das Wesen dieser Leute beleuchtet die Tatsache, dafs sie sich nicht scheuten dem Horaz die niedrige Abkunft zum Vorwurf zu machen und ihn als den Sohn eines freigelassenen Vaters zu verhöhnen. Indes bei allem Abscheu, den wir vor diesem verwerflichen Tun empfinden, weifs ich dennoch nicht, ob es nicht eine günstige Fügung war, dafs Horaz so kleinlich und so niedrig gesinnte Menschen zu Gegnern hatte; denn eine Folge ihrer Bosheit war, dafs der Dichter in berechtigtem Selbstvertrauen zur Abwehr eine herrliche Satire verfafste, welche seine Überlegenheit an Geistesschärfe und ganz besonders an Lauterkeit der Gesinnung gegenüber den Widersachern noch heutzutage bekundet. Anstatt sich über seine geringe Abkunft zu schämen, ein Ergebnis, das jene Neider als den Erfolg ihres Spottes erwarteten, verherrlicht er in dieser Dichtung den von urteilslosen Leuten so verächtlich behandelten Vater und legt die grofsen Verdienste dar, die er sich um den Sohn erwarb. In richtiger Erkenntnis der Grundlagen für ein glückliches Leben der Menschen sah dieser einsichtsvolle Mann in geistigen Gütern den sichersten Reichtum, den er seinem Sohne hinterlassen konnte, und bemühte sich deshalb unablässig um eine möglichst sorgfältige Erziehung desselben; denn die höchste Wichtigkeit für den Menschen hatte in seinen Augen die Ausbildung des Geistes und die Veredlung des Herzens. In der Absicht Liebe zum Guten und Abneigung vor dem Schlechten in das Herz des Sohnes zu pflanzen stand der Vater selbst ihm als der unbestechlichste Beschirmer zur Seite. Der Dichter aber hegt voll Zufriedenheit mit diesem Vater die Überzeugung, dafs niemand anderer besser für ihn gesorgt haben würde, und er hat dem niedriggebornen Manne durch seine Dichtung die Unvergänglichkeit des Andenkens gesichert. Hätte wohl Horaz an jenen Feinden und Neidern schöner Rache nehmen können?

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden.)

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Christus hat auch während seines Leidens, bei und ganz besonders nach seinem Tode seine Gottheit deutlich bekundet; von jeher haben darum die Apostel und die Kirche stets an dieser Grundlehre des Christen-

tums festgehalten. — Diese Sätze sind auszuführen und mit Belegstellen zu begründen.

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

1. Die Priesterweihe in allen ihren Abstufungen ist ein Sakrament des Neuen Bundes; hiefür ist der Nachweis zu erbringen unter ausführlicher Darlegung der Wirkungen der Weihe.

2. Die Bedeutsamkeit der vorbereitenden Weihen ist kurz zu erklären.

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern (2 Stunden.)

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Wie ist die christliche Kirche entstanden? Was ist sie ihrem Wesen nach? Durch welche Mittel wirkt sie? Welches Einheitsband umschlingt die verschiedenen christlichen Konfessionen? Wie betätigt sich die kirchliche Gesinnung des evangelischen Christen?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Was haben wir an der Heiligen Schrift? Inwiefern kann man sie inspiriert nennen? Wie beweist die Heilige Schrift ihre Göttlichkeit? Auf welchem Weg gelangt man zu ihrem Verständnis? In welchem Verhältnis stehen Schrift und Vernunft zueinander?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz (2 Stunden.)

Die Pflichten des Christen nach dem vierten Gebot. — Bedeutung und Feier des Sonntags.

Deutsche Ausarbeitung (4 Stunden.)

1. Inwiefern hat sich Schillers Wort
   „Wer den Besten seiner Zeit genug getan,
   Der hat gelebt für alle Zeiten“
   an ihm selbst bewährt?
2. Wie ergibt sich die Katastrophe aus der Charakteristik der Hauptpersonen? (Nachzuweisen an einem in der Klasse gelesenen, von der Prüfungskommission zu bestimmenden Drama.)
3. Was muſs ein Volk bestimmen das Andenken seiner groſsen Männer zu ehren? (Mit besonderer Rücksicht auf hervorragende Männer der bayerischen Geschichte.)

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche (3 Stunden).

Aus Plutarch., *περὶ ἀδολεσχίας* (de garrulitate), Ende des cap. 10: *Οὔτε πτηνὸν ἐκ τῶν χειρῶν* etc. (mit Ausnahme der 2 kleinen poëtischen Zitate) und cap. 11 bis *ἀποπειρώμενος*. (= Teubnerausgabe. Plut. moralia ed. Bernardakis, vol. III, p. 314, Zeile 11 — p. 316, Zeile 15.)

Angegeben: *ἀδολεσχία* = Schwatzhaftigkeit; *ἀγκυροβόλιον* = Ankerplatz; *προσήραξε* = anstoſsen; *λιπαρῶς* = inständig; *ἀβελτερία* = Einfältigkeit; *τεράστιον* = wundersam; *κόρυδος* = Lerche; *ἐπῳδός* = Beisatz; *ἐκχυλισθέντες* = verbreiten; *ἀκρασία* = Zügellosigkeit der Zunge.

Schriftliche Prüfung aus dem Französischen (2½ Stunden).

I.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Französischen in das Deutsche.

Le Français aime à se trouver en compagnie, et la raison en est qu'il fait sans peine toutes les actions que comporte la société. Il n'a pas d'effort à faire

pour causer et il éprouve du plaisir à causer. Car ce qu'il lui faut, c'est un bonheur d'espèce particulière, fin, léger incessamment renouvelé et varié, où son amour-propre et toutes ses vives facultés trouvent leur pâture (Nahrung); et cette qualité de bonheur, il n'y a que le monde et la conversation pour la fournir.

En pareille compagnie, on peut causer; car causer c'est amuser autrui en s'amusant soi-même, et il n'y a pas de plus vif plaisir pour un Français. La conversation est pour lui comme le vol pour un oiseau; d'idées en idées, il voyage, excité par l'élan des autres, sans demander aux mille objets qu'il effleure (flüchtig berührt) autre chose que la diversité et la gaieté de leurs aspects.

Ainsi doué et disposé, le Français était fait pour la cour de Louis XIV, qui, dix heures par jour, mettait les hommes ensemble. Jusqu'en 1789, la cour de Versailles est le modèle pour toute l'Europe, et les salons de Paris sont l'école, où de Russie, d'Allemagne, d'Angleterre, les jeunes gens viennent se dégrossir (Schliff bekommen).

Mais à la longue, le simple plaisir cesse de plaire, et, si agréable que soit la vie de salon, elle finit par sembler vide. C'est que le naturel en est exclu, que tout y est arrangé, jusqu'aux sentiments. »La rareté d'un sentiment vrai est si grande que, lorsque je reviens de Versailles, je m'arrête quelquefois dans les rues à regarder un chien ronger un os.«

II.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische.

Man hat oft behauptet, dafs grofse Männer fast stets ausgezeichnete Mütter gehabt haben und dafs jene dem mütterlichen Einflusse einen Teil ihres Geistes, ihrer Erfolge und ihres Ruhmes verdanken. Eine der edelsten und heldenmütigsten Frauen, die je gelebt haben, ist ohne Zweifel die Mutter Napoleons, Lätitia (Létitia) Bonaparte, und es ist zu bedauern, dafs man sie lange Zeit fast vergessen hat. Die meisten Werke, welche über Napoleon geschrieben worden sind, sagen nur wenig von ihr. Man wundert sich, dafs in verschiedenen Büchern, welche die Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches erzählen, ihr Name kaum erwähnt wird. Sogar in den 20 Bänden des berühmten Thiersschen Werkes findet man nicht zwei [Druck]seiten über Lätitia. Napoleon selbst schätzte sie nicht genug, solange er von seiner Gröfse berauscht (enivré) war; als aber das Unglück über ihn hereinbrach (fondre sur), lernte er sie verstehen. Es ist kein Zweifel, dafs sie durch ihren persönlichen Mut, durch ihre häuslichen Tugenden, durch ihre Bescheidenheit in ihrem Glanze und durch ihre unerschütterliche Geduld im tiefsten Schmerze einen ehrenvollen Platz unter den besten Frauen ihrer Zeit verdient. „Niemals", sagt die Herzogin von Abrantès, „hat sie der Mut verlassen, obwohl ihre Leiden oft schreckliche gewesen sind. Madame Bonaparte ist in meinen Augen die merkwürdigste Frau, die ich gekannt habe, wegen der Seelenstärke, mit welcher sie den Kummer ertrug, der sie zwanzig Jahre lang niederbeugte" (accabler).

Aufgaben aus der Mathematik und Physik (4 Stunden.)

a) Aufgaben aus der Mathematik.

I.

Gegeben ist ein Kreis vom Halbmesser $r = 5\ cm$. Man zeichne einen Kreisring, der dieselbe Fläche wie der Kreis hat und dessen einer Halbmesser gleich dem Kreishalbmesser r ist.

Man berechne den Winkel, unter welchem — für den Fall, dafs die Kreise des Ringes den gleichen Mittelpunkt haben — man von diesem Mittelpunkte aus eine Sehne des gröfseren Kreises erblickt, welche den kleineren Kreis berührt.

II.

Der Deckfläche eines Würfels sei ein Kreis eingeschrieben, der Grundfläche ein solcher umbeschrieben. Man zeige, dafs durch diese beiden Kreise der Mantel eines geraden Kegelstumpfes gelegt werden kann; hierauf berechne man die Gesamtoberfläche und das Volumen des Stumpfes aus der Kante $a\ cm$ des Würfels! **Auswertung!**

Eine grofse und deutliche Figur — entweder perspektivisch oder nach Grund- und Aufrifsmanier gezeichnet — ist beizugeben.

III.

a) Was versteht man unter Zeitgleichung? Was unter mitteleuropäischer Zeit?
b) Wieviel Uhr ist es in München (östliche Länge $\lambda = 11^\circ 37'$) am 23. Juni nach wahrer Sonnenzeit, wenn es nach mitteleuropäischer Zeit 11 Uhr ist?
Zeitgleichung: + 2 *min*.

b) Aufgabe aus der Physik.

Zur Auswahl seitens des Lehrers:

Entweder a)

Es sollen 3 verschiedene Methoden angegeben werden, nach welchen das spezifische Gewicht von Flüssigkeiten bestimmt werden kann. Die aräometrische Methode und eine der beiden andern sind unter Anführung der Gesetze, auf die sich jede Methode gründet, näher zu erläutern.

oder b)

Durch welche Gleichung wird das Mariotte-Gay-Lussacsche Gesetz ausgedrückt? Welche Temperatur ergibt sich aus derselben für ein Gas, das auf die Wände, die es einschliefsen, keinen Druck mehr ausübt? Wie pflegt diese Temperatur bezeichnet zu werden? Welchen Raum würden 323 *l* Luft, die eine Temperatur von 33° *C* besitzt und unter einem Drucke von 720 *mm* Quecksilber steht, bei 0° *C* und 760 *mm* Druck einnehmen?

Ausdehnungs-Koeffizient der Luft für 1° *C* ist $\frac{1}{273}$.

oder c)

80 *cm* vor einer vertikal stehenden Sammellinse mit gleichen Krümmungsradien und einer Brennweite von 40 *cm* befindet sich ein Lichtpunkt und zwar auf der optischen Achse der Linse. 60 *cm* vom optischen Mittelpunkt der Linse entfernt ist auf der anderen Seite der Linse ein ebener Spiegel parallel zur Fassung der Linse aufgestellt.

Man zeichne das durch die Linse und den Spiegel hervorgebrachte Bild des Lichtpunktes und gebe eine kurze aber erschöpfende Erläuterung der Zeichnung.

(Die Zeichnung ist im Mafsstabe 1 : 10 zu fertigen.)

III. Absolutorialprüfung an den Realgymnasien.

Deutscher Aufsatz (4 Stunden.)

1. Wodurch ist Schiller der Liebling der deutschen Jugend geworden?
2. Das Meer, ein Band der Nationen, ein Träger der Kultur
3. Vom Himmel träuft herab des Landmanns Segen,
   Doch tränkt den Boden auch des Landmanns Schweifs,
   Ist das Talent der gottgesandte Regen,
   Ist, was die Frucht gibt, immer nur der Fleifs.

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden.)

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Der Materialismus ist in sich unrichtig und in seinen Folgerungen verderblich; dies ist sowohl im allgemeinen wie mit besonderer Bezugnahme auf die Menschenseele zu erörtern und dabei der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier durchzuführen.

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Der Empfang der heiligen Kommunion ist uns ihrer Wirkungen wegen von Christus wie von der Kirche geboten, welcher Verpflichtung wir durch den Empfang unter einer Gestalt genügen. — Diese Sätze sind zu erklären und zu beweisen, wobei auch die Geschichte der eingestaltigen Kommunion zu berücksichtigen ist.

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre (2 Stunden.)

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Was gibt uns das Recht, auf die sichtbare Wiederkunft Christi zu warten? Welche großen Ereignisse gehen ihr nach den Weissagungen der Heiligen Schrift voraus und wozu verpflichtet uns der Blick auf Christi Wiederkunft?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Die Bedeutung der Auferstehung und Himmelfahrt Christi sowie seines Sitzens zur Rechten Gottes für ihn und für uns ist darzulegen und mit Worten der Heiligen Schrift zu beweisen.

Französisches Diktat (½ Stunde.)

Au large. Partout alentour, le vide, l'infini cercle bleu de la mer. En haut, l'échafaudage des voiles blanches et des cordes rousses; mécanisme organisé merveilleusement, presque animé, dont chaque nerf moteur a son nom, sa fonction et sa vie; et, circulant dans tout cela, l'équipage, c'est-à-dire quelques centaines d'hommes que le hasard a rassemblés, dont les noms sont tout à coup devenus des numéros, et dont les personnalités s'absorbent dans les fonctions remplies. Chacun, dans ce tout si minutieusement combiné, se borne à jouer son rôle spécial et toujors pareil; il est le générateur de force physique qu'il faut à tel ou tel point précis, le ressort vivant qui raidit telle corde et jamais telle autre; il accomplit automatiquement la série d'actes que d'autres avant lui accomplissaient aux mêmes moments et aux mêmes places. Et dans cette abnégation absolue de leur libre arbitre, la vie saine et fortifiante qu'ils mènent leur épaissit les muscles, leur donne le bon rire, les fait tout à coup s'endormir du plus tranquille sommeil, n'importe où ils se couchent et à des heures quelconques de la nuit ou du jour, dès que les sifflets aigus de la manœuvre ne les appellent plus. —

---

b) Übersetzung aus dem Französischen in das Deutsche.

(Aufgabe b und c zusammen 3 Stunden.)

Plus universelle encore et plus absolue est la souveraineté qu'exerce l'esprit français, au 18e siècle, par les formes sociales où il s'exprime. Notre vie de société possède un don de séduction infinie. Elle devient le modèle sur lequel toutes les cours, toutes les classes polies de l'Europe se règlent, et c'est à son prestige, à l'autorité de nos modes et de nos opinions mondaines que notre littérature doit la moitié de son crédit. L'Angeleterre seule, encore ici, se défend et garde plus sensiblement son originalité: mais que d'individus pourtant elle nous envoie qui subissent le charme subtil de nos salons et de nos conversations! Paris attirait les étrangers, qui voulaient vivre de sa vie, être admis dans ces salons dont ils gardaient toute leur vie l'éblouissement. Paris leur faisait fête au reste: un large cosmopolitisme que ne troublaient pas les conflits des gouvernements, ouvrait les portes et les cœurs. Ceux qui ne pouvaient venir ou revenir vers le commun centre de tous les esprits, la France allait les trouver. Il y avait d'abord les «correspondances littéraires», manuscrites ou imprimées. La «Correspondance» de Grimm est le chef-d'œuvre du genre: les princes qui s'y étaient abonnés, recevaient chaque mois toutes les nouvelles littéraires, dramatiques, philosophiques, politiques, mondaines, le jugement et l'analyse de toutes les publications importantes, le journal détaillé en un mot de la vie de Paris, avec laquelle ils restaient ainsi en communication constante.

---

c) Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische.

Wahre Nächstenliebe.

Es handelt sich durchaus nicht darum das Geld mit vollen Händen auszugeben[1]); ich zweifle sehr, daſs Geld allein jemand beliebt macht. Vergebens

[1]) verser.

werdet ihr eueren Geldschrank[1]) öffnen; öffnet ihr nicht auch euer Herz, so wird das der anderen auch immer verschlossen bleiben. Eure Zeit, eure Kraft, euch selbst müfst ihr hingeben; denn, was ihr auch tun möget, man merkt immer, dafs euer Geld nicht eure Person ist. Teilnahme und Wohlwollen haben oft mehr Wirkung als alle Gaben. Wie viele Unglückliche, wie viele Kranke brauchen eher Trost als Almosen! Versucht die Leute, welche sich entzweit haben, wieder zusammenzuführen[2]), Prozesse zu verhüten, erinnert die Kinder an ihre Pflicht, seid aber nicht zu strenge gegen diejenigen, welche einen Fehler begangen haben: verhindert Quälereien[3]) und helft dem Schwachen, den der Mächtige unterdrückt, kurz, erklärt euch offen für den Beschützer der Unglücklichen! Gebt also nicht blofs Almosen, sondern übt auch die Werke der Barmherzigkeit[4]); liebt eure Mitmenschen, damit sie euch lieben; dient ihnen, damit sie euch dienen; seid ihnen ein Vater, und sie werden eure Kinder sein!

---

a) Übersetzung aus dem Englischen in das Deutsche.

(Aufgabe a und b zusammen 3 Stunden).

The poetry of Milton and Dante has in a considerable degree taken its character from their moral qualities. They rarely obtrude their idiosyncrasies on their readers. They have nothing in common with those modern beggars for fame, who extort a pittance[5]) from the compassion of the inexperienced by exposing the nakednessand sores[6]) of their minds. Yet it would be difficult to name two writers whose works have been more completely, though undesignedly, coloured by their personal feelings. The character of Milton was peculiarly distinguished by loftiness of spirit; that of Dante by intensity of feeling. In every line of the Divine Comedy we discern the asperity which is produced by pride struggling with misery. The melancholy of Dante was from within Neither love nor glory, neither the conflicts of the earth nor the hope of heaven could dispel it. It turned every consolation and every pleasure into its own nature. It resembled that noxious Sardinian soil of which the intense bitterness is said to have been perceptible even in its honey. The gloom of his character discolours all the passions of men, and all the face of nature, and tinges with its own livid hue[7]) the flowers of Paradise and the glories of the eternal throne.

---

b) Übersetzung aus dem Deutschen in das Englische.

Gemäfs Vertrag mit den verbündeten Mächten hatte Napoleon ein Stück seines früheren Reiches — die Insel Elba – behalten dürfen, und von Elba aus hatte er die Zwistigkeiten beobachtet, die unter seinen Besiegern entstanden, als sie in Wien zusammentraten. In dem Augenblicke, wo ein Krieg zwischen den beiden infolge dieser Zwistigkeiten gebildeten Ligen unmittelbar bevorzustehen schien, verliefs Napoleon Elba und landete an der Küste bei Cannes. Er rechnete auf die Gleichgültigkeit des Landes gegen seine neuen Herrscher, auf die Sehnsucht des Heeres nach frischem Kampfe, und vor allem auf den Zauber[8]) seines Namens. In zwanzig Tagen erreichte er die Tuilerien, ohne Widerstand zu finden, während Ludwig XVIII. hilflos nach Gent[9]) floh. Aber alle Hoffnungen, welche er auf die Uneinigkeit der verbündeten Mächte gesetzt[10]) hatte, wurden sofort zerstört durch ihr entschlossenes Handeln auf die Nachricht von seiner Landung hin. Eine sofort von allen angenommene Erklärung überantwortete Napoleon der Justiz des Volkes[11]), da er sich durch den Bruch der Konvention des Schutzes der Gesetze beraubt hatte. Die Mächte verpflichteten sich eine Million Soldaten für die Zwecke des Krieges zu stellen. England lieferte Hilfsgelder[12]) bis zum Betrage von elf Millionen, um dieses ungeheure Heer unterhalten zu können, und stellte eiligst ein Heer an der Grenze der Niederlande auf.

---

[1]) coffre (pl.!). [2]) raccommoder. [3]) vexation. [4]) faire la charité.
[5]) Geschenk. [6]) Wunde. [7]) Färbung.
[8]) Spell. [9]) Ghent. [10]) to draw. [11]) public justice. [12]) subsidies.

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1. Algebra.

In dem Ausdrucke

$$x^3 + ax^2 + bx + c$$

mögen a, b und c unveränderliche, zunächst noch unbekannte Gröfsen bedeuten, während x eine Veränderliche ist.

Wenn x die Werte „—10, 0, 7“ annimmt, erhält der obige Ausdruck bezüglich die Werte „—3298, —238, 0“.

Man berechne die Gröfsen a, b und c; hierauf bestimme man diejenigen Werte von x, welche aufser dem Werte $x = 7$ die gegebene Funktion zum Verschwinden bringen.

2. Stereometrie.

Der Achsenschnitt eines geraden Kreiskegels ist ein gleichseitiges Dreieck von der Seite $a = 1{,}5$ *m*. Durch den Mittelpunkt der Höhe wird eine Ebene parallel zur Grundfläche gelegt.

Dem dadurch abgeschnittenen kleineren Kegel wird eine Kugel umschrieben, so dafs seine Spitze und der Umfang des Grundkreises der Kugeloberfläche angehören. Um den entstehenden Kegelstumpf wird ebenfalls eine Kugel gelegt, so dafs die Umfänge des Grund- und Deckkreises auf der Kugeloberfläche liegen.

Man berechne Inhalt und Oberfläche des den beiden Kugeln gemeinsamen linsenförmigen Körpers.

3. Analytische Geometrie.

Es sind in *cm* gegeben die Koordinaten der Punkte P_1 und P_2

$$x_1 = 1 \qquad y_1 = 5$$
$$x_2 = 15 \qquad y_2 = -2.$$

P_1P_2 wird im Verhältnis $2:5$ geteilt; im Teilungspunkt wird das Lot auf P_1P_2 errichtet, das die Y Achse im Punkte A schneidet.

Wie grofs sind im Dreieck AP_1P_2

a) die Seite AP_1,

b) die zugehörige Höhe?

Zur Probe ist der Dreiecksinhalt einerseits aus den ermittelten Strecken und anderseits aus den Koordinaten der Eckpunkte zu berechnen.

Aufgabe aus der darstellenden Geometrie (2 Stunden).

In dem vordern Teil der ersten Tafel liegt ein gleichseitiges Dreieck *abc* mit ungefähr 8 *cm* Seitenlänge.

Konstruiere eine Pyramide *abcs* so, dafs sich (1) *sa* zu *sb* wie 1 zu 2 verhält, (2) die Seitenkante *sa* in einer Ebene liegt, die senkrecht zur ersten Tafel und parallel *bc* ist, während (3) die Höhe der Pyramide halb so grofs ist als eine Grundkante.

Übersetzung aus dem Lateinischen (3 Stunden.)

J. Flori epitomae de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC lib. II, c. XIV: res sub Caesare Augusto, c. XV: bellum Mutinense (erster Satz) und c. XVI: bellum Perusinum.

Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie (1½ Stunden.)

Zur Auswahl durch die Fachlehrer der Kommission im Benehmen mit dem Rektor.

Entweder 1.

Vorkommen des Bleis in der Natur und dessen Gewinnung. Die betreffenden Mineralien sind kurz zu beschreiben, die chemischen Vorgänge soweit als möglich in Formeln auszudrücken.

oder 2.

Wie kommt das Kieselsäureanhydrid in der Natur vor? Wie verhält es sich zu Säuren und wie zu Basen? Als was kann das Glas aufgefafst werden und wie wird es im allgemeinen gewonnen?

oder 3.

Eine Stahlflasche soll unter einem Druck von 100 Atmosphären bei 18° mit gasförmigem Sauerstoff gefüllt werden. Der Rauminhalt der Flasche beträgt 15 Liter. Wie viel Kaliumchlorat ist nötig, um den erforderlichen Sauerstoff zu gewinnen, vorausgesetzt, dafs nichts davon verloren geht?

(Litergewicht des Wasserstoffs unter
normalen Bedingungen 0,09 g,
Atomgewicht des Sauerstoffs = 15,9 g,
„ „ Chlors = 35,2 g,
„ „ Kaliums = 38,8 g,
Ausdehnungskoeffizient der Gase 0,00366.)

Aufgabe aus der Physik (1½ Stunden)

Zur Auswahl durch die Fachlehrer der Kommission im Benehmen mit dem Rektor.

Entweder 1.

Man beschreibe den Grammeschen Ring und dessen Wirkungsweise in einem Gleichstrom-Elektromotor.

oder 2.

Um ein Kilogramm Luft von 0° auf 10° *C* so zu erwärmen, dafs es sich unter Überwindung des konstanten Gegendruckes der Atmosphäre ausdehnt, sind 2,378 Kalorien nötig, während die gleiche Temperaturerhöhung bei konstantem Volumen nur 1,687 Kalorien erfordert.

Wie grofs berechnet sich hieraus das mechanische Aequivalent der Kalorie, wenn das Gewicht eines Kubikmeters Luft von 0° *C* unter Atmosphärendruck zu 1,293 *Kg* und ihr Ausdehnungskoeffizient zu 0,00367 angenommen wird?

oder 3.

Bei einer Zentrifugalbahn betrage der Halbmesser des kreisförmigen Teiles *r m*; die sich anschliefsende schiefe Ebene habe die Höhe *h m*. Welchen Zweck hat diese schiefe Ebene, welchen Einflufs hat ihr Neigungswinkel? Welche Bewegungsvorgänge können bei einer auf der Bahn ohne Reibung rollenden Masse eintreten, je nachdem die Höhe *h* gröfser oder geringer gewählt wird? Welche Energieverwandlungen treten beim Abrollen einer schweren Masse durch die ganze Bahn ein. Es soll durch Anwendung des Prinzips der Erhaltung der Energie die wahre Bahngeschwindigkeit und Zentrifugalbeschleunigung an einer beliebigen Stelle (in der Höhe *h'*) des Kreises berechnet und die Bedingung aufgestellt werden, welcher die Höhe *h* genügen mufs, damit kein Abspringen der Masse im Scheitel des Kreises eintritt.

IV. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung aus den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 109 Kandidaten; zurückgetreten 8; von den übrigen 101 erhielten 1 die Note I, 45 die Note II, 45 die Note III; 10 haben nicht bestanden).

Deutscher Aufsatz (5 Stunden.)

Ist der Vorwurf begründet, dafs die eingehende Beschäftigung mit dem Altertum der Gegenwart entfremdet?

Übersetzung in das Lateinische (4 Stunden.)

Die Episteln des Horaz setzen eine Gesellschaft voraus, die, von ähnlichen Lebensbedürfnissen erfüllt, den dort aufgeworfenen Fragen und ihrer Lösung verständnisvoll entgegenkam. Vieles vereinigte sich, um den Epikureismus, wie ihn Horaz vertrat, damals für viele zu einem Lebensideal zu machen. Zugleich mit der Auflösung der staatlichen Ordnung hatte das letzte Jahrhundert der Republik auch die alten Grundlagen der Sittlichkeit tief erschüttert und eine wilde Genufssucht

und Erwerbsgier entfesselt. In der Unrast und den leeren Äufserlichkeiten eines solchen Lebens, das keine höheren Zwecke mehr kannte, regte sich bei tieferen Naturen das Verlangen nach einem höheren, innerlichen und dauernden Glück. Wie einst aus ähnlichen müden Stimmungen in der sinkenden hellenischen Welt der Epikureismus hervorgegangen war, so suchten und fanden jetzt viele Römer in dieser nüchternsten Philosophie, die kühl und verständig Einsatz und Gewinn beim Spiel des Lebens überschlug, das Heil. Die Dialoge Ciceros zeigen, welche geistige Macht sie bereits in seinen Kreisen geworden war. Freilich wären wohl nur wenige imstande, die Lehre in ihrer Reinheit und Strenge aufzunehmen. Im allgemeinen wird die äufserliche und bequeme Auffassung geherrscht haben, die Cicero bei seiner oberflächlichen und an Mifsverständnissen reichen Kritik des Systems zugrunde legt. Aber so verbreitet auch die epikureischen Gedanken waren, noch fehlte es an einer Darstellung der Lehre, die ihren innersten Gehalt dem Verständnis und dem Interesse weiterer Kreise erschlofs. Wenn Lucretius rücksichtslos gegen die überkommenen religiösen Vorstellungen kämpfte und mit finsterem Ernst das Menschengeschlecht in seiner Gottverlassenheit schilderte, so mufsten dadurch die meisten Leser mehr abgestofsen als angezogen werden. Demgegenüber bot Horaz in anmutigem Plaudertone den Zeitgenossen die praktischen Resultate des Denkens. Er zeigte ihnen das Glück nicht blofs als Ideal sondern als Wirklichkeit. Er nahm der epikureischen Philosophie alles Schulmäfsige durch die Ironie, mit der er das Weltleben auffafste, die sichere Lebenskunst, mit der er die persönliche Freiheit auch unter dem Zwang der äufseren Verhältnisse zu behaupten und durchzuführen wufste. Anderseits waren auch die idealistischen Elemente dieser Philosophie, besonders die Diätetik der Leidenschaften, so sark betont und zugleich so liebenswürdig entwickelt, dafs Horaz einer Zeit, in der die kräftigeren sittlichen Instinkte erloschen waren und die zügelloseste Sinnlichkeit herrschte, ein Erzieher zur Sittlichkeit sein konnte.

Übersetzung in das Griechische (4 Stunden).

Brutus und seine Anhänger hatten das Königtum kaum gestürzt, da wurde im Jahre 285 der griechischen Zeitrechnung, wegen Anfeindung des jungen Volkstribunates[1]) ein Römer aus Rom verbannt, der als ausnehmend tüchtiger Heerführer ein besseres Geschick verdient hätte, nämlich C. Marcius. Etwa drei Geschlechter später wurde mit der gleichen Strafe der berühmte Furius belegt, weil er gelegentlich der Vejentischen Beute das Volk vorsätzlich benachteiligt habe.

Der Erste hatte sich wie nur irgendeiner seiner Zeitgenossen um das Gemeinwesen verdient gemacht in den Kämpfen gegen die Volsker[2]), denen er Bollwerke wie Korioli zu entreifsen wufste; der Zweite als Eroberer des wegen seiner natürlichen Lage und reichen Hilfsmittel von jeher gefürchteten Veii[3]), das tatsächlich eine zehnjährige Belagerung erfordert hatte.

Koriolan fand bei seinem Hang zum Jähzorn den ihm angetanen Schimpf zu kränkend, um sich mit Gleichmut darüber hinwegzusetzen. Er verband sich mit den Vaterlandsfeinden, die er eben noch gedemütigt hatte, und errang, mit dem Oberbefehle betraut, mehr als einen Sieg. Schliefslich rückte er unmittelbar bis zur Hauptstadt vor, und das Schicksal dieser war besiegelt, wenn nicht seine Gattin und seine greise Mutter ihn mit Bitten und Tränen zum Abzug bestimmt hätten.

Wie ganz anders Kamillus! Als er auf die erwähnte Bezichtigung hin, über deren Stichhaltigkeit die Quellen durchaus nicht einig sind, verurteilt worden war, ging er nach Ardea und lebte dort friedlich als Verbannter. Die Rache am Vaterlande widerstrebte ihm als etwas Unheiliges und als eine Gewissenlosigkeit. In Rom hinwiederum sollte man den klugen Sinn und starken Arm des Mannes nur zu bald vermissen. Die Unterstadt war von den Kelten verbrannt worden, die Oberstadt unterstand der Belagerung, Senat und Feldherren wufsten nicht, wie sie sich mit der Lage abfinden sollten. Angesichts dieser schweren Heimsuchung seines Volkes trug der hochgesinnte Kamillus diesem die Verbannung sowenig nach, dafs er auf dessen Hilferuf herbeieilte, um alsbald das Kapitol zu befreien und weiterhin in offener Feldschlacht die Keltenpanik dauernd zu bannen.

[1]) δημαρχία. [2]) Οὐολοῦσκοι. [3]) Οὐήιοι.

Und fürwahr auch sonst liefs es unser Held nicht an patriotischer Hingebung fehlen, wenn immer sich ein Unwetter um das Vaterland zusammengezogen hatte. Für diese Behauptung soll nur auf einen bedeutsamen Beleg hingewiesen werden. Als die Plebs aus Widerwillen gegen das Trümmerfeld am Tiber zur Übersiedlung nach Veii sich anschickte, da ruhte er nicht, bis er sie von dem gefährlichen Vorhaben abgebracht hatte, und setzte anderseits alle Kraft an die Verjüngung der öden Stätte.

Übersetzung aus dem Lateinischen in das Deutsche (4 Stunden).

D. Jun. Juvenalis satir. VIII, vv. 19—32 insignis und dann wieder vv. 39—84.

(Angegeben war: epiredia [Plur.] = Beiwagen).

Übersetzung aus dem Griechischen in das Deutsche (4 Stunden).

Dionys. Halicarnas., De vet. script. cens. (ἀρχ. κρίσ.) p. 418—423 R (= Dionys. op. rhet. Usener-Radermacher II, 1 p. 204 v. 8 — p. 206 v. 23).

V. Themata aus dem II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 88 Kandidaten; zurückgetreten 3; mit der Abhandlung zurückgewiesen: 15; von den 70 mündlich Geprüften erhielten die Note I: 13; II: 28; III: 26; IV: 3, also nicht bestanden).

a) Klassische Philologie und Archeologie.

1) Quaestiones Persianae.
2) De praepositionum ἐν, ἀπό, ὑπέρ, quae quidem in Papyris Graecis Lagidarum Romanorumque aetatis inveniuntur usu.[1])
3) Das Verhältnis Xenophons zur gerichtlichen Klage gegen Sokrates und zu der literarischen κατηγορία.[1])
4) Hypereides-Studien.
5) De Basilio Magno Cynicorum sectatore.
6) Zur Frage der Entstehungsweise von Cäsars Bellum Gallicum.
7) Über die Reden in den Historien und Annalen des Tacitus.[1]) (Dieses Thema wurde 3mal mit Erfolg bearbeitet).
8) Die geographisch-militärischen Verhältnisse Italiens in Prokops Gotenkrieg.[1])
9) De fontibus sententiarum, quas vulgo dicunt Varronis.
10) Annotationes ad A. Persii Flacci satiras.
11) Der poetische Plural in der silbernen Latinität.[1])
12) Ueber Lukians Nigrinus.
13) Observationes grammaticae in M. Valerium Martialem.
14) Die Einteilungsprinzipien des menschlichen Lebens und der Weltalter bei Griechen und Römern.
15) Observationes in Aristophanis Plutum.[1])
16) Adnotationes in D. Junii Juvenalis satiras.
17) Der Aristotelismus des Boëthius.
18) Plutarch und Dionysius von Halikarnafs.[1])
19) Quomodo Taciti dialogus de oratoribus studium Ciceronis librorum qui ‚Hortensius' et ‚Brutus' et ‚de natura deorum' inscribuntur, redoleat.
20) De Cyrilli Hierosolymitani Graecitate.
21) Platons Hippias minor, Laches und Gorgias als humoristische Kunstwerke.[1])
22) Zum I. und II. Buch der pseudoaristotelischen Oeconomica.
23) Ad Titi Lucreti de rerum natura librum tertium.
24) De figura ‚ἀποστροφή' in carminibus dactylicis poëtarum Romanorum.
25) De acrostichide in Byzantinorum canonibus adhibita.
26) Quaestiones Valerianae.
27) Seneca als Psychologe[1])
28) Über die Wahrscheinlichkeit (das πιθανόν) im dramatischen Kunstwerk.[1])

[1]) Aus der Zahl der vom Kgl. Staatsministerium festgesetzten Themata.

29. Studia in historiam Gracchorum collata.
30. De antilabis in diversis fabularum Graecarum adhibitis.[1])
31. De contionibus militaribus.
32. Tyrteica.[1]) (Dieses Thema wurde 2mal mit Erfolg bearbeitet.)
33. De proverbiis in Plutarchi scriptis moralibus.
34. S. Paulini Nolani carmen XXV.
35. Reste und Spuren antiker Kritik gegen Euripides,
36. Die rednerische Verwendung des Witzes in den rhetorischen Schriften Ciceros[1]) (Dieses Thema wurde 8mal mit Erfolg bearbeitet).
37. Der Kyklops des Euripides nach einem Manuskripte von Joh. Fröhlich.
38. Appians Bericht über die Entwicklung der agrarischen Verhältnisse in Italien und die Gracchischen Reformen.[1]) (Dieses Thema wurde 2mal mit Erfolg bearbeitet.)
39. Graffiti und Dipinti auf attischen Vasen des 6. und 5. Jahrhunderts.
40. Synesius aus Kyrene.[1])
41. Über das Problem der Sittlichkeit in der griechischen Tragödie.
42. Observationes de Tertulliani elocutione.
43. Observationes de Calpurnii Flacci declamationibus.
44. De Plinii minoris epistulis quaestiones criticae.
45. De Homericae Iliadis orationibus.
46. Die Mythologie in der alten attischen Komödie.
47. Gröfsere und kleinere Reden der homerischen Ilias in der Beleuchtung der alten Erklärer.
48. Cicero-Novatianus.
49. Das σχῆμα ἐκ παραλλήλου in der klassischen griechischen Prosa.
50. De antithesis usu apud poëtas Graecos, qui ante Gorgiam fuerunt.
51. Ansätze zu Charaktertypen in der alten attischen Komödie[1]) (Dieses Thema wurde 2mal mit Erfolg bearbeitet.)
52. Die Darstellungsweise des Pathetischen im attischen Drama.
53. Quomodo Novatianus Senecae scriptis usus sit.
54. Ist der Culex ein Werk Vergils?
55. De reduplicatis Graecae Latinaeque linguae verbis cum linguarum finitimarum collatis.

b) Deutsche Philologie.

56) Versuch einer Lautlehre der Mundart von Wollmesheim (Rheinpfalz.)

c) Geschichte.

57) Geschichte der adeligen Ritterakademie im Benediktinerstifte zu Ettal 1710—1740.

VI. Aufgaben beim I. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

a) Romanische Philologie.

(Prüfungsergebnis: Gemeldet 45; zurückgetreten 3; ausgeschlossen 2; es erhielten Note I: 2; II: 12; III: 17; IV: 9, also nicht bestanden.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden.)

Lesen und Reisen in ihrem bildenden Werte vergleichen?

Französicher Aufsatz (5 Stunden.)

Dites votre opinion sur cette pensée de Madame de Staël: „L'imitation des trangers est, sous quelque rapport que ce soit, un défaut de patriotisme."

[1]) Aus der Zahl der vom Kgl. Staatsministerium festgesetzten Themata.

Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische (4 Stunden.)

Sehr überrascht waren wir daher, als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und sich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht weniger überrascht waren wir, als er gegen uns im Laufe eines weiteren Verkehrs äufserte, dafs sämtliche Mitarbeiter des „Globe", dessen Weisheit, Mäfsigung und hohe Bildungsstufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären wie er. „Ich begreife wohl", sagte ich, „dafs einer jung sein kann, um Bedeutendes zu produzieren und, gleich Mérimée, im zwanzigsten Jahre treffliche Stücke zu schreiben; allein, dafs einem bei ähnlich jungen Jahren eine solche Übersicht und so tiefe Einblicke zu Gebote stehen, um eine solche Höhe des Urteils zu besitzen wie die Herren des „Globe", das ist mir durchaus etwas Neues."

„Ihnen in Ihrer Heide", erwiderte Goethe, ist es freilich nicht so leicht geworden, und auch wir andern im mittlern Deutschland haben unser bifschen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isoliertes armseliges Leben!

Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen und unsere sämtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch fünfzig bis hundert Meilen voneinander getrennt, so dafs persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche und mir zu wissen nötig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte. „Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines grofsen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offensteht; diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine grofse Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Strafsenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen geistlosen Zeit, sondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweitenmal findet, und Sie werden begreifen, dafs ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wohl etwas sein kann."

„Sie sagten doch vorhin", fuhr Goethe fort, „Sie könnten sich sehr wohl denken, dafs einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Mérimée. Ich habe gar nichts dawider und bin auch im ganzen recht wohl ihrer Meinung, dafs eine jugendlich-tüchtige Produktion leichter sei als ein jugendlich-tüchtiges Urteil. Allein in Deutschland soll einer es wohl bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner „Klara Gazul" getan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine „Räuber", seine „Kabale und Liebe" und seinen „Fiesko" schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äufserungen eines aufsergewöhnlichen Talents, als dafs sie von grofser Bildungsreife des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die grofse Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

„Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau, er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinster Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, dafs er nicht blofs die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist.

Diktat und Übertragung aus dem Französischen ins Deutsche (4 Stunden).

Napoléon

(Thiers, Histoire du consulat et de l'Empire)

Napoléon était né avec un esprit juste, pénétrant, vaste, universel, et surtout prompt, avec un caractère aussi prompt que son esprit. Toujours en toutes choses il allait droit et sans détour au but. S'agissait-il d'un raisonnement, il trouvait à l'instant l'argument péremptoire, d'une bataille à livrer, il découvrait la manœuvre décisive. En lui, concevoir, vouloir, agir, étaient un seul acte indivisible, d'une rapidité incroyable, de manière qu'entre la pensée et l'action, il n'y avait pas un instant perdu pour réfléchir et se résoudre. A un génie ainsi constitué opposer une objection médiocre, une résistance de tiédeur, de faiblesse ou de mauvaise volonté, c'était le faire bondir comme le torrent qui jaillit et vous couvre de son écume, si vous lui opposez un obstacle inattendu. S'il eût embrassé l'une de ces carrières civiles où l'on ne parvient qu'en persuadant les hommes, en les gagnant à soi, peut-être il se fût appliqué à modérer, à ralentir les mouvements de son humeur fougueuse, mais jeté dans la carrière de la force, c'est-à-dire dans celle des armes, y apportant la faculté souveraine de découvrir d'un coup d'œil ce qu'il fallait faire pour vaincre, il arriva d'un premier élan à la domination de l'Italie, d'un second à la domination de la République française, d'un troisième à la domination de l'Europe, et quel miracle alors que cette nature que Dieu avait faite si prompte, que la victoire avait faite plus prompte encore, fût brusque, impétueuse, dominatrice, absolue dans ses volontés! Si hors du champ de bataille, il se prêtait quelquefois aux ménagements qu'exigent les affaires civiles, c'était au sein du conseil d'Etat, et là même il tranchait les questions avec une sagacité, une sûreté de jugement qui étonnaient, subjuguaient ses auditeurs, excepté dans quelques cas très rares où l'insuffisance de son savoir, quelquefois aussi la passion l'avaient un moment égaré. Tout avait donc concouru, la nature et les évènements, pour faire de ce mortel le plus absolu, le plus impétueux des hommes. Pourtant en suivant son histoire, ce n'est pas tout de suite et tout entière qu'on voit se déployer cette nature si fougueusement dominatrice. Maigre, taciturne, triste même dans sa jeunesse, triste de cette ambition concentrée qui se dévore jusqu'à ce qu'elle éclate au dehors et arrive au but de ses désirs, il prend peu à peu confiance en lui-même, se montre parfois tranchant comme un jeune homme, reste morose néanmoins, puis lorsque l'admiration commence à se manifester autour de lui, il devient plus ouvert, plus serein, se met à parler, perd sa maigreur expressive, se dilate en un mot. Consul à vie, empereur, vainqueur de Marengo et d'Austerlitz, ne se contenant plus guère, mais toutefois se contenant encore, il semble à l'apogée de son caractère, et n'ayant alors qu'un demi-embonpoint, il rayonne d'une régulière et mâle beauté.

A. Ronsard.

Sonnet de Sully Prudhomme

O maître des charmeurs de l'oreille, ô Ronsard,
J'admire tes vieux vers, et comment ton génie,
Aux lois d'un juste sens et d'une ample harmonie
Sait dans le jeu des mots asservir le hasard.

Mais plus que ton beau verbe et plus que ton grand art,
J'aime ta passion d'antique poésie,
Et cette téméraire et sainte fantaisie
D'être un nouvel Orphée aux hommes nés trop tard.

Ah! depuis que les cieux, les champs, les bois et l'onde
N'avaient plus d'âme, un deuil assombrissait le monde,
Car le monde sans lyre est comme inhabité.

Tu viens, tu ressaisis la lyre, tu l'accordes,
Et, fier, tu rajeunis la gloire des sept cordes,
Et tu refais aux dieux une immortalité.

---

b) Englische Philologie.

(Prüfungsergebnis: Gemeldet 37, zurückgetreten 3; es erhielten Note I: 1, II: 13, III: 15, IV: 5, also nicht bestanden.)

Deutscher Aufsatz.

Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt;
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

(Schiller an Goethe, als dieser den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte.)

Englischer Aufsatz.

The Press — its Advantages and its Disadvantages.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Englische (4 Stunden).

Wir wissen ungefähr, wann die Deutschen in ihre heutigen Wohnsitze gelangt und damit in das Kulturleben Europas eingetreten sind; wann eine deutsche Nation als politisches Gemeinwesen zu leben und zu wirken begonnen hat, ist nicht so leicht zu sagen.

In den ältesten Zeiten erscheint bei den Deutschen keine Spur eines nationalen Bewufstseins. Die einzelnen kleinen Völkerschaften stehen bald freundlich, bald feindlich zueinander, zersetzen sich in ihre Bestandteile oder vereinen sich für den Augenblick zu gröfseren Massen, verschmelzen dabei mit Stammverwandten oder mit Stammfremden, und gehen wieder auseinander, wie eben die äufseren Umstände es mit sich bringen. Festen Bestand haben nur die engsten Verbände, das Geschlecht, die Gemeinde, das Gefolge, wo im täglichen Zusammenleben das gemeinsame Interesse, die Gemeinschaft des Bluts und des Geschicks sich ununterbrochen der sinnlichen Wahrnehmung aufdrängt. Es sind starke eigenwillige Naturen, die nur mit ihresgleichen sich vertragen, und sich von der kleinsten Verschiedenheit ebenso abgestofsen fühlen wie von der gröfsten. Halten sie einmal in Masse zusammen, so sind sie jedem Widersacher überlegen, aber wie Tacitus haben alle späteren Gegner von ihnen sagen können: ein Glück, dafs sie stets untereinander hadern. So sind sie Partikularisten von Natur: das nationale Bewufstsein erscheint bei ihnen erst als Erzeugnis der fortschreitenden Bildung. Es war so in der ältesten Zeit, und ist so auf allen Stufen unseres geschichtlichen Lebens geblieben. Ein langer pädagogischer Prozefs auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete war erforderlich, ehe den Deutschen die Bildung eines deutschen Nationalstaats gelang.

Diktat und englisch-deutsche Übersetzung (4 Stunden).

The Death of Charles II.

(From Macaulay's History of England.)

The death of King Charles the Second took the nation by surprise. His frame was naturally strong, and did not appear to have suffered from excess. He had always been mindful of his health even in his pleasures; and his habits were such as promise a long life and a robust old age. Indolent as he was on all occasions which required tension of the mind, he was active and persevering in bodily exercise. He had, when young, been renowned as a tennis player, and was, even in the decline of life, an indefatigable walker. His ordinary pace was such that those who were admitted to the honour of his society found it difficult to keep up with him. He rose early, and generally passed three or four hours a day in the open air. He might be seen, before the dew was off the grass in St. James's Park, striding among the trees, playing with his spaniels, and flinging corn to his ducks; and these exhibitions endeared him to the common people, who always love to see the great unbend.

At length, towards the close of the year 1684, he was prevented, by a slight attack of what was supposed to be gout, from rambling as usual. He now spent his mornings in his laboratory, where he amused himself with experiments on the properties of mercury. His temper seemed to have suffered from confinement. He

had no apparent cause for disquiet. His kingdom was tranquil: he was not in pressing want of money: his power was greater than it had ever been: the party which had long thwarted him had been beaten down; but the cheerfulness which had supported him against adverse fortune had vanished in this season of prosperity. A trifle now sufficed to depress those elastic spirits which had borne up against defeat, exile, and penury. His irritation frequently showed itself by looks and words such as could hardly have been expected from a man so eminently distinguished by good humour and good breeding. It was not supposed, however, that his constitution was seriously impaired.

Prospice.

By Robert Browning.

Fear death? — to feel the fog in my throat,
The mist in my face,
When the snows begin, and the blasts denote
I am nearing the place,
The power of the night, the press of the storm,
The post of the foe;
Where he stands, the Arch Fear in a visible form,
Yet the strong man must go:
For the journey is done and the summit attained,
And the barriers fall,
Though a battle's to fight ere the guerdon be gained,
The reward of it all.
I was ever a fighter, so — one fight more,
The best and the last!
I would hate that death bandaged my eyes, and forbore,
And bade me creep past.
No! let me taste the whole of it, fare like my peers
The heroes of old,
Bear the brunt, in a minute pay glad life's arrears
Of pain, darkness and cold.
For sudden the worst turns the best to the brave,
The black minute's at end,
And the elements' rage, the fiend-voices that rave,
Shall dwindle, shall blend,
Shall change, shall become first a peace out of pain,
Then a light, then thy breast,
O thou soul of my soul! I shall clasp thee again,
And with God be the rest!

VII. Themata aus dem II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 28; mit der Abhandlung zurückgewiesen: 4; von den mündlich Geprüften erhielten die Note I: 4; II: 10; III: 8; IV: 2, also nicht bestanden.)

1. Metaphor and Simile in Lydgate.
2. Eigentümlichkeiten der Umgangssprache bei Dancourt.
3. Die Fabel von Amor und Psyche in der Weltliteratur.
4. The Proverbs of Lydgate.
5. Le Jeune Premier dans les comédies proverbes d'Alfred de Musset.
6. Lydgate's Troy-Book.
7. Coup d'Oeil Rapide sur le Developpement du Drame Bourgeois au Dix-huitième Siècle.
8. Englische Bearbeitung spanischer Komödien zur Zeit König Karls II.
9. Pope's Essay on Criticism.
10. Mathei Parisiensis Vitae duorum Offarum.
11. Die Atreus- und Thyestes-Dramen in der romanischen und germanischen Literatur.

12. Untersuchungen über Robert Browning's Verskunst.
13. Die kulturhistorischen Elemente in dem Heptameron der Margarethe von Valois.
14. L'Influence des Comédies de Marivaux sur le Théâtre d'Alfred de Musset.
15. Beiträge zur Shakespeare-Bacon-Frage
16. The Death of Mustapha, Son of Solymann the Magnificent, in History and Literature.
17. Perfective Verba im Beowulf.
18. Die Darstellung krankhafter Geistes- und Gemütszustände in den Nach-Shakespeareschen Dramen.
19. Davenant's Albovine.
20. Swift's Battle of the Books.
21. Observations sur l'emploi syntaxique du passé indéfini dans l'ancien français.
22. Thomas Nash's Belesenheit.
23. Kritik der Schriften Th. Eichhoffs „Der Weg zu Shakespeare" und „Unser Shakespeare" I, 1.
24. Über den Tragödiendichter Jean de la Taille.

VIII. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet waren 95 Kandidaten; 27 sind zurückgetreten; von den 68 Geprüften erhielten die Note I: 2; II: 40; III: 18; IV: 8, also nicht bestanden.)

Algebraische Analysis (2 Stunden).

Die Koeffizienten der Potenzreihe

$$\varphi(x) = \sum_{n=0}^{\infty} a_n x^n,$$

in der x eine reelle Variable bedeutet, sind durch die Recursionsformel

$$a_{n+1} = \frac{(n+1)^2}{(2n+15)(n+2)} \cdot a_n; \quad a_0 = 1$$

definiert.

1) Wie lautet der allgemeine Ausdruck für a_n?
2) Welches ist das Konvergenzintervall der Reihe?
3) Ist die Reihe an den Grenzen ihres Konvergenzintervalls bedingt konvergent oder unbedingt konvergent oder divergent?
4) Wie grofs darf der Index k höchstens genommen werden, damit die k^{te} abgeleitete Reihe $\frac{d^k \varphi}{dx^k}$ auch an den Grenzen ihres Konvergenzintervalls noch absolut konvergiert?

Algebra (2 Stunden).

Man zeige, dafs der Ausdruck:

$$S = \frac{x_1}{x_2 - x_3} + \frac{x_2}{x_3 - x_1} + \frac{x_3}{x_1 - x_2}$$

eine alternierende Funktion von x_1, x_2, x_3 darstellt!

Wenn nun darin x_1, x_2, x_3 die Wurzeln der kubischen Gleichung:

$$x^3 + px + q = 0$$

sind, so soll S durch die Koeffizienten und die Diskriminante dieser Gleichung ausgedrückt werden.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Sind patriotische Gesinnung und weltbürgerlicher Sinn unvereinbare Gegensätze?

Ebene Trigonometrie (2 Stunden).

Von einem ebenen Dreieck ABC sind gegeben
das Verhältnis $a : b$ zweier Seiten,
das Verhältnis $c : h_c$ der dritten Seite und der zugehörigen Höhe,
der Umfang $a + b + c$.
Man stelle Formeln zur Berechnung einer Seite des Dreiecks auf.

Sphärische Trigonometrie (2 Stunden).

Die Halbierungspunkte der aufeinander folgenden Seiten des regelmäfsigen sphärischen Fünfecks, dessen Seite $a = 51^\circ 40'$ ist, werden durch Hauptkreisbogen verbunden.

Wie verhalten sich die Flächeninhalte des ursprünglichen und des durch die Konstruktion entstandenen Fünfecks?

Elemente der darstellenden Geometrie (4 Stunden).

Drei Punkte A, B, C sind durch ihre Risse gegeben; man zeichne die Risse der Kugelhaube, die sich über dem durch A, B, C bestimmten Kreise erhebt und deren Höhe = der halben Entfernung der Punkte A und B ist.

Differenzialrechnung (2 Stunden).

Man beweise, dafs der Krümmungsradius ϱ der auf ein Polarkoordinatensystem bezogenen Kurve $r = f(\varphi)$ durch die Gleichung $\varrho = \pm \frac{r dr}{dp}$ geliefert wird, wenn $p = \frac{r^2 d\varphi}{ds}$ ist, also die Länge des vom Pol auf die Kurventangente gefällten Lotes bezeichnet.

Unter Benützung dieses Resultats bestimme man die Wendepunkte der Kurve

$$\varphi^2 = \frac{r}{r-a}$$

und zeichne die Gestalt derselben.

Integralrechnung (2 Stunden).

Man berechne das bestimmte Integral:

$$I = \int_0^\infty l^{\alpha\varphi} \cos \beta\gamma \sin \gamma\varphi \, d\varphi.$$

Für welche Wahl der Konstanten α, β, γ wird dasselbe endlich?

Planimetrie (2 Stunden).

Das Trapez $ABCD$, in welchem AB parallel CD ist, hat die Eigenschaft, dafs ihm ein Kreis eingeschrieben werden kann. Man zeichne dasselbe aus den Seiten AD und BC und der Differenz der Winkel an den Ecken A und B.

Stereometrie (2 Stunden).

Einem Würfel ist die Kugel einbeschrieben, welche die Seitenflächen berührt; eine zweite (innerhalb des Würfels liegende) Kugel berührt die eingeschriebene Kugel von aufsen und zugleich die in einer Ecke zusammenstofsenden Würfel-Seitenflächen.

Wie grofs ist die Differenz der Oberflächen beider Kugeln, wenn auf der durch den Berührungspunkt beider Kugeln gehenden gemeinschaftlichen Tangentialebene die drei Seitenflächen der zugehörigen Ecke ein Dreieck von der Gröfse f ausschneiden?

Analytische Geometrie (2 Stunden).

Ein Kreis K, ein Punkt Q und eine Gerade G sind gegeben. Man bestimme und untersuche den geometrischen Ort eines Punktes P, für den die Potenz in bezug auf den Kreis K gleich der Summe der Quadrate der Abstände des Punktes P vom

Punkte Q und von der Geraden G ist. Wie ändert sich der geometrische Ort, wenn der Radius des Kreises K sich ändert, während dessen Mittelpunkt, der Punkt Q und die Gerade G unverändert bleiben?

Die Wahl des Koordinatensystems ist frei.

Synthetische Geometrie (2 Stunden).

Drei Gerade a, b, c sind gegeben; eine bewegliche Gerade schneidet dieselben in den Punkten A, B, C so, dafs stets

$$\frac{AC}{BC} = \text{const.} = \frac{2}{3}.$$

Welchen Ort umhüllt diese Gerade und wie läfst sich derselbe konstruieren?

IX. Themata der wissenschaftlichen Abhandlungen beim II. Abschnitt der Lehramtsprüfungen aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet waren 56 Kandidaten; zurückgetreten sind 4; mit der Arbeit zurückgewiesen wurden 6; von den 46 Geprüften erhielten die Note I: 8; II: 26; III: 10; IV: 2, d. h. nicht bestanden.)

1. Bestimmung der Bertrandschen Kurven nach Darboux und Bianchi.
2. Die Enveloppe aller Ebenen zu bestimmen, welche ein gegebenes Tetraëder dem Inhalte nach halbieren.
3. Gegeben ist eine Fläche und eine Ebene. Man soll die Kurven auf der Fläche bestimmen, für welche das Stück der Tangente vom Berührungspunkte bis zum Durchstofs mit der Ebene eine gegebene konstante Länge hat.
4. Plötzliche Fixierung eines starren Körpers.
5. Eigenschaften der durch Roentgen- oder Becquerel-Strahlen erzeugten Gasionen.
6. Aufstellung derjenigen Raumkurven, für welche die Länge der Tangenten vom Berührungspunkte bis zu einer festen Ebene konstant ist.
7. Angabe einer Reihe von Fällen, in denen das Quadrat des Längenelements einer Fläche auf die Form $du^2 + 2f du dv + dv^2$ gebracht wird.
8. Dreifache Orthogonalsysteme, die eine Schar von Kugeln enthalten.
9. Die von Thomson angegebene Methode der elektrischen Bilder bietet den Weg zur Aufsuchung der Verteilung von Potential und Elektrizität in einem Felde, das nur Leiter von Kugelform enthält.
10. Brennpunktskurven der Schnittellipsen eines Ebenenbüschels mit einem Ellipsoid.
11. Untersuchung der Reaktionsgeschwindigkeit von Chromsalzen nach verschiedenen physikalischen Methoden.
12. Bewegung eines materiellen schweren Punktes auf der sich um eine feste Axe drehenden Kugelfläche.
13. Differentialgleichungen 3. Ordnung, welche eine dreigliederige Gruppe gestatten und Durchführung ihrer Integration nach der Methode von Lie.
14. Die ganzen Funktionen von x, welche bei Abbrechen von Potenzreihen für $\frac{1}{1+x}$, $(1+x)^m$, e^x, $\log(1+x)$, $\sin x$, $\cos x$ etc. nach dem n^{ten} Gliede entstehen, genügen linearen Differentialgleichungen 1. und 2. Ordnung. (Dieses Thema wurde 3 mal mit Erfolg bearbeitet.)
15. Über die natürlichen Gleichungen von Flächen und Flächenkurven.
16. Aufsuchung spezieller Weingartenscher Flächen.
17. Ein Beitrag zur Theorie der Reihen, welche auf die Fouriersche Weise nach Eigenfunktionen fortschreiten.
18. Hysterisis des Eisens bei der Temperatur der flüssigen Luft.
19. Man untersuche:
    a) die Fläche, welche erzeugt wird durch eine Gerade, die einer spiralen Transformation unterliegt, unter der speziellen Bedingung, dafs die Gerade in einer Ebene senkrecht zur Axe der Transformation liege;
    b) die Fläche, welche die Gerade beschreibt, wenn die spirale Transformation in eine Schraubung an einem geraden Kreiszylinder übergeht.

20. Ein materieller Punkt, der gezwungen ist auf einer Kugelfläche (Mittelpunkt C) zu bleiben, wird von einem Punkte A angezogen, während die Schwerkraft der Linie AC parallel gerichtet ist.
21. Aufstellung der Gleichungen sämtlicher Regelflächen, die in Rotationsflächen verbiegbar sind.
22. Dreifach orthogonale Flächensysteme, welche eine Kugelschar enthalten.
23. Unendlich kleine Deformation von Minimalflächen.
24. Analytische Untersuchung über schiefperspektive Tetraëder.
25. Beweis, dafs auf Flächen, deren Gleichung von der Form $f_1(L, M) = f_2(N, P)$ ist, wo f_1 u. f_2 homogene ganze Funktionen vom gleichen Grade sind und L, M, N, P lineare ganze Funktionen der Koordinaten bedeuten, die Haupttangentenkurven durch Quadraturen darstellbar sind. (Dieses Thema wurde 2mal mit Erfolg bearbeitet.)
26. Der Verlauf der elektrischen Strömung auf Platten und in räumlichen Gebilden, welche mit leitender Flüssigkeit gefüllt sind.
27. Verschiedene Methoden zur Darstellung eindeutiger, stetiger Funktionen einer reellen, bzw. eindeutiger, analytischer Funktionen einer komplexen Veränderlichen durch Reihen rationaler Funktionen etc.
28. Berechnung eines symbolischen Produktes mittels Überschiebungen. (Dieses Thema wurde 3mal mit Erfolg bearbeitet.)
29. Die Korrelation im Raume und ihre speziellen Fälle.
30. Wenn in einer Ebene zwei kollineare ebene Systeme $S_1 S_x$ gegeben sind und in dem einen System S eine beliebige Gerade g angenommen wird, so befinden sich auf der Geraden g zwei Punkte G, G' des Systems S, deren Verbindungsgeraden mit den entsprechenden Punkten $G_x G'_x$ des Systems S_x auf der Geraden g senkrecht sind. (Dieses Thema wurde 2mal mit Erfolg bearbeitet.)
31. 1. Teil: Rein konstruktive Überführung zweier durch je $n+2$ Elemente projektiv aufeinander bezogener Grundgebilde n^{ter} Stufe.
    2. Teil: Beiträge zur Theorie der zyklischen Projektivität.
32. Geschwindigkeit und Beschleunigungsdiagramme des Schubkurbelgetriebes und Konstruktion derselben.
33. Die elektrischen Schwingungen im Innern und Äufsern eines leitenden Rotationsellipsoides.
    In rein mathematischer Behandlung.
34. Die Endpunkte A und B einer starren Strecke auf einer Geraden g bewegen sich respektive auf den Kreisen α, β, die auf einer Kugelfläche liegen. Es soll die Bewegung der Geraden g und deren Punkte geometrisch untersucht werden etc. (Cardanisches oder Hooksches Gelenk.)
35. Behandlung der Theorie des Foucaultschen Pendels mit Hilfe der Hamiltonschen partiellen Differentialgleichung.
36. Über die allgemeine Korrelation n. Ordnung und die Bestimmung der darin auftretenden Coincidenzkurven.
37. Über nicht-euklidische Cykliden, d. h. Flächen des nicht-euklidischen Raumes, welche durch Transformation aus Cykliden des euklidischen Raumes hervorgegangen sind
38. Analytische Darstellung der Zeitgleichung und Diskussion derselben.
39. Zwei Flächen 2. Grades sind durch ihre Gleichungen gegeben. Aufstellung der Bedingung der Schnittkurven und die verschiedenen Lagen der Flächen 2. Grades. (Dieses Thema wurde 2mal mit Erfolg bearbeitet.)
40. Über einen Zusammenhang zwischen den Flächen negativen konstanten Krümmungsmafses und den Flächen, welche Minimalflächen im Cayleyschen Sinne sind.
41. Problem aus der Theorie der kleinen Schwingungen.
42. Nach der Methode des Kundtschen Wellenrohrs ist zu untersuchen, wie die Luftbewegung in offenen Pfeifen von der Weite des Rohres und von einer etwaigen kegelförmigen Erweiterung oder Verengerung abhängt. Die Ergebnisse sind mit der Helmholtzschen Theorie zu vergleichen.
43. Die Physik „Roger Bacos" mit Bezugnahme auf die antiken und arabischen Grundlagen (Doktor-Dissertation.)

Verzeichnis

der vom K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten für den II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den philologisch-historischen Fächern[1]) des Jahres 1906 festgesetzten Themata.

A. Klassische Philologie.

1. Wie zeigen sich die Homerischen Gedichte verwendet bei den alten Erklärern der griechischen Tragiker? Es sind die Scholien zu denselben zu untersuchen:
   1. nach den etwa für den Homertext sich ergebenden Varianten,
   2. besonders aber ihre Verwendung:
      a) für Wort- und Sinnerklärung (Lehren Aristarchs bei Aristonikus, τραγικὴ λέξις des Didymos),
      b) für die bei den Tragikern nach dem Vorbilde Homers gebauten Reden und geschaffenen Situationen,
   3. Feststellung der um des Prunkens mit Gelehrsamkeit willen angebrachten Zitate.
2. Die antiken und modernen Ansichten über den Homerischen Schiffskatalog sollen dargestellt und einer Kritik unterzogen werden mit besonderer Berücksichtigung des Aufsatzes *Κατάπλοι* von Nilson im „Rheinischen Museum“ 1905.
3. Welcher besonderen Mittel bedient sich Euripides zur Erregung des *ἔλεος*?
4. Die Kosmologie der Vorsokratiker.
   Die Arbeit soll auf eigener Durcharbeitung von Diels' Fragmenten der Vorsokratiker beruhen. Die genauere Ausführung darf sich auf eine kleine Gruppe von Philosophen beschränken.
5. Die Frage nach der Echtheit des Dialogs Parmenides. Durch die neueren Untersuchungen von Natorp, Windelband, Gomperz und Altenburg sind so viele und wichtige Gesichtspunkte für die Prüfung der Echtheitsfrage gegeben, dafs eine Neubearbeitung vom Standpunkt des gegenwärtigen Standes der Frage als aussichtsvoll erscheint.
6. Beiträge zur Exegese und Textkritik der Aristotelischen *Ἀθηναίων Πολιτεία*.
7. Die griechischen Bünde (*κοινά*) der hellenistischen Periode, die den Machtbereichen der hellenistischen Monarchien angehören, sollen in ihrer Entstehung und äufseren Entwicklung, in ihrer Verfassung und in ihrem Verhältnis zu den hellenistischen Monarchien auf Grund des neuen inschriftlichen Materials dargestellt werden.
   (Die Untersuchung soll sich demnach auf die Vereinigungen der kleinasiatischen Griechen wie vor allem auf den Bund der Inselgriechen des ägäischen Meeres erstrecken, kann aber allenfalls auch auf den Bund der Inselgriechen beschränkt werden.)
8. Die Hypothese Niebuhrs über die Ahnenlieder wird in neuerer Zeit günstiger beurteilt (vgl. Pöhlmann, aus Altertum und Gegenwart, München 1895 p. 62.)
   Es dürfte daher an der Zeit sein die Frage zu revidieren und durch genaues Eingehen auf die römische Sagengeschichte und die verwandten Erscheinungen bei anderen Völkern festzustellen, ob und inwieweit die Hypothese Niebuhrs berechtigt ist.
9. Rom und König Pyrrhos.
10. Grammatischer Index zu Ennius.
11. Die bei Terenz vorkommenden sprachlichen Ellipsen, mit Ausnahme des Verbums esse, sollen dargestellt und dabei der Sprachgebrauch des Plautus und des Cicero zum Vergleich herangezogen sowie der für Kritik und Exegese sich ergebende Gewinn beachtet werden.

1) Themata aus der deutschen Philologie und der Geschichte wurden für 1906 nicht gestellt, da die für 1904 (u. 1905) gestellten nur vereinzelt Bearbeitung gefunden haben.

12. Das Verhältnis des Lucrez zu Empedokles (ed. Diels, Poetarum, Philosophorum Fragmenta 1901) soll nach den unzulänglichen Versuchen von Hallier und Bästlein (1875), auf Grund selbständiger Sammlung des Materials präzis und erschöpfend dargestellt werden.
13. Cicero de republica und Polybios.
14. Cicero und die griechische Schulrhetorik.
Welchen grundsätzlichen allgemeinen Standpunkt nimmt Cicero in seinen späteren rhetorischen Schriften (De oratore und den folgenden) gegenüber der damaligen griechisch-römischen Schulrhetorik ein, wieweit erkennt er ihre Berechtignng nnd Bedentung für die Ausbildung des Redners an und welche darüber hinausgehenden prinzipiellen Anforderungen stellt er seinerseits an das ihm vorschwebende Ideal eines national-römischen Redners?
15. Die Bildung einer lateinischen philosophischen Terminologie soll an der Hand Ciceros und des Dichters Lucrez im einzelnen dargelegt werden.
16. Die Vorstellungen über Wert des Lebens, Tod und Jenseits in lateinischen und metrischen Grabinschriften.
Erwünscht sind als Anhang einzelne Beiträge zur Ergänzung und Erklärung dieser Inschriften.
17. Es soll aus den Schriften Cassiodors ermittelt werden, was an lateinischen Dichtwerken in der Klosterbibliothek von Vivarium vorhanden war. (Vergl. A. Franz, M. Aurelius Cassiodorius Senator, Breslau 1872, S. 91 f.)
18. Was lehrt uns die Chronik des Theophanes für die Geschichte des Vulgärgriechischen? Ausgabe von C. de Boor.
19. Die vulgärgriechischen Verbalformen in der Chronik des Johannes Malalas sollen gesammelt und aus den bisher bekannten Tatsachen der historischen Grammatik erklärt werden.
20. Über Gebrauch und Formen des Panzers im klassischen Altertum von der homerischen bis in die römische Zeit.
21. Die antiken Theatermasken (Entstehnng, Stil, Entwicklung und Bedeutung ihrer Typen.)
22. „Die archaischen Darstellungen des Auszuges des Amphiaraos und der Leichenspiele des Pelias."
(Auf Grund einer kritischen Sammlung und Erklärung der erhaltenen Darstellungen und ihres Vergleichs mit der Kypseloslade ist die Frage nach dem Entstehungsort der beiden Typen und nach dem Ursprung ihrer Zusammenstellung unter Berücksichtigung der Sagengeschichte zu erörtern.)

Bemerkung: Themata aus der byzantinischen und patristischen Literatur sind beim II. Abschnitte der philologischen Lehramtsprüfung zulässig, wenn sie mit dem klassischen Altertum in näherer Beziehung stehen; doch soll die bloſse Gemeinsamkeit der Sprache als solche nähere Beziehung nicht gelten. Im Zweifelsfalle können die Prüfungskandidaten über die Zulässigkeit eines Themas eine bezügliche Anfrage an das K. Staatsministerium richten.

Verzeichnis

der vom K. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten für den zweiten Abschnitt der Lehramtsprüfung aus den neueren Sprachen im Jahre 1906 festgesetzten Themata.

1. Die klassische Mythologie in der französischen Literatur des 16ten Jahrhunderts.
2. Lillos Einfluſs auf die französische Literatur.
3. Die Geistererscheinungen im französischen Drama des 16ten oder des 17ten Jahrhunderts.
4. Pour quelles raisons Goldoni mérite-t-il d'être appelé le Molière de l' Italie?
5. L' antiquité classique dans l'œuvre de Rabelais.
6. Les idées philosophiques et religieuses dans l' Heptameron de Marguerite de Navarre.
7. La Bible et le romantisme français.

8. Les éléments romantiques dans le mélodrame de Guilbert de Pixérécourt.
9. Les figures par lesquelles s'exprime l'amour dans les tragédies de Corneille, Racine et Voltaire.

---

10. Über John Bales „Chefe Promyses" (Harlitts Dodsley I). Womöglich neue Ausgabe auf Grund des alten Druckes (Brit. Mus. C. 34. c. 2.)
11. Kritik der Schrift von R. Prölss: Von den ältesten Drucken der Dramen Shakespeares (Leipzig 1905.)
12. Die Eigennamen in Chaucers Werken.
13. Vergleichende Studien zum Wortschatz der altenglischen Dialekte und ihrer nächsten Verwandten (des friesischen, altsächsischen, altnordischen etc.)
14. Übersicht über die Allegorien und Personifikationen der mittelalterlichen Literatur Englands (Rosen-Roman, Piers Plowman, Moralitäten etc.)
15. Der Einfluſs Byrons auf die spanische (oder auch italienische, polnische, russische) Literatur.
16. Doppelgliedrigkeit des Ausdrucks in Wycliffes Bibelübersetzung (vergl. Sieper, Reason und Sensuality Bd. II. S. 45 ff.)
17. Das soziale Element in den Romanen der George Eliot.
18. William Morris' Behandlung der Siegfried-Sage in seinem Epos „Sigurd the Volsung."

Themata für den II. Abschnitt der Prüfung aus Mathematik und Physik.

Ein neues Verzeichnis der bereit gehaltenen Themata wurde nicht erstellt.

Zum Kapitel „Unterrichtsvisitationen 1904/05".

Man schreibt uns:

„Aus der im vorigen Heft unserer Blätter erstmals veröffentlichten Statistik der Unterrichtsvisitationen ersehen unsere Vereinsmitglieder, daſs u. a. auch der Arithmetik-Unterricht an der Lateinschule Lindau inspiziert wurde. Wir möchten ergänzend hinzufügen, daſs der durch den Rektor der Realschule Traunstein, K. Studienrat Wilh. Schremmel visitierte Rechenunterricht an dieser Anstalt von Altphilologen gegeben werden muſs, die natürlich darans nicht geprüft sind. Über die Inspektion ist auch ein Ministerialbescheid ergangen, der eine Qualifikation des Arithmetikunterrichtes der betreffenden Altphilologen enthält."

Es wäre für die Vereinsleitung von Intersse zu erfahren, ob noch mehr derartige Fälle vorgekommen sind wie der oben geschilderte.

Bei dieser Gelegenheit zum obigen Kapitel noch folgender Nachtrag: am Gymnasium Weiden fand 24.—26. Mai eine Visitation des Gesamtunterrichtes durch Oberstudienrat Wolfg. v. Markhauser, Mitglied des Obersten Schulrates und Gymnasialrektor a. D., und 26. und 27. Mai eine Visitation des Musikunterrichtes durch V. Gluth, Prof. an der Akademie der Tonkunst in München statt.

(Die Red.)

Berichtigungen zum Personalstatus.

1. S. 38/39 bei Dr. Gebert, Joh. Bapt., G. Pr., M., Straubing muſs es bei der Rubrik: Gymnasialprofessor, wann? wo? heiſsen 1. 1. 98 Straubing statt 1. 1. 01 Straubing.

2. Bei Sattler, Gust. S. 66 muſs es heiſsen: geb. 27. 2. 75 statt 27. 2. 74.

(Die Red.)

Personalnachrichten.

Ernannt: Dr. Joh. Gg. Brambs, Gymnasialprofessor in Eichstätt zum Gymnasialrektor in Münnerstadt; Dr. Ernst Bodensteiner, Gymnasiallehrer in

München (Wilh.-Gymn.) zum Gymnasialprofessor in Eichstätt; Friedr. Schwenzer, Assistent in Blieskastel zum Gymnasiallehrer am Progymnasium Windsheim.

Versetzt auf Ansuchen: Dr. Friedr. Stählin, Gymnasiallehrer in Hersbruck an das Wilhelmsgymnasium in München; Christoph Friefs, Gymnasiallehrer in Windsheim an das Progymnasium Hersbruck.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Joh. Nusser, Gymnasialrektor in Münnerstadt.

b) an Realanstalten: Jos. Steinberger, Gymnasialprofessor a. D. an den Militärbildungsanstalten in München; Dr. Robert Braun, Reallehrer a. D. (Chemie) zuletzt an der Realschule in Weiden; Dr. Aug. Heerwagen, Professor am Realgymnasium in Nürnberg (NW).

Satzungen der Gymnasiallehrer-Vereinigung München.

I. Zweck der Vereinigung.

§ 1. Die Gymnasiallehrer-Vereinigung München hat den Zweck, an ihrem Teile zur Entwicklung des bayerischen Gymnasialschulwesens beizutragen, an der Hebung der Berufstüchtigkeit ihrer Mitglieder und an der Förderung der Interessen des bayerischen Gymnasiallehrerstandes mitzuwirken und eine von kollegialem Geiste getragene Geselligkeit ihrer Mitglieder zu pflegen.

§ 2 Diesen Zweck sucht sie zu erreichen: a) durch Vorträge, Berichte und Besprechungen in ihren Versammlungen; b) durch Veröffentlichungen; c) durch gesellige Veranstaltungen.

II. Mitgliedschaft.

§ 3. Der Gymnasiallehrer-Vereinigung München kann jedes Mitglied des bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins beitreten. Wer die Mitgliedschaft zu erwerben wünscht, hat seine Anmeldung bei dem Vorsitzenden zu bewirken. Jedes Mitglied ist zur Zahlung eines im voraus zu entrichtenden jährlichen Beitrages von M. 1.50 verpflichtet.

§ 4. Die Mitgliedschaft erlischt: a) wenn ein Mitglied dem Vorsitzenden seinen Austritt schriftlich mitteilt; b) wenn ein Mitglied mit der Zahlung seines Beitrages ein Jahr trotz Aufforderung im Rückstand bleibt. Der Austretende ist zur Entrichtung des fälligen Jahresbeitrages verpflichtet. Auf Antrag des Vorstandes kann durch die Versammlung unter Zustimmung einer Mehrheit von drei Vierteln der Anwesenden ein Mitglied aus der Vereinigung ausgeschlossen werden, wenn dessen Verbleiben mit ihren Interessen nicht vereinbar erscheint.

III. Vorstand.

§ 5. Die Gymnasiallehrer-Vereinigung München wird geleitet von einem Vorstande, der aus folgenden Mitgliedern besteht: 1. aus dem ersten und zweiten Vorsitzenden; 2. aus dem Schriftführer; 3 aus dem Kassier; 4. aus fünf Beisitzern.

§ 6. Einer der beiden Vorsitzenden soll Gymnasiallehrer sein. Im Vorstande sollen nach Möglichkeit verschiedene Fächer vertreten sein. — Es ist erwünscht, dafs wenigstens ein Mitglied zugleich Mitglied des Ausschusses des Bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins ist. Der erste und der zweite Vorsitzende, der Schriftführer und der Kassier sollen nicht zugleich auch Mitglieder des Vorstandes des Bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins sein. — Der Vorstand wird in der ersten geschlossenen Versammlung jedes Geschäftsjahres gewählt. Die Wahl erfolgt durch schriftliche, geheime Abstimmung Zur Wahl des ersten und des zweiten Vorsitzenden, des Schriftführers und des Kassiers ist unbedingte Stimmenmehrheit erforderlich. Wird diese in erster Abstimmung nicht erreicht, so werden die zwei Mitglieder, welche die meisten Stimmen erhielten, zur engeren Wahl gestellt. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los. — Scheidet im Laufe des Geschäftsjahres ein Vorstandsmitglied aus, so findet in der nächsten geschlossenen Versammlung Ergänzungswahl statt.

§ 7. Der erste oder in seiner Vertretung der zweite Vorsitzende leitet die Verhandlungen des Vorstandes und die Versammlungen. Er beruft den Vorstand, wenn dies die Lage der Geschäfte erfordert oder wenn zwei Mitglieder des Vorstandes eine Sitzung beantragen. Die Einladungen erfolgen schriftlich mit Angabe der Tagesordnung. Der Vorstand ist beschlufsfähig, wenn aufser dem Vorsitzenden

oder seinem Stellvertreter noch vier Mitglieder anwesend sind. — Über die Verhandlungen des Vorstandes ist eine Niederschrift aufzunehmen, die von dem Vorsitzenden zu unterzeichnen ist.

§ 8. Der erste und bei dessen Verhinderung der zweite Vorsitzende vertritt die Vereinigung nach aufsen. Insbesondere haben beide die für die Presse bestimmten Veröffentlichungen mit ihrer Verantwortung zu decken. Dem Schriftführer obliegt die Erledigung der schriftlichen Arbeiten. Der Kassier führt die Kassengeschäfte; er hat dem Vorsitzenden auf dessen Verlangen jederzeit Einblick in den Vermögensstand zu geben. Die Mitgliederliste hat der Kassier ebenso wie der Schriftführer richtig zu erhalten.

IV. Versammlungen.

§. 9. Die Versammlungen der Gymnasiallehrer-Vereinigung München sind entweder geschlossene oder allgemeine. Zu den geschlossenen Versammlungen haben nur Mitglieder Zutritt; zu den allgemeinen können auch Gäste geladen und eingeführt werden. Jedoch können Mitglieder des Bayerischen Gymnasiallehrer-Vereins nicht öfter als zweimal an Veranstaltungen der Vereinigung als Gäste teilnehmen.

§ 10. Die Versammlung der Mitglieder ordnet die Angelegenheit der Vereinigung durch Beschlufsfassung mit einfacher Mehrheit, soweit nicht in diesen Satzungen anders bestimmt ist. Zum ausschliefslichen Geschäftskreis der Versammlung, in welcher jedes anwesende Mitglied eine Stimme hat, gehört: a) die Wahl des Vorstandes (vgl. § 6); b) die Entgegennahme des vom Vorsitzenden jährlich zu erstattenden Geschäftsberichtes; c) die Entgegennahme des Kassenberichtes und Jahresvoranschlages, die Entlastung des Kassiers; d) die Entscheidnng über gröfsere Ausgaben; e) die Entscheidung über Anträge der Mitglieder an die Versammlung; f) jede Änderung der Satzungen. Die unter a—c genannten Obliegenheiten erledigt die erste Versammlung eines Geschäftsjahres, das vom 1. Januar bis 31. Dezember reicht.

§ 11. Die Versammlungen finden in der Regel monatlich statt; während der Sommerferien dürfen keine geschlossenen Versammlungen stattfinden. Zu den Versammlungen ladet der Vorsitzende unter Mitteilung der Tagesordnung die Mitglieder schriftlich ein. — Anträge von Mitgliedern, die auf die Tagesordnung einer Versammlung gesetzt werden sollen, müssen wenigstens 10 Tage vorher dem Vorsitzenden schriftlich mitgeteilt werden. Über Anträge, die nicht auf der Tagesordnung stehen, kann eine Versammlung nur dann beschliefsen, wenn zwei Drittel der anwesenden Mitglieder sie für dringlich erklärt haben. Eine Versammlung ist beschlufsfähig, wenn mindestens zwanzig Mitglieder anwesend sind. Mufste eine beschlufsunfähige Versammlung vertagt werden, so ist die neu einzuberufende beschlufsfähig ohne Rücksicht auf die Zahl der Anwesenden. Dies ist auf der Einladung ausdrücklich zu bemerken. — Über die Verhandlungen und Beschlüsse der Versammlung hat der Schriftführer eine Niederschrift aufzunehmen, die am Beginn der nächsten geschlossenen Versammlung vorzulesen und nach ihrer Genehmigung durch die Versammlung von dem Vorsitzenden zu unterzeichnen ist. Eine aufserordentliche Versammlung ist vom Vorsitzenden zu berufen, wenn dies 20 Mitglieder unter Angabe des Zweckes und der Gründe verlangen. Zu einem Beschlusse, der eine Änderung der Satzungen enthält, ist eine Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder nötig.

§ 12. Die Auflösung der Gymnasiallehrer-Vereinigung München kann nur erfolgen, wenn in zwei aufeinander folgenden geschlossenen Versammlungen ein darauf abzielender gleichlautender Beschlufs von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder gefafst wird. Die Versammlung, welche die Auflösung beschliefst, entscheidet über die Verwendung des Vermögens in einem dem Zwecke der Vereinigung entsprechenden Sinne.

Diese Satzungen sind am 11. Oktober 1905 von der Versammlung beschlossen worden und traten sofort in Kraft. J. Flierle, z. Z. erster Vorsitzender.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, daſs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Dr. Jakob Hirsch in München.
1 Heinrich Müller, Bremen.
1 Herm. Paetel, Berlin.
1 Pichlers Witwe & Sohn, Wien.
1 Allgem. Verlags-Gesellschaft, München.
1 Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.